Princeton University Library
32101 064062050

Library of

Princeton University.

Theodore F. Sanxay Fund

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Ein und sechzigster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juli.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr

1868.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

Ein und sechzigster Jahrgang.

Zweite Hälfte.

Juli bis Dezember.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

HEIDELBERGER 1868.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

...e der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm von Giesebrecht. Dritter Band: Das Kaiserthum im Kampfe mit dem Papstthum. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). 1868. XXIX u. 1224 S. 8.

Lange mit Ungeduld erwartet, hat das dritte Heft endlich den Schluss des Bandes gebracht, welcher, zu ungewöhnlicher Länge ausgewachsen, zu bequemerer Benutzung auch in zwei Theilen gebunden werden kann. Die Geschichte Heinrich's IV. und V. und des ersten grossen Kampfes zwischen Papstthum und Kaiserthum, hatte wohl das Recht, einen grösseren Raum in Anspruch zu nehmen, und wenn die dramatisch lebendige Zeichnung des Gegensatzes oft beeinträchtigt wird durch die etwas ermüdende Häufung von Zwischenfällen, die den grossen kämpfenden Interessen ferner liegen, so wird doch niemand, der ernstlich in die Geschichte jener Zeit von so welterschütternder Wichtigkeit einzudringen bestrebt ist, darüber klagen: er wird vielmehr dem Verfasser danken, dass er, anstatt durch grelle Gegensätze zu blenden, mit unermüdlicher Ausdauer das volle Bild jener Zeit mit allen Einzelheiten gegeben hat, mit einer Genauigkeit, Vollständigkeit und Sauberkeit, wie es wohl nur Giesebrecht möglich war. Denn von allen Zeiträumen der deutschen Geschichte ist es gerade dieser, mit dem G. sich am meisten, anhaltendsten und gründlichsten beschäftigt, dem er schon eine ganze Reihe vorarbeitender Untersuchungen sowohl über die Thatsachen, wie über die Quellen gewidmet hat. Es ist wahrhaft erstaunlich, welche Fülle bisher unbenutzter Originalquellen, Chroniken, Briefe, Urkunden hier zuerst herangezogen, wie sorgfältig jedes einzelne Document untersucht, an seine rechte Stelle gebracht und verwerthet ist. Manches war in der Sammlung der Monumenta Germaniae neu an's Licht gebracht oder in reinerer Gestalt gegeben, anderes vom Verf. selbst entdeckt und bearbeitet, wie er denn namentlich die wohlverdiente Freude erlebte, dass die von ihm zuerst vor 26 Jahren aus Bruchstücken hergestellten Annales Altahenses während dieser Arbeit in der vollständigen Abschrift Aventins wiedergefunden wurden. Sie sind in den Anmerkungen benutzt, und im Anhang ist die wichtige Stelle über das Jahr 1064 mitgetheilt, neben anderen Actenstücken, von denen einige aus Farfa, und von Dümmler gefundene Verse über die Geldgier der Römer neu, die übrigen in verbesserter Form abgedruckt sind.

854893 (RECAP)
Digitized by Google

Ueber die Schreibart des Verfassers und seine Behandlung des Stoffes brauchen wir hier wohl nicht zu reden, da sie längst hinlänglich bekannt sind und verdiente Anerkennung gefunden haben; die drei Ausgaben der ersten Bände reden deutlich genug. Nur möchte der Wunsch erlaubt sein, in einigen Nebendingen dem Genius der deutschen Sprache mehr Rücksicht zu schenken, und namentlich nicht Jacob Grimm's Manen durch die unerhörte Form Staufener zu erzürnen. Auch gegen die unaussprechbare Schreibart Leosstadt werden wir uns auf J. Grimms schöne Abhandlung über das Pedantische in der deutschen Sprache berufen dürfen. Zu einigem Trost bleibt uns wenigstens die neumodische Schreibart Vergil statt des heimischen und einmal eingebürgerten Virgil erspart.

Die im 10. Jahrhundert beginnende Reform der Kirche war der Gegenstand, welcher schon im zweiten Bande Giesebrechts Interesse vorzüglich in Anspruch nahm, und in dem vorliegenden Bande nimmt dieser Gegenstand mit Recht den vornehmsten Platz ein: den Händen der Kaiser entrissen wird die Reform von dem erstarkten Papstthum selbständig durchgekämpft, ja die hierarchische Beherrschung der Welt wird das Ziel eines Gregor; Jahrzehnte füllten sich mit dem blutigsten Bruderkampf, um endlich mit einem Vertrag abzuschliessen, welcher die Unabhängigkeit der Kirche einen bedeutenden Schritt vorwärts, das deutsche Reich aber seiner Auflösung entgegen führt, zunächst jedoch dem von kirchlicher Seite aus angestrebten Ziele gegenüber noch als ein Gewinn betrachtet werden muss. Giesebrecht ist weit entfernt, die unreinen Elemente zu erkennen, welche sich den Bestrebungen jener Reformpartei beigemischt haben; er hebt namentlich auch die sehr irdischen Motive der rebellischen Fürsten hervor, und spricht es offen aus, wie schlimm schon damals die Folgen davon waren, wenn deutsche Fürsten sich zum Spielball römischer Politik hergaben. Er hat darin gewisse unberechtige Erwartungen getäuscht, und ist auch nicht ohne Anfechtungen geblieben. Wir aber freuen uns vorzüglich der reinen, rücksichtslosen Wahrheitsliebe, der ruhigen tendenzlosen Prüfung und Darstellung der Ereignisse, welche einen Hauptvorzug dieses Werkes ausmacht. Da ist kein Haschen nach überraschenden und geistreichen Vermuthungen, sondern die sorgsamste Erwägung dessen, was die Quellen uns darbieten, Schritt für Schritt belegt und der Nachprüfung dargelegt in den knappen aber ausreichenden Anmerkungen.

Einen besonderen Fortschritt glauben wir in der Charakteristik Heinrich's IV. zu sehen, welcher bei Stenzel, der noch zu sehr unter der Herrschaft der im einzelnen Fall benutzten Quellenschriften stand, ein unvereinbares Gewebe von Widersprüchen darbietet, während er von Floto übermässig in günstiges Licht gestellt ist. Eine gründlichere Würdigung wurde vorzüglich durch

Digitized by Google

die Heranziehung eines viel reicheren Quellenmaterials ermöglicht, und hierdurch ist es auch gelungen, den zahlreichen Persönlichkeiten, welche früher nur als leere Namen figurirten, Leben und Bewegung zu verleihen. Denn so sehr ist Giesebrecht mit der gesammten Litteratur dieses Zeitraums vertraut, dass ihm alle handelnde Personen vertraute Bekannte sind, und dadurch auch wieder in vielen Fällen der Kritik eine sichere Handhabe geboten wird. Sehr viel war hier schon vorgearbeitet durch die zahlreichen Monographieen und Untersuchungen der letzten Jahrzehnte, und mit Freuden sieht man jetzt in der zusammenfassenden Darstellung den grossen Fortschritt unseres historischen Wissens auf diesem Gebiet. Vermisst habe ich unter der ungemein gewissenhaft benutzten Litteratur nur die Dissertation von Gaston Paris über Turpin (Paris 1865, vgl. S. Abel in den Gött. Gel. Anz. 1866 p. 1295—1301), welche für die Geschichte Kalixts II. zu berücksichtigen war, dessen Charakteristik im Gegensatz zu seinen mönchischen Vorgängern übrigens zu den bemerkenswerthesten Theilen des Werkes gehört.

In Bezug auf Gebhard von Würzburg hätte wohl auf den Aufsatz von Hefele im Anz. d. Germ. Mus. f. 1862 Rücksicht genommen worden können.

Am Schlusse des Bandes findet sich auch wieder eine jener vortrefflichen Uebersichten über die Quellen zur Geschichte dieses Zeitraums, wie wir sie aus den früheren Bänden kennen, Uebersichten, welche durchaus auf eigenen Studien beruhen, und immer sehr beachtenswerthe Bemerkungen und Winke enthalten, wie z. B. hier über den Bischof Erlung von Würzburg, welchen G. für den Verf. der Vita Heinr. IV. hält, über die Paderborner Annalen, über Berthold und Bernold u. a. m. Zu den so wichtigen Briefen des Codex Udalrici werden viele Verbesserungen aus Handschriften gegeben, welche die Sehnsucht nach einer neuen kritischen Ausgabe derselben nur steigern. In Bezug auf Bonizo, dessen Todesjahr als noch nicht ermittelt bezeichnet wird, möchten wir an den Verf. die Bitte richten, die betreffende Stelle des Bernold in dessen Münchener Autograph einmal nachzusehen. Denn wenn diese wirklich lange vor Bonizo's Tod geschrieben ist, wie es den Anschein hat, so beruht sie einfach auf einer falschen Nachricht, und darf nicht mit der Veränderung der Jahreszahl als thatsächlich richtig benutzt werden. Zu p. 1018 ist zu bemerken, dass die Correctur »de latebris animae secretioribus« von Dr. Breysig herrührt, in den Thesen zu seiner Diss. de continuato Fredegarii chronico; pellinam aber kann nur ein Schreibfehler für das richtige pellicam sein, welches im gedruckten Text schon steht, während nunc ovinam allerdings eine treffende Conjectur ist. Auf p. 1088 unten wäre Jaffé's Emendation des angeführten Briefes Gregors VII. (Epp. coll. 11) zu berücksichtigen gewesen. In der p. 1100 be-

Digitized by Google

rochenen Stelle Bertholds würde ich für partimque lesen atrimonio.

Auf p. 1107 wird Petrus für Petra wohl nur Druckfehler sein; sehr verwundert aber hat mich p. 78 und 1189 die Trajana, welche Gregor I. erlöst haben soll, da das doch sonst nur von der Seele des Kaisers Traianus bekannt ist.

Doch das sind alles nur geringe Ausstellungen im Vergleiche mit der gewaltigen Masse des Stoffes, welche in diesem Bande zu bewältigen war; hoffentlich wird der Verf. nun mit gleicher Rüstigkeit fortfahren und das begonnene grosse Unternehmen seinem Abschluss in ebenso trefflicher Weise zuführen.

W. Wattenbach.

Das Herzogthum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I. von Wittelsbach. Von Dr. Carl Theodor Heigel und Dr. Sigmund Otto Riezler. München, Lit. art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1867. IV u. 308 S. 8.

Zwei Arbeiten, welche von der philosophischen Facultät zu München mit dem Preise gekrönt worden sind, erscheinen hier zu einem Buch verschmolzen, und dem gemeinsamen Lehrer W. v. Giesebrecht gewidmet. Die Schüler machen dem Lehrer Ehre; sie haben ein vortreffliches Seitenstück zu den Arbeiten Steindorffs und Weilands über das sächsische Herzogthum geliefert, Arbeiten wie sie durchaus nothwendig sind, um für die Verfassungsgeschichte festeren Boden zu gewinnen. Dr. Heigel hat den erzählenden Theil bearbeitet, den Uebergang des Herzogthums Bayern vom Geschlechte der Welfen an das Haus Wittelsbach, und damit einen Excurs über das Leben des Pfalzgrafen Otto vor seiner Erhebung zum Herzog verbunden — einen Excurs der eigentlich nicht dahin gehört, aber immerhin willkommen ist, besonders wegen der Regesten, da Boehmers Wittelsb. Regesten erst 1180 beginnen. Dr. Riezler hat dann die herzogliche Gewalt in Bayern unter Heinrich und Otto einer genauen Untersuchung unterzogen und die gesammte Hausmacht der Welfen und Wittelsbacher festzustellen gesucht, so weit es nach dem vorhandenen urkundlichen Material möglich ist; nicht nur die gedruckten Sammlungen sind herangezogen, sondern auch die Originalien des Reichsarchives.

Eine Polemik ist besonders gegen die früher gangbare Ansicht gerichtet, dass bei dem Sturze Heinrichs des Löwen auch das Herzogthum Bayern absichtlich gemindert und zerstückelt sei, und die Widerlegung dieser Ansicht kann man wohl als vollkommen gelungen bezeichnen; nur die Lösung des Lehensverbandes der Andechser und die durch die Erhebung Ottokars von Steier zum

Digitized by Google

Herzoge erfolgte völlige Abtrennung des Traungau's lassen sich mit einiger Sicherheit nachweisen. Uebrigens behielt das bayerische Herzogthum seine eigenthümlich hervorragende Stellung, und wir finden nach wie vor die Landtage der Herzoge gesucht von den Bischöfen und Magnaten, welche dort ihre Streitigkeiten zum Austrag bringen. Da sich nun der Begriff der Amtsgewalt im 12. Jahrhundert kaum irgendwo gegen die herrschende Anschauungsform des Lehensverbandes zu behaupten vermochte, so hat wohl dieses kräftige Festhalten der alten Herzogsgewalt geführt zu der hier nachweisbaren Lehenshoheit des Herzogs über die Grafschaften. Wie sich nun aus mangelhaften Spuren herzogliche Kammergüter nachweisen lassen, die auf die Säcularisation Herzog Arnulfs zurückgehen, wie aus Grafschaften, Alloden, Lehen und Vogteien die Hausmacht sich zusammensetzte, darauf wollen wir hier nicht weiter eingehen, und uns nur auf die Berichtigung einiger Versehen beschränken.

Auf p. 12 wird der Archidiaconus Heinrich von Salzburg, der Verf. der an den Erzbischof Adalbert gerichteten Klagschrift, ohne alle Umstände identificirt mit dem zum Gegenbischof gewählten Propst Heinrich von Berthersgadem, und ihm deshalb ein Gesinnungswechsel vorgeworfen; aber was haben denn diese beiden Prälaten mit einander zu schaffen? — Auf p. 109 ist schon in den Berichtigungen der kaiserliche Gesandte zum Candidaten umgewandelt, aber es bleibt der auffallende Umstand, dass dieser ein Pallium anziehen will, was bei der damaligen Gestalt dieser kirchlichen Auszeichnung wohl nicht gut möglich war; im lateinischen Text steht mantum. Uebrigens sind in dieser ganzen Darstellung die Angaben der Alexandriner wohl zu bereitwillig für baare Münze genommen, und selbst die Wahrheit zugegeben, macht in der feierlichen Anzeige einer Papstwahl die ungeheure Heiterkeit über das Unglück, welches dem Gegner bei seiner Toilette begegnet war, eben keinen vortheilhaften Eindruck auf den Leser, wie denn auch sehr eifrige Anhänger der Reform und kirchlichen Freiheit lange in Zweifel blieben, wohin sie sich zu wenden hätten.

Auf p. 110 finden wir einen Cardinalbischof von Frascati. Nun finde ich es schon zu viel, wenn man den altehrwürdigen Cardinalstitel von Praeneste in Palestrina umwandelt, aber statt Tusculum Frascati zu setzen, ist doch geradezu ein Fehler. Wir hätten sonst auch von Grafen von Frascati zu reden, und müssten von der Ueberlieferung von Frascati an die Römer durch Heinrich VI. reden, was geradezu widersinnig wird.

Druckfehler sind p. 136 Reichenberg statt Reichersberg, p. 177 Gerrho statt Gerhoh, aber schlimmer ist p. 205 bei Dr. Riezler der archidux Ottokar, ein Lesefehler statt archidiaconus, der einst viel unnützen Lärm verursacht hat, und im Urkundenbuch des Landes ob der Enns 1, 317 verbessert ist. Auch können wir

Digitized by Google

uns schwer überzeugen, dass (p. 256) dem Vogt des Bisthums Freising die eherechtlichen Angelegenheiten zugewiesen waren, welche sonst dem Official zufielen. Bei der Einsicht der Urkunde selbst ergiebt sich, dass es sich um Ehen von Gotteshausleuten mit Unfreien oder fremden Hintersassen zum Schaden des Kirchengutes handelt, Dinge die mit dem eigentlichen Eherecht nichts zu thun haben.

Doch genug von diesen Ausstellungen, welche nur Einzelheiten betreffen. Schliesslich aber möge es bei dieser Gelegenheit vergönnt sein, auf eine merkwürdige Stelle hinzuweisen, welche meines Wissens bei den Untersuchungen über das sächsische Herzogthum noch keine Berücksichtigung gefunden hat. Johannes Busch erzählt nämlich in seiner Schrift über Klosterreformen, welche voll von merkwürdigen Nachrichten ist, und wohl eine neue handliche Ausgabe verdiente, bei Leibn. 2, 944, dass nach altem Herkommen man von einem westfälischen Freistuhl sich berufen konnte an den Herzog von Sachsen auf der Lauenburger Brücke, und von ihm an den Kaiser. Busch erscheint wirklich auf der Gerichtsbrücke, und lässt, da sein Widersacher, der Lübecker Rath, nicht erscheint, einen notariellen Act aufnehmen. Darauf hört der Herzog in Sachsen in der That beide Parteien in Lauenburg, Busch verlangt für einen im Kerker der Lübecker gestorbenen Mann 1000 Mark und einen silbernen Mann. Die Sache kommt, wie so oft bei mittelalterlicher Justiz, nicht zur Entscheidung, den Lübeckern aber werden viele Wagen, die beladen von Frankfurt kommen, angehalten und geplündert. Diese Spur eines anscheinend sehr alten Gerichtsverfahrens möchte ich der Beachtung empfehlen.

W. Wattenbach.

Regesten zur Schlesischen Geschichte. Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens herausgegeben von Dr. C. Grünhagen. Abth. I—III. Breslau, Josef Max & Comp. VIII und 194 S. 4.

Den in diesen Jahrbüchern schon früher besprochenen Regesten des Bisthums Breslau bis 1302 lässt der ungemein thätige Verf., der zugleich Professor an der Universität und Vorstand des Provinzialarchivs ist, die umfassenderen Regesten zur schlesischen Geschichte folgen, welche den 7. Band des Codex Diplomaticus Silesiae bilden sollen (der wohl in mehrere Theile wird zerfallen müssen) und jetzt bis 1238 geführt sind. Auswärts ist die schlesische Geschichte wenig bekannt und beachtet, und es ist zu hoffen, dass diese Arbeit ihr grössere Aufmerksamkeit zuwenden werde; man wird nicht ohne Ueberraschung sehen, welcher reiche Schatz von Urkunden (bis jetzt sind 521 verzeichnet) hier vorhanden ist,

Digitized by Google

und wie sehr diese Urkunden die meisten anderen Sammlungen an Wichtigkeit übertreffen, indem sie uns das Eindringen deutscher Bevölkerung und deutscher Rechtsverhältnisse Schritt für Schritt offen darlegen. Stenzel hat schon viele dieser Urkunden veröffentlicht und trefflich erläutert, aber weit mehr sind bis jetzt unbekannt geblieben, und die chronologische Darlegung des ganzen Vorraths macht die Benutzung erst recht fruchtbar, gewährt den vollen Einblick in diese Eroberung des Landes auf friedlichem Wege. Das Bedürfniss eines solchen Verzeichnisses hat sich natürlich längst fühlbar gemacht, der schon von Stenzel lebhaft ausgesprochene Wunsch darnach wurde, nachdem der Unterzeichnete 1855 nach Breslau gekommen war, innerhalb des Vereins für schlesische Geschichte, dessen Präses damals der Prof. Roepell war, nachdrücklich wiederholt, und die Herstellung von Regesten bis 1355 zum Beschluss erhoben. Durch gemeinsame Arbeit der Mitglieder glaubte man anfangs zum Ziele kommen zu können; es sollten auch nur die schon gedruckten Urkunden kurz verzeichnet werden. Allein wenn auch von einzelnen Mitgliedern schätzbare Beiträge einliefen, so zeigte es sich doch bald, dass man auf diesem Wege nicht weit kommen würde. Man musste sich entschliessen, die Beschränkung auf gedruckte Urkunden fallen zu lassen, und sofort an die weit grössere Aufgabe zu gehen, das ganze urkundliche Material des Provinzial-Archivs und der städtischen Archive chronologisch zu verzeichnen. Dem Vorstand des Provinzial-Archivs fiel damit bald die ausschliessliche Leitung der begonnenen Arbeiten zu, an welchen einige jüngere Gelehrte sich eifrig betheiligten. So gelang es eine gewaltige Menge von Zetteln zusammenzubringen, welche jedoch Grünhagen in seinem Vorwort etwas unüberlegt als von bewunderungswürdiger Vollständigkeit bezeichnet. Ihm selbst muss am besten bekannt sein, wie viel noch fehlte; es waren namentlich die polnischen Quellen noch fast gänzlich unberührt, da auf Beschaffung dieser wichtigen Abtheilung der Regesten durch ein Mitglied des Vereins Hoffnungen erregt waren, die nicht erfüllt wurden. Auch war mir das Dom-Archiv nicht zugänglich geworden. Ferner hat Grünhagen aus Böhmen durch Reisen und persönliche Verbindungen früher unbekannte Urkunden von bedeutendem Werth gewonnen, und nach allen Seiten hin eine lebhafte Thätigkeit entwickelt. Ich glaubte auf diese Verhältnisse etwas näher eingehen zu müssen, weil in einer gehässigen Kritik im Lit. Centralblatt (p. 1270) die Vermuthung ausgesprochen ist, »der Herausgeber habe das von verschiedenen Händen bereit gelegte Material ohne Weiteres abdrucken lassen.« Da kein anderer so gut wie ich wissen kann, wie wenig das der Fall ist, so fühle ich mich verpflichtet, einer solchen in hohem Grade ehrenrührigen Beschuldigung entschieden entgegen zu treten, und Umstände zu berühren, die sonst nicht hierher gehören würden. Wäre das gesammelte

Digitized by Google

Material einigermassen druckreif gewesen, so würde ich nicht 1862 meinen als Probe veröffentlichten Anfang der Regesten nur bis 1123 geführt haben; die zunächst noch übrig bleibenden Aufgaben habe ich damals schon (Zeitschr. des Vereins für schles. Gesch. 4, 338) bezeichnet. Es handelte sich in diesem Zeitraum, wo Urkunden noch sehr selten sind, vorzüglich um die Prüfung und Ordnung annalistischer Nachrichten, für welche seit der Ausgabe der polnischen Annalen in den Mon. Germ. noch eine neue Ueberarbeitung nothwendig geworden ist; aber auch in der folgenden Periode, in welcher der Vorrath an Urkunden reissend wächst, blieb dem Herausgeber noch fast alles zu thun übrig. Die Auszüge waren fast sämmtlich nur zur vorläufigen Orientirung genügend; keiner konnte abgedruckt werden, ohne noch einmal auf die Quelle desselben zurückzugehen. Es ist das geschehen, und die vorliegenden Regesten bieten uns vollständige und verständig gearbeitete Auszüge mit Angabe der Zeugen. Dass, wie in jener Recension gesagt wird »auf neuere Urkundenwerke z. B. auf Huillard-Bréholles hist. dipl. Fred. II. gar nicht verwiesen wird«, ist einfach nicht wahr, und geradezu lächerlich für jeden, der nur in den Regesten blättert. Jenes Beispiel ist eben das einzige, und betrifft eine Urkunde, die aus verschiedenen Abdrücken längst bekannt ist. Eine fehlende Urkunde ist bis jetzt nicht nachgewiesen.

Dem Herausgeber aber lag nach der Sammlung des Stoffes erst eine besonders schwierige Aufgabe vor, nämlich die Kritik. Die verschiedenen Orden, welche in Schlesien ansässig waren, haben mit einander gewetteifert in Fälschungen, und eine grosse Menge von Urkunden, welche z. B. von Sommersberg und Büsching ohne irgend eine Bemerkung abgedruckt waren, sind unzweifelhaft unecht, andere aber entweder zweifelhaft oder interpolirt. Auf diesem Felde war bisher nur gelegentlich hier und da etwas geleistet worden, unter andern von Grünhagen selbst in seiner Untersuchung über die Stiftung des Klosters Leubus; im Zusammenhang aber nirgends. Verdächtige Urkunden einfach wegzulassen, wäre ein Fehler und würde die Regesten nahezu unbrauchbar machen. Nicht nur sind ganz grobe Fälschungen später beglaubigt und bestätigt, und haben praktisch die wichtigsten Folgen gehabt, sondern die Kenntniss dieser Urkunden ist auch schon desshalb nicht zu entbehren, weil sie später überall harmlos benutzt sind und man mit Recht eben hier Aufklärung darüber sucht. Ausserdem liegt in der Regel irgend eine echte Urkunde zu Grunde, sie ist oft nur erweitert, und in vielen Fällen bleibt die Entscheidung zweifelhaft. Auch die Aussonderung der unechten Urkunden ist desshalb kaum möglich, und da hierdurch auch die Uebersicht des Materials gestört würde, bleibt nur übrig sie einzureihen, natürlich mit der Bezeichnung als unecht oder verdächtig, und ich habe dasselbe gethan. Grünhagen hat die ganz verwerflichen durch kleineren Druck unterschieden, nur verdächtige aber natür-

Digitized by Google

lich nicht. Er ist aber noch einen Schritt weiter gegangen, und hat namentlich auch meinen Anfang der Regesten erweitert, indem er in kleinerem Druck auch offenbar fabelhafte Nachrichten späterer Chronisten aufgenommen und berücksichtigt hat, in vielen Fällen auch in der Lage war, die Herkunft der Fabel nachweisen zu können. Dieses Verfahren ist besonders dankenswerth, und verdient wegen der grossen und wenig erquicklichen Mühe die darauf verwandt ist, vorzügliche Anerkennung, mit Bezug auf die besonderen Verhältnisse Schlesiens.

Es ist nämlich eine ältere Verordnung König Friedrich Wilhelm's IV., welche die Anlegung von Ortschroniken vorschreibt, und in den meisten Gegenden wenig Wirkung gehabt hat, in Schlesien vorzüglich durch den Regierungs-Präsidenten von Viebahn von neuem in Erinnerung gebracht, worauf die geängsteten Magistrate sich überall nach Historiographen umgesehen, und nicht unbedeutende Mittel auf die Geschichten ihrer Städte verwandt haben. Gewöhnlich wurde zunächst der Provinzial-Archivar um Auskunft angegangen, aber die urkundlichen Daten genügten in der Regel nicht dem Localpatriotismus, der sich nicht entschliessen konnte, auf die Fabeln der alten Chronisten zu verzichten; Märchen, die man längst abgethan wähnte, tauchten fortwährend in neuer Gestalt wieder auf. Grünhagen hat sich mit dieser Hydra in einen erbitterten Kampf eingelassen, er hat von einem der alten Fabeler, dem schon oft entlarvten Lügenschmiede Hosemann die spolia opima davon getragen, und eine eigene Anleitung zur Abfassung von Städtechroniken veröffentlicht. Allein es hält schwer, den halbwissenden Litteraten zu bessern; hat doch selbst Erben die unglaublich abgeschmackte Urkunde Reg. 12 in seine böhmischen Regesten ohne Bemerkung aufgenommen. Da nun aber die Regesten doch, je weiter sie fortschreiten, um so weniger von den Stadtchronisten ganz übersehen werden können, so ist die Aufnahme und Kennzeichnung der Fabeleien und grundlosen Angaben in der That verdienstlich, während die Zusammenstellung derselben ebenfalls nicht ohne litterarhistorisches Interesse ist.

Ein nicht unerhebliches kritisches Resultat, welches Grünhagen durch eine kühne Razzia in das bis dahin unzugängliche Archiv der Malteser in Prag, und die Entdeckung einer Urkunde des Breslauer Bischofs Sirozlaw von 1189 gelungen ist, besteht in der Tilgung des Bischofs Franco, und dem Nachweis des Irrthums, durch welchen er in die Reihe der Bischöfe eingedrungen ist, die er nun mit seinem Cumpan Magnus verlassen muss. Diese ganze Untersuchung, welche über das Verhältniss und die Entstehung der alten Bischofscataloge erwünschtes Licht verbreitet, ist am Schlusse des ersten Hefts und dreizehnten Jahrhunderts eingelegt.

Wollten wir uns hier in Einzelheiten einlassen, so würden wir wohl einige Ausstellungen zu machen haben, die sich jedoch

Digitized by Google

nur auf Aeusserlichkeiten beziehen, wie z. B. den Wechsel zwischen der urkundlichen Namenform Mesco oder Miseco, und dem durch Dlugoss aufgebrachten, ganz verschiedenen Namen Mieczyslaw, der billig ganz beseitigt werden sollte*), und allerlei kleine Anstösse, die jedoch für Leser dieser Blätter kein Interesse haben können. Nur das möchte noch hervorzuheben sein, dass bei gedruckten Urkunden doch anzuführen wäre, woher der Druck stammt, und ob und wo ein Original oder alte Abschrift noch vorhanden ist, was nur hin und wieder geschehen ist. Bei der Fülle kleiner kritischer Untersuchungen über die dürftigen Angaben der Annalen und Chronisten werden häufig abweichende Ansichten möglich sein, und es wird auch bei diesem Werke so wenig wie bei anderen, die so umfassende und zugleich so minutiöse Arbeit erfordern, an Fehlern und Schwächen gänzlich fehlen, doch ist bis jetzt nichts irgend erhebliches bezeichnet. Wer aber nicht nur mit kritischer Brille nach Mängeln sucht, sondern zu eigener ernstlicher Arbeit der Regesten sich bedienen will, der wird, vorzüglich wenn sein Gedächtniss noch in den früheren Zustand der Dinge hinaufreicht, die dargebotene Gabe mit Dank aufnehmen, und in Schlesien am wenigsten wird man den Werth derselben verkennen dürfen. Wir hoffen daher auf baldige Fortsetzung und unverdrossene weitere Fortführung desselben. **W. Wattenbach.**

Bibliotheca Rerum Germanicarum. Tomus quartus. Monumenta Carolina edidit Philippus Jaffé. Berolini apud Weidmannos. 1867. VIII und 720 S. gr. 8.

Mit ausserordentlicher Energie betreibt der Professor Jaffé sein grosses Unternehmen. Jedes Jahr ein solcher stattlicher Band, das ist eine ungewöhnliche Leistung, wenn man erwägt, dass in jedem Bande bedeutende kritische Aufgaben gelöst sind, dass ausgedehnte Reisen und mühsame handschriftliche Studien für Beschaffung des Materials nothwendig waren. Die Auswahl hängt natürlich nicht ganz von dem Willen des Herausgebers ab, sondern muss sich zum Theil auch nach zufälligen Umständen richten. Während daher in diesem Bande Einhards Briefe in die Zeit Ludwigs des Frommen fallen, fehlt dagegen vieles, was Karl den Grossen angeht; es wäre, alles in einem Bande zu geben, unmöglich gewesen, und die Briefe von und an Alkuin, welche man zunächst besonders wünschen würde, erfordern theils umfassende Vorarbeit wegen der Art der weit zerstreuten Handschriften, theils sind sie

*) Ausführlich und lehrreich handelt darüber Zeissberg: Miseco I. p. 85 ff. (Aus dem 38. Bande des Archivs f. Kunde Oesterr. Geschichtsquellen).

Digitized by Google

umfangreich genug, um den Kern eines eigenen Bandes bilden zu können, dem es an hinreichendem Beiwerk aus der reichen karolingischen Litteratur nicht fehlen würde. Ein solcher Band würde sehr erwünscht sein, und wird hoffentlich nicht lange ausbleiben.

Den vorliegenden Band eröffnet der Codex Carolinus, jene hochwichtige Sammlung päbstlicher Schreiben an Karl den Grossen und seine Vorgänger, welche Karl selbst 791 veranlasste, weil die auf Papyrus geschriebenen Briefe von geringer Dauerhaftigkeit waren. Die noch erhaltene, an Jaffé mit rühmlicher Liberalität zur Benutzung übersandte Wiener Handschrift, ist wie dieser in der Vorrede nachgewiesen hat, eine für Erzbischof Willibert von Cöln (870—889) besorgte Abschrift. Von einer zweiten Abtheilung, welche nach den Eingangsworten die kaiserlichen Schreiben enthalten sollte, ist leider jede Spur verloren. Die Wiener Handschrift liegt allen Ausgaben zu Grunde, aber mit den sehr willkürlichen Aenderungen, welche Seb. Tengnagel vorgenommen hat, weil er an der schlechten Latinität Anstoss nahm. Auch wo die Handschrift selbst benutzt ist, haben die Herausgeber nach alter Weise die vulgata unverändert gelassen, und die Lesung der Handschrift in die Noten gesetzt. Wir erhalten also hier die erste wirklich und genau aus dem Codex geschöpfte Ausgabe. Der alte Schreiber hat leider nicht nur versäumt, die Briefe chronologisch zu ordnen, sondern auch die Daten weggelassen, welche freilich in päbstlichen Schreiben am untersten Rande zu stehen pflegten, und desshalb zuerst der Zerstörung ausgesetzt waren. Jaffé hat sehr sorgfältig die Kennzeichen aufgesucht, nach welchen die Zeitfolge der Briefe sich bestimmen lässt, und sie danach geordnet. Darauf folgt eine sehr dankenswerthe Sammlung von 52 Briefen, die von Karl ausgegangen sind oder näheren Bezug auf ihn haben, und bisher an sehr verschiedenen Orten zerstreut waren, grösstentheils mit Benutzung der Handschriften verbessert. Neu sind darunter 7 Briefe des Schottenmönches Dungal aus dem Cod. Harl. 208, welche Froben, während er den übrigen Inhalt der Handschrift für seine Ausgabe der Alkuinischen Briefe benutzte, nicht erhalten und also auch nicht mitgetheilt hatte. Es ist schon von dem Ref. im Lit. Centralblatt p. 1268 hervorgehoben, dass hier einige Erörterungen und eine Untersuchung über die Persönlichkeit Dungals und seine Lebensgeschichte erwünscht gewesen wären. Hoffentlich geben diese Briefe zu einer Monographie über den gelehrten Iren Veranlassung.

Hierauf folgen die Briefe Einhards, willkommen, wenn sie auch nicht in Karls Zeit gehören. Sie waren nach der ersten Ausgabe von Duchesne zuerst von Teulet nach der einzigen Handschrift berichtigt, welche aus Einhards Kloster zu Gent über Laon nach Paris gekommen ist. Als Muster hatten die Mönche die Briefe

Digitized by Google

ihres gelehrten Abtes nebst einigen anderen gesammelt, und deshalb leider die Eigennamen meistens fortgelassen; auch ist die Handschrift beschädigt und die Briefe dessbalb lückenhaft. Jaffé hat die Handschrift von neuem sorgfältig verglichen, und die Beziehungen der Briefe festzustellen gesucht. Ganz vorzüglich aber ist Einhards Lebensgeschichte genau und scharfsinnig erörtert in der nun folgenden Einleitung zu dessen Vita Karoli. Namentlich ist dabei auch der hier zuerst correct nach der Kopenhagener Handschrift abgedruckte Prolog von Walafrid Strabo benutzt, welchen merkwürdiger Weise Pertz auch noch in der neuesten Ausgabe der Vita vollständig ignorirt. Man hatte diese Pertzische, auf 60 Handschriften gestützte Ausgabe bisher allgemein als mustergültig betrachtet, und es überrascht daher nicht wenig, in Jaffé's Vorwort den bündigen und unwidersprechlichen Nachweis zu finden, dass bei jener Ausgabe eine keineswegs vorzügliche Handschrift einseitig zu Grunde gelegt ist und die besseren Lesarten oft und zwar an wichtigen Stellen in den Noten sich finden. Mit Hülfe einer unbenutzt gebliebenen Pariser Handschrift ist es Jaffé nun gelungen, einen vorzüglichen Text geben, der auch in besonderem Abdruck (zu $7\frac{1}{2}$ Sgr.) zu haben ist.

Auf diese mit Recht seit alter Zeit berühmte und hochgeschätzte Biographie des grossen Kaisers folgt das Lobgedicht des Poeta Saxo, denkwürdig besonders als Zeugniss der so rasch in Verehrung ihres Siegers umgewandelten Gesinnung des Sachsenvolkes, und die anmuthige Anecdotensammlung des Monachus Sangallensis, welche durch Benutzung von zwei Repräsentanten einer abweichenden Handschriftenclasse nicht unbedeutend verbessert und ergänzt werden konnte. Den Schluss endlich bildet die bisher nur in Graff's Althochd. Sprachschatz gedruckte Visio Karoli, deren deutsche Wörter Müllenhoff erläutert hat.

Nur in kurzen Umrissen haben wir von dem reichen Inhalt dieses Bandes Rechenschaft gegeben. Von grösstem Werthe ist es, so wichtige Geschichtsquellen in handlichen, auch mit sorgfältigen Registern versehenen, sauberen Ausgaben zu besitzen, und ganz vorzüglich sind es die so lange und so arg vernachlässigten Briefsammlungen, deren Mittheilung als eine wahre Wohlthat empfunden wird. Wir wollen nicht vergessen, auch der Verlagshandlung den Dank dafür auszusprechen, dass sie sich vor dem kostspieligen und weit aussehenden Unternehmen nicht gescheut hat, und durch vortreffliche Ausstattung ihren Antheil daran redlich erfüllt. Je mehr bei wachsender Bändezahl die Fülle des werthvollen, unentbehrlichen Materials anwächst, desto entschiedener muss auch diese Sammlung in allen historischen Bibliotheken Eingang finden; auch in Frankreich und England beginnt sie schon Aufmerksamkeit zu erregen. Möge dem Herausgeber noch lange die rüstige, das gewöhnliche Maass weit übersteigende Arbeitskraft beschieden sein,

Digitized by Google

wodurch allein die Weiterführung des grossen Unternehmens in der bisherigen Weise möglich ist. **W. Wattenbach.**

Urkundenbuch der Familie Teufenbach. Im Auftrage des Mähr. Landes-Ausschusses herausgegeben von Vincenz Brandl, Mähr. Landes-Archivar. Brünn 1867. In Commission bei A. Nitsch. XX u. 367 S. nebst 14 S. Index. 4.

Der mährische Landes-Ausschuss hat im würdigen Anschluss an das Vorbild des Grafen Mittrowsky der Landesgeschichte seit langer Zeit mit grosser Liberalität die einsichtigste Förderung angedeihen lassen, und es wird dem mährischen Lande und seinen Ständen immer zu besonderem Ruhme gereichen, dass hier unter allen Ländern des ehemaligen deutschen Bundes zuerst ein Urkundenbuch herausgegeben, hier zuerst ein Historiograph angestellt wurde. In Schweden und in Rom wurden durch den Benedictiner P. Beda Dudik auf Kosten der Landstände Forschungen über die mährische Geschichte angestellt und veröffentlicht. Das Landes-Archiv wurde unter der umsichtigen Leitung des leider so früh verstorbenen Ritters v. Chlumecky der lebendige Mittelpunkt aller auf die Landesgeschichte gerichteten Bestrebungen, während daneben auch die historisch-statistische Section der k. k. Ackerbaugesellschaft unter der Vorstandschaft des hochverdienten Oberfinanzraths d'Elvert eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfaltete und noch zu bethätigen fortfährt. Von besonderer Wichtigkeit war die von Boczek begonnene, von Chlumecky und Chytil fortgesetzte Durchführung der Communal- und Privat-Archive des Landes, über deren Ergebnisse 1856 ein erster Band erschien, welchem leider kein zweiter gefolgt ist. Die zweite Hälfte dieses Bandes bildete die aus dem Pirnitzer Schlossarchiv entnommene Correspondenz des Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Rambald von Collalto, vorzüglich mit Ferdinand II. und Wallenstein. Die Schätze dieses Archivs waren damit noch lange nicht erschöpft, und gegenwärtig wird uns aus demselben das Tiefenbachische Archiv dargeboten. Dieses war (was auffallender Weise in der Vorrede nicht erwähnt ist) von Boczek daselbst gefunden, und 193 Urkunden daraus von Boczek und Chytil excerpirt worden (die Regesten der Archive im Markgrafthum Mähren 1, 206. 213). Die Urkunden, welche mit dem Jahre 1293 beginnen, beziehen sich mit wenigen Ausnahmen auf die Steiermark, aus welcher die Familie stammt, und haben nur für diese ein locales Interesse, die Steiermärker haben den mährischen Herren Ständen für die Drucklegung zu danken. Auf p. 296 beginnen mit dem J. 1585 einige Documente, welche geschichtliches Interesse

Digitized by Google

haben, weil sie sich das Commando des Kristof von Tiefenbach in Ungarn gegen die Türken beziehen. Im Jahr 1586 war Kaiser Rudolf II. in Verlegenheit wegen der »türkischen Verehrung« und sandte denselben Kristof von Tiefenbach nach Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zu einem Darlehen zu bewegen. Seine Instructionen und seine Berichte über diese erfolglos gebliebene Reise finden sich p. 317—328; sie beziehen sich auch auf die Zusammenkunft protestantischer Fürsten mit dem König von Dännemark zu Lüneburg. Im folgenden Jahr 1587 war derselbe Staatsmann Geschäftsführer des Erzherzogs Maximilian bei seiner Bewerbung um die polnische Krone, und auch darüber hat sich seine Correspondenz erhalten (p. 331—356).

Leider ist der Abdruck der Documente nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit erfolgt. Augenfällige Fehler sind nicht selten, wie p. 236 der bekannte Cardinal Bessarion in »Bosmarion« kaum zu erkennen ist; p. 304 lautet die erste Zeile: yn eher nun dise zu guetem und bracht wurde yn besser es wäre, statt: ye eher ... end ... ye besser; und die letzte: ut de trasitu Tartarum cesti et explorati alipuid habeamus, was sich freilich jeder leicht selbst verbessern kann. Oft sind die Abkürzungen beibehalten, was kaum einen erdenklichen Nutzen haben, wohl aber manchen irreführen kann; am wenigsten zu billigen ist p. 351: e Xa'io statt ex animo. Die Beispiele liessen sich leicht sehr vermehren, und es hat offenbar an Sorgfalt der Correctur gefehlt.

Vorausgeschickt ist eine Skizze der Tiefenbach'schen Familiengeschichte, namentlich etwas ausführlichere Nachrichten über jenen Hofkriegsrath Kristof. Den Schluss bildet das Testament des Feldmarschalls Freiherrn Rudolf von Tiefenbach oder Teuffenbach vom 24. Juli 1650, in welchem für den Fall des Aussterbens des Mannsstammes eine Ritterschule für den mährischen Adel, »ohne sonderbare Einmischung einiges geistlichen Ordens« angeordnet wird. Der vorgesehene Fall ist eingetreten; die vermachten Güter aber sind stiftungswidrig dem Theresianum in Wien überwiesen worden, was in der Einleitung hervorgehoben wird, nicht ohne die Hoffnung, dass dieses alte Unrecht zum Besten des Landes noch wieder gutgemacht werden könne. **W. Wattenbach.**

Heinrich von Melk herausgegeben von Richard Heinzel. Berlin 1867. SS. VIII. 154.

Heinrich, der vor 1163, wie Lachmann aus der Erwähnung des Abtes Erkenfrit von Mölk nachgewiesen hat, sein Gedicht von des tödes gehugede, und später ein unvollständig erhaltenes vom Priesterleben schrieb, gehört zu den wichtigsten Erscheinungen aus

Digitized by Google

der Zeit des Uebergangs von der geistlichen zur weltlichen Dichtung, aus dem ersten Abschnitte der mittelhochdeutschen Zeit. Er verband seine religiösen Ermahnungen mit Bildern aus dem wirklichen Leben, die er mit einer — auch bei anderen österreichischen Dichtern besonders hervortretenden — scharfen Beobachtung und glänzenden Darstellungsgabe ausgeführt hat. So hat nicht nur die Literaturgeschichte, sondern auch die allgemeine Culturgeschichte an seinen Werken werthvolle Quellen vor sich. Bisher waren beide Gedichte, wenn auch mehrmals, doch stets in Sammelwerken veröffentlicht worden: jetzt hat Heinzel sie für sich bearbeitet, in einer Weise, die den Wünschen der Mitlernenden vollständig Genüge thut. Nach der Vorrede folgt eine vortreffliche Einleitung, deren Gründlichkeit und Vielseitigkeit schon aus dem vorausgeschickten Schema zu ersehen ist: »Eingang. Leidenschaft des Dichters. Gefühle. Sinn für reale Aussenwelt. Phantasie. Logisches Vermögen. Verhältniss zwischen Logik und Phantasie. Dichterisches Vermögen. Sprache. Metrik. Gesammtbild. — Leben des Dichters. Studien. Abendmahlfrage. Coelibat. Gegen die Priester im Allgemeinen. Kanoniker. Gerhoch von Reichersperg. Beziehung zu gleichzeitiger Literatur. Schluss.« Das Endresultat der Untersuchungen über die Lebensverhältnisse Heinrichs und seine Stellung in der mhd. Literaturgeschichte fasst der Verfasser in folgenden Worten zusammen (S. 50): »Er ist kein tiefer Denker, kein hochgestimmter Dichter; aber er ist ein leidenschaftlicher Mensch, der was in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts einem österreichischen Ritter und Klosterbruder von der Welt und der Wissenschaft bekannt werden konnte in eine originelle Form presst und obwohl ein Mann der guten alten Zeit, durch seine selbstbewusste Theilnahme an der Schönheit oder Erhabenheit des gegenwärtigen, sogar des eigenen Lebens auf eine Zeit vorbereitet, in der der deutsche Mensch begann das Spiel der Gefühle in der eigenen Brust der Beachtung und der Darstellung werth zu finden.«

Hierauf wird der Text der beiden Gedichte gegeben mit den handschriftlichen Lesarten, bei denen der Herausgeber die bereits von anderen gefundenen Verbesserungen bezeichnet hat. Die Orthographie ist mit Recht weder auf die rein mittelhochdeutsche Norm zurückgeführt noch auch ganz nach der nicht unbedeutend späteren Ueberlieferung gegeben: vielmehr ist das, was in letzterer auf alter Grundlage beruhen konnte, beibehalten worden. In beiden Gedichten hat der Herausgeber eine Stelle als Interpolation ausgeschieden: in der Erinnerung wegen der unmotivirten Hervorhebung einer seit Origenes oft aufgestellten, aber von der Kirche verdammten Lehre von der Unsinnlichkeit der Höllenstrafen; im Priesterleben wegen eines Beda aufgelogenen Gemeinplatzes. Für die Wegschneidung der ersteren Interpolation spricht auch der Umstand, dass ohne dieselbe das Gedicht gerade 1000 Verse beträgt; ein Moment, dass

Digitized by Google

bei dem unvollständig erhaltenen Priesterleben nicht in Betracht gezogen werden kann.

Vom Texte getrennt und ihm nachgestellt sind die sehr reichhaltigen sprachlichen und sachlichen Anmerkungen. Der Herausgeber hat namentlich die Einwirkungen der von Heinrich benutzten ascetischen Schriften nachgewiesen, Einwirkungen die sich sowohl in Latinismen als auch und noch viel mehr im Inhalte zeigen. Hier hat Ref. nur zu lernen gehabt, da diese lateinische Literatur der mittelalterlichen Theologie ihm wie gewiss manchem anderen fern geblieben ist. Dagegen möge es ihm erlaubt sein zu den Bezügen auf die mittelhochdeutsche Literatur noch einige Kleinigkeiten hinzuzufügen. Zu Erinnerung 336 sich briuten »sich putzen« konnte auch Neidhard von Reuenthal 44,26 mit Haupts Anmerkung angeführt werden. Die Bedeutung »schmücken wie eine Braut« scheint denn doch dadurch sichergestellt zu sein, dass brût auch als Bild für geputzte Männer vorkommt (Nib. 1822,4). Zu 409 wird wohl mit Unrecht eine Antithese von meister und richsnaere gesucht, da vielmehr letzteres Wort mit rihtaere assoniert; allerdings fällt auf, dass anstatt letzteres Wort zu wiederholen der Dichter dafür meister gebraucht hat. Zu 454 vergl. auch Walther 31, 33. In 626 wird brouchent vielleicht nicht sowohl auf Hosen zu beziehen sein, sondern auf den Plural von bein, wesshalb man allerdings diu erwarten sollte. sine chnie brouchen findet sich Priesterleben 161. Der Wittwe konnte die Freude an den stattlichen Formen ihres Mannes, die bei der Biegung des Beines hervortraten, ins Gedächtniss gerufen werden; nicht aber die ängstliche Sorgfalt, mit der sie ihm nachgesehen hätte, ob die Hosen bei der Biegung des Fusses am Knie keine Falten würfen: ja der Satz: »die (die Hosen) falten sich jetzt leider nicht mehr« müste scharf gefasst einen komischen Eindruck machen. Zu 657 hätte auch Freidank 36,19 verglichen werden können.

Das Buch ist Wilh. Scherer gewidmet und diesem ein höchst ehrenvolles Zeugniss der Einwirkung, die er auf jüngere Mitstrebende übt. **E. M.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Language and the study of language. Twelve lectures on the principle of linguistic science by W. Whitney. London 1867. 489 pg. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist den Orientalisten vom Fach durch seine Ausgabe des Atharva-veda und andere Arbeiten als gründlicher und scharfsinniger Forscher bekannt und Vorlesungen über vergleichende Sprachwissenschaft von seiner Hand berechtigten vom Anfange an zu bedeutenden Erwartungen. Diese werden denn auch durch den Gebrauch des Werkes nicht getäuscht und selbst der deutsche Leser wird dieses der Natur der Sache nach zumeist auf deutsche Quellen gebaute Buch mit Nutzen verwerthen können, obwohl es für ihn zunächst nicht bestimmt ist, sondern namentlich dazu dienen soll, das amerikanische Publikum in die noch so junge Wissenschaft einzuführen. Natürlich hat sowohl das amerikanische wie das englische Publikum eigene von den Deutschen abweichende Bedürfnisse und es muss eigentlich befremden, dass ein ähnliches, durch seine Anlage für Deutsche bestimmtes Werk bis jetzt nicht geschrieben ist, ein solches schiene uns wünschenswerther als eine Uebersetzung des vorliegenden Buches. Von den bekannten Vorlesungen über Sprachwissenschaft von M. Müller unterscheidet sich Herrn Whitney's Arbeit nicht blos in Einzelnheiten, sondern zum Theil auch in den Grundanschauungen, wie aus der folgenden Uebersicht hervorgehen wird.

Um die Leser allmälig, von dem Leichtern zum Schwerern fortschreitend, in die Sprachwissenschaft einzuführen, stellt Hr. Wh. am Beginne seiner Vorlesungen (p. 10) die Frage: »warum sprechen wir so wie wir sprechen?« und zwar zunächst unsere Muttersprache. Die Antwort auf diese Frage fällt nicht schwer: wir sprechen so, weil wir es nicht anders gelernt haben. Wir verdanken unsere Sprachkenntnisse unseren Aeltern und Geschwistern, unseren Freunden und Zeitgenossen; von ihnen lernen wir nicht blos die Wortformen, sondern auch bestimmte Begriffe mit den einzelnen Wörtern zu verbinden. Die so gewonnenen Kenntnisse ergänzen wir im Laufe der Zeit durch Lesen und erwerben uns dadurch neue Begriffe und Vorstellungen, selbst von solchen Dingen, welche uns an dem Orte, wo wir leben, der Natur der Sache nach fremd bleiben mussten. Der Grund nun, warum wir als Sprache die Sprache unserer Landesgenossen erlernen, ist: weil wir wünschen, auch von ihnen verstanden zu werden. Um diesen Zweck zu erreichen, erlernt Jeder die Sprache des Landes, in dem er lebt,

Digitized by Google

Rasse und Blut begründen hier keinen Unterschied. Ein fremdes Kind eines fernen Welttheiles, das hülflos an unsere Ufer geworfen und von uns aufgezogen wird, erlernt ebenso gut wie wir die Sprache des Landes, nicht aber die seines eigentlichen Vaterlandes. Wem der Zufall Aeltern verschiedener Abstammung gegeben hat, der erlernt unter günstigen Verhältnissen sowohl die Sprache seines Vaters wie die seiner Mutter und drückt sich in beiden so geläufig aus, dass er kaum zu unterscheiden vermag, welche ihm am nächsten steht. Es ist mithin die Sprache ein Erlerntes und ihr Gebrauch verbindet diejenigen, welche sich ihrer bedienen, zu einem Volke. Aber trotz aller Gleichheit ist doch unter den verschiedenen Personen desselben Volkes in Bezug auf die Sprache ein gewaltiger Unterschied. Keiner von allen Volksgenossen hat den gesammten Sprachschatz in sich aufgenommen, die Ungebildeten sogar nur einen sehr geringen Theil desselben, die Gebildeten nach ihren besonderen Verhältnissen mehr oder weniger, dazu kommt, dass der Künstler, der Kaufmann, der Handwerker u. s. w. manche besondere Ausdrücke hat, die er nur mit seinen Fachgenossen theilt, während sie den übrigen Ständen nicht geläufig sind. Diese Verschiedenheit bei aller Gleichheit der Sprache ist namentlich für die Fortbildung derselben höchst wichtig und erklärt diesen Vorgang ganz befriedigend. Diese so gewonnenen Ergebnisse nöthigen nun den Verf. am Anfange der zweiten Vorlesung eine sehr verbreitete Meinung zu bekämpfen, zu der sich unter Anderm auch M. Müller bekannt hat; dass nämlich die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften gehöre, wogegen Herr Wh., nach unserer Ansicht mit vollkommenem Rechte, behauptet, dass sie zu den historischen Wissenschaften zu stellen sei. Zum Beweis für die entgegengesetzte Meinung hat man öfter angeführt, dass der Einzelne die Sprache nehmen müsse, wie sie sei und nichts an ihr ändern könne, was auch immer sein Stand und seine Macht sei. Als Beispiele werden solche vergebliche Aenderungsversuche vom Kaiser Tiberius und Sigismund angeführt. Allein diese Beispiele, und würden sie auch um Tausende vermehrt, könnten doch das nicht beweisen was sie sollen. Ein Individuum, sei es auch noch so mächtig, kann doch nicht gegen den allgemeinen Willen einer überwiegenden Mehrheit ankämpfen, diese Mehrheit übergeht entweder seine Neuerungen mit Stillschweigen, oder verlacht sie, wenn ihr dieselben nicht behagen. Dem gegenüber giebt es aber auch eine Menge von Beispielen bis auf die neueste Zeit herab, dass allerdings es Einzelnen gelungen ist und gelingt, auf den Sprachgebrauch Einfluss zu üben, nur ist es eben nöthig, dass ihre Neuerung sich den Beifall des Publikums erringe. So lässt sich, um nur Eines zu erwähnen, die unrichtige Form Tartar (als ob das Wort von tartarus käme), statt deren man jetzt erst anfängt wieder das richtigere Tatar zu setzen, mit Bestimmtheit auf Ludwig den Heiligen zurückführen. Die vielen neuen Erfindungen und Entdeckungen unserer Tage finden alle ihre

Digitized by Google

Benennungen, und diese Namen gehen ursprünglich von Einzelnen aus und verbreiten sich theils durch mündlichen Verkehr, theils durch die Literatur unter der Menge, bis sie zuletzt allgemeines Sprachgut werden. Wörter wie Eisenbahn, Telegraph u. s. w. geben von diesen Vorgängen sprechendes Zeugniss. Aber alle diese Neuerungen machen ihren Weg unbemerkt und allmählig, dagegen findet jeder offen eingestandene Versuch einer Sprachänderung — wenn er sich nicht ausnahmsweise durch ganz besondere Zweckmässigkeit empfiehlt — den lebhaftesten Widerstand und muss darum misslingen, ging er auch von den höchstgetellten Personen aus. Mit anderen Worten: kein Einzelner kann eine Sprache oder auch nur eine Sprachform erschaffen, sondern die Gesammtheit des Volkes erschafft sie, aber in ihr muss der Einzelne mitgezählt werden. Da nun also die Sprache durch den Willen der einzelnen Individuen und nicht durch treibende materielle Grundkräfte entsteht, so ist die Sprachwissenschaft eine historische Wissenschaft und muss von den Naturwissenschaften getrennt werden. Es sind diess ganz ähnliche Ansichten wie sie bereits im Jahre 1864 Steinthal in seiner kleinen Schrift: Philologie, Geschichte und Psychologie in ihrer gegenseitigen Beziehung ausgesprochen hat. Herr Wh. untersucht nun auch noch (p. 51 ff.), woher es gekommen sei, dass man die Sprachwissenschaft für einen Zweig der Naturwissenschaft gehalten habe; die Ursache war, dass man bemerkte, man habe es in der Sprache nicht mit einer absichtlichen Schöpfung des Menschengeistes zu thun, zwar ist Alles in der Sprache zufällig entstanden, wenn wir die Einzelnheiten betrachten, aber im Ganzen und Grossen finden wir in ihr doch feststehende Gesetze. Ein weiterer Grund mag auch gewesen sein, dass man glaubte nur dann der Sprachwissenschaft einen Platz unter den Wissenschaften anweisen zu dürfen, wenn man zeigte, dass sie einen Gegenstand behandle, der sich nach festen unabänderlichen Gesetzen bewege, nicht nach dem veränderlichen Willen des Menschen. Eine solche beschränkte Auffassung des Begriffes einer Wissenschaft ist aber offenbar zu enge und gar manche andere Wissenschaft, wie z. B. die Geschichte, würde ihr zum Opfer fallen müssen.

Von diesen allgemeinen Bemerkungen wendet sich Hr. Wh. nun mehr den Einzelnheiten seiner Aufgabe zu. An einer Reihe englischer Wörter, deren Geschichte wir durch Jahrhunderte verfolgen können, zeigt er (p. 55 ff.), welche Wandelungen dieselben durchgemacht haben. In der dritten Vorlesung fährt er fort zu zeigen, dass es namentlich die Veränderung der Laute ist, welche die Veränderungen der Wörter bedingt. Die Lautübergänge, welche sich an der Geschichte der Wörter aufzeigen lassen, können wir zwar begreifen (z. B. die Lautverschiebung Grimms), aber schwer wird es uns meistens, einen bestimmten Grund für dieselben anzugeben. So viel ist aber sicher, dass es meist das Streben nach Bequemlichkeit und Kürze des Ausdrucks ist, welches zur Verände-

Digitized by Google

rung der Wörter — im Englischen wenigstens — Veranlassung gegeben hat. Diese Lautveränderungen fallen dem Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft am ersten in die Augen; die Veränderung am Körper ist aber nicht die einzige Umwandlung, welche die Wörter erleiden, an sie schliesst sich eine geistige Seite an, die kaum mindere Umwandlungen im Gebiete der Bedeutungslehre hervorruft. Auch diess macht Hr. Wh. seinen Lesern wieder durch treffende Beispiele anschaulich, wir wollen uns indess gerade auf diesen Gegenstand nicht weiter einlassen, da derselbe dem deutschen Leser durch Lazarus Abhandlung »Geist und Sprache« bekannt sein wird. Ref. hat sich gewundert diese treffliche Abhandlung bei Hrn. Wh. nirgends angeführt zu finden, es liegen auch keine sichern Spuren vor, dass er sie gekannt hat. — In der vierten Vorlesung fährt der Verf. fort, noch weiter und zwar vornemlich an Beispielen aus der englischen und deutschen Sprache zu zeigen, dass die Besonderheiten in einzelnen Wörtern, sei es nun in der Aussprache oder in der begrifflichen Auffassung derselben anfangs die gemeinsame Sache gewisser Gruppen seien, die entweder als Familie oder sonst durch gemeinschaftliche Lebensverhältnisse mit einander verbunden sind, und dass solche Besonderheiten die Grundlagen sind für die Ausbildung der Dialekte innerhalb der einzelnen Sprache. Je mehr durch den Verkehr und die Bildung die Berührung der einzelnen Volksklassen gefördert wird, desto mehr verschwinden diese Dialekte und gehen in eine Allen gemeinschaftliche Sprache über, während dagegen bei ungebildeten Völkern die strenge Sonderung der einzelnen Stämme und selbst der einzelnen Familien viel dazu beiträgt, sie zu erhalten. In der fünften Vorlesung bekämpft Herr Wh. eine Ansicht von Renan und M. Müller. Diese beiden Gelehrten haben angenommen (der zuletzt genannte wenigstens mit Rücksicht auf die germanischen Sprachen), dass die Dialekte vor den allgemeinen Sprachen bestanden und die letzteren sich erst aus ihnen herausgebildet haben. Umgekehrt behauptet dagegen Herr Wh. (und, wie Refer. denkt, mit Recht), dass die Dialekte zuletzt auf eine Grundsprache zurückgeführt werden müssen von der sie ausgingen und die bald im weitern bald im kleinern Umkreis gesprochen wurde. Aus den am Anfang fast unmerklichen Verschiedenheiten in der Aussprache dieser Grundsprache bei den einzelnen Familien werden sich zuletzt die Dialekte entwickelt haben. Nun erst wendet sich der Verf. von der englischen Sprache, aus der er bisher fast ausschliesslich seine Beispiele gewählt hatte, einem weiteren Kreise von Sprachen zu. Es wird ihm nicht schwer, zu beweisen, dass das Englische nicht nur mit einer, sondern sogar mit zwei Sprachfamilien verwandt ist: mit der germanischen und romanischen, dieses führt ihn auf die Aeltern und Seitenverwandten, so dass wir zuletzt einen Ueberblick über sämmtliche indogermanische Sprachfamilien erhalten. Herr Wh. wählt für sie den Namen »indo-europäisch« und

Digitized by Google

meint (p. 193) der Name »indogermanisch« sei von nationalen Vorurtheilen eingegeben worden. Dieser Vorwurf ist, soviel Ref. weiss, ungerecht, der Name indo-germanisch entstand in einer Zeit als man in den germanischen Sprachen das äusserste westliche Glied dieser ganzen Sprachklasse vermuthete. Als später man sich überzeugte, dass auch die keltischen Sprachen in den Kreis dieser grossen Familie aufzunehmen seien, da war der Name indogermanisch schon so geläufig geworden, dass er sich nicht mehr von dem eigentlich richtigern indo-keltisch verdrängen lassen wollte. Der Name indo-europäisch scheint uns übrigens auch nicht ganz passend, zumal da Europa ja nicht lediglich indogermanische Bewohner hat. Die Uebersicht der indogermanischen Sprachen, welche Hr. Wh. gibt, enthält zwar für den deutschen Leser nichts wesentlich Neues, ist aber reich an treffenden Bemerkungen. So hat es ganz unsere Beistimmung, wenn der Verf. (p. 201) darauf hinweist, wie sehr hypothetisch die so oft behauptete Annahme noch sei, dass man die Urheimath des indogermanischen Volkes in den Hochebenen Centralasiens suchen müsse — nicht dass diese Hypothese zu besonderm Bedenken Veranlassung gibt, allein zu erweisen ist sie nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft nicht und wird wahrscheinlich auch nie erwiesen werden. Wollte Jemand z. B. annehmen die Urheimath der Indogermanen sei in Europa und sie hätten sich von da aus nach Asien verbreitet, so würde ihm Niemand das Recht streitig machen können an seiner Meinung festzuhalten. Gegen den Versuch, im ersten Kapitel des Vendîdâd einen Bericht über die ursprünglichen Wanderungen der Indogermanen zu sehen, spricht sich der Verf. (p. 201 not.) mit lobenswerther Entschiedenheit aus. Es ist ganz gut, einmal daran zu erinnern, dass Hypothesen, dadurch dass sie häufig ausgesprochen sind, nicht zu Thatsachen erhoben werden. — Nur sehr kurz verbreitet sich Hr. Wh. über die bekannte Thatsache, dass sich zwar weder die Zeit noch der Ort bestimmen lasse, wo die Indogermanen entstanden, wohl aber der Grad der Cultur, zu dem sie sich bereits in der Zeit vor ihrer Trennung in einzelne Sprachfamilien emporgearbeitet hatten. Die sechste Vorlesung bespricht kurz die verschiedenen Verzweigungen der indogermanischen Sprachstämme, für uns enthält sie eigentlich nichts Neues, doch findet auch hier der Verf. wieder Gelegenheit, manche treffende Bemerkung zu machen, der wir auch in Europa Beachtung wünschten. Sehr richtig ist z. B. was Hr. Wh. p. 228 über den Missbrauch des Sanskrit bei der Sprachvergleichung sagt: »Es wurde und wird noch falsch beurtheilt und angewandt von unvorsichtigen und übel unterrichteten Forschern, es wird bisweilen behandelt, als wäre es die Mutter der indo-europäischen Dialekte, nicht deren älteste Schwester, wie das Gothische unter den germanischen Sprachen; es wird ungehöriger Weise zu Hülfe gerufen bei Vergleichung von Dialekten derselben Sprachfamilie und ihrer eigenthümlichen Entwicklung,

Digitized by Google

man sucht ihnen dessen specielle Euphonie oder Construction aufzudrängen, die Thatsachen, welche es bietet, werden fälschlich für die letzten angesehen, die alle weitere Untersuchung abschneiden, Theile seines gegenwärtigen Materials, welche moderne oder künstliche Ausgeburten indischer Scholastik sind, werden verkehrter Weise als nützlich für europäische Etymologie angesehen.« In der That, Beispiele zu diesen Behauptungen wird Jeder liefern können, der sich mit Sprachwissenschaft beschäftigt. Dagegen können wir es nicht billigen, wenn Hr. Wh. p. 227 meint: »Die Vedas scheinen mehr ein indo-europäisches als ein indisches Denkmal zu sein, sie sind eher das Eigenthum der ganzen Familie als eines einzelnen Zweiges.« Ref., der die Vedas doch auch gelesen hat, kann diesen Satz nicht billigen und glaubt, dass derselbe auf ähnliche Abwege in der vergleichenden Mythologie geführt hat und künftig noch führen wird, wie sie Hr. Wh. eben in der einseitigen Anwendung des Sanskrit zur Sprachvergleichung mit Recht gerügt hat. Es ist wohl kein Zweifel, dass die Inder schon lange von allen anderen indogermanischen Zweigen getrennt waren, ehe die ältesten Hymnen entstanden. Bei der jetzigen Ausdehnung der Sprachwissenschaft, namentlich in der Weise wie Hr. Wh. sie auffasst, ist übrigens der gewöhnlich gebrauchte Name »vergleichende Grammatik« zu enge und unpassend. Die siebente Vorlesung führt uns auf das eigentliche Gebiet der Grammatik: die Entstehung der indogermanischen Sprachen aus Wurzeln wird kurz erläutert, dabei geht der Verf. von der auch bei uns von den meisten Sprachforschern angenommenen Ansicht aus, dass die indogermanische Ursprache anfangs eine einsilbige war und blos aus Wurzeln bestand, wie jetzt noch das Chinesische, die abweichende Ansicht Renan's wird p. 248 flg. zu widerlegen gesucht. Dann folgt ein kurzer Abriss der Entstehung der Verbalflexion, dann die Nomina, ihre Flexion und ihre Geschlechtsbezeichnung, alles natürlich in möglichster Kürze, dabei wird gezeigt, wie allmälig die Sprache ihren ursprünglichen Reichthum wieder einbüsste. Mit den Nomen und dem Verbum ist die Formenlehre eigentlich erschöpft, denn die Adjectiva unterscheiden sich ursprünglich durch ihre Flexion nicht vom Nomen und die Pronomina nur durch einige charakteristische Unterschiede. Adverbien und Präpositionen gehen in ihren ältesten Bestandtheilen auf Pronominalthemen zurück, theilweise bestehen sie aus erstarrten Nominalformen. Die Conjunctionen sind vergleichungsweise spät entstanden, denn die ursprüngliche Sprache war gewiss zu einfach, um häufige Anwendung derselben zu gestatten, ihr Ursprung ist gewöhnlich der, dass sich bedeutungsvolle Wörter ihrer frühern Bedeutung entäussern und zu blosen Bindezeichen werden. Interjectionen als blose Ausbrüche der Empfindung gehören, strenge genommen, gar nicht in die Grammatik. Wie lange nun die Periode gedauert haben mag, ehe die indogermanische Ursprache sich aus einer flexionslosen Wurzelsprache in eine flectirende umgestaltete,

Digitized by Google

wissen wir jetzt nicht mehr, die Natur der Sache bedingt aber, dass es eine sehr lange war, neuerdings hat G. Curtius diese Periode wieder in Unterabtheilungen zu zerlegen gesucht. Soviel ist gewiss, dass die Flexion schon hinlänglich entwickelt war, als die verschiedenen indogermanischen Sprachen sich trennten. Den Inhalt der achten und neunten Vorlesung brauchen wir nur kurz zu berühren, da nach des Verf. eigenem Geständnisse derselbe meist aus Büchern geschöpft ist, die auch bei uns gebraucht werden. Es geben diese beiden Vorlesungen einen kurzen Ueberblick über die bis jetzt bekannten Sprachstämme ausser dem indogermanischen, so weit dies in solcher Kürze möglich ist. Herr Wh. beginnt wie billig mit dem semitischen und endigt mit den zerstreuten Resten untergegangener Sprachfamilien wie das Etrurische und das Baskische. Zu Anfang der neunten Vorlesung hat der Verf. Gelegenheit, sich über den grossen turanischen Sprachstamm zu äussern, den manche Gelehrte nach M. Müller angenommen haben und in welchem eine grosse Anzahl sehr verschiedenartiger Sprachen ihren Platz finden soll. Wie bei seiner Richtung zu erwarten war, erklärt er sich gegen die Annahme eines solchen Sprachstammes, dasselbe haben vor ihm Pott, Steinthal und noch neuerdings Fr. Müller gethan. Am meisten des Neuen in diesen Abschnitten dürfte für uns in Europa enthalten, was der Verfasser p. 346 flg. über die amerikanischen Sprachen bemerkt hat, wiewohl er sich auch hierin sehr kurz gefasst hat. Die zehnte Vorlesung bespricht die verschiedenen Arten die Sprachen einzutheilen. am ausführlichsten die von Schleicher versuchte morphologische Eintheilung. Herr Wh. kommt hierbei zu dem Schlusse, dass die genealogische Eintheilung diejenige sei, welche die Sprachwissenschaft als historische Wissenschaft vor Allem anzustreben habe, weil sie ihr die angemessenste sei. Mit ziemlicher Ausführlichkeit verbreitet sich Herr Wh. über das Verhältniss der Sprachwissenschaft zur Ethnologie, über den Nutzen, den sie auf diesem Gebiete bereits gestiftet hat, wo sie sich am nächsten mit den Naturwissenschaften berührt. Solche Untersuchungen führen nun ganz natürlich auf eine weitere wichtige Frage, ob sich nämlich die Einheit des Menschengeschlechtes durch die Sprachwissenschaft erweisen oder widerlegen lasse? Hierauf glaubt Herr Wh. ablehnend antworten zu müssen: es sei dies eine Frage, welche die Sprachwissenschaft nicht nur gegenwärtig nicht beantworten könne, sondern die sie auch nie beantworten werde. Es ist nämlich ganz möglich, dass sich das Menschengeschlecht in verschiedene Stämme getheilt habe, die von da an in keiner Gemeinschaft mehr blieben zu einer Zeit als die Sprache sich noch nicht vollständig entwickelt und noch keine so feste Gestalt angenommen hatte, dass man Spuren ihres damaligen Zustandes in den jetzigen Sprachen wieder erkennen könnte. Die menschlichen Sprachen können sehr wohl so verschieden geworden sein wie sie jetzt sind, wenn auch alle von

Digitized by Google

dem noch unentwickelten Dialekt einer einzigen Familie abstammen; in Betracht der anerkannten Einheit der Menschennatur können wir aber auch nicht erwarten, dass die Sprachen noch mehr Ungleichheit zeigen als wirklich der Fall ist, selbst wenn für ein Dutzend und mehr Rassen je ein verschiedener Stammvater nachgewiesen würde (p. 396). Aus diesem Grunde kann der Linguist die Entstehung des Menschengeschlechtes auf verschiedenen Punkten von seinem Standpunkte aus nicht verneinen, ebensowenig aber auch die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes entschieden behaupten. Die Erforschung der Sprachen zeigt, dass es Wörter gibt, die identisch sind ohne einen Buchstaben mit einander gemein zu haben (z. B. frz. evêque und engl. bishop, die beide auf *ἐπίσκοπος* zurückgehen), andererseits gibt es aber auch wieder sehr viele Aehnlichkeiten zwischen den verschiedensten Sprachen, die zwar auf den ersten Blick bestehen, sich aber bei näherer Erforschung als durchaus trügerisch erweisen. Diese beiden Thatsachen werden der Forschung über die Verwandtschaft verschiedener Sprachstämme immer im Wege stehen: wir wissen weder ob die Aehnlichkeiten die wir finden, blos zufällig sind oder nicht, noch auch ob die scheinbar unverwandten Wörter nicht doch ursprünglich identisch und nur durch den langen Zwischenraum seit der Sprachtrennung unkenntlich geworden sind. Von der Vergleichung der Wurzeln verschiedener Sprachstämme kann man sich ein günstiges Resultat um so weniger versprechen, als bei einzelnen Sprachfamilien wie der scythischen, hinterindischen etc. die Wurzelgemeinschaft nicht einmal genügt, um den engern Zusammenhang der einzelnen Sprachen unter sich nachzuweisen. — Die elfte Vorlesung handelt über den Ursprung der Sprache. Dass diese letztere nichts auf einmal Gewordenes, dem Menschen von Anfang an fertig Eingepflanztes sei, hat uns schon der bisherige Gang der Untersuchung gezeigt, aus dem erhellt, dass die Sprache etwas historisch Gewordenes, von Menschen Hervorgebrachtes sei. Wenn nun, sagt Herr Wh. mit Recht (p. 399), der Mensch $^{19}/_{20}$ der Sprache selbst erfunden hat, warum soll er nicht das noch fehlende Zwanzigstel auch gefunden haben? Demnach ist es leicht sich über den früher so lange geführten Streit zu entscheiden, ob die Sprache göttlichen oder menschlichen Ursprungs sei (p. 400): »Der Ursprung der Sprache ist göttlich in demselben Sinne wie die Menschennatur, mit allen ihren Fähigkeiten und physischen wie moralischen Errungenschaften, eine göttliche Schöpfung ist; sie ist menschlich, insoferne als sie durch diese Menschennatur, mit menschlichen Hülfsmitteln hervorgebracht wird.« Hierauf wendet sich Hr. Wh. gegen den verhängnissvollen Irrthum, dass wir sprechen, weil wir denken, und weist nach, in wie losem Zusammenhange Sprechen und Denken zu einander stehe und kommt zu dem Ergebnisse, dass das Denken weit früher sei als das Sprechen (p. 420), dass aber die Sprache auf die Weiterentwicklung des Denkens einen sehr grossen

Digitized by Google

Einfluss ausübe. Was Hr. Wh. weiter über die Entwicklung der Sprache sagt, dürfte durch die bereits oben genannte Abhandlung von Lazarus manche Zusätze und Berichtigungen erfahren — Die zwölfte Vorlesung bespricht zum Schlusse ein wichtiges Hülfsmittel für die Sprache: die Entwickelung der Schrift, die mit der Sprache in genauem Zusammenhange steht. Die Sprache oder vielmehr das Sprechen verbindet nur einzelne Individuen eines Volkes mit einander, die Schrift dagegen verbindet alle Nationen und alle Zeitalter. Verkehr durch Sprechen ist nur mit Personen möglich, welche gegenwärtig sind, die Schrift dient dem Wunsche, auch mit den Abwesenden zu verkehren. So einfach der Gebrauch der Schrift uns jetzt auch zu sein scheint, so schwer muss es doch für die Menschheit gewesen sein dieselbe zu erfinden. Als die ersten Anfänge gelten dem Verf. symbolische Zeichen, wie sie im Alterthum bis in das Mittelalter hinein im Gebrauche waren (der Fehdehandschuh u. dgl.). Weit höher als diese symbolische Ausdrucksweise steht schon der Ausdruck der Gedanken durch Bilder, die wir bei allen Völkern auf einem gewissen Standpunkte der Civilisation über die ganze Welt verbreitet finden. Unter den uns erhaltenen Schriftsystemen dieser Art sind die vollkommensten die altägyptische und die chinesische Schrift, einen weiteren Fortschritt zeigt die Keilschrift, die von verwickelteren Gattungen zu einfacheren übergeht und in ihrer ältesten Periode den Uebergang von Bilderschrift zu Silbenschrift, in ihrer jüngsten den von Silbenschrift zur Buchstabenschrift darstellt. Auf einer ähnlichen Uebergangsstufe stellt sich ferner das altsemitische Schriftsystem dar, welches nur die Consonanten als das wesentliche Sprachelement bezeichnet, die Vocale hingegen unbezeichnet lässt. Dieses Schriftsystem ist nur für die semitischen Sprachen passend, für alle andern aber unbequem. Von den Semiten erhielten die Griechen die Schrift und sie waren es, welche dieselbe in einer Weise abänderten, dass sie für indogermanische Sprachen passend wurde. Von ihnen erhielten die übrigen europäischen Völker die Schrift, theils unmittelbar, mehr noch mittelbar durch die Vermittlung des lateinischen Tochteralphabetes.

Aus den vorstehenden kurzen Angaben wird erhellen, welch' reiches Material in dem kleinen Buche zusammengedrängt ist: möge es von Sprachforschern fleissig zu Rathe gezogen werden und besonders unser im Eingange ausgesprochener Wunsch in Erfüllung gehen, dass auch die deutsche Literatur bald mit einem eigenen Werke ähnlicher Art beschenkt werde. **Fr. Spiegel.**

Digitized by Google

M. Cornelii Frontonis et M. Aurelii Imperatoris Epistulae. L. Veri et T. Antonini Pii et Appiani Epistularum Reliquiae. Post Angelum Majum cum codicibus Ambrosiano et Vaticano iterum contulit G. N. Du Rieu. Recensuit Samuel Adrianus Naber. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XXXVI u. 296 S. in gr. 8.

Es mag allerdings auffallend erscheinen, dass seit den vierzig Jahren, welche seit der ersten Entdeckung der Frontonianischen Reste verflossen sind, kaum eine neue Bearbeitung derselben erschienen ist, und nur theilweise in vereinzelten Abhandlungen, wie noch unlängst von Haupt, Vorschläge zur Verbesserung des in so vieler Hinsicht entstellten und lückenhaften Textes dieser Bruchstücke gemacht worden sind: aber die nothwendige Revision des Ganzen unterblieb, und musste auch wohl unterbleiben, indem dazu eine erneuerte und genaue Durchsicht der Palimpsestblätter nöthig war, aus welchen diese Bruchstücke hervorgezogen worden sind, um einen sichern Boden für die Herstellung des Textes selbst zu gewinnen. Diess ist nun endlich durch denselben Gelehrten geschehen, dem wir auch die nochmalige, genaue Durchsicht der aus ähnlicher Quelle stammenden Palimpsestblätter verdanken, aus welchen uns die Ciceronische Schrift De republica zu einem nahmhaften Theil zugänglich geworden ist. Wer in die Schedae Vaticanae des Herrn Du Rieu (siehe diese Blätter 1860. pag. 359 ff.) einen Blick geworfen, weiss, was dieser Gelehrte durch seine höchst mühevolle aber auch eben so verdienstliche Untersuchung dieser Palimpsestblätter für die Kritik der Ciceronischen Schrift geleistet hat, da wir nun erst eigentlich den wahren Bestand dieser Handschrift, wie auch ihre wahre Beschaffenheit kennen gelernt haben, und daruach auch die Bedeutung derselben zu würdigen im Stande sind, damit aber für den Text selbst eine sichere und feste Grundlage gewonnen haben, die manchen früheren Zweifel über das, was die Lesart der Handschrift wirklich sei, zu beseitigen vermag. Dasselbe hat nun Herr Du Rieu auch für die Frontonischen Reste zu leisten unternommen, und dadurch erst das Erscheinen einer neuen Ausgabe, wie sie allerdings ein Bedürfniss ist, möglich gemacht. Selbst verhindert durch umfangreiche Berufsgeschäfte, wie wir S. VIII des Vorwortes lesen, an eine neue Beantwortung der Frontonischen Reste, auf Grundlage der gemachten Collation, zu schreiten, legte er seine Collationen in die Hände eines Freundes, dessen Bemühungen wir nun die neue hier vorliegende Bearbeitung dieser Reste verdanken. Die Bearbeitung ist zunächst eine rein kritische; sie soll uns vor Allem einen Text liefern, welcher sich in völliger Uebereinstimmung mit dem befindet, was die Palimpsestblätter zu Mailand und Rom enthalten, also den handschriftlich überlieferten Text uns getreulich in Allem darstellen, damit auch zur Grundlage dienen aller weiteren, auf die Verbesserung des entstellten oder auf

Digitized by Google

die Ausfüllung des lückenhaften Textes gerichteten Versuche. Wie wenig der früher von A. Mai gelieferte Text, auch nachdem Mai Niebuhr's und Anderer Verbesserungen benutzte, dieser Anforderung entspricht, kann eben diese Ausgabe, oder vielmehr die genaue von Herrn Du Rieu gemachte Collation der handschriftlichen Blätter, welche dieser Ausgabe zu Grund liegt, am besten zeigen, indem in den unter dem Texte selbst gestellten kritischen Bemerkungen sorgfältig jede Abweichung bemerkt, und eben so auch jeder Verbesserungsvorschlag, der von irgend einem Gelehrten seitdem ausgegangen, angeführt wird.

Betrachten wir uns nun näher diese Ausgabe, die — man mag über den Inhalt dieser Frontonischen Reste denken, wie man will — doch einem wahren Bedürfniss entspricht, da sie zuerst einen in Allem verlässigen Text bietet, so hat der Herausgeber den Anforderungen, die man in den bemerkten Beziehungen an ihn machen kann, zu entsprechen gesucht und keine Mühe gescheut, sein Ziel zu erreichen. In den vorausgeschickten Prolegomena gibt er zuvörderst die nöthige Nachricht über die beiden Handschriften, aus welchen Mai diese Reste erstmals hervorgezogen hat; wenn Mai's Verdienste in der schwierigen Entzifferung und Lesung der Palimpsestblätter, namentlich der zu Rom befindlichen, anerkannt werden, so wird doch auch das Bedauern ausgesprochen, dass er die Vergleichung der Ambrosianischen Reste zum Theil einem Amanuensis überlassen, und dann auch durch Anwendung chemischer Mittel, um die Lesung zu erleichtern, nicht wenige Blätter in einen solchen Zustand gebracht hat, dass sie, völlig schwarz geworden, gar nicht mehr zu lesen sind. Bekanntlich gehören die zu Mailand wie die zu Rom befindlichen Blätter, an jenem Orte 282, an diesem 106, einer und derselben Handschrift an, die ursprünglich nach dem zu Anfang des siebenten Jahrh. von dem hl. Columban zu Bobbio gestifteten Kloster gehörte, in welches sie, wir wissen nicht woher gebracht und dort rescribirt wurde, während die ursprüngliche Schrift, die Mai bis zu den Zeiten Fronto's selbst, also bis in das zweite christliche Jahrhundert hinaufrücken wollte, nach Niebuhr kurz vor den Anfang des siebenten, nach unserm Herausgeber an den Anfang des sechsten Jahrhunderts fällt (S. XI. XII), was wir, in Erwägung aller der hier mitgetheilten Umstände für richtiger halten. Auch über die der Handschrift zu Theil gewordene Durchsicht durch einen gewissen Cäcilius, dessen Name am Schluss mehrerer Bücher, insbesondere des dritten Buchs der Briefe ad Caesarem dem legi emendavi beigefügt, einst lesbar, jetzt in der Handschrift verschwunden ist, erhalten wir S. XIII und XIV nähere Angaben; seine Zeit lässt sich nicht mit völliger Sicherheit bestimmen; dass er aber nicht nach dem sechsten Jahrhundert zu setzen ist, glauben wir aus anderen Umständen annehmen zu können; vielleicht führt die nähere Untersuchung der alten Handschrift des Orosius zu Florenz, in welcher derselbe Namen am Rande vorkommen soll, zu einem bestimmte-

Digitized by Google

ren Ergebniss; die Schrift dieses Cäcilius ist eine Art von Cursiv, und daraus schon zu entnehmen, dass wir nicht an eine mit der Subscription aus einer andern ältern Handschrift abgeschriebene Copie zu denken haben, sondern an das von Cäcilius selbst durchgesehene Exemplar.

Eine besondere Schwierigkeit liegt für den Herausgeber dieser Reste in der richtigen Anordnung derselben, die durch Ermittelung des ursprünglichen Bestandes der zum Zweck der Rescription auseinandergerissenen Handschrift bedingt ist. Schon Mai hatte diess bei seinem ersten Versuche empfunden, und Niebuhr Manches in der Berliner Ausgabe in dieser Beziehung geändert, d. h. richtiger gestellt: der jetzige Herausgeber hat natürlich diesem Gegenstand besondere Aufmerksamkeit zugewendet und S. XVI f. ein ganzes Schema des ursprünglichen Zusammenhangs der einzelnen Blätter, die jetzt zu Mailand und Rom sich finden, aufgestellt, und diesem Schema folgt er dann in der Anordnung und Zusammenstellung der einzelnen noch erhaltenen Reste. Indem den meisten Subscriptionen der einzelnen Bücher auch die Notiz über das, was nun folgt, beigefügt ist, so ergibt sich daraus eine sichere Anweisung für Anordnung der einzelnen Reste, wie sie hiernach von dem Herausgeber veranstaltet worden ist in einer allerdings von der Reihenfolge der einzelnen Stücke, die wir bei Mai und in der Berliner Ausgabe finden, mehrfach abweichenden Weise, wie wir diess demnächst angeben werden. Auch die Frage nach der Zeit der Abfassung der einzelnen Briefe, wie der einzelnen Briefsammlungen selbst hat der Herausgeber nicht unberücksichtigt gelassen, S. XX ff. Bei einzelnen Briefen lässt sich durch die darin vorkommenden Notizen ein Schluss auf die Zeit der Abfassung machen und hat der Herausgeber diese Spuren sorgsam verfolgt, und seine Ergebnisse mitgetheilt. Als der erste dieser Briefe erscheint ihm Brief I des dritten Buchs ad M. Caesarem, welchen er in das Jahr 189, wo Fronto etwa fünfzig Jahre alt war, verlegen zu können glaubt; andere Briefe des zweiten, vierten und fünften Buches derselben Sammlung werden den Jahren 140—145 zugewiesen, andere aus andern Sammlungen in die Jahre 161—165 verlegt. Als allgemeines Resultat ergibt sich immerhin so Viel, dass die noch erhaltenen Briefe Fronto's in die späteren Lebensjahre desselben fallen, wo er bereits in Würden und Ansehen stand, wie z. B. der Brief des Kaisers, der jetzt die erste Stelle, oder vielmehr die zweite einnimmt, an Fronto und die Antwort desselben darauf, in das Jahr 162 fällt, was übrigens zeigen kann, wie wenig bei der Anlage dieser Briefsammlung überhaupt auf die Zeit der Abfassung der einzelnen Briefe Rücksicht genommen worden ist. Ob die Sammlung und Anordnung von Fronto selbst ausgegangen, wissen wir nicht, nur bei der ersten Sammlung der Briefe ad M. Caesarem lässt die Eingangsepistel, die freilich ihre richtige Stelle erst in dieser Ausgabe erhalten hat, diess kaum ausser Zweifel, eben so auch bei der Sammlung der

Digitized by Google

Briefe ad Antonium Pium, bei den übrigen, wenigstens zum Theil, mag die Sammlung von Freunden und Verehrern des Fronto ausgegangen sein, den sogenannten Frontoniani, die zugleich der von Fronto ausgehenden Richtung, welche nach einer grösseren Einfachheit der Rede strebte, und bei aller Vorliebe für ältere Schriftsteller, doch die Rede auf die besseren Muster der Ciceronischen Rede zurückzuführen suchte, damit eine Förderung und Unterstützung leihen wollten, dass sie die Briefe Fronto's, die gleich denen des jüngeren Plinius allerdings mit der Absicht der Veröffentlichung und Verbreitung in weiteren Kreisen abgefasst waren, als Muster in Sammlungen vereinigt, ihrer Zeit vorlegten. Auf den Inhalt kam es ja dabei gar nicht an, nur auf die Form, und diese verdient alle Beachtung, und wird sie auch für unsere Zeit verdienen, so sehr wir auch es beklagen, dass der Inhalt der meisten dieser Briefe so wenig den Erwartungen entspricht, welche Mai's erheblicher Fund allerdings erregen musste. Schon Niebuhr hatte in dem Vorwort seiner Ausgabe bemerkt, wie Weniges verhältnissmässig in diesen neu aufgefundenen Resten vorkomme, was zur näheren Kunde der Zustände wie der Menschen jenes Zeitalters Etwas beitrage: und allerdings hat selbst die Literärgeschichte nur wenig Gewinn aus diesen Briefen gezogen, noch weniger die äussere Geschichte. Aber wie derselbe Niebuhr auch anerkannte, in Bezug auf Sprache und Darstellung, wie selbst den Ausdruck im Einzelnen sprechen diese Reste doch eine grössere Bedeutung an, und lassen uns das Bemühen Fronto's, die Rede von dem Schwulst und der Uebertreibung der sogenannt afrikanischen Redeweise auf eine grössere Einfachheit und Reinheit zurückzuführen, in einem etwas besseren Lichte erscheinen. Unser Herausgeber urtheilt über beides gar zu ungünstig, wenn er schreibt: »Quam rerum inops Fronto sit, nisi opere perlecto, nemo credet. Sententiae neque crebrae et futiles; plurimae imagines, sed insulsae et nimia arte quaesitae, in verborum delectu putida diligentia et veterum Romanorum, qui ante Ciceronem floruerunt, haud satis apta imitatio. Quod confert ad antiquitatis notitiam, primo obtutu certe non magnum videtur. Verba venditat et voces et praeterea nihil.« Diess klingt doch Etwas gar zu hart und möchte Ref. dieses Urtheil eben so wenig unterschreiben, wie das vor einiger Zeit in diesen Blättern (Jahrg. 1865. S. 516 ff.) besprochene Urtheil von Hertz; wenn die Dürre des Inhalts, die durch schöne Worte und kunstvolle Phrasen verdeckt werden soll, nicht anziehend ist, und die übertriebenen Lobeserhebungen des Kaisers, der seinerseits aber auch wieder sich in ungemessener Liebe und Bewunderung seines Lehres ergeht, ja selbst vielfache Schmeicheleien uns abstossen, so bietet sich doch wieder auch Manches Andere, was uns einigermassen damit auszusöhnen vermag, wie z. B. das Bruchstück De Nepote amisso oder in anderer Hinsicht die Bruchstücke De eloquentia und De orationibus. Eine tiefergehende Ansicht und philosophische Bildung wird man

Digitized by Google

freilich nicht suchen dürfen, da wo Alles auf den Rhetor und die rhetorische Darstellung hinausläuft. In dem erstgenannten Stück De nepote amisso stossen wir allerdings auf stoische Anklänge: aber weder Festigkeit noch Consequenz tritt darin hervor, und diess zeigt uns eben, wie eine nähere Beschäftigung mit den Lehren und den Grundsätzen dieser Philosophie dem Fronto fremd geblieben ist. Und wenn er gar an einer andern Stelle (ad Caesar. I, 3) die Fortuna als Dea und Deorum praecipua bezeichnet, und weiter ausführt, wie die fortuna in Allem über der ratio stehe, und seine Liebe für den Cäsar lieber aus jener als aus dieser ableiten will, so tritt die völlige Unsicherheit und Schwäche seiner philophischen Anschauungen und Ueberzeugungen hervor.

Den Anfang macht, wie in Mai's römischer Ausgabe, die Sammlung Epistolarum ad M. Caesarem et invicem Lib. I. mit dem an erster Stelle jetzt gebrachten, unvollständigen Schreiben des Fronto (bei Mai an siebenter Stelle), welches die Zusendung dieses Buches an den Cäsar ausspricht; und so folgen nacheinander die vier folgenden Bücher, welche durch Subscriptionen mehr oder minder sicher gestellt sind; durch die Subscription des fünften Buches ist auch die unmittelbare Folge der andern Sammlung von Büchern ad Antoninum imperatorem et invicem Liber I, festgestellt; nicht so ganz sicher der Anfang des Liber II. (s. p. 104). Die letzten Briefe dieser Sammlung bestehen kaum noch aus ein Paar Worten; Alles Andere fehlt, und eben so auch die gewiss am Schluss befindliche Subscription: Der Herausgeber lässt nun, wie Mai die Briefe ad Verum Imperatorem folgen, vier als erstes Buch, da hinter dem vierten ad Verum steht, die zehn übrigen als zweites Buch; eine Subscription fehlt. Die in der Handschrift daran sich reibenden Blätter sind von der Beschaffenheit, dass sich Nichts Sicheres daraus mehr ermitteln lässt, auch der Titel des nächsten Stückes beruht auf Mai, der selbst hierin Niebuhr folgte; es ist nämlich das Stück ad M. Antoninum De eloquentia, dem das durch die Subscription bezeugte ähnliche Stück ad M. Antoninum De orationibus folgt; und da an diese Subscription sich die Worte knüpfen: M. Frontonis Epistulae ad Antoninum Pium, so lässt der Herausgeber diese Briefe folgen, deren erster, in der Verstümmlung, in der er auf uns gekommen ist, doch eine Art von Zusendungsbrief dieser Sammlung an den Kaiser erkennen lässt. An diese Sammlung reihen sich dann die beiden Bücher Epistularum ad amicos, deren Aufschrift urkundlich bezeugt ist: der Schluss der Sammlung fehlt, so wie der Anfang des folgendes Stückes, oder vielmehr derselbe ist ganz verstückelt und unleserlich; aber es ist dasselbe durch die am Schlusse befindliche Subscription als Principia Historiae constatirt, an welche Laudes Fumi et Pulveris item Laudes Negligentiae sich anreihen, welche daher auch folgen, beide Stücke sind lückenhaft, namentlich fehlt der Schluss. Die übrigen Aufsätze, die nun folgen: De bello Parthico, De feriis Al-

Digitized by Google

siensibus und Arion, sind sämmtlich in diesen ihren Aufschriften durch die Subscription am Schluss beglaubigt. Nun erst lässt der Herausgeber die griechischen Briefe folgen, welche hier zusammengestellt sind, was gewiss zweckmässig war.

Aus dieser Angabe über die Anordnung der einzelnen Schriften Fronto's, die noch in der ersten Ausgabe, der Mailänder von Mai und in der darnach veranstalteten Frankfurter in einer ganz abweichenden, aber wie sich jetzt herausstellt, nicht begründeten Reihenfolge abgedruckt sind, mag erhellen, wie streng der Herausgeber bedacht war, die ursprüngliche Ordnung der handschriftlichen Ueberlieferung zu ermitteln und in seiner Ausgabe herzustellen. Mit gleicher Sorge war er aber auch bedacht, im Einzelnen den Rest der Briefe so zu geben, wie er aus der Handschrift selbst möglichst ermittelt werden konnte: jede, auch die geringste Abweichung davon ist in den Anmerkungen unter dem Texte bemerkt, und im Texte selbst jede Ergänzung, jede Silbe, und jedes Wort, dessen Aufnahme auf einer Conjectur beruht, durch cursiven Druck hervorgehoben; die in der Handschrift vor einzelnen Briefen oftmals fehlenden Aufschriften, die hier hinzugekommen, sind in Klammern eingeschlossen. Selbst in Bezug auf die Schreibung der Worte entfernt sich der Herausgeber nicht von der Handschrift, und hat selbst S. 25 bona benia (für venia) abdrucken lassen, obwohl, wie in dem Index orthographicus, der eine Zusammenstellung dieser orthographischen Abweichungen bringt, die Anwendung des **b** für **V** in solchen Wörtern mit Recht getadelt ist. Dass der Herausgeber nicht blos die gedruckten Ausgaben, die von Mai und die von Niebuhr, bei der seinigen benützen und beachten werde, war zu erwarten, und hat Derselbe auch kein Bedenken getragen, manche Verbesserung von Mai, insbesondere von Niebuhr und Heindorf oder auch von andern Gelehrten, aufzunehmen, und zwar meist solche, über deren Richtigkeit kaum ein erheblicher Zweifel stattfinden konnte; eben so wie er oftmals auch seiner eigenen Einsicht in Aufnahme eigener Verbesserungen gefolgt ist, obwohl er, wie wir mit Vergnügen wahrgenommen haben, mit grosser Vorsicht im Ganzen verfahren und in so fern dem Charakter seiner Ausgabe treu geblieben ist, die als eine kritische zur Feststellung des handschriftlich überlieferten Textes vor Allem dienen soll. Was in verschiedenen Programmen oder Abhandlungen zur Verbesserung des Textes oder gelegentlich von einzelnen Gelehrten beigesteuert worden, ist nicht unbeachtet geblieben; finden wir doch selbst das Sommerprogramm der Berliner Universität vom Jahre 1867, welches eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen von Haupt enthält, benutzt: aber, wir wiederholen es, in Allem mit grosser Vorsicht, um dem Texte nicht seinen urkundlichen Charakter durch Aufnahme ungewisser Verbesserungsvorschläge zu entziehen, so sehr auch in den zahlreichen verdorbenen oder lückenhaften Stellen eine Veranlassung gegeben war, durch eine Conjectural-

Digitized by Google

änderung einen Sinn in die Stelle zu bringen. Wir unterlassen jede einzelne Anführung: denn der Leser wird fast auf jeder Seite dazu die Belege ohne besondere Mühe auffinden können. So z. B. um doch Eine Stelle der Art anzuführen, in der den Standpunkt des Fronto bezeichnenden Stelle ad M. Antoninum de orationibus, bald nach dem Eingang p. 155 f. dieser Ausgabe: »Confusam eam ego eloquentiam, catachannae ritu, partim igneis nucibus Catonis, partim Senecae mollibus et febriculosis prunuleis insitam, subvertendam censeo radicitus immo vero Plautino trato verbo, exradicitus.« Hier hat man zuerst an dem Ausdruck igneis (nucibus) Anstoss genommen und bald ligneis, bald iligneis vorgeschlagen, wovon das Eine so wenig wie das Andere passt; der Herausgeber hat sich dadurch nicht irre machen lassen, und igneis, wie in der Handschrift steht, belassen, gewiss mit vollem Recht. Gegründeteren Anstoss erregt aber dann trato, was unmöglich richtig sein kein, aber in der Handschrift steht und darum auch, bei der Ungewissheit der vorgebrachten Verbesserungsvorschläge im Text belassen worden ist. Und allerdings weder irato, noch translato oder tralato, noch farto oder raro, wie man vorgeschlagen hat, kann genügen. Warum aber nicht das, wie wir glauben, näher liegende trito, wie wir zu lesen vorschlagen würden?

Auf andere als kritische oder damit verknüpfte sprachliche Bemerkungen hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, nur an einzelnen Stellen, wo es nöthig schien, hat er aus Mai's oder Niebuhr's Anmerkungen einzelne kürzere, zunächst zur Erklärung der betreffenden Personen dienende Notizen aufgenommen: ein Weiteres lag gar nicht im Zweck und in der Bestimmung dieser Ausgabe.

Hinter den griechischen Briefen folgt noch das aus einzelnen, in ihrem Zusammenhang kaum zu verstehenden Worten bestehende Bruchstück einer Danksagungsrede, das Mai aus einem Codex Palatinus rescriptus, also einer ehedem Heidelberger Handschrift, mitgetheilt hat. Leider kann dasselbe nicht genügen, uns von der Beredsamkeit des Fronto, die doch von seiner Zeit wie von der nachfolgenden so hoch gestellt ward, einen Begriff zu geben. Und doch wäre es fast von grösserer Wichtigkeit, in dieser Hinsicht, wenn wir wenigstens eine oder die andere der Reden Fronto's, wenn auch nicht einmal ganz vollständig mehr, besässen, als manche Briefe von keinem weiteren Belang.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Frontonis Epist. Rec. Naber.

(Schluss.)

In der Handschrift, die uns diese Briefe erhalten hat, findet sich keine Rede: der Herausgeber glaubt (S. XIX), dass die Reden in einem besondern Band, also getrennt von den Briefen, enthalten gewesen, und es lässt sich doch wohl annehmen, dass eine Zeit, die den Fronto als Redner so hoch stellte, und von diesem Standpunkt aus auch seine Briefe zu sammeln und zu erhalten bemüht war, das Gleiche mit den Reden des Fronto gethan und auch diese als Muster den kommenden Zeitaltern in einer eigenen Sammlung zu überliefern bemüht gewesen. So, in einer besondern Sammlung zusammengestellt und verbunden, scheinen jedoch diese Reden über das sechste oder siebente Jahrhundert hinaus sich nicht erhalten zu haben: wir werden daher wohl die Hoffnung aufgeben dürfen, je diese, in sprachlicher und überhaupt in formaler Hinsicht für uns wichtigeren Reden wieder zu gewinnen, und müssen uns dankbar mit dem begnügen, was unserem Jahrhundert zu entdecken vergönnt war, selbst wenn es in seinem Inhalt auch keine besondere Bedeutung anzusprechen vermag. Die wenigen Bruchstücke, welche auch bei andern späteren Schriftstellern in einzelnen Citaten sich erhalten haben — sie sind S. 261 ff. zusammengestellt — sprechen auch nicht für eine besondere Verbreitung der Schriften Fronto's, wie für eine längere Dauer derselben.

Mehrere Indices erleichtern den Gebrauch der Ausgabe. Zuerst ein Index Personarum, dann ein Index Scriptorum, und ein Index Rerum, darauf ein Index Vocabulorum vel novorum vel certa auctoritate confirmatorum und ein Index orthographicus. Ein siebenter Index Epistolarum secundum ordinem dispositarum ordnet die einzelnen Briefe nach der Zeit ihrer Abfassung, so weit sich diese ermitteln lässt, vom Jahr 139 bis 165; ein achter bringt Superiorum Editionum paginae collatae: eine höchst nothwendige Zugabe, welche die Seitenzahlen der beiden römischen Ausgaben (1823 u. 1846), der Berliner und der vorliegenden neben einander stellt, so dass die Citate der frühern Ausgaben, zumal bei der abweichenden Anordnung der einzelnen Briefe, sich doch bequem wieder finden lassen, da die Seitenzahlen dieser Ausgaben, wie sonst wohl üblich, am Rande des Textes keinen Platz gefunden haben: wir halten aber, bei Fronto's Schriften gerade, diese Tabelle für nützlicher

Digitized by Google

und bequemer. — Die äussere Ausstattung des Ganzen in Druck und Papier ist gewiss so gut wie die ganze typographische Ausführung eine vorzügliche zu nennen. **Chr. Bähr.**

De Pindaro nuperrime emendato disputare instituit C. F. Schnitzer, ph. Dr. litt. antt. in gymn. Elvacensi professor. Ellwangen 1867. Typis Leop. Weil. 8O. 8vo.

Der Verfasser gibt in dieser Schrift einen ausführlichen Bericht von beiden letzten Ausgaben Pindar's, der Mommsen's (1864) und der dritten von Bergk (1866). Der Zufall wollte, dass es B. nicht mehr möglich war, von der zwei Jahre früher erschienenen Bearbeitung seines Vorgängers Gebrauch zu machen, erst in dem Vorwort findet er Anlass sich über die Verdienste desselben zu erklären und den Wunsch zu äussern, M. möge der reichhaltigen Variantensammlung noch einen möglichst vollständigen Text der Scholien folgen lassen, aus dem ein ansehnliches Material zur Diorthose des Dichters zu erwarten stehe. Die Arbeit wäre nicht klein, da nach Schnitzer's Aufzählung in 23 Handschriften die Scholien noch nicht verglichen sind. Einstweilen vermehrt Bergk theilweise mit Hülfe der zugänglichen griechischen Commentare die schon in der zweiten Ausgabe der Poetae lyrici beträchtliche Anzahl von gelehrten und sinnreichen Conjecturen, und S. hat mit der Epikrise derselben, wie der ebenfalls nicht wenigen Mommsen's einer nicht geringen Mühe aber auch einer dankenswerthen Leistung sich unterzogen, deren Besprechung Ref. um so lieber übernahm, als er vor zwei Jahren in der Anzeige von Mommsen's Ausgabe (Heidelb. Jahrb. 1865, 497 sqq.) zu wenig auf dessen Behandlung der Nemeischen und Isthmischen Oden sich eingelassen hatte; mittlerweile hat er auch über manche damals erörterte Stelle eine andere Ansicht, zum Theil eben durch vorliegende Schrift gewonnen, und ergreift daher gern die Gelegenheit sich zu berichtigen.

Zunächst gibt S. in I einen Ueberblick der neuen Resultate auf dem Felde des Pindarischen Dialektes, worauf Ref. den Leser verweisen will, um über die eigentlich kritische Partie in II. p. 13 —78 desto eingehender sprechen zu können.

Vor allem wollen wir an dem Verfasser das Verdienst hervorheben, gegen Aenderungen der neuesten Herausgeber das Recht der Tradition geltend gemacht zu haben. O I, 29 sieht er in *φάτις — δεδαιδαλμένοι μῦθοι* einfach eine Apposition des Pluralis zu jenem Singular, und nimmt weder mit Mommsen einen acc. plur. *φάτις*, noch mit Bergk an, dass *ΔΕΔΑΙΔΑΜΕΝΟΙ — ΜΥΘΟΙ* Dativ sei; I, 64 belegt er die Form *θέσσαν* mit Nachweisen, welche an ihr kaum mehr einen Zweifel gestatten; gern nimmt Ref. die H. J. l. c. 512 für *θῆσαν* gemachte Bemerkung zurück; III, 25 wird die

Digitized by Google

beste Ueberlieferung *ὦρμα* im Ambrosianischen cod. gegen Bergk vertheidigt; VII, 49 gegen denselben *κείνοισι μὲν*; VIII, 23 *οτι — ῥέπει*, wo Bergk *ὅτι — ῥέπῃ*, Mommsen gar *ὅθι — ῥέποι* zuliess; vgl. H. J. l. c. 505; über Bergks *ῥήξεται* ib. 46 sagt er: B. ingeniose nunc *ῥήξεται* conjicit, sc. *Πέργαμος* pro *ἄρξεται*, sc. *ἄλωσις* vel tale quidlibet ex superioribus intelligendum. Sed nulla mutandi necessitas. Gewiss nicht; unrichtig erklärte nur Dissen *ἄρξεται* = parebit, da vielmehr *ἁλισκομένη* hinzuzudenken ist bei *ἅμα πρώτοις* und *ἁλώσεται* aus vs. 42 zu *τετράτοις*. Desgleichen lehnt der Verfasser O IX, 89 mit gutem Recht Bergk's *οἶνον* (für *οἷον*) ab, und nennt es ingeniosius quam verius; ebenso dessen Aenderungen *κόμπον* und *ὕμμιν* in O XI (X) 13 und 17. In O XII, 13 erklärt er sich auch, wie Ref., gegen das aus Ambr. von M. geschöpfte *διὲκ*, was dieser übrigens selbst in seiner kleinen Ausgabe schon aufgegeben hat. Wenn aber S. hinzufügt, Pausanias habe VI, 4, 7, wo er von diesem Ergoteles spricht, ex hoc ipso Pindari loco binas omnium quattuor ludorum victorias herausgerechnet, so entgeht ihm, dass der Periegete nicht sowohl den Pindar, welchen er l. c. gar nicht nennt, als andere Quellen benutzte, deren Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln ist. Für O XIII, 6, 7 erfreuen wir uns auch S.'s Zustimmung in der von M., aber nicht von Bergk befolgten Schreibweise *ἀσφαλὴς Δίκα καὶ ὁμότροφος Εἰρήνα*; letzteres (*ὁμότροφος*) rectius dici cum schol. Vat. et quatuor codd. vett. quam *ὁμότροπον* jam Hartg. vidit. Ein früheres 'iam' dürfen die von S. citirten Lectiones Pindaricae 33 in Anspruch nehmen. Dasselbe, was Rec. H. J. 502 über M.'s *ἐξ ἄρατ'* in O XIII, 107 urtheilt, ist auch die Ansicht von S. Für die Pythien genüge es, im allgemeinen die Uebereinstimmung für P III, 11, 110, 112, IV, 155, 213, 234, 250, 260, V, 31, VII, 6, 16, VIII, 72, IX, 19, 103, zu constatiren, wo Rec. seine Meinung entweder bereits ausgesprochen hat, oder jetzt beipflichtet; für die Nemeen N I, 46, II, 24, III, 44, 62, für die Isthmien I IV, 48, VII, 11, 13, 14, 33.

Dagegen erscheint einigemale der Versuch die Vulgate, oder sonstige Traditionen zu retten, minder glücklich, wie O VIII, 16, wo *πρόφατον* weder in der Bedeutung von *πρόσφατον* = nuper zulässig ist, noch glaublich, dass es den Sinn von *πρόφαντον* haben könne, was freilich auch Schneidewin glaubte. P V, 21 soll Arcesilaus doch nicht darauf hingewiesen werden, dass man ihn besingt, worauf die Lesart *Κυράνᾳ ἀειδόμενον* (nicht *Κυράνᾳ ἀειδομένα*) führt. Der Scholiast las *ἀειδομένα*, und in *μή σε λαθέτω* liegt nur eine stärkere Betonung des Preises der Stadt, welcher A. angehört. S. meint zwar 'non satis intelligitur quid sit quod poeta regem tam graviter admoneat, ne Cyrenae obliviscatur nunc ipsum cantu celebratae vel quod huius deae celebritatem (?) communi de deorum veneratione sententia quasi excusandam putet, aber *μή σε λ.* heisst nicht ne obliviscaris, und der *κᾶπος Ἀφρ.* ist der Hain

Digitized by Google

der Göttin in Cyrene, welchen die Procession der Preissänger wenigstens auf ihrem Zuge berührte, nicht Periphrase von Cyrene selbst, vgl. Boeckh Expl. 283. In N III, 29 ist schwerlich *ἐσλὸν*, was man auf Aeakus beziehen müsste, besser, wenn auch die Scholien diese Lesart erklären. Man hielt eben *ἐσλὸς* nicht für einen Accusativ. IV, 59 ist *τᾷ Δαιδάλου* nicht poetischer, sondern nur gezwungener als *τᾷ δαιδάλῳ*, denn dass das Schwert von Daedalus gearbeitet war, thut nichts zur Sache, und leitete nur auf abenteuerliche Explicationen, wie die eines Scholion, Peleus sei an List dem Daedalus zu vergleichen gewesen. III, 15 durften M. und S. nicht *τεὰν* vorziehen, da die Muse keinen Sieg verleiht; nur das Siegeslied und den dadurch verbreiteten Ruhm. IV, 23 bemüht man sich vergeblich *κατέδραμεν* in diesem Zusammenhange zu halten, da nur von einer Besiegung der Wettkämpfer aus der dem Aegineten Timasarchus befreundeten Stadt Theben hier die Rede sein darf; was soll da die Erwähnung des Betrachtens derselben 'venit et conspexit'? Aber auch *κατέδραμεν* von einem eilenden Hinrennen zum Kampfplatz mit Rauchenstein zu verstehen, würde einem zufälligen und bedeutungslosen Umstand eine unpassende Wichtigkeit geben; dem nämlich, dass er sich etwas spät bei den Thebanischen Spielen einfand, also noch recht zur Eröffnung derselben zu kommen Eile hatte. Das Object zum Verbum sind natürlich die einheimischen Athleten, welche dem Gast aus Aegina den Sieg über sich nicht misgönnten. Wie konnte man in dem technischen Ausdruck des Sieges, wenn er auch von dem Lauf metonymisch auf das Ringen übertragen wurde, eine abenteuerliche Bezeichnung, oder (vgl. J. Litt. Ztg. 1843, 1216) einen rohen Ausdruck finden und daher lieber den Timasarchus mit grosser Hast und Lust in die befreundete Stadt hinabziehen lassen? N VII, 70 neigt man sich neuerdings sehr zur Lesart *ὃς ἐξέπεμψας* hin; doch lässt der Sinn der Stelle nur die dritte Person zu, mit der zweiten wird das Bild von einem Pentathlen, welcher durch leichte Beendigung des Ringkampfes zu viel Kraft für den Wurfspiess behält und ihn über das Ziel hinaus schleudert, unterbrochen und zerstört. Sogenes hatte wohl grosse Anstrengung in jenem Hauptheil des quinquertium aufbieten müssen, so dass er gewiss nicht den auf die *πάλη* folgenden *ἄκων* in jener Weise verfehlte; Pindar machte dann den Uebergang von seiner Versicherung in Bezug auf Neoptolemus das Ziel nicht verfehlt zu haben, zu der Anpreisung des Siegers. Dass das Ringen im Pentathlon den Schluss bildete, ist ein von C. F. Hermann und Rauchenstein getheilter Irrthum, der sie hinderte, die Stelle richtig zu deuten, vgl. das in diesen Jahrbüchern 1867, p. 663 sqq. Bemerkte. Die Voraussetzung aber, welche unwissende Scholiasten äusserten, Sogenes habe durch einen Speerwurf über das Ziel die Concurrenten von der Fortsetzung des Wettkampfes abgeschreckt, durfte Sch. sich nicht aneignen und daraus die ebenfalls falsche Erklärung ableiten: cum semet ipsum nunquam

Digitized by Google

tam vehementer vibrasse linguam juramento confirmat, ita ut se inferiorem esse simulans alterius laudes lepide augeat. IX, 17 will S. wie es scheint, lieber Rauchensteins *τουτάκι* als Boekh's *δὴ τόθεν*; gewiss ist kein zwingender Grund vorhanden, in dem *ἐντεῦθεν δή* durchaus nur die Glosse für einen poetischen Ausdruck zu sehen; es kann recht wohl als Uebergangsformel gedient haben; jenes *τουτάκι* aber verträgt sich kaum mit dem sogleich folgenden *καί ποτε*. Unser *ἔθελον Θήβας ἀγαγεῖν* dürfte daher immer noch in Betracht zu ziehen sein. XI, 11 lesen wir mit einiger Verwunderung: ipse (Hartung) praeeunte Kaysero nomen proprium recepit. Gerade das Gegentheil steht Lect. Pind. 88, dass hier an keinen Bruder *Ἀτρεμίας*, sondern an eine feste Gesundheit (*ἀρτεμία*) des Vaters *Ἀρκεσίλαος* zu denken sei. Freilich referirt auch M. durch ein sehr verzeihliches Versehen: *Ἀρτεμίαν* Ky. H. Ueber I III (IV) neigt sich S. zu der nicht glücklichen Annahme hin, Pindar habe zwei Leute des Namens besungen, einen der im curulischen Kampf und einen jüngern, der im Pankration siegte. Beides war gewiss selten in einer Person vereinigt, schloss sich aber nicht nothwendig aus; eher ist es undenkbar, dass Pindar die angeblichen zwei in Oden von ganz gleichem Versmaass verherrlichte. In demselben Epinikion 63 hat man sich für *θηρῶν ἰσόντων*, wie es scheint, allgemein entschieden, da aber die codd. *θηρᾶν* haben, wäre es vielleicht rathsamer *εἰδὼς* (für *εἰκὼς*) — *θηρᾶν* zu lesen als die sonst bei dem Dichter nicht vorkommende Verbindung anzunehmen. IV, 58 soll nach dem Urtheile des Verf. Aristarch am besten erklärt haben; dieser meinte *ἔκνισ' ὀπὶ* mit *ἐκνισα τῇ φωνῇ* interpretiren zu können; war ihm die Lesart *ὄπιν* unbekannt? Uns schien vielmehr die umsichtige Anwendung mühevoller Vorübungen dem liberalen Gebrauch des Reichthums, indem man sich durch grosse Unkosten den hoffnungsvollen Blick in die Zukunft nicht trüben lässt, hier gegenüber gestellt. VII, 47 erklärt sich S. für *ἄνακτα* als wenn nicht auch Poseidon mitgeholfen hätte, was deutlich genug durch *ξύν' ἀλέγειν* ausgedrückt ist. Da nun P. den Dual vermeidet, *ἄνακτας* aber einen in diesen leichten Trochaeen der logaoedischen Strophen ungewöhnlichen Spondeus einführte, wird man wohl thun, *ἄνεκτι* (d. h. dem Peleus) an die Stelle von *ἄνακτα* zu bringen.

In P VI, 14 glaubt S. für *τυπτόμενοι* (*ἄνεμοι*) eine Stütze in Hor. Od. I, 9, 10 ventos aequore fervido deproeliantes gefunden zu haben: qui meminerit Horatiani 'ventos' etc. antiquum verae scripturae testem habebit; nam ut alia multa e graecis poetis, sic illa e nostro sumsisse videtur Romanus. Damit ist schwerlich etwas für den medialen Gebrauch von *τύπτομαι* bewiesen; für *τυπτόμενον* spricht die weit ähnlichere Stelle Hor. Od. III, 30, 3, wo wie hier von einem *θησαυρὸς*, von einem monumentum die Rede ist quod non imber edax, non aquilo impotens possit diruere. In derselben Pythischen Ode vs. 4 will S. die überlieferte Lesart *ἐς νάτον*

Digitized by Google

προσοιχόμενοι nicht gelten lassen, weil jenes Adjectiv von ναῦς herkommen müsse; doch ist die Ableitung auch von ναός möglich, und an προσοιχόμενοι ἐς ὀμφαλὸν so wenig etwas auszusetzen als an ἐς ἀφνεὰν ἱκομένους Ἱέρωνος ἑστίαν. Wofür sich S. in P IX, 62 entscheide, erfährt man nicht, ob für αὐτῷ oder αὖοις oder αὐτᾶς, sämmtlich Vorschläge von Bergk, unter welchen nur der letzte annehmlich erscheint; die Vulgate αὐταῖς mit Schol. und Mommsen zu ἐπιγουνίδιον zu ziehen bringt eine grosse Härte hervor; die Vermuthung aber, sie sei erst mit der Interpolation θηκάμεναι entstanden, welche S. vorbringt, widerlegen die Scholien und die Handschriften, welche θησάμεναι haben. Ueber N I, 48 wird man sich nicht so rasch zur Verurtheilung von βέλος entschliessen, wie M. und ihm folgend S.; warum soll der Schrecken, welchen die plötzlich den Herakles in der Wiege anfallenden Schlangen erregten, nicht mit einem βέλος verglichen und bezeichnet werden können? Das vorgezogene δέος scheint nur eine alte Correctur zu sein.

Manchen Aenderungen der neuesten Herausgeber pflichtet der Verf. bei, ohne die dagegen sich erhebenden Bedenken gehörig zu erwägen. So scheint ihm O VIII, 46 τέρτατος mit Bergk, der übrigens nur τερτάτοις vorschlagen konnte, trotz der ungewöhnlichen Form das ursprüngliche zu sein; als wenn nicht mit dem vierten Nachkommen von Aeakus dieser selbst mitgerechnet werden dürfte. IX, 17 ist ἴσον, welches der Kritik schon so viel zu schaffen machte, nur der Andeutung eines Scholiasten angehörig, dass παρὰ zu beiden Namen gehöre, daher man es nicht wie Bergk gethan, zur Berichtigung des Textes benutzen sollte. Die Apostrophirung der Kastalia mit σόν τε (für ἔν τε), so beiläufig angebracht, wo nicht einmal der eben gefeierte Sieg ein Pythischer ist, kann um so weniger gefallen, als P. sonst nirgends eine Lokalität anredet und hier überdies der Vocativ sich nicht durch seine Deklination unterscheidet, wie P IV, 175. Statt des kaum möglichen ἔν τε Κασταλίᾳ mag an unsere längst vorgetragene Vermuthung κράναν Κασταλίας (L. P. 24) erinnert werden. P V, 49 billigt S. was M. in den Text gebracht hat ἐξ ἀγαθέων ἀέθλων; es liegt allerdings dem ἀγαθῶν der codd. sehr nahe, ist aber doch sowol wegen der (P IX, 71, N VI, 35 nicht zugelassenen) Synizese, als weil es bei Homer und Pindar selbst nur als Epithet von Städten angewandt wird, durchaus zweifelhaft. Bleiben wir lieber bei Moschopul's ἀγλαῶν, wenn auch M. die merkwürdige Entscheidung gibt: ἄεθλα certamina, Pindaro sunt κύδιμα, ἔνδοξα — etiam νικαφόρα et χρυσοστέφανα; sed non ἀγλαά i. e. corusca, etsi hoc per synecdochen (propter coronarum splendorem) victoriis attribuitur N XI, 20. Illud tumidum fuisset. Was für Siege passte, soll für die Kämpfe unpassend sein? Was Bergk P VIII, 86 mit χορῶν ἀπάορoι wollte, und warum S. dieses für ingeniose et ad sensum optime enucleatum hält, ist Ref. dunkel geblieben, da nichts treffenderes hier stehen kann als ἐχθρῶν: die Besiegten gingen ihren

Digitized by Google

schadenfrohen Feinden in loco möglichst aus dem Wege. S. spendet seinen Beifall ferner der Bergkischen Conjectur *Οὐρανοῖ* in N III, 10, indem es auch ihm nicht thunlich scheint, dass *θύγατερ* so nude neben *οὐρανοῦ πολυνεφέλα κρέοντι* trete, wol aber, dass *κρέοντι θύγατερ* verbunden werde. Unserem Gefühle nach ist letzteres viel schlimmer und kaum etwas auszusetzen an dieser Anrufung, wenn die Bezeichnung des Wortes unmittelbar vorhergeht. Von N IV, 90 sagt S. Mommsen levi trajectione verborum sanavit cum scripserit *ἀείσεται, παῖ, ὁ σός*. Dass Pindar das Futur *ἀείσεται* schrieb, bemerkten wir längst in L. P. 74, fanden aber nicht nöthig ὁ σὸς, was bei M. jetzt sehr matt nachfolgt, zu versetzen, sondern riethen zu ὁμῶς, was dann zu der nicht sehr gewagten Aenderung *ἀείσετ' ἐπεὶ ἄλλοισιν* führte. N V, 6 ist *ὀπώρα* die Reife des Jünglings, welche im ersten Stadium nur Blüthen und noch keine Früchte zeitigt, daher sie auch *μάτηρ οἰνάνθας* heissen kann; mit Hartungs *οἰνάνθαν ὀπώρας* ist also nichts gewonnen, noch weniger aber mit Bergk's *ματρὶ*, quod verbum suaviter et *ἐν ἤθει* adiectum sit, ut Pyth. VIII, 85 *πὰρ ματρὸ'*. Denn was dort ganz am Platze ist, will sich hier gar nicht schicken. N VI, 50 beurtheilt S. theilweise richtig, wenn er es tadelt, dass M. *χαμαὶ* auswarf, quod adverbium et librorum auctoritate optime firmatum est et commendatur perspicuitate orationis, theilweise unrichtig, wenn er sagt, dass derselbe *ἐπέδειξ'* recepit, mutato auctoribus Herm. et Rauchenstein verbo minus apto *ἔμπεσ'* in adv. *ἔμπας*, cui nullum adstat e scholiis adminiculum. Das hat seine Ursache darin, dass die Scholiasten die sehr poetische Metonymie *βαρὺ δ' ἔμπεσέ σφι νεῖκος χαμαὶ καταβὰς Ἀ.* durch die Paraphrase *βαρεῖαν δὲ — μάχην διὰ φιλονεικίαν αὐτοῖς ἐπέδειξεν ὁ Ἀ.* zu erklären suchten. An der Anwendbarkeit von *νεῖκος* als Kampf war nicht zu zweifeln; wie es I VI, 36 mit *πολέμοιο* verbunden ist, kann es auch allein stehen. S. stimmt in der Behandlung des Verses, von welchem Bergk eine durch alle Strophen reichende Interpolation annimmt, mit diesem überein, obgleich nicht zu begreifen ist, warum *ἀπὸ ταύτας αἷμα πάτρας* in vs. 36 unzulässig sein und mit *ἀπὸ τωυτοῦ αἵματος* vertauscht werden solle. N X, 31 sqq. geht es nicht an, dass die Rede zwischen zweiter und dritter Person hin und her schwanke. Wenn so eben Zeus apostrophirt wurde, dann in dritter Person von Theäus gesprochen wird (*παραιτεῖται*), sogleich *νιν — κώμασαν* und *ἔμολεν* folgt, kann kein *σοί τε* dazwischen treten; erst vs. 37 wird P. den Sieger wirklich angeredet haben. M. hat das ganz verkehrte *θεῷ τε* beibehalten und von unserem *οἵτε* keine Notiz genommen; daher auch S. davon nichts weiss und sich für Bergk's *σοί τε* entscheidet; Rauchenstein aber (Jahrb. für Ph. 77, 257) hat den Vorschlag adoptirt, nicht abgeschreckt durch Schneidewin's Geständniss, dass dergleichen sein Geschmack nun und nimmermehr sei. I V, 72 kann Rec. nicht in das Lob der Conjectur von M. *Μένανδρον ἐν ἀεθληταῖσιν* einstimmen, und sie mit

Digitized by Google

S. für eine luculenta emendatio erklären. Dieser meint zwar, es sei viel gewonnen, wenn Lampon vom Geschäft des Alipten entbunden werde; aber die Väter leiteten ihre Söhne gern selbst an, und ihre eifrige Pflege der Kunst konnte mit einem Naxischen Wetzstein verglichen werden. Hat doch sogar eine Mutter, Pherenike, ihren Sohn Peisirodos im Faustkampf unterrichtet, vgl. Philostr. *π. γυμν.* c. 17 (p. 30 ed. Daremberg). Die *μελέτα* (66) bezieht sich eben auf solche im Haus cultivirten gymnastischen Studien. Geht die Erwähnung des Menander voraus, so kann nicht *πίσω σφε* folgen, ohne auch diesen Mann, was P. schwerlich wollte, miteinzuschliessen. I VII, 33 ist der Tadel gegen Mommsen's kühne Umstellung gegründet, aber *κεν* möchten wir nicht mit Bergk einschieben, welches S. annimmt. Der Sohn der Meeresgöttin musste nach dem Beschluss des Schicksals sich stärker als sein Vater erweisen, mochte dieser nun Mensch oder Gott sein; wenn letzteres, so überbot er den Zeus und Poseidon, und P. schrieb etwa *φέρτερον γόνον ἔτ' ἄνακτα πατρὸς τεκεῖν* oder, wenn man *ποντίαν θεὸν* dann als Apposition fassen darf, *φ. γ. ἐ ἄνακτα πατρὸς τεκεῖν*.

Die eigenen Emendationsvorschläge des Verf. leiden an einer gewissen Kühnheit, die sich über die Gesetze der Grammatik und Metrik zu leicht hinwegsetzt. O VII, 31 sucht er durch eine unmögliche oratio recta, wobei das vorausgehende *εἶπε* parenthetisch genommen werden soll, die für ihn auffallende Construction *πλόον εἶπε — εὐθὺν* zu beseitigen, indem er statt des letzten Wortes *ἔντυ'* schreibt. Man kann dann nur nicht entdecken, wo diese directe Rede beginnen und wo sie enden soll. IX. 76 dürfte die Mühe einen Beleg für *γοῦνος = γόνος* zu finden vergeblich und aus *κοῦρος* deshalb kein sicherer Schluss auf jenes zu ziehen sein. VII, 44 will S. *προμάθειος αἰδώς* lesen und adjektivisch verstehen, weil er sich nicht an den *Ἐπιμαθεὺς* in P V, 25 erinnerte. Zu den vielen Conjecturen, welche über O XI, 9 gemacht worden sind — nam quot critici, tot emendationes — fügt er die seinige *ἀοιδῶν* oder *ἀέθλων* hinzu, ne qualis sit cuiusve negotii *τόκος* ignoremus. Da aber *ὅπα* ohne vorhergehendes Verbum, wie *ἄθρει* oder *ἄθρησον*, nicht zu construiren ist, erinnert Rec. nochmals an diese von Rauchenstein und ihm selbst Jen. Litt. 1846, p. 1148 versuchte Abhülfe. O XIII, 107 sollen wir *Ἀρκάσιν ἄκρων* lesen; neglexerunt — viri sagacissimi vocem *ἄναξ* — carere obiecto, cui imperet. Aber der Altar beherrschte den Berg Lykaion, welcher mit Stadium und Hippodrom ausgestattet war, und konnte den Arkadischen Spielen (*Ἀρκάσιν ἄθλοις*), welche er von seiner Höhe aus überblickte, bezeugen, dass in ihnen die Familie des Xenophon gesiegt habe. P IV, 180 können die Söhne des Hermes nicht in den Schlünden und Klüften des Pangaeus gewohnt haben, sondern nur an seinem Fusse. Also war *θέμεθλα* nicht mit *φάραγγας* zu vertauschen, sondern jenes durch das beigefügte *οἵ* (Relativ, nicht *οἵ*

Digitized by Google

als auf Jason bezüglichen Dativ) zu stützen. Für N V, 42, wo hier *μετάξεν τε* vorgeschlagen wird, sei es erlaubt, aus Eos I, 591 die Conjectur *ἤτοι μετάξας τὰ καὶ τεὸς μάτρως ἀγάλλων κλεινὸν ὁμόσπορον ἔθνος· Πυθέα ἁ Νεμέα μὲν ἄραρεν* zu wiederholen. S. durfte nicht das Scholion *μετὰ τὰ προειρημένα ὑπὸ σοῦ* abändern in *μ. τ. προειργασμένα ὑ. σ.*, sondern musste mit Boeckh *περὶ* für *ὑπὸ* lesen: der Interpret will sagen, dass der Dichter nach dem Euthymenes wieder auf Pytheas, die Hauptperson, zurückkomme; Pytheas, sagt er, strebte nach dem Siege in Aegina, welchen sein Vetter Euthymenes bereits errungen hatte. Damit ist jedoch noch nicht erwiesen, dass der Scholiast in seinem Exemplare *Πυθέας* las, vielmehr scheint nach dem, was zur Erläuterung von *ἁ Νεμέα μὲν ἄραρεν* beigebracht wird, *Πυθέα* die ursprüngliche Lesart gewesen zu sein: *ἡ μὲν N. καὶ προσήρμοσται αὐτῷ πρὸς τὸ νικᾶν ἀεί*. Der Genitiv *κείνου* kann nicht wohl auf Pelens (bei S. steht in Folge eines Versehens Pelopis) bezogen werden, von welchem längst nicht mehr die Rede ist, sondern nur auf Pytheas, wodurch aber eine grosse Härte der Construction entsteht; daher man besser thut, ihn als Coruptel zu behandeln. In dem Vorschlage von S. ist *τε* unerklärlich. N VI, 43 hat *ἤρεφε δασκίοις* schon G. Hermann empfohlen; daselbst will S. *νικᾶντ'* lesen, aber P. kennt nur *νικῶντ'*, welches allerdings Hermanns *κρατεῦντ'* der Gleichmässigkeit halber vorzuziehen ist. I VII schliesst S. wohl nicht mit Recht aus der Anmerkung des Scholiasten, welcher bereits *παροιχομένων* statt *παροιχόμενον* las, *τε* könne nach *καρτερὰν* nicht fehlen.

O II, 76 hält S. (17) *Γᾶς* für ein Glossem zu *ὑπέρτατον ἑρείσας θρόνον*, welches in den Text an unrechte Stelle im vorhergehenden Verse gerathen sei; eine irrige Ansicht, die in den Scholien vorgetragen wird, gibt wirklich der *Γᾶ*, nicht der *Ῥέα* den höchsten Thron. *Γᾶς* ist gerade keine Glosse, was auch Bergk nicht glaubte, wenn er *ὃν πατὴρ ἔχει τάϊς ὁ Γᾶς ἑτοῖμον πάρεδρον* las, nur durfte er dem Pindar nicht die Diärese *πάϊς* octroiiren, nicht *πατὴρ* so absolut neben *παῖς* hinstellen, auch nicht *αὐτῷ* weglassen. Mommsen hat in ed mai. *χθονὸς*, im ed. min. *Διὸς* geschrieben. S. dagegen will *ὃν πατὴρ θεῶν ἔχει ἑτοῖμον αὐτῷ* lesen, weil der Vers in reinen Trochaeen einherschreite: um den Hiat zu vermeiden, musste er wenigstens *ὃν πατὴρ ἔχει θεῶν ἑ. ἀ. π.* vorschlagen. Aber diese vermeinten Trochaeen sind vielmehr kretische Rhythmen, die Dipodie ein *κρητικὸς κατὰ διτρόχαιον*, vgl. Hephaest ed. Gaisf. p. 175 (ed. 2); wir werden daher mit Benutzung der Lesart unseres Pal. c. *ὃν πατὴρ ἔχει γᾶς ἕτοιμόν γε ἀ. π.* rathen dürfen zu *ὃν γε Γας ἔχει γόνος ἑτοῖμον αὐτῷ π.* Dem Gedanken nach, wenn auch nach Boeckh's Vorgang das Metrum verfehlend, hat Ref. dasselbe in den Lect. Pind. p. 9 gewollt mit *ὃν γε παῖς ἔχει Γᾶς ἑ. α. π.* — O IV, 8 wird *δέξαι*, welcher Variante Bergk unverdienten Beifall schenkte, richtig beurtheilt, unrichtig

Digitized by Google

aber die freilich durch den Ambros. bestätigte »egregia Bergkii coniectura« *θαμακὶ*, denn weder der Gedanke, noch die Tradition der Scholien spricht gegen *θαμὰ καὶ*; über die mesodische Form der Epodos legt S. das aufrichtige Geständniss ab: quod Kayser — e natura rhythmica epodi, qua circa *πολιαὶ θαμὰ καὶ* tanquam cardinem altera epodi periodus circumagatur, consequi dicit, ut *θαμακὶ* improbetur, ego me fateor nondum penetrasse in has subtilitates metricas. Obgleich er sonst Rossbach und Westphal fleissig citirt, wie sogleich zu Ol. V, ist ihm also doch die Darstellung der Construction der Ode I, p. 210 (erster Ausgabe) ganz entgangen, woraus die durchaus nicht subtile, sondern handgreifliche Form der fünf letzten Kommata 33233 zu ersehen war; unmöglich aber ist bei Pindar der von S's. »collega *ῥυθμολογώτατος*« Vogelmann gebildete anapaestische Vers *πολιαὶ θαμάκι παρὰ τὸν ἁλικίαις*, dergleichen nicht mit O IX, ep. 6 belegt werden kann. O XI (X) 18 genügte es ebenso an die Störung der Symmetrie zu erinnern, welche durch die von M. aufgenommene Lesart *ἀμφὶ στεφάνῳ* (statt *ἐπὶ στ.*) entsteht; sprachliche Auseinandersetzungen über beide Präpositionen, die der Sinn in gleicher Weise zuliess, oder der Ausspruch, dass codicis Ambrosiani auctoritas in talibus nicht firmissima sei, helfen zu nichts. In N I, 51 darf man weder *ἔδραμον*, wenn dieses den Vers schliessen soll, noch *ἀθρόον* für einen isolirten Kretiker halten, da der sehr einfache Bau der Epode nur 4444 2 4444, nicht 43244 2 4444 zulässt. Hinsichtlich der Verse P V, 46, 65, 75, 95 erklärt sich S. für die Aenderungen Boeckh's p. 39: metrica ratio Boeckhii correctionem egregie commendat; nihil enim proficitur diviso versu, et *καὶ* vs. 65 abundat etc. Vielmehr stützen sich 65 *τῷ καὶ Λακεδαίμονι* und *κώμων ὑπὸ χεύμασιν* gegenseitig, und machen die auch von G. Hermann adoptirte Absonderung von *αἰῶνος, ὀφθαλμός, ἄμειψεν, μναμεῖον, Καρνεῖε, ῥανθεῖσαν, γλῶσσάν τε*, welche sich überall ganz ungezwungen ergibt, zur Nothwendigkeit; die metrica ratio aber leidet durchaus nicht unter der handschriftlichen Tradition. Wenn in einer so strophenreichen Ode wie P IV ein einziges mal die Arsis des Trochaeus in ep. 7 aufgelöst wird, wie 253 *ἐπεδείξαντο κρίσιν ἐσθᾶτος ἀμφὶς*, ist es gewiss erlaubt, an der Richtigkeit dieser Lesung zu zweifeln, ja S. behauptet gar, dass so libri omnes repugnante et metro et loquendi usu haben. Um so mehr mag es auffallen, wenn er sich wundert, quod nemo *κράτος* soluta longa ut in *κρίσιν* conjectaverit. Doch fügt er hinzu quid legendum sit, non liquet. Vielleicht ist *κρίσιν* weniger »e glossa invectum ad *ἐσθᾶτος ἀμφὶς* adscripta ex Ol. III, 21, VII, 80, Nem. X, 23« als der Versuch eines Lesers sich so gut er konnte das *ἰν'* verständlich zu machen, auf dessen Sinn er, wenn *IN* in seinem Exemplare stand, nicht sofort verfiel.

Zu grosse Freiheiten räumt S. dem Dichter ein, wenn er zu Ol. IX, 112 behauptet eam esse naturam vocalis Iota ut hiatum

Digitized by Google

patiatur, sive digamma sive quid aliud in causa fuerit; dies im Einverständniss mit Mommsen. Doch kann das Digamma den Hiat nicht zulassen, sondern nur aufheben, anderer Art sind aber die Fälle nicht, welche er aus Pindar hier citirt. Wir möchten auch die Belege für die P V, 39 *καθέσσαντο μονόδροπον φυτὸν* gewagte Behauptung arsis ante liquidam (d. h. dass *καθέσσαντο* = ⏑ — — — sei) gerne zu Gesicht bekommen. N VIII, 44 glaubt S. den grimmigen, allerdings von den codd. hartnäckig festgehaltenen Hiat *πιστὰ. ὦ Μέγα* stützen zu können mit Beispielen wie N VI, 22, O XIII, 67, als wenn es denkbar wäre, dass, wo P. die Wahl zwischen *πιστὸν* und *πιστὰ* hatte, er letzteres vorzog. Die Scholien lesen sicher auch das richtige, neben welchem Triclin's *πίστιν* entbehrlich erscheint; wenn gleich nicht durchaus unmöglich. Wenn S. N V, 32 M's. *τοῦ δὲ ὀργὰν* billigt, setzt er die sonst unerhörte Digammirung von *ὀργὰ* voraus. G. Hermann rieth zu *τοῖο δ' ὀργὰν*, was immer annehmlicher scheint als *τοῦ μὲν ὀργὰν*, wie Boeckh und andere wollten; Rec. dachte ehemals an *τοῦ δὲ θυμὸν*, und *παντὶ μύθῳ* im vorhergehenden Verse, jetzt vermuthet er *τοῦ δὲ κάρζαν*. I, V, 51 bedarf es gewiss nicht der starken Aenderung Bergks *Φυλακίδᾳ δ' ἦλθον γὰρ κτέ.* um den Trochaeus *Φυλακίδᾳ γὰρ ἦλθον* wegzuschaffen; S. stimmt bei, ungeachtet er zu N VIII, 3 an dem Ditrochaeus nicht zweifelt, der auch sonst nicht selten für den Epitrit erscheint. I VII, 31 ist das von Triclinius gebotene *ἐπάκουσαν* bei P. sonst nicht zu finden, und natürlich als Versuch eines Neuern zu beurtheilen. Wir schlugen einst *Θέσφατ' ἄϊον ἔννεπεν γὰρ* vor, es genügt aber *ἔννεπεν δὲ*, oder mit richtigerer Orthographie *ἤνεπεν δὲ*; so bedarf es keiner coniunctio dieser versiculi, wie wenn *εἶπε δ'* an den Schluss des ersten zu stehen käme. Nachträglich erwähnen wir, dass S. über die in O VII, 74, 75 bei Mommsen getroffene Abänderung, die er Eos, 1, 291 von Seiten ihrer Unwahrscheinlichkeit verwirft, hier nichts weiter erwähnt; auch H. J. l. c. 500 durfte ausser der Verkehrtheit des Gedankens, welcher durch die Transposition mehrerer Worte entsteht, auf die Verletzung der Symmetrie hingewiesen werden, denn *πατὴρ* und *τέκεν* schliessen beide die Pentapodieen, welche die Tetrapodie *πῦρ — ἵππων* umgeben; ausserdem ist ein solches Metrum wie *τέκεν ἐπτὰ Ῥόδῳ* d. h. ein akatalektischer anapaestischer Monometer bei Pindar unerhört. Auch die dem daktylischen Trimeter vorausgeschickte Basis wird mit keinem Beispiele zu belegen sein; doch ist M. hierin nur Boeckh gefolgt, welcher in der Verbindung von scheinbarem Choriamb und Tribrach einen dem Verse P VIII, 5 ähnlichen Logaoeden erkennen musste, wozu ihn aber seine Abneigung gegen den *χρόνος τρίσημος* nicht kommen liess.

Ungebräuchliche Formation wäre bei Pindar das von Mommsen eingeführte, von S. gebilligte *ἔγχερος ἀκμᾷ*, O II, 63, was kein Genetiv von *ἔγχειρ* sein kann, und dieses selbst kannte der Dichter schwerlich in der Bedeutung des Karst, mit welchem der

Digitized by Google

Boden bearbeitet wird. Lieber werden wir mit Buttmann Ausf. Gr. II, 125 an ein causatives *καταβαίνων* glauben, oder *καταβάσει* vorschlagen als P VIII, 77 mit Bergk *ἄλλον δ' ὑπὸ χειρῶν. μέτρῳ κατάβαιν' ἐν Μεγάροις* lesen, da sich dieser plötzlich eintretende Imperativ ne nimis concupiscas in certamen conscendere weder mit dem, was vorhergeht, noch mit dem, was folgt, verträgt, wenn auch S. zustimmt, und der vermeinten grammatischen Unmöglichkeit zu entgehen, eine stylistische Verkehrtheit zu dulden bereit ist; noch weniger aber gefällt uns M's. *ὑποχείρων μέτρῳ* = ad modum oppressorum inferiorumque hominum, indem *ὑποχείρων* = *ὑποχειρίων* sein soll. S. verwirft die Aenderung, welche keine geringere Berechtigung hat als jenes *ἔγχερος*. In die P II, 17 von Bergk eingeführte Lesart *πόττινος*, wo die Handschriften *πόιτινος* haben, sich zu finden, d. h. einen Sinn und poetischen Ausdruck darin zu erkennen, hält schwer; Ref. kömmt auf die längst geäusserte Vermuthung zurück, dass P. *τίμιον* geschrieben, nur möchte er die aeolische Form *τίμιος* jetzt vorziehen, vgl. Lect. Pind. 43. In derselben Ode 36 ist ebenfalls nicht auszukommen mit der von S. beliebten Vulgate *ἔβαλον· ποτὶ καὶ τὸν ἵκοντ'*, und man begreift nicht, wie S. behaupten kann, addita in Pal. optimo glossa *ἦλθον πρὸς τὸν* (= *τοῦτον*) exturbat omnem emendationum farraginem, da dem ohnehin eben so matten als harten Uebergang die Prosodie des Verbums entgegensteht. Eine Corruptel ist nothwendig zu statuiren, der Gedanke verlangt zu *καὶ* den Begriff *φρονέοντα*, wo möglich aber auch ein den Schriftzügen *TONIKONTA* ähnlicheres Wort. P IV, 57 ist mit *αἵ ῥα* wie Boekh oder *καί ῥα*, wie Hartung wollte, schwerlich die Hand Pindar's hergestellt; wenn Homer so häufig *ἡ ῥα* hat, warum sollte Pindar das nicht ihm nachthun, und dann statt einfach den Namen Medea folgen zu lassen, *Μηδείας ἐπέων στίχες* an die Stelle setzen? Dass jener Phrase bei Homer das nomen nicht beigefügt wird, war eben für den spätern Dichter keine Regel. IV, 28 ist an *σπέρμ'*, woraus leicht *περ* wurde, festzuhalten, übrigens nicht *ἀκτῖνος* zu schreiben, wie unsere Meinung früher gewesen (H. J. l. c 506), sondern *ὑμετέρας τ' ἀκτῖνας*. Jenes *σπέρμα* ist gewiss kein Glossem, wenn es auch M. behauptet. P VI, 50 scheint es ein grosses Wagniss, *ὀργαὶς πρὸς ἱππίαν ἔσοδον*, indem ein neues Verbum geschaffen wird, mit Bergk zu lesen, welchem jedoch der Verf. beipflichtet, und seine eigene Conjectur *ἀρχαγέτ' ἱππειᾶν ἐσόδων*, die allerdings eine seltsame Zusammenstellung voraussetzt, lieber aufgibt. Rec. sieht keinen Grund von der aus den Scholien geschöpften Restitution *ὅσθ' εὗρες ἱππίαν ἐσόδον* abzugehen. Wo S. über P XI, 56, 57 berichtet, musste er mehr Gewicht darauf legen, dass wenigstens drei ältere Handschriften *ἔσχεν* wirklich haben, wir glauben nicht, dass damit nur das Metrum vervollständigt wurde, sondern halten das Wort für ächt. Von Mommsens *ἄμυντ'* oder *ἄννυτ'* in 55 wird, da er sich selbst scheute tam incerta invehere, niemand Gebrauch machen.

Digitized by Google

Der Gedanke kann nur der sein, dass Neider fern gehalten werden, wo ein Mann hohes Glück mit Mässigung ohne Verblendung und argen Uebermuth geniesst; einem solchen ist am Schluss des Lebens ein schöneres Loos beschieden, als denen, welche nicht so handeln; der theuern Nachkommenschaft hinterlässt er einen guten Namen, der Güter höchstes. Die von Bergk als desperat aufgegebene Stelle dürfte ohne zu grelle Aenderungen etwa so lesbar werden: *φθονεροὶ δ' ἀμύνοντ', εἰ ἄταν τις ἄκρον ἑλὼν ἀσυχᾷ τε νεμόμενος αἰνὰν ὕβριν ἀπέφυγεν· μόρον δ' ὃ δ' ἀν' ἐσχατιὰν καλλίονα βιοτᾶς ἔσχεν γ. γ. ἐ. κ. κράτιστον χ. π.* Die Versetzung von *εἰ* nach *ἄταν* und die Explication von *μόρον* durch die Glosse *θάνατον*, welche auch zu N I, 66 in den Scholien vorkömmt, hat Verwirrung angerichtet. M. durfte nicht *μέλανος* (sc. *θανάτου*) *καλλίονα θάνατον* für möglich halten, eben so wenig ein absolut stehendes *ἀν' ἐσχατιὰν*, wozu ein Genetiv erfordert wird, welcher eben durch das Glossem *θάνατον* weggeschoben wurde. N I, 66 versteht Ref. nicht die Alternative *μόρον τὸν ἐχθρότατον* juxta accusativum subjecti *νιν* nemo sane scripserit, qui dativum invenerit. Ergo aut duplicem illum accusativum admittamus, aut *τινι στείχοντι*, etsi hac mutatione dativi formae cumulantur, accipiamus necesse erit; denn was will er in ersterem Falle mit *τὸν ἐχθρότατον* anfangen, da *τινα* hier nicht 'einen gewissen', wol aber 'manchen' heisst? Die Häufung der Dative aber ist lästig, und doch darf man an der dem Pindar beliebten Construction *δώσειν μόρῳ* nicht rütteln. Wir rathen also abermals zu *πανεχθροτάτῳ*. Am Schluss der Ode möchte weder *νόμον* noch *τεθμόν*, sondern *πότμον* dem Gegenstand entsprechen. N III, 18 ist an der sonst nicht nachweisbaren Form *βαθυπεδίῳ* zu zweifeln; das *γε*, welches M. verbannte mit S's Zustimmung, kann auf Versuche des Aristokleides an anderen Orten, wo er weniger glücklich war, bezogen werden, jene Lesart aber scheint ihren Ursprung in der von einem nachlässigen Schreiber begangenen Umstellung des *ι* vor statt nach *ω* zu haben. In demselben Epinikion vs. 24 freut es Ref. von S. wie früher von M. die Lesart der Handschriften *ἰδίᾳ τ' ἐρεύνασε* anerkannt zu sehen, welche nicht durch *διά τ' ἐξερεύνασε* verdrängt werden durfte; das *ἰδίᾳ* zeichnet die hier bewährte That vor andern aus, welche Herakles nur auf Befehl des Eurystheus unternahm, vgl. L. P. 70, wo aber solus tam periculosum iter mit ultro t. p. i. zu vertauschen ist. Warum IX, 7 Bergks seltsames und zu *θεσπεσία* nicht passendes *ὀπεὼν καύχας* = honoris comes für facilius meliusque quam quidquid alii tentarunt gelten solle, ist nicht einzusehen; ferner nicht, wie 23 *νόστον ἐρεισάμεροι* heissen könne de reditu annitentes; wenn auch M. behauptete non opus est emendando. Andere lesen *ν. ἐρυσσάμενοι*. Die Sieben hielten ihre Rückkehr nicht zurück, vielmehr verloren sie sie ganz und gar an den Ufern des Ismenos. Sollte wohl P. in ironischem Sinn gesagt haben sie erlangten am I. ihre Heimkehr: *ν. ἀννσσάμενοι*? N X, 48 ist

Digitized by Google

παὰρ mit *δρόμῳ* zu verbinden, nicht mit *ἔθηκε*, von welchem S. es durch Tmesis getrennt glaubt; denn *θῆκε* ist wie H. Od. *Λ* 545 von der Aufstellung der Kampfpreise gebraucht, in welcher Bedeutung *παρέθηκε* schwerlich vorkömmt. Man wird übrigens *νεικέσσαι* für *νικᾶσαι* lesen müssen, da zunächst für den Wettkampf, was *νεῖκος* heissen kann, die *ἆθλα* aufgestellt wurden. Eine Folge jener Annahme ist, dass S. nach den Scholien *σὺν δρόμῳ ποδῶν* zusammen nimmt, statt in *δρόμος*, wie O III, 32, P I, 32, eine Localität zu erkennen; dadurch entsteht die prosaische Distinction *ποδῶν δρόμος, χειρῶν σθένος*. Richtig erinnert S. dass N X, 62 der Zusammenhang nur *ἥμενον*, wie Aristarch verlangte, zulasse; denn wären beide Dioskuren, wie der Dichter der Kypria erzählte, nach Pindars Auffassung in der hohlen Eiche versteckt gewesen, hätte er 66 nicht sagen können *ἦλθε Λήδας παῖς διώκων*. S. glaubt facile librariorum veterum erratum *ἥμενος* fuit juxta posito nominativo *πεδαυγάζων Λυγκεύς*, doch gerade dieser Nominativ musste auf einen andern Uebelstand des Verses aufmerksam machen: das Asyndeton ist nicht erträglich. Da nun die codd. *πόδ' αὐγάζων* geben und erst Triklinius *πεδαυγάζων* corrigirt, könnte man an der Sicherheit der Ueberlieferung zweifeln und vermuthen, dass P. *δέ Fʼ αὐγάζων* schrieb. X, 84 verurtheilt S. wohl mit Recht, was M. in den Text gebracht hat *νέμειν μέλλεις* und billigt Benedicts *θέλεις οἰκεῖν*. Wenn indess aus der Wiederholung von *βούλει* bei dem Scholiasten der Schluss erlaubt ist, dass dieser zweimal dasselbe Verbum damit paraphrasirte, wird man auch hier *νοεῖς* für *ἐθέλεις*, welches dann ebenfalls Glossem wäre, lesen dürfen. N XI, 9 möchte es gerathener sein, das durch *σὺν εὐδοξίᾳ* interpretirte *σὺν δόξᾳ* nicht in ein dem Pindar fremdes und mehr prosaisches *συνδόξαι* zu verwandeln, lieber im folgenden Verse *περάσαι τ' ἐν* zu machen aus *περᾶσαι σὺν*. Ob I II, 10 es ein Gewinn ist, mit S. *ἀλαθείας στάθμας* zu lesen für G. Hermann's *ἀλαθείας ὁδῶν*, wird wohl sehr die Frage sein; vielleicht ist gar kein Nomen zu ergänzen, sondern irgend ein affirmativer Ausdruck. III, 54 nimmt S. mit Grund an dem Präsens *ἔχει* Anstoss und hält die Form für Imperfect von *χέω*, er fügt hinzu: dicerem legendum esse *ἔχυ*, nisi haec forma inferioris esset Graecitatis. Aber auch die Contraction von *ἔχεε* erregt Bedenken, dazu noch die Construction. Näher liegt es *ἔχεν* zu schreiben. IV, 42 macht die Quantität von *Καΐκου* Schwierigkeit, wenn man nicht unwahrscheinliche Versetzungen vornimmt; G. Hermann entging ihr durch den Vorschlag *Μυσίαις παρ' ὄχθαις*, welchen der Scholiast mit *τοῦ τῆς Μυσίας ποταμοῦ Καΐκου παρὰ τὰς ὄχθας* umschrieben haben kann. V, 5 scheint *αὖτ' ἐν Ἰσθμοῦ* in den besten codd. durch Unkunde des Digamma entstanden zu sein; *αὖτι* für *αὖτε* müsste dem Dichter erst octroiirt werden. Wenn vs. 46 Herakles dem Telamon einen Sohn von Zeus erbittet, kann dieser zukünftige Sprössling nicht jetzt schon als *ξένιον* des Gastes gelten. Ohne von Rauchen-

Digitized by Google

stein's *ξεινοτίμῳ* zu wissen, ist Ref. vor längerer Zeit auf dieselbe Vermuthung gefallen, der Verf. billigt sie und findet sie nur longius discedens a librorum fastigio, was uns anders vorkömmt. Kurz vorher 16 rathen wir zu *ἐς πλόον κάρυσσε πάντων δαινυμένων* und halten *ἐς πλόον τοῦτον κύρησε* (sc. *καλέων*) *δαινύμενον* für sehr nüchtern; 42 *τοιοῦτον ἔπος* für verschrieben aus *τοῖόν τοι ἔπος*. In 59 waren die Zweifel an *εἰρήσεταί πά κ' ἐν βραχίστοις*, worin S. mit Bergk übereinstimmt, unnöthig; noch weniger durfte M. nach *τρόπον* interpungiren und *πᾷδ'* schreiben. I VI, 33 geht die Vergleichung des gefallenen Diodotus mit den Heroen der Sage nur auf tapfere Gegenwehr, nicht auch auf Vertheidigung des Vaterlandes, weshalb an *Ἀμφιάρηόν τε*, wenn auch die Scholien es übergehen, nichts zu ändern ist; Hartung hatte Lust es mit *ἀμφὶ πατρῷα γᾶ* zu vertauschen, S. will es, durch *ἀμφαρήγοντα* ersetzen. Ueber die Behandlung von VI, 28 erklärt er sich zurückhaltender, uns kann weder Thiersch's *ἄντα φέρων* noch Mommsen's *λοιγὸν ἀμπαλῶν* zusagen, eher schrieb der Dichter *λοιγὸν αἰπὺν φέρων* vgl. O XI, 42, P XII, 12.

In der Erklärung von O II, 56 stimmt S. der neuesten Auffassung von Bergk bei, welcher *εἰ δὲ νιν ἔχων τις, οἶδεν τὸ μέλλον* interpungirt, mit einer äusserst harten Ellipse zu dem Participium. Der Nachsatz kann nicht *οἶδεν* sein, er ist vielmehr aus der Gesammtidee der zweiten Hälfte dieser Ode zu entnehmen ohne ausdrücklich vorgetragen zu sein. XI, 25 mag der Verf. nicht glauben, dass es natürlicher ist an einen Agon, der aus sechs Kampfarten ursprünglich bestand und von welchem im Verlauf der Ode P. spricht, als an einen Kampfplatz, den sechs Altäre umgeben, zu denken; das von ihm vertheidigte *βωμῶν* hat derjenige Scholiast nicht gelesen, der *βωμός* und *σῆμα* für identisch erklärt, dessen Note aber den Satz *ἐξάριθμον — κατεσκεύασεν* nothwendig ausschliesst. Einmal in *βωμῶν* aus *βωμῷ* verdorben, zog dies Glossem weitere Corruption nach sich, vgl. H. J. 1865, 501. Mit der Vorstellung, dass P I, 51 ursprünglich ein allgemeiner Satz *σὺν δ' ἀνάγκᾳ νιν φίλον καί τις ἐὼν μεγαλάνωρ ἔσανεν* eingereiht war, verträgt sich weder die Exegese der Scholien noch die Ueberlieferung des Textes. Wenn, um jenen zu gewinnen, S. *μὰν* für *νιν* schreibt, erhalten wir den Gedanken, mancher Stolze habe schon nothgedrungen dem Freunde geschmeichelt. Wir verbinden *φίλον σὺν ἀνάγκᾳ*; man schmeichelte ungern dem Hiero als unentbehrlichen Bundesgenossen. Vergebens sträubt man sich N I, 24 gegen die freilich auffallende Verbindung *λέλογχε — ἑσλοὺς ὕδωρ* indem *ὕδωρ* Subject ist wie O XI, 88 *πλοῦτος* und O I, 151 *ἀκέρδεια*. Das Wasser findet edle Freunde, die es über den Rauch (respective das Feuer) der misgünstigen Tadler ausgiessen. An einen impersonalen Gebrauch von *λέλογχε* ist bei Pindar nicht zu glauben, wenn auch Rauchenstein ihn voraussetzt. S. meint sogar (78) aquam fumo offundere sei ironisch gesprochen, um die verlorene

Digitized by Google

Mühe der Neider zu charakterisiren, welche das Feuer zu löschen suchen, indem sie den Rauch vertreiben; als wenn letzteres ohne jenes möglich wäre. IV, 35 soll *νεομηνίᾳ θιγέμεν* so viel heissen als am Neumond den versprochenen Siegesgesang su Stande bringen, und so fassen es die Scholien auch auf; doch wäre denkbar, dass der Neumond irgend eine Beziehung zu den Herakleen in Theben hatte, an welchen Timasarchus siegte; die *νεομηνίᾳ* berühren wäre dann so viel als die Grossthaten des dann gefeierten Heros preisen: Pindar möchte gerne bei diesem Lieblingsthema (vgl. P IX, 85, I I, 1, VI, 1.) verweilen, muss aber jetzt die Helden von Aegina besingen. So käme mehr Leben und Abwechslung in diese Stelle. N VII, 32 möchte in *ἀδόκητον* und *δοκέοντα* keine Antithese von Personen enthalten, sondern der Gedanke ausgesprochen sein, dass der Tod immer unerwartet komme, wenn man sich auch im allgemeinen auf ihn gefasst macht. Im folgenden scheint der Dichter von den Mitkämpfern des Neoptolemos vor Troia zu reden und nicht an einen *λόγος τεθνακότων βοαθόος* anstatt des *λ. τ. βοαθόων* gedacht werden zu dürfen. In 49 ist nicht zuzugeben, dass die Interpunction, welche F. Metzger Jahrb. f. Phil. 93, 105 sqq. geltend zu machen sucht, nach *μάρτυς*, worauf dann *ἔργμασιν — ἐκγόνων* einen Satz bildet, richtig sei. P. sagt: um den Neoptolemos zu rechtfertigen, bedarf es nur der Berufung auf Apollon; dann geht er zu dem Satze über, es sei ein kühnes Unternehmen, den rechten Ton in der Verherrlichung der Aeakiden zu treffen.

In den Addenda werden wir belehrt, dass Mommsens *λελαθέμεν* in O I, 64 nicht Infinitiv des Aoristes (vgl. H. J. 1867, 512) sein solle, sondern des Perfects, dann hätte aber Pindar *λελάθειν* geschrieben, vgl. O VI, 119.

Den Schluss des Büchleins bildet ein Index der von dem Verfasser und andern Kritikern geänderten Stellen, wie auch derjenigen, welche er gegen Emendationsversuche vertheidigt.

Kayser.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

I. *Chabas l'inscription hiéroglyphique de Rosette analysée et comparée à la version grecque. Avec deux planches et un glossaire égypto-grec. Chalons. Dejussieu et Paris: Maisonneuve. 1867. 124. 8.*

II. *Chabas détermination métrique de deux mesures égyptiennes de capacité. Chalons: Dejussieu et Paris: Maisonneuve. 1867. 20. 8.*

III. *Vicomte Emanuel de Rougé, Chrestomathie égyptienne. Première partie, premier fascicule. Paris. Frank 1867. 150. 4. mit XV Tafeln. Alles autographirt.*

IV. *R. Lepsius, älteste Texte des Todtenbuches nach Sarkophagen des altäggptischen Reiches im Berliner Museum. Einleitung und 43 Tafeln. Berlin. W. Hertz 1867. 53. Fol.*

I. Victor Cousin definirte einmal die Philosophie als die Wissenschaft des Unbekannten. Sobald es ihr gelungen, einen Punkt auf's Reine zu bringen, so trete sie denselben an die positiven Wissenschaften ab, indessen sie selbst sich wieder der Prüfung des Ungewissen zuwende. In diesem Sinne haben sehr viele Wissenschaften eine philosophische, speculative Seite, von wo die kühneren Jünger nach Eroberungen ausgehen, vielleicht um den Preis ärgerlicher Niederlagen und lächerlichen Irrthümer. Nichts ist natürlicher, als dass diese Bergsteiger für die, welche nach Göthe's Ausdruck, den Gipfel am Auge gern in der Ebene wandeln, einen ergötzlichen Anblick gewähren und mancher von letztern, die Irrgänge und Luftsprünge des stolpernden Collegen lorgnirend witzig bemerken mag: das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg. Ist aber der Weg dann gefunden, unzweifelhaft gefunden, so dass die Philister pelotonweise darauf marschiren können, dann heisst es auch, nichts sei leichter gewesen als diese Entdeckung, ja man habe sehr unrecht gethan, dabei sich dieser und jener allbekannten Regel nicht sogleich zu erinnern. Seitdem nun wirklich die Fahne der Ersteiger auf den ägyptischen Pyramiden flattert und die vierzig Jahrhunderte derselben zu sprechen beginnen, wollen, wie es scheint, schon Stimmen laut werden, welche die Errungenschaft bemängeln. Daraus mag der kaum verhaltene Ingrimm erklärt werden, mit welchem unser Verfasser, einer der glücklichsten Entzifferer, einen jungen Herrn Wescher — der Mann heisst wirklich so — anführt, weil derselbe erst h o f f t durch den Fund der Inschrift von Kanopus geleistet zu sehen, was für den, der es versteht, durch den Fund von Rosette bereits geschaffen ist, nämlich eine genügende

Digitized by Google

Theorie der Schrift und Grammatik. Um ja der neu gefundenen, zweisprachigen Inschrift von Kanopus nichts verdanken zu müssen, citirt der Verfasser mit etwas Affectation fast durchaus nur ältere Quellen und leistet so den thatsächlichen Beweis, dass seine Wissenschaft des neuen Fundes gar nicht bedurfte. Dieselbe Erklärung gibt in III Herr de Rougé, wo er doch eine vollständige Anleitung zum Lesen der Hieroglyphen entwickelt. Natürlich ist damit eine gelegentliche Benützung des kanopischen Decretes nicht ausgeschlossen und von dessen Wichtigkeit ist immerhin Herr Chabas so überzeugt, dass vorliegende Analyse der Rosettana eigentlich nur als Anhang seiner Analyse jenes Decretes erscheinen sollte; aber er verzichtete auf letztere, weil er hörte, dass sein Freund Lepsius damit beschäftigt ist.

Seine vorliegende Arbeit gibt auf Tafel 2 die allgemeine Form des Steines von Rosette mit Bezeichnung des Raumes, den darauf der hieroglyphische, der demotische und der griechische Text einnehmen. Tafel 2 ist eine Photographie des hieroglyphischen Textes nach dessen Lithographie in »Lepsius Auswahl der wichtigsten Urkunden«. Taf. 18. Man sieht aus diesen Bildern, dass der Anfang des Decretes im griechischen Texte erhalten, im hieroglyphischen abgebrochen ist, so dass die Thätigkeit des Entzifferers erst bei den Hieroglyphen beginnt, welche der 27sten griechischen Zeile entsprechen. Dennoch beginnt das Buch zur Orientirung des Lesers mit dem griechischen Anfang, wenigstens in Letronne's Uebersetzung. Von Zeile 27 an tritt dann das griechische Original auf, welchem Wort für Wort die hieroglyphischen Gruppen in den schönen Typen von Berlin gegenübergestellt werden. Hier findet der Verf. Gelegenheit, gewisse Gruppen zum erstenmal zu identificiren und aus seinen reichen Collectaneen kurz und treffend zu erläutern. Für den Fachmann ist das die Hauptsache; an das weitere Publikum wendet sich das angehängte Glossar, worin zwar keine der 254 Gruppen der Rosettana fehlt, aber verhältnissmässig wenig Neues geboten wird, weil die wichtigsten Errungenschaften der früheren Aegyptologen gerade diesen Gruppen entnommen sind. Es liegt ein gewisser Stolz in der lakonischen Weise, mit welcher der Verf. in diesem Glossar auf seine drei früheren Glossare: zum Papyrus Harris, zu der Voyage d'un Egyptien und zu seinen Mélanges égypt. verweist, indem er zugleich jeder Gruppe das entsprechende griechische und coptische Wort mit kurzer Rechtfertigung dieser Zusammenstellung beifügt. Es geschah wohl nur auch der Kürze wegen, dass er seinen photographischen Apparat nicht noch einmal spielen liess, um aus Lepsius Denkmälern oder Königsbuch Num. 696 A die Hieroglyphen jener Pylonen von Philae zu geben, welche — ein Ersatz für die Verstümmelung der Rosettana — den Anfang derselben, nämlich die ihren drei ersten griechischen Zeilen entsprechenden weitläufigen Titel des Ptolemaeus Epiphanes enthalten. Hat er es doch ja auch nicht verschmäht, da

Digitized by Google

wo die hieroglyphischen Zeilen vollständiger sind, daraus den verstümmelten Rand der griechischen zu erschliessen; ja — so weit sind wir schon — dunklere griechische Worte durch die griechischen zu erklären. Freilich jenes erschliessen war nicht schwer, weil auch in dem neuen Decret von Kanopus wie in dem von Rosette die Priester beschliessen, sich auf ihren Fingerringen als »Priester des Gottes Ptolemäus« eingraviren zu lassen, was die Rosettana nur hieroglyphisch, die Kanopische aber auch griechisch erhalten hat: *εἰς τοὺς δακτυλίους αὐτῶν*. Den hieroglyphischen Namen chtm dieser Siegel vergleicht der Verf. sehr glücklich mit dem in Laut und Bedeutung entsprechenden hebr. חוֹתָם von חָתַם. Hier nur auch ein Beispiel, wie es gelingt das Griechische aus dem Hieroglyphischen zu erklären. Die Ausleger waren bei Gelegenheit der Aufzählung der königlichen Wohlthaten gegen die Tempel nicht ganz einig, was neben dem Nachlass von Steuern an Geld, Wein und Byssustüchern die auf letztere bezüglichen Worte zu bedeuten haben: *ὡσαύτως δὲ καὶ τὰς τιμὰς τῶν μὴ συντετελεσμένων τὰ πρὸς τὸν δειγματισμὸν διάφορα*. Nebst dem Werth der nicht erlegten Byssustücher hatte der König auch erlassen nach Letronne die Kosten für die Ausmessung der erlegten. Ch. Lenormant und Ameilhou hingegen fassen *τὰ πρὸς τὸν δειγματισμὸν διάφορα* als den Unterschied, der sich in dem Maass der erlegten Tücher ergab gegen das Normalmaass. Die grosse Belesenheit des Verf. hat ihm nur ein hieratisches Schriftstück (Pap. Anastasi VI) an die Hand gegeben, das eine Rechnung über Tücher enthält. Dreimal ist da die Maasseinheit durch dieselbe Gruppe gegeben, welche in unserer Stelle dem *δειγματισμὸς* entspricht und immer ist sie, durch ein Determinatif, selbst als ein Stück Tuch bezeichnet. Es wird also in der That sehr wahrscheinlich, dass von einem Normalmaass des Fiscus die Rede ist. Der Name aber dieses Maasses mni scheint mir das allerbeste dabei. Jenes mene, mene tekel, du bist gewogen, enthält eine Wurzel, deren Bedeutung für zählen, messen, wir also jetzt im Stande sind, bei den Söhnen Sems, Hams und Japhets nachzuweisen: chaldäisch מָנָא, hebr. מָנָה. Als Gewicht war die mina, die מָנֶה und *μνᾶ* in Rom, Griechenland und Judäa geläufig, in Aegypten aber als Maass für Flüssigkeiten; und dass der Mond, nach welchem die Völker immer zuerst die Zeit angaben, als *μήνη* der Zähler hiess und mensis, mensura u. s. w. alle zu demselben Stamme gehören, ist längst bemerkt. Dahin gehört also auch unser neugewonnenes ägyptisches Tuchmaass. Specieller aber als diese allgemeine Beziehung der alten Culturvölker zu einander, scheint in Bezug auf Maass und Gewicht das Band zu sein, welches Aegypter und Hebräer verknüpfte. Beide haben mna als Maass oder Gewicht, beide das הִין hin, als Hohlmaass; die Elle heisst ägyptisch mah,

Digitized by Google

hebräisch amah אמה. Es wäre aber, bemerkt Herr Chabas, ein schwerer Irrthum, wollte man daraus von dem Gehalt des einen Stammesverwandten auf den des andern schliessen.

II. Für Ausmittlung des Gehaltes einiger ägyptischen Maasse hat er in Nr. II mit dem besten Erfolg einen andern Weg eingeschlagen.

Herr Harris in Alexandrien besitzt einen antiken Gewichtstein 700 Gran oder 45,3586 Gramm wiegend und mit Hieroglyphen beschrieben des Inhalts: 5 Kat, Schutzhaus von Heliopolis. Daraus ergäbe sich für ein Kat $\frac{45,3586}{5} = 9,0712$ Gramm, welche Herr Chabas einer kleinen Abnutzung des übrigens unverletzten Steines Rechnung tragend, auf 9,1 Gramm erhöht. Da er schon früher schlagend bewiesen, das 10 Kat ein Outen (andere sprechen ein Ten) ausmachen, so ergibt sich für das Outen das Gewicht von 91 Gramm. Setze ich 10 statt 9,1 und 100 statt 91, so erhalte ich zum Festhalten im Gedächtniss: das Kat gleich einem französischen Zweifrankenstück, das Outen gleich vier französische Thaler. Die Recepte von Edfu, welche wir in diesen Blättern schon besprochen, enthalten diese Apothekergewichte sehr oft und bieten dem Verfasser das Mittel, um seine Annahme zu bestätigen und auf die Hohlmaasse auszudehnen. Nach diesen Recepten wiegt:

Ein Hin Wein 5 Outen.
Ein Hin Wasser 5 Outen.
Ein Hin Honig $7\frac{1}{2}$ Outen.

In der That ist der Honig (von Narbonne) ungefähr ein halbmal schwerer als das Wasser, und der Wein beinahe gleich schwer als es; denn

es wiegt distillirtes Wasser Kilog. 1,0000 das Litre
es wiegt Wein von Bordeaux Kilog. 0,9939 das Litre.

Wenn nun ein Hin 5 Outen, d. h. 5mal 91 oder 455 Gramm wog, so betrug es an Inhalt 0,455 Litres oder $45\frac{1}{2}$ Centilitres; ich würde sagen ein halbes Litre, Herr Chabas sagt 46 Centilitres. Eine praktische Bestätigung erwächst dieser Theorie aus drei mit Inschrift versehenen Hohlmaassen, welche Leemans aus der Sammlung zu Leiden mit Angabe ihres Inhaltes bekannt gemacht hat. Es tragen nämlich diese Gefässe folgende Inschriften und Gehalt:

Nr.	Inschrift	Gehalt nach der Theorie von 46 Centilit.	Gehalt nach wirklicher Messung
I.	25 Hin	gleich 12,22 Litres	12,050
II.	12 Hin	» 6,44 »	6,345
III.	$7\frac{1}{4}$ Hin	» 3,28 »	6,265

Dass der wirkliche Gehalt etwas geringer ausfällt als der theoretische, kann auf Rechnung bei Nr. 3 einer ziemlich dicken Kruste auf dem Boden, bei anderen wohl auf die des Deckels kommen. Jedenfalls ist die Uebereinstimmung sehr schlagend.

Digitized by Google

Eine anderer Gewinn ist die Bestimmung eines Maasses, welches Hr. Lepsius für eine Null angesehen, das sich nun ebenfalls als Apothekergewicht für kostbare Wohlgerüche in einer Inschrift als den Dekel des Hin nennt, also 13, 3 centilitres, d. h. ein Glas, eine Tasse. Vier dieser Tassen bilden, nach einer sichern Bestimmung Dümichens ein Tena.

Kehren wir von dieser Abschweifung wieder zur Rosettana zurück. Herr Chabas erklärt: diese meine Arbeit ist das letzte Wort über dieses ehrwürdige Monument. Ich zweifle daran, und hoffe vielmehr, dass wenn nicht der verdiente Erfolg dieser zuverlässigen, praktischen und wohlfeilen (7 Francs) Handausgabe einen zweiten Abdruck nöthig macht, der Verf. indessen die Beweise dafür gefunden haben wird, dass hapi die gepflügelte Kugel bedeutet (lig. 9), oder Varianten, welche irgend eine Phonetik für jene Gruppe bieten, die er lin. 6 u. 10 durch neprés actes übersetzt; kurz dass das dies diem docet sein Recht auch behalten wird an diesem Basaltblock, an welchen gelehnt der Geschichtsforscher dankbar spricht:

Der harte Fels thut seinen Busen auf
Versagt der Erde nicht die längst entbehrten Quellen.

III. So treu wurde diese spärliche Quelle, beendigt, dass, wie gesagt, de Rougé wie Chabas erklärt, die neue bilinguis von Kanopus habe er entbehren können bei Anfertigung der vorliegenden Grammatik; so reichlich fliessen seither auch andere Quellen, dass wir in Nr. IV. bereits Grundtext und Uebersetzung einer Kosmogonie anzeigen können, welche dem Moses vorgelegen hat, wenn er auch bei der Abfassung der seinigen keinen Gebrauch davon machte. Ist somit Nr. IV eine Probe des historischen Stoffes, den wir diesen Quellen entheben, so entwickelt Nr. III. alle Errungenschaften der Form, welche seit Champollion bis auf 1867 der Aegyptologie daraus erwachsen sind.

III. Obschon nämlich Nr. III. den Titel einer Chrestomathie trägt, so ist es, weil nur Heft 1 des ersten Theils derselben vorliegt, vorerst nur eine Anleitung zum Lesen, welcher nachher in beständigem Anschluss an Champollion die Grammatik folgen soll. Das Alphabet beginnt mit vier Tafeln, wo die einfachen Buchstaben in je sechs Formen verzeichnet sind: 1 hieroglyphisch 2—4 hieratisch 5 u. 6 demotisch. Man sieht auf den ersten Blick an dieser chronologischen Reihenfolge auch die successiven Uebergänge und die Verschleifung der Formen vom deutlichen Sachbilde durch das undeutliche bis zum cursiven Buchstaben. Es sind deren 38. Tafel V bis VII haben (aber nur hieroglyphisch) die Zeichen, welche einen Consonanten nebst einem oder mehreren Vocalen ausdrücken, es sind deren etwa 80. Tafel VIII—XV. die, welche zwei Consonanten ausdrücken; es sind deren 128. Seite 128 ff. des Textes die, welche drei Consonanten ausdrücken. Es sind deren 15 z. B. der Käfer für ch. p. r., der Scorpion für serek.

Digitized by Google

In dem autographirten Text wird concis und präcis von jedem Zeichen berichtet, was es ursprünglich vorstellte, wie der Gegenstand hiess, und wie daraus seine Lesung sich ergiebt. Hieraus werden dann auch die wenigen Fälle von Polyphonie entschuldigt, weil ja das Bild eines Pferdes auch Ross oder Gaul gelesen werden konnte. Von den zahlreichen Deutbildern oder Determinativen werden die 110 geläufigsten aufgeführt und zum Schlusse folgen noch einige Bemerkungen über die Geheimschrift, welche nur aus einer Anhäufung von Seltenheiten der gewöhnlichen Schrift besteht, so dass sie selbst jetzt einem Europäer bei einiger Uebung weder Zweifel über ihren Sinn noch Hochachtung für ihre Erfinder einflösst.

Man erlaube mir nur eine Ergänzung. Ein Zeichen, welches Herr Goodwin für einen Spiegel, Hr. de Rougé für das Scepter pat ansieht, liest letzterer für P namentlich im Namen der löwenköpfigen Pacht, welche man für die Bubastis hielt. Dass dieser Name aber vielmehr mit S müsse begonnen haben, bemerkte Mariette, weil in einem Hymnus an Hathor, welcher mit dem 119. Psalm die Aehnlichkeit hat, dass die einzelnen Strophen nach ihrem Anfangswort alphabetisch geordnet sind, jenes Scepter unter den mit S beginnenden Strophen auftritt. Wirklich schreibt nun einerseits de Rougé im Anhang, Brugsch habe für die Löwenköpfige demotisch den Namen sechet gefunden und andrerseits umschreiben die »ältesten Texte« unsrer Nr. IV. das bewusste Scepter mit sechem.

IV. Herr Lepsius, dem das Todtenbuch diesen Namen und seine editio princeps*) nach dem Turiner Papyrus (seit 1842) verdankt, liefert hier auch einen bedeutenden Beitrag zu seiner kritischen Behandlung. Zeichnete sich das Turiner Exemplar aus der Zeit der Psametiche, Dyn. XXVI durch Vollständigkeit aus, so sind die hier vorgelegten ehrwürdig durch ihr hohes Alter. Tafel 1—29 wurde nämlich von den Todtenkisten des Mentu hotep aus Zurnah Dyn. XI, Tafel 30—43 von denen des Sebak-aa aus Theben copirt, beide aus dem alten Reich — vor der Hyksoszeit. Wie fruchtbar eine Vergleichung dieser um mehr als tausend Jahr auseinanderliegenden Versionen derselben Gebete für die Geschichte des Textes und der darin enthaltenen Dogmen gemacht werden kann, zeigt der Verfasser an dem 17. Capitel, welches die Hauptartikel des ägyptischen Credo zu enthalten scheint und durch seinen tiefsinnigen und mystischen Charakter nicht nur Herrn de Rougé zu seiner berühmten Uebersetzung und Erklärung gereizt, sondern schon fast 3000 Jahr vor ihm den Scharfsinn dreier egyptischen Exegeten herausgefordert hat und hier schliesslich durch Herrn

*) Insofern die prächtige Reproduction des Papyrus Cadet in der kostbaren Expédition d'Egypte weder so allgemein zugänglich noch so vollständig war als nun der Turiner.

Digitized by Google

Lepsius philosophisch-homiletisch behandelt wird. Dass er gerade diesen schwierigen aber nicht mehr neuen Gegenstand vorzog, dass, anstatt viele für uns noch ganz stumme Capitel selbst dieses Bandes zu übersetzen, er sich damit begnügte, diese allerdings von de Rougé nicht gekannte viel einfachere Gestalt zu übertragen, mag unter andren auch denselben Grund haben, warum Napoleon seine Artillerie nie dahin bringen konnte, anderswohin zu schiessen als auf die feindliche Artillerie. Gerade weil die Franzosen seit Champollion die Aegyptologie immer noch als ihr Monopol betrachten, erschallt es nun auch da: Ich bin ein Preusse, kennst Du meine Farben? und während de Rougé immer noch für diese Gebetssammlung den Titel Champollions: Rituel funéraire festhält, verschwendet der schweigsame Lepsius 9 seiner 53 Seiten, um, wie vor 23 Jahren, noch einmal zu beweisen, dass dies unrichtig ist.

Κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων.

Hoffentlich wird durch diesen Wetteifer das Publikum nur um so besser bedient und gelangen wir um so schneller zu einer vollständigen Variantensammlung, nachdem allerorten die zahlreichen Todtenpapyrus und Sarginschriften der Museen veröffentlicht und auch die Wandinschriften der Königsgräber und die der Privaten aus der 26 Dyn. für diesen Zweck collationirt sein werden. Kritische Ausgaben einzelner Theile haben schon gegeben de Rougé, der mehrere hieratische Papyrus des Louvre combinirte und Pleyte, der das 125 d'après les meilleurs manuscrits herausgab. Von Vollständigkeit kann überhaupt nur uneigentlich die Rede sein, bei einer Sammlung von Gebeten, deren der fromme Eifer bald mehr bald weniger dem Todten ins Grab mitgab, damit er dieselben an den verschiedenen Pforten der Hölle und des Paradieses hersage, wie ein Passwort. Wer nicht so vollständig ausgerüstet sein sollte wie Anfaneh, dem die 165 Capitel des Turinerexemplares mitgegeben wurden, dem konnte auch das blosse Cap. I oder Cap. 64 genügen, welches seiner Nachschrift zufolge »die Kenntniss aller Kapitel der Auferstehung in Einem« enthält, auch genügte es, Cap. 72 auf den Sarg zu schreiben.*)

*) Auch die Nachschrift von Cap. 1 verspricht, Auferstehung, Trank und Speise im Elysium und andere Vortheile, wenn man dieses Capitel auf Erden wisse und es auf den Sarg schreibe. Wirklich habe ich daraus Col. 20—22 neulich im anthropologischen Saal der ägyptischen Ausstellung in Paris gefunden auf dem Sarge einer Susanna oder Lilie der Neit (Susan en Neit) und übersetze also: O Osiris, Du gibst, dass ich im Frieden fahre nach dem Abendland, ich erreiche alle die Herrn der heiligen Unterwelt, die sagen zu mir: zweimal gegrüsst seist du im Frieden. Sie bereiten mir einen Ehrensitz unter den Häuptern; ich erreiche . . . . . ich steige auf von dem guten Osiris, ich diene dem Hor in Rostu, dem Osiris in Ded, ich nehme alle Gestalten an, die mein Herz wünscht, an jedem Ort, der meinem Geist gefällt.

Digitized by Google

Bildete sich nun auch eine gewisse Tradition, nach welcher man bald die ersten 15 Capitel, bald 17—63, oder 64—124 oder 125 bis 164 oder gar alle diese vier Sammlungen nebst dem äthiopischen Anhang Cap. 165 mitgab, so blieben doch andere ausserhalb dieses getretenen Weges und wählten Litaneien, die im Turiner Exemplar nicht enthalten sind, was natürlich vor der Bildung der Tradition am häufigsten geschah. So steht auf Särgen aus der älteren Zeit:

Gegrüssest seist Du, Mutter Nut. Du breitest Deine Flügel über mich, Du giebst, dass ich sei wie die Sonne, wenn sie einzieht unter die Sterne, die wandelnden, wenn sie eintritt unter die Gestirne die ruhenden. Es breitet Nut die Arme über mich, sie verjagt die Finsterniss an jedem Ort, da ich bin.

So kommt in den Königsgräbern der XIX Dynastie in Theben das »Buch der Lobpreisungen des Ra im Ament:« (Ραδάμανθυς?) vor, welches aus 74 Anrufungen des Ra besteht*) und im Todtenbuch von Turin fehlt.

Ein anderes Gebet, welches ich von einem ägyptischen Sarg in Neuchatel bekannt gemacht habe**), entspricht nur sehr theilweise dem Cap. 15 des Todtenbuches, nämlich dessen Colonne 23 und 24.

Speciell aus dem alten Reich nennt Herr Lepsius als der Turinersammlung fremd folgende Kapitel, die er alle, ausser Nr. 1 im vorliegenden Werke mittheilt, und deren Titel also übersetzt:

1. Vom Nichtsterben aufs neue in der Unterwelt***), welches zwar wörtlich dem Titel aber nicht dem Inhalt vom Todtenbuch 44 entspricht.

2 u. 3 Cap. deren Titel unverständlich.

4. Von dem Verleihen des Kopfes. (Ich übersetze: Es setzt mir mein Haupt auf Shu, es krönt mich mit meiner Stirne Tafnat am Tage, da die Götter sich die Häupter aufsetzen. Es werden mir meine Augen gegeben, um zu sehen u. s. w.) Dem Inhalt nach erinnert das an Cap. 43 des Todtenb.†)

5. Vom Verleihen der Kopfstütze. 6. Vom Verleihen der Kleidung. 7. Unübersetzbar. 8. Vom Verleihen des . . . . 9 u. 10. Unübersetzbar. 11—12. Unleserlich.

(Mir scheint Nr. 12 verspricht, dass der reine Geist als reiner Gott nicht Unreines zu essen braucht. Also derselbe Titel wie Todtenb. 52, der Inhalt zum Theil wörtlich wie Todtenb. 17, 60, 51, 53 u. 124.)

---

*) Mitgetheilt von Lepsius, Denkmäler III, 203, 204.

**) Un grand-prêtre d'Ammon Ra. Notice sur un sarcophage égyptien du Musée de Neuchatel. Musée Neuchatelois. Mai 1865.

***) Mitgetheilt durch Lepsius von einem memphitischen Sarg Denkmäler 98 a, von einem thebanischen a. a. O. II. 145. 9, 28—41.

†) Meine Uebersetzung davon siehe in diesen Jahrbüchern 1865, p. 204.

Digitized by Google

13. Ein Zwiegespräch, welches Herr L. übersetzt. Am Ende sagt er, folgt

14 Das Cap. von der Vertreibung der . . . . in der Unterwelt, gleichfalls unbekannt. Wie? Er hat es doch selbst bekannt gemacht aus dem Grab des Bekenranf.*) Sehr verdankenswerth sind aber die zwei neuen oder vielmehr ältesten Redaktionen, die er hier Taf. 15 und 35 gibt. Ich erkenne darin ein Zaubermittel gegen Schlangen und unter andren gegen einen blinden Gott.

15. (Dass der Selige sich aufrichtet auf seine Füsse).

16. (Nicht verkehrt auf dem Kopf zu wandeln. Das ist wörtlich wie der Titel vom Todtenb. 51, der Inhalt ist ähnlich wie ibid. 53).

17—21. Mit theils zerstörten, theils unleserlichen Titeln. Am meisten Werth setzt der Verfasser auf die alterthümliche und vor vielem spätern Beiwerk reine Production des Cap. 17 des Todtenb. Sie findet sich auf den zwei genannten Särgen dreimal, wie denn auf allen ihm bekannten Monumenten des alten Reiches keines der 15 ersten Capitel des Todtenbuches, welche zusammen eine wahre Sammlung bilden, vorkömmt, sondern die Litaneien gewöhnlich mit diesem Cap. 17 beginnen, das er hier mit der Variatio lectionis aus zehn verschiedenen Quellen mittheilt und also übersetzt:

»Ich bin Tum, ein Wesen das ich als Eins bin, Ich bin Ra in seiner ersten Herrschaft. Ich bin der grosse Gott existirend von selbst; der Schöpfer seiner Namen, der Herr des ganzen Götterkreises, den keiner aufhält unter den Göttern. Ich war gestern, ich kenne das Morgen. Es ward bereitet ein Kampfplatz der Götter, als ich sprach. Ich kenne den Namen jenes grossen Gottes der daselbst ist. Ich bin jener grosse Bennu von Heliopolis. Ich bin Chem in seiner Erscheinung, dem seine beiden Federn an das Haupt gesetzt sind, Ich bin gekommen zu meiner Heimath.«

Herr Lepsius bemerkt hiezu:

Der Verstorbene spricht diese Worte unmittelbar nach seinem Tode, während seine Seele an der westlichen Pforte der Unterwelt steht.

Dabei lag durchgehends der Gedanke zum Grunde, dass der reine und gerechte Mensch zugleich ein Einzelwesen und zugleich der höchste Gott selber sei, der nur freiwillig die Existenz und Form des einzelnen Menschen angenommen habe, mit dessen Tode aber in seine göttliche Existenz zurückkehre. Alle gerechten Menschen, wie alle von Gott stammenden Einzelwesen überhaupt, auch die einzelnen Götter sind seine Glieder oder vielmehr seine verschiedenen Namen, d. h. die verschiedenen Seiten oder Formen seiner Offenbarung, die nur in der diesseitigen Welt als Sonderexistenzen erscheinen, in der jenseitigen aber, ohne ihre Individualität aufzugeben, doch zugleich wieder Gott selbst sind. Der

*) Denkmäler III, 264.

Digitized by Google

höchste Gott in dieser Körperwelt ist Ra die Sonne, in der jenseitigen Geisterwelt Osiris. Wie aber hinter jeder irdischen Erscheinung eine geistige verborgen ist, so ist auch Ra nur die irdische Manifestation des Osiris; Osiris ist die »Seele des Ra«; er wandelt selbst durch die diesseitige Welt als Ra, und ändert nur die Namen und die Existenzform, wenn er allabendlich wieder in seiner jenseitigen eigentlichen Heimath bei sich selbst wieder anlangt, wo er die Regierung als Osiris führt, wie er sie hier als Ra geführt hatte. Am andern Morgen erzeugt er dann wieder von neuem aus sich den Ra in seiner verjüngten Form als Horus-Ra, den Kreislauf stets von neuem beginnend. Darauf beruht die geschichtlich aufgefasste Erzählung, die wir auf den Denkmälern, wie bei den Schriftstellern wiederfinden, dass einst Osiris selbst, als Ra auf Erden regiert, dann aber sterbend die Regierung der jenseitigen Welt übernommen und die diesseitige Welt seinem Sohne Horus, dem verjüngten Ra überlassen habe.

Zu den Worten: Ich bin Tum, ein Wesen, das ich als Eins bin, fügt ein alter Commentator bei »als Urgewässer«. Herr Lepsius bemerkt dazu: Ehe die Weltschöpfung war, war schon Osiris als Tum, d. h. der Verschlossene; er war nur Einer. Noch war keine Mannichfaltigkeit in der Welt vorhanden, nur ein Chaos von Himmel und Meer, das man sich als flüssige Materie dachte und schrieb als nun mit dem Deutbild des Himmels und des Wassers, das Urgewässer, die grundlose dunkle Tiefe nach unten und oben, ἄβυσσος תְּהוֹם der Genesis. Allerdings fügt nur der Commentator das Urgewässer hinzu und zwar erst der dritte im neuen Reiche; denn es findet sich auf keinem der drei Sarkophage.« Da jener Commentator also ebenso gut nach als vor Moses gelebt haben kann, so erhalten wir hier keine Antwort auf diese Frage, ob die Priorität dieser Kosmogonie ihm gehöre oder der Weisheit der Aegypter. Herr Lepsius führt fort: „die Ansicht des Commentators war, dass Osiris als Tum das Urgewässer selber war, wornach also von einer Schöpfung der Materie durch den Geist nicht die Rede war, sondern von einer ungeschiedenen Coexistenz Gottes und der Materie.«

Selbst wenn Moses die Genesis unter Ramses II. geschrieben hat, so ist doch das citirte Capitel die Richtigkeit unserer ägypt. Chronologie vorausgesetzt ein viel älteres Schriftstück. Die Höhe der Zeit, zu der es hinaufreicht, gewährt die lohnenden Ausblicke in die Kosmogonieen der andern Völker. Aber in Aegypten selbst, schon im siebenten Jahrhundert vor Christo war dieses Kleinod bereits unter drei Schichten Schuttes begraben, denn drei Exegeten, deren immer der letzte die Erklärung seiner Vorgänger erklärt, unterscheidet Herr Lipsius schon im Todtenbuch der Psametiche. Um unsere Leser den Dank mitfühlen zu lassen, den wir ihm für diese Restitutio in integrum schulden, wird es das gerathenste sein, wir lassen sie zum Schlusse ein wenig von dem Ekel empfinden,

Digitized by Google

welchen die Scholastik des Turiner Exemplars dem Aegyptologen einflösst bei Stellen, wie folgende:

1. Commentator: Ich bin jener grosse Bennu von Heliopolis. Das ist: die Erfüllung dessen was ist.

2. Commentator: Ich bin jener grosse Bennu von Heliopolis. Das ist: die Erfüllung dessen was ist. Was ist das? Osiris ist von Heliopolis; und das was ist, ist das immer und das ewig.

3. Commentator: Ich bin jener grosse Bennu von Heliopolis. Das ist: die Erfüllung dessen was ist. Was ist das? Der Bennu ist der Osiris von Heliopolis und die Erfüllung dessen was ist, ist sein Leib; oder auch: ist das immer und das ewig: Es ist aber das immer der Tag und das ewig die Nacht.

Das ist der Geschmack des Turiner Exemplars; aber schon auf diesen Sarkophagen finden sich im Verlauf dieses Capitels Stellen wie diese: Jene Katze zu Heliopolis ist der Sonnengott. Er wird Katze genannt, wenn man ihn anruft als tha. Wahrscheinlich ist dieser Text 500 Jahr älter als die Genesis. Hohes Alter ist aber nicht immer hoher Adel und Longinus behält immer noch Recht, wenn er zum Erhabensten, das er gefunden, die Worte des jüdischen Gesetzgebers »eines nicht gewöhnlichen Mannes« zählt: Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht.

Bern 1867. **J. Zündel.**

Latâifo 'l-ma'arif auctore Abu mançur Abdolmalik ibn Mohammed ibn Ismail at-Tha'alibi quem librum e codd. Leyd. et Goth. ed. P. de Jong. Prof. interpres leg. Warn. Lugd. Bat. E. J. Brill. 1867. XLI u. ١٥٨ pp. 8.

Dieses Werk, aus dessen Titel der Inhalt schwer zu errathen ist, zerfällt in zehn Abschnitte. 1) Von Denen, welche zuerst etwas gethan oder erfunden haben. 2) Von den Beinamen der Dichter, die sie sich durch ihre Gedichte zugezogen haben. 3) Von andern Beinamen, welche grosse Männer des Islams führten. 4) Von den ältern Staatssecretären. 5) Von denen, welche in ihrer Stellung nach allen Seiten hin am weitesten verzweigt sind. 6) Von denen, welche die höchste Stufe in ihrer Art erreicht haben. 7) Ueber merkwürdiges Zusammentreffen von Namen und Zunamen (nach dem ältesten Sohne). 8) Ueber mancherlei Wissenswerthes aus der Geschichte der Propheten, der Kureischiten und andrer Fürsten. 9) Von seltenen und wunderbaren Ereignissen in verschiedenen Zuständen und Zeiten. 10) Von gewissen Eigenheiten mancher Länder und ihren Vorzügen und Fehlern. Wir finden in diesem Buche, wie aus dieser Inhaltsangabe ersichtlich, allerlei Curiositäten aus dem Gebiete der Geschichte, Geographie und Literatur, die freilich theils bekannt oder ganz werthlos, theils aber auch von

Digitized by Google

Bedeutung für die orientalische Geschichte sind. So wird uns z. B. gleich im ersten Abschnitte erzählt, dass Kabil (Kain) der erste Sünder durch Neid war, dass Enosch zuerst Dattelbäume pflanzte, Idris der erste Astronom war, so wie auch Erfinder der Schreibkunst, auch hat er zuerst Waffen gebraucht und für den Glauben gekämpft und Sklaven gemacht. Abraham hat zuerst seinen Schnurrbart beschnitten, seine Haare gescheitelt, seinen Mund ausgespühlt, seine Zähne ausgestochert, seine Nägel geschnitten u. dgl. m. Wichtiger ist was aus der Zeit des Islams berichtet wird: wer der erste arabische König war, wer zuerst Lanzen mit eiserner Spitze gebrauchte, wer zuerst seine Sandalen beim Eintritt in die Kaabah auszog, wer sich zuerst in Mekka die Haare pomadisirte, wer für den Glauben das erste Blut vergoss, wer sich zuerst Emir nennen liess, wer im Islam der erste Falschmünzer war, wer das erste Spital errichtete, wer nicht mehr beim Namen, sondern als Fürst angeredet werden musste, wer zuerst in besondern Gemächern antichambriren liess, wer zuerst Finanz- und Kriegsminister zugleich war, wer zuerst einen Türken in Dienst nahm u. s. w. Die drei folgenden Abschnitte bedürfen keiner Erläuterung und versteht sich von selbst, dass namentlich der zweite und dritte schätzbare Beiträge für die arabische Literaturgeschichte enthalten. Vom fünften Abschnitt wollen wir, um dessen Inhalt verständlicher zu machen, einige Beispiele anführen: Am weitesten verzweigt unter den Propheten ist Josef, weil er der Sohn Jakobs, Sohn Ishaks, Sohn Abrahams war, folglich von Propheten bis zum Urgrossvater hinauf abstammt. Unter den Chalifen ist es Almuntassir, dessen Ahnen bis auf das fünfte Glied rückwärts (Almanssur) Chalifen waren. So geht es dann fort von Veziren, Kadhis, Dichtern u. s. w. Im folgenden Abschnitt werden die schönsten, edelsten, klügsten Personen genannt, ferner Frauen, die zwei Chalifen geboren, Männer, deren Töchter vier Chalifen geheirathet haben u. dgl. Am Schlusse wird eine Tochter des Hamdaniden Nassir Addawlah als die Frau genannt, welche die glänzendste Pilgerfahrt nach Mekka gemacht und sich durch unermessliche Geschenke an arme Pilger und an den Tempel ausgezeichnet hat. Bald nach ihrer Rückkehr nach Mossul, wird dann weiter erzählt, verfiel sie in die grösste Noth, denn der Bujide Adhud Addawlah Fenachosru, der früher vergebens um sie geworben hatte, bemächtigte sich Mossuls, und nachdem er seine Begierde an ihr befriedigt, nöthigte er sie in ein Prostitutionshaus zu gehen, um die Summe zu erwerben die er von ihr forderte, es gelang ihr aber die Wachsamkeit ihrer Schergen zu täuschen und in den Fluthen des Tigris den Tod zu finden. Das siebente Capitel enthält allerlei sonderbare Fügungen. So z. B.: zwei Chalifen deren Namen mit dem Buchstaben A i n anfängt, haben drei Häuptlinge getödtet, deren Namen auch mit dem Buchstaben A i n anfangen. Der eine ist Abd Almelik Ibn Merwan, welcher Abd Allah Ibn Zubeir, Amr Ibn Said und Abd Errahman Ibn Moham-

Digitized by Google

med tödtete, der Andere Abd Allah Abu Djafar Almanssur, der Abd Arrahman Abu Muslim, Abd Allah Ibn Ali und Abd Aldjabbar Ibn Abd Arrahman tödtete. Im achten Kapitel werden die genannt die dem Propheten ähnlich sahen, die welche ihn kränkten, oder verspotteten, die deren Herz er zu gewinnen suchte. Dann werden die Sodomiten, die Ehebrecher, die Lügner, die Blödsinnigen, die Freigeister, die Listigen unter den Kureischiten genannt, die Fürsten welche Leibesfehler hatten, die Männer welche auffallend gross oder klein waren, die deren Mütter über die Zeit schwanger waren, wobei mehrere genannt werden, deren Schwangerschaft drei bis vier Jahre gedauert haben soll. Dann werden fünf Brüder genannt, deren Gräber am weitesten aus einander liegen, hierauf folgt eine Schilderung der Sitten unter verschiedenen Omejjadenchalifen, der Reichthümer unter mehreren Abbasiden, der zwei glänzendsten Vermählungen, der Chalifen welche Sklavinnen zu Müttern hatten und zum Schlusse werden die Handwerke vieler edlen Männer genannt, welche meistens Zeitgenossen Mohammeds waren. Wir finden darunter Droguisten, Tuchwaarenhändler, Metzger, Waffenschmiede, Schmiede, Weinhändler, Oel- und Lederhändler, Sklavenhändler, Thierärzte, Musiker und Sänger, Weber, Gärtner, Copisten, Spinner u. dgl. Im neunten Abschnitt werden allerlei Curiositäten aufgezählt, insbesondere von Chalifen: Ein Chalife reiste als Courier von Djordjan nach Bagdad in acht Tagen, einem andern huldigte bei seiner Thronbesteigung sein Oheim, der Oheim seines Vaters und seines Grossvaters, einem dritten huldigten sieben Prinzen aus seiner Familie, deren jeder Sohn eines andern Chalifen war, ein vierter war Vater von zehn Söhnen, Oheim von zehn Neffen und hatte zehn Brüder. Unter andern Curiositäten wird berichtet, dass es zwei Brüder gegeben hat, von denen der eine achtzig Jahre älter war als der andere. Drei Brüder wurden in einem Jahre geboren und im Alter von acht und vierzig Jahren insgesammt getödtet. Vier Männer zeugten jeder hundert Kinder, unter diesen ist auch der berühmte traditionskundige Anas Ibn Malik. Der letzte Abschnitt, welcher in das Gebiet der Geographie gehört, bedarf keiner nähern Erörterung.

Dass nach dem in Kürze hier angegebenen Inhalte die Herausgabe dieses Buches eine dankenswerthe Arbeit ist, leuchtet wohl jedem ein, auch muss anerkannt werden, dass der Herausgeber keine Mühe gescheut hat, um einen guten Text herzustellen, den er auch noch durch ein beigefügtes Glossarium so weit als möglich verständlich gemacht hat. Wir erlauben uns nur einige wenige Stellen anzuführen, die kleine Verbesserungen erfordern. S. 13 vorletzte Zeile scheint mir, dass kanu statt kana zu lesen ist, da es sich auf Alnasi bezieht, oder ist vielleicht das Wort Alnasu ausgefallen, dann könnte kana bleiben. S. 48. Z. 9 wird wohl ssaulatuhu statt ssaulataha gelesen werden müssen, da das Wort hajjatun im ganzen Verse männlich ist. S. 79 Z. 9 ist entweder

Digitized by Google

das wau von wawafa zu streichen, oder in der folgenden Zeile das fa von fakâla. S. 81 Z. 7 wird wohl adjmaa in der Bedeutung von übereinkommen, für idjtamaa zu lesen sein. S. 86 Z. 4 sind die Worte ajjam kalail (wenige Tage) nicht buchstäblich zu nehmen, denn es lagen neun Jahre zwischen dem Tode Afschius und Itachs. S. 121 Z. 6 v. u. ist statt min besser fi zu lesen. In dem Verse des Ibn Matran S. 124 letzte Zeile ist schuhban wie Schuhuban, als Plural von Schihâbun, zu nehmen und als feurige Pfeile zu deuten, welche gerippt und vorn spitz dann abgerundet sind. **Weil.**

Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1867. Erster Theil, VIII und 407 S. Zweiter Theil, VIII u. 394 S. gr. 8.

Die Stämme und Völker sind die Entwicklungsstadien der Menschheit. Das Streben nach Nationalität ist ein Streben unserer Zeit. Es ist ein Streben, hervorgegangen aus dem Grundcharakterzuge der Gegenwart, dem Streben nach individueller Berechtigung, nach individueller Freiheit. Wie das Individuum eine Person ist und in dieser seiner einheitlichen Ganzheit die persönliche Freiheit erstrebt, so streben die Einzelwesen nach dem Gesammtverbande durch Nationalität, durch Einheit und Freiheit des Volkes; denn, weil das unterscheidende Wesen des Menschen in der Vernunft oder Freiheit (der innern Selbstbestimmungsfähigkeit) besteht, so kann dieses Wesen, das seine Vollendung in der Humanität findet, nur durch die möglichste Entwicklung der Nationalität oder der Einheit und Freiheit des Volkes erreicht werden. Sind die Individuen wahrhaft frei, so sind es auch die durch sie gebildeten Völker, sind die Völker frei, so gelangen wir durch die Nationalität zur Humanität, wie uns der wahre Patriotismus zum echten Kosmopolitismus führt, weil wir in dem andern Volke das achten, was wir selbst erstreben, das Ringen nach Einheit und Freiheit.

Unser Schiller ist der Dichter der Freiheit, der Nationalität und Humanität. Seine unsterblichen Meisterschöpfungen sind Verkörperlichungen dieser Ideen und von dem reinsten und edelsten Geiste des wahren Patriotismus und Kosmopolitismus getragen. Ueberall ist die freie Menschenwürde das Ziel, welches ihm als Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber vorschwebt. Seine dichterischen Gestalten sind die Träger der ewig wahren, seine edle Seele beherrschenden Ideen. Die Kunst ist ihm gleich der Wissenschaft ein Erziehungsmittel zur innern Freiheit oder der Freiheit des Geistes, welche allein die Grundlage einer dauernden und echten äussern, staatlichen und kirchlichen Freiheit ist. Das gerade, was alle Gemüther unseres Volkes in der Gegenwart bewegt, das Streben nach Einheit und

Digitized by Google

Freiheit der Völker, ist auch die belebende Seele seiner Dichtung. Schiller hat aus und zu dem Herzen des deutschen Volkes geschrieben. Darum ist er der Lieblingsdichter unseres Volkes, darum der Lieblingsdichter der Jugend, welche die aufopfernde Hingabe für das Grosse achtet und den wärmsten und offensten Sinn für die begeisternden Ideale des Lebens und der Wissenschaft hat, der Lieblingsdichter der Frauen, welche, je zarter und reiner ihr Gemüth ist, eine desto reichere Nahrung in dem warmen Gemüthsleben unseres Dichters finden, der Lieblingsdichter unserer Männer, welche die edel stolze und frei gesinnte Manneskraft in den Geschöpfen seiner Dichtung erkennen, der abgelebten Greise, deren schönste Rückerinnerung die Zeit der Begeisterung für die höchsten Ziele der Menschheit ist. Es existirt kein Volk, welches einen Dichter aufzuweisen hat, der seinen Schöpfungen so sehr seine ganze grosse und edle Persönlichkeit aufgedrückt hat, der sie in ihnen so lebendig und treu wie in einem Spiegel wieder erkennen lässt.

Man hat viele und anziehende Biographien über Schiller von verschiedenen Standpunkten und in verschiedenen Auffassungsweisen. Immer aber bleibt er subjectiv aufgefasst und subjectiv dargestellt. Der Biograph hat sich eben ein Bild von ihm gemacht. Es ist dem Originale mehr oder minder ähnlich; aber es ist doch immer nicht Schiller selbst. Dieser wird am besten aus seinen Schriften selbst erkannt, da der ganze subjective Ausdruck seiner Persönlichkeit ein Hauptmerkmal derselben ist. Hier aber lernen wir nur den gewordenen, weniger den werdenden Schiller kennen, während es eine Hauptaufgabe der Biographie ist, nach den Gründen und Anfängen der ersten Entwicklung zu forschen. Die vorliegende historisch-kritische Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften kommt dem Bedürfnisse, den ganzen Schiller aus seinen Werken kennen zu lernen, entgegen und befriedigt es auf das Vollkommenste, da sie nicht nur seine klassischen Schriften, sondern auch seine Schüler- und Jugendarbeiten in chronologischer Ordnung enthält.

Zu diesem für die Kenntniss und Beurtheilung Schiller's und seiner prosaischen und poëtischen Schöpfungen besonders verdienstlichen Unternehmen wurden mit der Schillerliteratur durchaus vertraute und hinreichend erprobte Kräfte verwendet. Die Herausgeber sind Karl Gödeke, A. Ellissen, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer.

Der erste Theil ist von Karl Gödeke, der zweite von Wilhelm Vollmer herausgegeben. Jener stellt uns Schiller in seinem ersten Werden dar und enthält dessen Jugendversuche, dieser gibt den Anfang seiner bedeutenderen schriftstellerischen Thätigkeit und umfasst die Räuber und das Würtembergische Repertorium.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir durch Prof. Joachim Meyer besorgte, correcte Ausgaben von Schiller's Werken; aber wir besitzen diesen nicht in der urkundlichen Darstellung

Digitized by Google

seiner geschichtlichen Entwicklung. Diese wird hier zum Erstenmale auf chronologischer, historisch-kritischer Grundlage geboten. Die Sammlungen des verstorbenen Prof. J. Meyer, der reiche handschriftliche Nachlass des Dichters im Besitze seiner Tochter, der Freifrau Emilie von Gleichen-Russwurm, vielfache Theatermanuscripte und der vollständige literarische Apparat der Verlagshandlung wurden zu diesem Zwecke benutzt. In der vorliegenden Sammlung ist mit Ausnahme der Briefe Schiller's Alles enthalten, was von dem Dichter für die Oeffentlichkeit und in künstlerischer Form geschaffen ist, von den frühesten Jugendversuchen bis zu den letzten Entwürfen seines leider zu kurzen Lebens. Die ältesten und vollständigsten Handschriften wurden zu Grunde gelegt. Die Anmerkungen unter dem Texte geben Rechenschaft über die Abweichungen der späteren Drucke. So lernen wir die ursprüngliche Gestalt und die Umgestaltung jedes einzelnen Werkes zugleich kennen. Die verschiedenen Herausgeber beobachten die gleichen Grundsätze einer objectiven Kritik, so dass die Verschiedenheit der Herausgabe der gleichen Bearbeitungsart nicht störend entgegentritt. Diese chronologische, historisch-kritische Gesammtausgabe ist im Manuscript vollendet und enthält 15 Theile, wovon die zwei ersten zur Anzeige vorliegen. Von besonderem Interesse ist der erste Band, weil wir in ihm die ersten Anfänge von Schiller's Leben erblicken und die ersten Versuche aus des Dichters Knaben- und Jünglingszeit erhalten. Er stellt meistens Schiller, den Schüler, dar. Hier ist, da Alles vorzugsweise einen relativen Werth, einen Werth zur Erkenntniss von Schiller's Werden hat, weniger zwischen Wichtigem und minder Wichtigem zu unterscheiden. Es handelt sich hier, da zu dem genannten Zwecke Alles Bedeutung hat, um chronologische Sammlung alles bisher bekannt gewordenen Materials. Dabei war es aber nothwendig über die von Schiller selbst oder vom ersten Herausgeber seiner Werke, seinem Freunde Körner, dem eigentlichen Schöpfer der Vulgata, getroffenen Veränderungen Rechenschaft abzulegen. Zweckmässig wurden aus diesen Jugendversuchen die von Schubart stammenden Morgenstunden, Armbrusters Schilderung des menschlichen Lebens und die in H. Dörings »Schiller und Göthe, Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten« (Leipz. 1852) enthaltene Rede: »Der Kampf einer tugendhaften Seele mit einer höheren Pflicht, 1781«, welche mit Unrecht Schiller als Verfasser beigelegt wurden, hinweggelassen, dagegen die Anthologie ganz aufgenommen, weil Schiller der Herausgeber war, die meisten Gedichte von ihm stammen, auch mit alleiniger Ausnahme von Ossians Sonnengesang kein äusseres Zeugniss für einen andern Verfasser vorhanden ist. Was nach Schiller's und Körner's auf diesen fussenden Mittheilungen unserm Dichter als dem Herausgeber der Anthologie beizulegen ist, wurde mit hinreichender Begründung am Schlusse der Anthologie mitgetheilt. Mit Recht schloss der gelehrte Herr Herausgeber aber alle blossen Vermuthungen aus.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schiller's Schriften.

(Schluss.)

Die im ersten Bande enthaltenen Jugendversuche haben 41 Aufschriften. Sie sind: Zeugnisse, Gedicht zum Neujahr 1769, Neujahrswunsch, 1771, Pentameter und Schulverse, 1771, Confirmationsgedicht, 1772, Absalon, Moses, Karl Kempff, 1774, Bericht über Mitschüler und sich selbst, 1774, der Abend, 1776, ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmanns, 1777?, der Student von Nassau, Cosmus von Medicis, der Eroberer, 1777, der Jahrmarkt, 1777?, Inschriften für ein Hoffest, 1778?, Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfeste der Reichsgräfin von Hohenheim, 1777?, auf die Ankunft des Grafen von Falkenstein in Stuttgart, 1777, Beobachtungen bei der Leichenöffnung des Eleven Hillers, 1778, Brief an Scharffenstein, 1778, Rede über die Frage: Gehört allzuviel Güte u. s. w. zur Tugend? 1779, Philosophie der Physiologie, 1779, die Tugend in ihren Folgen betrachtet, Rede, 1780, an den Hauptmann v. Hoven, 1780, eine Leichenphantasie, 1780, Rapporte über die Krankheitsumstände des Eleven Joseph Fr. Grammont, 1780, der Sturm auf dem Tyrrhener Meer, 1780, Triumphgesang der Hölle, Gedichte aus den Räubern, in Stammbücher, dissertatio de differentia febrium, 1780, Themata zu einer Streitschrift, Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, Elegie auf den frühzeitigen Tod Joh. Chr. Weckherlins, 1781, an Wilhelm v. Hoven, 1781, Ode auf die glücklichste Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten, 1781, der Venuswagen, an Wilhelm von Hoven, Anthologie auf das Jahr 1782, Todtenfeier am Grabe Riegers. Angehängt sind Nachträge, Personenverzeichniss, Wortregister.

Aus den Zeugnissen (Morgenbl. 1807 von Petersen, Boas' Nachträge, Schiller's Beziehungen u. s. w. Stuttgart 1859) erfahren wir, dass der Knabe Schiller in der Ludwigsburger Schule Ovids Tristia, Virgils Aeneide und die Oden von Horaz lesen und übersetzen musste, dass man damals keine besonders innige Theilnahme an einem dieser Dichter bei ihm wahrnahm, dass und wie sein eigener Dichtergeist nach einer überstandenen Angst und bei einer gestandenen (sauren) Milch erwachte, dass er nach einem Briefe an seinen Vater von 1790 seine früheren Schriften als Belege für die Geschichte seines Geistes zu sammeln suchte. Schiller's Vater schreibt (1790), dass sein Sohn als Kind jeden Fluss »Neckarle«

Digitized by Google

nannte, dass er in »unserm Quartier, der Herberge zur Sonne, in Lorch, da man ihm statt Mantels einen schwarzen Schurz und statt Ueberschlages ein Predigtläppchen anthun musste«, sich im Predigen übte, dass er sein erstes Trauerspiel: »Die Christen« im 13. Jahre schrieb. Sein erstes noch vorhandenes Gedicht zum Neujahr 1769 (mitgetheilt von Hoffmeister in der Nachlese zu Schillers Werken) schrieb er im 10. Jahre. Aus ihm spricht innige Gottesfurcht und Elternliebe. Kurze lateinische Glückwunschsätze (in derselben Nachlese) tragen den gleichen Charakter. Ein grösserer lateinischer Neujahrswunsch an seinen Vater aus dem 12. Jahre Schiller's theilt uns Hoffmeister in demselben Buche mit. Als der Lehrer Jahn, mit welchem Schiller in Collision kam, von der Ludwigsburger Schule abging und an seine Stelle, 1771, der Oberpräceptor Winter trat, machte nach Petersens Papieren der junge Dichter folgenden Pentameter:

Ver nobis Winter pollicitusque bonum.

In A. v. Keller, Beiträge zur Schillerliteratur (1859) und G. Schwab, Urkunden über Schiller und seine Familie (Stuttg. 1840), werden lateinische Schulverse von Schiller (v. J. 1771) mitgetheilt. Sie beziehen sich auf die Ferien, welche die Ludwigsburger Schüler erhielten. Die Herbstferien begeisterten den Knaben zur Verfertigung eines Gedichtes und einer Dedikation an den Decan Zilling in Ludwigsburg. Bei Ueberreichung seines ersten lateinischen Gedichtes in Doppelversen (Confirmationsgedicht von 1772) rief der Vater: Bist du närrisch geworden Fritz? Sein erstes Gedicht soll ein deutsches Confirmationsgedicht (nach Conz) gewesen sein. Wahrscheinlich schrieb er zwei, ein deutsches für die Mutter, ein lateinisches für den Vater. Das Gedicht zum Neujahr 1769 ist aber drei Jahre älter, als die genannten Confirmationsgedichte. Nach Charlotte v. Schiller soll Absalon Schiller's erstes dramatisches Gedicht gewesen sein, nach einem Briefe seines Vaters waren es »die Christen«. Die Klopstock'schen Schöpfungen, Virgils Aeneide und Luthers Bibelübersetzung gaben ihm den ersten dichterischen Stoff. Nach einer Mittheilung von Petersen arbeitete er als »ersten Versuch« Moses aus. Auf die Frage des Herzogs Carl: Welcher ist unter euch der Geringste? bezeichnet der 15jährige Schiller (1774) den Mitschüler Karl Kempff als solchen. Er sagt von diesem:

Sicut ego credo, Carl Kempff est pessimus omnis
Ordinis et vitiis deditus usque malis
Defraudans socios, rudis, ignavusque magistros
Et quanquam indoctus spernit et odit idem.

Die Mittheilung stammt aus Wagner's Geschichte der hohen Carls-Schule (Würzb. 1856). Ein Bericht an den Herzog Carl über Mitschüler und über sich selbst wird aus Hoffmeisters Nachlese gegeben. Die Methode, Berichte von Schülern über Mitschüler zu verlangen, ist keineswegs löblich, und entspricht den Grundsätzen

Digitized by Google

Despoten, der seine Herrschaft über die unsichtbaren Geister durch ein Spioniersystem geltend zu machen sucht. Der Jüngling fühlt das Unpassende einer solchen Zumuthung, wenn er in dem Berichte an den Herzog schreibt: »Ich fühle mich zu klein, zu urtheilen, ob jener das Christenthum hochschätze und ausübe, ob es dieser verachte, ob er es fliehe: ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können« (S. 13). Der Abend ist ein Gedicht des sechszehnjährigen Schiller, dem schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776 entnommen. In diesem bekundet sich schon eine reiche und feurige Phantasie. Unverkennbar ist die grosse Anlage des Jünglings zur Dichtung. Er spricht vom paradiesischen Gefühle, mit welchem ihn der Abend und des Abends Schöpfer durchströmen, und ruft:

»Für Könige, für Grosse ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie, — nur, Vater, mir Gesänge.«

Auch die Aufgabe des Herzogs Carl, Beantwortung der Frage: Ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmannes? war nicht unverfänglich. Sehr schön bezeichnet Schiller in seiner Antwort, eine Rede, gehalten zum Geburtstage der Reichsgräfin von Hohenheim (1777?), die Freundschaft als eine »glückselige Verwechslung unserer selbst mit andern.« Nur »edle tugendhafte Seelen« sind dieses »wonnevollen Gefühls« fähig. Wie treffend schildert er die Tugend als »denjenigen Zustand eines denkenden Wesens, durch welchen es am fähigsten wird, Geister vollkommen zu machen und durch Vervollkommnung derselben selbst glücklich zu sein.« Es ist eine durchdachte Rede, die uns einen tiefen Blick in die schöne Seele ihres Urhebers eröffnet. Was er dem Herzog von der wahren Freundschaft grosser Fürsten sagt, ist treffend. Von Trauerspielen Schiller's werden der Student von Nassau, Cosmus von Medicis und die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer (S. 38—39) genannt. Der Eroberer, Gedicht aus dem schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1777, ist eine Nachahmung der Klopstock'schen Manier und leidet, wie dieses regelmässig beim aufkeimenden Dichter vorkommt, an Uebermaass und schwülstigem Ausdruck. Nach Petersen verräth der »Jahrmarkt, ein kleines Vorspiel, von den Carlsschülern vor dem Herzog aufgeführt (1777), Schiller's »genialischen Kopf.« Man musste sich freilich auch unter Carls despotischem Regiment in der Carlsschule an eine gute Dosis übertriebener Devotion gewöhnen. Schiller war der officielle Gelegenheitsdichter der Karlsschüler. Seine Inschriften für Hoffeste enthalten schmeichelhafte Complimente. So wird von der Franziska Gräfin von Hohenheim gesagt: »Tugend und Grazie wetteiferten sich selbst zu übertreffen und Franziska

Digitized by Google

ward« — »die Tugend wollte geliebt sein und nahm ihr Bild an.« Die Tugend übergibt Francisca's Bildniss der Fama und spricht: »Sie ist unsterblich, wie ich« (Nach v. Kellers Beiträgen). Das Gedicht: »Empfindungen der Dankbarkeit zum Namensfeste der Reichsgräfin von Hohenheim« (1777?) trägt ganz den Stempel eines officiellen Gelegenheitsgedichtes. Es ist im Namen der Carlsakademie verfasst. Einen gleichen Charakter hat auch das Gedicht von der école des demoiselles. Das Gedicht an den Grafen von Falkenstein besingt den österreichischen Kaiser Joseph II., der unter jenem Namen 1777 Stuttgart besuchte. Ein edler, reiner, für alles Grosse und Schöne glühender Sinn spricht aus Schiller's Rede über die Frage: Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und grosse Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? (1779), mitgetheilt in A. v. Keller's Nachlese. Hatte vielleicht der an das absolute Regiment gewohnte Herzog Carl die Frage für die Zöglinge seiner Akademie gewählt, um durch sie seine absolutistische Erziehungsmethode rechtfertigen zu lassen? Die Beispiele edler Güte werden in dieser Rede mit dem Beispiele der Gräfin Franciska geschlossen.

Auch in seinen medicinischen Arbeiten zeigt sich eine ungewöhnliche Begabung. Nach dem wissenschaftlichen Gutachten derjenigen, welche seine medicinische Probeschrift: Philosophia physiologiae zu beurtheilen hatten, des Chirurgien-Major Klein, des Prof. Dr. Consbruch und des Hofmedicus Dr. Reuss, durfte diese Abhandlung zwar nicht gedruckt werden, zeigt aber der Verfasser »gute und auffallende Seelenkräfte«, verspricht einen »wirklich unternehmenden, nützlichen Gelehrten«, seine Arbeit enthält »sehr viel Gutes, macht seinen philosophischen und physiologischen Kenntnissen Ehre, enthält einen neuen Plan, neue Meinungen, Eintheilungen und Erklärungen, reiche und aufbrausende Gedanken.« Besonders werden dagegen die Maasslosigkeit in Form und Ansichten und die polemische Behandlung grosser medicinischer Auktoritäten getadelt. Mit wahrer Divinitionsgabe spricht sich Herzog Carl, welchem diese Gutachten vorgelegt wurden, am 13. November 1779 dahin aus: »Die Disputation des Eleven Schiller soll nicht gedruckt werden, obschon ich gestehen muss, dass der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deswegen und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dahero glaube ich, wird es noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibt, wo immittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so dass er alsdann einmal, wenn er fleissig zu sein fortfährt, gewiss ein recht grosses Subjectum werden kann« (S. 73).

Die S. 74 bis S. 94 mitgetheilte »Philosophie der Physiologie« (1779) ist von einem philosophischen und zugleich religiösen Geiste getragen. Das Universum ist dem Verfasser »das Werk eines unendlichen Verstandes« und »nach einem trefflichen Plane entwor-

Digitized by Google

fen.« Viele Gedanken sind originell und anregend. Wie sehr Schiller in seiner Jugend gegen den Materialismus eingenommen war, wird aus der Rede »über die Folgen der Tugend« (1780) ersichtlich. Hier lesen wir S. 99 folgende Stelle: »Aber eben so leicht kann das Laster eines einzigen in tausend ungewohnte Seelen sein süsses Gift einhauchen. So kann es eine Kette von Menschenaltern ferne von ihrer hohen Bestimmung in das alte barbarische Dunkel thierischer Wildheit zurückstossen. So hat sich der unvollkommene Geist eines Lamettrie, eines Voltaire auf den Ruinen tausend verunglückter Geister eine Schandsäule aufgerichtet, ihres Frevels unsterbliches Denkmal.« Voll der zartesten Freundschaftsempfindungen ist Schiller's Schreiben an den Hauptmann von Hoven (S. 103) beim Tode seines Sohnes, eines der besten Freunde unseres Dichters (1780). Es zeigt uns so recht sein Gemüth in seiner ganzen Tiefe und Innigkeit. Das Gedicht: »Eine Leichenfeier« ist aus der Anthologie von 1782. Es sind erhabene, geniale Gedanken in dem Gedichte, die mit der Form und dem nothwendigen Maass des Schönen ringen und sich noch nicht zur Klarheit und Einfachheit der Kunst durchgebildet haben (S. 106). Die »Rapporte« über einen geisteskranken Mitschüler in der Carlsakademie, dessen Störung offenbar nur das Heimweh war, (aus Wagner, Geschichte der hohen Carls-Schule) zeugen von einer richtigen und feinen Beobachtung, so wie von Mitgefühl für die Leiden Anderer (S. 109). Der »Sturm auf dem Tyrrhener Meere« ist eine von Schiller (1780) verfertigte Uebersetzung aus dem ersten Buche von Virgils Aeneide und dem schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen vom Jahre 1780 entnommen. Die Uebersetzung ist in Hexametern verfasst. Nach dem Freimüthigen (Jahrg. 1805, Mittheilung von Petersen) dichtete Schiller in der Akademie den »Triumphgesang der Hölle« und »die Gruft der Könige«. Die letztere gab Schubart die Veranlassung zur Fürstengruft (S. 126). Aus den Räubern werden die Gedichte: Der Abschied Andromaches und Hektor's, Amalias Lied im Garten, das Räuberlied, Moor's Gesang (S. 127—132) in ihrer ursprünglichen Gestalt mitgetheilt. S. 133 folgen einige Bemerkungen Schiller's in Stammbücher. Charakteristisch für seine Gesinnung bei'm Austritt aus der Carlsschule sind die Worte, die er einem Freunde (Heinr. Fr. Ludw. Orth) in's Stammbuch schrieb (S. 133). Sie lauten:

O Knechtschaft,
Donnerton dem Ohre,
Nacht dem Verstand und Schneckengang im Denken,
Dem Herzen quälendes Gefühl!

Schiller's dissertatio de differentia febrium inflammatoriarum et putridarum wurde wegen Mangels an Fleiss zurückgewiesen. Als Themata zu einer Streitschrift bezeichnete er die Untersuchung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit

Digitized by Google

seiner geistigen und über die Freiheit und Moralität des Menschen. Er wählte als Mediciner nur solche Aufgaben, welche zugleich mit der Philosophie zusammenhängen.

Wenn auch die medicinischen Gutachten an seiner Schrift über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen Manches tadeln, so halten sie doch einstimmig die Schrift des Druckes würdig und erklären, dass Schiller »ein so schweres Thema mit vielem Genie behandelt und nicht allein gute Schriftsteller schicklich benutzt, sondern auch selbsten über die Materie gedacht hat.« Besonders tadeln sie die »poëtischen Ausdrücke.« Den begutachtenden Gelehrten fehlt das Schönheitsgefühl. Sie streichen z. B. als verfehlt den Satz an: »Der leblose Gyps scheint zu erwarmen, Grazie und Götter entspringen dem schaffenden Meisel« (S. 135). Der Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen ist nach seiner Originalgestalt (S. 137 ff.) abgedruckt. Das jugendliche erste Dichterringen des aufwärts strebenden Gedankens mit den nothwendigen Grenzen der Kunstform zeigt sich auch in der Elegie auf Johann Christian Weckherlin (1781). Dem Humor im Venuswagen fehlt noch der Anstand und Verse auf den Herzog Carl, wie S. 185:

Der Fürst ist da! — Sagt Thäler es den Hügeln,
Ruf's Erde, ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinen-Flügeln
Zieht Er jetzt ein in unser Freudenthor u. s. w.

mögen die Abhängigkeit des Karlsschülers entschuldigen. Dem Auslande wird in diesem Gedichte zugerufen:

Sag' Ausland, schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtemberg's glückselige Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrscher Er?

An diese Fürstenode schliesst sich in der chronologischen Ordnung unmittelbar der Venuswagen an.

Den Schluss des vorliegenden ersten Bandes bildet die von Regimentsmedicus Schiller herausgegebene Anthologie auf das Jahr 1782. Die Buchstaben, mit welchen die von unserem Dichter herrührenden Gedichte unterzeichnet sind, werden von dem Herausgeber am Schlusse der Anthologie (S. 355 und 356) angegeben. Mehrere der Gedichte haben einen entschieden poëtischen Werth und wurden von Schiller später in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen. Auch das Gedicht auf Weckherlin, der Venuswagen und Riegers Todtenfeier stammen aus der Zeit, als der Dichter Regimentsmedicus in Stuttgart war.

Der zweite, von Wilhelm Vollmer redigirte Band enthält 1) die Räuber, ein Schauspiel (1781), 2) die Räuber, ein Trauerspiel (1782), 3) den dazu gehörigen Zettel und die

Digitized by Google

Ansprache an das Publikum, 4) das württembergische Repertorium der Literatur (1782).

Schauspiel und Trauerspiel stellen eine doppelte Bearbeitung der Räuber dar. Das ganze zugängliche Material dieser beiden Stücke wurde erschöpft. Bei dem Schauspiel als der ersten Bearbeitung stand nicht das ganze Material dem Herausgeber zu Gebote. Während des Druckes des Räuberschauspieles änderte Schiller auf Zureden seiner Freunde und aus eigener besserer Erkenntniss Manches, so dass die mit dem Druckorte Frankfurt und Leipzig 1781 erschienene, jetzt als die erste geltende Ausgabe eigentlich schon die zweite ist. Schon abgezogene Bogen ergaben einen andern Text als die von dem Dichter verbesserten oder gemilderten Bogen der eigentlichen Ausgabe von 1781. Natürlich sind nicht alle diese ursprünglichen Bogen erhalten worden. Manche Aenderungen wurden schon vor dem Drucke in der ursprünglichen Handschrift vom Dichter vorgenommen. Solche Aenderungen sind uns nur durch spätere Zeugnisse bekannt geworden. So bezeugt Petersen im Freimüthigen 1805, Nr. 220, S. 463, Schiller habe ursprünglich die Räuber mit Karl Moor in das Nonnenstift, wo Amalia war, mit Waffen eindringen lassen, sodann habe Moor die Geliebte in dem Gotteshause, wo die Vestalinnen beten, zum Eigenthum gefordert oder im Falle der Weigerung, die Kirche auf einen Wink zum Bordell umzuschaffen, gedroht.

Eine sorgfältige Vergleichung zeigte, dass von dem Trauerspiele, welches 1782 erschien, schon ursprünglich ein zweifacher Druck vorhanden war, und dass sich dieses eben so mit der Ausgabe von 1802 verhält. Es gibt solche Doppeldrucke, wie der Herr Herausgeber bemerkt, welche in Seiten und Zeilen ganz übereinstimmen, in einzelnen Worten aber oft nicht unwesentlich verschieden sind, von Fiesco, Kabale und Liebe, von der Geschichte der Verschwörungen, von allen vier Bänden der kleineren prosaischen Schriften und von der Jungfrau von Orleans. Vielleicht lassen sich solche Doppeldrucke auch noch bei andern Werken Schiller's nachweisen. Sorgfältigst wurden bei der Darstellung des Textes in den Noten alle Varianten der verschiedenen Ausgaben und der den Herausgebern bekannten Drucke benutzt. Die Redaction der vorliegenden kritisch-chronologischen Ausgabe erhielt von der Leitung des grossh. badischen Hoftheaters in Mannheim die daselbst befindlichen Theaterhandschriften der Räuber und des Fiesco, sowie andere, jedoch ungenügende Abschriften der Räuber von Joachim Meyer und A. Schlönbach, im Besitze der Verlagshandlung, zur Vergleichung.

Von der von Schiller unterdrückten Vorrede des Räuberschauspiels (1781) existiren zwei Exemplare. Die Vorrede wurde im Facsimiledruck durch den Senator Culemann in Hannover allgemeiner zugänglich gemacht. Diese Vorrede wird vor dem Schauspiele mit der zweiten nicht unterdrückten im vorliegenden Bande

Digitized by Google

vorausgesetzt. Auch werden alle Ausgaben dieses Schauspieles genau angegeben. Die verschiedenen Ausgaben gehen von 1781—1862. In der unterdrückten Vorrede sagt Schiller: »Wahr ist es, dass der echte Genius des Dramas, welchen Shakespeare, wie Prospero seinen Ariel, in der Gewalt mag gehabt haben, dass, sage ich, der wahre Geist des Schauspiels tiefer in die Seele gräbt, schärfer ins Herz schneidet und lebendiger belehrt, als Roman und Epopoe und dass es der sinnlichen Vorspiegelung gar nicht einmal bedarf, uns diese Gattung von Poësie vorzüglich zu empfehlen. Ich kann demnach eine Geschichte dramatisch behandeln, ohne darum ein Drama schreiben zu wollen. Das heisst: Ich schreibe einen dramatischen Roman und kein theatralisches Drama. Im ersten Fall darf ich mich nur den allgemeinen Gesetzen der Kunst, nicht aber dem besondern des theatralischen Geschmacks unterwerfen« (S. 5). In beiden Vorreden spricht sich Schiller dahin aus, dass nicht so wohl die Ausdehnung, als der Inhalt des Stückes es von der Bühne verbanne. Er nimmt dabei wohl Rücksicht auf das Missfallen, welches die Darstellung seiner Charaktere hervorgerufen hatte. Der Erfolg hat gezeigt, dass der Stoff des Schillerschen Stückes alle Anlage zu einem bühnengerechten Drama besitzt, und dass es sich bis zur Gegenwart immer als beliebtes Bühnenstück auf dem Repertoir aller Theater erhalten hat.

Schiller vertheidigt in beiden Vorreden die Wahl und Darstellung seiner Charaktere, besonders die der Brüder Moor. In der unterdrückten Vorrede bemerkt er, die Oekonomie des Stückes habe es nothwendig gemacht, dass »mancher Charakter auftreten musste, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Zärtlichkeit unserer Sitten empört.« Er wünscht zur Ehre der Menschheit nichts als Karrikaturen geliefert zu haben, glaubt aber, je fruchtbarer seine Weltkenntniss werde, desto ärmer werde sein Karrikaturen-Register. Er spricht die Ansicht aus, dass die unmoralischen Charaktere von gewissen Seiten glänzen, dass sie durch den Geist gewinnen mussten, was sie vom Herzen verloren. Er beruft sich auf Garve's Satz, dass kein Mensch vollkommen und dass der Lasterhafte nur minder vollkommen sei, jedoch auch viele richtige Ideen, gute Triebe und edle Thätigkeiten habe. Treffender sind Schillers Bemerkungen zum Verständniss der Charaktere des Franz und Karl in der zweiten Vorrede. »Das Laster, sagt er, wird hier mit seinem ganzen inneren Räderwerk entfaltet. Es löst in Franzen all die verworrenen Schauer des Gewissens in ohnmächtige Abstraktionen auf, skeletisirt die richtende Empfindung und scherzt die ernsthafte Stimme der Religion hinweg. Wer es einmal so weit gebracht hat (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden), seinen Verstand auf Unkosten seines Herzens zu verfeinern, dem ist das Heiligste nicht heilig mehr — dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts. — Beide Welten sind nichts in seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Missmenschen dieser Art ein treffendes

Digitized by Google

lebendiges Konterfei hinzuwerfen, die vollständige Mechanik seines Lastersystems auseinander zu gliedern und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen« ..... »Nächst an diesem steht ein anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit setzen möchte, ein Geist, den das äusserste Laster nur reizt um der Grösse willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, um der Gefahren willen, die es begleiten, ein merkwürdiger wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft, nach der Richtung, die diese bekommt, nothwendig entweder ein Brutus oder ein Katilina zu werden. Unglückliche Konjuncturen entscheiden für das Zweite und erst am Ende einer ungeheuern Verirrung gelangt er zu dem Ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluss, Fülle von Kraft, die alle Gesetze übersprudelt, mussten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen zerschlagen und zu diesen enthusiastischen Träumen von Grösse und Wirksamkeit durfte sich nur eine Bitterkeit gegen eine unideal ische Welt gesellen, so war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anmerken dürfen, dass ich dieses Gemälde so wenig nur allein Räubern vorhalte, als die Satyre des Spaniers nur allein Ritter geisselt.« In beiden Vorreden spricht er vom Pöbel, der dramatische Stücke schief auffasst und beurtheilt. In der unterdrückten Vorrede sagt er, dass er dazu »nicht allein die Mistpantscher«, sondern auch und »noch vielmehr manchen Federhut, Tressenrock und weissen Kragen zu zählen Ursache habe.« In der zweiten Vorrede will er unter dem Pöbel »keineswegs allein die Gassenkehrer« verstanden wissen. »Der Pöbel, äussert er sich, wurzelt weit um und gibt zum Unglück den Ton an.« In beiden Vorreden aber lesen wir mit kleinen Varianten über den ästhetischen Pöbel die Stelle: »Es ist das ewige Dacapo mit Abdera und Demokrit und unsere guten Hippokrate müssten ganze Plantagen Niesswurz erschöpfen, wenn sie dem Unwesen durch ein heilsames Decokt abhelfen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstehen, ihren Mitbürgern auf Kanzel und Schaubühne Schule zu halten, der Pöbel hört nie auf, Pöbel zu sein, und, wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten wie ein Kleid.« In der unterdrückten Vorrede ist es dem Dichter nicht darum zu thun, mit seinen Räubern »für die Bühne zu schreiben«; doch »würde er sich glücklich schätzen«, wenn sein Schauspiel »die Aufmerksamkeit eines deutschen Roscius verdiente.« In der zweiten Vorrede dagegen missräth er das Schauspiel »auf der Bühne zu wagen.« Die moralische Weltordnung, welche in dem Stücke herrscht, wird am Schlusse der zweiten Vorrede mit den Worten hervorgehoben: »Ich darf meiner Schrift zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist. Der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Die Tugend geht siegend

Digitized by Google

davon. Wer nur so billig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verstehen zu wollen, von dem kann ich erwarten, dass er nicht den Dichter bewundere, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze.«

Das Trauerspiel: Die Räuber wurde für die Mannheimer Bühne bearbeitet. Die erste Ausgabe erschien 1782 zu Mannheim in der Schwan'schen Buchhandlung. Die verschiedenen Ausgaben von 1782—1802 werden S. 207 angeführt. Die in Mannheim vorhandene Handschrift hat die Aufschrift: Die Räuber, ein Trauerspiel in 7 Handlungen, für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser, Hrn. Schiller, bearbeitet 1781. Die Striche und Tilgungen in der Handschrift rühren von Regisseuren her. Von Schiller's eigener Hand finden sich keine erweisbaren Zusätze und Aenderungen. Die Bearbeitung beweist, dass Schiller jene bei einem dramatischen Dichter so wichtige Eigenschaft, seine dramatischen Dichtungen bühnengerecht einzurichten, in hohem Grade besass. Wegen des Bühneneffekts ziehen noch heut zu Tage Schiller's Stücke das grosse Publikum mehr an, als die Göthe'schen. Das Schauspiel wurde in der Bearbeitung um mehr als die Hälfte zusammengezogen. Die langen Reden sind überall abgekürzt, das Maasslose der Einbildungskraft wird gezügelt. Die eigentliche Katastrophe des Stückes wird im Trauerspiele geändert. Im Schauspiele erdrosselt sich Franz mit der goldenen Schnur seines Hutes und Schweizer, der sein dem Räuber Moor gegebenes Versprechen, ihm den Franz lebendig zu bringen, nicht halten kann, erschiesst sich. Im Trauerspiele wird Franz von den Räubern lebendig gefangen und seinem Bruder gebracht. Dieser richtet ihn nicht selbst, sondern macht die Räuber zu seinen Richtern. Franz wird von diesen in den Thurm hinabgeworfen, in welchem er seinen Vater verschmachten lassen wollte. Moor ist während dieses Räubergerichts auf die Seite gegangen und ruft seinem Bruder Franz zu: »Sohn meines Vaters! Du hast mir meinen Himmel gestohlen! Diese Sünde sei dir genommen. Fahr' in die Hölle Rabensohn! Ich vergebe dir Bruder.« Karl umarmt Franz und eilt von dem Schauplatz. Franz wird von den Räubern in den Thurm hinabgestossen. Die erste Ausgabe des Schauspiels hat auf der Rückseite den Spruch aus Hippokrates: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. Im Schauspiel wird Daniel Hausknecht des Grafen von Moor genannt und ist der an die Räuber abgesandte Vermittler ein Pater. Die Zeit der Handlung »beträgt ungefähr zwei Jahre.« Im Trauerspiele ist der unter den Räubern figurirende »Schwarz« hinweggelassen, Daniel wird ein »alter Diener« genannt, der Pater verwandelt sich in eine Magistratsperson und als Zeit des Stückes wird der »ewige Landfriede, der in Deutschland errichtet ward«, angegeben. Die Eintheilung des Trauerspiels in 7 Acte war nur der leichteren Aufführung in Mannheim wegen. Die erste Aufführung in Mannheim kostete 100 Ducaten.

Digitized by Google

Den Schluss des zweiten Bandes bildet das Württembergische Repertorium (S. 338—394). Der Text desselben ist wörtlich und buchstäblich wiedergegeben. Auch an den Stellen, wo die Conjecturen Späterer schlagend erscheinen, wurde die Leseart des Repertoriums beibehalten und die Vermuthungen Anderer unter den Text gesetzt. Nach einem Briefe an Reinwald aus Bauerbach vom 14. Febr. 1783 nennt Schiller das Repertorium »das seinige.« Er gab es 1782 mit Abel und Petersen heraus. Von Schiller stammen im Repertorium die Aufsätze über das gegenwärtige deutsche Theater, der Spaziergang unter den Linden, eine grossmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, fünf bis sechs Recensionen über schönwissenschaftliche Producte und eine ausführliche Kritik über die Räuber. Auch die lateinischen Inschriften in Atzels »Schreiben über einen Versuch in Grabmälern nebst Proben« sollen nach Petersens Zeugniss (Morgenbl. 1809, Nr. 267) von Schiller kommen. Zugleich werden Nachrichten über die Verfasser der übrigen Stücke des Repertoriums gegeben (S. 338 und 339). Das Repertorium soll nach seinem Vorbericht »eine neue Schrift« zur »Ausbildung des Geschmackes, angenehmen Unterhaltung und Veredlung der moralischen Gesinnungen« sein. Die Gegenstände werden aus »der Philosophie, Aesthetik und Geschichte« genommen. Damit werden Recensionen verbunden. In der Philosophie sollen »abgedroschene Meinungen« und »fakultätische Aufsätze« vermieden werden. Die dem Repertorium angehängte Bibliothek beschränkt sich auf Württemberg. Ausser den Recensionen erscheint noch die Lebensgeschichte »irgend eines merkwürdigen Württembergers.« Sehr lesenswerth ist Schiller's Aufsatz: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater. Es finden sich feine und wahre Bemerkungen über Dichter, Darsteller und Publikum darin. Er schliesst (S. 347) mit den Worten: »Wenn freilich Dichter, Spieler und Publikum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein geistiger Bruch zurückbleiben. Sollte das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigeren Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn hie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wiederfindet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein edles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauplatz — beim rohern Haufen stimmt doch zum Mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.« Im Spaziergang unter den Linden (1782) unterreden sich Wollmar

Digitized by Google

und Edwin, zwei Freunde, über die Bedeutung und das Ziel des Lebens. Wollmar sieht die Welt in frohherziger Wärme, Edwin in der Trauerfarbe. Die Gedanken sind dichterisch und philosophisch. Der Pessimismus ist durch Edwin, der Optimismus durch Wollmar vertreten. Das Ganze ist nicht zum Abschluss gebracht, sondern eine Fortsetzung angedeutet. In seiner Selbstrecension der Räuber beurtheilt sich Schiller sehr hart Es ist sehr viel Wahres und Zutreffendes in ihr, was die Vorzüge und Mängel des Stückes betrifft. Der Schluss nimmt eine heitere humoristische Wendung. »Endlich der Verfasser — schreibt Schiller unter dem Zeichen K....r, — man frägt doch gern nach dem Künstler, wenn man sein Tableau umwendet. — Seine Bildung kann schlechterdings nur anschauend gewesen sein; dass er keine Kritik gelesen, vielleicht auch mit keiner zurechtkommt, lehren mich seine Schönheiten und noch mehr seine kolossalischen Fehler. Er soll ein Arzt bei einem Württembergischen Grenadierbataillon sein, und, wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherren Ehre. So gewiss ich sein Werk verstehe, so muss er starke Dosen in Emeticis eben so lieben als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.« Interessant ist der unterzeichnete Brief über die Aufführung der Räuber in Mannheim unter Dalberg's Leitung (vom 15. Jan. 1782, S. 373—375). Er spricht sich mit richtigem Urtheile über die Leistungen der Hauptdarsteller aus. Die Räuber wurden am 13. Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Der Vorhang musste, damit »Maschinisten und Schauspieler Zeit gewännen«, in den Scenen zweimal fallen. So wurden sieben Acte daraus. Neue Kleidungen, »herrliche Dekorationen« wurden für das Stück gefertigt. Das Stück spielte vier Stunden. Böck (Räuber Moor) »erfüllte seine Rolle, so weit es dem Schauspieler möglich war, immer nur auf der Folter des Affects gespannt zu liegen.« »Schade war es«, dass er für seine Rolle »nicht Person genug hatte.« Der Briefschreiber denkt sich den Räuber »hager« und »gross.« Franz (der junge Iffland) hat ihm »am vorzüglichsten gefallen.« Er zeigte sich in der letzten Scene »als Meister.« Dabei wird aber geklagt, dass er »seine Worte verschlinge und sich in Deklamationen überstürze.« Beil (Schweizer) nennt er einen »herrlichen Kopf.« Meyer spielte den Hermann »unverbesserlich«, auch Kosinsky und Spiegelberg wurden »sehr gut getroffen.« Madame Toskani (Amalie) spielte »weich und delikat« mit »Ausdruck in den tragischen Situationen«; doch tadelt der Briefschreiber »zu viel Theateraffectationen und ermüdende, weinerlich klagende Monotonie.« Der alte Moor »konnte unmöglich gelingen, da er schon von Haus aus durch den Dichter verdorben ist.« Die nach Petersen von Schiller verfassten Inschriften auf Grabmäler beziehen sich auf Luther, Keppler, Haller und Klopstock (S. 386 und 387).

Digitized by Google

Der Fortsetzung und bald möglichsten Vollendung der trefflichen, in der Handschrift fertigen Unternehmung wird jeder Freund der deutschen poëtischen Nationalliteratur mit Ungeduld entgegensehen. **v. Reichlin-Meldegg.**

Dr. A. Schulz (San-Marte), Reimregister zu den Werken Wolframs von Eschenbach. Quedlinburg und Leipzig 1867. 113 S. 1 Thlr. — Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. III. Abtheilung. II. Band.

Der Verfasser hat sich bereits durch eine ziemliche Anzahl von Schriften, insbesondere über Wolfram, über den bretonischen Sagenkreis und zur deutschen Heldensage ein unleugbares Verdienst erworben. Mit dem vorliegenden Werke tritt er in eine längstgefühlte Lücke ein. Denn bereits 1820 hat Lachmann in seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des XIII. Jahrhunderts S. XII auf die Wichtigkeit dieser Reimverzeichnisse hingewiesen und es ist seitdem anerkannte Pflicht eines jeden Herausgebers mittelhochdeutscher Gedichte, dass er vorher die Eigenthümlichkeiten eines jeden einzelnen Werkes aus dieser der Verderbniss durch die Abschreiber am wenigsten ausgesetzten Versstelle lerne. Bei Werken von besonderer Wichtigkeit ist die Veröffentlichung solcher Reimverzeichnisse ohne Zweifel höchst wünschenswert; solche haben wir zum Freidauk von W. Grimm im Anhang seiner Ausgabe, zu Walther von der Vogelweide von Hornig im Glossar, zu den Nibelungen von Pressel. Einer der wichtigsten Dichter in jeder Beziehung ist aber Wolfram von Eschenbach: er vereinigt einen eigenthümlichen und ursprünglichen Character, der sich auch im Reime nicht an die Strenge der allemannischen Dichter bindet, mit einem sehr grossen Umfang. Die etwa 20000 Reimpare des Dichters auch nur in Beziehung auf den Reim durchzunehmen, war eine nicht geringe Arbeit. Der weitere Wert derselben hängt ab von ihrer Vollständigkeit, Richtigkeit und Uebersichtlichkeit.

Was die Vollständigkeit des Reimregisters von San-Marte angeht, so kann nur der sicher darüber urtheilen, der dieselbe Arbeit für sich gemacht hat. Die Anordnung ist nach den üblichen Normen geschehen und daher leicht übersichtlich. In Bezug auf die Richtigkeit können dagegen einige Ausstellungen nicht verschwiegen werden. Zunächst zwei ganz äusserliche und unbedeutende Dinge, in denen der Verfasser den gewöhnlichen Brauch zu seinem Nachtheil verlassen hat. Er hat unter den grossen Buchstaben U und V nicht unterschieden, was bei den Fremdwörtern zuweilen stören könnte. Zweitens hat er für mm und nn die unschöne Schreibung m̄ und n̄ gewählt. Sodann sind einige Druckfehler unangenehm: S. 6 fragn = verklagn (l. tragn = v); 11 dranc = betwang (l. betwanc);

Digitized by Google

47 vert = gegert (l. wert = g) u. a.; namentlich sind ou und uo öfters verwechselt worden, S. 110 liest man: gerouche, gerouchen, gerouchent, gerouchet, gerouchte, umberouchte, ungefouge, genougen, tougen (l. truogen), genouget, herzentoum, moume, Gaurioun; überall sollte anstatt ou stehn uo. Einigemale sind dergleichen Fehler auch von Einfluss auf den Ansatz der Reimsilbe gewesen: S. 95 OVM roum = herzentoum, = magetoum; OVFEN berouten = geschoufen; S. 112 VOF kuof = truof. I = IE. IREN kriiren = fieren (l. kriieren). Ebenso ist e öfters mit ë verwechselt worden: S. 38 stehn unter ELLEN auch schellen = hellen, snellen = erhellen, welche ë haben; S. 42 ËBEL frebel = nebel (l. nëbel); 43 ËGET reget = geleget, ËGETE regete: wegete u. s. f., wo ein e stattfindet. 49 bei den Reimen von ë = e: slegen = lëgen (l. legen), lëgn = megn, meget = rëget (l. reget), gër = gemer (l. gemër). Dagegen scheint die Correctheit der Zahlen in lobenswerter Weise erstrebt sein. Unter den zahlreichen Stellen, welche Ref. nachschlug, fand er nur S. 82 staehelîn (l. stâhelîn) W 396, 23 nicht.

Einige wenige falsche Beispiele stützen sich auf Druckfehler in der ersten Ausgabe Lachmann's von 1833; in diesem Falle hätte denn doch die spätere von 1854, welche jene Fehler corrigirt, nachgesehen werden können. S. 87 I = I. IBE wîbe = libe (l. lîbe), INC dînc = rinc. (l. dinc = r). Es wäre vielmehr zu wünschen gewesen, dass der Verfasser auch die von Lachmann zum Theil gegen die Handschriften ausgeglichnen Reime u = uo, i = ie bemerkbar gemacht hätte, sowie dass die Apocopen irgendwie als Reimfreiheiten ausgezeichnet worden wären.

Von Seiten der Verlagsbuchhandlung von Gottfr. Basse, welche seit vielen Jahren in ihrer Bibliothek der deutschen Nationalliteratur eine Anzahl guter und für den deutschen Philologen unentbehrlicher Ausgaben veröffentlicht hat, ist für die Ausstattung des Buches durchaus angemessen gesorgt worden.

Ernst Martin.

Ueber die Basaltgesteine des unteren Mainthals. Von F. F. Hornstein. Mit einer Karte und Tafel. Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Jahrg. 1867. S. 297—372.

Die Basaltgesteine der unteren Mainebene, zumal der Gegend von Hanau und Frankfurt, haben durch eigenthümliche Beschaffenheit, durch mannigfache Mineral-Einschlüsse so wie durch ihre Lagerungs-Verhältnisse schon längst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es ist aber besonders der als Gesteins-Species aufgestellte Anamesit, welchem F. Hornstein nach seiner mineralogischen und chemischen Zusammensetzung, so wie nach seinen äusseren

Digitized by Google

Eigenschaften eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet hat, welche zu verschiedenen interessanten und wichtigen Resultaten führte. Der Verfasser unterscheidet einen westlichen und einen östlichen Anamesit-Zug. Wie ein Blick auf das, die treffliche Abhandlung begleitende Kärtchen zeigt, finden sich die Anamesite des westlichen Zuges in den nächsten Umgebungen von Frankfurt, bei Bockenheim, Eschersheim; jene des östlichen Zuges aber zunächst um Hanau, bei Steinheim, Wilhelmsbad, im Bruchköbeler Wald. In grösserer Entwickelung treten aber Anamesite gegen den Vogelsberg zu auf, zwischen Bruchköbel und Büdingen. Unter allen diesen Vorkommnissen sind es nun jene der Umgegend von Hanau und Frankfurt, welche besondere Beachtung verdienen. Der Verfasser gibt eine genaue Beschreibung der einzelnen Oertlichkeiten, theilt mehrere Analysen von Anamesiten mit, zählt die verschiedenen accessorischen Gemengtheile sehr sorgfältig auf und bespricht endlich auch die Lagerungs-Verhältnisse und die muthmassliche Entstehungs-Weise.

Unter Anamesiten haben wir Gesteine zu verstehen von so feinem Korn das wohl eine Unterscheidung von einzelnen Individuen möglich, nicht mehr aber die Erkennung der Gemengtheile bei unbewaffnetem Auge. Sie werden characterisirt durch vorwaltenden Gehalt an triklinem Feldspath (wohl meist Labradorit) und einen monoklinen Feldspath (Sanidin), durch beträchtlichen Gehalt von Titan- und Magneteisen, das verhältnissmässige Zurücktreten des Augit, so wie einen schwankenden Gehalt an Olivin. In mineralogischer wie in chemischer Hinsicht (auch sogar im specifischen Gewicht, das eine durchschnittliche Zahl von 2,923 zeigt) stimmen die Anamesite im Allgemeinen sehr überein. Jedoch lassen sich zwei Varietäten unterscheiden: eine dunkle, graulich- bis grünlich-schwarze, oft säulenförmig abgesonderte und eine lichtgraue, poröse von massiger Absonderung. Was die von Hornstein ausgeführten Analysen verschiedener Anamesite betrifft, so sei hier nur der von ihm gelieferte Nachweis von Titansäure und Kohlensäure erwähnt.

Die Zahl der in den Anamesiten vorkommenden Mineralien ist eine beträchtliche und zum Theil aus früheren Schilderungen bekannt. Als das häufigste ist Sphärosiderit zu betrachten, welcher sich fast allenthalben einstellt, wo sich ihm Hohlräume darbieten in den bezeichnenden kugeligen und traubigen Gestalten. Die Kugeln, deren Structur bald eine strahlige, bald eine concentrisch-schalige, besitzen die Grösse eines Stecknadelkopfes bis zu der eines Taubeneies. Der Hauptfundort des Sphärosiderits ist Steinheim. Als ein neues Mineral ist der Nigrescit zu betrachten, so benannt wegen der Eigenschaft des Nachdunkelns. Es ist amorph; von unebenen bis splitterigem Bruch, hat ein Gewicht =2,845; frisch hat es eine schöne apfelgrüne Farbe, ändert aber an der Luft sehr bald sein Aussehen, wird aschgrau bis schwarz.

Digitized by Google

Schmilzt in der Gebläse-Flamme zu grünem Glase und ist in Salzsäure auflöslich. Die Analyse welche Hornstein vornahm ergab 52,29 Kieselsäure, 5,14 Thonerde, 15,71 Eisenoxydul, 0,23 Manganoxydul, 2,59 Kalkerde, 18,11 Magnesia und 6,29 Wasser. Der Nigrescit findet sich in rundlichen Körnern im Gesteine verstreut und als Ausfüllung von Blasenräumen; er ist namentlich den dunkleren Anamesiten eigen, deren Farbe bedingend; so bei Eschersheim, Steinheim. Unter den weiteren Mineralien verdient der Olivin Erwähnung, dessen Vorkommen in den Anamesiten der Main-Gegenden früher bezweifelt wurde, der jedoch in deutlichen Körnern bis zu Erbsengrösse bei Eschersheim, bei Kesselstadt, im Bruchköbeler Wald getroffen wird. Von ungewöhnlicher Schönheit findet sich Hyalith, wie bei Marköbel, Rüdigheim u. a. O. Als Ausfüllung von Spalten erscheint häufig Halbopal, besonders bei Steinheim.

Von grossem geologischem Interesse sind die Durchbrüche einer anderen Anamesit-Varietät in säulenförmigem Anamesit bei Steinheim. Zu beiden Seiten der Durchbruchsmasse sind die Säulenpfeiler aus ihrer Richtung gedrückt.

Die Lagerungs-Form der Anamesite ist im Allgemeinen die von stromartigen Decken, welche sich allseitig nach der Sohle zu auskeilen. Im Gegensatz zu dem eigentlichen Basalt erscheinen dieselben nur im Bereiche der Tertiär-Formationen und fast allenthalben dem älteren Oligocän aufgelagert. Die Anamesite sind ächte, alte Laven, welche aus Spalten an dem Orte ihrer jetzigen Lagerstätte übergeflossen und als dem vulkanischen Gebiete des Vogelsgebirges angehörig zu betrachten.

Es erscheint weder praktisch noch überhaupt zulässig — so schliesst Hornstein seine treffliche Abhandlung — den Namen Anamesit fallen zu lassen und das Gestein mit dem typischen Basalt oder mit dem Dolerit unter einem Namen zu vereinigen. Beiden ist der Anamesit gleich verwandt und von beiden gleich verschieden.

G. Leonhard.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Notes on the Folk-Lore of the Northern Counties of England and the Borders. By William Henderson. With an Appendix on Household-Stories by S. Baring-Gould, M. A. London, Longmans, Green and Co. 1866. XXVII u. 244 S. Octav.

Lancashire Folk-Lore: illustrative of the Superstitions Beliefs and Practices, Local Customs and Usages of the People of the County Palatine. Compiled and edited by John Harland, F. S. A. and T. T. Wilkinson. F. R. A. S. London. Frederik Warne and Co. 1867. XII u. 308 Seiten Octav.

Es ist noch nicht sehr lange her, dass ein englischer Gelehrter (Walter K. Kelly, Curiosities of the Indo-European Tradition and Folk-Lore. London 1863) in der Vorrede zu seiner Arbeit, durch welche er die Resultate deutscher Forschung auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie bei seinen Landsleuten in weitern Kreisen einzuführen unternahm, sich über den Mangel an hinreichenden einheimischen Sammlungen volksthümlicher Anschauungen beklagte und den Wunsch aussprach, dass demselben baldmöglichst abgeholfen werde. Und in der That hat seine Hoffnung sich mehrfach verwirklicht gesehen und die betreffende Litteratur in den letzten Jahren in England einen bedeutenden Zuwachs erhalten, zu welchem denn auch die beiden rubricirten Sammlungen gehören. Dieselben sind mit grosser Liebe und Sorgfalt unternommen und ergänzen einander mehrfach, während sie andererseits zeigen, dass, wie sich dies leicht erwarten lässt, in den verschiedenen darin behandelten Grafschaften Nordenglands der Glaube und Brauch des Volks der nämliche ist und auch mit dem in andern Theilen des Landes übereinstimmt. Dass diese Uebereinstimmung sich ebenso auf andere Gegenden Europa's oder noch weiter erstreckt, wird gleichfalls nicht überraschen. Einige Beispiele jeder Art oder sonst bemerkenswerthe Einzelheiten will ich im Folgenden hervorheben und dabei die erste der in Rede stehenden Publicationen durch Notes, die zweite durch Lancashire bezeichnen. Zunächst nun bietet sich in Notes ein Gebrauch zur Besprechung, der jedoch nicht eigentlich Nordengland angeht. Es wird nämlich (p. 4) angeführt, dass in Oxfordshire ehedem der bei Geburt eines Kindes vertheilte Kuchen zuerst in der Mitte angeschnitten und so nach und nach in einen Ring umgeschaffen wurde, durch den man am Tauftage das Kind durchsteckte. Nun aber habe ich zu Gervasius von Tilbury S. 170 f. gezeigt, dass das vielfach angewandte Durchkriechen und Durchziehen eigentlich eine körperliche Wieder-

Digitized by Google

geburt symbolisirt, so dass dieser dem Heidenthume entstammende Brauch hier dem christlichen, der das gleiche, jedoch im geistigen Sinne bedeutet, an die Seite getreten zu sein scheint. Wenn dem aber so ist, so fällt immer noch auf, dass in jener ältesten Zeit eine solche Ceremonie schon bei eben neugeborenen Kindern in Anwendung kam; vielleicht jedoch sollten sie dadurch präventiv gegen Krankheiten geschützt werden (vgl. Gervas. a. a. O.). — Ferner lesen wir Notes p 5, dass, wer auf das Grab eines todtgeborenen oder ungetauften Kindes tritt, sich nach dem Volksglauben der schottisch-englischen Grenze eine gewisse Krankheit (grave-merels oder grave-scab) zuzieht, welche mit Zittern und schwerem Athmen beginnt und zuletzt ein übermässiges Brennen der Haut verursacht. In einem alten Volksliedchen heisst es:

Love to the baby that ne'er saw the sun,
All alane and alane, oh!
His body shall lie in the kirk' neath the rain
All alane and alane, oh!

His grave must be dug at the foot of the wall
All alane and alane oh!
And the foot that treadeth his body upon
Shall have scab that will eat to the bane, oh! etc.

Hieraus geht also auch hervor, dass dergleichen Kinder am Fusse der Kirchenmauer begraben wurden, und dies erinnert an die suggrundaria der alten Römer (suggrundaria antiqui dicebant sepulchra infantium qui necdum XL dies implessent), welche sich gleichfalls, wie aus ihrer Benennung erhellt, am Fusse der Mauer befanden. — Notes p. 6 wird angeführt, dass nach südschottischem Volksglauben das neugeborene Kind vor der Taufe dadurch gegen die Fairies geschützt wird, dass man irgend ein Kleidungsstück des Vaters neben dasselbe hinlegt, wozu Herr Henderson bemerkt, dass die Familienliebe sehr stark gewesen sein müsse, wenn irgend eine dem Vater nahe angehörende Kleinigkeit für einen genügenden Schutz des Kindes gehalten werden konnte. Doch ist die zu Grunde liegende Anschauung eigentlich eine andere. Nach der Ansicht des Naturmenschen nämlich hängt das Kind noch directer von dem Vater als von der Mutter ab, wie dies aus den unter dem Namen Couvade zusammengefassten, die Kindergeburten betreffenden Gebräuchen der Naturvölker zur Genüge hervorgeht. Die Couvade im engeren Sinn, wonach der Vater sich gleich nach der Entbindung ins Bett legt und da eine Zeit lang bleibt, während die Mutter aufsteht und ihren Geschäften nachgeht, »ist nur eine Zuthat, um die Krankheitsteufel der Puerperalfieber zu täuschen und das Neugeborene wirksamer gegen nachstellende Dämone, die zwar Wechselbälge unterschieben, zu schützen.« Bastian, zur vergleichenden Psychologie in Lazarus und Steinthal's Zeitschr. 5, 153 ff., wo er die Couvade überhaupt bespricht und dabei unter

Digitized by Google

anderm auch zeigt, »wie sich ihre Reste im deutschen Volksglauben erhalten haben, wenn im Lechrain die ausgehende Wöchnerin den Hut ihres Mannes aufsetzt, im Aargau seine Hosen anzieht u. s. w.« — Notes p. 14 wird hinsichtlich des Glückshelms (engl. caul) bemerkt, dass Advokaten in England sich ehedem dergleichen zu verschaffen suchten, um dadurch Beredsamkeit zu gewinnen. Also ganz derselbe Glaube wie der von Westendorp angeführte, und welchen dieser also nicht einer Stelle des Ael. Lampridius entlehnt haben wird. S. Grimm Myth. 829 Anm. — Bemerkenswerth ist die Notes p. 15 besprochene Personification des Regenbogens in Berwickshire, wie sie aus einem dort sehr verbreiteten Liedchen erhellt:

»Rainbow, rainbow, haud awá hame,
A' yer bairns are deat but ane,
And it lies sick at yon grey stane,
And will be dead ere you win hame.
Gang owre the Drumaw and yon't the lea;
And down by the side o'yonder sea;
Your bairn lies greetin like to dee,
And the big teardrop is in his e'e.«

Alle Lieder des Regenbogens bis auf eins sind also todt und auch dies liegt im Sterben am grauen Stein und weint und wird gleichfalls dahin sein, ehe der Vater nach Hause kommt. — Nach Notes p. 19 wird ein unter Knaben gegebenes Versprechen dadurch bekräftigt, dass sie über den kleinen Finger eines andern Knaben speien; ein Verfahren, welches sich auch bei Erwachsenen in England und anderwärts wiederfindet; siehe zu Gervasius von Tilbury S. 71 Anm. Zu dem dort angeführten will ich nun noch Folgendes hinzufügen, woraus erhellt, welche Geltung gegenseitiges Speien auch in Mittelafrika besitzt. Petherik nämlich in seinem bekannten Werke Egypt, Soudan and Central Africa erzählt von einem Negerhäuptling in der Nähe des weissen Nils oberhalb des Giraffenflusses: »Grasping my right hand and turning up the palm, he quietly spat into it; then, looking into my face, he elaborately repeated the process. Staggered at the man's audacity, my first impulse was to knock him down; but his features expressing kindness only, I vented my rage by returning the compliment with all possible interest. His delight seemed excessive, and resuming his seat, he expressed to his companions his conviction that I must be a great chief. Similar salutes followed with each of his attendants, and friendship was established.« — Notes p. 33 ist angeführt, dass ein Stückchen krausen Talgs am brennenden Licht einen Todesfall anzeige, daher es winding sheet heisst, auf Schottisch a dead spale. Letzteres sollte wohl geschrieben werden a dead's pale (pale = pall i. q. winding-sheet). — Notes p. 43 f. berichtet, dass nach einem in Durham herrschenden Glauben ein mit Quecksilber angefülltes Brot, welches man fliessendem Wasser überlässt, den Leichnam eines Ertrunkenen auffinden hilft, da es ge-

Digitized by Google

rade über demselben stehen bleibt. Dieser Glaube findet sich auch in andern Theilen Englands, wo man zuweilen statt des Quecksilbers ein brennendes Licht in das Brot steckt. Letzteres geschieht auch in der Bretagne (Blätter für litter. Unterh. 1837. S. 892), so wie in Böhmen (Grohmann, Aberglauben in Böhmen und Mähren S. 50. No. 319. 320), vgl. Heidelb. Jahrb. 1865 S. 102. — Notes p. 64 Anm. berichtet, dass am Ostermonate in Lancashire die Männer von den Frauen, und am Tage darauf die Frauen von den Männern in die Höhe gehoben werden, so wie dass die gleiche Sitte in den Pyrenäen (bei den Basken) herrscht. Das Emporheben geschieht (Lancashire p. 233) dreimal und zwar befindet sich der oder die Emporgehobene in horizontaler Lage; es soll damit die Auferstehung des Heilandes versinnbildlicht werden. — Notes p. 85 heisst es: »Dem der plötzlich schauert, geht Jemand über sein künftiges Grab«; und ebenso sagt man in diesem Falle in Schlesien: »Der Tod geht mir über's Grab.« — Das Rothkelchen und der Zaunkönig wie die Schwalbe geniessen in England allgemeinen Wohlwollens (Notes p. 91 ff.); anders steht es mit andern Vögeln wie z. B. aus folgendem Volksreim erhellt (Lancashire p. 142):

»A Cock Robin and a Jenny Wren
Are God Almighty's cock and hen;
A Spink and a Sparrow
Are the Devil's bow and arrow.«

Dagegen ist noch (Notes p. 31 ff.) in Schottland und Northumberland die Goldammer »des Teufels Vogel« (The devil's bird) und wird von den Knaben wüthend verfolgt. In Irland jedoch führt die Schwalbe diesen Namen und dort glaubt das Volk, jeder Mensch habe auf seinem Kopfe ein Haar, welches, von einer Schwalbe weggerissen, seinen ewigen Tod verursacht. Gleichermassen ist der Gesang des Rothkelchens in Schottland dem Kranken, der ihn hört, von böser Vorbedeutung und das nämliche Vögelein pickt nach dem Volksglauben in Northumberland dreimal an das Fenster der Sterbenden. — Ueber die Gabriel hounds wird Notes p. 97 ff. gesprochen; so nennt man nämlich in Durham und Yorkshire gespenstige, menschenköpfige Hunde, welche lautklaffend, jedoch selten gesehen, durch die Luft einherjagen und dem Hause, über welches sie hinziehen, droht irgend ein schweres Unglück. In Lancashire (L p. 167) heissen sie Gabriel Raches und letzteres Wort wird erklärt durch ratch d. h. Hund (s. Junius s. v.). Im 17. Jahrh. scheint man unter Gabriel Ratchets geisterhafte Vögel verstanden zu haben, in welchem Sinne es die Herausgeber von dem deutschen Rachtvogel oder Rachtrabe ableiten wollen. Dies ist aber bloss verlesen für Nachtvogel, Nachtrabe, welche richtigen Formen dann aber mit dem Wort Ratchet keine Aehnlichkeit mehr bieten. In Yorkshire versteht man (nach Notes p. 100) unter Gabble retchet (Sing.) die Seelen der ungetauf-

Digitized by Google

ten Kinder, welche um das Haus der Eltern rubelos umherflattern müssen. Der Glaube an diese Gabriel hounds soll von den Bohnengänsen (bean-geese) herkommen, welche beim Herannahen des Winters schaarenweis in den finstern Nächten von Schottland und dessen Inseln, besonders aber von Scandinavien nach Süden ziehen; er hängt aber wohl mit den Vorstellungen vom wüthenden Heer zusammen. — Auf p. 138 ff. berichten die Notes von einem Aberglauben in Durham, wonach einige in ein Stück Talglicht gesteckte Nadeln bewirken, dass der in der Ferne befindliche Liebhaber seine Geliebte besuchen muss. In Buckinghamshire bedarf es dazu eines brennenden Lichtes, in welches man zwei Nadeln kreuzweis so hineinsteckt, dass sie den Docht durchbohren, wobei folgender Vers gesagt wird:

»It's not this candle alone I stick,
Bub A. B.'s heart I mean to frick,
Whether he be asleep or awake,
I'd have him come to me and speak.«

Sobald dann das Licht bis an die Stecknadeln heruntergebrannt ist, langt der Liebhaber an. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Herr Henderson eine bekannte Harzsage, wonach ein Mädchen durch einen Zauber ihren zukünftigen Freier sich ihr bei Nacht zu zeigen zwang und dieser vor dem Wiederverschwinden bei ihr einen Dolch zurückliess. Mehrere Jahre darnach langt in ihrer Gegend ein junger Mann an, macht sich dort ansässig und heirathet das Mädchen; es war derselbe, den sie in jener Nacht gesehen. Nach einiger Zeit öffnet er zufällig seiner Frau Truhe und sieht den Dolch, bei dessen Anblick er in die grösste Wuth geräth und ausruft: »Du also hast mich vor Jahren bei Nacht aus weiter Ferne hierherzukommen gezwungen und es war kein Traum! Hier hast du deinen Lohn!« und bei diesen Worten stösst er ihr den Dolch ins Herz. Hieraus geht also hervor, dass nach dem Volksglauben der schlafende Mensch selbst durch Zauberei zu weiten Wanderungen gezwungen werden kann, (s. auch Passow *Τραγούδια Ρωμαικά* p. 402 Nr. CXXVI Talvy, Serb. Volkslieder 2, 194 zweite Ausg. Liebeszauber; Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser 2, 285 ff. Nr. 73 —80) während es sonst blos die Seele ist, die den Schlafenden verlässt und dann wiederkehrt; vgl. Grimm, Myth. 789. 1036 ff. Eine bemerkenswerthe Sage findet sich bei Apollonius, Historiae Mirabiles c. 3 (Paradoxa gr. p. 104 ed. Westermann). Danach soll die Seele des Klazomenier's Hermotimos seinen Körper oftmals auf mehrere Jahre verlassen und sich an verschiedenen Orten aufgehalten, daselbst auch mancherlei Prophezeiungen gethan haben, bis sie endlich wieder in den zu Haus verbliebenen Körper zurückkehrte. Endlich jedoch wurde letzterer, als Hermotimos wieder einmal abwesend war, von böswilligen Menschen verbrannt. In diesen Sagenkreis gehört wohl auch noch eine andere Sage, welche Notes p. 166 angeführt ist und wonach einst in Yorkshire ein Hase,

Digitized by Google

der in einer jungen Baumpflanzung grossen Schaden anrichtete, nach vielen vergeblichen Nachstellungen endlich durch einen »Silberschuss« (silver-shot) getödtet wurde, d. h. man lud das Gewehr mit einer zerhackten Silbermünze; in demselben Augenblick stürzte aber auch eine in ziemlicher Entfernung lebende alte Frau, die immer für »unheimlich« gegolten hatte, mit einem lauten Schrei todt zu Boden, indem sie laut ausrief: »Sie haben meinen Geist erschossen!« (They have shot my familiar spirit). Hier scheint der spiritus oder genius familiaris, d. i. der Hausgeist, der sich einem einzelnen Menschen, aber nicht von dessen Geburt an, ergibt, mit dem ihm angeborenen Schutzgeist (im Norden fylgja oder haming ja) vermengt zu sein, obwohl auch dieser letztere von der eigentlichen Seele immer noch verschieden ist, indess wohl oft von derselben nicht genau unterschieden wurde, so wie z. B. die Isländer in Betreff der Glückshaube, die sie gleichfalls fylgja nennen, wähnen, dass in ihr der Schutzgeist oder ein Theil der Seele des Kindes seinen Sitz habe; vgl. Grimm, Myth. 829 f. — Zu dem Zauber, welcher mit Wachsbildern getrieben wird, indem man sie mit Nadeln durchstochen unter die Thürschwelle vergräbt und so dem, auf welchen es abgesehen ist, alle Qualen des Bildes anthut (vgl Grimm, Myth. 1045 ff), wird in den Notes p. 193 ein Seitenstück aus Indien angeführt, woselbst ein Mann aus der Gegend von Pakunari in der Nähe der Thür seines Hauses ein Holzbild vergraben fand, welches an verschiedenen Stellen mit Nägeln durchbohrt war, damit er selbst an den nämlichen Theilen seines Körpers von Krankheiten heimgesucht würde. — Eigenthümlich sind die Notes p. 193 f. erwähnten in Nordengland vorkommenden Wunschquellen (wishing-wells), wo der Vorübergehende nur einen Wunsch zu äussern braucht, um der Erfüllung desselben sicher zu sein, vorausgesetzt, dass er zugleich eine krumme Stecknadel hineinwirft. Ueber die Quellopfer, wozu besonders Nadeln gehörten, s. meine Bemerkungen zu Gervasius S. 101 u. Heidelb. Jahrb. 1865 S. 102. In den Notes p. 194 wird hervorgehoben, dass im Volksglauben krumme Gegenstände als besonders glücklich betrachtet wurden, wie z. B. auch aus den krummen Geldstücken (Six pencen) erhellt, welche in vorzüglichem Ansehen stehen. — Notes p. 200 ff. wird von der hand of glory gesprochen, der auf gewisse Weise zubereiteten Hand eines gehängten Diebes, in die man ein aus Menschenfett u. s. w. gefertigtes angezündetes Licht steckt, wodurch die in den Nähe befindlichen Personen, mit Ausnahme derer, die den Zauber anwenden, bewegungslos gemacht oder in tiefen Schlaf versenkt werden. Zuweilen zündet man die Finger der Hand selbst an; die Wirkung bleibt die nämliche. Dieser Zauber ist weit verbreitet; er findet sich in England, Irland, Frankreich, Spanien; in Deutschland gebraucht man dafür den Diebsdaumen; Grimm, Myth. 1027. In Frankreich nennt man jene Hand main de gloire; wie sie in den andern Ländern beim Volke heisst, erhellt nicht;

Digitized by Google

denn das z. B. in englischen Büchern vorkommende hand of glory scheint nur Uebersetzung jenes französischen Ausdrucks; ja, Brand und Walter Scott nennen die hand of glory ausdrücklich einen in England und Schottland unbekannten (foreign) Zauber, obwohl allerdings Herr Henderson darüber erstaunt, da sich derselbe auch in Yorkshire und Northumberland vorfindet. Die hierauf bezüglichen Geschichten, welche Henderson anführt, sind freilich nur mehr oder minder abweichende, aber doch leicht erkennbare Varianten von Delrio, Disquis. Mag. L. III P. 1 Qu. 2 p. 392a Colon. 1657, wonach die Sache im Lütticher Lande (in Huy oder Dinant) vorgefallen sein soll. Herr Henderson hätte die Identität dieser drei Versionen gewiss selbst erkannt, wenn ihm Herr Baring-Gould die gleichfalls erwähnte Delrio'sche Wendung ausführlicher mitgetheilt hätte als geschehen. Bedenkt man nun, dass die Yorkshirer Geschichte, die zwischen den Jahren 1790 und 1800 vorgefallen sein soll, von einer alten Frau, der Tochter der darin vorkommenden muthigen Magd, einem Freunde des Herrn Henderson im J. 1861 erzählt wurde, ferner, dass ein katalanisches Volkslied ganz dasselbe berichtet (s. Ferd. Wolf, Proben port. u. katalan. Volksromanzen. Wien 1863. S. 146. »Die Magd des Gasthauses zu La Peyra«), so hat man einen neuen Beweis davon, welchen Glauben man dergleichen als authentisch berichteten wunderbaren Ereignissen zu schenken hat, also auch der von Henderson p. 206 f. mitgetheilten mesmeristischen Geschichte, die er von einem befreundeten Geistlichen als wirklich vorgefallen vernahm. Noch will ich den von Southey zu Thalaba nach Torquemada angeführten, mexicanischen Zauber erwähnen, auf den Herr Henderson (p. 206) hinweist, wonach die Diebe jenes Landes Hand und Arm einer im ersten Kindbett gestorbenen Frau bei sich zu führen und damit auf die Erde vor dem zu bestehlenden Hause so wie an dessen Thür und Schwelle zu schlagen pflegten, wodurch die Bewohner desselben, wenn schlafend, am Aufwachen verhindert, wenn wach, sprach- und bewegungslos gemacht wurden. Um aber auf jene französische Benennung main de gloire noch einmal zurückzukommen, so glaube ich, dass sie aus dem altfranzösischen Worte mandeglore d. i. mandragore (Romans d'Alexandre p. 240, 33. 254, 15 ed. Michelant) entstanden ist; denn die Alraunwurzel wurde bekanntlich gleichfalls zu mancherlei Zaubereien verwandt und in Frankreich konnte die Benennung derselben des Gleichklanges wegen leicht in main de gloire umgebildet werden, zumal es sich bei letzterer wirklich von einer Hand handelte. — Zu Notes p. 211 bemerke ich, dass das dort angeführte schwedische Wort tomtar ein Plural ist (vom Sing. tomte), und dass diese Hausgeister, welche zwar, wie einjährige Kinder aussehen, aber ein altes verständiges Gesicht haben, desshalb auch tomtegabbar heissen (vgl. Grimm, Myth. 1217 zu 479). — Bemerkenswerth ist ferner der Notes p. 215 f. besprochene Redcap, auch Redcomb

Digitized by Google

und Bloody Cap genannt, der gleich dem schwedischen tomte und andern Elben eine rothe Kappe trägt und wie ein kleiner alter Mann aussieht. Er bewohnt an der englisch-schottigen Grenze alte Gebäude und ist von sehr bösartiger, grausamer Natur; er soll einsame Wanderer, die in seinen Aufenthaltsorten Zuflucht suchen, mit Steinen werfen und selbst ermorden, wobei er ihr Blut in seiner Mütze auffängt, die daher ihre Farbe erhält. Bannt man ihn fort, dann verschwindet er mit einem lautgellenden Schrei oder unter Feuerflammen, wobei er einen grossen Zahn zurücklässt. Ueber das Steinwerfen der Elbe s. zu Gervasius S. 74. Heidelb Jahrb. 1864. S. 212. — Eine, wie es scheint, jetzt nicht mehr vorhandene, ehedem aber an der genannten Grenze sich aufhaltende Fairy, Namens Habetuot, erschien als alte Frau und galt als Beschützerin der Spinnerinnen. Eine auf sie bezügliche Sage wird Notes p. 221 ff. mitgetheilt, die dem Grimm'schen KM. No. 14 »Die drei Spinnerinnen« sehr ähnlich ist, wie Herr Baring-Gould auch anmerkt und dabei die Nachweise aus KM. Band III wiederholt. — Auf p 244 ff. werden in den Notes die mehrfachen Drachenkämpfe besprochen, deren Schauplatz der Norden Englands gewesen. Diese Drachen sind der Wurm von Sockburn, der Pollard-Wurm, der Lambton-Wurm, der Laidley-Wurm von Spindleston Heugh, der Linton-Wurm, der Drache von Strathmartin. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass ein englischer Gelehrter es für nöthig erachtete, seine Landsleute dafür zu entschuldigen, dass sie jene Drachen gewöhnlich Würmer (worms) nennen, da ja auch bei Dante der Cerberus »il gran vermo inferno« heisse (so steht gedruckt für »il gran vermo« Inferno VI, 22). Indess eine Hinweisung auf das deutsche Wort und das altnord. ormr, welche beide gleichfalls »Drachen« bedeuten, wäre passender gewesen. Noch will ich bemerken, dass Grundtvig, Gamle Danske Folkeviser, der zu No. 24 »Ormekampen« auf S. 345 f. den Worm of Lambton bespricht, ebendas. 2, 653 in Bezug auf den dicht mit Lanzenspitzen besetzten Panzer, den der Besieger des Wurms von Lambton für den Kampf sich machen liess, die Sage bei Pausan. IX, 26, 5 anführt, wo es ähnlich heisst: »*Χαλκοῦν θώρακα ἐποιήσατο ἔχοντα ἐπὶ ἑκάστῃ τῶν φολίδων ἄγκιστρον ἐς τὸ ἄνω νεῦον.*« — Eine interessante Legende wird Notes p. 267 mitgetheilt. Als nämlich der Heiland zu Bethlehem in der Krippe lag, kam eine Spinne und spann um ihn ein schönes Gewebe, welches ihn vor allen Gefahren beschützte, die ihn umgaben; man solle daher die Spinnen nicht tödten. So erzählte eine neunzigjährige Frau einem Freunde des Herrn Henderson zu Malton in Yorkshire. — Wir wenden uns nun zu dem Appendix, welcher den Notes angehängt ist und worin von Herrn Baring-Gould, der sich auch sonst vielfach um das Buch des Herrn Henderson verdient gemacht hat, sechszehn Märchen mitgetheilt sind, denen eine in Gruppen und Classen vertheilte Uebersicht sämmtlicher Märchenwurzeln

Digitized by Google

(story-radicals) vorangeht, die mit einigen Abänderungen auf Kuhn's Märchen- und Sagenformeln (griech. u. albanes. Märchen S. 45 ff) beruht. Von den erwähnten sechszehn Märchen sind die ersten fünf aus Devonshire, der Heimat des Herrn Baring-Gould, die folgenden sieben aus Yorkshire, das dreizehnte aus Cornwall, die letzten drei ohne Angabe der Herkunft. Da wo sich Gelegenheit bietet, sind einige Nachweise in Betreff verwandter Märchen hinzugefügt; gewöhnlich nach Grimm. — No. 1. Der Rosenbaum (The Rose-Tree). Herr Baring-Gould bemerkt hierzu, dass dies das nämliche Märchen ist wie Grimm's No. 47 »Der Machandelboom«; doch weiche es in verschiedenen Punkten ab. In der englischen Version wird nämlich das Mädchen, nicht der Knabe, getödtet und zwar haut jener der Schwiegermutter den Kopf ab und setzt dann Herz und Leber dem Vater vor, der etwas davon kostet, während der Bruder das Essen zurückweist. — No. 2. Das Räthsel (The Riddle). Ein Räthselmärchen. Einer zum Tode verdammten Frau soll das Leben geschenkt werden, wenn sie den Richtern ein Räthsel aufzugeben wüsste, das sie binnen drei Tagen nicht zu lösen vermöchten. Dies geschieht und sie ist gerettet. Das Räthsel ist folgendes: »Love I sit — Love I stand; — Love I hold — Fast in hand. — I see Love — Love sees not me. — Riddle me that — Or hanged I'll be.« Auflösung. Sie besass einen Hund, Namens Love (Liebe). Sie hatte ihn getödtet, aus seinem Fell sich ein Paar Socken gemacht, auf denen sie stand, so wie ein Paar Handschuhe, die sie in der Hand hielt, ferner einen Sitz für ihren Stuhl, auf dem sie sass; sie sah ihre Handschuhe, aber Love sah sie nicht mehr. — Nach der Yorkshirer Version dieses Märchens tritt statt der verurtheilten Frau ein Mann ein. Das Räthsel lautet: »Under the earth I go — Upon oak-leaves I stand; — I ride on a filly that never was foaled, — And carry the mare's skin in my hand« Auflösung. Er hatte Erde in seine Mütze gelegt, Eichenblätter in seine Schuhe, aus einer trächtigen Stute das Fohlen herausgeschnitten und aus der Haut der Stute sich eine Peitsche gemacht. — No. 3. Jack Hannaford. Ein alter Soldat dieses Namens lockt einer einfältigen Pachterfrau für ihren im Paradiese befindlichen Ehemann eine Summe Geld ab und stiehlt letzterm, der ihn verfolgt und einholt, durch eine plumpe List sein Pferd. Herr Baring-Gould verweist auf Asbjörnsen No. 10, Wenzig, Westslav. Märchenschatz S. 41, so wie auf deutsche Märchensammlungen im Allgemeinen; er meint wohl besonders Grimm, KM. No. 104. »Die klugen Leute« und 3^3, 184, wo zu den Nachweisen auch noch die von Oesterly zu Pauli's Scherz und Ernst No 463 hinzuzufügen sind, so wie Ayrer No. 61. »Der Forster im Schmalzkübel« (ed. Keller S. 3063 ff.). — No. 4. Sir Francis Drake und die Teufel (Sir Francis Drake and the devils). Sein Hausbau wird alle Nacht von kleinen Teufelchen, die aus der Erde hervorkommen,

Digitized by Google

wieder zerstört, bis er endlich eines Nachts in weisser Kleidung auf einen Baum steigt und unter Schwenkung der Arme Kikeriki schreit, wodurch er die Teufelchen, die ihn für einen grossen weissen Vogel halten, alsobald verscheucht. Herr Baring-Gould hält dies für ein Bruchstück eines ältern Märchens, welches eine Anthropomorphose erlitten; die Teufelchen wären unzweifelhaft Trolle oder Zwerge. Dies ist ganz richtig; vgl. die Sage vom Bauer und Teufel bei Grimm, Myth. 514 f., die von der Teufelsmühle D. Sagen No. 183 u. s. w. — No 5. Die drei Kühe (The Three Cows). Ein Bauer hat drei staatliche Kühe, welche eine nach der andern entsetzlich abmagern. Endlich sieht er einmal bei Nacht von einem Versteck aus, wie eine Unzahl Pixies (eine Art Elben) die dritte und letzte Kuh in die Wohnstube ziehen, sie schlachten, braten und ganz verzehren. Auf Befehl ihres Königs suchen sie dann die abgenagten Knochen zusammen und wickeln sie in die Haut, worauf jener durch einen Schlag mit seinem Stabe die Kuh wieder lebendig macht und sie, die freilich nur noch einem Gerippe gleicht, in den Stall zurückführen lässt. Einer der Knochen war jedoch nicht wiedergefunden worden und deshalb hinkte die Kuh. Beim Hahnkrat verschwanden die Pixies. Herr Baring-Gould verweist hierzu auf den bekannten Mythus von Thor und dessen Verzweigungen, wobei er ohne Zweifel Mannhart's German. Mythen S. 57 ff. benutzt hat. — No. 6. Der Fisch und der Ring (The Fish und the Ring). Herr Baring-Gould giebt hierzu folgende Nachweise. Der erste Theil bis zur Heirath gleicht ganz genau Grimm, KM. No. 29. »Der Teufel mit den drei goldenen Haaren«; s. auch 3^3, 56 f., wozu auch Hahn, Griech. Märchen No. 20 »die erfüllte Prophezeiung« gehört. Das deutsche Märchen, wo statt des Ritters ein König eintritt, weicht indess nach der Heirath der Prinzessin in einer andern Richtung aus. Im zweiten Theil des englischen Märchens erfüllt statt des Schwiegersohns die junge Frau die Aufgabe ihres grausamen Schwiegervaters, des Ritters, indem sie den von ihm ins Wasser geworfenen Ring, den sie ihm wiederbringen soll, im Magen eines Fisches findet; wobei Herr Baring-Gould auf die bekannte Sage von Polykrates, auf Peter und Magelone, so wie auf die Schöne mit dem Goldhaar (der Gräfin d'Aulnoy) verweist, alle übrigen verwandten Sagen und Märchen aber als zu zahlreich übergeht. Er fügt hinzu: »Wenn ich mich recht erinnere, so kommt dieser Zug auch in Tausend und eine Nacht vor und ist in diesem Falle der Ueberrest einer persischen Erzählung, so dass er sich wahrscheinlich auch in Indien findet.« Das ist ganz richtig; auf das betreffende arabische Märchen, auf eine rabbinische Sage, so wie auf Sakuntala u. s. w. habe ich zu Gervasius S. 77 f. hingewiesen. Uebrigens s. noch Oesterley zu Pauli Scherz und Ernst No. 635; füge hiezu meine Zusätze in den Heidelb. Jahrb. 1867. S. 78, so wie Jubinal Nouveau Recueil etc. 1, 1, so wie einen ganz ähnlichen Zug in einem aleutischen Märchen (Ai Kan), wo statt des Ringes ein goldener Napf im Bauche des Fisches wieder-

Digitized by Google

gefunden wird; s. W. Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens. Petersburg 1866. I, 115 f. p. 868—902. — No. 7. Esel, Tisch und Stock (The Ass, the Table and the Stick). Gehört zu Grimm, KM. No. 36. »Tischchendeckdich u. s. w.« zu deren Nachweisen (3³, 65 f.) Herr Baring-Gould noch Hahn No. 15 fügt. S. auch die meinigen in Benfey's Or. et Occid. 3, 378 zu Simrocks neugriech Märchen No. 1 »Das Töpfchen«, so wie das altaische Märchen »Der Kaufmann« bei Radloff a. a. O. S. 8 ff. und die russischen bei Afanajew s. ebend. S. XIII. — No. 8. Der Papagei (The Parrot). Ein Papagei, der in Folge seiner Geschwätzigkeit alle Kunden seines Herrn, eines Krämers, von den Waarenverfälschungen desselben in Kenntniss setzt, bekommt endlich von ihm den Hals umgedreht und wird in die Aschengrube geworfen. Doch ist er noch nicht ganz todt und hält eine neben ihm liegende leblose Katze gleichfalls für ein Opfer ihrer Wahrheitsliebe; endlich fliegt er fort, um die Heimath dieser letzteren Tugend aufzusuchen, hat sie aber wohl noch nicht gefunden. — No. 9. Der Diebesdaumen (The Hand of Glory). Ist ganz die die nämliche Geschichte wie die oben erwähnte northumbrische Version. — No. 10. Der goldene Ball (The golden ball). Ein Mädchen verliert einen goldenen Ball und soll deshalb gehängt werden; jedoch mit mancherlei Gefahren in einem Geisterschloss verschafft sich ihr Geliebter den Ball wieder. Indem nun das Mädchen schon auf der Galgenleiter steht und weder Vater noch Mutter noch Schwester noch die übrigen Verwandten sie retten können, sondern bloss ihre Hinrichtung mit ansehen wollen, kommt endlich, nachdem jede Verzögerung sich als vergeblich erwiesen und der Henker nicht mehr warten will, ihr Liebster herbei und rettet sie. Der auf das Geisterschloss bezügliche Theil des Märchens gehört einer zweiten Version desselben an und Herr Baring-Gould hält ihn für eine Variante von Grimm, KM. No. 4 »Fürchten lernen«, weil darin ein Riese von dem jungen Burschen durchgehauen, ein anderer von ihm durch den Kamin in zwei Theilen emporgeworfen, dann der Ball nach Vertreibung der unter dem Bett befindlichen Geister wiedergefunden wird. Scheidet man nun diese Theile des englischen Märchens aus, so verweise ich in Betreff des übrigbleibenden, welches den eingestreuten Versen nach wahrscheinlich einem Volkslied entstammt, auf Uhland, Deutsche Volkslieder No. 117 und Kretzschmar 2, 54 (Mittler No. 61 und 62; s. auch dessen andere Nachweise in dem Anhang der zweiten Auflage); ferner auf Geijer och Afzelius No. 15 »Den bortsalda«, 5, 73 und den Nachtrag S. 134 ff.; ferner Ginevra degli Amieri. Pisa 1863. p. 15 (s. hierüber meinen nächstens in Pfeiffer's Germania erscheinenden Aufsatz: »Die Todten von Lustnau«). — No. 11. Die Weissagung (The Prophecy). Einem reichen Manne wird geweissagt, dass er einen Sohn bekommen und dieser nicht älter als 21 Jahre werden würde. Letzterer sieht sich deshalb gleich nach seiner Geburt in einen hohen Thurm eingeschlossen, um so vor jeder

Digitized by Google

Gefahr sicher zu sein; allein an seinem 21. Geburtstage will er ein Bündel Holz ins Feuer werfen und eine herausspringende Schlange versetzt ihm einen tödtlichen Stich. Hierzu verweise ich auf Kurz zu Burkhard Waldis 3, 40 »Vom Jüngling und einem Löwen.« Füge hinzu Herodot 1, 34—45. — No. 12. Ein Lügenmärchen (Lying Tale). Ein Blinder ruft aus: »Ich sehe einen Vogel«; ein Stummer sagt: »Ich werde ihn schiessen«; ein Mann ohne Beine sagt: »Ich werde nach ihm laufen«; ein anderer ohne Hände sagt: »Ich werde ihn aufheben« und ein Nackter sagt: »Ich werde ihn in die Tasche stecken.« Vgl. über dergleichen Märchen Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage 3, 213 ff., besonders 233 ff.; ein Lügenmärchen auch bei Grimm, KM. No. 159 und dazu 3^3, 242. — No. 14. Der Rabe (The Raven). Ein Rabe wirft einem Manne, der in einem Steinbruch arbeitet und durch einen grossen Block mit dem Tode bedroht wird, mehrmals kleine Steinchen auf den Kopf, um ihn von der gefährlichen Stelle wegzulocken; und da alles vergebens ist, bedient der Vogel sich endlich eines Stückes Holz von einem Wrack, wodurch alsobald der Arbeiter, in der Hoffnung Strandgut zu erbeuten, ans Ufer gelockt wird; in demselben Augenblick stürzt der Fels herab, doch jener war gerettet. Dies ist, wie Herr Baring-Gould anmerkt, eigentlich nur ein Schwank, um die ehemalige Raublust der Cornwalliser zu verspotten. — No. 14. Der goldene Arm (The Golden Arm). Ein Mann gräbt seine gestorbene Frau wieder auf und schneidet ihr den goldenen Arm ab, den sie hat. Ihr Geist erscheint ihm in der folgenden Nacht und antwortet ihm auf die Frage, wo sie ihren Arm hingethan: »Den hast du!« Dies ist nach den dabei angeführten Umständen nur ein Scherz, um Kinder zu erschrecken, wenn nicht ein wirkliches Märchen zu Grunde liegt. — No. 15. Die treue Tochter (The faithful Daughter). Ein Volkslied. Ein vornehmer Mann wird als Hochverräther zum Hungertode verdammt und von seinen drei Töchtern fleht blos die jüngste um die Erlaubniss des Königs ihn sehen zu dürfen, die sie erhält, worauf sie ihn mit ihrer eigenen Milch längere Zeit nährt, trotzdem der König jeden, der dem Gefangenen Nahrung brächte, mit dem Tode bedroht hatte. Allein von der treuen Kindesliebe in Kenntniss gesetzt, schenkt er Vater und Tochter das Leben. In Betreff der drei Töchter verweist Herr Baring-Gould auf v. d. Hagen, Gesammtabenteuer Bd. II. S. LIX—LXIII, so wie auf Pantschatantra 3, 10 (Benfey 2, 256 vgl. 1, 370). Hinsichtlich der Art, wie die Tochter den Vater nährt vgl. Valer. Max. V, 4 Ext. 1 so wie Nonnos Dionys. 26, 101 ff. — No. 16. Der Meister und sein Schüler (The Master and his Pupil). In der Abwesenheit des Meisters liest der Lehrling in dessen Zauberbuch und alsobald erscheint der Böse, der eine Arbeit verlangt oder ihn zu erwürgen droht. Er soll daher den Blumentopf begiessen und da er dies ohne Unterlass thut, der Lehrling aber ihn nicht zu bannen weiss, so wäre am Ende ganz Yorkshire ersäuft worden, wenn nicht noch

Digitized by Google

rechtzeitig, als das Wasser bereits jenem bis ans Kinn ging, der Meister erschienen wäre und Beelzebub in die Hölle zurückgesandt hätte. Herr Baring-Gould verweist hierbei auf Göthe's Zauberlehrling, nicht aber auf Lucian's *Φιλοψευδής* c. 35 ff. Unter den Märchen, auf die er sonst nur ganz im allgemeinen anspielt, versteht er wohl die zu KM. 3^3, 146 ff. angeführten; vgl. auch Benfey, Pantschat. 1, 497 f. Auch die Grottenmühle und das finnische Sampo will Herr Baring-Gould herbeiziehen, welche letzteren beiden schon Grimm und Schiefner identificirt haben.

Hiermit schliesst das Buch des Herrn Henderson und will ich nur noch zwei Punkte berühren. Erstens heisst es p. 239 in den Anm. des Herrn Baring-Gould: »In building a new bridge at Halle, which was completed in 1843, the people wanted to have a child immured in the foundation to secure its stability.« Diese Notiz ist Grimm's Myth. 1095 entnommen, wo es heisst: Bei dem neuen Brückenbau zu Halle, der erst voriges Jahr vollführt wurde, wähnte noch das Volk, dass man eines Kindes zum Einmauern in den Grund bedürfe.« Der Ausdruck »wähnte« ist jedoch keineswegs analog dem englischen »wanted«. — Zweitens sind die Druckfehler, da wo es sich von fremden Eigennamen handelt, sehr zahlreich und oft sehr störend; so z. B. findet sich p. 236 in der Anmerkung Page statt Faye — Norskefolke Sage statt Norske Folkesagn — Syr statt Syv — g. l. Folksv. statt gamle Folkev. — Achalel og Korgtko statt Achacel und Korytko — Ido v. Durengelfeld statt Ida v. Düringsfeld — Barzaz-Breig statt Barzaz-Breiz; anderer kleiner Versehen nicht zu gedenken, wie wenn »Haupt og Schmaler« statt »Haupt und Schmaler« angeführt ist, was daher kommt, dass diese Citate den Anführungen Svend Grundtvig's entnommen sind. Im Uebrigen aber ist der Druck sehr sorgfältig und die Ausstattung des Buches recht schön.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten der oben rubricirten Publikationen, von Harland und Wilkinson. Dieselbe ist in dem Vorhergehenden bereits mehrfach erwähnt worden, so dass ich hier nur noch einige weitere Einzelheiten desselben hervorheben will. So ersehen wir aus p. 51, dass sich die Sage von dem Hausgeist, der sich nicht vertreiben lässt, sondern den ausziehenden Bauern auch in seine neue Wohnung begleitet, auch in Lancashire findet. Vgl. meine Nachweise in Gervasius von Tilbury S. 167 zu Grimm Myth. 480; füge hinzu A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 350 No. 388; J. Wolf, Beitrag zur D. Myth. 2, 235 f., Rochholz, Schweizersagen aus d. Aargau 1, 75 No. 59. S. auch Schwarz, Ursprung der Myth. S. 249. — Wenn eine andere Art von Geistern, boggarts genannt, sich zuweilen in schneeweissen Gewändern auf Eichenbäume setzt (Lancashire p. 54), so gehört dies in diejenige Reihe von Vorstellungen, die ich in den Heidelb. Jahrb. 1866 S. 866 ff. (zu Jülg's Siddhi-kür Einl S. 5) besprochen. Zu dem dort Bemerkten füge ich hier noch Folgendes hinzu. In Betreff des Wohnens von

Digitized by Google

Naturvölkern auf Bäumen vergleiche man auch das russische Märchen von dem Räuber Nachtigall, der sein Nest auf zwölf Eichen gebaut hatte; s. Dietrich, Russ. Märchen S. 64. So wie man ferner in Böhmen Erdbeeren für die armen Seelen auf einen Baumstrunk legt, so hängen die Lappen zu Weihnachten ein Schiffchen mit Speiseresten für die im Huulvolk umherschweifenden Geister der Verstorbenen hinter der Hütte auf einem Baume auf; s. Mannhardt, Germ. Mythen. Berlin 1858 S. 96; vgl. auch Temme, Pommer'sche Sagen S. 267 f. No. 226. »Matthes Pagels«, dessen Seele »oft auch wie eine schneeweisse Eule auf der Buche sitzt«, was lebhaft an den in Rede stehenden Lancashirer Volksglauben erinnert. Endlich erwähne ich noch die Redensart: »Du mains ok use Hiärguad hedde Hiärmen un saete oppem appelbaume« bei A. Kuhn, Westphäl. Sagen 2, 15 No. 41. (In Betreff des Apfelbaumes vgl. die Sage von der Jungfer Eli; Heidelb. Jahrb. a. a. O. S. 868; Mannhardt a. a. O. im Register s. v. Bäume (Apfelbaum), bes. S. 665. 666.) — Lancash. p. 114 wird ein spasshaftes Beispiel mitgetheilt von dem, was zu Anfang des 16. Jahrh. die lateinischen Gebetsformeln im Munde des gemeinen Volkes geworden waren; das Credo lautete so: »Crisum suum patrum onitentem Creatorum ejus unicum, Dominum nostrum qui sum ops, virgini Mariae, crixus fixus, Ponchi Pilati audubitiers, morti by Sonday, father a fernes, scelerest unjudicarum, finis a mortibus. Crisum spirituum sanctum, eccli Catholi, remissurum peccaturum, communiorum obliviorum, bitam et turnam again.« — Ueber die Baumgänse (tree-barnacles), welche auf Bäumen wachsen und aus Seemuscheln entstehen sollten, wird p. 116 ff. gesprochen und nach Sir J. Emerson Tennent bemerkt, dass dies ein alter Glaube ist, indem er schon zu Anfang des 16. Jahrh. erwähnt werde. Dass er jedoch viel weiter hinaufsteigt, habe ich zu Gervasius S. 163 gezeigt. Noch will ich anführen, dass auf den zauberischen Wakwackinseln nach Edrisi, Masudi und andern orientalischen Schriftstellern schöne Mädchen wuchsen und einen beliebten Ausfuhrartikel bildeten (Humboldt, Kosmos 2, 114. Examen crit. de l'Hist. de la géogr. du nouv. continent 1, 52 Anm.), dass dagegen in Ahmedi's Skandernameh statt der Mädchen als Früchte jener Bäume vielmehr Vögel genannt werden, die Wakwak schreien; s. Weissmann Alexander. Frankfurt a. M. 1850. II, 603 No. 113 (nach Hammer, Gesch. der türk. Poesie S. 71 ff.). Vgl. eine niederösterreichische Sage in der Ztschr. f. deutsche Mythol. 4, 140. »Wo die kleinen Lieder herkommen. a.« Ueber die Baumgänse s. auch noch Max Müller, Vories. über die Wissensch. der Sprache. II. Serie. Deutsch von Böttcher S. 491 ff. Wenn es ferner Lancash. p. 120 heisst, dass man in Frankreich in Folge des alten Glaubens an ihren fischigen Ursprung die Bernikelgans an Fasttagen essen darf, so ist auch dies ein alter Brauch; denn schon Gervasius (p. 52 ed. Liebrecht) sagt von diesen Gänsen: »Quadragesimali tempore assatae comeduntur, considerata potius ad hoc nativa processione quam

Digitized by Google

carnis sapiditate«; und ebenso Jean d'Outremeuse († 1399) in seiner Chronik Ly Myreur des Histors. Brux. 1864. vol. I p. 264: »Et est viande que ons mangnoit mantenant le vendredi et en Quaramme, si com fruis d'arbre« und p. 285: »La chair de ches oyseals ons mangnoit en Quaremme.« Doch erinnere ich mich irgendwo gelesen zu haben, dass von Rom aus gegen diese Ansicht protestirt und der Genuss dieser Gänse an Festtagen untersagt wurde, worauf auch jenes Imperf. mangnoit hinzudeuten scheint. — Die Hexentödtung (killing a witch), welche Statt findet, wenn durch Hexenkünste irgend ein bedeutender Schaden angerichtet worden, schildert Jemand, der einer solchen beigewohnt auf folgende Weise (Lancash. p. 209). Eine Anzahl Pächter versammelte sich in einer stürmischen Novembernacht in dem Hause eines von ihnen, dessen Vieh eben, wie man glaubte, von dem Hexenmeister (wizard) geschädigt wurde. Sie durchbohrten einen jungen Hahn mit Stecknadeln und verbrannten ihn lebendig unter dem Hersagen von Zaubersprüchen. Einen Kuchen aus Hafermehl, welchen man mit dem Urin der behexten Thiere vermischt hatte, bezeichnete man mit dem Namen der beargwohnten Person und verbrannte ihn gleichfalls. ... Da wuchs plötzlich der Wind bis zum heftigen Sturme und ausserhalb des Hauses vernahm man ein schauerliches Stöhnen, wie das eines schwer gequälten Menschen. In dem Augenblicke, wo der Sturm am wildesten raste, klopfte der Zauberer an die Thür und verlangte wiederholt mit kläglicher Stimme Einlass, der ihm jedoch auf den schon vorher eingeholten Rath eines »klugen Mannes« versagt wurde; denn andernfalls wäre das ganze Verfahren wirkungslos geblieben. Da nun der Zauberer keine Antwort erhielt und all sein Flehen vergeblich sah, so entfernte er sich von dem Hause und acht Tage darauf war er todt. — In der Allerheiligennacht vom 31. Oct. zum 1. Nov. versammelten sich ehedem nach dem Volksglauben, wie p. 210 berichtet wird, die Lancashirer Hexen an ihrem gewöhnlichen Versammlungsorte in dem Walde von Pendle in einem einsamen verfallenen Pachthause Namens Malkinthurm (Malkin Tower). Malkin ist der Name eines Hausgeistes in Middleton's Schauspiel »The Witch« und ist auch aus Macbeth bekannt). Aus jenem Aberglauben nun entstand ein anderer, den man lighting, lating oder leeting the witches nannte (etwa Hexenleuchten), Man glaubt, nämlich, dass wenn in jener Nacht von elf bis zwölf ein angezündetes Licht zwischen den Hügeln umhergetragen wurde und es die ganze Zeit über ruhig brannte, die Gewalt der Hexen, die auf ihrem Wege nach dem Malkinthurme es nicht auszulöschen vermocht, gebrochen und die Person, die es repräsentirte, die nächste Zeit hindurch vor ihren Zaubereien geschützt war; ging aber das Licht irgendwie aus, so galt dies als übles Vorzeichen für den, in dessen Namen man das Licht trug. Auch die Schwelle desselben durfte vor Rückkehr des Lichtes nicht überschritten werden und auch nur dann, wenn es brennend zurückkam. Vor nicht langer

Digitized by Google

Zeit erst wurde dieser Zauber noch in Anwendung gebracht. — Am vierten Sonntag der Fastenzeit pflegten früher die Knaben und Mädchen (wie Lancash. p. 225 berichtet wird) den in die Kirche gehenden Frauen heimlich ein Stück buntes Tuch an die Kleider zu heften und die Verf. erwähnen eines ähnlichen portugiesischen Gebrauches, wonach man in den drei letzten Tagen des Carnevals den Personen auf der Strasse hinterwärts einen langen Papierschweif anhängt und das gemeine Volk ihnen dann nachruft »raboleva« (d. i. er trägt einen Schweif), welches Geschrei so lange dauert, bis jenes Anhängsel entfernt ist. — In der Woche vor Ostern (p. 231) ziehen in Ost-Lancashire die jungen Burschen auf's beste herausgeputzt in Abtheilungen von fünf oder sechs auf dem Lande umher, um kleine Geschenke einzusammeln, namentlich Eier; sie sind von einem Lustigmacher (fool oder tosspot) begleitet, und während die einen auf Instrumenten spielen, tanzen die übrigen. Gelegentlich schliessen sich ihnen auch junge Frauenspersonen an, in welchem Falle sie Männerkleidung, die Burschen dagegen Frauenkleidung tragen; vgl. A. Kuhn, Märk. Sagen S. 346. Man denkt bei diesem Kleidertausch an die Feste, welche einst in Vorderasien zu Ehren der Aschera, des Baal-Melkart u. s. w. auf gleiche Weise gefeiert wurden; s. Movers, Rel. der Phönizier S. 451. Vgl. Bachofen, Mutterrecht im Register s. v. Gewänder bes. S. 72. 233. 356; füge hinzu Tacit. Germ. 43. — Ferner wird Lancash. p. 270 f. angeführt, dass ehedem bei ländlichen Begräbnissen in jener Grafschaft die Personen, welche dem Todten die letzte Ehre erwiesen, im Wirthshause mit Kuchen und Ale tractirt wurden, und dass man diese Bewirthung arval nannte, was aus dem schwed. und dän. arföl stamme und Leichenmahl bedeute (altn. erfi und erfisöl). Hierzu bemerke ich, dass nach einem provinziellen Ausdruck in England der Taufschmaus barsel heisst, gleichfalls von dem dän. barsel, schwed. barnsöl, was gerade ebenso in Schlesien durch »Kindelbier« bezeichnet wird; nur hat das Wort im Dänischen seine eigentliche Bedeutung verloren und man versteht darunter jetzt das Kindbett, die Wochen, während man für Taufschmaus tautologisch barselöl sagt; ganz ebenso hat das Bier des Lancashirer arval den Namen aval-ale erhalten.

Dies also sind einige Punkte, die ich, zunächst weil sie mir zu einigen Bemerkungen Veranlassung gegeben, aus den beiden vorliegenden Sammlungen hervorgehoben; aber auch das meiste übrige ist in mancherlei Beziehung von grossem Interesse. Doch wäre zu wünschen, dass die Notes ebenso mit einem Index versehen wären, wie es der letzt besprochene Band ist, dessen äussere Ausstattung sich gleichfalls als sehr gefällig darbietet und wo die, jedoch nur wenig zahlreichen Druckfehler sich wiederum auf die Fremdwörter beschränken.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Pseudocallisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage von Julius Zacher. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1867. VIII u. 193 Seiten. gr. 8.)*

Obwohl seit langen Jahren schon mit Sammlung und Forschung für die Alexandersage beschäftigt, ist der Verf. gleichwohl, wie er in seiner Widmung an Moriz Haupt bemerkt, durch mancherlei Hindernisse bisher von der vollständigen Bewältigung seines Stoffes abgehalten worden und hat sich deshalb entschlossen, wenigstens »ein grundlegendes Kapitel über den Text des Pseudocallisthenes so weit auszuarbeiten, wie seine Mittel eben gestatten würden«, wobei er auf die Quellen des ursprünglichen Textes und auf die Sacherklärung nur ausnahmsweise und bei besonderer Veranlassung eingeht, daher auch von fast allem absieht, was über die orientalische Gestaltung der Alexandersage bisher mitgetheilt worden ist. Die Untersuchung beschränkt sich also auf die Prüfung des noch erhaltenen und zugänglichen Materials, aus welchem die früheste Aufzeichnung jener Sage und deren Beschaffenheit ermittelt werden kann, und beschäftigt sich zu diesem Zwecke hauptsächlich mit dem Pseudocallisthenes so wie dessen armenischer Uebersetzung, dem Julius Valerius, dem Itinerarium Alexandri und der sogenannten Historia de preliis, woran sich dann noch einige andere Abschnitte schliessen. — I. Der Pseudocallisthenes. Von allen bekannten und vorhandenen Gestaltungen und Aufzeichnungen der Alexandersage ist die in Alexandrien entstandene die älteste, ursprünglichste und folgenreichste, da aus ihr die meisten andern occidentalischen wie orientalischen Darstellungen jener hervorgegangen sind, und sie verdient daher auch vor allen die eingehendste Untersuchung. Zacher verzeichnet deshalb sehr sorgfältig sämmtliche noch vorhandene Handschriften des Pseudocallisthenes, worunter mehrere von Berger de Xivrey und Karl Müller nicht aufgeführte. Bei näherer Prüfung ergibt sich nun, dass der Text überhaupt zwar in einer arg beschädigten mannigfach verunstalteten Ueberlieferung auf uns gekommen ist, dass sich jedoch eine dreifache Recension unterscheiden lässt, nämlich die durch die Handschrift A vertretene, repräsentirt die ursprüngliche alexandrinische Fassung der Alexandersage; die der Handschrift B enthält eine

*) Vgl. die früher in diesen Jahrbüchern 1867. Nr. 28. p. 361 gelieferte Anzeige.

Digitized by Google

etwas jüngere griechische Bearbeitung, welche besonders die alexandrinische Localsage erheblich beschränkte und zur Vulgata wurde; endlich bietet die Recension der Handschrift C nur eine verunstaltende Erweiterung von B. »Dies ist jedoch nur der allgemeine Charakter der drei Recensionen; denn kaum werden sich zwei Handschriften finden, welche in allem Detail übereinstimmen.« — Julius Valerius. Nur den Namen kennen wir von dem Verfasser dieser lateinischen bloss in drei Handschriften vorhandenen Uebersetzung des Pseudocallisthenes, welche mindestens um ein halbes Jahrtausend älter ist als der sehr entstellte griechische Text der aus dem elften Jahrhundert stammenden Handschrift A. Das nämliche gilt von der armenischen Uebersetzung, und obschon diese sowohl wie Julius Valerius »gleichfalls die alte alexandrinische Textgestalt nicht treu und unversehrt aufweisen, so stehen sie doch wenigstens der ursprünglichen Fassung an zahlreichen Stellen noch erheblich näher als die gesammte auf uns gekommene griechische Ueberlieferung.« — III. Das Itinerarium Alexandri. Es stützt sich hauptsächlich auf Arrian, auch da wo Karl Kluge in seiner schätzbaren Untersuchung diesen Zusammenhang nicht erkannt hat, wie Zacher dies mit grossem Scharfsinn darthut. Unter den Nebenquellen hat sich unzweifelhaft auch der Pseudocallisthenes befunden; ob aber der griechische Text desselben benutzt worden, bleibt jedoch ungewiss, während mehrere Kapitel unläugbar aus Julius Valerius stammen. »Aus diesem gesicherten Thatbestande ergibt sich als einfachste und natürlichste Folgerung der Schluss: Wenn das Itinerarium, nach Letronne's richtiger Zeitbestimmung zwischen 340 und 345 verfasst ist, und wenn es in den Kapiteln 28. 29. 117. 119 und 120 unverkennbare wörtliche Benutzung des Julius Valerius zeigt, so ist die unter dem Namen des Julius Valerius gehende lateinische Bearbeitung des Pseudocallisthenes vor dem Jahre 340 verfasst worden.« — IV. Die armenische Uebersetzung des Pseudocallisthenes. Sie gehört dem fünften oder spätestens dem sechsten Jahrhundert an und bietet die anscheinend recht treue Wiedergabe eines griechischen Textes, der zwar auch nicht mehr die ursprüngliche Gestalt des Werkes enthielt, dieselbe jedoch oft vollständiger und besser bewahrte als die griechische Handschrift A und Julius Valerius. Da nun in dieser Uebersetzung auch Favorinus, ein Schriftsteller aus dem Zeitalter des Trajan und Hadrian, erwähnt wird, Julius Valerius aber in dem Itinerarium Alexandri als Quelle benutzt ist, so würde demnach die Entstehungszeit des ursprünglichen Pseudocallisthenes »zwischen die Jahre 100 und 340, und da das Buch des Julius Valerius schon Uebersetzung, und zwar Uebersetzung eines nicht mehr unversehrten Grundtextes ist, näher an den Anfang, als an das Ende dieses Zeitraums, also mit hoher Wahrscheinlichkeit ungefähr um das Jahr 200 n. Chr. anzusetzen sein, eine Zeitbestimmung, die sich auch mit dem Inhalte und dem Charakter des gan-

Digitized by Google

zen Werkes gar wohl verträgt. .... Demnach kann eine annähernd richtige Vorstellung von der ursprünglichen Beschaffenheit des Pseudocallisthenes nach Inhalt wie nach Form nur gewonnen werden durch kritische Vergleichung und Verschmelzung der drei coordinirten Quellen, der griechischen Handschrift A, des lateinischen Julius Valerius und der armenischen Uebersetzung, und sie muss unbefriedigend bleiben, so lange namentlich die armenische Uebersetzung nicht zu Hilfe gezogen ist.« — V. Der Auszug aus dem Julius Valerius. Der Brief Alexanders an Aristoteles über die Wunder Indiens. Der Briefwechsel Alexanders mit dem Könige der Brahmanen Dindimus. Jener den ursprünglichen Wortlaut möglich wahrende kurze Auszug hat sich in zahlreichen mit dem neunten Jahrhundert beginnenden Abschriften erhalten. Die Briefe Alexanders finden sich in der griechischen Handschrift A, so wie bei Julius Valerius, aber nicht in dem Auszuge, der nur auf sie verweist, woraus erhellt, dass sie zu seiner Zeit bereits als selbstständige Werke einzeln umliefen. — VI. Die lateinische Bearbeitung des Archipresbyter Leo oder die sogenannte Historia de preliis. Sie wurde etwa um die Mitte des zehnten Jahrhunderts in Campanien verfasst, und sie, nicht aber die damals fast schon ganz verschollene Uebersetzung des Julius Valerius ist die Mutter der meisten abendländischen Bearbeitungen der Alexandersage geworden, und zwar hauptsächlich vermittels der französischen Dichtung Aubry's von Besançon, welche zwar bis auf ein kleines Bruchstück verloren ist, deren Inhalt und Gang sich jedoch aus dem ihr getreulich folgenden Alexander des Pfaffen Lamprecht mit ausreichender Sicherheit entnehmen lässt. Leo's griechische Vorlage gehörte zwar noch zur ältern alexandrinischen Recension, hatte jedoch schon mancherlei Einbusse erfahren, manche Zusätze der jüngeren Recension aufgenommen, und von diesem Text hat Leo keine treue Uebersetzung, sondern eine ziemlich freie lateinische Bearbeitung geliefert. Zu genauer Forschung über die abendländischen Gestaltungen der Alexandersage ist eine bis jetzt noch nicht vorhandene gute kritische Ausgabe der Arbeit Leo's erste und hauptsächlichste Bedingung. — VII. Inhaltsübersicht des Pseudocallisthenes. Sie umfasst sämmtliche Recensionen der bis jetzt zugänglichen griechischen Handschriften sowohl wie auch den Julius Valerius. Es ist eine höchst sorgfältige Arbeit, welche dem Forscher auf dem Gesammtgebiete der Alexandersage den vom Verfasser beabsichtigten gegliederten Ueberblick in dankenswerthester Weise bietet und deren Werth auch noch durch die gelegentlich, obschon zu sparsam eingestreuten Erörterungen, wie z. B. über den Kraken (S. 147 ff.) und den *ὀδοντοτύραννος* (S. 153 ff.) noch mehr erhöht wird. — VIII. Die Quelle der Trostbriefe Alexanders an Olympias in der spanischen Alexandreis des Juan Lorenzo Segura und die syrische Uebersetzung des Pseudocal-

Digitized by Google

listhenes. Der sterbende Alexander sucht seine Mutter besonders dadurch zu trösten, dass er sie auffordert, bei dem ihm zu Ehren zu veranstaltenden Todtenmahle nur vollkommen glückliche Menschen zuzulassen. Da sich jedoch kein einziger Gast einfindet, so ersieht Olympias, dass ihr Sohn sie in ihrem Leide durch Hinweisung auf das allgemeine Loos der Sterblichen trösten wollte. Die mittelbare Quelle des Lorenzo Segura war eine orientalische, wie schon Ferdinand Wolf vermuthete (auf Abulfaradsch hatte indess bereits Dunlop zu Sir Giovanni 2, 1 hingewiesen; s. S. 261 meiner Uebers.). Nun finden sich die zwei Briefe Alexanders in einem Werke des berühmten hebräischen Dichters Jehuda Alchasiri († 1235), der sie aus dem Arabischen des Honain ben Ishak übersetzt hatte. Eine Uebersetzung aus der nämlichen Sprache findet sich zwar auch bei einem andern hebräischen Schriftsteller, Schemtob Ibn Palquera, einem Spanier wie Charisi, der ungefähr zwischen 1263—1290 blühte; doch hat Lorenzo Segura, der seine Alexandreis wahrscheinlich kurz nach 1282 verfasste, wohl Charisi als Quelle benutzt, wenn er nicht unmittelbar aus dem Werke Honain ben Ishak's schöpfte. Dieser, ein nestorianischer Christ, geboren um 809, übertrug wieder aus dem Griechischen ins Arabische, und benutzte, wie Zacher wahrscheinlich macht, bei Abfassung des in Rede stehenden, zur Zeit aber noch nicht herausgegebenen Werkes, einer Art Florilegium praktischer Lebensphilosophie, auch eine jüngere Redaction des Pseudocallisthenes. Es findet sich nämlich in der Leidener Handschrift des letztern, welche der Recension B angehört, ein von Zacher mitgetheilter Trostbrief des sterbenden Alexander an Olympias, »welcher den originalen Kern hergegeben hat, der in Charisis entsprechendem Briefe nur eben in fruchtbarer Weise weiter entwickelt und damit zugleich mit semitischem Charakter und christlichem Anfluge ausgestattet erscheint.« Wenn nun Honain das griechische Werk kannte, würde er der rüstige Uebersetzer, es doch kaum unübersetzt gelassen, falls es noch unübersetzt gewesen wäre. Sonach kommen wir schliesslich zu der Folgerung, dass das Werk des Pseudocallisthenes bereits vor Honain ins Arabische, oder doch mindestens ins Syrische übersetzt worden ist.« Eine altsyrische Uebersetzung des genannten Werkes ist aber auch wirklich vorhanden und gehört noch der ältesten alexandrinischen Recension an. Nach dem über sie Bekanntgewordenen darf man muthmassen, dass sie in selbständiger Geltung als vierte coordinirte Quelle des ältesten Textes der Recension A, dem Julius Valerius und der armenischen Uebersetzung an die Seite tritt. »Damit zugleich aber würde sich für sie auch die Wahrscheinlichkeit einer verhältnissmässig frühen, dem Julius Valerius und der armenischen Uebersetzung nahezu gleichzeitigen Entstehung ergeben. Wenn also die Abfassung des Julius Valerius in den Anfang des vierten, die der armenischen Uebersetzung wahrscheinlich in das fünfte Jahrhundert zu setzen ist, so würde die Abfassung dieser syrischen Ueber-

Digitized by Google

setzung vielleicht ebenfalls noch in das fünfte Jahrhundert fallen, in jene Zeit, wo unter der Pflege der Nestorianer die syrische Literatur in Edessa blühte und durch Uebersetzungen aus dem Griechischen bereichert wurde. Liesse sich aber die Richtigkeit dieser Vermuthung wirklich erweisen, liesse sich also feststellen, dass die Abfassung dieser syrischen Uebersetzung um ein Beträchtliches früher fiele als die Aufzeichnung des Koran, dann würde weiter zu untersuchen sein, ob und wiefern sie mitgewirkt habe für das Eindringen der Alexandersage in die arabische und weiter in die persische Literatur.« — Dies ist der meist mit den eigenen Worten des Verfassers wiedergegebene Hauptinhalt der in Rede stehenden die Forschung auf dem Gebiete der Alexandersage durch klare Uebersichtlichkeit des darin dargelegten Stoffes so wie durch mancherlei neugewonnene Ergebnisse erspriesslich fördernden Arbeit Zacher's, die den lebendigen Wunsch erweckt, dass er seine Untersuchungen in dieser Richtung so weit wie es ihm eben möglich fortführen und bekannt machen möchte. Können sie auch nicht das Ganze umfassen, so würden doch auch einzelne Theile willkommen sein und mit Interesse entgegengenommen werden. In dem vorliegenden Buche hat nun zwar Zacher, wie bereits angeführt, das Eingehen auf Einzelheiten mit geringer Ausnahme absichtlich unterlassen, so dass Ref. vielleicht gut thäte, dies gleichfalls zu vermeiden; doch kann er nicht umhin von den Punkten, die ihm beim Lesen zuf- oder eingefallen sind, hier einen oder zwei hervorzuheben. So P. B. theilt Zacher den Schluss einer Oxforder Handschrift des pseudocallisthenes mit (S. 20 No. 9), welcher das Testament Alexanders und darin folgende Worte enthält: „*Καύχημα μέγα παντα-ξοῦ κατεθέμην, τὴν τῶν Βαβυλωνίων πόλιν ἐγὼ ἀνεστησάμην, γῶ κατέπτηξα τὸν Δαρδὰν τῆς σταφυλῆς εἰς τὸ πατεῖσθαι αὐτὸν πρὸς τὸ ἐκπορεύεσθαι τὸν οἶνον τῷ Σάρδῃ καὶ ... μονὰς περιεπάτει ὁ οἶνος δι' ἀγωγοῦ, κατεσκευασμένων ἀπὸ χαλκῶν σωλήνων καὶ π. σσ. .. καὶ ἀσφάλτου κεχρισμένου αὐτοῦ ταῦτα ἐγὼ Ἀλέξανδρος ὁ τῶν Μακεδόνων βασιλεὺς ὑπέταξα πλήθη ἐθνῶν πολλὰ ἐκ προνοίας Θεοῦ.*« Diese ganze Stelle ist sehr verdorben, nur das erhellt klar, dass darin von einer metallenen, mit Pech und Asphalt bestrichenen Röhrenleitung, in welcher zwischen zwei Orten Wein floss, die Rede ist (vielleicht ist zu lesen: »*μόνος περιεπάτει ὁ οἶνος δι' ἀγωγοῦ κατεσκευασμένου ἀπὸ χαλκῶν σωλήνων καὶ πίσσῃ καὶ ἀσφάλτῳ κεχρισμένου*«). Dies nun erinnert an jene sagenhaften Röhrenleitungen ähnlicher Art, in denen zwischen Rom und Neapel oder Trier und Cöln Wein hin- und hergeflossen sein sollte. Siehe meine Abhandlung »Zur Virgilinssage« in Pfeiffer's German. 10, 412. Ob *Δαρδὰν* verdorben ist aus *Δαρεῖον* oder entstanden aus Dara, Darab (wie Darius bei Firdusi heisst), ferner ob mit der *σταφυλή* auf den goldenen Weinstock in der persischen Königsburg angespielt wird (Pseudocall. 3, 28. Athen. p. 514), lässt sich des corrumpirten Textes wegen schwer entscheiden. — S. 91 führt

Digitized by Google

Zacher aus der Pariser Handschrift des Julius Valerius folgende auf Alexander bezügliche Stelle an: »Pius nutrix Alacrinis erat, paedagogus atque nutritor nomine Leonides, literaturae Polynicus magister, musices Alcispus Lemnius, geometriae Menecles Peloponnesius, oratoriae Anaximenes Aristoclis Lampsacenus, philosophiae autem Aristotelis ille Milesius. Enim de milite (?) quia hic longa res est et propositum interturbat, etc.« Statt »de milite«, zu welchem Zacher ein Fragezeichen gesetzt hat, ist höchst wahrscheinlich zu lesen »dimitto« und vor »enim« ein Wort ausgefallen, vielleicht »caeteros« oder ähnliches; es muss also heissen: »(Caeteros) enim dimitto, quia hic etc.« — Ferner wird S. 140 aus dem Briefe Alexanders an seine Mutter nach Pseudocall. 2, 39 angeführt, dass Alexander auf seinem Zuge einst an Orte kommt, wo die Sonne nicht scheint, und zu deren Erkundung er nur mit auserlesenen Soldaten auszieht, während kein alter Mann mitgehen darf. Auf Andringen ihres bejahrten Vaters brechen jedoch zwei Söhne das Gebot und führen ihn heimlich mit sich. Als nun die Dunkelheit den Marsch aufhält und Alexander den Rath eines erfahrenen Alten wünscht, kommt der Greis herbei und räth ihm den Weiterzug auf Stuten zu unternehmen, deren Füllen im Lager zurückbleiben; worauf der Zug gelingt und Alexander glücklich wiederkehrt. Letzterer Umstand stammt aus Herod. 3, 102. 105 wo Kamelstuten, deren Junge im Lager zurückgelassen worden, ihre Reiter vor den nachfolgenden Ameisen retten. Was aber den in der Noth rathenden Greis betrifft, so hat Reinhard Köhler bereits vor längerer Zeit in Wolfs Zeitschrift für deutsche Myth. 2, 110 ff, auf verwandte Sagen bei den Walachen (Schott, Walachische Märchen S. 152) und Römern (Festus p. 334 ed. O. Müller) hingewiesen. Hierzu füge ich noch Pauli, Scherz und Ernst No. 446 (S. 266 ed. Oesterley). — In Betreff der S. 165 nach Pseudocall. 3, 26 erwähnten Gog und Magog will ich hier nur folgendes erwähnen. Gervasius von Tilbury erzählt (p. 13 meiner Ausg.), dass zur Zeit des Valens die »gens Hunnorum diu inaccessis seclusa montibus« plötzlich hervorbrach und sich auf die Gothen stürzte. Dazu habe ich (S. 95) eine Sage des Hariger angeführt, welcher von der Abstammung der Hunnen sprechend hinzufügt, dass die bei einer Hungersnoth vom Kaiser Claudius aus Rom vertriebenen und in »quodam abdito terrae« eingeschlossenen Juden und sonstigen Schwächlinge bis zur Zeit des Valens zu einem grossen Volke herangewachsen waren, so wie dass auch die Ungarn sich rühmten von den Juden abzustammen. Zur Erklärung dieser Sage habe ich unter anderm darauf hingewiesen, dass nach einigen Angaben nicht Gog und Magog, sondern die Juden in den Kaukasus eingeschlossen worden seien, so dass man demgemäss beide mit einander verwechselte, oder vielmehr in genaue Verbindung brachte, etwa so, dass man die Völker Gog und Magog für Abkömmlinge der Juden hielt. Da man sich nun jene Völker ganz besonders furchtbar

Digitized by Google

dachte, die nicht minder schrecklichen Hunnen aber vom schwarzen Meer her nach Europa vordrangen, so kann es wohl geschehen sein, dass eine der von ihnen umlaufenden Sagen sie mit Gog und Magog identificirt und daher als von den Juden abstammend geschildert hat, was um so wahrscheinlicher ist, da ihre gens oben im Text »diu inaccessis seclusa montibus« heisst. Hierzu füge ich nun jetzt noch folgende merkwürdige Stelle der Reimchronik des Jean d'Outremeuse (sie erscheint stückweise hinter der von A. Borgnet für die Brüsseler Akademie besorgten Ausgabe der Prosachronik, Ly Myreur des Histors, des nämlichen Verfassers; doch ist das betreffende Couplet 130 f. noch nicht gedruckt). Es heisst dort bei Gelegenheit des Berichts über das Martyrium der 11000 Jungfrauen durch die Hunnen, wie folgt:

»Or doit cascun savoir que li Huenx voyseour
Furent trestos Juys qui par leur mal errour
Cristoiens en tos lies metoient a dolour.«

Dann wird von den Metzeleien der Juden durch Vespasian, Titus und Hadrian gesprochen und so fortgefahren:

»Fours de Jherusalem ont il tas fuis leur tour,
XII. milhirs ensembles, li queis fisent sojour
Long temps en Cathay droit ver le grant destour.
De God et de Magod ont il pris leur retour.
Entre eas fisent. I. roy qui olt a nom Felimour.«

Von diesem Felimour stammte ein anderer König ab, Namens Hunus, und von diesem heisst es dann:

»Apres le nom cel rois cis Juys de Pathmos
Furent nomeis Huin, ensi l'entendeis vos,
Chu est a dire Huenx en franchois sens rebos.«

Dieser König Hunus lebte nach der Chronik um das J. 228 n. Chr. und seines Sohnes Wandalus Enkel war der berühmte Attilla. Zu dem obigen destour nun bemerke ich, dass es wahrscheinlich soviel ist wie desert; denn Jean d'Outremeuse verstümmelt und verunstaltet die Schlussworte der einzelnen Verse, wie es der Reim erfordert, oft auf unglaubliche Weise. Die Worte: »De God et de Magod ont il pris leur retour« scheinen sagen zu wollen, dass die Juden aus Katai (China) von den in der Wüste wohnenden Gog und Magog zurückkehrten und darauf hinzudeuten, dass man sich allerdings, wie ich zu Gervasius vermuthet, im Mittelalter die Juden mit Gog und Magog in irgend einer Verbindung oder Berührung dachte. Der Ausdruck »Juys de Pathmos« endlich heisst vielleicht »verbannte Juden«; weil nämlich die nach Katai geflohenen 12000 Juden dort lange (wie der Apostel Johannes

Digitized by Google

auf Patmos) in einsamer Verbannung gelebt hatten, ehe sie zurückkehrten. Kurzum auch bei Jean d'Outremeuse erscheinen die Hunnen, die ihren Namen von einem ihrer Könige erhalten, als ein Volk jüdischer Abkunft. — Hiermit schliesse ich diese Anzeige von Zacher's schöner Arbeit und will nur noch auf zwei Druckfehler aufmerksam machen, nämlich S. 8 Z. 1 v. o. statt *πρόναιαν* lies *πρόνοιαν* und S. 187 Z. 7 v. u. statt »Charisis dritter Pforte« lies »Honains dritter Pforte.«

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Esquisses historiques des Troubles des Pays-Bas au XVI. siècle, par E. H. F. de Cavrines. Bruxelles 1865. 2. édition.

Der Titel dieses 673 Seiten befassenden Werkes ist von dem pseudonymen Verfasser desselben viel zu bescheiden gewählt, denn die Leser erhalten nicht »Skizzen«, sondern eine vollständige Geschichte der niederländischen Unruhen des 16. Jahrhunderts. Der Verfasser wählte aber eine von anderen Bearbeitungen sich wesentlich unterscheidende Methode. Statt selbst zu sprechen, lässt er unwiderlegbare Documente und die Zeugnisse der glaubwürdigsten Zeitgenossen sprechen, dieses sorgfältig ausgewählte Material blos verbindend, und den beweiskräftigsten Stellen schlagende Bemerkungen anreihend. Durch dieses alle rhetorischen Hilfsmittel verschmähende Verfahren zwingt er die Leser eine Anschauung zu erfassen, die auf Unparteiische überzeugend wirken muss, während durch sie die gegentheilige, deren einziger Stützpunkt die Parteileidenschaft ist, entkräftet erscheint.

Bei Beurtheilung der niederländischen Unruhen handelt es sich zunächst um zwei Hauptfragen, erstlich: ob sie Religionsfreiheit bezweckten, und zweitens ob die Bestrebungen ihres Helden, des Prinzen Wilhelm von Oranien, auf die Unabhängigkeit seines Vaterlandes von fremder Herrschaft gerichtet waren? In Beziehung auf die erste Frage, liefert unser Verfasser den Nachweis, dass die Erregung der Unruhen das Werk der aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz zahlreich eingewanderten, und wie bekannt, vom Prinzen von Oranien und seinem Bruder Ludwig von Nassau Berufenen war, welche von vorneherein nicht die Reform allein, sondern zugleich mit ihr die Empörung predigten. Der Bildersturm, von den Geschichtschreibern auf einen kurzen Zeitraum des Jahres 1566 beschränkt, erhält durch die vom Verfasser allerwärts gesammelten Angaben eine bis ans Ende der Unruhen reichende Dauer, so dass man es einer Wunderwirkung zuschreiben müsste, wenn im ganzen Lande eine von der Zerstörung verschont gebliebene Kirche oder ein Kloster bestanden hätten. Mit diesem Vandalismus verbanden die Eingedrungenen von der Zeit an als sie die

Digitized by Google

Herrschaft erstrebt hatten, eine an die römische Christenverfolgung erinnernde planmässig betriebene Katholikenverfolgung. Die an völlig Schuldlosen verübten Grausamkeiten die an ihnen begangen wurden, bloss weil sie Katholiken waren, fänden keinen Glauben, wenn nicht unleugbare historische Thatsachen davon zeugten. Entsetzen wird die Leser ergreifen, wenn sie die grässlichen Proben von Entmenschlichung zu Gesicht bekommen, welche S. 75—93 des ersten Bandes und S. 135—139 des zweiten mitgetheilt werden. Der Geschichtschreiber Bilderdyk bemerkt von der Commission, welche die von ihm erzählten Grausamkeiten anordnete: On voudrait en vain excuser les procedures de cette horrible commission, elle ont imprimé une tache éternelle au nom hollandais; la nation ne se lavera jamais du reproche de barbarie, dont elle s'est couverte aux yieux de toute l'Europe. Dieses ganze Verfahren ward theils aus Religionshass angewandt, und theils als Bekehrungszwang, denn die Commission wohnte den Torturen und Hinrichtungen bei und ermahnte die Märtyrer ihres Glaubens, denselben abzuschwören. Alba hatte ein Tribunal des troubles, das den Namen Blutgericht bekam, eingesetzt. Ein ebensolches Tribunal ward andererseits errichtet. Bilderdyk sagt von demselben: il recut avec dix fois plus de raison le nom de tribunal de sang; allerdings, denn Alba hatte der Religion wegen keinen Einzigen bestraft, sondern bloss politischer Verbrechen wegen, auch keiner solchen Unmenschlichkeiten sich schuldig gemacht wie die Sonoy und Lumay, und so viele Andere. In Holland dauerten die Kirchenzerstörungen und die Verfolgung bis 1795 fort, bis die französischen Republikaner der Intoleranz ein Ende machten. En l'année 1795, sagt unser Verf., les généraux republicains francais exhumèrent la tolerance de son tombeau.

Was wir über die religiösen Zustände hier nur kurz andeuten können, finden die Leser in dem benannten Werke dergestalt umständlich angegeben, dass sie der Ueberzeugung nicht sich verschliessen können, dass Religionsfreiheit weder Entstehungsursache noch Zweck der Empörung war. Ungleich zutreffender lässt sich sagen, dass der Zweck in der Ausrottung des Katholicismus und der Katholiken bestand, und die mehr als dreissigjährige Dauer der Anarchie in den Niederlanden aus diesem Streben sich erklärt. L'intolerance des calvinistes était, selon l'opinion du Prince d'Orange, la cause de la desunion et de la ruine des Pays-Bas kann man in den Archives de la maison d'Orange lesen. Stärker drücken Henne et Wauters sich aus, indem sie sagen: Le pillage et la destruction des eglises, les mesures rigoreusés contre leurs adversaires, ôtèrent aux calvinistes le droit de se plaindre à l'avenir de la persécution, pérsecuteurs anarchistes, ils furent regretter la persécution légale, et leurs excès rendirent à l'Espagne les plus belles provinces des Pays-Bas.

Digitized by Google

Wenn der Losreissung von Spanien ein uneigennütziges freiheitliches Unabhängigkeitsstreben zum Grunde lag, so erkläre man den Widerspruch, der darin liegt, dass der Prinz von Oranien schon i. J. 1571 durch die Vermittelung seines Bruders Ludwig, mit Frankreich in Unterhandlungen trat, dem Könige Karl IX., der die Bartolomäus-Nacht zuliess, die Niederlande anbot, den Vertrag von Blois und die geheime Convention von Fontenay mit ihm schloss, und sich von ihm Holland, Seeland und Friesland versprechen liess? Wie nennt man Denjenigen der sein Vaterland dem Feinde desselben zu überliefern sich verbindlich macht? Nennt man ihn nicht einen — Verräther? An diesem erbärmlichen Herrenwechsel — der Hugenottenmörder Karl IX. und seine Mutter, Katharina von Medici gegen Philipp II. — wird das vorgeschützte Unabhängigkeitsstreben und die Religionsfreiheit zu einer Abgeschmacktheit, während sich dabei die Herrschaft und der Egoismus des Prinzen von Oranien als Motiv und Tendenz aller Machinationen und Bestrebungen klar herausstellen. Unser Verfasser bezeichnet ihn S. 405 kurzweg wie folgt: »Il a été un revolutionnaire anarchiste, et un égoiste sans vergogne.« Und für diese Charakterschilderung hat er so viele Beweise gegeben, dass diejenigen, welche entweder aus confessionellem Hasse oder aus einem unlautern Freiheitsschwindel zu Lobredern des Prinzen von Oranien sich herleihen, zu Hilfsmitteln wie Motley sie in Zahl anwendete, greifen müssten, wenn sie Cavrines widerlegen sollten. Dieser nennt Motley's Werk einen lächerlichen Roman, wofür es, wie wir wissen, auch andere belgische Geschichtschreiber erklären. Wir erkennen in demselben die Ausgeburt des erhitzten politischen und religiösen Fanatismus und in dem ihm nachgerühmten Redeschwung einen unerträglichen Schwulst. Wenn das Athenäum ihm unlängst zum Troste gab, er möge versichert sein, sein Werk nicht umsonst geschrieben zu haben, so mag das für Leser von Motley's Geistesrichtung wahr sein; ebenso wahr aber dürfte es sein, dass kein deutscher Geschichtschreiber, wofern er sich nicht blosstellen will, Herrn Motley zu seinem Gewährsmann machen wird. Cavrines befasst sich bisweilen doch nicht genug mit Aufdeckung seiner historischen Versündigungen. So z. B. führt er S. 350 die zweimalige Plünderung von Mecheln an, und sagt: Mr. Motley a peint le sac de Malines en 1572 en traits plains de feu, il était sous l'empire d'une indignation qui était justifiée par les excès de ces étranges. Le sac de Malines du 9. Avil 1589, éxecuté par les ordres du gouvernement du pays, n'attire pas même son attention. Dann fragt er: Pourquoi M. Motley agit-il de la sorte? Antwort: Parceque le premier sac de Malines a eu lieu sous le gouvernement de Philippe II., et le second sous celui de Guillaume. Toujours deux poids et deux mesures bemerkt er hierzu sehr richtig.

Sollten die Leser auf den Gedanken gerathen, Cavrines mache den Anwalt Philipp II., so irrten sie gewaltig. Er tadelt ihn

Digitized by Google

strenge, wo immer er Tadel verdient, ist aber so ehrlich nichts zu verschweigen, was ihn von ungerechten Beschuldigungen entlastet. So theilt er (was die Parteigänger des Prinzen von Oranien entweder gänzlich verschwiegen, oder »avec une naiveté feinte« umschrieben) gerade und wahrheitsgetreu mit, dass Philipp II. bei den auf Veranstaltung des Kaisers Rudolph II. stattgefundenen Kölner-Conferenzen nach vorangegangenen Forderungen, dass die katholische Religion die alleinherrschende in den Niederlanden sein soll, zuletzt in Folge von Vorstellungen der Conferenz-Mitglieder nachgab, und volle Religionsfreiheit gestattete (S. 314 ff.). Damit waren auch noch andere Concessionen verbunden. In einer Note ist diessfalls von Motley bemerkt: Le véridique M. Motley ne souffle mot de ces propositions, ni de tout ce qui s'en est suivi. Bemerkenswerth ist der Unterschied, den Cavrines S. 320 Note 2 zwischen historiens orangiens und orangistes macht. Les orangiens sagt er, sont des révolutionnaires exclusifs et calvinistes. Ne pas confondre avec les orangistes de nos jours; ceux-ci voulaient le maintien du royaume des Pays-Bas.

Möge diese Anzeige dienen, Denjenigen das Studium dieses Werkes zu empfehlen, denen es darum zu thun ist, vom Parteigetriebe nicht hintergangen und missbraucht zu werden. **K.**

Die Pfahlbauten in Julius Caesars Gallischem Kriege.

Im VI. Buche seiner Commentarien erzählt Cäsar, das Ambiorix, nachdem er von den Römern überfallen worden war und mit genauer Noth sich gerettet hatte, durch heimlich im Lande herumgeschickte Boten sagen liess: Jeder möge sich retten so gut er könne. Hierauf flüchtete sich ein Theil in die Wälder der Ardennen, und ein Theil in zusammenhängende Sümpfe »quorum pars in Arduennam silvam, pars in continentes paludes profugit.« Welche Vorstellung sollen wir mit der Flucht der Feinde in die Sümpfe verbinden? Sollen wir glauben, sie seien darin stecken geblieben oder müssen wir nicht vielmehr sehen, dass sie dort eine Unterkunft in den von ihnen zur Rettung von Feindesgefahr errichteten Pfahlbauten fanden? Wollte man einwenden, dass die Sümpfe, in denen sie sich verbargen, etwa ausgetrocknet waren, so käme man mit dieser Meinung in Widerspruch mit dem, was Cäsar im V. Buche, wo er von der Entsendung des Labienus gegen die rebellischen Moriner berichtet, anführt. Da die Feinde, sagt er, wegen Trockenheit der Sümpfe, welche ihnen im vergangenen Jahre zur Zufluchtsstätte gedient hatten, jede andere jetzt entbehrten, so geriethen fast alle in die Gewalt des Labienus. »Qui, quum propter siccitates paludum, quo se reciperent non haberent, quo perfugio superiore anno fuerant usi, omnes fere in potestatem Labieni venerunt. So

Digitized by Google

gewiss es also ist, dass die flüchtigen Feinde nicht ausgetrocknete, sondern angeschwollene Sümpfe bewohnten, ebenso gewiss ist es, dass sie darin so lange sitzen blieben, bis die Feindesgefahr vorüber war, denn im VII. Buche sagt Cäsar: Da der Winter beinahe verflossen war, die Jahreszeit ihn zur Kriegsführung aufforderte, so hatte er beschlossen, den Feind aufzusuchen, sei es um ihn aus den Wäldern und Sümpfen herauszulocken, oder um ihn einzuschliessen »sive eum ex paludibus silvisque elicere, sive obsidione premere posset.« Diese Stelle überzeugt uns, dass die Feinde den ganzen Winter über in unzugängigen Wäldern und Sümpfen sich bargen, mithin offenbar feste Wohnsitze in den letzteren hatten, Wohnsitze, die der örtlichen Beschaffenheit nach, keine anderen als Pfahlbauten sein konnten. Dass diese nicht den Germanen oder einem andern Volke, sondern allein den Galliern zugeschrieben werden müssen, ergibt sich aus der Geschichte des Gallischen Krieges. Dass Cäsar sie nicht ausdrücklich nennt und beschreibt, erklärt sich daraus, dass die Römer ihre Feinde nie in den Sümpfen aufsuchten oder verfolgten, und desshalb nie bis zu den Pfahlbauten vordrangen. (palus impedita l. VI). Wie gut die celtischen Völkerschaften auf derartige Wasserbauten sich verstanden, deutet Cäsar aber doch an, indem er im V. Buche, vom Durchzuge seiner Truppen durch die Themse berichtend, angibt: »Ripa autem erat acutis sudibus praefixis, munita, ejusdemque generis sub aqua defixae sudes flumine tegebantur.« Es unterliegt daher keinem Zweifel, dass sie die Fertigkeit besassen, Pfähle unter dem fliessenden Wasser und in Sümpfen einzurammeln. Uebrigens waren die Pfahlbauten gewiss nicht die gewöhnlichen Wohnsitze der celto-gallischen Völker, denn jene verlegt Cäsar (l. VI.) ganz anderswohin, sondern sie bezogen dieselben bloss, um sich gegen feindliche Nachstellungen zu sichern, und verliessen die Sumpfdomicile wieder, wenn die Feindesgefahr vorüber war. **K.**

K. H. Keck, Die Gudrunsage. Drei Vorträge über ihre erste Gestalt und ihre Wiederbelebung, gehalten in Schleswig im Januar 1867. Leipzig 1867. SS. 84.

Die zwei ersten dieser Vorträge geben den Inhalt des Gedichtes von Kudrun wieder; der dritte bespricht die ältere Gestalt der Sage, wie sie teils in früheren Zeugnissen vorliegt, teils zu erschliessen ist. Was den ersten Teil der Aufgabe betrifft, so wäre nichts dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Verf. sich darauf beschränkt hätte, den Text der Ambraser Handschrift auszuziehn; allein er hat — in Vorträgen vor einem gemischten Publicum — eine Polemik gegen abweichende Ansichten eingemischt, welche für sein eignes Werk eine schärfere Beurtheilung herausfordert. Er

Digitized by Google

nennt diese abweichenden Ansichten die der 'modernen Kritik', mit einem nicht recht verständlichen Spotte; denn weder das Wort 'Kritik' an sich, noch auch dass diese Kritik ebensogut unserer Zeit angehört wie die deutsche Altertumswissenschaft überhaupt, kann einen wirklich begründeten Tadel enthalten. Im wesentlichen sind nun die Gründe des Verf. gegen die hauptsächlich von Müllenhoff vertretene 'moderne Kritik' weder neu noch auf etwas anderes als das blosse Gefühl gestützt. Er sucht nachzuweisen, dass die von Müllenhoff als unecht bezeichneten Strophen unanstössig oder gar unentbehrlich sind. So wiederholt er z. B. in der ersten der wenigen beigegebenen Anmerkungen die Behauptung von Plönnies: in Str. 809,2 (man hörte in ir segele diezen unde wagen) sei ein unheilvolles Vorzeichen für die frechen Entführer enthalten. Einen Beleg für eine derartige mythische Auffassung hat der Verf. ebenso wenig wie Ploennies gegeben. Ist das diezen vorbedeutend oder das wagen? Beides besagt vielmehr, dass ein günstiger Wind blies, die Fahrt also schnell von Statten ging. So wird das eine Wort bildlich im Helmbrecht 684 gebracht: ze wunsche im daz êrste jâr sine segelwinde duzzen und siniu schaf ze heile fluzzen. Behauptet hier also der Verf., um die Ueberlieferung zu verteidigen etwas grundloses, so leugnet er anderwärts ebenso grundlos den offenkundigen Anstoss. S. 39 »Aber Ortwin, nachdem auch er die lange betrauerte Schwester begrüsst, erkundigt sich mit jenem schalkhaften Humor, der uns in dieser glücklichen Stunde gerade an Gudruns Bruder nicht wundern kann, wie es doch komme, dass die Normannen so ihre Königin waschen lassen, und wo ihre und Hartmuts Kinder seien? Natürlich ist diese Frage nur ein übermütiger Scherz« ... Diesen übermütigen Scherz gesteht Ref. nicht zu verstehn; aber auch Kudrun versteht ihn nicht, denn sie antwortet »weinende« und mit dem Gefühl der Kränkung; und Ortwin tut nichts um seine Bemerkung doch nachträglich als nicht so böse gemeint hinzustellen. Diese Strophen 1252—1254 mit der vom Zaune gebrochenen, tölpelhaften Frage Ortwins gehören zu den schlechtesten Zusätzen, welche die gerade hier vortreffliche Grundlage unterbrechen.

Noch weiter die Angriffe des Verfassers auf das Resultat der »modernen Kritik« zu widerlegen ist keine Veranlassung. Er selbst gesteht diesem zu (S. 69), dass »die nur reichlich 400 Strophen zählende Epitome unendlich viel bequemer und kurzweiliger zu lesen ist als die oft entsetzlich ermüdende Redseligkeit der Ambraser Handschrift.« Er sagt S. 73: die an sich vortreffliche Uebersetzung Simrocks, die das ganze überlieferte Gedicht wiedergibt »ist für gebildete Frauen, und deren Urteil ist hier entscheidend, nicht geniessbar: ehe man an den frischen Born der echten deutschen Heldensage und an die von ihm getränkten lachenden Auen gelangt, hat man sich durch so dürre und langweilige Steppen der mittelalterlichen Bänkelsängerei hindurchzuarbeiten, dass jeder unbefangene und geschmackvolle Leser oft in Versuchung kommen muss das Buch

Digitized by Google

von sich zu schleudern.« Nun gut; dann nehme man doch einfach die Herstellung des Echten an, wie sie Müllenhoff gegeben hat, und man wird einen reinen, vollen Genuss haben. Ref. kann zu seiner Freude es aussprechen, dass bildende Künstler, Namen des besten Klanges, denen er eine Uebersetzung nach Müllenhoff vorgelegt hat, das Gedicht von Kudrun als ein vollkommen abgeschlossenes, gleichmässig schönes anerkannt haben.

So viel über den negativen Teil der Keck'schen Arbeit. Der positive hat noch weniger Bedeutung. Danach wäre die Sage in voller, ursprünglicher Schönheit mit heidnischen (!) Anschauungen von einem ganz ungeschickten Dichter aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts in der volksthümlichen (S. 62) Kudrunstrophe bearbeitet worden. Er hätte die ritterlichen Schilderungen zugefügt, er hätte die Verwirrung in die Erzählung gebracht. Wunderbar ist dabei freilich, wie ungleich dieser Dichter gearbeitet hat: selbst ganz einfache Gestalten der Sage, z. B. die Hergart hat er stets ganz ungeschickt angebracht und sie dort, wo die echte Sage sie zweifellos erwähnte (S. 41), ganz vergessen; aber andere Einzelnheiten und das grosse Ganze hat er vortrefflich anzuordnen verstanden. Wunderbar ferner, dass dieser Stümper, den Keck mit den härtesten Scheltworten belegt (S. 21: ist seinem gewaltigen Stoffe in keiner Weise gewachsen .. hat in der Ausführung und im Stil Mangel an tiefer Bildung und idealem Sinn bewiesen), dass dieser Stümper so oft und gerade in den Hauptmomenten eine edle Einfachheit, eine ruhige Heiterkeit zeigt, die nur die Eigenschaft der feinsten Bildung, der bewussten Kunst ist.

Gehn wir über zu der Betrachtung, wie Herr Keck im einzelnen seine Ansicht durchzuführen sucht, so sehen wir ihn teilweise zu den von ihm verworfenen Ergebnissen der »modernen Kritik« zurückkehren. Der erste Abschnitt des Gedichts, der von Hagens Jugend, ist nicht sagenhaft, sondern einem wälschen maere nachgeahmt (S. 10); ganz recht, aber eben das hat Müllenhoff zuerst ausgesprochen. Auch der heimliche Besuch Hartmuts bei Kudrun wird nach Müllenhoff's Vorgang für Zusatz erklärt (S. 23). Aber anderes hat der Verf. selbständig gefunden. Str. 880 wird für die Inhaltsangabe eines verlornen Liedes erklärt (S. 28 und Anm. 2), aus keinem anderen Grunde als weil der Dichter »trotz seines geringen Geschmacks an heroischen Kämpfen jenen Hauptmoment der Schlacht ... in mehr als vier Worten geschildert haben wird.« Also es wird sachlich nichts vermisst; der Verf. findet die Stelle nur nicht dem Stile des Dichters gemäss, seines Dichters, den er doch sonst als so ungeschickt und ungleich darstellt. Hätte er doch, anstatt sich selbst ein Bild dieses Stiles zu erdichten, ihn aus dem vorhandenen Gedichte lernen wollen! Ganz unbegründet ist die beiläufige Behauptung, dass einige Strophen des Gedichtes nur als gereimte Ueberschriften zu den folgenden Abschnitten zu behandeln seien. — Ferner S. 40. »Unser Dichter erzählt, Gudrun habe listig

Digitized by Google

vorgegeben, sie wolle Hartmut jetzt heiraten und durch die Furcht vor der künftigen Königin (?) sei Gerlinde plötzlich entwaffnet worden. An dieser Lösung nehmen die sonst so bedenklichen oft genannten Kritiker keinen Anstoss; ich bin jedoch überzeugt, dass diese Partie, wenn sie auch natürlich in dem Sinn echt ist, dass sie vom Dichter herrührt, doch der echten Sage nicht angehören kann. Wohl könnte eine griechische Heroine durch solche List sich retten; aber es ist unmöglich, dass die deutsche Gudrun lügt«. Unmöglich? Warum? Ist es mit den Anschauungen der deutschen Heldensage unvereinbar, dass man seine Feinde überlistet? Ist Walther von Aquitanien darum ein geringerer Held, weil er die Hunnen betrunken macht und sie dann mit einem Teil ihrer Schätze verlässt? Gerade die Kühnheit, mit der Kudrun verspricht, was sie halten muss, wenn ihre Freunde nicht siegen, wenn sie auch nur säumen, gerade diese Kühnheit ist ein wundervoller Zug ihres Wesens, den Herr Keck ihr nehmen will um sie zu einem ganz übertriebenen und darum hohlen Tugendmuster zu machen. Denkt er dabei an Göthe's Iphigenie, so hinkt der Vergleich doch sehr stark: Iphigenie soll ihren Woltäter Thoas täuschen, Kudrun aber ihre Todfeinde. — Vielleicht noch stärker werden die Grundsätze einer vernünftigen Kritik verletzt S. 26: »Insofern wird die der alten Sage nicht angehörige Episode (wie Wate die Schiffe von Pilgern nimmt um den Normannen nachzusetzen) echt sein, als sie von unserm Dichter herrührt, aber sicherlich hat er nicht ohne zwingende Gründe seine Phantasie zu einer Einschaltung in die Ueberlieferung angestrengt; vielmehr ist anzunehmen, dass er in seiner schriftlichen oder mündlichen Quelle eine specifisch heidnische von den Hegelingen verübte Untat vorgefunden hat, für welche er, um dem christlichen Charakter seiner Darstellung treu zu bleiben, eine andere an die Stelle setzen musste. Und woran könnten wir hier nun eher denken als an eine Unterlassung der Todtenbestattung? .... Eine merkwürdige Bestätigung für meine Vermutung über die wahre Verschuldung des Hegelingenheeres findet sich in Str. 1538 unsres Gedichtes, wo es ganz unmotiviert heisst: 'Dann warf man ins Wasser, die vor den Toren wurden todt gefunden. So befahlen sie den Fluten viertausend oder mehr: Das riet der kühne Frute. Von Leiden schwoll das Meer.' Diese Worte, an ihrer jetzigen Stelle so wenig passend, dass die moderne Kritik sie mit einem Schein von Recht für Interpolation erklärt, mögen ursprünglich unserer Stelle angehört haben.« Merkwürdig ist die Bestätigung allerdings; denn die Stelle erzählt eben das, was nach Keck eine verhängnissvolle Sünde ist, ohne irgend welche Folge beizufügen: er entreisst sie ihrer überlieferten Umgebung um sie anderswohin zu verpflanzen und ihr dann eine Bedeutung beizulegen, von der nirgends eine Silbe zu finden ist. Wenn man die Teile eines Gedichts wie die Kugeln einer Rechenmaschine hin und her schieben darf, dann lassen sich freilich eine Anzahl möglicher und unmöglicher Zusammenstellungen herausbringen.

Digitized by Google

Den Beweis aber, dass das germanische Heidentum es für gottlos hielt, selbst bei drängender Not die Leichen unbestattet zu lassen, ist Herr Keck schuldig geblieben; er hat ganz ungeniert die griechische Anschauung in das deutsche Altertum übertragen. Die Hinweisung auf das Schiff Naglfar genügt nicht; denn das Gebot bei der Bestattung gewisse Dinge zu berücksichtigen ist doch etwas ganz anderes als die Heiligkeit der Pflicht die im Kampf Gefallenen zu begraben. Es ist vielmehr altgermanisch, dass die auf dem Schlachtfeld liegenden Leichen dem Wolf, dem Adler und dem Raben anheimfallen; was J. Grimm in der Vorrede zu Andreas und Elene XXV mit zahlreichen Beispielen bewiesen hat.

Wie hier Mythologie und Sittenkunde, so wird in anderen Behauptungen des Verf. die Sprachregel ausser Augen gelassen. S. 28: »Der Name (Wülpensand) mag ... abzuleiten sein von den jungen Seehunden oder Welpen, die sich auf solchen Eilanden oder auf sandigen Ufern zu sonnen pflegen«. Dass Welp auch Seehund bedeutet ist dem Ref. neu; und woher kommt das u in Wülpensand? Der Name ist längst erklärt als Zusammensetzung mit wülpe 'Wölfin', einem Wort, das in der Weiterbildung wülpinne in unserem Gedicht selbst vorkommt. Mit wolf und wülpe aber ist welp (ursp. ags. alts. hvelp) ganz unverwandt: s. J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. 1. Ausgabe. S. 39. 333. — Gleich stark sind die literarhistorischen Verstösse des Verf. S. 62: »Von ihrem Beispiel (dem der ritterlichen oder höfischen Dichter) angeregt, bildete sich allmählich ein eigener Stand der fahrenden Sänger, die von Hof zu Hof, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zogen.« ... Ritterliche erzählende Dichter vor 1170 nachzuweisen, dürfte Herrn Keck wol schwer werden; und — um nur ein jedem Anfänger bekanntes Beispiel anzuführen — 1131 sang ein genere Saxo, arte cantor .. speciosissimi carminis contextu notissimam Grimildae erga fratres perfidiam (W. Grimm. Die deutsche Heldensage S. 48).

Zu dieser Unkenntniss im Einzelnen stimmt auch die Gesammtanschauung des Verf. vom Mittelalter: S. 71 nennt er es »ein Zeitalter, das überhaupt, abgesehen von der Baukunst, nichts Formvollendetes geschaffen hat.« Wir haben dagegen gelernt, dass die kunstvolle Form einer der Hauptvorzüge der mhd. Dichtung ist, dass die Reinheit ihrer Sprache und ihres Verses ebenso von unseren neuern Dichtern unerreicht geblieben ist, als diese über ihr stehen an Reichtum und Tiefe der Gedanken. Was lässt sich von Seiten der Form irgend gegen die Lieder Walthers sagen oder gegen Gottfrieds Tristan?

Ref. erkennt an den Vorträgen des Herrn Keck die Sorgfalt seines Stils an, er teilt die nationale Gesinnung, die im Eingange derselben ausgesprochen wird: aber an dem Inhalte des Buches hat er nichts zu loben und vieles zu tadeln. **E. M.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Vindiciae Plinianae. Scripsit Carolus Ludovicus Urlichs. Fasciculus alter. Erlangae sumptibus Andreae Deichert. MDCCCLXVI. 255 S. gr. 8.

Der erste Theil dieser Verbesserungen des Textes der Naturalis Historia des Plinius ist bereits im Jahre 1853 in der Koch'schen Buchhandlung in Greifswalde erschienen. Er brachte den Unterzeichneten zuerst in Verbindung mit dem Verfasser. Seitdem sind wir durch die Berufung des Letzteren nach Würzburg wie durch unsere beiderseitigen Bemühungen für die Kritik des Plinius einander näher getreten. Diess soll mich jedoch nicht abhalten, mein Urtheil über diesen Theil mit gleicher Unbefangenheit wie über den ersten (Münchner Gel. Anz. 1854. Ort. I. Nr. 12—16) auszusprechen, welcher auf 190 Seiten 254 Stellen der ersten 15 Bücher der Naturalis Historia behandelte. Der zweite Theil umfasst die 22 übrigen Bücher und enthält 621 Nummern. Auf dem Titel trägt er das Motto von Beatus Rhenanus: Quam gloriosum sit nescio, laboriosissimum esse expertus sum ex depravatis exemplaribus veterem et germanam lectionem addivinare, auf dem nächsten Blatte die Widmung an den inzwischen aus dem Leben abgerufenen Geheimenrath Gerhard. Die Behandlung der in demselben besprochenen Stellen geht von der Sillig'schen Ausgabe aus; die inzwischen von dem Verfasser in seiner Chrestomathia Pliniana, wie von dem Unterzeichneten in seiner Ausgabe verbesserten Stellen sind meist unberücksichtigt geblieben. Die Erscheinung dieser Ausgabe gibt der Verf. als Grund des grossen Zwischenraums zwischen der Herausgabe des ersten und zweiten Theiles an. Als weiterer Grund ist hinzuzufügen, dass die Verhältnisse der Buchhandlung, in welcher der erste Theil erschienen ist, es nöthig machten eine andere Verlagsbuchhandlung aufzusuchen. Dass der Verlag nach Erlangen überging, machte dem Unterzeichneten möglich, die einzelnen Bogen vor dem Abdruck derselben durchzulesen und die ihm aufstossenden Versehen abzuändern, weshalb er nur einige wenige Druckfehler zu erwähnen hat: S. 14. Z. 2 v. u. Idem statt Item; S. 17. Z. 11 v. u. sileniricum statt silenicicum; S. 22. Z. 10. satae für caesae; S. 28. Z. 5 v. u. γλυκεία; S. 29. Z. 7 v. u. Domitio statt Domitii; S. 44. Z. 7 v. u. hiic; S. 157. Z. 2 IV statt II; S. 195. Z. 7 assentirem statt assentirer; S. 252. Z. 10 sine statt sive u. Z. 11 das Kolon nach ubi. Hierbei mag noch bemerkt werden, dass S. 248 zu §. 104 die Worte quod contra Janum moneo auf einem Versehen beruhen, da ich ja aus Isidor

Digitized by Google

imbre divino angeführt habe, was ich berichtigt haben würde, wenn nicht der letzte Bogen in meiner Abwesenheit gedruckt worden wäre.

Neue handschriftliche Hilfsmittel standen dem Verfasser nicht zu Gebote. Doch hatte er zu den letzten 6 Büchern die Bamberger Handschrift zur unmittelbaren Benützung, wodurch es ihm möglich wurde, die Lesarten derselben an einzelnen Stellen genauer anzugeben, als es von dem Unterzeichneten geschehen konnte, der diese Handschrift zwar dreimal durchverglichen, aber weder bei dem Zusammenschreiben der varietas lectionis, noch bei der Bearbeitung zur Hand hatte. Sillig, dem hier und da die Ungenauigkeit zur Last gelegt wird, ist fast durchaus unschuldig daran; übrigens ist die Nachlese doch nicht so bedeutend, als es nach der Bemerkung vor dem 32. Buche scheinen sollte; aber immerhin dankenswerth. Ueber die sonstige Benützung der Handschriften hat sich Detlefsen in seiner Recension dieses Buches (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 95 S. 79) folgendermassen ausgesprochen: »Urlichs hat aus der vielen Spreu bei Sillig Aehren gesammelt und aus seiner reichlichen Ernte wird manches gute Korn zu nutzen sein«, ein kühnes Bild, dessen wirklicher Inhalt sich darauf reducirt, dass Urlichs den in der Sillig'schen Ausgabe enthaltenen Apparat aufmerksam durchgemustert und manche von Sillig und mir übersehene Lesart namentlich als Grundlage zu Conjecturen benutzt, in einzelnen Fällen aber auch die der Vulgata gegen die von Sillig oder mir gewählten Lesarten in Schutz genommen hat. Wenn Detlefsen den Sillig'schen Apparat Spreu nennt, so zeigt sich hierin wieder seine Nichtachtung des von diesem Geleisteten, was ihm am Ende doch nur seine Leistungen möglich machte; er geht übrigens darin so weit, dass er von andern längst gemachte Entdeckungen geradezu als jetzt erst von ihm gemacht bezeichnet. So sagt er in jener Recension S. 77: »Eine genauere Untersuchung hat mich gelehrt, dass vier verschiedene Classen der Handschriften aufzustellen sind, die sich schon dadurch kenntlich machen, dass eine jede von ihnen an einer andern Stelle des Textes abbricht.« Sollte man nach diesen Worten glauben, dass der Sachverhalt folgender ist? In meiner Doctordissertation (Observationes aliquot criticae in C. Plinii Secundi Nat. hist. libros. Monach. 1830) habe ich zuerst auf die Verschiedenheit des Schlusses in den drei damals bekannten Handschriftenfamilien aufmerksam gemacht, und daraus, dass auch der Schluss in den am weitesten reichenden Handschriften eines solchen Werkes nicht würdig ist, den Schluss gezogen, dass der wahre Schluss des Werkes verloren sein müsse. Im folgenden Jahre war ich so glücklich diesen Schluss in der Bamberger Handschrift zu entdecken, welche sich eben dadurch von selbst als Repräsentant einer vierten Klasse kennzeichnete. Aehnliches findet sich in dem Schweinfurter Jubiläumsprogramm vom Jahr 1834 (Lectiones Plin. part. I.). Dass beide Schriften, welche wenig verbreitet wurden,

Digitized by Google

dem jüngeren Gelehrten unbekannt blieben, lässt sich wohl denken; allein der Hauptsache nach findet sich dasselbe in der in der kleineren Sillig'schen Ausgabe 1835 erschienenen Varietas lectionis des Bamberger Codex. Noch deutlicher sind die durch den verschiedenen Schluss sich unterscheidenden vier Klassen von Handschriften in der Vorrede zum 5. Bande meiner Ausgabe bezeichnet. Was aber als Verdienst des Herrn Detlefsen geltend gemacht werden konnte, ist, dass er eine grössere Zahl von Handschriften untersuchte und in die vorher bereits festgestellten Klassen einreihte, und diess ist immer noch gross genug, dass er, ohne seinem Ruhm zu schaden, das, was Andere vor ihm ausgesprochen haben, als Vorbedingungen und Stützpunkte seiner Untersuchungen hätte gelten lassen können.

Ausserdem hat Herr Urlichs besonders die Quellen, aus denen Plinius geschöpft hat, benützt, und namentlich in den von den Pflanzen handelnden Büchern eine nicht unbedeutende Zahl von Stellen verbessert, während bei manchen sich an der Richtigkeit der gemachten Vorschläge zweifeln, bei einigen diese sich geradezu in Abrede stellen lässt. Doch davon später. Von den Epitomatoren kommt nur der Pseudo-Apulejus Sillig's in den Büchern 19 und 20 in Betracht. Aus diesem hat er manches bisher Uebersehene zur verdienten Geltung gebracht, doch die am Anfang der Bemerkungen zum 19. Buche mit Recht ausgesprochene Mahnung, vorsichtig zu sein, da, abgesehen von den vielen und argen Schreibfehlern, welche in diesem Auszuge vorkommen, der Epitomator oft eine andere Construction gewählt habe, selbst nicht immer befolgt, indem er namentlich im 20. Buche öfters Partikeln aus demselben entnommen hat, die offenbar zu der von jenem selbst gewählten Form der Rede gehören. Ohne besondere Hülfsmittel ist an mehreren Stellen die Interpunction berichtigt; an mehreren werden, wohl nicht immer mit Grund, Interpolationen vermuthet, dagegen auch einige so zu heilen gesucht, dass ein späterer Kritiker die vorgenommene Aenderung wohl selbst als eine Interpolation betrachten dürfte. Von der Transposition ist öfters Gebrauch gemacht, wo sich wohl von vielen Seiten Widerspruch erheben dürfte, namentlich sofern dabei die Annahme eines Urcodex von 25—29 Buchstaben auf einer Zeile zu Grunde liegt, worauf wir unten zurückkommen werden. Im Allgemeinen ist dem ersten Theile gegenüber von der Conjectur offenbar ein besonnener Gebrauch gemacht worden, doch immer noch so, dass der Verf. sich der Vorlage der Handschriften gegenüber mehr erlaubt, als es der Unterzeichnete zu thun gewohnt ist. Der Mone'sche Palimpsest konnte leider nicht benützt werden, da er bei der Ausarbeitung des ersten Theiles noch nicht entdeckt war und der zweite Theil gerade da anfängt, wo jener aufhört.

Die beifallswerthen Verbesserungen, die in diesem Buche niedergelegt sind, aufzuzählen, würde zu weit führen. Wir

Digitized by Google

müssen denjenigen, welche sich dafür interessiren, überlassen, sie selbst darin nachzulesen, indem wir der Kritik des Plinius einen besseren Dienst zu leisten glauben, wenn wir diejenigen Stellen besprechen, mit deren Behandlung wir uns nicht oder wenigstens nicht ganz einverstanden erklären können, wobei wir die oben angegebenen Gesichtspunkte zu Grunde legen. — Zu 16, 43 billigt U. theilweise die von mir der Stelle gegebene Fassung: larix vocatur. materies praestantior longe, — incorrupta ei vis umore contumax — rubens praeterea et odore acrior (in der ich übrigens jetzt nach der Pariser Handschrift a, mit der die andern in der Endung übereinstimmen, umori schreiben und den zweiten Gedankenstrich nach vis setzen würde); er tadelt aber, dass ich den in a sich findenden Ablativ materie übersehen habe und schlägt seinerseits vor zu schreiben: materie praestantior, longe (= diu) incorruptae vis, umore contumax; allein dazu passt nicht das Folgende rubens etc., das doch auf materies bezogen werden muss, und sowohl longe in diesem Sinne als der Genetiv vis ist gegen den Sprachgebrauch des Plinius. — 16, 146 haben die Handschriften a d: Etiamnum haec species dividuntur in alias, was U. gegen die Lesart der Ausgaben hae aufgenommen und auf genera in den vorhergehenden Worten Species horum generum tres bezogen wissen will; es ist aber jenes haec offenbar nichts anderes als die in den Handschriften des Pl. so oft vorkommende Nebenform für hae; denn im Folgenden werden ja Unterarten von den vorher aufgezählten Arten angegeben. — Wenn 16, 226 nach den Handschriften gelesen werden soll: Magna autem et glutinatio, statt der Vulgata glutini ratio, so wäre erst zu erweisen, was denn magna heissen soll; eher wäre Sillig's Conjectur glutinandi ratio zu empfehlen. — 17, 49 habe ich geschrieben: Transpadanis cineris usus adeo placet ut anteponant fimo iumentorum, quod, quia levissimum est, ob id exarant, mit Verweisung auf §. 127 is tenuissimas radices exarabit, und zwar in dem Sinne: »der Dünger bleibt bei dem Pflügen nicht im Boden.« Die Handschriften haben exurant, U. will deshalb zur Vulgata exurunt zurückkehren, und da in a quia fehlt, schreiben: .. fimo, iumentorumque (sc. fimum) quod levissimum est, exurunt. Was so der Zusatz quod lev. est soll, ist nicht recht klar; ferner kommt Asche von Dünger sonst wohl als Heilmittel vor (28, 91. 314; 30, 113), aber nicht zum landwirthschaftlichen Gebrauch. Wenn gleich darauf gelesen werden soll et vindemias citius sic coquunt, statt certius sic coqui, so ist gegen das Erstere, das auf einer Conjectur Schneiders beruht, nichts einzuwenden; wenn aber nach der Lesart von a sicco quod gelesen werden soll sic coquunt, so ist zu entgegnen, dass ja der Winzer nicht selbst die Trauben kocht, d. i. zur Reife bringt, sondern die Sonne, wie es im Folgenden heisst: plusque pulvis ibi quam sol confert. — 17, 176 soll id utrimque fructu tardum, praeterea retorridum et nodosum (mit Weglassung von reddit), das Erste und

Digitized by Google

Dritte nach Handschriften, geschrieben werden, wobei aber utrimque (für utrumque) neben id offenbar misslich ist, während fructu neben tardum wohl besser ist als fructum. Ob in derselben Anmerkung in ea est natura nach a in den bei Grasberger S. 60 angeführten Stellen seine Rechtfertigung findet, überlasse ich dem Urtheile Anderer. — 26, 90 soll, weil in V und R^2 steht sed eam calumniam, geschrieben werden: condylomata quinquefolium ac vulnera, sedem conversam cyclamini radix; allein bei der angeführten Beweisstelle hat eine Verwechslung stattgefunden; die Worte *τραῦματα .. ἴᾶται* finden sich nicht 4, 42, wo Dioscorides von dem quinquefolium handelt, sondern 2, 193 vom cyclaminum, so dass sie zum folgenden Gliede bezogen werden müssten. Wie die einfachen Worte ac vulnera so hätten verderbt werden können, ist nicht recht einzusehen; auch steht ja in den Handschriften calumniam nach sed eam, wie sie bieten; es möchte daher, da sedis vitia vorausgeht, eher zu schreiben sein: sed eam ac vulvam conversam, vgl. 24, 22 und 39. — 27, 46 haben die Handschriften a R^2 vetustissime usu est, die Ausgaben vor Sillig ebenso, nur in usu. U. will lesen vetustissimum usu est. Es fragt sich aber, da sine usu sich auch §. 142 findet, ob nicht vetustius sine usu zu lesen ist. — 27, 109 soll statt flore croci nach Handschriften cocci gelesen werden; allein der Genetiv ist auffallend, und, um eine Beweisstelle zu finden, musste erst bei Dioscor. 2, 213 *κρόκινον* in *κόκκινον* geändert werden. Nach §. 70 müsste man wenigstens schreiben flore colore cocci.

Zu der durch die Handschriften a R^2 gebotenen Lesart der früheren Ausgaben clavo sinistra manu circumfossa adalligatur will U. 26, 24 zurückkehren, und er fügt zur Erklärung hinzu: Plinius enim de tempore loquitur, quo planta effossa erat, (wofür man erwarten sollte quo herba non dum effossa erat); aber es fragt sich, was das für das Heilmittel soll. Mir scheint noch die Lesart der Handschriften V R^1 circumfusa das Richtige, in dem Sinn »herumgelegt«.

Wir gehen nun zu solchen Stellen über, bei denen die Schriftsteller, aus welchen Plinius schöpfte, den Hauptanhaltspunkt für die vorgeschlagenen Aenderungen abgaben: so 16, 16, wo ohne Interpunktion sicut et sexu mares ac feminae item sapore nach Theophrast 3, 8, 1 gelesen werden soll, während das bei Plinius vorhergehende sexu, sapore die Abtrennung der Worte item sapore verlangt. — Zu 16, 22 ist eine Stelle des Theophrast (3, 8, 4) zu Hilfe genommen, welche nicht kritisch feststeht; sie lautet in der Schneider'schen Ausgabe ganz anders. Das hier angeführte *ἐπεστραμμένη καὶ πολυμάσχαλος* spricht aber eher dafür, dass die Worte alasque ramorum crebro cavata zusammengefasst, als dass sie durch ein Komma nach ramorum getrennt werden, denn *ἐπεστραμμένη* heisst an sich nicht cavata, sondern curvata oder intorta. Wenn zu carbo eine Beziehung gesucht wird, so muss aus dem

Digitized by Google

obigen minus utilis herabgezogen werden utilis, oder zu compendio, wie zu jenen Worten, est ergänzt. — 16, 28 nach melliginis suci, wegen *ἐπίβαπτον* bei Theophr. 3, 7, 4, plenam einzuschieben wäre wohl als Interpolation zu betrachten; vgl. 21, 105 acris in radice suci; 26, 102 asperioris suci. — 16, 167 muss gegen die Aufnahme von Galatia statt Italia nach Dioscor. 5, 136 etwas bedenklich machen, dass Pl. 32, 140 hat calamochnus Latine adarca appellata. — 16, 241 nimmt U. mit Pintianus Anstand an den Worten: dulcibus quam acutis (malis brevior vita), und will nach Theophr. 4, 13, 2 *γλυκεῖα τῆς ὀξείας* lesen dulcibus quam acerbis. Diess entspricht aber dem Griechischen offenbar weniger, und 15, 52 liest man von den Aepfeln: sunt et acutiora odore silvestria, und darauf folgt: peculiare inprobatis acerbitatis convicium. — 17, 225 schreibt U. nach Theophr. 4, 14, 5 mit Dalecamp. largiores statt rariores und lässt das ne nach transfundunt als durch Dittographie entstanden weg; sollte aber nicht rariores als das Gegentheil von *πολύ*, was sich bei Theophr. findet, sich durch die durch ne angedeutete Frage halten lassen, scabie aber so, dass man das *τότε* bei Theophr. erklärt: *ὅταν ἡ ψώρα γίγνηται*? Eine Lücke möchte ich vor sive jetzt selbst nicht mehr annehmen, aber nach *νοσεῖ δὲ συκῆ καὶ ἐὰν* u. s. w. statt sive lieber lesen si vero. — 17, 231 ist *γλυκεῖα γενομένοις* (bei Theophrast 4, 14, 10) wohl mit Recht zur Verbesserung des überflüssigen tum angewandt; der Sprachgebrauch des Pl. spricht aber nicht für ad gustum, sondern für gustu. — 21, 120 ist die nach Diosc. 1, 16 vorgeschlagene Umstellung etwas gewaltsam. Wenn man nicht bloss mit der Interpunction helfen will, genügt es wohl proximus vor cognomine teuchitis zu stellen. — 26, 108 soll nach Diosc. 4, 114 radice eingesetzt werden, ohne dass sich begreifen lässt, wie es ausfallen konnte. Da jener hat *ῥίζαν δὲ ἔχει ἐπιμήκη ..... περιφερῆ*, so ist wohl anzunehmen, dass Pl. schrieb: caule breviore, sed radix est longior, rotunda. So erklärt sich nicht nur der Ausdruck leicht, sondern auch das eigenthümliche caule brevior. — 27, 76 wird nach den Worten des Diosc. 4, 19 *βαρύοσμοι, γευσαμένῳ μωραί* odore ac gustu fatuo vorgeschlagen, wofür die Handschriften nur ac in (a blos ac, R hac) haben. In diesem Sinne findet sich aber das Adjectivum bei Pl. nicht und der Ausfall liesse sich nicht erklären. In letzterer Beziehung wäre wegen des folgenden in umidis besser ac insulso gustu. — 27, 78 möchte die Aenderung der Worte non graves odore in modice graves odore wegen *ὑποδυσώδη* bei Diosc. 4, 183 nicht zu billigen sein; denn modice gravis bei Plin. 34, 173 lässt sich nicht wohl als Parallelstelle benützen, da es auf das Gewicht geht. — 27, 93. Die Einsetzung von radix vor ipsa lässt sich aus den Lesarten von a flos remque ipsi und R^2 floremque ipsum nicht ableiten und bei Diosc. 4, 44 ist offenbar etwas verdorben. Er hat am Anfang statt Idaeae herbae *Ἰδαία ῥίζα*, und an der hierhergehörigen Stelle *ταύτης ἡ ῥίζα*. Nimmt man an,

Digitized by Google

er habe geschrieben αὐτὴ ἡ ῥίζα, so wäre damit ipsa bei Pl. erklärt, und wenn er oben absichtlich herbae für ῥίζα schrieb, so konnte er hier gar nicht mehr radix dazu setzen. Oder sollte er oben Idaeae radicis herbae folia geschrieben haben? — Mehr Beifall verdient die Ergänzung 27, 97 nach Diosc. 4, 26, nur möchte ich statt caulem longum emittit hirsutum, hirsutis vorschlagen hirsutum emittit, hirsutis, weil nur so klar ist, wie bei der Abirrung von hirsutum auf hirsutis das Verbum mit ausfallen konnte. — 27, 124 sind gewiss mit Recht die Worte beanstandet: Flos candidus, lilio rubro similis. Aus Diosc. 3, 112 wird angeführt ἄνθη λευκὰ, παραπλήσια κρίνῳ, und angenommen, es sei entweder rubro geradezu zu streichen oder liliaceo zu schreiben; keines von beiden lässt sich aber auch nur einigermassen mit der Lesart der Handschriften in Einklang bringen. Da Diosc. hinzufügt: ἐντομὰς πολλὰς ἔχοντα, so liesse sich daraus vielleicht ableiten lilio rupto similis, wie man sagt ruptae aures, cf. 28, 176; 29, 135. — 27, 133 soll in den Worten: odor murrae habet qualitatem nach Diosc. 3, 72 gelesen werden sapor, wofür angeführt wird σπέρμα .. δριμὺ γευομένῳ ὡς σμύρνη; allein vom Samen hat Plinius schon vorher gesprochen. Dass hier von der ganzen Pflanze die Rede ist, zeigt das Folgende unde et nomen, nascitur etc. Plinius scheint hier einige Worte eingeschaltet zu haben, die mit dem oben von den Blättern gesagten odore medicato cum quadam acrimonia iucundo ganz gut zusammenstimmen.

Die Stellen, deren Verbesserung auf den Epitomatoren beruht, können hier füglich übergangen werden, da es sich bei denen, gegen welche eine Einwendung zu erheben ist, meist um Partikeln u. dgl. handelt, deren Beurtheilung einen unverhältnissmässigen Raum erfordert, weil es sich dabei auf das Verhältniss ganzer Sätze zu einander ankommt. Aehnlich steht es mit der Interpunction, welche ohnehin zu wenigen Erinnerungen Anlass gibt. Wir wollen hier nur bemerken, dass 25, 49 der von U. gemachte Vorschlag nach et optimum zu interpungiren eine bessere Begründung gefunden haben würde, wenn die dem aus Theophr. h. pl. 9, 10, 2 angeführten Worte unmittelbar vorhergehenden: πλεῖστος γὰρ ἐνταῦθα καὶ ἄριστος γίνεται mit abgedruckt worden wären.

Die schwierige Stelle 17, 53 soll durch Annahme einer Interpolation, d. h. durch Ausstossung der räthselhaften Worte non invenio geheilt werden; doch dürfte die Hoffnung noch nicht aufzugeben sein, sie vielleicht mit einer unbedeutenden Aenderung zu erhalten. — 26, 110 dürfte die Erklärung des Wortes phagedaenis, welches hier eine andere Bedeutung hat als an andern Stellen, gerade da es sich um ein Heilmittel handelt, nicht so ohne Weiteres zu tilgen sein. — 26, 151 dürfte die Tilgung des Wortes herbae nach Paeoniae um so bedenklicher sein, da sich §. 131 auch herbae Paeoniae findet.

Dass einzelne Stellen vorkommen, an denen man Herrn U. selbst Interpolationen vorwerfen könnte, haben wir oben schon ge-

Digitized by Google

sehen und es wurden bereits einige Fälle besprochen, in welchen er, um seine S. 35 in Bezug auf vom Ref. gebrauchten Worte auf ihn anzuwenden, eleganti iudicio sed consilio temerario sich Einschaltungen erlaubte, zu welchen die Handschriften keinen Anhaltspunkt geben; theils einzelner Worte, wie 16, 170 modo nach feminarum, wo das Griechische τῇ προσόψει bei Theophr. 4, 11, 3 eher auf specie führen würde. — 16, 178 wird vorgeschlagen statt ad tegulum tegetesque, ex quibus zu schreiben e quibus stragulum tegetesque texuntur detracto cortice, wobei nicht recht klar ist, wie sich das folgende: candelae luminibus et funeribus serviunt anschliessen soll. Für das eingesetzte texuntur könnte 21, 112 ad texendas tegetes angeführt werden. Die Einsetzung dieses Verbums hat aber handschriftlich eben so wenig für sich als die Aenderung des Wortes tegulum in stragulum. U. wirft dem Ref. vor, dass er das erstere Wort nicht erklärt habe, und sagt dann: At vero vox tegulum inaudita alias, si modo aliquid significat, tegumen tecti vel tegulam significare putanda est, wobei er offenbar übersehen hat, dass Pl. 16, 156 sagt: tegulo earum (harundinum) domus suas septentrionales populi operiunt, und wenn er hinzusetzt, hiervon könne keine Rede sein, da nachher erst die Sitte der Mauren erwähnt werde, ihre Hütten mit Binsen zu bedecken, so steht diess doch offenbar dem nicht im Wege, dass denselben in Italien eine ähnliche Bestimmung gegeben wurde. — 21, 151 erinnert die Einschaltung von aiunt allzusehr an die Weise, wie in den älteren Ausgaben die Lücken der Handschriften ausgefüllt worden sind. Mit Namen ist hier und da etwas willkürlich verfahren; so ist 24, 68, wo die meisten Handschriften gravis autem auctor haben, in a aber die Partikel fehlt, vorgeschlagen zu lesen: gravis Erasistratus auctor, was schon die Stellung nicht empfiehlt. Derselbe Name wird statt des räthselhaften Syriation bei Sillig 20, 148 vermuthet. Mitunter wird die Einschaltung ganzer Sätze oder Satzglieder in Vorschlag gebracht, so soll 24, 92 (wo auch von Andern eine Lücke angenommen wurde) nach Diosc. 1, 147 pterygia gangraenasque cohibent nach cum aceto eingesetzt werden, womit dem einen von Sillig erwähnten Uebelstande, dass die Participien trita und inlita kein Verbum finitum haben, abgeholfen wird, aber nicht dem andern, dass das darauf folgende Pronomen eorum jeder Beziehung auf das Vorhergehende entbehrt. 25, 47 wird vermuthet, nach quamobrem sei ausgefallen: regni portione illum donatum esse, was dem Sprachgebrauche des Plinius nicht recht entsprechen möchte. In beiden Fällen wird angenommen, es sei eine 27—29 Buchstaben enthaltende Zeile des Urcodex ausgefallen, eine Annahme, welche, wie bemerkt, auch bei Umstellungen öfters vorkommt, gegen die sich aber Detlefsen ausgesprochen hat, da die Handschriftenkunde bei Pl. noch nicht so weit gediehen sei, dass eine solche Construction eines Urcodex als gerechtfertigt erschiene. Dem Ref. scheinen immer noch die Ergänzungen den Vorzug zu verdienen, die sich auf ein Abirren von einem Worte auf die Wie-

Digitized by Google

derholung desselben oder auf ein theilweise ähnliches zurückführen lassen. Dahin leiten die durch die Bamberger Handschrift ausgefüllten Lücken, wie auch die vom Ref. in den Münchner Gel. Anzeigen 1836. Nr. 165 ff. zusammengestellten Fälle, in welchen Harduin die frühere vollständigere Vulgata dadurch verstümmelt hat, dass er den Abirrungen dieser Art in seinen Handschriften den Vorzug vor jener einräumte. Es verlohnte sich wohl der Mühe, nachzuforschen, ob eine der bis jetzt bekannten Handschriften als die Quelle jener vollständigeren Vulgata sich erweist; denn nur in diesem Falle könnte man der in den N. Jahrb. für Phil. u. Päd. Bd. 95. S. 76 ausgesprochenen Ansicht Detlefsens beipflichten, dass unter den handschriftlichen Quellen, die uns jetzt für Pl. zu Gebote stehen, keine wesentliche fehle, die seit dem Wiedererwachen der klassischen Studien bekannt geworden sei, so dass wir getrost an Interpolation denken dürften, wo die Vulgata sich nicht auf handschriftliche Ueberlieferung stützt.

Von den Vorschlägen zu Transpositionen, welche meist durch die Quellenschriftsteller veranlasst und, wie bemerkt, durch die Annahme eines Urcodex mit c. 27 Buchstaben auf der Zeile begründet sind, wollen wir folgende besprechen. 16, 71 sollen die Worte flore non spernendo, welche zwischen crassissima in Corsica und den nach Theophrast 3, 4, 6 darauf zu beziehenden Worten quae causa amaritudinis mellis stehen, hinter die letzteren gestellt und mit den Worten semen illius cunctis animantibus invisum verbunden werden. Allein Theophr. hat 3, 15, 5, woher die letzten Worte entnommen sind, ebenso wenig etwas den Worten flore non spernendo Entsprechendes, als an der andern Stelle; es ist daher ein Zusatz des Pl., der wohl eben so gut an der Stelle, wo er sich in den Handschriften findet, stehen bleiben kann, da ja gewöhnlich die Güte des Honigs von den Blüthen abhängt, aus denen er bereitet wird. Auffallend ist allerdings die Stellung vor dem Relativsatz; aber auch hinter diesen gestellt würden sie wohl besser mit diesem verbunden werden. — 16, 120 ist es wohl ein eitles Bemühen, durch Umstelluug nebst andern Aenderungen einer Stelle aufzuhelfen, an der Pl. seine Quelle falsch verstanden hat, was U. theilweise selbst zugibt. Darauf deutet auch das Wort crataegum in der Inhaltsanzeige hin. Nur der Umstand dass §. 245 der Buxbaum nicht erwähnt ist, berechtigt einigermassen zu einem solchen Versuche, während andrerseits die Besprechung dieses Baumes bei Theophrast 3, 15. 5 vor dem missverstandenen *χράταιγος* und dem übersehenen *πρῖνος* es misslich erscheinen lässt, ihn hier ganz wegzuschaffen. — Berechtigter erscheint aus den angegebenen Gründen 16, 143 f. die Versetzung der Worte circiter. . CCCCXXX mit der unbedeutenden Aenderung der Hinzusetzung eines X, so dass diese Zeitangabe sich auf Theophrast bezieht. Sollte aber der Urcodex zu Hilfe genommen werden, so war nicht nur von einer Zeile mit 27 Buchstaben zu sprechen, sondern von Vertauschung einer solchen mit einer andern von 30 Buchstaben; man müsste dann annehmen,

Digitized by Google

dass die ausgelassene Zeile an den Rand geschrieben war und dann an einer unrechten Stelle eingesetzt wurde. — Misslicher steht es mit der vorgeschlagenen Umstellung 16, 159, durch welche bewirkt werden soll, dass ipso auf das vorausgegangene hamo bezogen werden kann. In den Worten calamis spicula addunt irrevocabili hamo noxia geht ja doch wohl hamo auf die Pfeilspitze, während fitque et ex ipso telum aliud fracto in vulneribus auf das Schilfrohr gehn muss; wir werden also eine constructio κατὰ σύνεσιν in Bezug auf das vorhergehende calamis annehmen müssen, wie sie bei Plinius so oft vorkommen. Der Sinn gewinnt auch nicht dadurch, wenn in Folge der Umstellung erst angegeben wird, dass der Tod durch Hinzufügung einer Schwinge beschleunigt und dann erst, dass man eiserne Spitzen an das Rohr macht. — Die Versetzung des Wortes nascens hinter sub ipsa coma 16, 167 wegen 20, 241, möchte nicht unumgänglich nothwendig sein, da sich hier ex cortice (nicht, wie dort, in c.) wohl auch an das entfernte in Italia (oder Galatia) nascens anschliessen kann, wenn man nach palustris das Komma weglässt, was in meiner Ausgabe bereits geschehen ist. 16, 174 soll von den Erlen geschrieben werden: licet .. in tutelam ruris excubent in aqua satae densius caesaeque innumero herede prosint, weil sich densius nicht mit caesaeque, hinter dem es in den Handschriften steht, verbinden liesse; allein kann es nicht in dem Sinne von densius renascentes, wofür innumero herede dasteht, auf prosint bezogen werden? — Der schwierigen Stelle 17, 41, die bei Sillig lautet: Contra in Byzacio Africae illum . . campum nullis, cum siccus est, arabilem tauris post imbres vili asello et a parte altera iugi anu vomerem trahente vidimus scindi, und die von mir, da es doch gar zu unglaublich ist, dass ein Esel und eine alte Frau an einem Joche ziehen sollen, so abgeändert worden ist, dass ich aus der Lesart der Handschriften iungi das Adjectivum iniugi gemacht habe, so dass iniugis anus eine alte Kuh wäre, die nicht an das Ziehen gewöhnt ist, sucht U. so beizukommen, dass er schreibt: post imbres vili asello vomerem trahente vidimus scindi et a parte altera iungi anum. Meiner Conjectur macht er das Compliment: qua coniectura nullam omnino novi infeliciorem, und führt dreierlei dagegen an: 1) dass iniugis sonst bei Pl. nicht vorkomme, 2) dass man eine Kuh nicht anus nennen könne, 3) dass eine iningis vacca nicht am Joche sein könne. Ich gestehe, dass ich meine Conjectur gern gegen eine bessere vertauschen würde, bedaure aber diese nicht in der Aenderung U.'s zu finden. Von den drei gegen die meinige vorgebrachten Gründen ist nur der mittlere einigermassen stichhaltig, und er hat mich allerdings auch bedenklich gemacht; doch glaubte ich in der Zusammenstellung mit iniugis, dessen Erklärung bei Festus lautet: iniuges boves qui sub iugo non fuerint (was, beiläufig gesagt, doch nicht hindert, dass man einmal versucht sie anzuspannen) und wegen des vorausgehenden tauris eine solche Deutung wagen zu dürfen, da ja Pl. in demselben Buche §. 35 sagt: est enim quaedam non aetate, sed natura

Digitized by Google

sua anus terra et ideo infecunda ad omnia atque inbecilla, und 15, 82 von den Feigen: senescunt in arbore anusque destillant cummium lacrima. In einem solchen prägnanten Ausspruch kann aber der Gebrauch eines sonst bei Pl. nicht vorkommenden Wortes gewiss nicht beanstandet werden. An U's. Vorschlag erlaube ich mir aber Folgendes zu beanstanden: 1) dass der ganze Satz et . . anum ziemlich kraftlos hinten nachkommt, 2) dass Pl. von der alten Frau, welche die Stelle des bubulcus vertreten soll, doch das Verbum iungi nicht brauchen konnte, und wenn U. sagt, wir hätten vergessen, dass doch auch ein Knecht bei dem Pflügen sein müsse, dessen Stelle die alte Frau verträte, so ist zu erwidern, dass ja auch im ersten Gliede sich nur arabilem tauris findet. — 17, 229 dürfte die Umstellung der Worte aliae florem, olivarum quoque in: aliae florem quoque olivarum aus der Stelle Theophrast's 4, 14, 9 nicht ohne Weiteres zu entnehmen sein, denn so ist quoque ziemlich überflüssig; Pl. konnte aber recht wohl die bei Theophr. bei den Oelbäumen allein erwähnten Raupen zuerst als auch andere Bäume beschädigend erwähnen und dann mit olivarum quoque erst auf die Oelbäume übergehen. — 24, 9 hat Ref. nach den Handschriften Vad geschrieben ulceribus manantibus, condylomatis, volneribus quae phagedaenica vocantur, Sill. nach r auch in zweiter Stelle ulceribus, was U. von Anfang billigt, da Pl. 20, 27 sage phagedaenae sei der Name von Geschwüren; er schreibt aber wegen §. 38 ulceribus manantibus quae phagedaenica vocantur, condylomatis, vulneribus. Allein, es ist wohl zu beachten, dass das Adjectivum phagedaenica nur an dieser Stelle vorkommt, während, wo von Geschwüren die Rede ist, Pl. immer phagedaenae sagt. Sollte nicht etwa hier quae phagedaenica vocantur von Pl. zu vulnera, das so gar zu vereinzelt steht und jeder näheren Bestimmung entbehrt, gesetzt sein, um solche Wunden damit zu bezeichnen, welche in fressende Geschwüre ausarten, wie die Wunde des Philoktetes in den Fragmenten der gleichnamigen Stücke bei Aeschylus und Euripides *φαγέδαινα* heisst. Freilich findet sich bei Diosc. und bei Galenus auch *ἕλκη φαγεδαινικά*. — Zwei aufeinanderfolgende Vorschläge zu Umstellungen im 27. Buche möchten beide nicht zu empfehlen sein. §. 16 soll von dem trocken gewordenen Safte der Aloe statt rufi coloris friabilis et iocineris modo coacta, facile liquescens gelesen werden: rufi coloris et iocineris modo, friabilis coacta, facile liquescens, während die angeführten Worte des Diosc. 3, 22, *ὑπόξανθον εὔθρυπτον, ἡπατίζουσαν, ῥᾳδίως ὑγραινομένην* der hergebrachten Stellung entsprechen und die Worte iocineris modo für sich nicht wohl zu erklären sind, wogegen sie mit coacta verbunden eine Parallele finden: 34, 8 ad iocineris imaginem vergens, quod ideo hepatizon appellant. Wenn etwas zu ändern ist, so ist et wegzulassen. §. 33 wird beanstandet, dass die Worte nascitur in petrosis die Beschreibung der Pflanze arction unterbrechen, und deshalb vorgeschlagen, die Worte radice tenera, alba dulcique als eine Zeile von 25 Worten in der Urhand-

Digitized by Google

schrift vor jene heraufzunehmen. Es lässt sich aber kein triftiger Grund dafür angeben; denn warum soll nach Angabe des Standortes einer Pflanze nicht die Beschreibung der Wurzel folgen können? — Wir beschliessen die Besprechung der Stellen, welche durch Transposition verbessert werden sollen, mit 27, 80, wo die Worte Radix eius pondere duum obolorum . . bibitur . . contra rheumatismos vor melius taenias cum scammonii pari pondere gestellt werden sollen, weil pari pondere nur einen Sinn gäbe, wenn duum obolorum vorausginge. Diess beruht aber offenbar auf einem Irrthum, denn pari pondere soll nicht heissen, dass so viel genommen werden soll als vom Vorhergehenden angegeben worden ist, sondern dass von dem als Zugabe genannten Heilmittel ebensoviel als vom Hauptmittel genommen werden soll. Man vergleiche nur 28, 169 eiusdem medullae cum pari pondere cerae et olei vel rosacei; das. 192 quidam adiciunt sulphur et alumen pari pondere omnium und ähnliche Stellen. Bei U's. Anordnung wäre aber die nöthig werdende Ergänzung von contra vor taenias auch sehr hart. — Im Folgenden sollen noch einige Conjecturen besprochen werden, gegen welche wir Einsprache erheben zu müssen glauben. Zu 16, 18 tadelt U. dass ich fagum muribus gratissimum est geschrieben habe, indem ich allerdings ein neues Wort statt des vorher da gewesenen fagi glans aus der handschriftlichen Lesart abzuleiten mir erlaubt habe. Er will lesen fagus muribus gratissima est; wie passt aber dazu das Folgende: et ideo animalis eius una proventus? Enthält dies nicht eine Beziehung auf die Frucht des Baumes? — 16, 120 erscheint die Aenderung von iulos in uvulas als nicht berechtigt, da Theophr. 3, 7, 3 *ἰουλον* hat. — 16, 142 soll statt nutricem geschrieben werden nivem, was aber nur eine Glosse zu nutricem ist, das seine Erklärung im Vorhergehenden findet. Eher ginge die Verbindung beider Wörter: an nutricem nivem, vgl 17, 19 quando satis quibusque umbra aut nutrix aut noverca est. Die Auseinandersetzung der Entstehung der Corruptel in dem Urcodex ist nicht klar. Es soll wohl heissen, die eine Zeile habe mit nivem angefangen die andere mit nec terra, woraus dann die Verderbniss nutricem entstanden sei. — 16, 167 soll in den Worten: Est et obliqua harundo . . . suavissima in teneritate animalibus die Präposition in getilgt werden; sie bedeutet aber wohl: »während der Zartheit« d. i. »so lange es noch zart ist«. — 16, 174. Zu den Worten Salicis statim plura genera ist ohne weitere Begründung bemerkt: statim mutandum est in autem. So steht allerdings §. 164, wo von derselben Pflanze weiter gesprochen wird. Hier kann aber statim den Gegensatz bilden zu dem Vorhergehenden caesaeque densius innumero herede prosunt. Ueber den etwas eigenthümlichen Gebrauch von statim bei Plinius vgl. oben §. 41 und 33, 77. 162. 284. Eben daselbst habe ich geschrieben: levique tractatu mollioribus vasis, quae ut nec corio fiant eodem, indem ich mir nur die Abweichung von den Handschriften erlaubt habe, dass ich wegen des

Digitized by Google

folgenden corio statt ne schrieb nec. U. sagt, er wisse nicht, wie es zu erklären sei, und ich muss allerdings gestehen, dass mir die Erklärung: ut ea ne corio quidem fiant eodem levi tractatu auch nicht so recht zusagt; doch mit Salmasius aus ut ne zu machen sine, und eum in den folgenden Satz hinabzuschieben, atque eodem etiam (levi tractatu) supinarum in delicias cathedrarum aptissima ist eine Aenderung, die wenigstens nicht auf das Prädicat der Leichtigkeit Anspruch machen kann, und eodem etiam passt auch nicht recht zusammen. — Aus der schwierigen Stelle 16, 233, wo vorher geht: »Sonst hat man das Holz mit Elfenbein ausgelegt; zu Nero's Zeiten hat man angefangen Schildkrot künstlich so zuzubereiten, dass es aussieht, wie Holz, und dieses wurde sehr theuer verkauft«, will U. lesen: modo luxuria non fuerat contenta ligno, iam lignum emi in testudine facit; ebenso Sillig, nur mit den Handschriften ohne in. Wie soll aber die Construction emi facit erklärt werden, namentlich mit in? Dem imitata lignum im Vorhergehenden entspricht offenbar am besten: iam lignum e testudine facit, und vielleicht schrieb Pl. so, und die Lesart der Handschriften ist aus einer Dittographie entstanden: lignumeme testudine facit. Doch soll damit noch nicht gesagt sein, dass ich das von mir aufgenommene lignum enim e testudine facit für entschieden falsch halte. Wenn U. eine Adversativpartikel verlangt, so lässt sich Hand. Tursell. II. S. 389. 2 anführen. — Wenn hier ein in eingesetzt werden soll, wird dagegen 16, 241 der Wegfall eines solchen beantragt. Dort heisst es: brevissima vita est . . . dulciori in punicis, item in vitibus praecipueque fertilioribus. Da man bei Theophr. 4, 13, 2 liest *βραχύβια δὲ καὶ ἀμπέλων ἔνια γένη καὶ μάλιστα τὰ πολύκαρπα*, kann aber nicht ohne Weiteres der Dativ vitibus verlangt werden, sondern es ist vielmehr anzunehmen, dass Pl. geschrieben habe in vitibus, compluribus generibus, oder dass nach praecipue das que wegzulassen sei. — Die zu 17, 73 vorgeschlagene Aenderung area aequata cylindris aut paviculis statt volgiolis wird allerdings von Columella 2, 20 und 11, 3, 34 empfohlen; die Lesarten der Handschriften sprechen aber mehr dafür, dass Plinius ein Instrument angeführt hat, dessen Name von volvere abgeleitet war. — 17, 201 zu den Worten ulmus . . in ramorum scamna digeritur, wird, da a hat intramorum, Td intra ramorum, vermuthet: in trium ramorum scamna; näher liegt aber in tria ramorum scamna. — 17, 211 sollen die Worte: Traduces Gallica cultura bini utrimque lateribus, si pars quadrageno distet spatio, quaterni, si viceno, so verbessert werden, dass si utraque pars geschrieben wird; damit ist aber die Stelle offenbar noch nicht geheilt. Nach der angeführten Stelle von Columella 5, 7, 3: si frumentum non inseritur, in utramque partem viginti pedum spatia interveniunt, at si segetibus indulgetur, in alteram partem quadraginta pedes, in alteram viginti relinquuntur, wäre eher zu erwarten: si pars pedum quadragenorum distet spatio, quaterni, si

Digitized by Google

vicenorum. Es fragt sich aber, ob nicht eine Lücke anzunehmen ist. — 20, 149, wo von der Pfeffermünze die Rede ist, haben die Handschriften: linguae asperae et convulsa eius intus per se; ich habe statt dessen geschrieben convolsae ius, was U. an sich nicht missbilligt; doch da im ganzen Satze sucus das Subject sei, was doch dasselbe sei als ius, und Plinius nicht von einer lingua convulsa zu reden pflege, wohl aber von convulsis, so müsse man wohl schreiben: et convulsis intus per se. Diese Vermuthung ist aber ein Produkt verschiedener Missverständnisse. Es ist nämlich 1) nicht sucus das Subject, sondern menta, denn es heisst im Vorhergehenden voci suco utilis, und dann utilis et, 2) ist sucus und ius wohl nicht dasselbe; eben so wenig als im Deutschen Saft und Brühe, wo ius von Pflanzen gebraucht wird (s. das Wort in meinem Index und §. 145 ius decocti), da ist wohl immer von einem Absud die Rede, so dass es mehr mit decoctum zusammentrifft, und 3) ist in meiner Conjectur unter convulsae nicht linguae zu verstehen, sondern mentae. — 20, 177 soll wegen des vorausgegangenen iucunde olet statt odorius gelesen werden inodorius; doch kann der Gegensatz zum angenehm Riechen eben so wohl »stärker riechend« als »geruchloser« sein, zumal da odorus bei Claudian geradezu »übelriechend« heisst. — Die schwierige Stelle 25, 160 dürfte mit dem Vorschlage: aliqui isoetes et similiter sedum, aliqui aizoum utrumque, quoniam vireat semper, sempervivum noch nicht bereinigt sein; denn 1) ist nicht recht klar was similiter heissen soll; die Handschriften RV haben et similia, a semitalia; da kurz vorhergeht Italia sedum magnum, könnte man vermuthen: item Italia sedum; die Worte aliqui . . . sempervivum würden nur dann passend sein, wenn der Name aizoum schon vorher dagewesen wäre, was nicht der Fall ist; sempervivum beruht allein auf a^2; für aliqui haben die Handschriften sed qui; Sillig vermuthet sed Graeci, vielleicht ist das Wahre Graeci allein. — 25, 171 soll statt vermiculus qui circa dentes necatur gelesen werden nectitur, diess entspricht aber dem Sprachgebrauch des Pl. nicht, der adligatur erfordern würde; necatur bedeutet, was man ja auch jetzt noch gegen Zahnweh empfiehlt, dass das Würmchen an dem Zahn zerdrückt werden solle. — Wenn 26, 47 ladano . . . quod in segetibus nascitur, contunso, geändert werden soll in: in silvestribus, so ist zu bemerken, dass §. 115 ebenso ladanum quod in segetibus nascitur contunsum steht, wo es unbeanstandet geblieben ist. — 27, 127 soll statt et sinus corporis nach quae contunsa sint duritiasque gelesen werden et sinus ulcerum; es lässt sich aber nicht recht denken, wie ulcerum in corporis hätte übergehen sollen. Vielleicht schrieb Pl. sinus contritos corporis, und das zweite Wort fiel in Folge des gleichen Anfangs mit dem dritten aus. Man hätte dabei an das Wundwerden der einer steten Reibung ausgesetzten Theile des Körpers zu denken. So spricht Celsus 8, 1 von einem sinus umeri, und Plinius bei Pflanzen 27, 71 von einem con-

Digitized by Google

cavus alarum sinus, und 29, 33 hat dieser conlisis, contritis. Dann kann corporis auch auf duritias bezogen werden, vgl. 29, 234 duritias omnes corporum. Vergleicht man aber 23, 83 prodest duritiis omnibus, volvis, auribus, ambustis u. dgl., so erscheint der Zusatz contritos nicht einmal nöthig. Ob 36, 145 mit mehr Recht ulcerum für oculorum lacunis geschrieben werden soll, fragt sich. Pl. konnte bei Dioscc. 5, 144 *κοιλώματα* mit dem folgenden *βλεφάρων* verbinden. — 27, 14 ist zu den Worten: ob id in turbinibus cadorum eam serunt ut aizoum maius bemerkt: »In turbinibus, quos nos Spunde dicimus, herba seri nequit, sucus inseritur i. e. imponitur optime. Itaque praepositionem in verbo suo reddo: ob id turbinibus cadorum eam inserunt. Hiergegen ist vor allem einzuwenden, dass inseritur nie so viel ist als imponitur, und hierher durchaus nicht passt. Ferner fragt es sich, mit welchem Rechte turbines cadorum als »Spunde« erklärt wird. Zieht man die Uebersetzungen zu Rathe, so findet sich diese Erklärung nur in der ältesten von Denso, die sonst allerdings mitunter allein das Wahre enthält; die Spätern übersetzen: »in kreiselförmige Gefässe.« Dass das Letztere das Richtige ist, zeigt die von U. unbeachtet gebliebene Verweisung auf 25, 160 maius in fictilibus vasculis seritur vermittelst der Worte ut aizoum maius. Es bleibt nur noch die Frage übrig, worauf ob id gehen soll. U. hat darauf aufmerksam gemacht, dass nach Dioscc. 3, 12 die Worte gravi odore, gustu amara nicht auf die Wurzel allein, sondern auf die ganze Pflanze gehen; er hat daher vorgeschlagen: caulis eius ... radice una ceu palo in terram demissa als Parenthese zu betrachten, desshalb könnte man in Versuchung kommen diese Worte vor ob id zu setzen, so dass sich der Sinn ergäbe; »man pflege sie in den kreiselförmigen unteren Theil einer Amphora zu pflanzen, weil sie nur eine Pfahlwurzel habe«; doch spricht die Reihenfolge der Sätze bei Dioscc. nicht dafür, und es ist das ob id also wohl auf die Worte ea utuntur . . recentibus foliis zu beziehen, in dem Sinne: »man pflanzt sie in Amphoren, um immer frische Blätter bei der Hand zu haben.« — 27, 75 in den Worten: Empetros, quam nostri calcifragam vocant, nascitur in montibus maritimis, fere in saxo; quae propius mari fuerit salsa est, soll fere in saxo als eine an den Rand geschriebene Erklärung des Namens getilgt werden, da man nicht wisse, wohin es zu beziehen sei; allein wenn die vorhergehenden Worte den Standort im Grossen angeben, enthalten diese eine Angabe im Kleinen, die sich also auch an nascitur anschliesst und namentlich wegen des fere nicht wie eine Glosse aussieht. U. liess sich wohl von dem Wunsch leiten, das folgende quae mit maritimis zusammen zu bringen, um seinen Vorschlag maritimisque plausibel zu machen, der übrigens auch unnöthig ist. Bei Dioscc. 4, 178 bezeichnet *ἐν παραλίοις καὶ ὀρεινοῖς* auch keinen doppelten Standort, wenn man erklärt: »in Gegenden, welche am Meere liegen und gebirgig sind.« Da Pl. für das eine Adjectiv ein Substantiv setzte, war es ganz natürlich,

Digitized by Google

dass er das que wegliess. Damit stimmt zusammen, dass Diosc. im Folgenden ganz allgemein sagt: ἁλυκὸν τῇ γεύσει, nicht dem folgenden τὸ δὲ προσγειότερον gegenüber τὸ μὲν παράλιον. Dass die Handschriften statt quae que haben, ist unwesentlich. — 27, 81 in den Worten Femur bubulum appellatur herba nervis et ipsis utilis wird ipsis als verdorben erklärt. Wenn aber etwas verdorben ist, so ist wohl zu lesen: appellatur herba a nervo (vgl. 19, 90); doch kann diess wohl auch wegbleiben, sofern man femur als einen sehnigen Körpertheil denkt. — 28, 4 möchte U. lesen Incipiemus ab homine ipsum sibi exquirente statt exquirentes, weil man sonst nicht wüsste, wohin ipsum bezogen werden sollte. Vergleicht man aber das Griechische αὐτὸν ἑαυτῷ, so kann ipsum auch bei einem andern Subject nicht auffallen. — 28, 117 soll die Lesart der Handschriften debente oder bebente nicht nach meinem Vorschlage in Heleniae, sondern in nepenthae geändert werden. Ich überlasse es Unparteiischen zu beurtheilen, was näher liegt. Und müsste von nepenthes illud, wie man 20, 159 und 25, 12 liest, der Genetiv nicht nepenthis heissen? — 28, 223 soll, weil Marc. Empir. c. 34 urinam asini cum luto illitam empfiehlt, statt asini urinae lutum gelesen werden asini urina et lutum, ferner §. 244. »Q. Sereni versibus quos Hard. attulit diligentius (?) consideratis: Ergo **lutum** prodest membris adhibere fricatis. Quod facit ex asino saccatus corporis humor. Nec pudeat tractare **fimum**, quod sucula fudit« statt urinae eiusdem cum suo luto illitae gelesen werden cum suillo luto. Die beiden Aenderungen beruhen auf einer Verwechslung von lutum und fimum, während doch gerade die angeführten Worte des Serenus ganz deutlich zeigten, dass es sich um den Koth handelte, den der auf die Erde fliessende Urin des Esels macht; ebenso steht, und zwar unbeanstandet, §. 222 urina asini cum luto suo, was doch nicht auf den Eselsmist gehen kann, da sich suo nothwendig auf urina zurückbeziehen muss. — 35, 158 soll nach den Handschriften des Barbarus, da B sinpuls und RV simpuis haben, statt simpuviis geschrieben werden simpulis; allein in den ältern Handschriften ist ein zwischen u und einem andern Vocal stehendes v regelmässig weggelassen, l ist aus einem grossen i für ii entstanden, also sprechen die Handschriften für simpuvlis. — 37, 63 möchte die Aenderung von visum admittentes in transmittentes nach der Anschauungsweise des Pl. nicht nöthig sein; vgl. §. 68 excipit in fine visum, und §. 66 ut aciem recipiat, was freilich U. getilgt wissen will.

Das Angeführte mag dazu dienen, auf's Neue darauf aufmerksam zu machen, welchen Schwierigkeiten das Conjecturiren bei Pl. unterliegt, so dass selbst ein Kenner dieses Schriftstellers wie Hr. U. dabei nicht genug auf seiner Hut sein kann. Uebrigens fordere ich hiermit alle Freunde des Pl. nochmals auf, das viele Treffliche, welches diese Vindiciae enthalten, in denselben selbst nachzulesen.

Erlangen. **L. v. Jan.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Beiträge zur näheren Kenntniss der Grossherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. Von Dr. Ph. A. F. Walther, Grossherzogl. Hofbibliothekar und Director der Cabinetsbibliothek. Darmstadt 1867. Verlag der Hofbuchhandlung von Jonghaus. 157 S. gr. 8.

Während von den verschiedenen Bibliotheken Süddeutschlands mehr oder minder ausführliche Beschreibungen vorliegen, entbehrte die Darmstädter Hofbibliothek, die wahrhaftig nach ihrem Umfang wie nach ihrer Bedeutung sich mit so vielen grösseren Bibliotheken messen kann, noch einer solchen Darstellung. Freuen wir uns, dass der Ablauf eines halben Jahrhunderts seit ihrer dermaligen Zusammensetzung und Organisation die erwünschte Gelegenheit bot zur Abfassung der vorliegenden Schrift, die sich über die Geschichte dieser Bibliothek sowie über ihren dermaligen Bestand verbreitet und uns zugleich mit den Hauptschätzen und Seltenheiten derselben in einer so befriedigenden Weise bekannt macht. Allerdings hat diese Bibliothek kein so hohes Alter anzusprechen: sie ist im Ganzen eine Schöpfung dieses Jahrhunderts, und verdankt, wenn auch nicht ihre erste Entstehung, so doch ihre eigentliche Bildung und Zusammensetzung einem Fürsten, der nicht blos für die Kunst ein grosses Interesse hatte, sondern auch, und er steht in dieser Beziehung in seiner Zeit fast einzig in Deutschland da, von einem gleichen Interesse für die Wissenschaft und wissenschaftliche Sammlungen beseelt war Kein deutscher Fürst hat aus seiner Privatkasse solche Mittel dazu verwendet und solche Summen geopfert, wie sie dieser Fürst aufwendete, und wir wiederholen es, nicht aus Mitteln des Landes, sondern aus den eigenen Ersparnissen. Und selbst jetzt dürfte kaum eine Bibliothek in Deutschland sich finden, auf welche, sei es aus Staatsmitteln, sei es aus Kronmitteln, solche Summen verwendet werden, wie sie in dem zweiten und dritten Decennium unseres Jahrhunderts dieser Büchersammlung zugeflossen sind. Wir werden diess alsbald noch näher mit Zahlen belegen.

In der Geschichte der Hofbibliothek, welche der erste Abschnitt enthält, wird eine ältere und eine neuere Periode unterschieden; die letztere beginnt mit dem Regierungsantritt eben des Fürsten, der die Bibliothek zu dem erhoben hat, was sie jetzt ist. Denn bedeutend kann das, was vorher, d. h. vor dem Jahre 1790 sich vorfand, kaum genannt werden. Die ersten Anfänge der Darmstädter Hofbibliothek gehen zurück bis in die zweite Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo der gelehrte und wissenschaftlich

Digitized by Google

gebildete Landgraf Ludwig VI., der selbst eine metrische, auch gedruckte Uebersetzung der Psalmen gefertigt hatte, die in verschiedenen Schlössern und öffentlichen Gebäuden befindlichen Bücher in das neue Schloss zu Darmstadt bringen liess und damit die erste Anlage einer Schlossbibliothek schuf, deren Aufstellung jedoch erst nach seinem Tode im Jahr 1692 stattfand. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts kamen insbesondere zwei Bibliotheken hinzu, die sogenannt Hanauische und die Hombergk'sche; nicht minder einflussreich und bedeutsam für die ganze Gestaltung der Bibliothek war der Eintritt des als Geschichtschreiber seines Landes so bekannten und mit Recht gefeierten Wenck, in die Stelle eines Bibliothekars; seine Verdienste um die Ordnung der Bibliothek, wie um deren Benützung werden hier des Näheren geschildert. Er erlebte noch den Regierungsantritt des Fürsten, mit welchem die neue Periode der Bibliothek beginnt: wir können den Geist, in welchem dieser Fürst die Bibliothek betrachtete und geleitet wissen wollte, nicht besser kennzeichnen, als wenn wir die von unserm Verfasser S. 25 mitgetheilten Worte eines die Anschaffung von Büchern betreffenden, an den Bibliothekar gerichteten Rescriptes vom 7. Novbr. 1791 hier anführen. In demselben heisst es wörtlich: »Wir fügen Euch zur Nachachtung zugleich bei, dass hinführo bei der Auswahl durchaus mehr auf grössere, seltenere, ausländische und vorzügliche Hauptwerke, als auf neuere, besonders Handbücher, deren Jeder vom Metier doch immer selbst haben und sich anschaffen muss, Rücksicht zu nehmen ist; indem doch die Absicht öffentlicher Bibliotheken nicht eigentlich ist, die Anschaffung von privat Büchersammlungen entbehrlich zu machen, sondern diesen nur durch ihre reichere und seltenere Schätze zu Hülfe zu kommen und privat Gelehrte in ihren Bemühungen zu erleichtern.«

Neben dieser Hofbibliothek bestand aber noch eine besondere Cabinetsbibliothek, deren Grundbestandtheil die von der Mutter dieses Fürsten gesammelte Bibliothek bildete: die eine wie die andere erhielt bedeutenden Zuwachs, namentlich durch Ankauf ganzer Bibliotheken, die hier namhaft gemacht werden, sowie insbesondere durch die Schenkung des Baron von Hübsch in Cöln, über welche S. 29f. näher berichtet wird. Auch aus Klosterbibliotheken fiel Einiges zu, und fällt in diese Zeit zunächst die Erwerbung von circa zweihundert Manuscripten der ehemaligen Cölner Dombibliothek, welche von da nach dem Kloster Waddinghausen bei Arnsberg im Jahr 1794 geflüchtet worden waren, und mit dem Anfall dieses ehedem curcöllnischen Landstrichs an das Grossherzogthum Hessen nach Darmstadt gebracht und mit der Hofbibliothek vereinigt wurden. Diese zum Theil sehr werthvollen handschriftlichen Schätze sind bekanntlich im Jahre 1867 in Folge des 1866 abgeschlossenen Friedens wieder nach Cöln zurückgewandert.

Diese bedeutenden Vermehrungen der beiden Bibliotheken brachten den Fürsten, der mit so vieler Theilnahme und mit so

Digitized by Google

bedeutenden Opfern auf die Erweiterung und Vermehrung dieser Bücherschätze bedacht war, auf den Gedanken, beide Bibliotheken mit einander zu vereinigen, und so ein grossartiges Ganze zu schaffen, das jetzt an gedruckten Werken 125,495 oder 376,485 Bände, 74,000 Dissertationen und kleine Schriften, so wie 3000 Handschriften, 12,000 Karten, und an Doubletten 28—30,000 Bände zählt. Dabei war er so glücklich, in der Person des von ihm an die Spitze der vereinigten Bibliothek gestellten, späteren Geheimerath Andr. Schleiermacher einen Mann zu finden, der die Intentionen des edlen Fürsten auszuführen, Alles zu ordnen und in trefflicher Weise fortzuführen verstand. Und in seinem Sinne haben auch seine Nachfolger bis zu dieser Stunde gehandelt, und die Bibliothek nach dem Zwecke des edlen Gründers, zum Nutzen und Frommen des Publikums und der gelehrten Welt verwaltet. Die Anstalt soll nach der testamentarischen Bestimmung ihres Gründers zum untheilbaren und unveräusserlichen Fideicommiss des grossherzoglichen Hauses gehören, aber als Staatseigenthum betrachtet und behandelt werden, daher auch der Staat jetzt die Dotation übernommen hat. Wohl mag man sich wundern, wie in verhältnissmässig so kurzer Zeit eine so umfassende Bibliothek zu Stande kommen konnte: nur die bedeutenden, aus den Privatmitteln des Fürsten geflossenen Summen vermögen uns diess zu erklären. Der Verf. hat darüber S. 28 und 36 genaue Mittheilungen und zwar in Zahlen gegeben, welche uns in Staunen setzen; sie sind den Cabinetscasseurechnungen, welche noch vorliegen, entnommen, mithin authentisch. Schon im Jahre 1790 wurden für Anschaffungen für die Cabinetsbibliothek und die übrigen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen verausgabt 5931 fl., im Jahr 1793 aber 10957 fl., in den schweren Kriegsjahren 1812—13 dagegen 37986 fl. 53 kr., im Jahre 1813—14 26284 fl., im Jahre 1814—15 31251 fl. 39 kr., im Jahre 1815—16 32933 fl. 11 kr., in dem folgenden Jahr 1816—17 sogar 43070 fl. 58 kr., und so geht es fort in den nächstfolgenden Jahren bis zu dem Jahre 1830; als Durchschnittssumme ergibt sich immerhin eine jährliche Verwendung von circa dreissigtausend Gulden! Ehren wir das Andenken eines Fürsten, der zwar nur über ein verhältnissmässig kleines Land gebot, aber mehr für die Wissenschaft in jener Zeit gethan hat, als andere Fürsten, die grosse Länder beherrschen und über Millionen von Bewohnern gebieten!

Der zweite Abschnitt: »Ein Gang durch die Bibliothek« lässt uns die inneren Räume der Bibliothek, die Ordnung und Aufstellung des Ganzen kennen und macht dabei auf die Hauptwerke jeder Abtheilung, so wie auf besondere Merkwürdigkeiten und Seltenheiten aufmerksam. Im dritten Abschnitt folgt eine Zusammenstellung aller der Incunabeldrucke, welche auf der Bibliothek sich befinden, und zwar nach den Städten, wo die Werke gedruckt wurden und hier nach den einzelnen Officinen, beides in alphabe-

Digitized by Google

tischer Ordnung. Man ersieht bald aus dieser Zusammenstellung, welchen Reichthum diese Bibliothek an seltenen Drucken besitzt, die vor das Jahr 1500 fallen. (S. 77 ist statt Brixen zu setzen: Brescia, lateinisch Brixia, das wohl zu unterscheiden ist von Brixina oder Brixinum, dem heutigen Brixen in Tirol, das keine derartigen alten Drucke aufzuweisen hat). Im vierten Abschnitt folgt eine ähnliche Zusammenstellung der älteren Holzschnittwerke namhafter Künstler in der Hofbibliothek, wohlgeordnet nach den einzelnen Malerschulen; im sechsten kommen die Handschriften an die Reihe, und werden die nahmhaftesten hier aufgeführt und beschrieben. Die, wie schon oben erwähnt, nach Cöln wieder zurückgewanderten Handschriften fehlen natürlich in diesem Verzeichniss, das ja nur den jetzigen Bestand der Bibliothek in Betracht ziehen kann: und doch wird der Mann des Fachs auch nach den früheren kurzen Mittheilungen des verstorbenen Knust in dem Archiv von Pertz, ein näheres und eingehenderes Verzeichniss dieser Handschriften wohl wünschen, zumal bei der Bedeutung, die einzelne derselben jedenfalls anzusprechen haben: die neuen, oder vielmehr die älteren Besitzer dieses handschriftlichen Schatzes werden sich hoffentlich die Aufstellung eines solchen Verzeichnisses, so wie dann auch die Veröffentlichung desselben angelegen sein lassen. Der sechste Abschnitt verbreitet sich über eine unter dem Titel »Thesaurus Picturarum« seit 1644 in der Bibliothek aufbewahrte Sammlung von Abbildungen verschiedener Art, in Federzeichnung, Aquarellmalerei, Holzschnitt, Kupferstich, nebst den dazu gehörigen, theils schriftlichen, theils auch gedruckten Erläuterungen, in Allem 32 Bände; diese von einem Pfälzischen Kirchenrath Marcus zum Lamb in den Jahren 1572—1620 angelegte Sammlung ist in so fern von Wichtigkeit, als sie über jene Zeit und die einzelnen in dieselbe fallenden Ereignisse sich verbreitet und diese in Bildern darzustellen sucht, welche mit den nöthigen Erklärungen begleitet sind. Der Verf. hat als Probe den Inhalt von zwei dieser Bände mitgetheilt, und sind wir ihm recht dankbar, dass er dazu gerade die beiden Bände wählte, welche die damalige Rheinpfalz und ihre Regenten zu Heidelberg betreffen; wir finden darin neben zahlreichen Trachten, Porträts fürstlicher Personen meistens aus dem pfalzgräflischen Hause, auch nicht Weniges, was in topographischer oder geschichtlicher Beziehung beachtenswerth erscheint, so im ersten Band, der die Jahre 1559—1583 befasst, zwei Abbildungen des Heidelberger Schlosses, welche jedenfalls zu den ältesten der noch vorhandenen gehören, da, so weit wir wissen, selbst in Heidelberg keine über das Jahr 1600 hinausgehende Abbildung der Stadt und des Schlosses existirt; eine Abbildung der Enthauptung des Pfarrers Silvanus, der zu Heidelberg auf dem Markt am 23. Decbr. 1572 hingerichtet ward; oder im andern Bande, welcher sich zwischen den Jahren 1558 bis 1604 hält, eine Abbildung, welche uns darstellt, wie der Pfalzgraf von der Messe heimkehrende Han-

Digitized by Google

delsschiffe gegen die Zumuthungen der Speyrer schützt, welche die vorbeifahrenden Schiffer zwingen wollten ihre Güter in Speyer umzuladen. Die dazu gehörige Erläuterung hat der Verf. als Probe S. 149 ff. in einem Abdruck mitgetheilt; ebenso S. 155 ff. die Erläuterung zu einem Bilde, welches einen Prospect des im Jahre 1604 errichteten neuen Baues im Heidelberger Schloss liefert. Hiernach können wir nicht zweifeln, dass in diesen Bänden Manches sich vorfindet, was von den Geschichtschreibern der alten Rheinpfalz noch nicht benutzt worden und doch für geschichtliche und topographische Zwecke von Wichtigkeit ist, wesshalb wir darauf die Forscher vaterländischer Geschichte wohl aufmerksam machen möchten.

Wir begnügen uns mit diesem kurzen Bericht, aus dem wenigstens Umfang und Bedeutung dieser Bibliothek entnommen werden kann, die eins der schönsten Denkmale bildet, das der oben genannte Fürst, der erste Grossherzog des Landes, sich in dem dankbaren Herzen der Nachwelt gestiftet hat. Wir können, beschränkt durch den uns zugemessenen Raum, nicht weiter in das Einzelne des Bestandes dieses Bücherschatzes eingehen, der einen ungemeinen Reichthum der werthvollsten und seltensten Werke enthält, wie sie nur in wenig Bibliotheken angetroffen werden, und Zeugniss giebt von der treuen Sorge derer, welchen die Erhaltung und Vermehrung dieser Schätze anvertraut ist. Man werfe, um sich davon zu überzeugen, nur einen Blick auf die S. 46 ff. aus dem Bereiche der Architektur und der Kunstgeschichte überhaupt, aus dem Bereich der Reisen, der Geographie und Geschichte, und selbst aus dem Gebiet der Naturgeschichte angeführten Prachtwerke, um sich davon zu überzeugen, und so können wir nur wünschen, dass die Anstalt, von der uns diese Beiträge ein so schönes Bild entwerfen, in dem Sinn und Geist ihres edlen Gründers, wie bisher, so auch in der Folge fortgeführt werde, zum Nutz und Frommen der Wissenschaft und zur Verbreitung gründlicher Bildung, die wohl ein Bedürfniss unserer Zeit genannt werden kann.

Chr. Bähr.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Fünfter Band. Leipzig, Leopold Voss. 1867.

Zu den bisher erschienenen, von dem Unterzeichneten in diesen Blättern angezeigten Bänden der G. Hartenstein'schen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken ist nun auch der fünfte Band hinzugekommen. Er umfasst zwei wichtige Werke des grossen Philosophen, mit welchem der gesammte Entwicklungsgang unserer neuern Philosophie beginnt, und von dem Jeder, der in der speculativen Philosophie zu einem befriedigenden Ziele kommen will, ausgehen

Digitized by Google

muss. Diese Werke sind die beiden Kritiken, welche sein Epoche machendes Hauptwerk, die Kritik der reinen Vernunft, ergänzen die Kritik der praktischen Vernunft und die Kritik der Urtheilskraft. Während in der Kritik der reinen Vernunft untersucht wird, in wie fern sie die Principien für das Erkennen aufstellt, ist in der Kritik der praktischen Vernunft die Vernunft als Aufstellerin der Principien für das Begehren und Handeln, in der Kritik der Urtheilskraft die Vernunft als Aufstellerin der Principien für das Gefühl der Lust und Unlust Gegenstand einer kritischen Untersuchung. So bilden erst die drei Kritiken zusammen das ganze, nothwendig zusammenhängende System des Kant'schen Kriticismus. Gewöhnlich glaubt man, mit Kant's System fertig zu sein, wenn man sich an die negativen Resultate seiner Kritik der reinen Vernunft hält, einen ziemlich geringschätzigen Seitenblick auf die Kritik der praktischen Vernunft wirft und nebenher für den Entwicklungsgang der Aesthetik die Kritik der Urtheilskraft gelten lässt. Für einen parteilosen Darsteller des Kant'schen Systems ist die genaue Würdigung aller drei Kritiken gleich nothwendig, und Manches von dem, was die Kritik der reinen Vernunft enthält, erhält durch das Studium der beiden andern Kritiken für eine richtige Auffassung der Kant'schen Weltanschauung eine andere Bedeutung. Kant zieht in seiner Kritik der reinen Vernunft die Grenze zwischen Wissen und Glauben. Der Gegenstand des Wissens ist ihm einzig und allein die Erfahrungswelt, und alle synthetischen Urtheile a priori beziehen sich auf diese. Damit hat er den Glauben nicht verworfen. Während die theoretische Vernunft nicht über das Gegebene hinaus kann, ist die praktische Vernunft autonom; sie stellt sich selbst die oberste, für alle Vernunftwesen nothwendig geltende Maxime der Gesinnung und Handlung, frei von materiellen Motiven, auf. Freiheit, Unsterblichkeit und Gott sind unbedingte Forderungen der das Sittengesetz aufstellenden Vernunft. Der Glaube wird als reiner Vernunftglaube aus der sittlichen Natur des Menschen begründet. Auf der Grundlage des Sittengesetzes erhält der Glaube durch die Vernunft und in der Vernunft seine nothwendige Berechtigung und Begründung. Man darf Kant nicht in dem Sinne nehmen, wie sich folgerichtig, von seinen Principien ausgehend, sein System hätte entwickeln können und sollen, sondern man muss ihn so nehmen, wie er in seinen Werken vorliegt, selbst, wenn er uns nach diesen inconsequent erscheint. Zudem ist es unrichtig, in Kant's Kritik der reinen Vernunft mit Rosenkranz, Michelet, Schopenhauer und andern allein das Princip des subjectiven Idealismus finden zu wollen. Kant wollte den Realismus und Idealismus vermitteln; der Stoff oder das Afficirende war ihm das realistische, die Form oder die Anschauungs- und Denkkategorie das idealistische Princip. Aus der Unerkennbarkeit des Dinges an sich folgt nicht seine Nichtexistenz, da es sich uns als afficirend aufnöthigt. Wir wissen wohl, dass ein Afficirendes ist, aber nicht,

Digitized by Google

was es ist. Es ist uns gegeben und kommt nicht von uns, sondern wirkt von Aussen auf uns durch die Sinne. Die Missverständnisse, welche aus Kant's Aeusserungen über das Ding an sich in der ersten Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft hervorgingen, hat er in der zweiten beseitigt. Aber nicht nur die Aenderungen in der zweiten und den folgenden Auflagen, sondern auch die Prolegomena, welche schon 1783 erschienen, sprechen für die Nothwendigkeit der Annahme eines realistischen Factors neben dem idealistischen in Kant's Erkenntnisstheorie. In dieser Hinsicht ist auch Ueberwegs Dissertatio de priore et posteriore forma Kantianae critices rationis purae, 1862, zu vergleichen. Kant hat darum seinen anfänglichen Gedanken nicht wesentlich geändert. Er hat sich nicht selbst misskannt, oder gar, wie ihm Schopenhauer vorwirft, heuchlerisch verleugnet. Eben so unrichtig ist es, wie ein neuerer Philosoph meinte, dass Kant seine Kritik der praktischen Vernunft gleichsam nur zum Scherze schrieb, um zu zeigen, wie man das, was er theoretisch vernichtete, etwa praktisch retten könne. Der reinste sittliche Ernst und eine wahrhaft religiöse Gesinnung sprechen aus diesem Werke, zu dessen weiterem Verständnisse als Anhang die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft (1793) dient.

Seine Kritik der Urtheilskraft hat, wie schon die allgemeinen Vordersätze und die Analytik und Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft zeigen, nicht nur für die Aesthetik die bekannte, Epoche machende Bedeutung, sondern auch durch die Lehre von den Zwecken und der Zweckmässigkeit und der Stellung des Gefühls zu dieser eine vermittelnde Stellung zwischen der als alleiniges Resultat der Kritik der reinen Vernunft für das Erkennen gewonnenen Erfahrungswelt und zwischen der als Resultat der Kritik der praktischen Vernunft begründeten übersinnlichen Ideenwelt. Die Zwecke leiten aus der Mannichfaltigkeit der Erfahrungswelt hinüber zur Einheit der Ideenwelt. Borowski hat in seinem Leben Kant's unrichtig das Jahr 1787 als das Jahr der Herausgabe der Kritik der praktischen Vernunft bezeichnet. Der Irrthum ist dadurch entstanden, dass dieses Werk schon zu Ende des Jahres 1787 vollendet war und Kant über die damals fertigen Bogen verfügen konnte. Die erste Ausgabe hat aber auf dem Titelblatte die Aufschrift: Riga, J. F. Hartknoch, 1788. Die zweite Ausgabe erschien 1792; bei Kant's Leben wurden noch eine dritte und vierte bis 1797 ausgegeben. Die Ausgaben sind sämmtlich unverändert. Sie stimmen im Texte, in der Einrichtung des Druckes, selbst in der Abtheilung der Seiten und Zeilen mit der ersten überein. Die zweite Ausgabe hat einige Druckfehler berichtigt. Uebrigens sind alle bei Kant's Leben erschienenen Auflagen gleich nachlässig gedruckt. Der gelehrte Herr Herausgeber fand »eine ziemlich grosse Anzahl von Stellen, in denen eine kleine, in den allermeisten Fällen selbstverständliche Berichtigung erforderlich war.« Diese

Digitized by Google

Berichtigungen werden in der Vorrede (S. III und IV) angegeben. In dieser berichtigten Gestalt eröffnet nach der Vorrede und dem genauen Inhaltsverzeichniss die Kritik der praktischen Vernunft (S. 1—169) den fünften Band. Anders ist das Verhältniss der verschiedenen Ausgaben bei der Kritik der Urtheilskraft, welche S. 170—500 folgt.

Die erste Ausgabe ist von 1790 (Berlin und Libau bei Lagarde und Friederich). Nach Rosenkranz (Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken Bd. IV, S. IV) hat Kant auch in den späteren Ausgaben »nie eine Veränderung damit vorgenommen.« Darum hielt er sich bei der Herausgabe der Kritik der Urtheilskraft an die erste Ausgabe und nahm von der zweiten »nicht die geringste Notiz« (S. IV). Schon die »flüchtige Vergleichung« einiger Blätter aber zeigt die Unrichtigkeit dieser Behauptung. Der gelehrte Herr Herausgeber der vorliegenden chronologischen Sammlung von Kant's Schriften führt zum Belege eine lange Anmerkung in der Einleitung der zweiten Ausgabe an, welche in der ersten fehlt. Die zweite Ausgabe erschien 1793. Ausser einem Nachdruck (Frankf. u. Leipzig 1794) folgte 1799 die dritte und bei Lebzeiten Kant's letzte Ausgabe. Die zweite Ausgabe erhielt eine viel sorgfältigere Behandlung, als die erste, wie sie mit Ausnahme der Kritik der reinen Vernunft kaum bei irgend einem andern Kant'schen Werke angewendet wurde. Die Veränderung bezieht sich dem grösseren Theile nach auf die Form. Gleichlautende, unmittelbar auf einander folgende Worte wurden vermieden, allzu schwerfällige Constructionen aufgelöst, mangelhafte Sätze ergänzt, stylistische Härten möglichst beseitigt, bisweilen auch dem betreffenden Satze der richtige oder »überhaupt ein Sinn verschafft« (S. V). Bisweilen sind in der zweiten Ausgabe auch einige Worte oder eine erläuternde Parenthese der grösseren »Schärfe und Bestimmtheit wegen« hinzugefügt. Auch kamen ganz neue Sätze und Anmerkungen hinzu (S. V.).

In der vorliegenden Sammlung hält sich der Herr Herausgeber selbstverständlich an diese von Kant selbst verbesserte zweite Auflage (von 1793), nicht, wie Rosenkranz, welcher die Verbesserungen der zweiten übersah, an die erste. In den mit Zahlen bezeichneten Anmerkungen werden die Abweichungen der ersten Ausgabe vom Texte der zweiten angegeben. Die Angabe ist vollständiger, als dieses in der ersten G. Hartenstein'schen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken der Fall war. Natürlich wird in den Anmerkungen nicht auf die verbesserten Interpunktionen und Druckfehler hingewiesen. Diejenigen kleinen und wenigen Verbesserungen, welche in dem Texte der zweiten Ausgabe in diesem Sinne nöthig wurden, werden S. VI der Vorrede angedeutet. In den Originalausgaben fehlt in der Reihenfolge der Paragraphen §. 54. Zur Vermeidung der Verwirrung bei der folgenden Para-

Digitized by Google

graphenzahl ist der Anmerkung zu §. 53 die fehlende Paragraphenzahl gegeben worden. Das in den Originalausgaben auf die Einleitung folgende Inhaltsverzeichniss wurde hinweggelassen, da es genau nach Theilen, Abschnitten und Büchern in dem ausführlichen Inhaltsverzeichniss des vorliegenden Bandes gegeben ist. Die Abweichungen von der ersten Ausgabe sind zum Theile so, dass sie wesentlich Neues enthalten, so die grosse Anmerkung S. 183 und 184, welche zum Verständnisse des Textes wichtig ist, der sich auf die Musik beziehende Zusatz im Texte der zweiten Auflage, welcher in der ersten fehlt, und mit der dazu gehörigen Anmerkung der zweiten Auflage beweist, wie genau Kant bei der Auflage von 1793 den ursprünglichen Text durchging. Der Zusatz lautet S. 340 und 341: »Ausserdem hängt der Musik ein gewisser Mangel der Urbanität an, dass sie, vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente, ihren Einfluss weiter, als man ihn verlangt (auf die Nachbarschaft) ausbreitet, und so sich gleichsam aufdringt, mithin der Freiheit Anderer ausser der musikalischen Gesellschaft Abbruch thut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht thun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will. Es ist hiemit fast so, wie mit der Ergötzung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch, bewandt. Der, welcher sein parfümirtes Schnupftuch aus der Tasche zieht, tractirt Alles um und neben sich wider Willen, und nöthigt sie, wenn sie athmen wollen, zugleich zu geniessen; daher es auch aus der Mode gekommen ist.« Dazu gehört die ebenfalls in der ersten Ausgabe fehlende Anmerkung: »Diejenigen, welche zu den häuslichen Andachtsübungen auch das Singen geistlicher Lieder empfohlen haben, bedachten nicht, dass sie dem Publikum durch eine solche lärmende (eben dadurch gemeiniglich pharisäische) Andacht eine grosse Beschwerde auflegten, indem sie die Nachbarschaft entweder mitzusingen oder ihr Gedankengeschäft niederzulegen nöthigten.« Zu dieser Bemerkung, welche ganz richtig ist, veranlasste Kant wohl Selbsterlebtes. Was den im Texte befindlichen Zusatz betrifft, so kann man das, was Kant einen Mangel der Musik nennt, auch als einen Vorzug bezeichnen. Ihr Eindruck ist nicht für Einen allein, sondern, wie in einem Monstreconcert, zu gleicher Zeit für Tausende vorhanden, während die Werke der Malerei und Plastik immer nur wenigen gleichzeitig den Genuss des Schönen bereiten. Kant hat bei dem von ihm angedeuteten Mangel entweder nur die Disharmonie, um welche es sich aber bei'm Genuss des Schönen nicht handeln kann, oder solche Menschen im Auge, denen die Productionen der Tonkunst entweder überhaupt nicht zusagen, weil ihnen der musikalische Kunstsinn fehlt, oder, welchen ein Tonstück in dem Augenblicke einer bestimmten Beschäftigung, oder, weil sie es nicht ganz, sondern nur undeutlich vernehmen, gleichgültig oder gar widrig ist. So wenig aber die Disharmonie in der Musik

Digitized by Google

schön ist, so wenig kann man ein Tonstück lediglich nach denen beurtheilen, welchen es, da sie sich in besonderen Stimmungen oder Verhältnissen befinden, unangenehm ist. Gerade in der gleichzeitigen Empfindung des Tonschönen durch Viele liegt nicht ein Mangel, sondern ein Vorzug der Tonkunst. Kant deutet auch in der Kritik der Urtheilskraft und zwar in der Methodenlehre der teleologischen Urtheilskraft (S. 463 u. 464) in derselben Weise auf das Postulat der Gottesidee hin, wie er dieses in der Kritik der praktischen Vernunft gethan. Er baut den sittlichen Vernunftglauben an das Dasein Gottes auf die von der praktischen Vernunft nothwendig geforderte Harmonie der Tugend und Glückseligkeit, auf die Disharmonie dieser beiden Güter im gegenwärtigen Leben und auf die für die sittliche Forderung vorhandene Nothwendigkeit eines dieselben ausgleichenden und die verlangte Harmonie herstellenden Wesens. »Diese zwei Erfordernisse (Sittlichkeit und Glückseligkeit), sagt er S. 464, des uns durch das moralische Gesetz aufgegebenen Endzweckes können wir aber nach allen unseren Vernunftvermögen, als durch blosse Naturursache verknüpft und der Idee des gedachten Endzweckes angemessen, unmöglich vorstellen. Also stimmt der Begriff von der praktischen Nothwendigkeit eines solchen Zwecks durch die Anwendung unserer Kräfte nicht mit dem theoretischen Begriffe von der physischen Möglichkeit der Bewirkung desselben zusammen, wenn wir mit unserer Freiheit keine andere Causalität (eines Mittels), als die der Natur verknüpfen. Folglich müssen wir eine moralische Weltursache (einen Welturheber) annehmen, um uns, gemäss dem moralischen Gesetze, einen Endzweck vorzusetzen, und, soweit als das Letztere nothwendig ist, soweit (d. i. in demselben Grade und aus demselben Grunde) ist auch das Erstere nothwendig anzunehmen, nämlich es sei ein Gott.« Zu dieser Andeutung im Texte der ersten Ausgabe, welche auch in den spätern stehen geblieben ist, macht Kant in der zweiten Ausgabe (S. 464) die Anmerkung. »Dieses moralische Argument soll keinen objectiv gültigen Beweis vom Dasein Gottes an die Hand geben, nicht dem Zweifelgläubigen beweisen, dass ein Gott sei: sondern dass, wenn er moralisch consequent denken will, er die Annehmung dieses Satzes unter die Maximen seiner praktischen Vernunft aufnehmen müsse. — Es soll damit auch nicht gesagt werden: Es ist zur Sittlichkeit nothwendig, die Glückseligkeit aller vernünftigen Weltwesen gemäss ihrer Moralität anzunehmen; sondern: Es ist durch sie nothwendig. Mithin ist es ein subjectiv, für moralische Wesen hinreichendes Argument.« Auch hier zeigt sich wieder, dass die so genannten Postulate der praktischen Vernunft sich nicht auf das Wissen, sondern lediglich auf den sittlichen Willen und auf den Glauben beziehen. Mit Spannung sehen wir der Vollendung dieser Sammlung entgegen, deren Herausgeber sich nicht nur durch die be-

Digitized by Google

reits erschienenen Bände derselben, sondern auch durch seine frühere Herausgabe der Werke Kant's und Herbart's in so rühmlicher Weise bewährt hat.

v. Reichlin-Meldegg.

Martin, H., La Russie et l'Europe. Paris 1866.

Der Verfasser beabsichtigt mit seinem Buche einen Zweck, den seine *Préface* sehr durchsichtig ankündigt, und auf den wir erst weiter unten kommen werden. Er ist es nicht, um dessentwillen wir einem Berichte über das im Uebrigen fleissig vorbereitete und gut geschriebene Werk uns gewidmet haben. Gewissen historischen Details, wofür er in Nestor (S. XII)*) und Karamsin (1765 bis 1826)**) massgebende Vorarbeiten zu befragen hatte, die er aber mit eigenen Beobachtungen durchsetzt, glauben wir einige Aufmerksamkeit schuldig zu sein. Nur werden wir, statt sie eingehender hier auszunutzen, vielmehr uns bescheiden, sie zu berühren, und so einem Werke einen Dienst leisten, das nicht zu den wenigst bedeutsamen in der neuesten Literatur über gewisse Fragen gehört, die, indem sie die europäische Gesellschaft in fortwährender Aufregung erhalten, die Interessen der Wissenschaft so tief berühren.

Das erste Kapitel führt aus, dass die Grundlage des russischen Reiches finnisch, oder allgemeiner zu reden, turanisch ist. Als den wahren Vater dessen, was man Russland nennt, den wahren Gründer Moscoviens betrachtet er nämlich Andreas, den Sohn Youri Dolgoruki's des Gründers von Moskau, und hierauf hat er seinen Beweis gebaut: Weil dieser russische Fürst seinen Regierungssitz in Suzdal (heute Wladimir) also unter den Finnen hatte, und ihn auch dort sogar dann behielt, als er Kiew erobert (1169) und sich zum Grossfürsten hatte ausrufen lassen! Die Untersuchung, wie viel slavisches oder scandinavisches Blut in den Adern von Grossrussland fliesst, lehnt er ab und entscheidet die Frage, ob es europäisches Element daselbst gebe, durch Hinweis auf den primitiven turanischen Hintergrund, womit sich ein europäisches Element verbunden habe. Die Söhne Rurik's (Rurikowicz) nennt er *déserteurs du génie européen*, die unter den Finnen einen asiatischen Despotismus haben gründen wollen und gegründet haben***), der nicht

---

*) *Chronique de Nestor, trad. en français par M. L. Paris 1834.*

**) *Histoire de Russie. Traduit en fr. par St. Thomas et Jouffret* (8 Bde. Paris 1819—20).

***) Man wird von den ethnographischen Notizen hier nur bereits Bekanntes erwarten: Die Liächen (Lyioi b. Strabo, Lygii b. Tacitus) oder Polanes (b.

Digitized by Google

einfache historische »Vegetation«, wie die fatalistische Schule sich ausdrücke, sondern ein berechnetes System *(conception réfléchie)* von seiner Gründung, unter Andreas an, und auch bei seiner Erneuerung und bei seiner Umbildung, unter Peter dem Grossen gewesen sei.

Auf Grund hiervon würde man die Gränze Europa's nicht erst beim Ural finden, sondern beim Dnijper, und dies ist nicht etwa erst eine Folgerung bei dem Verf., sondern eine Forderung, die er mit bewusster Methode schon vorher stellt. Dieser Passus, der mit Schnitzler*) für die Bestimmung der Ostgrenze Europa's die Theorie der Stromgränze zu Hülfe nimmt, ist nicht blind gegen die Schwäche, woran der Schnitzler'sche Beweis, dass Russland bis zum Ural zu Europa gehöre, krankt. Aber zu verlangen, wer nicht die Flussgrenze für Russland anerkenne**), sondern die Gebirgsgrenze, wie die Deutschen, dass der müsse die Karpathen zur Grenze nehmen, und durch die Richtung des Riesengebirges eine Linie legen, die bis zur Elbmündung führe, scheint auch eine Krankheit, nur die entgegengesetzte, die dem Leser erspart, in seinen Gedanken bis nach China zu gehen, wie der Verf. dem Beweise Schnitzler's nachsagt, um noch auf europäischem Boden zu sein.

In der Folge erfahren wir, dass das slavische Russland, welches mit Litthauen und Polen sich vereinigte, von ihm als ein Volk von europäischer Abkunft anerkannt wird (S. 43), dass hingegen das finnische Russland auf dem ihm von Andreas geöffneten Wege einer anderen Bestimmung folgte, als deren wichtigste Phase der Uebergang von Suzdalien in Moskovien, und die Verlegung des Grossfürstenthums von Wladimir nach Moskau (1328) durch Iwan I. bezeichnet wird. Diesem ersten Aufschwung seit der Mongoleninvasion folgte ein Jahrhundert der inneren Sammlung. Mit Iwan III. begann dann für Moskau die Aera der Machterweiterung, die seitdem keine Grenzen gekannt hat.

Die Ergebnisse der in den folgenden Capiteln angestellten geschichtlichen Untersuchungen, insbesondere über die Zeiten, seit Russland in dem Testament Peters d. G. eine politische Tradition zu befolgen erhalten hatte, münden alle in die Absicht ein, welche

---

Ptolem.) an der mittleren Weichsel, die Slaven (Slovenen) in Nowgorod und Izborsk, die Scandinavier im heutigen Finnland, dazu kommen zwischen Wolga und Ural die Finnen (ihr Name bei Tacitus), von den Slaven Tschuden genannt. Von diesen bedrängt, rufen die Slaven die Waräger, aus dem schwedischen Gau Ross-Lagen, in der Gegend von Upsala herüber, die von drei Brüdern, darunter Rurik, geführt, erobernd auftreten. (Uebrigens vgl. S. 823.) Seit dieser (s. IX) wird erst von Russen gehört. Ihr fester Sitz wird Kiew.

*) *L'empire des Tsars. T. I, p. 1—6.* Vgl. unsere Anzeige dieses Werkes in den Heidelb. Jahrb. 1866. No. 37 ff.

**) Wie die Romanen (vgl. Heidelb. Jahrbb. 1867. S. 619), speciell der Verf. als Franzose.

Digitized by Google

dem Buche das Dasein gegeben hat, in Russland den Feind Europa's, der von Epoche zu Epoche sich nach Westen ausbreite, recht anschwärzen.*)

Aber als eigentliches Feld ist dem Vorurtheil, dass Europa immer mehr Russland zu fürchten bekommen wird, der zweite Theil eingeräumt, und hier wieder das dritte Capitel S. 224—262.

Wir haben die Berechtigung jener Befürchtung hier, wo wir die Materialien der Publicistik zu erörteren uns versagen zu müssen glauben, weder zu bestreiten, noch gar zu bestätigen. Wir bemerken nur, der Verf. hätte sich die Aufgabe stellen können, zu erörtern, welche Idee denn durch den Untergang Polens nun ungelöst bleiben wird. Da müsste doch die Entscheidung des Buches liegen.**) Wir sehen im Uebrigen davon ab, seine einseitig inspirirte Idee in das Licht der Beurtheilung zu rücken***); wir wollen sein Werk nicht ganz aus der Hand legen, ohne auf jene Excurse aufmerksam zu machen, die der Gegenstand des Fachinteresses zu sein verdienen. Unter diesen interessirt die zweite grosse Anmerkung über die verschiedenen Benennungen und über die commerciellen Verbindungen der alten moskovitischen Finnen, S. 320. In seinen Noten zu den Auszügen aus Haxthausens Studien über Russland wetteifert er erfolgreich mit diesem anerkannten Kenner der Zustände des östlichen Europa's, S. 334 ff. S. 341 ff. Von einigen Citaten aus der bei Gelegenheit der Feier des 1000jährigen Bestandes seit Rurik erschienen *Description ethnographique des peuples de la Russie* wird man gern Kenntniss nehmen, zum Theil wegen der in ihnen ausgedrückten Thatsachen, zum Theil wegen der in ihnen enthaltenen Gesichtspunkte. S. 352 ff. Die Anmerkung über die Kosaken, Kleinrussen und Ruthenen dient der Aufklärung über gewisse noch dunkle ethnographische Details. S. 356. Die folgenden Auszüge aus Haxthausen's *Etudes sur la R.*, S. 369 ff. und aus einer Petersburger Zeitung, dem Golos, S. 375 ff., lassen wir wegen des der Politik dienenden Inhaltes zurücktreten hinter den darauf folgenden Anmerkungen, woraus ich »*les cinq Russies*« namhaft mache. S. 388 ff. Im Verlaufe derselben widmet er einen Abschnitt der Prüfung der Einwürfe, die man der Unterscheidung von Slaven und Moskovitern macht (S. 397 ff.). Er hat sich der Aufgabe, die Einwürfe Schnitzler's zu widerlegen, von seinem Standpunkt†), so muthig unter-

*) Er reproducirt S. 77 den Wort des Testaments nach Chodzko, *Histoire de Pologne*. Paris 1839.

**) Man vergl. bei dem Verf. die Eclaircissements p 331.

***) Man wird den Franzosen in dem Prädikate finden, womit er Nestor rühmt, der Gregorius Turonensis der Slaven zu sein, und Wladimir d. Gr. († 1054), der Chlodwig des russischen Südens zu sein. S. 23 u. 26. Die Wareger und ihr Verhältniss zu den Slovenen, deren Sprache sie zuletzt annehmen, vergleicht er mit den Normannen die das Französische annehmen.

†) Der die russische Einheit nach der mongolischen Invasion beginnt.

Digitized by Google

zogen, dass der Urheber jener Unterscheidung, Stritter, noch im Grabe seine Freude daran haben wird.

Die übrigen grösseren Anmerkungen berühren Punkte, deren ausführlichere Erörterung wir uns bei einer späteren Gelegenheit gestatten werden.

Heidelberg. **H. Doergens.**

Madeira-Karte von Mittermaier, Darmstadt 1864 bei G. Jonghaus.

Die Wirkung der vorliegenden Karte ist so überraschend, dass der Beschauer sich sofort zu dem Geständnisse genöthigt sieht, er habe ein so anschauliches Flachbild irgend eines Theils der Erdoberfläche noch nicht gesehen. Die schroffen Berge der in neuerer Zeit, sowohl in geologischer als klimatologischer Hinsicht vielbesprochenen Insel Madeira treten darauf mit solcher Klarheit hervor; die zahlreichen, schluchtenartigen Thäler und Thälchen schneiden so sichtbar in den Leib der Insel ein, dass man geradezu ein Relief der Insel zu sehen glaubt. Der Verfertiger, Baurath a. D. Ph. Mittermaier (Bruder von Dr. Mittermaier des Verf. der ersten wissenschaftlichen Beschreibung von Madeira in ärztlicher Hinsicht: Madeira als Heilungsort, Heidelberg bei Mohr, 1855) ist offenbar kein Kartenzeichner von Gewerbe, sondern ein Landschaftsmaler; denn nur ein solcher vermag ein Werk, wie das vorliegende zu liefern. Durch Anwendung weniger, sorgfältig abgestufter Farbentöne ist ein künstlerisch vollendetes Bild der Insel entstanden, wie es auch die beste Karte nach der gewöhnlichen Behandlung nicht zu bieten vermag. Namentlich zeigt sich dies bei Vergleichung der bisher gewiss unübertroffenen Ziegler'schen Karte, welche der gegenwärtigen zu Grunde liegt.

Es scheint uns daher, dass die Mittermaier'sche Karte einen sehr bedeutenden Fortschritt in der Kartenzeichnung, oder wenn man so lieber sagen will, in der Kartenmalerei darstellt. Damit soll in keiner Weise gesagt sein, dass man nun nichts besseres thun könnte, als sämmtliche Karten nach der von Mittermaier angewendeten Behandlungsweise zu malen. Offenbar eignet sich das neue Verfahren durchaus nicht zu allen Arten von Karten, würde sich namentlich mit Einzeichnung von Namen (sie sind in eine besonderen Umrisskarte gegeben) nur schwer vertragen. Jedenfalls müsste das angewendete Verfahren zu diesem Zwecke umgestaltet werden.

Einen Vorwurf werden die Kartenzeichner vom Fache der vorliegenden Karte machen, welcher sicher nicht ohne Gewicht ist. Die neue Karte ist unter Anwendung seitlicher Beleuchtung gezeichnet. Wer von dem Satze ausgeht, dass nur senkrechte Be-

Digitized by Google

leuchtung ein richtiges Bild der Oberfläche der Erde geben könne, muss die Mittermaier'sche Karte natürlich sofort verdammen. Uns scheint aber, dass gerade diese Karte geeignet ist, den Glauben an die alleinseligmachende Kraft der Theorie von der senkrechten Beleuchtung zu erschüttern. Es fällt uns nicht ein, diese Theorie an sich anzugreifen. Sie ist über jeden Angriff erhaben. Es muss aber zugegeben werden, dass zu Erreichung des Zweckes, wie ihn sich Mittermaier vorgesetzt haben mag, ein künstlerisch schönes und zugleich anschauliches Gesammtbild der Oberfläche von Madeira zu geben, seitliche Beleuchtung mit grossem Vortheil angewendet werden kann. Ein Künstler freilich ist zu solcher Anwendung nothwendig. Unter der Hand eines gewöhnlichen Kartenzeichners gibt die seitliche Beleuchtung stets ein unrichtiges Bild; der Künstler aber vermag auch in den Schatten, wie die Natur selbst, so viel Licht zu legen, dass gerade dadurch die wahre Gestalt eines Gegenstandes hervortritt.

Wir empfehlen die Mittermaier'sche Karte sowohl allen Freunden des Fortschritts der Kartenzeichnung, als Jenen, welche ein Interesse an Madeira nehmen.

Wilhelm Grimm, Die deutsche Heldensage. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin 1867. X. 428 SS.

Das Buch über die deutsche Heldensage darf man sicher als die bedeutendste Leistung W. Grimms bezeichnen. Im ersten Theile desselben hat er die Zeugnisse über die deutsche Heldensage mit grossem Fleisse gesammelt und genau und übersichtlich dargestellt, im zweiten hat er seine Ansichten über Ursprung und Fortbildung der Sage auseinandergesetzt. Auf diesem letzteren Gebiete ist nun freilich eine gewisse Verschiedenheit der Meinungen fast unvermeidlich, und es mag namentlich W. Grimm's Forschung leicht als eine zu behutsame und daher nicht bis in den Kern dringende erscheinen: allein, wenn man die negativen Ergebnisse nicht durchaus billigen wird, so kann man den positiven nur um so mehr beistimmen und ihnen vor allem sinnige und geschmackvolle Anschauung nachrühmen. Zweifellos bleibend aber ist das Verdienst der ersten Abtheilung des Buches, der Sammlung der Zeugnisse. Eine neue Zusammenstellung des ganzen Materials würde das hier gebotene nur wiederholen können; so ist für die weitergehende Forschung vielmehr der Weg gewiesen es durch Nachträge und Zusätze zu vervollständigen. Diesen Weg hat seitdem auch Müllenhoff betreten und in seinen Zeugnissen und Excursen zur deutschen *Heldensage* (Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum 12, 253–386. 413—436) das Werk Wilh. Grimm's fortgeführt.

Digitized by Google

Müllenhoff hat denn auch im Auftrage der Familie die neue Ausgabe der längst vergriffenen und vielfach gesuchten Heldensage W. Grimm's besorgt. Als Grundsatz galt das ursprüngliche Werk möglichst getreu zu wiederholen, und so ist namentlich der zweite Theil, die Abhandlung W. Grimm's unverändert geblieben. Im ersten Theile aber lag die Erweiterung des Materials zu nahe, als dass sie hätte vermieden werden können. So wurde denn das seit dem Erscheinen der Zeugnisse und Excurse neu aufgefundene, sowie einiges, was in diesen nicht berücksichtigt worden war, nachgetragen. Es sind dies, abgesehen von dem von W. Grimm selbst vorbereiteten, im ganzen 23 Nummern. Auch innerhalb der einzelnen Nummern fehlt es nicht an Zusätzen, welche zum Theil aus den Handexemplaren W. und J. Grimm's und Lachmann's stammen. Von W. Grimm's eignen Bemerkungen wurden die Zusätze des Herausgebers immer deutlich und, wo er einen anderen benutzte, mit Angabe von dessen Namen unterschieden. Auch ward, falls inzwischen die von W. Grimm angezogenen Quellen in besseren und zugänglichen Ausgaben, namentlich in den Monum. Germ. erschienen waren, dies angemerkt. Nur bei den inneren Zeugnissen, den Gedichten aus dem Kreise der Heldensage ist dies nicht geschehn; ihre Literatur musste als jedem Benutzer des Buches bekannt vorausgesetzt werden. Noch weniger aber ist, mit Ausnahme einiger offenbarer Versehn W. Grimm's, eine Veränderung des mitgetheilten Textes dieser Gedichte vorgenommen worden. Das vorzügliche Namenverzeichniss ist entsprechend erweitert, wobei jedoch die am Rande notirten Seitenzahlen der ersten Ausgabe zu Grunde gelegt wurden. Erleichtert ist nun das Auffinden der einzelnen Zeugnisse durch die über den Seiten fortgeführten Nummern. Dass der Druck nun durchaus in lateinischen Lettern und mit Beschränkung der grossen Anfangsbuchstaben ausgeführt ist, bringt das Aeussere dem durch J. Grimm ziemlich weitverbreiteten Gebrauche näher. Von Druckfehlern sind nur folgende Zahlen aufgefallen: S. 67, Z. 3 v. u. 1845—58, lies 18451—58; und S. 49, Z. 13 v. u. ZE. 32, lies 22.

Ernst Martin.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Genealogie der malabarischen Götter. Aus eigenen Schriften und Briefen der Heiden zusammengetragen und verfasst von B. Ziegenbalg. Erster ungeänderter nothdürftig erweiterter Abdruck besorgt durch W. Germann. Madras und Erlangen. 1867. XII und 290 pg. 8vo.

Ein vollständiges Handbuch der indischen Mythologie, welches die indische Volksreligion durch alle ihre Wandelungen von ihrem Beginne bis in die neueste Zeit verfolgt, würde gewiss einem Bedürfnisse unserer Zeit entgegenkommen, und nicht blos von den Indianisten mit Dank angenommen werden. Wahrscheinlich aber wird das Erscheinen eines solchen Werkes noch für lange Jahre ein bloser Wunsch bleiben; diess liegt nicht in dem Mangel am guten Willen von Seite derer, welche sich diesen Studien widmen, sondern in den Verhältnissen. Der lange Zeitraum, durch welchen das indische Volk besteht, die Grösse Indiens, die reiche Literatur, welche sich dort zu verschiedenen Zeiten entwickelt hat, und die sich vorzugsweise um religiöse Interessen dreht — alle diese Dinge machen es bis jetzt für einen Einzelnen fast zur Unmöglichkeit den ganzen Stoff zu bewältigen, noch mehr ihn zu sichten und zu verarbeiten. Wir werden unter diesen Umständen auf ein vollständiges Handbuch der indischen Mythologie vorläufig noch verzichten müssen und Theilung der Arbeit wird hier vor Allem geboten sein. Wir werden dankbar sein, wenn uns bestimmte Zeiträume, die Anschauungen bestimmter Theile Indiens näher beschrieben werden, aus solchen Einzelforschungen wird dann nach und nach eine Darstellung der gesammten indischen Mythologie erwachsen können. In dieser Hinsicht bildet nun das hier zuerst erscheinende Werk einen überaus werthvollen Beitrag, indem es uns die mythologischen Ansichten der Südindier in schlichtem und einfachen Gewande vorführt. Es ist kein neues Buch das uns hier zum ersten Male gedruckt entgegentritt, es ist vielmehr der Hauptsache nach bereits 150 Jahre alt und verfasst von B. Ziegenbalg, der nicht nur in der Geschichte der Missionen Südindiens eine rühmliche Stellung sich erworben hat, sondern auch den Sprachgelehrten als der erste Verfasser einer tamulischen Grammatik bereits bekannt ist. Wie diese Grammatik besonders den Zweck hatte künftige Missionäre in die tamulische Sprache einzuführen, so will ihnen das vorliegende Werk die religiöse Denkungsart des Volkes kennen lehren, das sie zu bekehren wünschen. Das Buch ist, wenn auch nicht neu, doch keineswegs veraltet, weil es eben

Digitized by Google

in der schlichtesten Weise die Dinge mittheilt wie sie sind, und auch der Indianist vom Fach wird dasselbe mit Nutzen gebrauchen, und viele Dinge in demselben finden, die er anderwärts vergeblich sucht. Die Sprachkenner dürften besonders die verschiedenen tamulischen Namen der Gottheiten interessiren, welche sehr genau immer angegeben werden, dann die Hinweisungen auf die tamulischen Werke, in welchen die Geschichte der einzelnen Götter behandelt wird. Der Herausgeber des Werkes, Herr Germann, ist als Kenner des Tamulischen schon bekannt durch die Ausgabe des Kural, welche er nach Grauls Tode besorgt hat. Er hat gesucht, durch Zusätze, die er gewöhnlich an das Ende der einzelnen Capitel gefügt hat, die Mängel des Ziegenbalg'schen Manuscripts zu verbessern, und auch diese Zusätze sind für uns sehr dankenswerth, zumal sie vielfach aus Werken entnommen werden, die in Europa nur wenig oder gar nicht bekannt sind.

Die Eintheilung, welche Ziegenbalg seinem Werke gegeben hat, ist eine sehr verständige. Er beginnt im ersten Kapitel mit dem höchsten Wesen, welches jetzt die Tamulen mit den übrigen Indern verehren und das von ihnen Parâbaravastu genannt wird (nach tamulischer Aussprache, im Sanskrit parâparavastu). Es ist dieses eine reine Abstraction ohne greifbare Persönlichkeit, ein späteres Erzeugniss indischer Philosophie und darum auch mehr Eigenthum der Gebildeten als des Volkes überhaupt. Ziegenbalg liebt es, sich von tamulischen Zeitgenossen schriftliche Definitionen über einzelne Gottheiten geben zu lassen, wir können uns des Verdachtes nicht erwehren, dass die Schreiber dieser Briefe an manchen Stellen bemüht waren, ihre Ansichten als möglichst verwandt mit denen des Missionärs darzustellen, so namentlich die Anschauungen vom höchsten Wesen. Nach indischen Begriffen entsteht nun die ganze Welt aus diesem höchsten Wesen, und dieses, welches ganz immateriell ist, wandelt sich selbst in ein materielles Wesen um, zunächst in ein solches, in welchem die Geschlechter noch ungetrennt gedacht werden. Dieses Wesen findet man zuweilen in den Tempeln dargestellt, aber nur in Gemälden, nicht in Statuen; das Symbol, unter welchem dasselbe am meisten verehrt wird, ist das sogenannte linga, die Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. Der Lingadienst ist in ganz Südindien ungemein verbreitet und dürfte auf alte vorbrahmanische Culte zurückgehen. Das Linga wird täglich dreimal durch Opfer verehrt, der Dienst desselben soll nur von Brahmanen besorgt werden. Bei der nächsten neuen Emanation trennt sich nun dieses Wesen in zwei: ein männliches und ein weibliches. Welches nun aber dieses Wesen sei, darüber sind die Ansichten der Inder, je nach ihrer Secte, verschieden; während die Vishnuiten zuerst Vishnu und dessen weibliche Kraft Laxmî entstehen lassen, geben die Çivaïten dem Içvara oder Çiva und seiner weiblichen Kraft Pârvatî den Vorrang. Das zweite Capitel legt nun die so entstandenen Wesen noch wei-

Digitized by Google

ter auseinander und handelt von den Mumurtis (tamulisch für skr. trimûrti): Çiva, Vishnu und Brahma, in der eben angegebenen Reihenfolge erscheinen sie bei den am weitesten verbreiteten Çivaiten, in der That gilt ihnen eigentlich nur Çiva unter dem Namen Içvara als Herr, auf Vishnu und mehr noch auf Brahma sehen sie mit Geringschätzung herab. Mit Içvara treten wir aus den Abstractionen heraus auf vollkommen mythologisches Gebiet. Es werden 1008 Erscheinungen Içvaras an verschiedenen Orten aufgezählt, an den meisten der Orte, wo er erschienen sein soll, sind ihm Tempel aufgerichtet, offenbar sind mit seinem Dienste eine Menge von Localkulten verschmolzen. Da ihm an jedem seiner Tempel ein Fest geweiht ist, so hat er eigentlich in jedem Jahre 1008 Feste, dazu noch mehrere allgemeine Festtage, welche man p. 56 unseres Buches aufgezählt findet. Ihm zur Seite stehen zwei Göttinnen als seine Gemahlinnen, die eine ist die schon genannte Pârvatî, sie hat keine besondere Tempel und Feste, sondern wird mit Içvara zugleich verehrt. Als seine zweite Gemahlin gilt die Göttin Gangâ, sie wird halb als Weib, halb als Fisch dargestellt und gilt als Göttin des Wassers, namentlich der Flüsse. Ihre Verehrung findet nicht in Tempeln statt, sondern an den Ufern der Flüsse. Als Söhne des Içvara gelten Vighneçvara, der sonst in Indien Ganeça genannt wird, der Gott der Weisheit und Beseitiger der Hindernisse, und Subrahmanya d. i. der Kriegsgott, sonst Skanda oder Kârtikeya. Er gibt ausser dem Glück im Kriege noch verschiedene andere Gaben, diess ist auch der Grund, dass seine Verehrung bei den heutigen unkriegerischen Bewohnern des Landes nicht abnimmt. Neben dem Çivadienst finden wir noch den Cultus des Vishnu, den der Verf. p. 91 ff. beschreibt, auch ihm werden zwei Gattinen (Laxmî und Bhûmi) und verschiedene Söhne gegeben: Manmatha, der Liebesgott mit seiner Gemahlin Rati und Kuça und Lava. Die dritte der grossen Gottheiten, Brahma, ist jetzt in Südindien ebensowenig als sonst verehrt, er hat weder Tempel noch Festtage, und man behauptet, dadurch, dass man die Brahmanen, die Söhne des Brahma, ehre, werde der Gott selbst verehrt. Ebenso zurücktretend ist der Dienst der Sarasvatî, der Gemahlin des Brahma.

Das dritte Capitel bildet unstreitig den Glanzpunkt des ganzen Werkes. Es handelt von den Dorf- und Hausgottheiten (grâmadevatâs) und es dürfte schwierig sein bei uns in Europa eine ausführlichere und klarere Darstellung dieses Cultus zu finden als die hier vorliegende. Wie man längst eingesehen hat ist in diesen Göttern die eigentliche südindische Religion enthalten, wie sie vor der Ankunft der Brahmanen war, während die übrigen Theile der Mythologie allgemein indisch sind, wenn auch hie und da mit eigenthümlicher Färbung. Die Brahmanen, welche sich ausser Stand fühlten, die alte Landesreligion ganz zu verdrängen, setzten die vorgefundenen Gottheiten theils zu untergeordneten Göttern, theils zu

Digitized by Google

Dämonen herab. Es werden für diese Dorf- und Hausgottheiten besondere Feste gefeiert und besondere Opfer dargebracht, bezeichnend ist, dass bei den wenigsten unter denselben Brahmanen die priesterlichen Dienstleistungen verrichten, wie auch die Opfer unbrahmanisch sind. Es sind meist blutige Opfer, welche diesen Gottheiten gebracht werden: Schweine, Böcke und Hähne werden vor den Tempeln geköpft (p. 147. 171), auch von Menschenopfern finden sich Spuren (p. 172 Anm.), wie ja diese Opfer bei den nahe verwandten Khands bis heute nicht ausgerottet sind. Ausser den blutigen Opfern bildet wilder Tanz ein charakteristisches Merkmal dieser Culte, ein besonderer Priesterstand existirt nicht, aber der angesehenste im Dorfe, oder überhaupt, jeder Mann und jedes Weib, welches den Beruf dazu fühlt, kann als Teufelstänzer auftreten (p. 189). Dieser Cultus ist nicht blos auf das Tamulenland beschränkt, sondern über die ganze südindische Halbinsel verbreitet, soweit als das dravidische Sprachgeschlecht sich erstreckt. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, wenn man diese religiösen Vorstellungen genauer mit denen der Khands zusammenstellte, bei diesen dürfte sich viel Ursprüngliches erhalten haben. Auf die Aehnlichkeit des Cultus mit dem Schamanendienst Nordasiens ist gleichfalls schon aufmerksam gemacht worden, noch grössere Aehnlichkeit glaubt man aber mit africanischen Culten zu finden (p. 180). Die bedeutendste unter diesen Dorfgottheiten ist Ayenâr, den man zu einem Sohn des Içvara oder Vishnu gemacht hat, um ihn an die brahmanischen Vorstellungen anschliessen zu können. Agenâr schützt die Menschen vor allen Arten von bösen Geistern, ihm werden zwei Weiber beigegeben: Pûranai und Padkalai, die für das Wohlergehen der Städte, Dörfer und Landschaften zu sorgen haben (p. 150). In hohem Ansehen stehen auch zwei andere Göttinen, Ellammen und Mariammen, die erstere schützt gegen den Schlangenbiss, die andere ist die gefürchtete Göttin der Pocken (Çîtalâ heisst sie im Sanskrit). Mit Mariammen verbunden ist der böse Kâttân, der noch mehr gefürchtet wird als Mariammen selbst (p. 161). Noch sind die Göttinen Ankâlammen und Pûdari zu nennen, die letztere ist eine sehr böse Gottheit, in deren Gesellschaft alle diejenigen leben müssen, die sich selbst tödten oder sonst eines jähen Todes sterben (p. 176). Ausserdem ist noch zu nennen: Periyatambirân d. i. der grosse Gott, der fast ganz so abgebildet wird wie Içvara (p. 165) und die Göttin Durgâ in schrecklicher Gestalt. Diese Götter und Göttinen lassen sich jedoch nicht genau aus einander halten, sie verschwimmen in einander, was an einem Orte von der einen erzählt wird, gilt von einer andern an einem andern. Es scheinen mithin grossentheils Localkulte gewesen zu sein, die neben einander an verschiedenen Orten bestanden. Ausser den Hauptgottheiten gibt es noch verschiedene untergeordnete Gottheiten dieser Art, die schwarz gemalt werden und Pegöl heissen, sie entsprechen den Piçacas und Bhûtas der Nordinder.

Digitized by Google

Ueber den vierten Theil können wir uns kürzer fassen. Er enthält diejenigen Gottheiten, welche in Südindien keine Tempel haben und keine Opfer empfangen (p. 202), die aber in südindischen Schriften öfter erwähnt werden und die man daher kennen muss. Es sind diess alles Gottheiten, die wir aus nordindischen Quellen besser kennen lernen, nur Citraputra (p. 209 ff.) scheint eigenthümlich tamulisch zu sein. Auch das Capitel über die Opfer, welches den Schluss macht, lässt sich jetzt vielfach aus anderen ergiebigeren Quellen ergänzen. Bemerken müssen wir noch, dass Ziegenbalg seinem Werk ursprünglich genaue Zeichnungen beigefügt hat, auf die er im Werke selbst fortwährend Bezug nimmt. Diese Zeichnungen sind noch vorhanden, allein es war in Indien mit zu grossen Schwierigkeiten verknüpft, sie mit dem Texte zu veröffentlichen. Wir bedauern diess, sie würden den Werth des trefflichen Werkes noch erhöhen, das wir hiermit allen unseren Lesern bestens empfohlen haben wollen.

Fr. Spiegel.

---

1) *Dissertation sur le pont construit par César pour passer le Rhin (Guerre des Gaules livr. IV. chap. 17) par F. Prevost, Officier supérieur de Genie etc. Saumur. Imprimerie de Paul Godet, place du marché noir 1. 1865. 27 S. 8.*

2) *Cäsar's Rheinbrücken, philologisch, militärisch und technisch untersucht von August von Cohausen, Oberst im königl. preuss. Ingenieurcorps. Mit 22 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1867. 56 S. gr. 8.*

Zu den zahlreichen Schriften, welche durch Napoleon's III. Werk über Cäsar hervorgerufen worden sind, und ebenso sehr zur Würdigung der Commentare Cäsar's, namentlich der über den gallischen Krieg, als zu deren Verständniss und Erklärung im Einzelnen mehr oder minder beigetragen haben, gehören auch die beiden hier angezeigten Schriften, welche einen schon mehrfach besprochenen, aber auch höchst schwierigen Gegenstand behandeln, und unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdienen, als ihre Verfasser, mit guten philologischen Kenntnissen ausgerüstet, zugleich Techniker sind, mithin im Besitze derjenigen Kenntnisse, die dem blossen Philologen oder Sprachforscher in der Regel abgehen, andernseits aber doch in der vorliegenden Frage so wichtig und so nothwendig sind. Aus diesem Grunde mag es wohl geeignet erscheinen, die Erklärer der vielgelesenen Commentare Cäsar's über den gallischen Krieg auf beide Schriften aufmerksam zu machen, da sie zu den betreffenden Stellen Cäsar's über die Anlage der Rheinbrücke eine Art von Commentar bilden und dabei mit den nöthigen Aufrissen, Plänen u. dgl. ausgestattet sind. Wenn bei

Digitized by Google

diesem Gegenstande insbesondere zwei Fragen es sind, welche in Betracht kommen, die Frage nach dem Ort, wo Cäsar über den Rhein ging, und die Frage nach der Art und Weise der Anlage und des Baues der Brücke, so gehen bekanntlich in der ersten Frage die Ansichten der Gelehrten sehr auseinander. Der Verfasser in Nro. 1 findet im Allgemeinen den Ort des Uebergangs in den unterhalb Cöln und Düsseldorf gelegenen Gegenden, der Verfasser von Nro. 2 will den ersten Rheinübergang Cäsar's auch an den Niederrhein, in die Gegend von Xanten verlegen, den zweiten aber in die Gegend bei Neuwied, in dessen Nähe auch einer der gründlichsten Forscher derartiger Dinge, von Göler, den Rheinübergang verlegt hatte, den ersten bei dem Dorfe Urmitz, (zwischen Engers und Neuwied), den zweiten etwas weiter oberhalb bei Kesselheim: und dürfte, wenn auch im Einzelnen noch nicht Alles feststehen sollte, doch im Allgemeinen der Uebergang in der Nähe von Neuwied kaum zu bezweifeln sein. Nicht minder schwierig und bestritten ist die eigentliche Anlage oder der Bau der Brücke selbst. Der Verf. von Nro. 2 hat den grösseren Theil seiner Schrift der Erforschung dieses Gegenstandes gewidmet, und geht diese technische Erörterung von S. 12—48, wo noch ein besonderer Anhang mathematischer Art folgt, in welchem eine Berechnung der Abmessungen und des Tragvermögens der Brückenhölzer, zur Vervollständigung der vorausgegangenen Untersuchung und zum Beleg derselben, gegeben ist. Der Verf. geht dabei von dem richtigen Satze aus, dass Cäsar bei Ermangelung eines Brückentrains auf Anlage einer Brücke aus Holz in der einfachsten Weise, und in möglichster Schnelligkeit angewiesen war. Holz boten aber die nahen bewaldeten Gegenden, und wenn es auch an Eisen mangelte, so konnte die Art und Weise, Flösse mittelst Weiden u. dgl. zu bauen und ähnliche Verbindungen ihm dazu wohl die nöthigen Andeutungen geben, in ähnlicher Weise auf Jochen einen Brückenbau anzulegen, welcher für die gegenwärtigen Zwecke Cäsar's als genügend erscheinen konnte. Wir können hier nicht in die Einzelheiten dieses Baues eingehen, wie sie der Verf. klar und deutlich vorlegt, zumal da ohne die Abbildungen doch unsere Angaben kaum volle Klarheit gewinnen dürften. Aber wir wollen darauf Alle, die sich für Cäsar interessiren, verweisen, wenn sie ein richtiges Verständniss des Baues gewinnen wollen, wozu allerdings diese Abbildungen wesentlich beitragen. Auch die äussere Ausstattung der Schrift ist vorzüglich zu nennen.

Digitized by Google

Die Schlacht an der Trebia. Von Hermann Müller. Berlin. Verlag von S. Calvary et Comp. 1867. 34 S. 4.

Diese Abhandlung bietet einen sehr schätzbaren Beitrag zu der Geschichte des zweiten punischen Krieges, da sie eine eingehende Untersuchung über den Eintritt Hannibals in Italien und den bald darauf erfolgten Sieg desselben in der Schlacht bei der Trebia enthält: die Stellen der Alten, welche darüber berichten, sowie die verschiedentlich darüber von den Neuern aufgestellten Ansichten unterliegen einer sorgfältigen und gründlichen Prüfung, welche zu dem Endergebniss führt, dass das Reitergefecht zwischen Scipio und Hannibal auf dem rechten Ufer des Ticinus, zwischen diesem Fluss und dem Po stattfand, und dass die Schlacht auf dem linken Ufer des Trebiaflusses geschlagen wurde. Dass alle die einzelnen Momente der Schlacht, der Kampf selbst, die beiderseitigen Verluste hier näher besprochen und nach den darüber uns von den Alten zugekommenen Mittheilungen näher erörtert werden, bedarf wohl kaum einer besondern Versicherung. Eben dieser Umstand hat aber den Verfasser veranlasst, näher diese alten Quellen selbst zu prüfen, und das Verhältniss des Hauptberichterstatters Livius zu Polybius, wie zu andern Quellen zu untersuchen. Das Urtheil über den ersten fällt ungünstig, nach unserer Meinung fast etwas zu hart aus, da er nach des Verf. Ansicht nur aus Andern compilirt, und in Auswahl wie in Benützung der Quellen ohne Vorsicht und Urtheil verfahren: was wir in diesem Umfang doch nicht unbedingt unterschreiben möchten; auf der andern Seite erkennt auch der Verf. an, dass man nicht behaupten könne, Livius habe in seinen Berichten (im Buch XXI) den Polybius ausgeschrieben; er hält es vielmehr für wahrscheinlich, dass beide Schriftsteller aus einer und derselben Quelle geschöpft, nemlich aus den Annalen des Q. Fabius Pictor, dass Livius aber sich nicht begnügt habe, einfach dessen Erzählung wiederzugeben, sondern dass er dieselbe mit allen möglichen Wundern, Uebertreibungen u. dgl. ausgestattet, die er zum Theil aus Valerius von Antium, zum Theil (durch Cälius) aus Silenus oder Sosilus entnommen habe (S. 33). Wir können uns hier auf eine weitere Besprechung dieser Frage um so weniger einlassen, als noch unlängst in einer andern Gelegenheitsschrift diese Frage, soweit sie das Verhältniss des Livius zu Polybius in diesem Theil des Livianischen Werkes betrifft, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt behandelt worden ist: wir meinen die Schrift von Wilhelm Michael:

De ratione, qua Livius in tertia decade opere Polybiano usus sit. Bonnae 1867. 8.

Abgesehen von der genauen Darlegung der ganzen Streitfrage und der verschiedenen in dieser Hinsicht geltend gemachten An-

Digitized by Google

sichten, worüber S. 2 ff. sich die umfassendsten Angaben finden, ist doch auch hier gezeigt, wie Livius keineswegs von Polybius in Allem so abhängig ist, sondern bei theilweiser Benützung und selbst Erweiterung der Angaben desselben doch auch in Allem dem, was Rom's innere Angelegenheiten betrifft, vorzugsweise heimische Quellen benutzt hat: in wie weit freilich unter diese jener Fabius Pictor zu zählen ist, wird schwer zu bestimmen sein, wenn es auch auf der andern Seite wahrscheinlich erscheinen mag, dass Polybius diesen ältesten der römischen Annalisten benutzt hat.

Euripidis Medea. Recensuerunt et commentariis instruxerunt Aug. Jul. Edm. Pflugk et Reinholdus Klotz. Editio tertia, quam curavit Reinholdus Klotz. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XVI und 162 S. 8. (Auch mit dem Titel: Euripidis Tragoediae etc. Vol. I. Sect. I. continens Medeam etc.)

Die zweite Ausgabe, welche nach dem Tode des ersten Herausgebers (Pflugk) bereits von Herrn Prof. Klotz besorgt worden war, ist in diesen Blättern ausführlich besprochen worden, Jahrgg. 1844. S. 272 ff., und da in derselben die Verdienste des neuen Herausgebers hervorgehoben worden sind, könnte eine einfache Verweisung auf diese Besprechung genügen, zumal da sonst in der äussern Einrichtung dieser neuen dritten Ausgabe, so wie in ihrer Bestimmung keine Veränderung eingetreten ist. Aber in den fünf und zwanzig Jahren, welche seit dem Erscheinen der zweiten Auflage verflossen sind, ist für die Dramen des Euripides gar Manches geschehen, eben so wohl was den Text derselben betrifft, als die Erklärung: wie diess Jeder weiss, der mit diesen Dramen sich nur einigermassen beschäftigt hat. Sollte diess aber seine gebührende Berücksichtigung finden, so war allerdings ein blos erneuerter Wiederabdruck der vorhergehenden Auflage nicht möglich, sondern eine, beides, den Text wie die Erklärung berücksichtigende Umgestaltung nöthig, und eine solche ist es, die uns in der erneuerten Ausgabe geboten wird. »Itaque, schreibt der Herausgeber p. VI der Praefatio, et adnotatio critica omnino aliter erat instituenda et enarratio totius fabulae multis locis ita immutanda, ut pleraque jam meo nomine atque auctoritate exponenda censerem et ex editione Pflugkiana non peterem nisi ea, quae ipsius nomine notata jam in hac editione leguntur.« Diese Umarbeitung bezieht sich indess keineswegs auf die Grundlage des Ganzen, den Zweck der Ausgabe und die dadurch bestimmte Ausführung, welche unverändert geblieben ist: sie bezieht sich vielmehr auf die kritische Behandlung des Textes, wie auf den exegetischen Theil, welcher eine bedeutende Vermehrung und Bereicherung erhalten hat. Was

Digitized by Google

den kritischen Theil betrifft, so ist den Handschriften der Dramen des Euripides in der neuesten Zeit eine sorgfältigere Beachtung zu Theil geworden, die ihren Werth und ihren Einfluss auf die Gestaltung des Textes schärfer bestimmen lässt. Auf der andern Seite hat es aber auch an zahlreichen sogenannten Verbesserungsvorschlägen der Gelehrten nicht gefehlt, welche sich oft allzusehr von der handschriftlich überlieferten Lesart entfernen, oder diese ohne genügenden Grund zu ändern unternehmen. Unser Herausgeber, auch sonst als ein Kritiker bekannt, der sich nicht so leicht über die handschriftliche Lesart wegsetzt, hat sich auch hier durch die moderne Richtung nicht beirren lassen; er ist vielmehr den sicheren Grundsätzen, die ihn auch sonst, bei andern Schriftstellern in der Behandlung des Textes zu leiten pflegen, nicht untreu geworden, zumal in einer Ausgabe, die für die Bildung der Jugend bestimmt ist, und diese vor allen den Verirrungen und Ueberstürzungen bewahren soll, zu welcher sich manche Kritiker der neueren Zeit, auch bei Euripides, haben verleiten lassen. Er hofft, vielmehr keinen Tadel zu gewärtigen, »quod etiam nunc et in constituendis poetae verbis librorum scripturam religiosius quam ante me in hac fabula edenda a multis factum erat, sequendam putavi et in adnotatione critica diligentius quam volgo fieri solet in ejusmodi editionibus singulorum librorum auctoritates et grammaticorum citationes exposui.« Im Uebrigen können wir nur das angelegentlichst zur Nachachtung empfehlen, was der Herausgeber S. VII und VIII über die kritische Behandlung der alten Autoren, namentlich auch im Hinblick auf die Jugend bemerkt.

So erscheint also in Vielem diese dritte Auflage wie ein neues und selbständiges Werk, bei welchem indessen aus der ersten Bearbeitung von Pflugk Alles, was nöthig erschien, an seiner Stelle belassen, und in so fern es unverändert und unverkürzt herübergenommen ist, auch mit dem Namen desselben versehen und dadurch von dem übrigen Inhalt der Anmerkungen unterschieden ist, welcher als das Werk des neuen Herausgebers zu betrachten ist. Wenn diese Anmerkungen von Pflugk meist sprachlich-grammatischer Art sind, so haben sie in dem, was der neue Herausgeber selbst dazu gefügt hat, einen reichlichen Zuwachs und eine solche Erweiterung erhalten, die uns zeigen kann, wie diese Seite des Ganzen, im Hinblick auf die Bestimmung der Ausgabe gewiss die wichtigste, eine besondere Berücksichtigung gefunden hat, wovon sich Jeder bald überzeugen kann, wenn er nur einen Blick in die neue Bearbeitung werfen will. Aber es sind darum die übrigen Seiten der Erklärung nicht vernachlässigt. Mit aller Sorgfalt wird das bemerkt und erklärt, was im Allgemeinen auf die Darstellung und die Auffassung, selbst vom ästhetischen Standpunkt aus sich bezieht, ebenso werden die Eigenthümlichkeiten der Euripideischen Redeweise hervorgehoben und durch weitere Belege erörtert; eben so ist das Metrische mit gleicher Genauigkeit behandelt, zunächst bei

Digitized by Google

den Chorliedern, bei welchen überall das metrische Schema, nach welchem das Chorlied gebildet ist, sich angegeben findet. Auch die Nachbildung lateinischer Dichter, sowie überhaupt der Nachweis des entsprechenden lateinischen Sprachgebrauchs fehlt in diesen sprachlichen Bemerkungen nicht. Wir erinnern beispielshalber nur an Ennius, der diese Medea lateinisch bearbeitet hat: die betreffenden, daraus noch vorhandenen Bruchstücke sind durchweg da angemerkt, wo sie hingehören, wie z. B. Vers 49. 251. 367. 373. 759. 1240 u. s. w., insbesondere die Note zu Vers 1, da wir den Anfang noch in der lateinischen Nachbildung des Ennius besitzen, der dieses Stück den Römern mundgerecht zu machen suchte. Anderes was die Anmerkungen bringen, übergehen wir hier, da wir nur einen Bericht über die erneuerte Ausgabe abzustatten haben, eine Behandlung einzelner Stellen, wo wir etwa anderer Ansicht, es sei in der Erklärung des Textes, oder in der Fassung desselben, wären, aber hier ferne liegt. Der junge Mann, der dieses Drama in dieser Ausgabe zu lesen unternimmt, wird es gewiss mit Erfolg und Nutzen thun, er wird ein richtiges Verständniss des Einzelnen gewinnen und für die Kenntniss des dichterischen Sprachgebrauchs daraus Viel lernen; auch in Bezug auf Kritik wird er sich die Vorsicht, mit welcher durchweg der Text behandelt wird, wohl zum Muster nehmen dürfen, um vor übereilten Aenderungen, die man dann Verbesserungen zu nennen beliebt, sich in Acht zu nehmen. Wir verweisen auch hier beispielshalber auf Stellen wie Vs. 410 ff. 1346 (wo gewiss mit allem Recht *ἀνατεί* beibehalten ist), und Vs. 1119, wo in den Worten *ἥτις τυράννων ἑστίαν ἡκισμένην χαίρεις κλύουσα* gewiss mit Recht die Lesart *ἑστίαν* beibehalten ist für *οἰκίαν*, was die Mehrzahl der Handschriften hat, aber offenbar ein Glossem von *ἑστίαν* ist, welches schon Hesychius durch *οἶκον* erklärt. Aber die, obwohl mit gutem Grund angezogene Stelle des Herodotus, der dieses Wort in gleichem Sinn angewendet hat, steht nicht I, 77, sondern I, 176. Zu der Vs. 682 über *δορύξενος* gegebenen Erklärung mag jetzt verwiesen werden auf die Besprechung dieses Wortes in der Abhandlung von Th. Ludewig De dictionis Sophocleae ubertate etc. (Berolin. 1864) p. 16 ff. der man gerne sich anschliessen wird. Doch diess sind nur ein paar Proben, die wenigstens dem Herausgeber zeigen mögen, dass wir sein Werk näher durchgangen haben und noch Manches Andere zum Belèg unseres über diese ganze Leistung ausgesprochenen Urtheils anführen könnten, wenn wir diess überhaupt für nöthig erachteten. Die äussere Ausstattung ist gleich den übrigen Bänden der Bibliotheca Graeca, zu welcher diese Ausgabe gehört, gehalten und gewiss befriedigend zu nennen.

Digitized by Google

Neuer Atlas von Hellas und der hellenischen Colonien in 15 Blättern von H. Kiepert. Erste Lieferung (von fünf Blättern) in gross Querfolio. Berlin. Nicolaische Verlagsbuchhandlung (A. Effert et L. Lindtner) Paris. F. Klincksieck.

Der neue Atlas, dessen erste Lieferung hier angezeigt wird, verdient wohl eine besondere Besprechung und Empfehlung. Es ist eigentlich eine dritte Auflage, die aber wie ein völlig neues Werk sich darstellt durch die von dem Verf. auf das Ganze in jeder Hinsicht verwendete Sorgfalt. Denn es galt hier das zahlreiche Material zu bewältigen, welches für die geographische und topographische Erforschung des alten Hellas, seit dem Erscheinen der früheren Ausgabe, in so vielen, allgemeinen wie speciellen Untersuchungen, in eigenen Schriften wie in Zeitschriften, in den grösseren wie geringeren Reisewerken über die hier in Betracht kommenden Landstriche niedergelegt ist, und auf Anlage wie Ausführung des Ganzen einen Einfluss äussern, so wie im Einzelnen berücksichtigt werden musste. Die Schwierigkeit und der Umfang dieser Arbeit hat daher auch längere Zeit in Anspruch genommen und das Erscheinen des neuen Werkes allerdings verzögert, ist aber diesem selbst in nicht geringem Grade zu Gute gekommen. Die Ergebnisse der neueren und neuesten Forschung sind durchweg beachtet und haben dem Werke den Grad von Vollkommenheit gegeben, der unter solchen Verhältnissen überhaupt erreichbar ist. Nicht minder hat die technische Ausführung in Stich und Druck gewonnen, und ist ungleich besser, als die frühere ausgefallen. Der ganze Atlas soll in seiner neuen Gestalt aus fünfzehn Blättern bestehen, von welchen die drei ersten historische Uebersichtskarten von Hellas für verschiedene Epochen enthalten, Blatt 4 den Peloponnes, 5 das mittlere Hellas (Attika, Böotien, Phokis, Lokris, Euböa), 6 Athen und andere Stadtpläne, 7 nordhellenische Landschaften (Aetolien, Akarnanien, Thessalien, Epiros, Makedonien) 8 und 9 Inseln und asiatische Westküste in einer südlichen und nördlichen Hälfte, 10 Küstenländer des Pontos Euxeinos, 11 Sikeliotische und Italiotische Colonieländer, 12 Uebersichtskarte der hellenischen Colonien mit Cartons von Kypros, Kyrene, Massalia, 13 Hellas mit West-Kleinasien, 14 Hellenische Colonieländer, beides nach antiker Erdkunde (Ptolemäos), 15 Physische Karte des europäischen Hellas. (In Farbendruck.)

In der ersten uns vorliegenden Lieferung sind davon erschienen Blatt 8. 10. 11. 13 und 14 (welche letztere aber auf dem Titelblatt mit 14 und 15 bezeichnet sind). Die Ausführung ist gewiss eine vorzügliche zu nennen, Alles mit der grössesten Genauigkeit gezeichnet, und jedes Blatt in den Ecken mit eigenen Carton's ausgestattet, die meistens Pläne merkwürdiger und hervorragender Städte bringen, so auf Nr. 8 die Pläne von Rhodos und Halicarnass, so wie ein kleines Kärtchen von der Insel Delos; auf

Digitized by Google

Nr. 10 besondere Kärtchen des thrakischen Bosporos, wie des kimmerischen Bosporos, und der Chersonesos Herakleia; in der genauen Angabe der an der Küste des Pontos Euxeinos angelegten Colonien zeigt sich die Beachtung der neueren Forschungen, welche der nördlichen Küste insbesondere, wie den Donaugegenden gewidmet worden sind. Blatt 10 besteht eigentlich aus zwei Abtheilungen, von welchen die eine diese sicilischen und italischen Colonien im vierten, die andere dieselben im fünften Jahrh. v. Chr., also zur Zeit des peloponnesischen Krieges darstellt; wie auch auf den andern Blättern, so sind durch verschiedene Farben die dorischen, achaeischen und jonischen Anlagen, sowie die karthagischen Besitzungen unterschieden, und die jedem dieser Stämme gehörigen Städte durch einen Strich der betreffenden Farbe kenntlich gemacht; insbesondere vorzüglich ausgefallen ist die Zeichnung des südlichen Italiens auf der das fünfte Jahrhundert darstellenden Abtheilung. Als Carton's erscheint ein grösserer Plan von Syracus, ein anderer von Megara Hyblaia mit seinem Meerbusen, dann Pläne von Tarent und Agrigent und noch ein kleines Kärtchen der hellenischen Städte in Campanien. Bei diesen Karten und Plänen ist genau der Massstab angegeben, auf den Karten und Plänen selbst die Höhen und Gebirgszüge gut gezeichnet und die Höhe der einzelnen Berge durch beigesetzte Zahlen (in Metres) bemerkt. Die beiden andern Blätter stellen nach den Angaben des Ptolemäus Hellas mit seinen Colonien dar, und sind daher auch für diesen Schriftsteller von Belang. Man kann hiernach nur eine baldige Fortsetzung und Vollendung dieses Atlas wünschen, der uns das alte Hellas mit allem, was dazu gehört, in seinem Gesammtumfang in der Weise darstellt, wie es die Ergebnisse der neuesten Forschung nur immer möglich gemacht haben.

Aloisius Goldbacher: De L. Apulei Madaurensis Floridorum quae dicuntur origine et locis quibusdam corruptis Dissertatio. Lipsiae. Typis C. P. Melzeri. 1867. 36 S. 8.

Diese gründlich ausgearbeitete Schrift zerfällt in zwei Theile, deren erster sich mit der Frage nach der Entstehung und Bildung der Florida beschäftigt, der andere eine Anzahl von Verbesserungen des Textes dieser Florida enthält, welche bekanntlich in einer ziemlich verdorbenen Gestalt auf uns gekommen sind. Was den ersten Theil betrifft, so gehen die Ansichten der Gelehrten über die in demselben behandelte Frage sehr auseinander; diess gibt aber dem Verfasser Veranlassung, die ganze Streitfrage einer genauen und sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen, welche ihn dahin führt, in diesen Florida Bruchstücke, Excerpte aus den von Apulejus wirklich gehaltenen, von ihm selbst auch niedergeschriebenen Reden zu

Digitized by Google

erkennen, was auch nach unserm Ermessen die ganze Fassung derselben, Sprache und Ausdruck nicht bezweifeln lässt; der Verfasser sucht diess noch weiter aus dem Inhalt der einzelnen Excerpte nachzuweisen und verbreitet sich deshalb über Apulejus als Redner und dessen verschiedentlich abgehaltene Reden, welche, wenigstens der Mehrzahl nach in die epideiktische Gattung der Rede fallen, aber auch philosophische Gegenstände in ihren Bereich zogen, und will der Verf. darin gerade das finden, was den Apulejus, der vor Allem für einen Philosophen gelten wollte, von andern Rhetoren seiner Zeit unterscheidet, und wohl auch mit zu dem grossen Beifall beitrug, welchen er da, wo er als Redner auftrat, zu Oea, zu Carthago u. a. O., einerndete.

Dass eine Sammlung dieser bei verschiedenen Gelegenheiten und aus verschiedenen Veranlassungen abgehaltenen Reden wirklich existirt hat, lässt sich nicht wohl bezweifeln: und sind die noch vorhandenen Florida als Excerpte, Bruchstücke daraus anzusehen, nicht sowohl von Apulejus selbst gemacht, was kaum glaublich erscheint, wohl aber von irgend einem andern Verehrer und Anhänger des Mannes, der freilich bei seiner Auswahl kaum ein bestimmtes Princip befolgt zu haben scheint, wenigstens lässt sich bei der Mannichfaltigkeit des Inhalts dieser Excerpte kaum ein solches nachweisen: bei manchen Excerpten scheint, wie hier gezeigt wird, sogar eine Rücksicht auf philosophische Lehren obgewaltet zu haben, bei wenigen im Ganzen die äussere Form der Rede, die Eleganz des Ausdruckes u. dgl. m. Auch über die Zeit, in welche die Excerptensammlung fällt, die jetzt als schwacher Ersatz für die verlorenen Reden selbst gelten muss, lässt sich Nichts mit Sicherheit bestimmen, da jeder positive Anhaltspunkt fehlt. Indessen möchten wir doch die Zeit nicht so sehr ferne von der des Apulejus selbst rücken, zumal da die Florida schon in den beiden ältesten Handschriften, welche die Rede des Apulejus De Magia enthalten, sich angereiht finden, also frühzeitig wohl schon mit den übrigen Reden des Apulejus zusammengestellt und verbunden worden waren. Was die Aufschrift Florida betrifft, die wahrscheinlich, wie wir wenigstens glauben, von dem herrührt, der die Excerptensammlung angelegt hat, so will der Verf. darin nicht sowohl eine Bezugnahme auf das »floridum dicendi genus«, das in diesen Excerpten repräsentirt sein sollte, erkennen, als vielmehr eine Bezeichnung dessen, was die Griechen eine *Ἀνθολογία* und wir eine Blumenlese nennen. Der Ausdruck Florida in dem einen wie in dem andern Sinn kommt, so weit wir wissen, in den uns zugänglichen Resten der classischen römischen Literatur nicht vor, und selbst aus der späteren christlich-römischen Zeit wüssten wir keinen Beleg dafür anzuführen; was aber den Sinn dieses Wortes betrifft, so scheint auch uns die Ansicht des Verfassers der Wahrheit näher zu stehen, zumal wir doch wohl annehmen dürfen, dass diese Bezeichnung nicht von Apulejus selbst, eben so wenig wie

Digitized by Google

die ganze Anlage überhaupt ausgegangen, sondern vielmehr von dem gesetzt worden ist, welcher aus den Reden des Apulejus diese Excerpte gemacht und in der Ordnung, in der sie uns jetzt noch vorliegen, zusammengestellt hat. Dagegen hält der Verf. die Eintheilung des Ganzen in die vier Bücher, welche die Handschriften geben, für ein Werk späterer Zeit, die vorhandene Ordnung und Reihenfolge der einzelnen Excerpte aber für die ursprüngliche, in welche der Excerptor sie aus dem ihm vorliegenden Exemplar der Sammlung von Reden des Apulejus gebracht hat, was wohl auch kaum zu bestreiten sein wird. Die Verbesserungen einzelner Stellen, welche der andere Theil des Ganzen enthält, empfehlen sich mehr oder minder, zumal sie sich von der handschriftlichen Ueberlieferung nicht allzusehr entfernen, vielmehr meist dieselbe zu Grunde legen.

Leben und Thaten des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck (1620—1696) von Geheimrath Joh. Georg v. Rauchbar. Vollendet und mit Beilagen herausgegeben von Dr. L. Curtze. I. Arolsen in Commission bei A. Speyer. 1867. XII u. 160 S. gr. 8.

Der Herausgeber dieser Schrift hat wohl Recht, wenn er den Fürsten, dessen Leben und Thaten Gegenstand der Schrift sind, als die bedeutendste Persönlichkeit des waldeckischen Regentenhauses bezeichnet, nicht blos in Bezug auf das kleine Land selbst, sondern vielmehr durch die Beziehungen, in denen dieser Fürst zu den Ereignissen des siebenzehnten Jahrhunderts und zu den in die zweite Hälfte desselben fallenden Kriegen Deutschland's wie Holland's mit Frankreich als einer der hervorragendsten Feldherrn im Dienste Leopold's I., und nachher der Holländischen Republik steht. Ein solcher Fürst verdiente allerdings eine eingehende Lebensbeschreibung; und diese erhalten wir hier in der Schilderung eines Zeitgenossen, der selbst in Waldeckischen Diensten stehend, die er erst später verliess, um so eher zu einer solchen Biographie berufen war, die eben so sehr auf aktenmässigem Material, wie auf mündlichen Mittheilungen des geschilderten Fürsten beruht, und daher wohl eine Veröffentlichung durch den Druck verdiente. Der Verfasser dieser handschriftlich zu Arolsen befindlichen Biographie, J. G. Rauchbar, geboren zu Worms 1650, war von 1678—1695 oder 1696 in Waldeck'schen Diensten, zuerst als Canzleirath, dann als Regierungsdirector, stand mit dem 1692 gestorbenen Fürsten in naher und unmittelbarer Berührung und hat auch wahrscheinlich noch zu dessen Lebzeiten (1683—1689) diese Lebensschilderung abgefasst, die daher wohl auf Glaubwürdigkeit und Treue Anspruch machen kann. Von dieser Lebensschilderung werden im vorliegenden ersten Theile die ersten sieben Kapitel und der An-

Digitized by Google

fang des achten mitgetheilt, was bis zum Jahre 1656 reicht, also bis zum sechs und dreissigsten Lebensjahre des Fürsten, dessen grössere militärische Thaten und Kriegszüge in die nun erst folgende Zeit fallen, wesshalb man der Fortsetzung dieser Publication mit um so grösserem Verlangen entgegen sehen darf. Was wir hier erhalten, betrifft insbesondere die Jugendgeschichte des Fürsten, sowie die daran sich knüpfenden Feldzüge, namentlich in Polen, die hier eine ausführlichere Darstellung erhalten, wie denn überhaupt die kriegerischen Thaten des Fürsten, seine Feldzüge vorzugsweise den Inhalt der Darstellung bilden, und hier in alles Detail eingehen. Aber auch das, was im ersten Capitel über die Jugend und Erziehung des Fürsten erzählt wird, kann ein gleiches Interesse ansprechen. Im Uebrigen schliesst sich der hier gegebene Abdruck genau an den Wortlaut der Handschrift, und wenn anfangs sogar die Orthographie derselben beibehalten war, so hat sich doch der Herausgeber in den folgenden Abschnitten einige Aenderungen darin erlaubt, die man nicht missbilligen kann, da sie uns das Ganze näher bringen und verständlicher machen, ohne dass jedoch der ursprüngliche Charakter des Ganzen, wie er der Zeit der Abfassung entspricht, irgend wie gelitten oder verwischt worden wäre. Wir wiederholen den Wunsch einer baldigen Fortsetzung der Veröffentlichung dieser Biographie, und hoffen dann auch die Fragmente einer Selbstbiographie des Fürsten, welche in der Bibliothek zu Weimar, und in den Archiven zu Arolsen, Cuylenburg sich noch vorfinden sollen, im Druck zu erhalten.

Kritische Studien zum Pandektentexte von Dr. C. Fuchs, Professor in Marburg. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1867. 110 S. in gr. 8.

Diese Studien haben die Bestimmung, einige Beiträge zur Berichtigung des Pandektentextes zu liefern, der auch nach der neuesten Ausgabe von Mommsen, noch mancher Verbesserung bedürftig ist. Der Verf. erkennt es an, wie durch diese Ausgabe allerdings eine sichere Grundlage für weitere Versuche zur Herstellung des Textes gewonnen ist, und solche Versuche sind es, welche in dieser Schrift enthalten sind, welche über circa dritthalbhundert Stellen der Pandekten sich erstrecket und durch die geeigneten Verbesserungsvorschläge diesen, mehr oder minder verderbten Stellen ihre wahre Gestalt wiedergeben soll. Die Verbesserungen, welche hier vorgeschlagen werden, sind nicht willkürlich und aus der Luft gegriffen, sie haben vielmehr eine sichere Grundlage, von der sie ausgehen, und diese gibt dem Verf. der Text der Florentinischen Handschrift, deren Schreiber nach dem Urtheil des Verf. äusserst gewissenhaft und sorgfältig sein Original copirt hat, ohne sich

Digitized by Google

weiter um den Sinn zu bekümmern oder Aenderungen im Texte vorzunehmen, die das ihm anstössig erscheinende durch etwas, das er für besser hielt, ersetzen sollten. Von derartiger Willkür ist die Handschrift frei, die daher selbst dann, wo ihre Lesart offenbar unrichtig und sinnlos ist, doch am ersten uns auf die Spur der wahren Lesart führen kann: und mag es auffallend erschienen, dass die meisten Fehler, welche in den Mediceischen Handschriften des Tacitus sich finden, auch in dieser Pandektenhandschrift angetroffen werden. So haben also die Verbesserungsvorschläge, welche hier gemacht werden, eine bestimmte und positive Grundlage, von der sie ausgehen. Und darauf bezieht sich auch die ganze Anordnung der Schrift, indem die einzelnen Verbesserungsvorschläge unter bestimmte Rubriken gebracht sind und so selbst einen gewissen Zusammenhang erkennen lassen. In dem ersten Abschnitt sind enthalten Verbesserungsvorschläge, welche auf Interpunktionsänderung oder Trennung und Verbindung von Buchstaben beruhen; in dem zweiten solche, die auf Verwechslung von Buchstaben beruhen, in dem dritten und vierten solche, die auf Gemination oder Quasigemination, in dem fünften die, welche auf Einfügung und Weglassung von non sich beziehen. Im sechsten Abschnitt folgen Verbesserungen, die in Umstellung, Einfügung und Ausstossung von Buchstaben ihren Grund haben, wie im siebenten die auf Weglassung der Anfangssilben, und im achten auf Verwechslung ähnlichklingender Worte (wie z. B. aeque und neque oder habere und debere), im neunten auf Bildung eines andern Wortes, im zehnten auf Accommodation eines Wortes, das im Casus, Numerus, Genus oder Modus, einem nahestehenden angepasst worden, beruhen, im eilften auf Umgestaltung einer Flexion aus Missverständniss, im zwölften auf Siglen, die in den Originalhandschriften der excerpirten Werke vorkamen und von den Abschreibern verwechselt oder missverstanden oder auch nicht berücksichtigt worden sind, im dreizehnten auf Auslassung von Worten, im vierzehnten auf Dittographie.

Nach diesem Schema sind die einzelnen Verbesserungsvorschläge geordnet, über welche am Schluss ein genaues Register beigefügt ist, welches die Auffindung der einzelnen verbesserten Stellen erleichtert. So lässt das Ganze gewissermassen sich als ein Supplement, und zwar als ein nothwendiges, zu der neuen Textesausgabe von Mommsen betrachten. Der Verf. ist der Ansicht, dass nach Vollendung dieser Ausgabe, als der unentbehrlichen Grundlage, eine den jetzigen Anforderungen der Kritik genügende Textesberichtigung nur durch die vereinigte Thätigkeit von Juristen und Philologen bewerkstelligt werden könne, (was gewiss richtig ist) dann aber auch sich die Herstellung eines Textes erwarten lasse, welcher in vieler Beziehung correcter sein würde als das von Tribonian seinem kaiserlichen Auftraggeber überreichte Original. — Die äussere Ausstattung der Schrift ist äusserst befriedigend.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kreta und der Aufstand gegen die Türken.

Spratt Travels and researches in Crete. London 1865. Perrot L'île de Crète. Paris 1867.

Die Beobachtungen, die Pashley 1834 auf der Insel Kreta machte und in einer trefflichen Reisebeschreibung niederlegte, haben durch die Reisenden der letzten Jahre Spratt und Perrot eine würdige Ergänzung gefunden.

Kapitän Spratt, durch seine Travels in Lycia bereits rühmlich bekannt, hielt sich von 1851—1853 in Kreta auf, da ihn die Admiralität beauftragt hatte die Insel zu trianguliren. Sein Werk ist für den Alterthumsforscher namentlich deswegen bedeutend, weil es ihm gelungen ist die Lokalitäten vieler alter Städte festzustellen, von denen nur einige Trümmer und die Ueberlieferung des Namens geblieben sind. So findet er die Stätte des alten Olontion im heutigen Mesa-Elunta, des alten Olus im heutigen Goolas; Etea im heutigen Sitia Der heutige Koprakefalo scheint ihm nach Strabo's Beschreibung der alte Dicte zu sein. Nach vielen vergeblichen Bemühungen findet er die Ruinen des alten Arcadia nahe bei dem heutigen Dorf Melidochori, Rotus ist das homerische Rhythion, Kastelli das alte Stelä, Sudsuro Priansus, Lasea Lebena, Thronos Sybrita, Vrises Kydonia u. s. f.

Spratt's Wiederauffindungskraft erstreckt sich nicht blos auf menschenbewohnte Orte, sondern auch auf die unbelebte Natur. Es gelingt ihm in dem Meltem: einem bei heiterem Wetter plötzlich aus einer Bergschlucht aufbrausenden typhonartigen Sturmwind den Euroclydon wiederzuerkennen, unter dem der Apostel Paulus so schwer zu leiden hatte, ehe er den Hafen Kali Limenes erreichte; sogar die Kanzel, von welcher der Heilige den nichtsnutzigen Kretern in's Gewissen redete, stellt sich seinen entzückten Blicken dar. Dagegen fühlte sich der brittische Seemann nur wenig angezogen, den Spuren der alten Zeit in Sitten und Gebräuchen nachzuforschen; es kümmerte ihn nicht sonderlich, dass sich gerade in Kreta mehr als irgendwo anders althellenische Lebensformen erhalten haben. Was Spratt über die Sprache der Sfakioten, die einige merkwürdige Dorismen bewahrt hat, und über die Hochzeitsgebräuche in Sitia mittheilt, ist so ziemlich das Einzige was ihm dort für den inneren Zusammenbang der Gegenwart mit dem Alterthum gesprochen hat. »Die Heirathen werden in Kreta von

Digitized by Google

den Eltern entschieden; dennoch liegt es dem Bräutigam ob, um die Braut anzuhalten. Nehmen die Eltern an, so wird ein Verlobungstag festgesetzt. An diesem Tage erscheint der Bräutigam mit seinen Verwandten und dem Priester des Dorfs vor dem Hause der Schwiegereltern, wo ihnen die Braut mit Früchten und Wein entgegentritt, die sie erst dem Priester, dann dem ältesten der Anwesenden, und zuletzt ihrem Verlobten anbietet und für Jeden den Wunsch »gut und fröhlich zu leben« hinzufügt. Dann tauscht man die Ringe und trennt sich sofort.

Acht Tage vor der Hochzeit lädt der Bräutigam seine eigenen Verwandten und Freunde sowie die der Braut ein, und ernennt meistens seine Pathen zu Brautvätern.

Am Tag vor der Hochzeit versammeln sich die Jungfrauen das Zimmer der Braut zu schmücken, bedecken die Wände mit frischer Leinwand, hängen als Dekoration Laibe von Waizenbrot, sowie Blätter von Orangen, Limonen und Myrthen auf, und legen auf den Bettpfeiler drei Kronen, von Dornen, Myrthen und Orangenblättern — alle bedeutungsvoll: denn die Dornen deuten auf langes Leben und Standhaftigkeit unter dessen Leiden hin, die Myrthen und Orangeblätter darauf, dass die Liebe von Braut und Bräutigam so zart und doch so fest seien wie diese immergrünen Blätter, die Laibe Brot auf Ueberfluss und Frieden.

Kommt der Hochzeitstag, so begeben sich Braut und Bräutigam zur festgesetzten Stunde zur Kirche, an der Hand von Freundinnen und Freunden; die Ceremonie beginnt sofort, und sobald der Priester zum Schluss der Liturgie die Worte spricht: »Ruhm und Ehre Euch, die Ihr gekrönt seid«, werfen die Umstehenden Baumwollsaamen, Myrthen und Orangeblätter auf Braut und Bräutigam. Ist diess geschehen, so folgen Begrüssungen: die Verwandten der Braut küssen erst die Bibel, dann den Bräutigam und die Braut, indem sie auf ihren Kopf, um ihren Nacken, oder auf ihre Schultern Tücher und andere Geschenke legen; dasselbe thun die Verwandten des Bräutigams, die Brautväter und die übrigen Gäste.

Nach diesem Austausch von Gruss und Kuss geht es in feierlichem Zuge nach dem Hause der Mutter des Bräutigams, man hält an der Thür und fragt sie: was sie ihrer Schwiegertochter schenke, und sie nennt nun die Aecker, Häuser oder eine Anzahl von Oelbäumen. Darauf taucht die Braut den kleinen Finger ihrer rechten Hand in einen Topf frischen Honigs und macht damit vier Kreuze an die Thür. Man bringt ihr eine Granate, die sie auf der Hausflur hinwirft und so die rubinrothen Kerne darüber ausstreut: ihr Haus soll sich mit so viel Gütern füllen, wie diese Saat von Kernen: und die Honigkreuze bedeuten, dass die Liebe der Braut so heilig, süss und stark sei wie das Symbol ihres Glaubens. Dann erst betritt man das Haus, Braut und Bräutigam setzen sich nebeneinander auf ein Sopha am Ende des Zimmers, und rings herum beginnen die Jungfrauen Lieder zum Preise des glücklichen und ge-

Digitized by Google

ehrten Paars. Es folgen Tanz und Festlichkeiten die ganze Nacht andauernd, oft eine Woche und länger, je nach dem Vermögen der Hochzeiter.«

Es ist unmöglich in diesen von Spratt geschilderten Ceremonien eine Spur uralter Gebräuche zu verkennen, wenn dieselben auch vielfach durch den Einfluss des Mittelalters und der Kirche verdunkelt und bis zur Unkenntlichkeit verändert sind. Wird doch der Genius eines Ortes jederzeit die gleichen Einwirkungen auf die Bewohner bedingen; und manches, was dem oberflächlichen Beobachter als ein singuläres Phänomen erscheint, ist für den Tieferblickenden nur ein Glied in der Kette fortlaufender analoger Aeusserungen des Volksbewusstseins. Kein Land ist so dazu geschaffen dem Denkenden jenen tiefsinnigen Zusammenhang zwischen Sonst und Jetzt vor die Seele zu rufen, als Hellas. Selbst wo das Jetzt fremdartige für den ersten Blick unerklärbare Formen trägt, wird der Rückblick auf die Periode, welche es vom »Sonst« trennt, wird die Kenntniss des byzantinischen Mittelalters zu einem milderen und gerechteren Urtheil führen, als wenn man das Kind mit dem Bad ausschüttend einen jeden inneren Zusammenhang einfach wegläugnet. Vor solchen radikalen Thorheiten, zu denen das Nachbeten des Fallmerayer'schen Halbwissens unfehlbar zu führen pflegt, hat der praktische gesunde Sinn des Engländers den Kapitän Spratt bebütet. Wenn er merkwürdiger Züge im heutigen Volkscharakter erwähnt, so geschieht das selten ohne zugleich der Analogie des Alterthums zu erwähnen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er dieses geheime geistige Band mit grösserer Genauigkeit verfolgt, dass er, statt sich auf die Rekonstruction einiger alter Städtenamen aus Säulentrümmern und Inschriften zu beschränken sich die Rekonstruktion des nationalen Lebens in Sitte und Charakter zur Aufgabe gemacht hätte. Statt dessen finden wir nur vereinzelte Züge. So entwirft uns Spratt ein anschauliches Bild von dem Leben der Taucher, die an der Ostküste Kreta's ihr mühseliges und gefährliches Handwerk treiben. Sie erreichen nur mit einem flachen Stein in den Händen, der das Herabsinken erleichtert, mitunter auf einer Tiefe von 30—40 Faden den Grund des Meeres, um dort nach jenem Luxusartikel zu suchen, bei dessen Handhabung freilich die wenigsten Menschen an die Gefahren denken, denen er entstammt: den Schwamm. Spratt kannte eine Familie von drei Brüdern aus Symi, welche von ihren Gesellen den Beinamen der »Sarandaki« erhalten hatten, weil sie bis zu der furchbaren Tiefe von 40 Faden zu tauchen pflegten; freilich lebte bald nur noch der eine von den Dreien; die anderen kamen durch einen Schlaganfall oder durch einen Hai beim Tauchen um, da ihr Körper nie wieder aufgefunden ward. Nur die strengste Zucht von früh auf, ausserordentliche Zähigkeit und Unerschrockenheit können zu solchen Thaten befähigen; und ermöglichen, dass der Taucher den gewaltigen Druck der Wassermasse auf seine Athmungswerkzeuge

Digitized by Google

aushält. Spratt fand, dass die zähesten Taucher 90—120 Sekunden unter Wasser blieben; und war der Ansicht, dass sie es wohl noch 10—20 Sekunden länger ertragen hätten, denn sie blieben oft in grosser Tiefe, wo eine reiche Ausbeute von Schwämmen war, durch die Aussicht auf Gewinn gelokt, solange, bis sie die ersten Sensationen des Ertrinkens verspürten, oder wie sie sich ausdrücken, verspüren, dass sie anfangen einzuschlafen.

Der Schwamm war bei den Alten schon lange vor Aristoteles bekannt und in Gebrauch; der Stagirit erzählt: je grösser die Tiefe, je schöner pflegten die Schwämme zu sein und leitet diesen Umstand aus der gleichförmigen Temperatur des Wassers in der Tiefe her. Er konnte das Faktum wohl nur von den Tauchern erfahren haben; sie waren die Thermometer die ihm ihre körperlichen Empfindungen während des Aufenthalts unter der Meeresfläche mittheilten.

Die Temperatur des Mittelmeers pflegt unter 100 Faden permanent zwischen 54 und 58° zu betragen; zwischen 50° und der Oberfläche am Meisten zu variiren. Die Taucher konnten dies aus ihrer Erfahrung beschreiben, denn die Länge ihres Aufenthalts unter dem Wasser, und die Tiefe, bis wohin sie hinabgehn, hängt grossentheils von der Temperatur des Wassers ab. Die grössere Ruhe und Klarheit trägt ebenso wie die permanente Temperatur des Wassers dazu bei die Schönheit der Schwämme zu begünstigen; denn ihre natürliche Wohnung scheint da zu sein wo sich eine feste Basis, z. B. ein Fels befindet um sich daran festzuhängen, und wo kein Schwamm noch Sand existirt, der das Wasser unrein und schmutzig machen kann. Die Menge feinen Sandes die wir in Schwämmen finden ist dort nicht durch das Thier oder die Pflanze während ihres Wachsens eingeschlossen worden, sondern ist eine Fälschung, welche von den Kaufleuten ausgeübt wird, die die Schwämme von den Tauchern kaufen. Sie erhöhen so das Gewicht zu ihrem Vortheil. Ich habe auf den Inseln Symi, Calymno und Chalki zugesehn, wie die eben angetroffenen Ladungen der Schwammböte diesen Fälschungsprocess erfuhren, ehe man die Schwämme packte. Der Sand wurde von einem Ort herbeigeschafft, der eine für den Zweck ausreichend feine Quantität lieferte, mit Wasser gemischt, worin sich etwas Gelatin oder Gummi befindet, damit der Schwamm den Sand besser aufnimmt und bewahrt, ohne dass es nachher zu entdecken ist; die Schwämme werden alle wohl darin geknetet, so dass ihre feinsten Poren angefüllt sind, dann an der Sonne getrocknet und sehr eng in Ziegenhaarsäcken von offener Naht zusammengepackt, damit der Sand, der sich bei der Bewegung des Transports von den Schwämmen loslöst, herausfalle und die Entdeckung von Seiten der europäischen Kaufleute verhüte.

Auf diese Weise werden einige Pfund Schwämme in ihrem trockenen Zustand so mit Sand angefüllt, dass sie mehr als eine Tonne wiegen, ehe sie nach Europa eingepackt werden. Die Lokal-

Digitized by Google

händler verstehn das Geschäft und machen ihre Preise demgemäss; sie verstehen es reich zu werden, während der arme Taucher für all' seine Mühsal und Gefahren kaum zu leben hat und jenem Lokalhändler gewöhnlich verschuldet ist. Den Winter über ist er müssig, da er keinen anderen Erwerb kennt, und kommt so oft in die Macht des Kaufmanns, der ihm Geld leihen kann. Da die Gewohnheit des Trunks und Spiels dem Müssiggang folgt, sinkt der Taucher immer tiefer in die Schuld herab.

So sind die Schwammfischer eine degradirte Klasse der griechischen Gemeinde. Sie wohnen hauptsächlich auf den Inseln, wo keine Produkte und kein Handel existiren, auf öden Felsen, wo sie, meist frei von türkischer Herrschaft, unabhängiger sind als es auf den grossen Inseln oder den asiatischen Küstenstädten der Fall sein könnte. Diese komparative Freiheit führt sie dazu ihren Heimathfelsen anderen vorzuziehn, und die Noth zwingt sie ihr Brot von der See zu suchen, da ihr Eiland sie nicht nähren kann. Deshalb scheinen sie den Schwammfischfang von Generation zu Generation seit Jahrhunderten geübt zu haben.

Ein Besuch in den Häfen einer dieser Inseln gewährt zu gewissen Jahreszeiten den interessanten Anblick der aquatischen Sprünge der jungen Taucher, die von zwei bis zu zehn Jahren alt sich in die See stürzen, als sei sie ihr natürliches Element; denn in den Sommermonaten, wenn die Erwachsenen alle abwesend sind und nur die Kinder und Alten zurückgeblieben sind, scheinen die Mütter ihre Kinder so früh in's Wasser zu schicken als sie laufen können, wie eine Ente mit ihren Jungen verfährt; und sehr rasch lernen sie auf 2, 3 und 5 Faden zu tauchen.

Beim ersten Beginn der Taucherzeit leidet der Taucher sehr und kann nicht leicht tiefer tauchen als 12 oder 15 Faden; Augen, Nase und Ohren bluten unaufhaltsam unter dem Druck und der darauf folgenden Kongestion der Gefässe.

Das Schwammfischen pflegt in nett ausgerüsteten kleinen Kaïks oder halbbedeckten Böten von 8—10 Tonnen Last vor sich zu gehn, die ein Jedes 7—8 Mann fassen, in feinen leicht handlichen Fahrzeugen, wie sie wohl der berühmten Yacht »Amerika« zum Muster gedient haben mögen. Man geht in Gesellschaft von 20 bis 30 solcher Böte an's Werk um sich gegenseitig zu unterstützen und zu beschützen; wenn sie bei günstigem Wetter arbeiten wird jeder Taucher 15 selbst 20mal täglich ebenso viel Faden tief hinabtauchen.

Sie müssen während der Tauchersaison eine strenge Diät beobachten, dürfen erst Abends essen, und halten sich den Tag über mit einer gelegentlichen Pfeife oder einer kleinen Tasse Kaffé aufrecht.

Es ist höchst merkwürdig in der Mitte einer Flotte von Schwammböten zu beobachten, wie die Männer auf dem Grund des Meeres thätig sind; denn sie ähneln einer Schaar von Muskitos

Digitized by Google

oder eher von Schmetterlingen die von Blume zu Blume fliegen, wie sie sich von einem Ort zum andern bewegen, nur einige Minute Anker werfen um ein paar Mal zu tauchen, dann ihre zahlreichen und handlichen Segel wieder aufhissen um eine Strecke weiter zu fahren und von Neuem zu ankern und zu tauchen; so lange wie das Wetter günstig ist und Schwämme vorhanden sind. So wird derselbe Grund oft Jahr auf Jahr durchsucht; doch erzählen die Taucher, dass ein Zeitraum von 2 oder 3 Jahren nöthig sei um eine gute Ernte ausgewachsener Schwämme auf derselben Stätte zu suchen.

Da sie beim Tauchen der Sonne vielfach ausgesetzt sind, so sehen sie wegen ihrer glänzend kupferfarbigen Haut und ihrer gebückten Haltung wie eine von den Griechen im Allgemeinen unterschiedene Race aus.

Der Taucher, an den die Reihe kömmt, setzt sich auf dem Verdeck nieder, und legt einen grossen flachen Marmorstein neben sich, um den ein hinreichend starkes und $1\frac{1}{2}$ Ellen langes Seil geschlungen ist, zieht sich aus und wird von seinen Gefährten allein gelassen, um sich vorzubereiten. Er reinigt seine Lungen, schwellt sie dann an, und oxidisirt sein Blut durch eine Wiederholung tiefer Athemzüge. Die Operation dauert von 5 auf 10 Minuten und mehr, je nach der Tiefe; während derselben wird der Taucher von keinem seiner Gefährten angesprochen; nur von zwei unter ihnen aus einer kleinen Entfernung bewacht, die aber nie wagen ihn zu drängen oder irgendwie während des Processes zu zerstreuen. Dem Zuschauer kommt es vor als wenn der Taucher irgend eine mysteröse Ceremonie oder Bezauberung durchmache. Wenn, in Folge eines nur ihm bekannten Gefühls, der Taucher nach diesen häufigen, langen und schweren Athemzügen, den schicklichen Moment für gekommen erachtet, ergreift er den Marmorstein, bekreuzt sich, betet und taucht damit wie ein Delphin rasch in die See hinab. Während er taucht hält er den Stein stets gerade vor seinem Kopf, in Armeslänge, so dass er so wenig Widerstand wie möglich bietet; und indem er die Richtung ändert, bedient er sich desselben wie eines Ruders, so dass er nach seinem Wunsch mehr oder weniger vertikal hinabstürzt. Sobald er den Grund erreicht, nimmt er den Stein unter den Arm um sich auf dem Grund zu erhalten und geht dann auf dem Fels herum oder kriecht unter dessen Abhängen, indem er die Schwämme in ein geöffnetes Körbchen zusammenrafft, das um seinen Hals geschlungen ist; hält aber die ganze Zeit hindurch an dem Stein oder dem Seil fest, da es sein Schutz ist um zurückzukehren und das bekannte Signal zur gewünschten Zeit zu geben.

Inzwischen sind die zwei Männer, die ihn beobachteten, ehe er hinabsprang, sobald er verschwand, aufgesprungen, und eilen zu dem Seil, welches der Eine von Ihnen in der Hand hält, verlängert oder verkürzt, je nachdem der Taucher sich auf dem Boden

Digitized by Google

des Meeres herumbewegt; und sobald das Signal zur Rückkehr gegeben ist, hissen sie das Seil mit grosser Energie und Ernst, und so rasch wie möglich herauf, da die Versäumniss weniger Sekunden eine Lebensfrage für den Taucher sein kann. ..... Ein heftiges Niesen zeigt den Kameraden, dass er Bewusstsein hat und lebt. Ein oder zwei Worte sollen ihn dann, wenn er, wie oftmals sehr verzweifelt ist, ermuthigen; die menschliche Stimme zu vernehmen dünkt ihm in Momenten grösster Erschöpfung eine wahre Hülfe zu sein. .... Das ist das harte Leben des Levantinischen Tauchers; sehr wenige von uns wissen was ein Mitmensch leiten musste um den kleinen Gegenstand zu beschaffen, der für unseren Toilettentisch unentbehrlich ist.«

Die lebendige Sprache und Schilderung Spratt's mag wohl durch ein dem Seemann natürliches Interesse an dem abenteuerreichen und gefahrvollen Leben dieser unglücklichen Menschen bedingt sein, die allen Schrecken des Ertrinkens und den Raubthieren der Tiefe so muthvoll trotzen.

Im Uebrigen aber fehlt es dem englischen Reisenden an dem Sinn für die prägnanten Seiten des kretischen Nationalcharakters und wohl auch an Lust demselben gerecht zu werden. Hätte er genauer zugesehn, so würde ihm nicht entgangen sein, dass sich in dieser Bevölkerung eine grosse Bewegung vorbereite, dass die idyllische Ruhe unter der er Zeit zu archäologischen Untersuchungen und zu Beobachtungen über die Thier-, Pflanzen- und Mineralienwelt auf Kreta gewinnt, die Ruhe vor dem Sturme sei. Er erzählt uns arglos, dass Reisende jetzt schwerlich einen Führer finden würden, der ihnen den Weg, den er nach dem Gipfel des Ida gegangen, den Weg über die Hochebene von Netha zeigen möchte. »Denn in Zeiten innerer Unruhen war dieselbe immer eine Zufluchtsstätte für viele christliche Einwohner der Umgegend. Sie ist eine Bergfeste, wie von der Natur für die Umwohner geschaffen; ehe wir uns im Voraus einen Führer hinauf verschafften, schien eine Konsultation gehalten zu werden, ob es geeignet sei uns einen der Wege zu ihrem Bergmagazin und ihrem Bollwerk zu zeigen. Die Bewohner hielten eine förmliche Volksversammlung im Freien; unter einigen Oelbäumen am Ausgang des Dorfes. Solche Parlamente unter freiem Himmel finden häufig unter den Bergbewohnern Kreta's Statt, sei es um einen Plan zu besprechen, wie man dem Steuereinnehmer oder den Obrigkeiten Widerstand leisten, oder eine Fehde mit einem benachbarten Dorf wegen einer Blutschuld ausmachen könne, und sie sind charakteristische Merkmale, in denen sich der hohe Sinn und das Unabhängigkeitsgefühl dieser Männer kund giebt. Ein Haufe Kreter in Berathung begriffen, besonders wenn er aus Sfatioten oder Therissoten besteht, bietet ein schönes und ergreifendes Bild; es sind schlanke, männliche Figuren, mit stolzen oft schönen Gesichtszügen.« Wie tief der Hass der christlichen Bevölkerung gegen das entsittlichende türkische Regiment

Digitized by Google

wurzelt vermag selbst dem so harmlosen Naturbeobachter Spratt auf die Dauer nicht zu entgehn. Gleichsam erstaunt, berichtet er uns, dass nahe am Kloster Sitia ein Felsblock liege, der ringsum und auf der Höhe von losen Steinen umgeben sei; und dass sein griechischer Maulthiertreiber im Vorbeiziehn einen Stein ergriffen und unter Flüchen und Verwünschungen nach der Spitze des Felsens geschleudert habe. Viele der Steine rollten wieder herunter; da sie nicht Platz genug oben hätten; doch kein Grieche scheue den Umweg um an diesem merkwürdigen Denkmal vorbeizugehn und einen der heruntergerollten Steine wieder heraufzuwerfen, indem er zugleich ein Anathema für die Seele eines türkischen Aga ausspreche, der zur Revolutionszeit das Kloster genommen, mit Feuer und Schwert verwüstet habe, hernach aber an dieser Stätte christlicher Uebermacht erlegen sei. Ein Monument also um den Fluch zu verewigen; während sonst wohl das Grab, das sich über einem Gefallenen wölbt, auch den Hass des Lebens zu schliessen pflegt. Wo jedoch so furchtbare Erinnerungen im Volke fortleben wie sie der 9jährige Kampf der Kreter von 1821—1830 erzeugt hat, lässt sich die Verleugnung alles menschlichen Gefühls und die Verwandelung der mildesten Denkungsart in gährendes Drachengift nur allzuleicht erklären. Spratt berichtet von der Höhle bei Melato, dass dort während der Revolution im Jahr 1822 einige hundert Christen so eng durch die Türken Spinalongas eingeschlossen worden seien, dass, nachdem die Meisten gefallen oder den Hungertod gestorben waren, der Rest sich ergab und zu Sklaven gemacht wurden. Nur mit Widerstreben hätten die Bewohner davon gesprochen, wenn man sie aber dazu brachte ihren Bericht mit Ausdrücken rachsüchtiger Bitterkeit gegen die Türken Spinalongas begleitet. Wenn Spratt sich genauer erkundigt hätte, so würde er erfahren haben, dass nicht einige hundert, sondern dass 2000 Männer und Frauen in diese Höhle geflüchtet waren, dass sie nicht im Jahr 1822, sondern Mitte Februar 1823 kapitulirten, dass der türkische Anführer, Hassan Pascha, sofort alle überlebenden Männer, mit Ausnahme von 30, niedermachen liess, die er nach Spinalonga in Gewahrsam brachte, wo sie bald darauf starben, dass die gefangenen Priester wie ebensoviel Thiere an einander gebunden, in ein grosses Feuer geworfen und lebendig verbrannt, die älteren Frauen niedergeritten und getödtet, die Jüngeren als Sklavinnen nach Asien und Egypten verkauft wurden. Ein schönes junges Mädchen, welches einem Albanesen zur Beute geworden war und von ihm nach Spinalonga geschafft wurde, sprang unterwegs in Phurni in einen tiefen Wasserbehälter und ertränkte sich. Das sind Details, die dem englischen Reisenden entgangen sind, der im Uebrigen nach Weise seines Volkes die feinsten biblischen Ohren hat, und auf den Stätten, wo ein Apostel ehemals wandelte, es an den erbaulichsten christlichen Predigen nicht fehlen lässt. Nur das können wir ihm auf's Wort glauben, dass die christlichen

Digitized by Google

Bewohner Melato's ihre Rachsucht bei der Erzählung jener Gräuel nicht zurückhalten konnten, und wenn sie gegenwärtig die Blutschuld jener Höhle von Melato in Türkenblut abtragen, so ist es freilich nicht unser Beruf jener wilden Leidenschaften enkomiastisch zu gedenken, aber dem frommen britischen Segler mit dem Mikroskop und Barometer in der einen, der Bibel in der anderen Tasche, rufen wir zu, dass Gott mitunter in den Menschen eine heidnische Tugend weckt damit die neuchristliche Scheinheiligkeit daran zu Schanden werde. Eine noch dunklere Erinnerung schwebt über der Grotte beim Dorf Melidoni. Dorthin hatten sich im Frühjahr 1823 nach den ersten Landungen der egyptischen Truppen, die Mehmet Ali zur Dämpfung des Aufstandes ausschickte, 370 Männer, Frauen und Kinder geflüchtet; darunter 30 Bewaffnete, die bei der Gunst des Terrains und dem engen Ausgang der Höhle jeden Angriff der Türken erfolgreich zurückschlugen. Kusein Pascha, der türkische Anführer, liess die Grotte förmlich belagern und mit Kanonen beschiessen, richtete aber nichts aus. Da verfiel er auf ein teuflisches Mittel. Er anticipirte die Ideen, welche später Pelissier den Kabylen Afrika's gegenüber gehabt hat. Im Januar 1824 fand er eine Oeffnung im Dach der Höhle, liess nun den Eingang mit Holz und Steinen vollständig verrammeln; und zu gleicher Zeit Brennmaterialien in jenem Loch anzünden. Die unglücklichen Eingeschlossenen flohen von einem Winkel der Höhle in den anderen; aber die verhängnissvolle Rauchwolke ereilte und erstickte sie doch. Als die Griechen später nach manchen Wechselfällen des Kampfes Melidoni und die Höhle wieder nahmen, fand eine ergreifende Skene Statt, da sie in derselben die Gebeine ihrer theuersten Angehörigen wiederfanden; sie umarmten sie und schwuren den heidnischen Unterdrückern blutige Rache. Vor solchen Erinnerungen geht der religiöse Engländer scheu vorüber, er weiss uns dagegen mit vieler Umständlichkeit die Geschichte eines Predigers, einer seiner Vorfahren zu erzählen, der in den Gewässern Kreta's von Korsaren gefangen genommen wurde. Wenn er des Kampfes von 1821 gedenkt, so vergisst er nie beizufügen, derselbe habe Unheil über die ganze Insel verhängt, von dem sie sich in einem halben Jahrhundert nicht erholen könne. Dass der Kampf aber auf einer historischen Nothwendigkeit beruhte, vergisst er hinzuzufügen, und bekreuzigt sich vor der blossen Möglichkeit, dass sich jene Schrecken erneuern. Viel frischer und lebendiger sieht Perrot die Zustände auf Kreta an, obwohl auch er von einer Schilderhebung der Bewohner nur Unheil voraussagen kann. Er fühlt aber mit ihnen; er lässt sich ihre Kriegshymnen vorsingen, er hört und billigt ihre Klagen, und sieht auf die Geschichte wo der Engländer nur auf die Bibel sieht. Dass Kreta zu einem befriedigenden politischen Zustand seit den Tagen des Minos nicht mehr kommen konnte, ist eine Thatsache die dem aufmerksamen Beobachter schon aus der Konfiguration des Bodens in die Augen springt.

Digitized by Google

Nirgends ist der Partikularismus, der den tiefsten und theuersten Neigungen des hellenischen Volkes entspricht, so sehr zu Hause wie auf diesem langhingezogenen, schmalen Eiland. Rings von einem gewaltigen Meeresabgrund, der an 12,000 Fuss beträgt, umgeben, steigt es in den weissen Gebirgen im Ida, und in den Lassithibergen zu einer Höhe von 8000 Fuss über dem Spiegel der See empor, in einer Alpenlandschaft, deren Eigenthümlichkeiten sich kaum zum zweiten Mal auf der Erde wiederfinden.

Das sind die drei gewaltigen Bergcitadellen die nach allen Seiten so steil abfallen, dass man verzweifeln möchte sie zu erklimmen. Aber in grösserer Nähe entdeckt man tiefe Rinnen, durch die vor Jahrtausenden das Schneewasser sich den Weg gebahnt; Felsengen durch die der Angreifer passiren muss, der sich jenes letzten Forts der kretischen Freiheit bemächtigen will. Oft verengt sich der Pass so, dass das Blau des Himmels schwindet; wilde Feigenbäume schweben über den Köpfen der Wandrer und kreuzen ihre Zweige mit den gegenüberstehenden in der Art, dass sie eine Decke über der finsteren verwundenen Schlucht bilden. Droben liegen in bergiger Abgeschlossenheit Hochebenen wie die von Omalos, Nitha und Lassithi; die der Fuss des Eroberers kaum je betrat; Zufluchts- und Rüststätten für die Bewohner; nur einen Theil des Jahres bewohnbar; denn es sind schmale Mulden zwischen senkrechten Felswänden einen Theil des Jahres von Schnee- und Regenwasser ausgefüllt. Im Sommer sammelt sich der Abfluss einer solchen Hochebene in niedrig gelegener Stätte, in finsteren Schlünden, sogenannten *καταβοθρα* um ein paar Tausend Fuss tiefer als Fluss zum Vorschein zu kommen. Von diesen Bergzinnen aus späht der Sfakiote hinab in's Thal, er zieht wohl auch in friedlichen Zeiten als Krämer, Maulthiertreiber oder Lohndiener herab in die fruchtbaren Niederungen der Insel nach Gortyna Mirabello oder Girapetra; in stürmischer Zeit aber verschanzt er sich hinter seinen natürlichen Wällen oder bricht plündernd und raubend in's Thal herab.

Schon der Florentinische Reisende Buondelmonte zu Anfang des 15. Jahrhunderts erwähnt der Sfakioten als eines rauhen kriegerischen Bergvolks; »von hohem Wuchs, unglaublicher Behendigkeit, furchtbar in den Waffen; gelangen sie zu einem Alter von 100 Jahren ohne je krank gewesen zu sein, statt Wein trinken sie nur Ziegenmilch« Als Belon 1550 Sfakia besuchte, bedienten sich die Sfakioten noch keiner Schusswaffen; sie waren mit Bogen und Schleuder bewaffnet, wie die Alten. Die Venetianer verstanden die Kriegslust der Bergbewohner zu verwerthen, sie theilten Gewehre unter sie aus, drillten sie und verbreiteten die ersten Elemente der Taktik. Sie standen sich so gut mit ihnen, dass die Sfakioten sich den Schritten der anderen Kreter, welche die Türken herbeiriefen, nicht anschlossen. Bald machte sich die sfakiotische Kriegstüchtigkeit den Osmanli's gefürchtet. Während eines ganzen Jahr-

Digitized by Google

hunderts verlangten die Gouverneurs keinen anderen Tribut von ihnen, als eine bestimmte Quantität Eis, die sie jährlich aus ihren Bergen in's Thal bringen mussten. Sfakia galt als Apanage der Sultana Valide, der Sultania Mutter, der die Sfakioten jährlich einige Geschenke schickten. Dem Haratsch waren sie nicht unterworfen. Die unter ihnen herrschende Blutfehde hielt die kriegerischen Sitten aufrecht. War ein Sfakiote getödtet worden, so schwur sein nächster Verwandter das Hemd nicht zu wechseln, sich vom blutigen Hemd des Gefallenen nicht zu trennen bis er ihn gerächt. »Wenige Menschen starben früher natürlichen Todes«, so erzählen noch die Greise in Sfakia, »es waren das einmal unsere Gebräuche.« Im Jahr 1770 wurde Sfakia durch einen gewissen Jannis in die russisch-griechische Erhebung hineingezogen; empörte sich ohne hinreichende Hülfsmittel, und unterlag nach hartem Kampf hauptsächlich durch inneren Zwist. Die Sfakioten mussten nun Haratsch bezahlen, schworen aber solche Schande nicht zu dulden und haben sie auch in den Kämpfen der 20er Jahre reichlich in Türkenblut getilgt.

Ganz anders wie das Schicksal dieser wilden Bergbewohner gestaltete sich das Loos der Kreter, die den reichen ebenen Theil der Insel bewohnen. Man wird wohl nicht irre gehn, wenn man sagt, dass dieselben seit den Zeiten des Minos, wo die Insel eine mächtige nationale Einheit darstellte, zu einer ähnlichen hervorragenden Bedeutung nicht mehr gelangt sind. Ihr Wohlstand und Hülfsmittel verzehrten sich in nutzloser Bürgerfehde. Schon Homer scheidet unter den zahlreichen Bevölkerungen, die hier in 90 Städten mit verschiedener Sprache und Sitte wohnten, 5 Hauptstämme aus. Unter diesen gewannen allmählig die Dorer das Uebergewicht (vgl. *Περὶ τῶν παρ' Ὁμήρῳ πέντε τῆς νήσου κρήτης Λαῶν ὑπὸ Β. Ψυλλάκη* Leipz. 1865). Aber keine von den drei grossen dorischen Städten Knossos, Kydonia und Gortys konnte eine so markirte Suprematie erringen um über die Hülfsquellen von ganz Kreta zu verfügen und die Kräfte zu einer gemeinsamen Aktion zusammenzufassen. Der tiefgewurzelte Partikularismus der Insulaner spottete ebenfalls einer jeden Föderativbemühung. Die »Synkretismen« blieben unvollständig und schwach, Kreta blieb ausser Stande seine Macht dem Auslande fühlen zu lassen, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Minos und Idomeneus waren im Grunde die letzten kretischen Fürsten die auswärtige Politik getrieben; vom Perserkrieg hielten sich die Kreter ferne, und beruhigten sich gern bei dem Spruch der Pythia der sie Thoren nannte und vom Beitritt zum hellenischen Bündniss ausschloss. Getrennt in kleine Freistaaten bekriegten sich die Kreter wechselweise; die schwächeren schlossen sich an die mächtigeren an, die Mächtigsten, wie Gnossos, Gortyna drohten vereinigt alle übrigen zu unterjochen; und gaben der Politik der Kleineren Anlass, Eifersucht und Hass zwischen denselben zu schüren, um so der Gefahr der Einverleibung zu ent-

Digitized by Google

gehn. Als sie mit den Rhodiern in Krieg verwickelt wurden, waren die Kreter bereits so ohnmächtig, dass sie die Römer um Beistand anriefen und sich unter einen Spruch des römischen Senats, der den Streit beilegte, beugten. Da der Verdacht, dem Mithridates Vorschub geleistet zu haben, ihnen eine Kriegserklärung zuzog, wurden sie zuerst von Hortensius, dann von Metellus mit grosser Heeresmacht angegriffen. Noch einmal loderte der alte bewährte Kriegsruhm der Insulaner auf, da sie sich 3 Jahre lang unter Pamares und Lasthenes vertheidigten. Metellus aber trieb sie schliesslich zu Paaren, er belagerte und nahm eins ihrer Kastelle nach dem anderen, obwohl sie sich auf's Aeusserste vertheidigten und vor Durst den Harn ihrer Pferde tranken. Zuletzt fiel das feste Eleuthernä, das durch seine natürliche Lage und seine gewaltigen Mauern die meiste Widerstandskraft besass. Die Stadt liegt gleichsam in Flaschenform auf einem nach allen Seiten steil abfallenden Felsrücken, der nur nach der Seite von Prene hin durch einen sanfteren Abhang zugänglich ist. Hier waren die starken Befestigungen angebracht, die Metellus, wenn man Dapper's Bericht glauben soll, dadurch nahm, dass er mehrere Nächte hinter einander Essig hineingiessen und sie so erweichen liess, dass sie leicht zerbrochen werden konnten. Spratt hat die Ueberreste jenes fabelhaften Thurms, etwa 20—30 Fuss hoch in Augenschein genommen, und selbst die Bresche erkannt, durch welche die Römer an der Seite dieses starken Thurmes, der den Zugang vertheidigte, eindrangen. Er ist selbst auf dieser Westseite, wo hinlänglich Raum in der Mauer war, um eine doppelte Reihe Männer einzulassen, nach Eleuthernä hin eingeklettert, und kommt dann auch zu der verständigen Erkenntniss, dass Verrath der Strategie des römischen Feldherrn bei der Eroberung zu Hülfe gekommen sein muss. Vor Rhodus, war Kreta die letzte von allen griechischen Landschaften, welche den Welteroberern widerstand. Nun ward die Insel eine römische Prätur, erst Illyrikum dann Cyrena zugetheilt. Antonius wollte den Kretern aus Achtung vor dem muthigen Widerstand den sie bewiesen, die Freiheit schenken; Cicero aber widerstand und machte ihm öffentlich einen Vorwurf daraus. In der That hatten die Bewohner der Insel damals nur als Söldner und Piraten einen freilich zweifelhaften Ruf; ihr Landsknechtssinn war sprichwörtlich geworden. Sie waren Freunde des Krieges und des Raubs, geschworene Feinde von Recht und Sitte geworden. Zu dem Vorwurf »Lügner und faule Bäuche« zu sein, gesellte sich noch der, dass sie von unersättlicher Habsucht beherrscht würden. J. Cäsar versprach einem kretischen Abenteuerer Bürgerrecht und Gunst als Lohn für zu leistende Verrätherdienste. Aber der Kreter verlachte ihn und erklärte: wie ein politisches Recht bei seinen Landsleuten blos als titulirte Dummheit gelte. Sie wollten nur Gewinn, und arbeiteten zur See und zu Lande nur für Geld. Auch

Digitized by Google

komme er nur des Geldes wegen. »Politische Rechte gieb denen, die sich nur solcher Bagatellen willen blutig bestreiten«.

Plinius rühmt übrigens den Wohlstand den die Insel während der Pax Romana erreicht habe.

Unter Antonius hatte sie noch Prätoren, später Prokonsuln. Unter Constantin ward sie von Cyrene getrennt und zu einer eigenen Provinz erhoben. Jahrhunderte hindurch verblieb sie dem griechischen Reich, bis zu Beginn des 9. Jahrhunderts unter Michael Balbus die Saracenen auf der Insel erschienen; Kandia im Norden an der Stätte des alten Heraclea der Hafen von Gnossos gründeten und zur Hauptstadt machten. Dort gruben sie einen breiten Graben (Kandak) und ihr erstes verschanztes Lager; daher erhielten Stadt und Insel den Namen Kandia. Doch gelang es den Eindringlingen nicht die ganze Insel in ihre Gewalt zu bekommen; die byzantinischen Kaiser ruhten nicht bis sie dieselbe wieder vertrieben hatten. Nach verschiedenen missglückten Angriffen unter Michael dem Stammler, unter Kraterus und 47 Jahre später unter Basilius gelang es endlich dem nachmaligen Kaiser Nikephorus Phokas die Saracenen auf's Haupt zu schlagen und ihre neue Hauptstadt Kandia mit Sturm zu nehmen. Im Jahr 961 war die ganze Insel wieder in den Händen der Griechen. Sie blieb, einem kurzen Aufstandsversuch unter Alexius Komnenus abgerechnet, unter den griechischen Kaisern bis zu Anfang der Kreuzzüge, da Graf Balduin von Flandern Konstantinopel eroberte und zum Kaiser von Byzanz ausgerufen ward. Die Genueser brachten sie in dieser Zeit unter ihre Gewalt, von ihnen kam sie auf Bonifaz von Montferrat, der sie am 12. August 1204 an die Venetianer verkaufte. Diesem summarischen Verfahren beim Erwerb entsprach die nun folgende Regierung der Venetianer. Obwohl nun die schwersten Vorwürfe, die namentlich von Seiten französisch gesinnter Autoren gegen die venetianische Kolonialpolitik erhoben worden sind, als übertrieben bezeichnet werden müssen: so lässt sich doch im Allgemeinen nicht läugnen, dass die neuen Herren der Insel den Bewohnern gegenüber nach den Instruktionen einer ihrer Proveditoren verfuhren: »Brot und Stockschläge: das ist die Nahrung die den Griechen gebührt.« Die Signoria dachte nicht daran sich das Volk zu gewinnen; sie schonte weder seine politischen und socialen Interessen, noch seine religiösen Ueberzeugungen. Die griechischen Bauern waren Sklaven, an die Scholle gebunden. Wenn die Härte des Druckes, wie es 1253 und 1363 geschah, eine Erhebung verursachte, so wurde dieselbe mit unbarmherziger Strenge bestraft. Ganze Distrikte wurden auf Befehl der Signoria entvölkert, man verbot dort bei Todesstrafe Getraide zu säen; die Hochebene Lassithi lag fast ein Jahrhundert lang verödet.

Der griechische Klerus verlor fast alle seine Besitzungen zu Gunsten des katholischen, der nur für einige Fremde seine Funktionen versah. Die Ordnung und Folge, welche dies ganze kalte und

Digitized by Google

harte Kolonialsystem auszeichneten, machten es nur um so verhasster; man begreift, dass die Griechen der Insel die Herrschaft des Halbmonds herbeisehnten, um von diesem christlichen Regiment erlöst zu werden. Dennoch dauerte es über 2 Jahrhunderte nach dem Fall Konstantinopels, ehe die Insel den Türken zufiel. Ganz Europa blickte mit athemloser Spannung auf den 24jährigen Kampf, der sich um diese Perle der venetianischen Besitzungen erhob. Die Stadt Kandia ward im April 1667 durch Vesier Achmet energisch angegriffen, kapitulirte aber erst nach einer heldenmüthigen Vertheidigung am 18. September 1669. Das ganze katholische Europa beklagte damals diesen Verlust. In der eilften Stunde sandte Frankreich auf den Ruf des Pabstes den Herzog von Beaufort mit einer Schaar Freiwilliger auf 100 Schiffen zum Entsatz der bedrängten Feste. Am 19. Juni erschien er daselbst, stellte sich sofort an die Spitze eines Ausfalls, der vom St. Georgs Thor auf die türkischen Verschanzungen gemacht wurde, fiel aber selbst tödtlich verwundet, eine Panik kam unter seine Soldaten, da eines der von ihm genommenen Pulvermagazine in die Luft flog und der Ausfall missglückte. Zu gleicher Zeit scheiterte ein Versuch der Belagerten die türkischen Belagerungsarbeiten im Westen der Stadt zu zerstören; ehe noch die Türken durch die dort eröffnete Bresche Sturm liefen, und damit die Belagerten von ihrer letzten Zuflucht der See abschnitten; beschloss Morosini, der venetianische Feldherr, den so mannhaft vertheidigten Trümmerhaufen der Stadt zu übergeben. Auf 120,000 Mann schlägt Dapper den Verlust der Türken, auf 30,000 den der Venetianer bei dieser denkwürdigen Belagerung an. Die drei Festen, Suda, Spinalonga und Grabusa, hielten sich noch nahezu 30 Jahre nach dem Fall Kandia's; dann verschwand die venetianische Flagge für immer von diesen Küsten.

Blickten ihr aber die Griechen mit übelverhohlener Schadenfreude nach, so sollten sie rasch genug grausam enttäuscht werden und einsehn, dass sie einen verderblichen Tausch gemacht hatten.

Die Türken beeilten sich ihre Eroberung zu organisiren; soweit sie das verstanden. Sie theilten die Insel erst in 4; dann nach Aufhebung des von Sitia in 3 Sandjaks, in Khanea, in Retymo und in Kandia sass je ein von seinem Collegen unabhängiger Pascha. Jeder dieser Sandjaks enthielt eine gewisse Anzahl von grossen und kleinen lebenslänglichen Lehen, von Ziamets und Timars. Kandia enthielt 8, Kanea 5, Retymo 4 Ziamets, Kandia 1400 Timars, Kanea 800, Retymo 350. Die Besitzer dieser Lehen mussten dem Sultan in Kriegszeiten eine bestimmte Anzahl kriegsgerüsteter Soldaten liefern.

Auf die Nachricht von der Vertreibung der Venetianer ergoss sich ein ganzer Schwarm von Abenteurern, ruinirten und beutegierigen Spahis oder Janitscharen aus der europäischen Türkei nach Kreta. Die fruchtbarsten Theile der Insel, die reichen Gestade am Meere wurden zuerst in Besitz genommen, eine siegestrunkene Soldateska

Digitized by Google

breitete sich bald von einem zum anderen Ende derselben aus, erweiterte nach Gutdünken und Laune die Grenzen der ihr eingeräumten Lehen, raubte den Griechen mit den Waffen ihre Weinberge und Aecker, zwang sie unter lästigen Bedingungen Meyer zu werden, entriss ihnen Töchter und Schwestern.

Verzweiflung ergriff nun die griechische Bevölkerung. Wie zur Zeit der Saracenenherrschaft das Christenthum vollkommen von der Insel verschwunden schien, so traten auch nach dieser zweiten muselmännischen Eroberung ganze Distrikte zum Islam über; die Reisenden, die Kreta im 18. Jahrhundert besuchten, Tournefort, Pococke, erfahren, dass die meisten Türken daselbst Renegaten oder Renegatensöhne seien. An der Sprache und den Sitten vermochte man diese abtrünnigen Christen, auch da sie zur Moschee gingen statt zur Kirche, noch lange hin leicht zu erkennen. Sie vereinigten christliche und türkische Laster: den Trunk und die Vielweiberei. Die kandiotischen Türken gelten in den Augen ihrer festländischen Religionsgenossen als eine wilde trunkene Räubersekte. Wie es aber zu geschehen pflegt, lastete das Regiment dieser Renegaten darum nicht minder hart auf ihren ehemaligen Landsleuten. Alle Türken der Insel waren in eins der vier Janitscharenregimenter eingeschrieben, die in Kreta standen; und gestützt auf diesen Titel traten sie Recht und Sitten mit Füssen, und trotzten jeder gesetzlichen Ordnung. Der Sultan, gegen Ende des 18. Jahrhunderts allenthalben machtlos, war nirgends machtloser als in Kreta. Hätte er selbst den guten Willen gehabt den bestehenden Missbräuchen zu steuern; er hätte es nicht vermocht. Jene Lehensträger wurden von Jahr zu Jahr zügelloser und frecher; die Erpressungen die sie unter den Christen übten, begannen die Inseln zu entvölkern: der Moment schien nahe gekommen, wo die Pforte von der so reichen und fruchtbaren Insel so gut wie gar keine Einkünfte bezog.

Vier von dem Sultan ernannte Paschas wurden einer nach dem andern von den übermüthigen kandiotischen Janitscharen abgesetzt und nach Stambul zurückgeschickt. Da sandte der Divan 1813 Hadji Osman Pascha, einen energischen, ja grausamen Beamten nach Kreta; der von der Nothwendigkeit sich zum Verderben der rebellischen Lehensträger mit den Griechen zu verbinden, nicht zurückschrack; die kecksten und gefährlichsten Bey's unter verschiedenen Vorwänden nach Kanea lockte, und von den Griechen erdrosseln oder köpfen liess. Auf seinen Befehl mussten gleichzeitig öffentliche Lustbarkeiten Statt finden; während Kanonenschüsse jeden Kopf der fiel ankündigten, begannen Spiel und Tanz; und wehe dem, der dabei keine genügend heitere Theilnahme dabei zeigte! Die Pascha's von Retymo und Kandia hatten gleichzeitig ihren Staatsstreich gemacht und sandten die Gefangenen nach Kanea, wo das Blut zwei Monate lang nicht aufhörte zu strömen; und die gezwungene Festfreude fortdauerte. Osman entging zwar der Ver-

Digitized by Google

geltung für das vergossene Blut nicht; er hatte der Pforte zu gut gedient um nicht bald selbst verdächtig zu werden; Freunde und Verwandte der Getödteten nahmen das Ohr des Sultan gegen ihn ein, man sandte ihm die seidene Schnur; und als echter Türke vom alten Schlage empfing er die Botschaft sehr devot, wusch sich, betete und hing sich auf. Die alten Missbräuche begannen nach seinem Tode von Neuem; aber den Griechen war durch jenes Blutbad von Kanea gleichsam ein Wink von Oben her gegeben, wie sie sich ihrer Unterdrücker entledigen konnten, sie hatten ihnen gewaffnet gegenübergestanden, hatten sie zittern sehen, und gelernt, dass die Tyrannen schwach und sterblich seien, wenn man sie mit den eigenen Mitteln bekämpfte.

So fand sie das Jahr 1821 zum Aeussersten entschlossen; und eines Muthes das Joch der Türken abzuschütteln oder zu sterben. Aber die Mittel waren äusserst gering. Vergebens hatten sie sich wiederholentlich an die Bewohner von Hydra und Spezzia gewandt um Waffen und Munition zu erhalten: der ganze Vorrath von Pulver den sie zu Beginn des Kampfes hatten, belief sich auf nur 360 Okas, die Zahl der Musketen überstieg nicht 1200, von denen 800 den Sfakioten gehörten: gewiss ein so dürftiger Bestand, dass Vorsicht und Zaudern dringend geboten war, und dass die Vorwürfe die der griechische Historiker Trikupis den Kretern wegen ihres Zaudern macht, in Nichts zerfallen. Die Greuel, welche die Muselmänner in Kydonia auf die Nachricht von dem allgemeinen festländischen Aufstand zu Anfang Juni begingen, riefen die erste Reaktion von Seiten der Unterdrückten hervor. Beim Dorf Lulos stellte sich den plündernden und mordenden Türken am 14. Juni ein Haufe bewaffneter Griechen entgegen, und warf sie in die Flucht. Nun erneuerten sich die Schreckenskenen in Kydonia; der fanatisirte Pöbel wüthete gegen die Priester, die er als Anstifter ansah; die Griechen antworteten mit Repressalien; in Sfakia fand eine Versammlung von Kriegern statt, die den Schutz des Allmächtigen feierlich anriefen, und beschlossen loszuschlagen um Weib und Kind zu beschützen. Bald ging die Kriegsfurie durch die ganze Insel. Haufen Aufständiger drangen bis unter die Mauern der Hauptstädte Kanea und Retymo, welche wegen der Nähe der Gebirge dem Angriff am Ehesten ausgesetzt waren.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kreta und der Aufstand gegen die Türken.

(Schluss.)

Bei Kanea in der Nähe von Therison erfochten die Griechen am 4. Juli einen ersten grösseren Erfolg gegen die Türken von Kanea, die 5000 Mann stark nach Omalo vorzudringen suchten (Trikupis stellt diesen Zusammenstoss I. 235 irrig als in Sfakia (Askyfo) geschehen dar). Am 18. Juli warfen sie eine Schaar von 3000 Türken, die von Kandia aus in die Defiléen Sfakia's eindringen wollte, bei Krape mit schwerem Verluste zurück. Sie erbaten und erhielten von den Peloponnesiern einen Anführer; Demetrius Ipsilantis sandte ihnen den russisischen Offizier Afentulis, der im November d. J. mit Vorräthen reichlich versehen in Lutro landete. Er kam zur rechten Zeit um den Aufstand den das Glück zu verlassen schien neuzubeleben. Es war dem Serif Pascha von Kandia und dem Pascha von Retymo zu Anfang August gelungen bis Apokoronos vorzudringen, worauf sich der bisher von den Aufständischen blokirte Pascha von Kydonia bei Halikä mit ihnen vereinigte. Als die zum Ersatz herbeigerückten Türken ihre Waffenbrüder von Kydonia der Feigheit bezüchtigten, dass sie sich von den Rajah's schmachvoll hätten blokiren lassen, wiesen diese als Antwort auf den Spott nach den Bergen von Therison und sagten: „Freunde dort liegt Therison, dort sind die Lakkioten zu Hause. Entfaltet Isnen gegenüber Eure Tapferkeit, wenn es Euch gefällt." Und in der That lag die Entscheidung abermals in den Defiléen der „weissen Berge." Eine türkische Abtheilung 3000 Mann stark rückte am 19. August bis Therison und Lakkhi vor, wurde aber bei Haliakä mit schwerem Verlust zurückgeworfen. Kritobulides erzählt, dass ein Weib aus Therison mit einem Korb voll Trauben in der Hand und einem Eimer Wasser auf der Schulter in die Feuerlinie eilte um ihren kämpfenden Gatten und Bruder zu erquiken. Eine Kugel riss den Eimer in Stücken; die Therisiotin eilte aber unerschrocken vorwärts, brachte den Ihrigen die Trauben und bedauerte nur, dass die verwünschte Türkenkugel sie verhindert habe das Wasser herbeizuschaffen. Nun aber trafen die Türken Vorbereitungen um Sfakia mit gesammter Macht anzugreifen. Die vereinigten Truppen der drei Pascha's zogen sich nach Prosnerò und marschirten von da am 29. August durch die Defiléen von Krape und Imbros, wo sie nicht ohne Schauder noch die zerstreuten Gebeine ihrer jüngst gefallenen Waffenbrüder liegen sahen. Da

Digitized by Google

sie jedoch in diesen leicht zu vertheidigenden Defiléen nirgends Widerstand fanden, rückten sie ungehindert bis Sfakia vor; brannten die Dörfer des Landstrichs nieder und kehrten schliesslich über Frankokastello und Lampe nach Retymo zurück. Nur in die wilde Bergschlucht von St. Rumili, die Sfakia von Selinon trennt, wohin die Sfakioten einen grossen Theil ihrer Weiber und Kinder gerettet, hatten sie nicht vermocht einzudringen; sie waren beim Pass St. Paul zurückgetrieben worden, und vielleicht ist diess die Schlappe, welche Philimon, Trikupis und nach ihnen Gervinus verleitet von einem glänzenden Sieg der Sfakioten und einem völligen Misslingen der 2. Expedition gegen Sfakia zu berichten. In der That hätten die Sfakioten dem Durchmarsch der Türken von Krape her ernste Hindernisse in den Weg legen, sie hätten Katreus und vor Allem die gefährliche Schlucht von Imbros mit Erfolg vertheidigen können; da sie aber durch innere Zwistigkeiten gelähmt und für die aufständische Sache nocht nicht recht erwärmt worden waren: so bereiteten sie den Türken einen leichten Triumph und Osman durfte von Retymo aus nach Konstantinopel melden, er habe die kretische Insurrektion erstickt. Es bedurfte der Verwüstungen und Greuel, welche die Türken auf ihrem Zug verübten, um die Kriegslust der Sfakioten neu zu entflammen. Ein junges wegen ihrer Schönheit bekanntes Mädchen, die Tochter eines Sfakioten, Theodoros aus Murion, die bei der Einäscherung von Anopolis gefangen ward, führte ihren Herrn, auf dessen Wunsch, zu trinken nach einer Cisterne, und während sie Wasser heraufzog, sprang sie in die Tiefe; entschlossen eher zu sterben, als in Schande und Sklaverei zu leben. Solche Züge wilder Verzweiflung deuten den beginnenden Volkskrieg an, der denn auch auf Kreta mit einer Erbitterung, die nirgends wo Ihres Gleichen fand, geführt worden ist.

Nach der Ankunft Afentulis gingen die Aufständischen rasch wieder zur Offensive über und standen nach einigen glücklichen Gefechten hart vor Retymo und Kanea. Valestras ein französischer Philhellene wagte sogar im April 1822 einen Ueberrumpelungsversuch gegen Retymo, der nur durch den Mangel an Disciplin und dem geheimen Neid des griechischen Unteranführer scheiterte. Ueberhaupt machten sich Hader und Parteigeist, die Erbübel des hellenischen Volksstammes, gerade während dieser kritischen Periode lebhaft geltend, kleinliche Eifersucht setzte alles auf's Spiel, was Tapferkeit und Opfermuth gewonnen hatten. Der Anspruch der Sfakioten, das Primat der Insel zu behaupten, die Führer im Rath wie im Felde zu stellen, konnte weder von Afentulis noch von den andern Kretern anerkannt werden; wenn man jedoch diesen aristokratischen Hochländern entgegentrat, so waren sie im Stande zu Verrath und Meuchelmord zu schreiten; wie Russos der im Frühjahr 1822 den wackern Melidonis, den Liebling des Volks in Kreta beim Mahl erdolchte. Auf der anderen Seite ward Afentulis nicht ohne Grund beschuldigt, darauf auszugehen, aus Kreta ein

Digitized by Google

von Griechenland getrenntes Fürstenthum unter dem eigenen Scepter zu bilden; seine russischen Anfänge, die Gönnerschaft Ipsilantis forderten den schwersten Verdacht der auf ihre Unabhängigkeit stolzen Kreter heraus. Durch die Beseitigung Ipsilantis auf der Volksversammlung von Epidauros verlor Afentulis den Halt, den er bei der griechisthen Regierung gehabt hatte; er widersetzte sich dem Omerides, der als Organ der neuen festländischen Verwaltung nach Kreta herübergekommen war und Ende Mai 1823 eine Volksversammlung nach Armeni berufen hatte. Als aber selbst am 1. und 2. Juni der Entwurf einer provisorischen Verfassung für Kreta vorgelegt und angenommen worden war, der die Insel unter die griechische Centralregierung stellte, musste auch Afentulis nach langem Sträuben nachgeben und froh sein, das Amt eines Generaleparchen der Insel von der Centralregierung zu erhalten, die er anfangs hatte bekämpfen wollen. Ueber inneren Zwistigkeiten und Verfassungsberathungen ging aber die kostbarste Zeit für die Aufständischen verloren und mittlerweile war bereits eine furchtbare Gefahr über die Insel hereingebrochen. Die Pforte hatte daran verzweifelnd den Aufstand mit eigenen Kräften niederzuschlagen, die Insel unmittelbar unter die Iurisdiktion ihres mächtigen Vasallen Mehmet Ali gestellt; dem sie als Lohn für seine gegen die Griechen zu leistenden Dienste zufallen sollte.

Dieser traf die umfassendsten Vorbereitungen zum Kampfe, vermehrte seine Armee rasch auf nahezu 9000 Mann, und warf im Juni 1822 eine Truppenmasse von 5000 Albanesen nach Kreta, die unter seinem Schwiegersohn Hassan auf der Rhede von Suda landeten.

Hassan lagerte sich bei Halykä und suchte die bei Malaxa hinter ihren Tamburia verschanzten Insurgenten aus dieser festen Stellung zu vertreiben. Nach einigen für die griechischen Waffen ehrenvollen Gefechten räumten dieselben freiwillig ihre Position. Es war klar, dass sie der ägyptischen Uebermacht gegenüber schon jetzt schwer im Stande waren, das freie Feld zu behaupten. Dafür musste freilich Hassan, da er ihnen in die Berge von Therison folgte, jeden Schritt mit Blut erkaufen und erfolglos umkehren. Aber indem er die Niederungen der Insel beherrschte, das fruchtbare Land verwüstete, schnitt er den Aufständischen die Hülfsmittel ab und drohte sie auszuhungern. Dazwischen spann sich der ewige innere Hader zwischen dem mit der neuen Ordnung unzufriedenen Afentulis und den Sfakioten fort. Sie setzten ihn am 15. November 1822 ab, erbaten und erhielten von der Centralregierung einen neuen Gouverneur in der Person des Hydrioten Tonbasis. Die Hoffnung, den Beistand der hydriotischen Flotte durch diese Wahl zu gewinnen, schien sich wirklich zu erfüllen. Tonbasis erschien im Mai 1823 in dem Hafen von Kisamos und zwang das Fort Kisamos am 25. (n. S.) zur Uebergabe, statt aber mit gleicher Energie mit seinen Schiffen und Landungstruppen gegen

Digitized by Google

Grabusa und Kanea vorzugehn, die er im ersten Schrecken ohne sonderliche Schwierigkeiten einnehmen konnte, liess er sich in eine Expedition zu Land gegen die Türken von Selinos ein, die in ihrem Bollwerk Kandanos, wie in einem Wespennest verschanzt, seinen Angriffen Trotz boten. Endlich gewährte er den durch die Pest zur Nachgiebigkeit gezwungenen Gegnern eine vielleicht allzu günstige Capitulation, verfiel aber anstatt nun gegen Kanea vorzugehn, auf den unglücklichen Gedanken, eine grosse Volksversammlung nach Arkudiana zu berufen um über die Grundrechte des kretischen Volks berathen zu lassen. Dort traten die Sfakioten bewaffnet, während die anderen Abgeordneten unbewaffnet erschienen, mit ihren arroganten Forderungen, dass der Militärkommandant jeder Provinz ein Sfakiote sein solle, von Neuem hervor; während man sich mit ihnen herumstritt und einen Verfassungsentwurf berieth und genehmigte, der Tonbasis Rechte, die Aemter bis zu den Gemeindevorständen und Friedensrichtern herunter feststellte, handelten die Egyptier, landeten zweimal neue Mannschaften in Kandia, und schlugen die 3000 Mann, die der Harmost mit Mühe in der Position Yeryere am Fuss der Ida gesammelt hatte, im September 1823 auf's Haupt. Von diesem Augenblick an war die Kraft der Insurrektion gebrochen; Khusein Pascha der türkische Anführer zersprengte die Griechen in die äussersten Winkel der Berge, erstickte den Aufstand in Apodocrono, drang im März 1824 abermals ohne Widerstand von Nordosten her durch die Pässe von Krape und Katreus, in Sfakia ein; Mord, Brand und Verwüstung gingen vor ihm her. Im April 1824 verliess Tonbasis die Insel, da er an jedem ferneren geregelten Widerstand verzweifeln musste; der Kampf der Kreter lebte nur noch als ein Raub und Guerilla-Krieg in den unwegsamsten Bergen fort. Im Juni 1824 gelang es Hussein auch die Insel Kasos zu unterwerfen, deren seekundige Einwohner an den Gestraden des langhingestreckten Kretas bisher im Namen der Freiheit Seeraub getrieben und die Sache der Insurgenten namentlich von Kanea und Rethymo durch Blokaden und Zufuhren wesentlich gefördert hatten. Jetzt konnte der Egypter von Kreta aus den Schlag vorbereiten, der auch das Festland den türkischen Waffen wieder unterwarf.

Nun zeigte sich, wie richtig der Harmost geurtheilt hatte, da er die Centralregierung in seinen Depeschen anging, den Aufstand der Kreter als die eigene Sache anzusehen und kräftigst zu unterstützen; es zeigte sich als Kreta gefallen war, dass damit die Stellung der Insurgenten in Morea unhaltbar ward. Ibrahim konnte von Suda aus unvermuthet seine Araber nach Morea werfen und Morea überwältigen und dem auf dem Festland operirenden türkischen Feldherrn vor Mesolonghi die Hand reichen. So ist der Fall Mesolonghis eine Folge der Unterwerfung Kretas gewesen. Im August 1825 schien der Aufstand wieder neue Nahrung zu gewinnen, da es den Griechen gelang, sich des Forts von Grabusa im Nordwesten (nicht wie Tri-

Digitized by Google

kupis irrig schreibt im Nordosten) der Insel durch Ueberfall zu bemächtigen Allein die Energie des Pascha von Kanea machte jede Verbindung mit den Sfakioten unmöglich, und eine Zeitlang schien es, als ob mit Grabusa nur ein Centralpunkt für die griechischen Piraten des Archipels gewonnen sei, die hier auf fast unzugänglicher Klippe ihre Beute aufhäuften, der Panagia Kleftrina einen Tempel bauten und sich Reichthümer erwarben, zu denen ihnen freilich nicht mehr bloss die Türken, sondern die friedlichen Handelsleute aller Nationen verhelfen mussten. Die Kunde von dem Julitraktat von 1827 belebte den Kampf der Kreter von Neuem. In der Hoffnung, an den Wohlthaten des Traktats Theil zu gewinnen, nahmen die Kreter Truppen in Sold, und liessen die Insel von Grabusa aus, wo der aufständische Ausschuss die »Epitrogie« tagte, durch Freiwilligen Corps durchstreifen. Im äussersten Osten gelang es ihnen sich eines festen Standpunkts in dem Fort Spinalonga zu bemächtigen; doch erlitten sie bei Malia im Dezember 1827 erhebliche Verluste, und konnten noch nicht daran denken das offene Feld zu behaupten. Im Februar 1828 landete der Reiteranführer Hadji-Michalis, den der Ausschuss in Sold genommen hatte, zu Franko-Kastelli mit 600 Mann, sah sich aber bald auf die eigene Kräfte angewiesen, da die Sfakioten sich nicht entschliessen konnten ihn thatkräftig zu unterstützen. Einige glückliche Streifzüge, die er bis nach Rethymo hin unternahm, veranlassten den Gouverneur der Insel Mustafa die Sfakioten gegen ihn aufzubieten und mit grosser Heeresmacht durch die nordöstlichen Defiléen in Sfakia einzudringen. Er vernichtete die kleine Schaar des Hadji-Michalis am 29. Mai bei Frankokastelli nach einem heldenmüthigen Widerstand; hundert Auserlesene hatten sich mit Gürteln aneinandergekettet und geschworen auf dem Platze zu siegen oder zu fallen. Sie wurden niedergehauen bis auf einen, der Eid und Bande brach. Michalis war vor dem Kampf gewarnt worden, sich nicht auszusetzen. Er antwortete »einmal ward ich geboren, einmal muss ich sterben« »Und wie er sich in den Sattel schwang, weinte sein Ross, da erkannte er, dass es sein Tod sei.« Er stürzte sich um den Seinen Luft zu machen in's dichteste Gewühl; seinen Körper fand man auf dem Schlachtfeld ganz in Stücken zerhauen. Mustafa zwang nun das Fort Frankokastello zur Kapitulation und gewährte den verzweifelten Belagerten freien Abzug unter musterhafter Beobachtung der Kapitulation. Auf dem Rückmarsch durch die Defiléen von Chalara und Korax lauerten ihm zwar die Sfakioten auf, umringten ihn und er schien dem Untergange nahe; aber eine auf die rohe Beutelust seiner Gegner berechnete Kriegslist zog ihn aus der Falle. Er gab Befehl den Sfakioten die Habe und Beute seines Heeres hinzuwerfen; darüber fielen die Bergbewohner gierig her und liessen, während sie plünderten, die Türken zu entwischen.

Im Hochsommer desselben Jahres erschien der deutsche Phil-

Digitized by Google

hellene v. Rheineck um im Auftrag des Präsidenten Kapodistrias die Oberleitung des Kampfes auf Kreta zu übernehmen. Die Kreter gingen noch einmal 3000 Mann stark von Prosnerò aus gegen die Küstenfestung vor, warfen die Türken auf der blutgedüngten Stätte von Maaxa und fochten mit wechselndem Glück, bis der englische Admirale Malkolm im October 1828 im Namen der drei alliirten Mächte einen Waffenstillstand verkündigte, den die Griechen vertrauensvoll annahmen. Sie hatten sich aber schwer getäuscht, wenn sie glaubten, durch eine solche Nachgiebigkeit eine wirksame Unterstützung zu gewinnen. Statt auf die furchtbaren Zeichen, welche den Racenkampf, der in Kreta gewüthet hatte, zu achten und den Thatsachen Rechnung zu tragen, trennten die Mächte durch das Protokoll vom 3. Februar 1830 Kreta von Griechenland und gestatteten, dass es die Pforte dem Vicekönig von Egypten als Lohn für die im Kriege geleisteten Dienste übertrug. Das war der Ausgang des heldenmüthigen Ringens der Kreter. Statt einer schwachen und despotischen Regierung sollten sie nun der Segnungen eines energischen Despotismus theilhaftig werden. Die egyptische Verwaltung zeigte sich in Kreta, was sie am Nil und in Syrien gewesen: rauh, unbarmherzig, raubsüchtig: aber stets fest entschlossen jeden Sonderwillen zu beugen, schon aus Interesse frei von Fanatismus und Intoleranz. Egypten und die dazu annektirten Länder waren in Mehmet Ali's Augen immer nur wie eine grosse Pflanzung, eine Riesenfarm, die er durch Millionen Sklaven, welche unter dem Stab einiger hundert Albanesischer Intendanten arbeiteten, für sich ausbeuten liess. Freilich pflegte er all' diese Werkzeuge seines souveränen Willens streng zu kontroliren, und die im Orient sonst so gebräuchlichen Erpressungen durch scharfe Ueberwachung unmöglich zu machen. Seine Sklaven mussten in guter Eintracht beisammen leben, aus ähnlichen Motiven, wie wenn ein intelligenter Pflanzer seine Neger daran hindert, sich unter einander zu zanken und zu schlagen. Die Organisation der Verwaltung auf Kreta übertrug Mehmet seinem schlauen und gewandten Landsmann Mustafa; dem es in der That gelang, die Insel zu precificiren und die beiden Racen zu vermögen, dass sie eine Art provisorischen Waffenstillstand mit einander abschlossen. Er gestattete den eingeborenen Türken keinen Antheil an der Verwaltung. Alle Mudirs oder Distriktvorsteher, deren er sich bediente, waren Albanesen. Diese Fremden, die keine Besitzthümer noch Interessen auf der Insel hatten, waren dafür ihrem Brotherrn mit Leib und Seele verschrieben. Als Mehmet Ali im Jahr 1840 durch die Quadrupelallianz gezwungen ward auf seine ausseregyptischen Besitzungen zu verzichten, kehrte Kreta unter die Herrschaft der Pforte zurück. Der schlaue Albanese Mustafa hatte jedoch seine Massregeln so gut getroffen, dass ihn der Sultan in seiner hohen Stellung beliess. Er blieb Gouverneur von Kreta bis zum Jahr 1852. Dass aber dies so wenig nationale Regiment,

Digitized by Google

welches sich auf den Eigennutz einer Anzahl militärischer Abentheurer stützte, keinen dauernden Bestand haben könne, sahen einsichtige Männer schon damals voraus. Unter Mustafa's Nachfolger Mehemed-Emir blieb die Insel zwar drei Jahre lang ruhig, aber unter Mustafa's Sohne Veli kam der langgehegte Groll der Bevölkerung zum Ausbruch. Die Reformen, von denen der eitle Pascha in den europäischen Zeitungen viel Aufhebens machen liess, hatten nur den Erfolg die Insulaner zu ermüden und zu reizen, und sowohl Türken als Christen gegen Veli aufzubringen. Veli begann den Thurmbau mit der Spitze. Er liess eine grosse Chaussee von Canea nach Kandia eröffnen, während es im Innern der Insel noch keine Wege gab. Vor Allem aber wirkte der Hass gegen die fremden dem Lande aufgedrungenen Beamten. Im Mai 1858 fand in Perivolia bei Kanea einer jener Versammlungen unter freiem Himmel Statt, welche in Kreta einer Bewegung voranzugehn pflegen. Man unterzeichnete einen Protest gegen alle Massregeln Veli's an die europäischen Consule; die Drohungen des Pascha's vermehrten nur die Zahl der Protestirenden, die bald auf 7—8000 stieg; die Gefahr, dass die ruhige Beschwerde zur Rebellion führte, lag nahe. Doch beschwor die Pforte diesmal den Sturm durch rechtzeitige Abberufung Veli's, dem am 12. Juli in Person Sami-Pascha's ein geschickterer und beliebterer Nachfolger wurde. Die friedliche Revolution der Christen war geglückt, ja man hatte um sie nur zu beruhigen, ihnen noch weitere Koncessionen: Steuerverminderung, Einführung von Provinzialständen verhiessen. Aber diese Reformen, obwohl sie im Grunde nur eine Ausführung der durch den Hat Houmayoun verhiessenen Rechte waren, blieben unter Sami und Ismail Pascha todte Buchstaben und so führte denn endlich, als der alte Mustafa 1866 wieder die Regierung übernahm, der Unwille über die nicht eingehaltenen Versprechungen, der Hass gegen den albanesischen Eindringling und die dunkle furchtbare Erinnerung an den Racenkampf der zwanziger Jahre zu einer allgemeinen gewaltsamen Erhebung. Materielle Ursachen, die schlechten Ernten der Jahre 1864 und 1865 gaben den Anlass. Nach dem unvordenklichen Gebrauch der Insulaner hielten sie am 1. Mai 1866 zu Kydonia eine Versammlung unter freiem Himmel und beschwerten sich noch in ehrerbietiger Weise bei dem Sultan darüber, dass die bestehenden Steuern widerrechtlich erhöht, und gegen den Geist des Hat neue unter verschiedenen Namen hinzugefügt worden seien, so die Salz-, Rauch- und Schnupftabakssteuer, die Wein-, die Wohnungs-, die Portosteuer u. a. m. Obwohl nun die Klugheit rieth, den aufsteigenden Unwillen der Bevölkerung durch Nachgiebigkeit zu entwaffenen und die verlangten materiellen Konsessionen zu bewältigen, damit man nicht genöthigt werde, auch politische zuzugestehn, erwiederte doch der Generalgouverneur: der Sultan bewillige Nichts und befehle, dass die Versammlung sofort auseinander gehe. Da die türkische Regierung sich an-

Digitized by Google

schickte ihren Drohungen mit den Waffen Nachdruck zu verleihen, konstituirte sich der Ausschuss jener Beschwerdeführer als Nationalversammlung, erliess einen Protest an europäischen Konsule und rief das Volk zu den Waffen. Es begann ein Kampf, dessen Schrecken die der 20er Jahre zu überbieten scheinen. Während freilich damals ganz Europa auf die Nachrichten vom fernen Südosten des Welttheils mit gespannter Theilnahme harrte, hat jetzt kaum einer oder der andere Zeitungsleser mit halber Verwunderung von dem Kloster Arkadi gesprochen, dessen heldenmüthige Vertheidiger sich lieber in die Luft sprengten, als zu kapituliren — ein in Zeiten abgespannter Empfindungen freilich wunderlicher Entschluss — oder sich darüber erstaunt, dass der Aufstand, den die türkischen Blätter zum 20. Male beendigt sagen, seine Fortdauer stets durch neue Gefechte, Mord- und Brandthaten kund gibt Es passt das so wenig in unsere an tiefgehenden Leidenschaften arme Zeit. Man erfindet lieber das Mährchen, dass der Kretische Aufstand ein von russischen Agenten angezetteltes russisch-griechisches Intrigenstück sei, als dass man sich um seine ureigene Natur und um die Geschichte des kretischen Volkes kümmert. Das war nicht Kunst noch Intrige, dass die Kreter im Sommer 1821 schwuren, sich der Gemeinschaft mit ihren Frauen zu enthalten, bis der heilige Kampf ausgefochten, dass die Frauen unerschrocken in den Kugelregen eilten, die streitenden Gatten und Brüder zu ermuntern, und wenn sie unterliegen, lieber mit Ehren sterben, als in Schande zu leben; »Eher« sangen und singen sie noch heute, »will ich sehen, dass mein Blut roth zur Erde fliesse, als zu fühlen, dass ein Türke meine Augen küsse.« Der Geheime Rath von Schmalz hatte herausgebracht, dass die Begeisterung der Freiheitskriege von 1813 und 1814 eine Fabel gewesen sei; keine Begeisterung. Alles ruhiges Pflichtgefühl, Alles eilte auf Befehl des Königs herbei, wie eine Löschmannschaft die zum Spritzen beordert wird, Ein grosses Theil der europäischen Presse bewegt sich dem kretischen Aufstand gegenüber in ähnlichen Illusionen: sie sieht keinen Patriotismus, sondern russische oder griechische Agenten, auf deren Commando sich das Pflichtgefühl der Kreter regt; sie hat von der eigentlichen treibenden Kraft in diesen spät zum Bewusstsein erwachten so lange brutalisirten Volksmassen bat sie keinen Begriff, sie ahnt nicht, dass sich jetzt die Blutschuld von Melato und Melidoni sühnt. Einsichtsvolle Denker jedoch sind sich klar darüber, dass auf Kreta ein Kampf der Race wüthet der nur mit den Vertreibung der Einen, der Türken, oder mit dem Untergang der Griechen enden kann. Ohne Hochverrath an der Nation zu begehn, könnte kein Rathgeber dem jungen König Georg zureden, seine mit den heidnischen Unterdrückern ringenden Glaubensgenossen auf Creta preiszugeben. Dass Kreta zu Griechenland gehört, haben nicht blos wohlwollende Staatsmänner wie Leopold I. von Belgien als ein politisches Axiom hingestellt: nein auch Männer,

Digitized by Google

die so wenig Griechenfreundlich dachten wie Palmerston. Er erklärte am 16. Februar 1830 im Haus der Gemeinen, dass Kreta griechisch werden müsse um ferneren Verwicklungen im Orient vorzubeugen. Er nannte die Insel »Griechenlands natürliche Vertheidigung auf der Südseite«. Hiermit stimmen die Berichte des ebenfalls keineswegs für die Griechen enthusiasmirten ersten preussischen Gesandten in Athen des Grafen Lusi, die mir durch die Liberalität Sr. Ex. des Grafen Bismack vorgelegt worden sind, vollkommen überein. Denn auch Lusi bezeichnete im Januar 1834 den Besitz von Kreta als ein Gebot der militärischen Sicherheit für Griechenland. Il est très pardonnable à la Grèce de convoiter la possession de cette île; non par esprit de conquête mais pour sa propre sûreté . . . quand on considère sa position, d'où un débarquement se peut opéres en moins de 24 heures sur les côtes de la Morée. (Bericht vom 29. Januar 1834). Wenn somit Recht und Geschichte nicht existirten: immer wäre die Restitution Kretas eine Forderung der Selbsterhaltung für Griechenland.

Mendelssohn-Bartholdy.

Die Unsterblichkeitslehre der Orphischen Theologie auf den Grabdenkmälern des Alterthums nach Anleitung einer Vase aus Canosa im Besitz des Herrn Prosper Biardot in Paris, dargestellt von Dr. J. J. Bachofen mit einer Tafel in Farbendruck. Basel 1867. 50 Seiten in Querfolio.

Unter dem obigen Titel ist eine Schrift erschienen, welche in der Erklärung der antiken Grabdenkmäler eine ganz neue Bahn eröffnet, und, wenn sie allseitig in ihren Ergebnissen anerkannt wird, einen völligen Umschwung in den bisherigen Ansichten zu bewirken geeignet ist. Der Herr Verfasser geht dabei von der Erklärung einer Vase aus, welche im Jahr 1845 entdeckt und im Jahre 1864 von deren Besitzer Herrn Prosper Biardot in Paris mit deren Beschreibung bekannt gemacht und mit Darlegung der leitenden Grundsätze für die Sepulchral-Hermeneutick, wie er sie erkannt zu haben glaubte, begleitet worden ist. Die Schrift hatte keineswegs die Aufnahme gefunden, welche sie verdiente; man hatte sich an Einzelheiten gestossen, den Grundgedanken als Schwärmerei verworfen oder vielmehr unbeachtet gelassen. Diesem Standpunkt gegenüber hat es Herr Dr. Bachofen unternommen, den Einfluss pythagorischer Orphik auf die Gräberausstattung durch die richtige Erklärung der bildlichen Darstellung des bezeichneten Gefässes ausser allen Zweifel zu setzen und dadurch die richtige Interpretation dieser Art von Bildwerken überhaupt auf einer festen Grundlage möglich zu machen. Zu dem Ende hat derselbe nach

Digitized by Google

einer einleitenden Darstellung der örtlichen Verhältnisse und der geschichtlichen Umstände bei Auffindung dieser Denkmäler, die Erklärung des Vasenbildes nach der Symbolik der orphischen Religionslehre gegeben und darin die Verherrlichung der Geisterbefreiung von allen irdischen Banden und die Erhebung der unsterblichen Seele in das Reich des Unsichtbaren und Uebersinnlichen erkannt. Er geht dabei von der bekannten Bedeutung der Planeten und ihres Verhältnisses zu Sonne und Mond, welche alle auf dieser Vase erscheinen, aus und weist mit vielem Geschick und grosser Gelehrsamkeit die Bedeutung jeder einzelnen Figur, er sucht aus ihrer Stellung den Beweis der Richtigkeit für die ausgesprochenen Ideen zu finden und überzeugend nachzuweisen, so dass der Glaube an die Unsterblichkeit, wie er in der Pythagoreischen Schule gelehrt wurde, als der leitende Grundgedanke des Ganzen erscheint, dem daher selbst die Schönheit der Form durchaus geopfert ist. Zur Bewahrheitung der ausgesprochenen Sätze, werden dann die alten Exegeten vernommen, Plutarch über das Gesicht in der Mondscheibe, Cicero im Somnium Scipionis, Porphyrius über die Nymphengrotte in der Odyssee und Macrobius. Von dem erstern wird besonders die Bedeutung des Mondes in der Mysterienlehre hervorgehoben. Diese beruht auf den drei elementarischen Bestandtheilen des Geistes, welche der Erde, dem Monde und der Sonne entsprechen und Leib, Seele und Geist genannt werden (*σῶμα ψυχή, νοῦς*). Der Mond bedingt die Mischung der obern und untern Sphären und eine eben so wichtige Funktion übt er bei der Wiederauflösung des Menschen. Als Schöpfer und Wiederaufnehmer der Seelen, die er zur Ruhe des elementaren Daseins zurückführt, übt er in der That den höchsten Einfluss auf das menschliche Leben und ist daher vor Allen zu verehren. Das Gefäss von Canosa entspricht durchaus dieser Anschauung und die Uebereinstimmung der bildlichen Darstellungen mit der von Plutarch vorgetragenen Lehre ist überraschend. Wie beide auf das sacrale Weltsystem gegründet sind, so erklärt sich daraus auch die Vermeidung aller Anthropomorphie auf dem Bilde von Canosa. Nicht minder wichtig ist Cicero, bei welchem der ältere Scipio sich erhebt über die planetaren Räume in den Reigen des höchsten und reinsten Aethers, in das Element der unsterblichen Geister.

Scipios Offenbarung zerlegt das All in neun Sphären, welche wie durch eine Kette unauflöslich mit einander verbunden sind. An höchster Stelle erscheint der Fixsternhimmel, die unterste Stelle ist dem Monde bestimmt, dem stofflichsten und kleinsten der himmlischen Körper.

Sieben Uranische Kreise bilden durch ihre Bewegung den Weltaccord und auf dem Urbild dieser Sphärenharmonie beruht alle Musik. So besteht auch zwischen dieser Erklärung und der bildlichen Darstellung der Vase die vollkommenste Uebereinstimmung und eine vollkommene Sonderung der Uranischen und Sub-

Digitized by Google

lunarischen Sphäre. Auch in der Seelenlehre des Porphyrius finden wir ganz die gleichen Grundanschauungen, wie sie durch das Vasenbild angedeutet sind, die Seelenlehre auf die Kosmologie gegründet und die elementare Auffassung der Naturkräfte ebenso vorherrschend wie auf dem Vasenbilde. Abgeschlossen wird das Lehrgebäude durch die Theorie von dem Ursprung der Dinge aus dem Poseidonischen Elemente, das auf dem Bilde von Canosa in derselben Bedeutung das Himmelsgemälde nach der Seite abschliesst. Denn aus den Urgewässern erhalten und nähren sich die uranischen Körper, auch Sonne und Mond; aus ihnen stammt ebenso die Seele, aus ihnen endlich jede Erderzeugung, so dass sie aller Dinge Keim in sich tragen. Hieran reiht sich die Frage, ob wir die Deutung des Porphyrius über die einzelnen Theile der Nymphengrotte, sowie die Ansicht von dem Ganzen als eine richtige anzunehmen haben? Diese Frage wird von dem Herrn Verf. unbedingt bejaht, und hiermit einer der wichtigsten und die Betrachtung des ganzen Alterthums umfassenden Sätze ausgesprochen. Dass in Homer eine Veräusserlichung alter cosmologischer und theologischer Ideen an vielen Stellen wahrzunehmen ist, dass der ganze Anthropomorphismus nur das Erzeugniss einer der Sinnenwelt zugewandten Symbolik des Geistes ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Dass aber die Symbolik auch in der Naturschilderung, speciell in der Beschreibung der genannten Grotte ausgeprägt sei, mochte denen unbegreiflich scheinen, welche eben in der ganzen Scenerie den höchsten Triumpf der Dichtkunst erkannten. Aber eine traditionelle Symbolik schliesst die freie Kunstschöpfung nicht aus, und während der sinnlichen Betrachtung das heitere Bild genügt, kann der tiefer forschende Geist die höhere Bedeutung des Ganzen wie des Einzelnen ahnen und erkennen. Nur aus der tiefern vom Orient her abgeleiteten Betrachtung der gesammten Schöpfung und des Verhältnisses des Menschengeistes zum Kosmos kann auch die hohe Bedeutung des Pythagoras und seiner Lehre richtig gewürdigt werden. Ja dadurch tritt auch der Monotheismus der Hebräer erst in das richtige Verhältniss zu der Gesammtentwickelung des menschlichen Geistes, und die ganze Geschichte der antiken Kunst und Wissenschaft erhält ihr richtiges Verständniss. So darf ich die auf S. 13 und 14 aufgeführte Darstellung als den Mittelpunkt des ganzen Werkes und als die gediegendste Widerlegung der vulgären Anschauungsweise in der Archäologie betrachten.

Es folgt Cap. III. Bedeutung des Canusischen Gefässes für die Erklärung anderer Grabdenkmäler: ein eben so reichhaltiger als belehrender Abschnitt, wo mit Beziehung auf die vorausgegangene Darstellung die übrigen Sinnbilder aufgezählt werden, welche das jenseitige Schicksal der Seele im Sinne der Pythagoreischen Orphik darstellen. Unter diesen sind schon die Circusspiele als eine der bezeichnendsten Darstel-

Digitized by Google

lungen in des Verfassers Gräbersymbolik nachgewiesen. Eben dahin gehören die Syllabarien d. h. die Verbindungen der 7 Vocale mit den verschiedenen Consonanten, welche die Harmonie der Sphären ausdrücken sollen; ferner die Kugel, oder der Ball, welcher die mannichfaltigste Anwendung gefunden hat. Ebenso verwandte Figuren des Kreises, der Scheibe, des Discus, des Rades und Apfels, deren Verwandtschaft mit dem Kreise augenscheinlich ist; endlich der Schild und der Spiegel nach Timaeus das Bild des durchsichtigen, lichterfüllten Aethers, während er später zum Hülfsgeräthe weiblichen Schmuckes herabsank. Auch die Darstellungen des Zodiacus, der Jahreszeiten, des Tanzes und der Sirenen stehen im innigen Vereine mit den psychisch-cosmischen Darstellungen der Vase von Canosa. Alle deuten auf den ewigen Wechsel und die rastlose Bewegung der planetaren Sphäre und der dadurch hervorgebrachten Harmonie. Endlich gehört hierher das Ei, die Leiter und das Halsband, von denen das erstere durch des Verfassers Verdienst nun schon allgemein anerkannt wird. Die Bedeutung der Leiter bezeugt schon die Mosaische Urkunde und das Halsband zeigt seine planetare Bedeutung in den mannigfaltigsten Darstellungen.

Eine besondere Auszeichnung hat der Mond gefunden, nebst dem Endymion und den Amazonen, als Bewohnerinnen der leuchtenden Mondinsel Leuke, und Bilder der nach dem Tode des Leibes in die lunare Sphäre eingegangenen Seelen. Auch die Thiersymbole nehmen eine bedeutende Stelle auf sepulcralen Denkmälern ein, wenn auch nicht in so unmittelbarer Hinweisung auf die orphische Lehre. Dahin gehören die Eule, der Krebs, der Seekrabbe, der Hirsch und das Reh, ferner das Maulthier, die Affen, die Centauren und die Sphinx, wodurch die Verschiedenheit des Orphischen Mysteriengedankens von der vulgären Mythologie wohl zum Bewusstsein kommt. Aber nachdem einmal die Richtung gegeben war, die Thierwelt als eine Symbolik religiöser Ideen zu betrachten, so dehnte sich dieselbe immer weiter aus. Namentlich werden die Vögel in den Kreis gezogen, besonders der Adler, der Pfau, jener als Götterbote, dieser durch seinen Schweif als ein Abbild des gestirnten Himmels; ferner der Schwan und die geflügelten Gestalten des Greifen und des Pegasus, sogar die Eidechse wegen ihrer Liebe zur Sonne. So ringt der religiöse Geist nach verständlicher Darstellung seiner Ueberzeugung, welche die Zuversicht uranischer Unsterblichkeit ist. Auf alle Weise soll der Gedanke von dem Herabsteigen der Seelen zur Geburt im irdischen Leibe und von dem Hinaufsteigen in die Uranische Sphäre zur klaren Anschauung gebracht werden.

Es folgt nun die Betrachtung des Verhältnisses des Canusischen Denkmals zu den Vorstellungen der dionysischen Orphik. Es versteht sich nämlich von selbst, dass die Strenge der religiösen Betrachtung, wie sie in den Schulen der Orphiker und der Pytha-

Digitized by Google

goreer gelehrt wurde, gegenüber der sensualistischen und materialistischen Entwickelung des gesammten Lebens sich nicht rein bewiesen hatte, sondern dass auch die religiöse Betrachtung sich den übrigen Lebensformen anbequemte. Daher die Strenge des Orphischen Gedankens verhältnissmässig nur auf einer kleiner Zahl von Grabdenkmälern seinen Ausdruck gefunden hat, aber in der Mehrzahl den sinnlichen Formen der dionysischen Naturbetrachtung, welche die bacchische Entwickelung der Orphik dem Unsterblichkeitsglauben lieh, gewichen ist. In dem Reiche des wechselvollen, ewig verfallenden Lebens schlägt die bacchische Mystik ihren Sitz auf, um nicht durch Erhebung über den Erdengrund, sondern durch Vertiefung in dieselbe das Räthsel der Zukunft zu lösen. Die höchsten Weltpotenzen, der ganze planetare Kosmos dienten nur einem Zweke, nur einem Schöpfungsgedanken, der Befruchtung und dem natürlichen Geschlechtsleben jeder Creatur. Die bacchische Natur wird vorzugsweise in der gebrannten Erde erkannt, die in der Verbindung des Feuers mit der chthonischen Materie ihre einfache Naturerklärung findet. Daher ist die Vasenkunst eine dionysische Technik. Ihre Blüthe hängt mit der Erhebung des bacchisch-orphischen Dienstes aufs engste zusammen, und ist daher auch vorzugsweise zur Darstellung dieser sensualistischen Anschauungsweise benutzt worden. Inzwischen versteht sich von selbtt, dass die überwiegend materialistische Richtung die reine Geistesreligion der Orphik zwar verdunkeln aber nicht ganz auflösen konnte, und so begegnen wir denn einer Vermittelung und Ausgleichung der Extreme. Sie anerkennt die Verfinsterung, welche Dionysos dem Lichte gebracht hat, und gibt diesem demnach seine volle Klarheit zurück. Dies hat sich ausgedrückt in der Combination der apollinischen Religion mit den bacchischen Mysterien, es entsteht nun ein Dualismus der tellurischen und uranischen Sphäre. Bacchus wird jetzt das solare Princip der finstern Erde, während Apollo das Lichtprincip der obern Region wird; jener ein der Erde und Schattenseite zugekehrter Gott, in dessen Dienst die allgemeine Naturklage der alten Welt ertönt, dieser über allen Wechsel der sinnlichen Schöpfung erhaben, der Urbegriff aller kosmischen ungestörten Harmonie. Dionysos obgleich auf die Erde beschränkt, soll in Apollo den Himmel, von dem er herabgestiegen, und seine ursprüngliche Reinheit wieder gewinnen, Apollo seinerseits die Gemeinschaft mit Dionysos nicht von sich weisen. Apollo wird Dionysos, Ergänzung nach oben, Dionysos Apollos Fortsetzung nach unten, ein bacchischer Apollo, ein apollinischer Dionysos gehen aus dieser Verknüpfung hervor und stellen in zwiefacher Verkörperung die Einheit des Lichtprincips wieder her. Weit aus die Mehrzahl aller aus den Gräbern hervorgegangenen Monumente ist unter dem unmittelbaren Einfluss der Dionysischen Orphik zu Stande gekommen. Begünstigt durch den Verfall der reinen Idee befördert sie ihrerseits die Herrschaft des sinnlichen Princips und bestimmt noch

Digitized by Google

weit mehr die religiöse Gedankenwelt als sie dadurch bestimmt wird. Daher kleidet sich auch der Glaube an die Fortdauer der menschlichen Seele in materiellern Formen, und so wird die Erhöhung des Daseins nur als erhöhte Menschlichkeit gedacht. An die Stelle der Erhabenheit, welche das uranische System durch den Blick auf ferne uranische Welten erhält, tritt die Lieblichkeit eines irdischen Paradieses. Concrete, greifbare Gestalten vertreten fortan die Abstraktion der philosophischen Spekulation. Den Sinnen erreichbar, unserer sterblichen Natur verwandt und verständlich ist auch die zukünftige Welt. Die Dionysische Seelenlehre steht als selbständiges, nur aus sich erfassbares System neben dem Gebäude der Volksreligion. Für dasselbe tritt uns statt des Mondes ein ganz verschiedener und nicht weniger reicher Bilderkreis in der Darstellung des Meerlebens entgegen. So die Nereidenzüge nebst der Tritonenmaske, der Muschel, den Meerthieren und dem Wogenornament. Am bestimmtesten erscheint die Idee der Seelenreise in dem Bilde der Schiffarth. Alle diese Darstellungen setzen ein jenseits der Meere gelegenes, den Sterblichen unerreichbares Seeligengestade voraus. Hier boten die Mythen von der Phaeaken-Insel und die Gärten der Hesperiden sich dar. — In tellurischer okeanischer Gestalt tritt die lunare Lehre von der Zukunft der Seelen wieder vor uns.

Ein neuer tieferer Blick in die Bedeutung aller marinen Grabbilder ist uns nun eröffnet. Wir erkennen ihre Beziehung zur Unsterblichkeitslehre der Orphischen Mystik und vermögen zugleich über den Grund derselben Rechenschaft abzulegen. Es zeigt sich in diesem ganzen Lehrgebäude die folgerichtige Entwicklung einer einzigen Idee. Sie lautet: Wiederherstellung der Seeligkeit des Titanenalters in einem fernen Seelenreiche, das Homer beherrscht, Okeanos umschliesst und Dionysos seinen Geweihten eröffnet. Bei den Bildern des Seelenparadieses ersetzt der religiöse Epicureismus das erhöhte kosmische Dasein durch erhöhte Menschlichkeit mit einem über das Maas der Gegenwart und die Gränzen der sterblichen Natur erhöhtem Wonnegenuss. Das zukünftige Kronosreich eröffnet der Sittenverderbniss eine Freistätte die nur dem verkommensten Volkleben als frohe Hoffnung eines erhöhten Daseins und als Vergeltung aller erduldeten Leiden und Trübsale erscheinen kann. Für diese Auffassung der Wiedergeburt sind die Kinderdarstellungen eingeführt worden. Diesen analog sind die Bilder der Henne, des Vogelnestes, der säugenden Wölfin, und das zahlreich in den Gräbern sich vorfindende Spielzeug, um eben die Wiedergeburt der abgeschiedenen Seelen und ihre erneuerte Tugend anzudeuten. Diesem entspricht dann wieder die häufige Darstellung des Eies und der aus der Puppe sich erhebende Schmetterling, wodurch sich die Idee der Wiedergeburt zu dem Glauben an die Auferweckung der Todten erhebt. Hierzu kömmt endlich das Bild des Saatkorns und die eleusinischen Darstellungen. Diese lehren

Digitized by Google

den Zwiespalt göttlicher Natur und tellurischen Ursprungs, des Himmels und der Erde.

Unsterblichkeit ist ihr höchstes Gesetz, der Kampf der Seele gegen den Leib das einzige Mittel sie zu gewinnen. Nach den uns erhaltenen Nachrichten lässt sich eine solche ideale Richtung der Cerealen-Dienste nirgends verkennen. Zu der Gabe des Saatkorns tritt, den Natursegen vollendend, der bacchische Weinstock, die heilige Blume der Orphiker und sofort erhebt sich neben der rettenden Kora als Träger des zum Lichte zurückführenden Heilsberufs die dionysische Glanzerscheinung. Das Wichtige der Neuerung liegt in der stärkern Betonung und glänzendern Darstellung des in dem Saatmysterium verheissenen Aufgangs der Saaten aus der finstern Tiefe zum Reiche des himmlischen Lichtes. Im System der eleusinischen Lehre ist die kosmisch-elementare Welt- und Seelenbetrachtung das Principale, die anthropomorphische Göttervielheit das hinzutretende, nicht das bestimmende, sondern das bestimmte und bekämpfte Element. Wo immer der Eleusinien gedacht wird, knüpft sich an sie der doppelte Glaube an die Unität des göttlichen Seins und an die Unsterblichkeit der Seele an. Aber auf die Erniedrigung des göttlichen Gedankens folgt die Erhöhung des menschlichen, auf den Glauben Poesie und Aesthetik. Vergebens suchen die Orphiker später ihrer idealen Lehre neue Stütze zu leihen, an jeden Aufschwung hängt das Schwergewicht des Stoffes mit erhöhter Macht sich an.

Wir kommen zu dem vierten Abschnitt: Allgemeine Gesichtspunkte, wo der Herr Verf. seine Grundansicht gegenüber den gewöhnlichen Vorstellungen über die Vasengemälde ausspricht. Indem er den allgemein verbreiteten Ansichten über die Bedeutung dieser Kunstwerke volle Anerkennung zu Theil werden lässt, macht er ihr tieferes Verständniss von den religiösen Ideen abhängig, welche allen diesen Darstellungen zu Grunde liegen und die Bestimmung des Ganzen wie der einzelnen Theile beherrschen. Wenn darin ein entschiedener Widerspruch gegen die vulgäre Ansicht nicht ein von dem Zwecke der Thongefässe, sondern von der Mythologie und der Hellenischen Götterlehre ausgesprochen wird, so wird dies schwerlich ein Grund sein dürfen, die Ansicht des Verfassers zu verwerfen. Wir werden ihm zugestehen müssen, dass die Bestimmung der Vasen eine ursprünglich religiöse war und sie den Glauben an die Unsterblichkeit unter mannigfachen Symbolen zur Anerkennung zu bringen bestimmt waren. Ursprünglich lag die Orphische Glaubenslehre zum Grunde, später herrschten die Darstellungen der dionysischen Religion vor. Dass durch die letztere die Gedanken an die Unsterblichkeit nicht immer deutlich, wenn auch von verschiedenem Standpunkt, ausgedrückt waren, bleibt unzweifelhaft. Dass endlich mit der Verflachung und Veräusserlichung des Lebens auch die tiefern, die religiösen Gedanken mehr und mehr zurücktreten und mehr und mehr die äussern Formen des

Digitized by Google

Lebens sich geltend machen, ist nothwendig in der Entwickelung menschlicher Zustände begründet. Dann tritt ein Zeitpunkt ein, wo das religiöse Bewusstsein in der Kunst fast ganz verschwindet und der Künstler nur noch poetischen und ästhetischen Rücksichten folgt. Zuletzt wird Alles zur blosen Ornamentik erniedrigt, wo kein tieferer Gedanke zum Grunde liegt und also auch nicht hineingelegt werden kann. Es ist nun eine der schwierigsten Aufgaben aus dem Kunstwerke zu entdecken, wo die Darstellung wirkliche Hieroglyphe und Symbol eines tiefern Gedankens ist, und wo dies Bewusstsein nicht mehr vorausgesetzt werden darf. Denn es erben sich in der Kunst Typen und Formen fort, wenn schon längst der Geist, der sie geschaffen hat, entschwunden ist. Dies Schicksal kann nur in Verbindung mit der Geschichte der Geistesentwicklung eines Volkes überhaupt gelöst werden. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, dass die Aeusserung religiöser Gefühle und Gedanken sich im gewöhnlichen Leben überhaupt verbirgt, und nur dem tiefer Blickenden sichtbar wird. Ferner ist immer ein bedeutender Unterschied zwischen dem Glauben des Volks und den Ansichten der höhern Gesellschaft wahrzunehmen, wiewohl in demokratischen Staaten die Gegensätze weniger schroff sind. Bei den Griechen zumal wurde dieser Gegensatz durch die Mysterien ausgeglichen, wodurch die Volksvorstellungen durch Symbolik verklärt, einer geistigen Auffassung vorarbeiteten. Endlich ist es nicht zu verkennen, dass die Richtungen der Geister in verschiedenen Zeiten ganz verschieden sind.

So wird Niemand in Abrede stellen, dass mit dem Auftreten der Sophisten und ihrem Antagonisten, dem Sokrates, ein entschiedener Bruch mit der Gedankenwelt der frühern Zeit sich ankündigt. Die zügellose Demokratie ist die Wirkung einer Zügellosigkeit der Geister, welche zunächst gegen dasjenige sich richtet, was den Alten heilig und ehrwürdig war, besonders gegen die Religion. Auch die wahre, dem bürgerlichen Nutzen oder der eigenen Rechtfertigung zugewandte Ethik des Sokrates war metaphysischer Religionsphilosophie, aber noch weit mehr der Mystik des religiösen Gefühls durchaus feindlich. Diess zeigt sich namentlich in dem gleichzeitigen Eindringen eines krassen, rohen Aberglaubens. Daher bei Beurtheilung religiöser Darstellungen eine Hauptfrage ist, welcher Zeit sie angehören, um genau auszumitteln, ob den Darstellungen innere Wahrheit und Ueberzeugung zum Grunde liegt, oder ob nur ein traditioneller fortgeerbter dem Werkmeister selber unverständlicher Typus wieder gegeben ist.

Mit diesen flüchtigen Bemerkungen will ich den Inhalt des tiefgedachten, gedankenreichen Werkes wenigstens andeuten, welches auf jeden Fall Epoche in der Wissenschaft machen wird, und entweder eine allgemeine Anerkennung der neuen Wahrheiten oder eine erneuerte und tiefere Erforschung des Gegenstandes hervorrufen muss.

Basel. **Gerlach.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Logik und Metaphysik. Von Dr. Leonhard Rabus, Professor der Philosophie am königl. bayr. Lyceum in Speyer. Erster Theil: Erkenntnisslehre, Geschichte der Logik, System der Logik, nebst einer chronologisch gehaltenen Uebersicht über die logische Literatur und einem alphabetischen Sachregister. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1868. XVI u. 528 S.

Der Verfasser legt hiermit dem Publikum den ersten Theil eines Werkes vor, welcher a) eine Erkenntnisstheorie, b) eine Darstellung der Geschichte der Logik bis auf die Gegenwart und c) das System des logischen Denkens enthält.

Im Streben nach Wahrheit will der Menschengeist sich klar werden auch über die Mittel und Wege zu seinem Ziele. Die Geschichte der Philosophie bekundet solches zur Genüge; namentlich ist es die Philosophie der neueren Zeit, welche mit frischem Eifer an eine gründliche Beantwortung der einschlägigen Fragen sich gemacht hat. Aber noch manche dahin gehörige Aufgaben harren ihrer Lösung; denn nur langsam vermag die Wissenschaft vom Erkennen und Denken sich zu entwickeln, sowohl darum, weil ihr Gegenstand nicht auf der Oberfläche der Dinge zu Hause ist, als auch in Folge der fortwährenden Wechselwirkung mit den übrigen Zweigen des Wissens, ja mit dem gesammten Leben.

So hat die Wissenschaft vom Erkennen an ihrem Theile vornehmlich daran zu arbeiten, den Rationalismus zu überwinden, welcher, von der modernen Philosophie selbst vielfach gehegt, in mannigfachen Gestalten die verschiedenen Gebiete des Wissens lange genug misshandelt hat und unter Anderem auch in dem sogen. Gegensatz von Glauben und Wissen einen eigenthümlichen Ausdruck besitzt. Ein Bruch zwischen Gemüth und Geist, zwischen Anschauung und Denken, ein intellectueller Egoismus, der, anstatt den Gegenstand erst zu lernen und aus ihm sich zu bereichern und zu erbauen, denselben gewaltthätigen Sinnes sofort nach eigenem Gutdünken sich zurecht legt, eine hoffährtige Ueberhebung menschlicher Freiheit über das Gegebene und Frühere, das ist es, worin der Rationalismus seine Wurzeln treibt. Zwar fehlen nicht treffliche Untersuchungen, welche die Mangelhaftigkeit und Gefährlichkeit jener Richtung nachzuweisen streben. Aber die Hydra, welcher die abgeschlagenen Köpfe immer von Neuem und verdoppelt erwachsen, ist — wenn es die Wissenschaft überhaupt vermag — noch lange nicht tödtlich getroffen; es gilt fort und fort, das Erkennen genau zu erforschen in seinem Connexe sowohl mit den

Digitized by Google

übrigen Bethätigungen und mit sämmtlichen Vermögen des Menschen als auch mit allen den Sphären, in welche wir uns gesetzt finden und welche in uns hereinwirken.

Was die Wissenschaft des Denkens insbesondere oder des von seinem sonstigen Gegenstand und Inhalt unterschiedenen und auf sein eigenes Wesen und seine eigenen Formen bezogenen Erkennens anlangt, so dürfte es sich vor allen Dingen darum handeln, das Denken nicht wie es oft geschieht zusammenfliessen zu lassen mit dem was nicht Denken ist, daher nicht zusammenfliessen zu lassen etwa mit der bildenden Thätigkeit noch mit der Anschauung in uns, nicht mit dem Worte und mit der Rede, nicht mit dem Wissen und mit dem Geiste selber. Klar ist wenigstens, dass eine Wissenschaft, welche ihren Gegenstand nicht scharf unterscheidet von dem Gegenstande einer anderen Wissenschaft, mit Unrecht behauptet, eine besondere Wissenschaft zu sein. Weiterhin aber ist das Denken in die ihm selber immanenten Unterschiede auseinander zu legen; es ist z. B. Urtheilen ein anderes Denken als dasjenige, welches in den Categorien sich actualisirt, und wie die Categorien mehrere und ohne Zweifel von bestimmter Anzahl sind, so muss es auch eine bestimmte Anzahl verschiedener Urtheilsformen geben. Kann aber die Wissenschaft vom Denken bis jetzt befriedigend antworten auf die Frage, welches die sämmtlichen Formen des einen und ganzen Denkens sind? Wird nun das Denken von Allem, was nicht Denken ist, und hinwieder in sich selbst allseitig unterschieden, so darf nicht der Zusammenhang vergessen werden, in welchem das Denken mit dem ganzen Menschen steht; thatsächlich webt das Denken seinen Reichthum nur in Gemeinschaft mit den übrigen Lebenskreisen aus; einseitige Ueberhebung und gewaltsames Herausreissen des Denkens nach Art des Idealismus und Formalismus würde anstatt zur Erkenntniss vielmehr zu einem kläglichen Verkennen des Denkens führen. Die Wissenschaft des Denkens wird daher, den Blick nicht nur auf das Einzelne sondern auch auf das Ganze gerichtet haltend, wie über die organische Einheit des Denkens unter sich so über des Denkens organische Stellung im Gesammtorganismus unterrichtet sein und unterrichten müssen. Endlich ist zu erwägen, dass ein grammatisches Sammeln von Redetheilen so wenig als ein willkürlich constructives Verfahren die Anforderungen erfüllt, die an eine wissenschaftliche Behandlung gestellt werden. Ohne Zweifel zwar will der Reichthum beachtet und durchforscht werden, welchen die Sprache darbietet und worin das Denken abgespiegelt ist; aber es muss heutzutage auch die Geschichte der Denkwissenschaft in das Mittel gezogen und gesichtet werden, und zugleich hat von Innen heraus und aus seinem eigenen Grund das Denken sich hervorzubringen und von sich zu zeugen.

Alle diese Aufgaben und ihre Schwierigkeiten waren dem Verfasser nicht entgangen. Im Umfange des vorliegenden ersten Theils seines Werks hat er dieselben folgendermassen zu lösen versucht.

Digitized by Google

Die Philosophie wird erklärt als die Wissenschaft des Menschen von sich und dadurch zugleich als die Wissenschaft von allen den Lebenssphären, an denen er und soweit er an ihnen Theil hat. Sie wird unterschieden einmal in die Wissenschaft von der Natur, Physiologie; ferner in die Wissenschaft von der Geschichte und als solche wieder a) in die Wissenschaft vom Wunder Gottes oder in die Theologie und b) in die Wissenschaft von dem Menschen als einem freien Wesen oder in die Anthropologie, sofern das Wunder Gottes und die menschliche Freiheit das Werk der Geschichte mit einander ausmachen; endlich noch in die Wissenschaft vom Jenseits, Theosophie. Kein Gegenstand menschlichen Wissens soll aus dem Bereiche der Philosophie ausgeschlossen werden, sondern alles Wissen soll in der Philosophie zur Einheit gebracht sein. Der Zusammenhang aber der genannten Hauptunterschiede oder Glieder der Philosophie ist derart gefasst, dass die Wissenschaft von der Natur und die vom Jenseits sich zu einander verhalten wie Anfang und Ende, dagegen die Wissenschaft vom Wunder Gottes und die sich enge an letztere anschliessende und aus ihr zehrende Wissenschaft von der menschlichen Freiheit vermittelnd, entwickelnd und massgebend dazwischentreten. Uebrigens werden diese Hauptabtheilungen der Philosophie noch weiter in die Glieder der Unterabtheilungen auseinander gelegt.

Die Wissenschaft vom Erkennen und Denken betrachtet der Verfasser als ein Glied in der Wissenschaft von der menschlichen Freiheit; im Umkreis des anthropologischen Wissens nämlich werden unterschieden 1) die ethische Sphäre oder die Formen, in welchen die menschliche Persönlichkeit sich zum Ausdrucke bringt, 2) die ästhetische Sphäre oder das Reich der bildenden Thätigkeit, 3) die theoretische Sphäre oder das Erkennen, und 4) das seelische Leben an und für sich als Gewissen, als Gemüth, als Geist oder Selbstbewusstsein und als Ebenbildlichkeit mit Gott. Hinsichtlich des Erkennens insbesondere wird gelehrt und hervorgehoben, dass es sich durchaus anschliesst an die bildende Thätigkeit und an deren Produkt, das Bild, welches letztere nicht blos im künstlerischen Drange an einem äusserlichen Stoff sich zur Darstellung bringt, sondern jedenfalls immer innerlich, sei es nun von einem sinnfälligen Dinge veranlasst oder sei es aus der Seelentiefe hervorgegangen, als nächster Gegenstand sich dem Erkennen darbietet; dasselbe wird gefasst als eine Verarbeitung des Bildes zu Gunsten des daran sich entfaltenden und bereichernden Selbstbewusstseins oder Geistes; es wird gesetzt als Organon der menschlichen Freiheit entweder für die Einverleibung der Seele in die von der Seele zu personirende Natur oder für das Freiwerden der Seele gegenüber der Natur als ihrem erkannten Gleichniss; es wird definirt als diejenige Bethätigung der menschlichen Freiheit, worin das Selbstbewusstsein sich von sich unterscheidend auf das Bild und durch das Bild auf des Bildes Original sich bezieht und

Digitized by Google

hinwieder vom Bild sich unterscheidend dieses und mittelbar das Original auf das Selbstbewusstsein bezieht.

Das auf sich selbst bezogene und von seinem anderweitigen Gegenstande und Inhalte unterschiedene Erkennen heisst Denken. Im Dienste des Selbstbewusstseins stehend und als eine Bethätigung desselben ist das Denken nicht blos Unterscheiden, sondern sich Unterscheiden in fortwährender Beziehung auf das ihm vorschwebende Bild oder die ihm gegenwärtige innere Anschauung. Seine allgemeinsten Formen sind Wahrnehmen, Vorstellen, Urtheilen, Begreifen. Unter dem Wahrnehmen als der zeitlich ersten Stufe und Form des Denkens versteht der Verfasser nicht die Thätigkeit der Sinne; denn Sache der Sinne ist nur die Empfindung, über der Empfindung aber lebt die bildende Thätigkeit, und erst an diese reiht sich alles Denken und daher auch das Wahrnehmen an; indem wir wahrnehmen, denken wir zunächst nichts weiter als Dasein. Die sonst übliche Unterscheidung von äusserer und innerer Wahrnehmung kann daher nicht das Wesen des Wahrnehmens treffen, sondern geht vielmehr auf die Herkunft des Bildes, das sich dem Denken darbietet. Weiterhin wird das Wahrgenommene vorgestellt als Etwas; vorstellend denken wir Eines als Anderes. Solches Vorstellen ist nicht zu verwechseln mit der bildenden Thätigkeit, welche als solche ja nicht Denken ist. Aber das Denken des Einen als Anderes oder das Vorstellen erheischt um des Denkens selbst willen seine Begränzung; letztere wird gegeben von demjenigen Denken, welches der Verfasser Urtheilen oder logisches Denken heisst; dasselbe hat zu entscheiden, ob das Eine das Andere ist oder nicht. Endlich handelt es sich noch um die Einsicht in die Einheit des Einen mit dem Anderen; solchem Zweck entspricht das Denken, welches der Verfasser genetisches Denken oder Begreifen nennt, ein Denken, das die Einheit in ihre Unterschiede herausführt und die Unterschiede auf ihre Einheit zurückbringt; die Momente, in denen sich das genetische Denken explicirt, sind die Categorien, zu welchen nichts gehört was nicht genetisches Denken ist; die Lehre vom genetischen Denken ist Categorienlehre.

Das Denken ist nicht schon das Criterium der Wahrheit selber. Auf Verschiedenes, was als Criterium der Wahrheit in der Geschichte der Wissenschaft und im täglichen Leben aufgeworfen worden ist oder noch aufgeworfen werden könnte, geht der Verfasser ein, auf die Sinne, auf die Tradition, auf die Autorität, auf das innere Schauen, auf das Denken, auf die Regung des Gewissens, auf den religiösen Glauben, auf die Einwirkung höherer Mächte. Das eigenthümliche Criterium der Wahrheit für den Menschen ist nach dem Verfasser das concrete Selbstbewusstsein d. h. ein Selbstbewusstsein, welches im Wechselleben mit der ganzen Welt, in die es gesetzt ist, sich von Aussen erfüllend und von Innen entwickelnd heranwächst, ein Selbstbewusstsein, das sich mit seiner Fülle selbst

Digitized by Google

zum Gegenstande wird vermittelst der bildenden Thätigkeit, durch welche es sein eigenes Bild sich vorzuführen vermag und es in der unterscheidenden Thätigkeit wieder in sich zurücknimmt.

Auf dass aber ein solches Criterium der Wahrheit nicht in den Verdacht und in die Gefahr willkürlicher Ueberhebung gerathe, erinnert der Verfasser noch insbesondere an die Abhängigkeit und Freiheit des Selbstbewusstseins. Er zeigt, wie das Selbstbewusstsein an die übrigen Vermögen gebunden ist und im Vereine mit ihnen sich bethätigt, wie ferner unser Wissen von der Natur zugleich in der Hörigkeit der Natur steht, wie das Wissen von der Offenbarung nur in Gemeinschaft mit dem göttlichen Geiste gedeiht, wie das Wissen vom Menschen und von den menschlichen Dingen auf der Congenialität beruht, wie das Wissen vom Jenseits, obschon allem anderen Wissen von Anfang an potentiell zu Grunde liegend, doch erst hervorreift als die Frucht alles anderen Wissens und des ganzen Lebens, auch wie die verschiedenen Wissenssphären sich selbst wieder gegenseitig bedingen, wie bei dem Wissen zu unterscheiden ist die persönliche Ueberzeugung, das Uebergangsstadium des Zweifels, das Wissen vom Nichtandersseinkönnen, das allgemein gültige und allgemein geltende Wissen, wie endlich der Trieb zum Wissen nichts anderes ist als das Sein im Selbstbewusstsein, das in die Ewigkeit hinüberweisende Sein des Geistes, die herzustellende Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott. Während das Erkennen ein Sichinsichunterscheiden des natürlich-seelischen d. h. des ganzen Menschen und das Organon der menschlichen Freiheit ist, ist das Wissen das Sichinsichunterscheiden lediglich des Selbstbewusstseins; ja das Selbstbewusstsein ist die Wahrheit selbst, allerdings nur creatürliche Wahrheit, welche aber Antheil hat an der absoluten Wahrheit, insoweit der Menschengeist Antheil hat am Geiste Gottes; die sogenannte Wissenschaft hingegen hat ihre Eigenthümlichkeit in der Pflege und hiemit auch in der erkenntnissmässigen Darstellung, welche dem Wissen mittelst der Schule widerfährt; sie ist das geschulte und schulende Wissen der Menschen, mit Einem Worte des gelehrte Wissen.

Blicken wir auf den hier von uns nur in den allgemeinsten Umrissen wiedergegebenen Inhalt des ersten Abschnittes des vorliegenden Buches zurück, so möchte sich leicht finden, dass die darin sich aussprechende Philosophie, historisch angesehen, mehrfach zusammenhängt mit den Ideen Baader's und mit Bestrebungen des späteren Schelling; sie arbeitet zugleich offenbar an der Vermittlung zwischen den vorwiegend theologischen Lehrgebäuden des Mittelalters und zwischen der von den letzteren allerdings ganz eigenthümlich verschiedenen aber mit Unrecht in starrem Gegensatze dazu verharrenden Systemen der neueren Philosophie: die Vermittlung beruht auf der Anerkennung der Offenbarung oder auf der Anerkennung und systematischen Eingliederung dessen überhaupt, was der Verfasser göttliches Wunder heisst. Ihre Zuge-

Digitized by Google

hörigkeit zum Umkreis der neueren Philosophie bezeugt sie insbesondere durch ihren anthropologischen Standpunkt und durch das an die Untersuchungen und Ergebnisse der neueren Philosophie sich enge anschliessende Bestreben, die Bedingungen des Erkennens und Wissens zu erforschen und festzustellen. Die unheilvolle Kluft zwischen der Philosophie als einer natürlichen und der Theologie als einer göttlichen Wissenschaft, zwischen der Philosophie auch als einer lediglich apriorischen und speculativen Wissenschaft und zwischen den sog. aposteriorischen, empirischen Einzelwissenschaften dürfte in der hier dargelegten Lehre völlig verschwunden und der klägliche Zwiespalt wahrhaft versöhnt sein.

Mit dem zweiten Abschnitte des vorliegenden Theiles wird der Uebergang zur Denkwissenschaft selbst gemacht. Der Verfasser gibt da eine unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Geschichte der Logik in einer Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit, wie sie sich bis jetzt in keinem Lehrbuche der Logik findet. Begonnen wird mit der aristotelischen Logik; im Anschlusse daran werden sowohl die eingreifenden und Epoche machenden als auch an und für sich merkwürdigen Bearbeitungen der Logik verfolgt durch das Mittelalter hindurch bis herein auf die neuere Zeit, wo mit der ontologisirten Logik anderweitige Bestrebungen den Ringkampf aufgenommen haben. Zur Ermöglichung einer Uebersicht über die logische Literatur ist ein chronologisch geordnetes und nach Perioden eingetheiltes, regelmässig mit Angabe der Lebenszeit der Autoren versehenes, wohl mehrere Tausende von Namen umfassendes Verzeichniss am Ende des Buches beigefügt. Welche Arbeit dieser zweite Abschnitt in sich schliesst, wird bemessen können, wer einer ähnlichen Arbeit schon obgelegen ist. Getrieben hiezu aber hat den Verfasser die namentlich durch Prantl's grundgelehrtes Werk ihm aufgedrängte Ueberzeugung, dass die Logik fürderhin mit Erfolg nur betrieben werden kann, wenn die Logiker sich die genaueste Bekanntschaft mit den früheren Untersuchungen und Leistungen aneignen.

Der dritte Abschnitt gibt das System der Logik und zerfällt in zwei Unterabtheilungen. Die erste Unterabtheilung, Prolegomena betitelt, bestimmt vor Allem den Begriff des logischen Denkens. Mit letzterem nämlich versteht der Verfasser nicht das Denken überhaupt oder das mit der Wissenschaft vom Denken übereinstimmende und insofern gesetzmässige Denken schlechtweg, sondern nur das urtheilende oder, näher noch bezeichnet, begränzende Denken. Begränzend nämlich ist dieses Denken für die ihr im Organismus des Denkens unmittelbar vorhergehende und sich darbietende Vorstellung, in welcher Eines als Anderes gedacht wird; die Vorstellung, nicht zu verwechseln mit dem Bilde (mit der inneren Anschauung), ist der nächste Gegenstand und Inhalt des logischen Denkens, zu letzterem sich verhaltend wie das Bild sich zum Denken überhaupt verhält. Weiterhin erfährt nun eben die

Digitized by Google

Vorstellung in den Prolegomena ihre Behandlung; es wird vorgeführt die Lehre von der Exposition, von der Induktion und Division, von der Analogie, von der Exemplification, endlich noch von der Hypothese; denn alle diese Formen gehören nach des Verfassers Auffassung und Darlegung nicht schon dem logischen Denken selber an, sondern erst dem Gebiete des Vorstellens, welches, hin und her webend zwischen Wahrnehmung und genetischem Denken, seinerseits dem Urtheilsspruch des logischen Denkens sich zu unterwerfen hat und unterliegt. Ferner werden noch in den Prolegomena entwickelt die Grundsätze des logischen Denkens d. h. die allgemeinsten immanenten Unterschiede, des logischen Denkens, welche für das Denken überhaupt insofern als Gesetze gelten als das logische Denken das einwohnende Gesetz für das übrige Denken ist; der Verfasser führt als diese Grundsätze an einen Grundsatz der Modalität, einen Grundsatz der Exclusion und einen Grundsatz der Conclusion. Die Logik selbst endlich wird gefasst als die Wissenschaft vom begränzenden Denken.

Des dritten Abschnittes zweite Unterabtheilung enthält den Organismus des logischen Denkens, die Urtheile der Modalität, der Relation, der Exclusion und der Conclusion. Die Urtheile der Modalität sind das Urtheil der Möglichkeit (problem. U.), dann das der Wahrscheinlichkeit, ferner das der Nothwendigkeit und Unmöglichkeit (apodict. U.) und das der Wirklichkeit (assert. U.). Die Urtheile der Relation sind das conditionale, das causale, das disjunctive und restrictive Urtheil; letzteres, von den neueren Logikern nicht beachtet, ist sprachlich kennbar an den Partikeln Insofern als, Insoweit als etc. Die exclusiven Urtheile sind das qualitativ bestimmte, das quantitativ bestimmte, das gegensätzliche oder opponirte und das contraponirte Urtheil; die Conversion wird betrachtet als in den Bereich des quantitativ bestimmten Urtheils gehörig. Als conclusive Urtheile werden vorgeführt der Grundsatz oder das Axiom, der Sorites, die Definition und der Syllogismus. Bei der Entwicklung der genannten Urtheile geht der Verfasser überall wie von der Sprache so besonders von den bisherigen darauf bezüglichen Lehren aus: daher erscheint, während im zweiten Abschnitt die Geschichte der Logik im Nacheinander der Autoren auftritt, hier im dritten Abschnitt das geschichtliche Material nach den systematischen Gesichtspunkten vertheilt; dasselbe wird eingehend untersucht; die Deduction der einzelnen Urtheile geschieht in Wahrung des Zusammenhangs derselben mit einander und mit dem ganzen Denken. Den etwaigen Einwurf einer willkürlichen Construction oder erkünstelten Zusammenstellung der verschiedenen Urtheilsformen würde schwerlich Jemand aufrecht erhalten können. Es galt dem Verfasser, in stetem Hinblick auf die bisherigen Lehren und mit Abwägung eines jeden Schrittes, den er vorwärts that, das von allem anderen Denken genau unterschiedene logische Denken als ein in sich wohlgegliedertes und mit dem übrigen

Digitized by Google

Denken auf das Engste verwebtes Ganzes zu erkennen und darzustellen.

Zur Erleichterung des Gebrauches ist dem Buche ein Sachregister beigegeben. Der künftige zweite Theil des Werkes, die Metaphysik, soll die Geschichte der Categorienlehre und das System der Categorien oder des genetischen Denkens enthalten und zugleich, wie in dem vorliegenden Bande um des logischen Denkens willen auf die Vorstellung Rücksicht genommen ist, seinerseits auf das Gegenstück zum genetischen Denken, nämlich auf das Wahrnehmen, achten, also dass das nach Wahrnehmen, Vorstellen, logischem Denken oder Urtheilen und genetischem Denken oder Begreifen unterschiedene Denken nach allen seinen Theilen wird behandelt sein. **Der Verfasser.**

Poetae lyrici graeci. Tertiis curis recensuit Theodorus Bergk. Pars I Pindari carmina continens. Pars II poetas elegiacos et iambographos continens. Pars III poetas melicos continens. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVI und MDCCCLXVII. (Mit fortlaufender Seitenzahl) 1391 S. in gr. 8.

Mit dem jetzt erfolgten Erscheinen von Pars III hat das Ganze in dieser neuen dritten Bearbeitung seinen Abschluss erreicht und dürfte es wohl an der Zeit sein, einen kurzen Bericht, soweit es Umfang und Bestimmung dieser Blätter gestatten, über diese neue Auflage zu erstatten, die sich von den vorausgehenden wesentlich unterscheidet, ja in Manchem wie eine Umarbeitung angesehen werden kann. Ein Eingehen in das Einzelne der Kritik, wozu die hier vereinigten Reste hellenischer Poesie immerhin Gelegenheit genug bieten, wird man billiger Weise hier nicht erwarten, da diess den philologischen Zeitschriften überlassen bleiben muss, auch die uns gesteckten Gränzen überschreiten würde. Wir beschränken uns daher auf die nachfolgenden Bemerkungen. Statt des Einen Bandes der zweiten Auflage mit beinahe eilfhundert Seiten liegt hier ein in drei Partes getheilter Band mit fast vierzehnhundert Seiten vor, was schon auf die bedeutende Erweiterung schliessen lässt, welche dem Werke in seiner neuen Bearbeitung zu Theil geworden ist, zumal der Druck keine wesentliche Veränderung erlitten, und im Text wie in den umfassenden Anmerkungen sich grossentheils gleich geblieben, an manchen Orten sogar noch kleiner geworden ist, ohne dass jedoch die Deutlichkeit darunter gelitten, wie denn überhaupt die typographische Ausführung des Ganzen volle Befriedigung zu gewähren vermag.

Pars I enthält die Pindarischen Dichtungen mit Einschluss der Fragmente; nach dem Vorwort, das vom 27. Decbr. 1864 datirt

Digitized by Google

ist, fällt ihre Bearbeitung noch vor diese Zeit, und konnte daher von Tycho Mommsen's Ausgabe (s. diese Jahrb. 1865 Nr. 32) noch kein Gebrauch gemacht werden: in den Addenda, die am Schlusse von Pars III. S. 1362 ff. beigegeben sind, ist davon noch Erwähnung geschehen. Dass der Herausgeber inzwischen Manches in der Gestaltung des Textes geändert, auch einige kritische Hülfsmittel dazu erlangt hat, und eben so Alles, was verschiedentlich von einzelnen Gelehrten zur Texteskritik beigesteuert worden, beachtet hat, wird man, auch ohne ausdrückliche Erinnerung bald wahrnehmen, selbst die Erklärung ist, zumal wo die Texteskritik dazu eine naheliegende Veranlassung gab, mehr als früher berücksichtigt: in der Behandlung des Textes tritt eine gewisse Vorsicht hervor, welche von allzu kühnen Aenderungen sich fern gehalten hat, mit denen manche Gelehrte unserer Zeit so freigebig sind: ebenso ist, wenn wir von einigen Ausfällen absehen, eine direkte Polemik möglichst vermieden: »nostra studia, schreibt der V. in dem Vorwort, verecunde, aliena juste aestimavisse videor, cavens ne quid in alios acerbius dicerem, quamvis insignem levitatem, qua hac nostra aetate permulti criticam artem factitant, prudenti homini fastidium movere par sit.« Es gilt diess von der ersten, die Pindarischen Gedichte enthaltenden Abtheilung, wie von den beiden folgenden, wo die Beschaffenheit der auf uns gekommenen Reste nicht die gleiche Behandlung verstattete, und eine handschriftliche Grundlage wie bei den Pindarischen Gedichten nicht in dem Grade gegeben ist.

Pars II enthält die Elegischen Dichter von S. 389 — 680, welcher sich noch die Jambographen (S. 683—804) anreihen, was gegen die zweite Ausgabe eine Vermehrung von mehr als hundert Seiten ausmacht, welche meist durch die hinzugekommenen kritischen oder exegetischen Erörterungen veranlasst worden ist. So wird, um nur Ein Beispiel anzuführen, bei dem unter die elegischen Dichter gebrachten Euenus jetzt vierfach unterschieden, und die unter diesem Namen auf uns gekommenen Reste werden unter vier Dichter dieses Namens vertheilt: I. Euenus Philippi. II. Euenus Ascalonita. III. Euenus Atheniensis. IV. Euenus Grammaticus. Die darüber in der zweiten Ausgabe gegebene Erörterung ist in der dritten zum Theil ganz umgearbeitet. Bedeutend sind auch die nun bei Jophon und Socrates hinzugekommenen Erörterungen; dem letzten will jetzt der Verfasser auch die bei Athenäus V. p. 219 C. aus Herodicus genommenen Verse beilegen. Dasselbe ist bei Plato der Fall: die diesem in der zweiten Ausgabe gewidmeten acht Seiten sind in der zweiten auf vierzehn gestiegen; eine ähnliche Erweiterung ist dem zu Theil geworden, was über Speusippos und Demosthenes in der zweiten Ausgabe ganz kurz bemerkt worden war. Und so könnte man fast bei allen einzelnen Dichtern das Gleiche anführen.

Namhafte Erweiterungen hat in gleicher Weise P. III erhalten, welcher die Poetae Melici, die Scolia, Carmina popularia und ades-

Digitized by Google

pota enthält, S. 811—1361 (S. 631—1078 der zweiten Ausgabe), also ebenfalls eine Vermehrung von drei und achtzig Seiten nachweist, wozu noch die Addenda et Corrigenda (S. 1362—1388) mit sechs und dreissig Seiten kommen. Neu hinzugekommen sind unter den Melischen Dichtern zu Anfang Eumelus und Polymnastus, ersterer mit einem aus Pausanias IV, 33 genommenen Fragment, letzterer blos nach der Erwähnung bei demselben Pausanias I, 14 (*Πολύμναστος Κολοφώνιος, ἔπη Λακεδαιμονίοις ἐς αὐτὸν ποιήσας*) welche indess eher auf epische oder elegische Dichtungen zu beziehen sein wird; der zwischen beiden gestellte Terpander ist ebenfalls um einige Fragmente erweitert worden. Bei Arion wird der allerdings wohl begründete Zweifel wiederholt, welcher eine neuere Abfassung durch einen jüngern nicht vor Euripides fallenden Dichter annimmt, der in einem Dithyrambus das Andenken an Arion zu verherrlichen gesucht. Aleman's Fragmente sind mit erneuerter Sorgfalt behandelt worden, welche in diesen spärlichen und oft dunkeln Bruchstücken Manches, wie wir glauben, besser gestaltet und erklärt hat: neu hinzugekommen ist unter Nr. 16 zu den Fragmenten des Hymnus auf die Dioscuren das grössere, wenn gleich zum Theil verstümmelte Stück, welches von Mariette in einem Grab bei der zweiten Pyramide in Aegypten aufgefunden, dann durch Egger veröffentlicht ward: durch die Bemühungen des Herausgebers, der auch einzelne Lücken zu ergänzen versucht hat, ist das Ganze lesbarer geworden, übrigens in den Addendis S. 1379 ff. nach der inzwischen in den Notices et Extraits des Mss. lithographirten Tafel ein genauer Abdruck geliefert, der mit einigen weiteren Bemerkungen noch verbunden ist. Eine gleiche erneuerte Durchsicht, welche meist auf's Einzelne sich erstreckt, ist auch den Fragmenten der Sappho und des Alcaeus zu Theil geworden, desgleichen den Resten des Simonides von Ceos: bei einem der bisher ihm zugetheilten Reste (Nr. 85 aus Stobäus Florileg. XCVIII, 29) vermuthet der Herausgeber jetzt, dass dasselbe eher dem andern Simonides von Amorgos, dem Jambographen, zuzuweisen sei: die Vorzüge des schönen Gedichtes werden dadurch nicht geschmälert. Eine ähnliche Vermuthung wird bei den unter Nr. 95—97 aus der Anthologia Palatina aufgenommenen Epigrammen ausgesprochen, welche der Herausgeber dem Simonides nicht zuerkennen mochte; so könnte noch manche derartige Bemerkung angeführt werden, welche von der genauen Durchsicht, die allen Theilen in der neuen Bearbeitung zu Theil geworden, hinreichend Zeugniss geben kann: wenn in der zweiten Auflage den Resten des Simonides zwei und siebenzig Seiten in Allem gewidmet waren, so ist diese Zahl jetzt auf sieben und achtzig gestiegen. Auch ist in Vielem eine bessere Anordnung in der Reihenfolge der einzelnen Reste getroffen. So hat z. B. das schöne Epigramm Nr. 107 der zweiten Ausgabe (aus Aristides II, 209) jetzt die Stelle Nr. 142 erhalten und ist mit einer ausführlichen Erörterung begleitet über

Digitized by Google

die Aechtheit dieses Gedichtes, d. h. ob es wirklich von Simonides verfasst sei, dem es von Aristides und dessen Scholien beigelegt wird. Die Beantwortung dieser Frage hängt ab von der Beantwortung der Frage, worauf der Inhalt des Epigramms sich beziehe, und die Lösung dieser Frage ist mit manchen chronologischen Schwierigkeiten verknüpft, welche eben zu dieser ausführlichen Erörterung in der neuen Auflage veranlasst haben. Der Herausgeber bezieht nämlich dieses Epigramm, und diess erscheint allerdings als das Richtige, auf Cimon's Sieg am Eurymedon, und weist dann weiter nach, wie Simonides, freilich in hohem Alter, und wohl kurz vor seinem Tode (Ol. 78, 1) diesen Sieg durch ein solches Epigramm habe feiern können. Ganz ausgefallen aus der Reihe der melischen Dichter ist der in der zweiten Ausgabe noch aufgeführte Cleomachus, der allerdings zweifelhaft erscheint. Dass die Scolia und die Carmina popularia auf gleiche Weise durchgesehen, und in Folge dessen ähnliche Aenderungen und Zusätze, wie sie in den übrigen Theilen des Werkes wahrzunehmen sind, erhalten haben, wird kaum noch einer besondern Versicherung bedürfen. Der vorzüglichen typographischen Ausführung des Ganzen ist schon oben gedacht worden. Dahin ist auch zu rechnen, dass die Seitenzahlen der zweiten Ausgabe am Rande bemerkt sind, und Aehnliches auch bei einzelnen, besonders bearbeiteten Resten geschehen ist, um die Benutzung und das Nachschlagen zu erleichtern.

Chrestomathie Provençale, accompagnée d'une Grammaire et d'un Glossaire par Karl Bartsch. Deuxième édition, augmentée et entièrement refondue. Elberfeld. R. L. Friderichs, éditeur. 1868. IV und 574 S. gr. 8.

Diese neue Auflage kann mit Recht als eine völlig umgearbeitete gelten und für das Studium der provençalischen und romanischen Sprache und Literatur, das von Tag zu Tag auch unter uns in erfreulicher Weise zunimmt, mit gutem Grunde empfohlen werden. Die frühere Anordnung der einzelnen Stücke dieser Chrestomathie ist verlassen, und an deren Stelle die chronologische Ordnung getreten, welche zugleich besser geeignet ist, die Fortbildung dieser Sprache erkennen zu lassen: und wenn auch bei einzelnen der hier aufgenommenen Stücke sich die Zeit der Entstehung nicht immer ganz genau nachweisen lässt, so wird man doch in Bezug auf das Jahrhundert, dem sie angehören, nicht fehlgehen. Und diess ist hier geschehen. Vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert inclus. laufen die einzelnen Stücke in reicher Auswahl, und bedeutend, im Verhältniss zur früheren Auflage, vermehrt, dabei der Mehrzahl nach aus Handschriften hier erstmals durch den Druck veröffentlicht; daher sogar die Abweichungen der Hand-

Digitized by Google

schriften unter dem Text bemerkt sind: wie denn der Herausgeber, der die meisten Stücke selbst verglichen, darin mit aller kritischen Genauigkeit verfahren ist. Den Anfang des Ganzen macht das Gedicht über Boetius, das auch Diez in den altroman. Sprachdenkmalen veröffentlicht hat, aus dem zehnten Jahrhundert, als das älteste, daran reiht sich ein Stück aus den ersten Decennien des eilften Jahrhunderts, und die Uebersetzung einiger Capitel des Evangelium Johannis u. s. w.; zwei Dichtungen aus den Jahren 1486 und 1488 machen den Beschluss des Ganzen, das bei zweckmässiger Auswahl eine gute Uebersicht über die verschiedenen Arten und Zweige dieser Literatur gewährt. Es ist aber auch weiter noch für das Studium dieser Sprache dadurch gesorgt, dass eine Art von Grammatik beigefügt ist, welche zunächst über den formalen Theil, Declination, und insbesondere Conjugation sich erstreckt, in dem Tableau sommaire des flexions Provencales; dann weiter ein gut eingerichtetes Glossaire, das zu dieser Chrestomathie ganz passt, indem es die Erklärung der betreffenden Ausdrücke in französischer und deutscher Sprache gibt und insoweit für französische wie deutscher Leser, welche das Provencalische studiren wollen, dienen kann. Der Herausgeber hat auf diese Weise, wie man bald gewahr wird, keine Mühe gespart, die neue Auflage seines Werkes dem Zwecke, den er zu erreichen suchte, entsprechend zu gestalten und damit zur Förderung des Studiums der provencalischen Literatur, die noch so manche, nicht näher bekannte Schätze birgt, beizutragen.

Beiträge zur Kenntniss des Keupers im Steigerwald. Von Friedr. Nies. Mit 2 Holzschnitten und 2 lithographirten Tafeln. Würzburg. A. Stubers Buchhandlung. 1868. 8. S. 79.

Seit seiner Berufung nach Würzburg hat Fr. Sandberger der Trias-Formation Frankens eine rege Aufmerksamkeit gewidmet und über die, geologisch bisher wenig bekannte Gegenden sehr wichtige Mittheilungen geliefert. Die vorliegende Schrift ist von einem seiner thätigsten Schüler und gewöhnlichen Begleiter auf den zahlreichen Excursionen welche Sandberger im fränkischen Trias-Gebiete ausführte; Fr. Nies hat sich hauptsächlich mit dem obersten Gliede der Trias, dem Keuper, beschäftigt und bringt in seinen »Beiträgen« sehr interessante Resultate seiner zeitherigen Forschungen.

Bekanntlich wird durch den von Bamberg bis Schweinfurt ungefähr westlichen, von da bis Marktbreit südlichen Lauf des Mains im Verein mit der von Süden nach Norden strömenden Regnitz ein nach Süden offenes und hier durch keinen bedeutenderen Wasserlauf abgegrenztes Viereck gebildet, in welchem die Höhen

Digitized by Google

liegen, die den Namen Steigerwald führen. Der höchste Punkt dieses Gebirges ist der Frankenberg mit 1567 Fuss.

Der Verf. beginnt seine Schilderung mit dem Grenzdolomit; er macht die Unterlage der Keuper-Bildungen aus, das Plateau, auf welchem diese sich aufbauen. Der Grenzdolomit, welcher als letztes Glied die Lettenkohle schliesst, ist besonders durch seinen Reichthum an Petrefacten ausgezeichnet; unter ihnen ist Myophoria Goldfussi am häufigsten, oft vollständige Muschelconglomerate bildend.

Die Gliederung des fränkischen Keupers gestaltet sich nach den sehr detaillirten und genau vermessenen Profilen welche Nies mittheilt in ansteigender Ordnung folgendermassen:

I. Gyps und bunte Letten zwischen dem Grenzdolomit und der Bleiglanz-Bank.

II. Bleiglanz-Bank und Bank der Myophoria Raibliana.

III. Bunte Letten mit Gyps und einzelnen Steinmergel-Bänken zwischen der Bleiglanz-Bank und dem Schilfsandstein.

IV. Schilfsandstein mit einzelnen Lettenbänken.

V. Bunte Letten mit einzelnen Steinmergel-Bänken zwischen Schilf- und Semionotus-Sandstein.

VI. Semionotus-Sandstein.

Die Gesammt-Mächtigkeit des fränkischen Keupers beträgt 218 Meter.

Ein jedes Glied der obigen Schichtenfolge wird nun von Nies einer eingehenden Schilderung unterworfen, aus welcher wir hier nur Einiges hervorheben.

Die bunten Mergel sind eines der charakteristischen Glieder der Keuper-Formation, in allen Niveaus petrographisch vollständig übereinstimmend und durch ihre bunte Farbe sich von den Mergeln der Lettenkohle unterscheidend. Ihnen sind Sandsteine und die, wegen ihrer Petrefacten wichtigen Steinmergel eingelagert. Die Mergel erscheinen in steter Verbindung mit Gyps; bald stellt sich der letztere, die Mergel vollständig verdrängend, in ausgedehnten Lagen ein, bald bildet er nur den Mergel eingeschaltete Nester oder solchen durchziehende Adern. Der Gyps, welcher in bedeutenderen Massen auftritt ist körnig, weiss oder grau; die in kleineren Partien vorkommende Gypse sind meist roth. Der Verfasser bringt interessante Belege für die Annahme, dass der Gyps ursprünglich Anhydrit gewesen.

So gering auch die Mächtigkeit der zweiten Etage der Keuper-Formation ist (nämlich 0,28 Meter), so bildet die Bleiglanz-Bank und die Bank der Myophoria Raibliana einen sehr wichtigen Horizont, wie solches schon Sandberger gezeigt hat. Die beiden Schichten unterscheiden sich ziemlich scharf; die untere ist kalkiger Natur und umschliesst in Häufigkeit die Myophoria Raibliana; die obere ist ein harter, graulichweisser Dolomit, wel-

Digitized by Google

cher stets Bleiglanz enthält, auch Baryt, der oft als Versteinerungs-Mittel dient.

Bunte Mergel mit Gyps und Bänken von Steinmergel erscheinen unter analogen Verhältnissen, wie in dem tieferen Niveau. Letztere enthalten häufig Reste von Estheria und Fisch-Schuppen.

Der Schilfsandstein gleicht in hohem Grade in Korn, Lagerungs-Weise und Glimmer-Gehalt dem Lettenkohlen-Sandstein, unterscheidet sich jedoch von diesem der gelbbraun durch seine grünlichgraue Farbe. Er ist bekanntlich sehr geschätzt als Baustein und zu Bildhauer-Arbeiten; dem Paläontologen bietet er eine reiche Ausbeute an fossilen Pflanzen durch deren Schilderung sich Schenk grosse Verdienste erworben. Als die häufigsten sind wohl Equisetites arenacens und Pterophyllum Jaegeri zu bezeichnen.

Die bunten Mergel zwischen Schilfsandstein und Semionotus-Sandstein werden im Steigerwald durch das Fehlen des Gyps charakterisirt.

Der Semionotus-Sandstein gehört zu denjenigen Schichten des Keupers im Steigerwald, welche Nies noch keiner eingehenderen Untersuchung unterwerfen konnte und über die er sich weitere Mittheilungen vorbehält. Es fehlt hier namentlich an guten Aufschlüssen und herrscht eine ausserordentliche Verschiedenheit in der petrographischen Beschaffenheit der Sandstein-Lagen.

An seine interessante Schilderung der Keuper-Bildungen im Steigerwald reiht Nies noch eine kurze Parallelisirung mit den entsprechenden Formationen anderer Gegenden, nämlich zunächst im übrigen Franken, in Thüringen, Württemberg, in der Schweiz und in den Alpen, so wie in Frankreich.

Von den beiden Tafeln gibt die erste ein sehr lehrreiches und schön ausgeführtes Profil im Massstabe 1 : 800 vom Grenzdolomit aufwärts bis zum Semionotus-Sandstein, die zweite ein Bild des Hüttenheimer Gypsbruches. Die Ausstattung der Schrift von Fr. Nies ist sehr geschmackvoll. **G. Leonhard.**

Geologische Beschreibung der Umgebung von Lahr und Offenburg. (Sectionen Lahr und Offenburg der topographischen Karte des Grossherzogthums Baden.) Mit zwei geologischen Karten und zwei Profiltafeln. Carlsruhe. Ch. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung 1867. 4. S. 64.

Das vorliegende Heft ist das fünf und zwanzigste der von dem Handels-Ministerium herausgegebenen »Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Grossherzogthums Baden.« Die Untersuchung der Sectionen Lahr und Offenburg ist — im Auftrage des Handels-Ministeriums — von Professor Ph. Platz ausgeführt worden, welcher bereits vor zehn Jahren eine sehr gute geologische

Digitized by Google

Beschreibung des unteren Breisgaues herausgab und daher mit dem aufzunehmenden Gebiete durch seine früheren Wanderungen vertraut war.

Das von der Rheinebene, vom Kinzig- und Enzthal begrenzte Gebiet kann sich weder mit den gewaltigen Bergmassen, noch mit den Naturschönheiten, welche der Schwarzwald nördlich und südlich davon zeigt, messen; dagegen besitzt es durch die Mannigfaltigkeit der Gesteins-Formationen ein hohes geologisches Interesse.

Gneiss, welcher bekanntlich den Hauptstock des südlichen und mittleren Schwarzwaldes bildet, erstreckt sich auch über einen grossen Theil der Sectionen Lahr und Offenburg, deren östlicher Theil fast ausschliesslich von Gneiss eingenommen wird. Das Gestein erscheint in sehr verschiedenen Abänderungen, in den normal schieferigen, in glimmerreichen und glimmerarmen und porphyrartigen. Unter den Mineral-Vorkommnissen im Gneiss verdient das des Wollastonit im Bellenwald Erwähnung, welcher von Kalkspath, Diopsid, Hornblende und Prehnit begleitet wird. Der Gneiss ist das älteste Gestein. In seinem Bereiche findet sich bei Höfen im Schutterthal eine Serpentin-Masse, die ohne Zweifel aus der Umwandelung von Olivinfels hervorgegangen ist.

Granit tritt auf dem rechten Kinzig-Ufer, in der Nähe von Offenburg, auf, mit dem Gneiss in naher Verbindung stehend. Es ist derselbe grobkörnige Granit, welcher eine so ansehnliche Verbreitung im Schwarzwalde besitzt und von Fischer auch als »Schluchseegranit« bezeichnet wird. Ausserdem erscheint aber noch ein jüngerer, feinkörniger Granit, welcher sehr häufig in Kuppen und Stöcken den Gneiss und grobkörnigen Granit durchsetzt. Im Bereiche des grobkörnigen Granites treten in der Nähe von Offenburg Porphyre gangförmig auf. In grosser Ausdehnung aber finden sich jüngere Porphyre: sie gehören jenem gewaltigen Porphyrzuge an, dessen Eruption in die Zeit des Rothliegenden fällt. Schon von Ferne kündigen sie sich durch pittoreske, dom- und glockenförmige Berggestalten an, unter welchen namentlich der Geroldsecker Schlossberg Erwähnung verdient, welcher sich 300 Fuss über das umgebende Gneissplateau erhebt. Platz gibt eine sehr genaue Schilderung der petrographischen, chemischen und geologischen Verhältnisse der Porphyre. Mit Recht hebt er, was das Alter dieser Porphyre betrifft, hervor, dass solche lange vor Beginn der Triasperiode, sogar vor Ablagerung der obersten Schichten des Rothliegenden gebildet sind. Während in den nachbarlichen Sectionen Oppenau und Baden die Porphyre in nahen Verbindungen zum Rothliegenden stehen, ihr Empordringen unter gewaltigen Trümmer-Bildungen erfolgte, ist solches in der Gegend von Lahr nicht der Fall; wahrscheinlich fand das Emporsteigen mit grösserer Ruhe und ohne Wasserbedeckung statt.

Unter den Sedimentär-Formationen der vorliegenden Sectionen ist die Steinkohlen-Formation trotz ihrer geringen Ausdehnung die

Digitized by Google

interessanteste. Es sind zwei, durch Lagerung und paläontologische Verhältnisse wesentlich verschiedene Steinkohlen-Gebilde. Die Steinkohlen-Ablagerung von Diersburg und Berghaupten erscheint als ein schmaler Streifen zwischen Gneiss und Granit und besteht aus Schichten von Schiefer, Sandstein, Conglomerat und Anthracit. Diese wurden ursprünglich in einer Mulde abgesetzt, erlitten aber durch spätere Einwirkungen mannigfache Störungen; Verwerfungen Quetschungen, Biegungen der Lagen zeugen von einem gewaltigen andauernden Druck. Inmitten des Beckens entstand eine Senkung, in welcher die ganze Masse eingeklemmt wurde; dabei fanden auch chemische Umänderungen statt: die Kohle wurde ihres Bitumen-Gehaltes beraubt, die Schiefer in feldsteinähnliche Massen verwandelt. Den vorkommenden Pflanzenresten zufolge gehört die Formation von Diersburg und Berghaupten der untersten Region der productiven Steinkohle, der sog. Sigillarien-Zone an; die häufigste Pflanze ist Calamites cannaeformis. — Die zweite Steinkohlen-Ablagerung findet sich am Schlossberg bei Geroldseck; sie ist von jüngerem Alter. Gleichzeitig mit den Mulden von Oppenau und Baden existirte hier eine spärliche, aus Farnkräutern, Schafthalmen und Palmen bestehenden Vegetation, die bald durch Ueberschüttung mit grobem Trümmer-Material vernichtet wurde. Es konnten sich hier keine bauwürdigen Kohlenflötze bilden.

Die Formation des Rothliegenden besitzt nur geringe Verbreitung bei Geroldseck und am Rauhkasten. Platz nimmt an, dass in jener Periode ein grosser Theil der Gegend mit süssem Wasser bedeckt war, in welches Flüsse das Material zu den Schichten des Rothliegenden einschwemmten. Nach Ablagerung derselben erfolgte das Aufsteigen der (oben erwähnten) Porphyre.

Es trat nun eine langsame Senkung ein und durch diese bedeckte das Wasser den grössten Theil des Schwarzwaldes und es fand in der ganzen Gegend der Absatz der Schichten des Buntsandsteins statt; dieser bildet die zusammenhängende Masse des Plateaus zwischen Rheinthal und den Thälern der Schutter und Kinzig. Es ist besonders der untere Buntsandstein (Vogesensandstein) welcher den grösseren Theil des Gebietes zusammensetzt und dessen drei Unterabtheilungen sich auch hier, wie in anderen Gegenden des Schwarzwaldes unterscheiden lassen, nämlich: Tigersandstein; feinkörniger Bausandstein und Kieselsandstein mit Conglomerat-Bänken. Die der höheren Etage des Buntsandsteins angehörigen Schichten fehlen fast gänzlich auf dem Plateau; nur am Fusse des Gebirges in vereinzelten Ablagerungen erscheinen dieselben.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

Nr. 14. HEIDELBERGER 1868.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geologische Beschreibung von Lahr und Offenburg.

(Schluss.)

Sie werden durch grössere Feinheit des Korns, Reichthum an Glimmer wie anderwärts charakterisirt. Es erscheinen aber auffallender Weise die jüngeren Schichten des Buntsandsteins in weit tieferem Niveau als die älteren. Nach Ablagerung der letzteren, des sog. Vogesensandsteins erfolgte nämlich die Haupthebung des Schwarzwaldes, durch welche eine grosse Masse dieses Gebirges den Fluthen auf immer entrückt wurde. Der steile Abfall des westlichen Randes des Sandstein-Plateaus bezeichnet die Grenze dieser Hebung, also die ehemalige Grenze des durch die Hebung gebildeten Rheinthales. Nun setzte sich erst der obere Buntsandstein ab.

Am westlichen Ende des Sandstein-Plateaus tritt die Muschelkalk-Formation auf. Es ist namentlich deren unterstes Glied, der Wellenkalk, der in grösster Verbreitung und Mächtigkeit vorkommt; weniger entwickelt zeigt sich die Anhydrit-Gruppe, welche hauptsächlich durch dolomitische Gesteine repräsentirt wird und die dritte Etage, der Kalkstein von Friedrichshall erscheint nur in vereinzelten Partien, arm an Versteinerungen.

Während das oberste Glied der Trias-Formation, der Keuper in den Sectionen Lahr und Offenburg vermisst wird, sind am westlichen Gebirgsrande die Bänke des mittleren Jura in ansehnlicher Mächtigkeit abgelagert bis nördlich nach Burgheim. Sie stimmen in ihrer ganzen Entwickelung mit der des mittleren Schweizer-Jura überein. Nach Ablagerung des Rogensteins hob sich das Land bis zum Schönberg aus dem Meere, so dass die jüngeren Jura-Schichten fehlen.

Die Tertiär-Formationen sind nur durch ein Vorkommen vertreten; es sind dies die kalkigen Sandsteine vom Schutterlindenberg bei Dinglingen, welche völlig identisch mit den tertiären Kalksandsteinen des badischen Oberlandes. Nach Ablagerung dieser Gesteine hatte eine zweite Hebung statt, welche das Rheinthal über den Meeresspiegel versetzte. Gleichzeitig erfolgte der Durchbruch basaltischer Massen bei Mahlberg.

Die Quartär-Formationen werden durch die Diluvial-Bildungen der Seitenthäler vertreten, ganz besonders aber durch den Löss, welcher auf beiden Sectionen eine sehr bedeutende Rolle spielt, die

Digitized by Google

ganze Hügel-Region bis zu Höhen von 1000 Fuss bedeckend. Er ist das jüngste der Diluvial-Gebilde, nach dessen Absatz die kleineren Thäler in dessen Gebiet durch die gewöhnlichen Wirkungen der atmosphärischen Gewässer und Quellen entstanden.

G. Leonhard.

Die krystallinischen Felsgemengtheile nach ihren mineralogischen Eigenschaften, chemischen Bestandtheilen, Abarten, Umwandelungen, Associationen und Felsbildungsweisen. Für Mineralogen, Geognosten und Bergleute von Dr. Ferdinand Senft, Professor der Naturwissenschaften zu Eisenach. Mit verschiedenen Tabellen, in den Text gedruckten Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Berlin 1868. Verlag von Jul. Springer. Gr. 8. S. XL. und 749.

Der Verfasser geht von dem Grundsatze aus, dass hauptsächlich eine genaue Kenntniss derjenigen Mineral-Species, welche entweder die wesentlichen Gemengtheile der verschiedenen Felsarten bilden oder doch häufig und in Menge in solchen auftreten, nicht allein nach ihren mineralogischen Eigenschaften und chemischen Bestandtheilen, sondern auch — und zwar ganz besonders — nach allen ihren Zersetzungs- und Umwandelungs-Weisen nothwendig ist, wenn man über Bestand und Natur, ja über die ganze Entstehungs- und Entwickelungs-Geschichte, so wie über das Verhältniss der von ihnen gebildeten Felsarten zu den in und auf dem Erdkörper vorgehenden Veränderungen ein sicheres Urtheil erhalten will. In Folge dieser Ueberzeugung hat Professor Senft seit 1845 den »krystallinischen Felsgemengtheilen« sehr vielseitige und eingehende Studien gewidmet, als deren Resultat er nun sein gründliches Werk vorlegt. Dasselbe ist in zwei Hauptabschnitte getheilt.

In der ersten Abtheilung bespricht der Verfasser: 1) die Gemengtheile der Erdrindemassen im Allgemeinen. 2) Die Umwandlungen der Mineralien. 3) Die Vergesellschaftung oder Association der Mineralien, namentlich in Bezug auf die Zusammensetzung der Felsarten. 4) Die Aggregations-Weisen der Mineral-Associationen.

Die zweite Abtheilung enthält die specielle Beschreibung der krystallinischen Felsgemengtheile. Dieselbe beginnt mit der Uebersicht und Bestimmung der krystallinischen Felsgemengtheile; Senft bringt solche in drei Gruppen: die Anorganolithe, Organolithe und Hemiorganolithe. (Zu letzteren gehören Graphit, Anthracit, Ammoniaksalze): Die gewählte Reihenfolge der einzelnen Familien und Sippen deutet die Beziehungen an, in welchen sie zu einander stehen. Es erscheinen nämlich a) die Erze als das umzuwandelnde

Digitized by Google

Material aus welchem alle folgenden Familien entspringen können, und zwar: 1) die reinen Metalle als das Bildungsmittel der Schwefel-, Arsen- und Antimonerze; 2) die Schwefel-Arsenerze als die Bildungsmittel für Oxyde und Salze; 3) die Oxyde als die Grundlage der Salze. b) Das Wasser mit seinem Sauerstoff und seiner Kohlensäure als das einleitende und anregende Hülfsmittel für die Umwandelung aller Minerale. c) Die im Wasser löslichen Salze und Carbonate als die überall thätigen Umwandelungsstoffe oder als die Universal-Reagentien für alle folgenden Salzbildungen. d) Die Sulphate, Phosphate, Fluoride und Siliciolithe als das Material, aus welchem das Wasser mit den ihm gelösten Säuren und Salzen neue Mineralkörper schafft. —. Die specielle Beschreibung der einzelnen Gruppen und Arten der krystallinischen Felsgemengtheile bildet den Hauptgegenstand vorliegenden Werkes (S. 126—749) und enthält einen reichen Schatz gesammelter Beobachtungen und daraus gezogener Folgerungen.

Am Schlusse des ersten Abschnittes findet sich eine übersichtliche Bestimmungstafel aller der in diesem Buche beschriebenen Mineral-Gruppen und ebenso im zweiten Abschnitte nach der allgemeinen Charakteristik einer jeder dieser Gruppen eine Bestimmungs-Tafel der zu jeder derselben gehörigen Mineralarten; jedenfalls eine praktische und nützliche Beigabe für den im Bestimmen von Mineralien weniger Geübten.

Vorliegende Schrift von Professor Senft füllt in der mineralogen Literatur eine wesentliche Lücke aus, denn wir besassen bisher noch kein Werk, welches sich so eingehend und gründlich mit den für die Bildung der krystallinischen Erdrindemassen wichtigen Mineralien, deren Umwandelungs- und Vergesellschafts-Weisen beschäftigt und solche in allen ihren Beziehungen zur Felsbildung und Veränderung der Erdrinde in so klarer und umfassender Weise betrachtet. **G. Leonhard.**

Geologische Elemente enthaltend einen idealen Erddurchschnitt, sowie die Geschichte der Erde nach den fünf geologischen Entwickelungs-Perioden mit genauer Angabe der Eruptionen, Systeme und Formationen, Charakteristik der Systeme und Verzeichniss der organischen Ueberreste (Versteinerungen). Für Schulen und zum Selbstunterricht zusammengestellt von Wilh. Neidig. Heidelberg. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung 1868.

Der Titel vorliegender »geologischer Elemente« deutet bereits an was dieselben Alles auf einer einzigen Tafel bieten. Die obere Hälfte zeigt einen idealen Durchschnitt der Erde, die gegenseitigen Beziehungen und Lagerungs-Verhältnisse der sedimentären und

Digitized by Google

eruptiven Formationen in anschaulicher Weise. Die untere Hälfte der Tafel ist in sechs Columnen getheilt. Die erste schildert die fünf geologischen Perioden mit wenigen, treffenden Worten; die zweite gibt eine Uebersicht der Eruptions-Epochen der krystallinischen Gesteine, die dritte und vierte die allgemeine und specielle Eintheilung der Sedimentär-Formationen; auf der fünften Columne findet sich eine pälaontologische kurze Skizze einer jeden Sedimentär-Formation und die sechste endlich enthält eine Anzahl Abbildungen der wichtigsten Leitfossilien, so gut als es der bescheidene Raum eben gestattet. — Die Anordnung des Ganzen ist eine übersichtliche und belehrende; wir können daher Neidigs geologische Elemente auf das beste empfehlen. **G. Leonhard.**

Die Geschichte der Aesthetik in Deutschland von Hermann Lotze. München. Cotta'sche Buchhandlung 1868.

Nachdem sich Lotze in seinem Mikrokosmus zu endgültigen und philosophisch abschliessenden Gedanken emporgeschwungen, durften wir erwarten, dass er für die Aesthetik einen grösseren Beitrag hinsichtlich seiner Grundanschauungen liefern würde, während wir einen solchen bezüglich des ethischen Problems wohl noch zu hoffen haben. Die von der Commission der königlichen Akademie der Wissenschaften in München ergehende Aufforderung zu einem geschichtlichen Beitrag für das auf Veranlassung des Königs Maximilian entstandene historische Unternehmen, boten dem Verfasser Gelegenheit seine Ansichten kritisch an der geschichtlichen Darstellung unserer deutschen Aesthetik zu äussern. Die Art dieses Entwicklungsganges führte für den Verfasser den nicht unwichtigen Umstand herbei, dass er gleichzeitig einige Seitenblicke auf den Verlauf der neusten Spekulation überhaupt werfen durfte, was um so wichtiger erscheint, als uns der Verfasser (mit Ausnahme dessen, was er zerstreut an verschiedenen Orten niedergelegt, und was wir in Vorlesungen bereits von ihm hierüber hörten) bisher nichts besonderes im geschichtlichen Zusammenhange vorgetragen. Dass der Verfasser hinsichtlich der Geschichte der deutschen Aesthetik und ästhetischen Theorien vornehmlich die speculativen und philosophirenden Geister berücksichtigte, um an ihren Grundanschauungen diesen geschichtlichen Verlauf ästhetischer Ansichten zu schildern, scheint uns hierdurch allein erklärlich. Entwickelt uns der erste Theil die Geschichte der allgemeinen Standpunkte, so werfen wir im zweiten einen Blick in die Geschichte der einzelnen ästhetischen Grundbegriffe, und werden hiermit zugleich in die Zergliederung der psychologischen Grundbedingungen geführt, aus denen sich die verschiedenen Schönheitseindrücke ergeben. Endlich der

Digitized by Google

dritte Theil handelt von der Geschichte der Kunsttheorien und den einzelnen Künsten. Versuchen wir es in flüchtigen Contouren ein Bild des ersten Buches zu entwerfen. —

Der Verfasser beginnt mit Baumgarten, der im Jahre 1759 seine Aesthetica veröffentlichte, und mit dieser Schrift die Gefühlslehre unter die Wissenschaften einführte. Diese Einführung ist um so bedeutungsvoller, als sie unter dem Einfluss leibnitzischer Anschauungen unternommen wurde, die in psychologischer Hinsicht einer sog. Gefühls- und Empfindungslehre wenig zu statten kamen. War das Gefühl nach eben diesen Anschauungen bekanntlich nur ein verworrenes und unlauteres Denken und Begreifen, so ist leicht einzusehen, wie sehr die Gefühlslehre zu kämpfen und sich zu entschuldigen hatte, um sich den anderen Wissenschaften ebenbürtig zur Seite zu stellen. Verkannte somit die Aesthetik anfänglich ihre Stellung und ihren Inhalt, war sie noch blöden Auges für die mannigfaltigen ästhetischen Eindrücke, so lag doch in ihr schon ein richtiger Instinkt für den Rückblick in das Paradies der Kunst. Diesen Instinkt hob bekanntlich Johannes Winkelmann für die deutsche Aesthetik zum vollen Bewusstsein. Dieser archäologisch tief gebildete Geist, der so beredt hinwies auf den feinen Kunstsinn der Alten, der mit Begeisterung die Schönheiten einer Laokoongruppe und eines belvederischen Apoll zu zergliedern und zu schildern wusste, wurde damit in der That der erziehende und bildende Geist, und im wahren Sinne des Wortes der Erzieher des erwachenden deutschen Schönheitssinnes. Doch ein andrer Lehrer von noch tieferer Begabung sollte dem erstarkenden Kunstsinn der Deutschen als Genius zur Seite treten. Es war Lessing. Der Verf. geht leider etwas kurz über die so tief eingreifenden Studien dieses Kunsthelden hinweg, nur die Summe ziehend, die Lessing zu ziehen nicht unternommen. Mit Recht betont hier Lotze, dass die scharfen Worte Lessing's: »Nur das Vollkommenste gefällt dem Edelsten, der Dichter aber will dem Edelsten gefallen«, entscheidend gegen Herbart und diejenigen sprechen, welche mit prävalirender Betonung den Werth eines Kunstwerks auf seinen harmonischen und formschönen Eindruck zurückführen. —

Was Lessing und Winkelmann für die Erziehung deutschen Schönheitssinnes begonnen hatten, sollte durch das Feuer der kantischen Kritik der Urtheilskraft sehr bald zu weiterer Reife gedeihen. Wurde durch Kant der Widerspruch gelöst, der sich durch die wissenschaftlichen Behauptungen Lockes und Humes zwischen »Leben und Wissenschaft« aufgethürmt, war er zugleich bemüht das Räthsel der Ethik in der Kritik der praktischen Vernunft zu lösen, so suchte er endlich in der Kritik der Urtheilskraft jene Kluft zu überbrücken, die er künstlich selbst geschaffen zwischen theoretischer Vernunft und praktischen Forderungen. Hier das unmittelbare Bewusstsein und die Gewissheit individueller mo-

Digitized by Google

ralischer Freiheit des Handelns, dort die eisernen ewig gültigen und alle Freiheit scheinbar ausschliessenden Gesetze der Naturnothwendigkeit. So ist es denn schliesslich der allgemeinn Sinn für Schönheit, und das unsägliche namenlose, nicht mehr durch Verstandesgesetze beweisbare, aber um so unmittelbarer und verständnissinniger wirkende Gefühl für die erhabene Weltordnung, das jedem einzelnen individuell zukommend, die individuelle Freiheit mit den ewig geltenden Naturgesetzen zugleich ausgleicht, und diese Gegensätze zu vereinigen strebt. Bei richtiger Auffassung werden im Hinblick dieser grossartigen Grundanschauung, die kritischen Urtheile Kants über Schönheit, so interpretirbar sie im einzelnen zu sein scheinen, doch für ewig wahr und mustergültig bleiben. Nur das Wichtigste gestattet mir der Raum hier hervorzuheben. Kant wollte das affizirend Reizbare, in diesem Sinne das den Sinnen Angenehme, loslösen vom interesselosen Schönen. Das Reizbare errege uns nur flüchtig und momentan, es bleibe in der Apperzeption nicht haften, und somit durch das Gedächtniss nicht reconstruirbar, anders das Schöne, dasselbe werde leicht begriffen und bleibe in der Erinnerung ewig lebhaft. Angenehm kann daher dies und das an einem Gegenstande sein, es kann von diesem und jenem individuell verschieden empfunden werden, schön wird indessen ein Gegenstand nur dann sein, wenn seine überwiegenden Vorzüge uns auffordern und gleichsam zwingen sie zu einem schönen Totaleindruck zu vereinigen. — Dass hierbei der Eindruck nicht von der Empfindung des Wohlgefallens losgelöst werden kann, bleibt psychologisch selbstverständlich, und es scheint uns nur ein müssiger Streit zu sein, ob Kant hinsichtlich seiner Meinung mit dem sogenannten Interesse, das er als interessantes, reizvolles und piquantes vom Eindruck des Schönen fern gehalten wissen wollte, auch das Wohlgefühl und die erhebende Lust überhaupt nicht anerkannt habe. Kant unterscheidet ferner zwischen freier und anhängender Schönheit. Frei nennt er diejenige Schönheit, die ohne jegliche Erklärung oder Hinweis des Nützlichen durch die unmittelbar einzusehende Gliederung ihrer rhythmischen Verhältnisse gefällt. Wem fielen hierbei nicht sogleich die so lieblich auf Blumen und Landschaften ausgestreuten Zeichnungen, Stimmungen und Farbenverhältnisse ein, wer dächte nicht vornehmlich an die wortlose und doch so verständnissinnige Musik mit ihrem melodischen Schwung und ihrem rhythmischen Fluss. Eine angehängte Schönheit besitzen ihm dagegen diejenigen Kunstleistungen, die zugleich einem nützlich erkennbaren Zweck dienen, also die Produkte der Baukunst, die Ornamentik etc. Auch hinsichtlich dieser Unterschiede erscheint es uns als müssiger Streit, wollte man die Frage aufwerfen: Ob die Plastik mit ihren nachbildlichen Schöpfungen der menschlichen Gestalt, durch Art und Bedeutung ihrer Anregungen, und durch das Interesse ihrer Ein-

Digitized by Google

drücke die Stufe freier und reiner Schönheit im Sinne Kant's erreichen könne. Obwohl sich im Sinne Kant's keine Schönheit wahrhaft erhaben, frei und vollkommen erreichen lässt, wo sinnliche Reize das Urtheil beeinflussen und bestimmen, so wird doch an und für sich die absolute Lösung von diesen psychologisch niemals verlangt werden können, und dieses um so weniger, je berechtigter ein sinnliches Interesse auftritt, und je weniger kleinlich und entwürdigend es überhaupt gefühlt und empfunden wird. Nur die kleinlichen dem Dienste reiner Selbsterhaltung und ihrem sinnlichen Triebe und Genusse gewidmeten Interessen wollte Kant für das Urtheil des Schönen nicht gelten lassen, und nicht das sinnlich Angenehme überhaupt, sondern in diesem Sinne nur das sündhaft Reizbare, das Egoistische und Piquante wollte er entschieden davon ausschliessen. —

Die Frage, ob Kant mehr den Inhalt oder mehr die Form betont, wird leicht verschieden beurtheilt werden können. Der Verfasser findet das letztere, Zimmermann umgekehrt, glaubt, dass Kant den Inhalt zu sehr gegen die Berechtigung der Form hervorgehoben. Es entbrennt hier der Streit über die durch die herbartische Abstraktion entstandene Frage zwischen Lotze und Zimmermann, ob der reine Formenzusammenklang, d. h. die Harmonie der elemantaren Kräfte an sich schon schön zu nennen sei, sobald dieselbe überhaupt nur zur Vorstelluug und Erkenntniss gelangt, oder ob nur erst das Maass der Seelenstimmung im Gefühl, das mitten in dieses harmonische Spiel gestellt ist, dieses endgültige Urtheil aus tieferen Gründen zu fällen im Stande sei. Auf diesen psychologisch zu beweisenden Satz, auf den Lotze im Folgenden bei Herbart wiederum znrückkommt, stützt sich zugleich das berechtigte Lob das der Verfasser der kantischen Klarheit zu Theil werden lässt, indem er ein Hauptverdienst der Kritik dieses eminenten Geistes erblickt, auf die berechtigte Subjektivität des ästhetischen Genusses hingewiesen zu haben. Wenn Zimmermann hinsichtlich eben dieser Subjectivität behauptet, dass mit dieser Grundansicht der Weg zu jenen Ausartungen geebnet wurde, welche das Schönheitsgefühl endlich nur noch in der Anbetung des eigenen Ich wahrhaft zu finden glaubte, und dass nur desshalb noch die Dinge ausser uns als schön erschienen, weil sie ihren harmonischen Formenschein nur erst rückwärts als Widerschein aus der Seele empfingen, so tritt der Verf. ihm mit Recht entgegen; denn nicht dieses war die Ansicht Kant's, in Wahrheit ist für Kant doch nicht die Harmonie der inneren Seelenkräfte das Schöne selbst; schön ist für ihn nur der äussere Gegenstand, doch aber nur deshalb, weil er auf ein Inneres passt, das er verwandtschaftlich berührt. Nicht also die Objekte in ihren harmonischen Consonanzen und zusammenklingenden Gliederungen, versetzen uns vollkommen in das wunderbare Gefühl der Schönheit, auch nicht die

Digitized by Google

inneren Seelenbewegungen für sich allein sind dies im Stande zu leisten, sondern nur erst die Vereinigung der äusseren Formenharmonie mit der innerlich tiefer dafür interessirten und ergriffenen Seele erklären uns das eigentliche Geheimniss. Nur erst der innere und äussere Formenzusammenklang der Verwandtschaftliches auf auf Verwandtschaftliches ganz im Sinne unseres Leibnitz treffen lässt, macht uns die Welt schön erscheinen. So sagt der Verf. hier trefflich und schön: ..... »dass die Wirklickkeit im Grossen dazu angethan ist, um solches Zusammentreffen möglich zu machen, dass das Gefüge der Welt, der Empfänglichkeit des Geistes entspricht, dass die Verknüpfungen der Dinge in Formen geschehen, deren Eindruck die Thätigkeit der Seele zu harmonischer Ausübung anregt. Dieses grosse Füreinandersein von Welt und Geist, ist die grosse Thatsache, die wir im Gefühl der Schönheit geniessen.

So interpretirbar nun die Ausdrücke und Wendungen Kant's über das Schöne im Einzelnen sind, seine allgemeine Grundanschauung, die unser ästhetisches Nachdenken auf eine erhabene Weltordnung hinleitet, wird unvergänglich bleiben. —

Wir treten nun in eine reifere Zeit der Aesthetik, in welcher die durch Kant festgestellten Sätze, theils fortgebildet, theils umgebildet werden. Von den Fortbildnern führt uns der Verfasser nur die Gruppe von Herder und Schiller vor. Von dem Umbildnern tritt uns vornehmlich Schelling entgegen, mit ihm tritt Hegel auf, dessen Gedanken, bezüglich der Aesthetik viel Glück machend, von der dialektisch-ästhetischen Schule vertreten werden, die sich in der theistisch gefassten Schönheitslehre Weisse's abschliesst. Verweilen wir erst noch einige Augenblicke bei Herder. Derselbe war keineswegs von der kühlen Reflexion mit der ihm Kant das Schöne behandelt zu haben schien, befriedigt. Das Angenehme und Beseligende, das Kant ihm vom Eindruck des Schönen zu sehr gesondert zu haben schien, sucht er wieder in die Aesthetik einzuführen. Mit Recht sieht hier der Verfasser ein Missverständniss; denn nicht das Angenehme als erhebende Lust wollte Kant schlechthin beseitigen, er hätte denn das Gefühl überhaupt beseitigen wollen. Ist Herder hinsichtlich seiner Polemik gegen Kant selten im Recht, so wirkt er durch seine kritischen Ausführungen für die kantischen Lehrsätze vielmehr fortbildend. — Er stellt in seiner Kalligone den Satz auf: alle Schönheit sei ausdrückend, und führt an einer schönsinnig durcharbeiteten Reihe von Beispielen diesen Satz näher durch. In der That, behauptet der Verfasser, deuten wir den Satz so, dass alle Schönheit symbolisch sei, indem jeder Eindruck für uns selbst im Gefühl etwas bedeute, so hat dieser Satz psychologisch seine gewisse Berechtigung. Beispielsweise erinnert der Verfasser an den Begriff der Symmetrie, nicht dadurch z. B. wirke die Symmetrie ästhetisch, dass sie uns eine zur Ein-

Digitized by Google

heit wohlgefügte Mannigfaltigkeit darstellt, sondern nur dadurch, dass wir beim Anschauen derselben, vorstellend gleichzeitig an die Bewegungen denken, die hier rhythmisch durchgeführt sind, so dass wir in diesem Ebenmass der Gliederung an die Vorstellung des Gleichgewichts denken, und uns unbewusst in das Gefühl der hier bezüglichen Kräfte hineinvertetzen, die an dieser Ordnung geniessbaren Antheil haben. Alle statischen und mechanischen Anschauungen von Gleichgewicht und Bewegungen werden dieses ästhetische Interesse erregen, und nur dadurch werden wir über Zeichnung und Lagegliederung einzelner Theile ästhetisch urtheilen, sobald wir die hierin angeschauten Schwungformen zwischen Ruhe und Bewegung den Dingen gewissermassen nachfühlen. Kein Kunstgegenstand, kein Eindruck überhaupt geht an uns vorüber, der nicht Anklänge erregte und Anregung zu Associationen und Erinnerungen lieferte, die ihm nur erst die echt ästhetische Bedeutung als tieferen Hintergrund geben, auf dem sich der äussere Eindruck hin und her bewegt. — Der Raum gestattet uns hier nicht auf diese psychologisch werthvollen Gedanken näher einzugehen, und muss es genügen nur vorübergehend hierauf hingewiesen zu haben.

Wenden wir uns nun zu der Kritik Hegels und Herbarts. Es sind diese Abschnitte die hervorragendsten und glanzvollsten der vorliegenden Kritik und Darstellung. Es ist bekannt, wie scharf der Verfasser in das Geheimniss der hegelschen Dialektik einzudringen verstand, und wie fein er die psychologischen Thatsachen zu erörtern gewusst, welche das Getriebe der dialektischen Maschine in Bewegung setzen. Der Verfasser geht bei dieser Gelegenheit auf die von ihm mehrfach geschilderten Irrthümer der altklassischen Philosophen ein, er wendet sich besonders gegen den Theaetet und die hier niedergelegte falsche Ansicht Platons bezüglich der Empfindungstheorie des Protagoras, von welcher er sagt, dass sie schon damals die Ergebnisse unserer modernen Physiologie antecipirt habe, und kommt hierbei zu dem Schluss: »dass seit der Ausbildung der Naturwissenschaften und ihres vorzüglichsten Werkzeugs der Analysis des Unendlichen, Niemand mehr zweifelt, dass eine und dieselbe mathematische Wahrheit die Verhältnisse des stetig Veränderlichen ebenso sicher wie die des ewig Dauernden beherrsche; während das Alterthum Erkenntniss nur möglich glaubte, wo feste, gegeneinander beziehungsarme Begriffe, jeder sein Gebiet in dauernden Gestaltungen beherrschen, findet die Gegenwart eine lohnende Erkenntniss erst in der Erforschung der Gesetze, die das Veränderliche durchziehen und die Form seiner Veränderung bestimmen.«

Bezüglich der erwähnten Erkenntnisstheorie dürfen wir freilich hinzusetzen: Dass sich Platon doch nicht nur gegen den ewigen Fluss der Dinge und Gedanken und somit gegen die heraklitische Anschauung erhoben, sondern zugleich und vor allem gegen die

Digitized by Google

Sophisten, welche nur bis zum gewissen Grade die Empfindungserkenntniss leugneten, vor allem aber aus Skepticismus gegen alle endgültige Erklärung in Gegengründen zu protestiren suchten. Aus dieser Erkenntnisscalamität so zu sagen herauszukommen, suchte Platon bekanntlich die Ideen, um die Bedeutungen zu fixiren, und die ewige Gültigkeit einer ewig feststehenden Wahrheit zu betonen. — Geben uns nun die Ideen als feste Begriffe und fixirte Gedanken auch immer einen ebenso fixen sich ewig selbst gleichen Massstab für alles Wirkliche und um uns her Vorgehende ab, so können sie freilich niemals wie Hegel es wollte als solche mit dem realen Impuls der wirklichen Weltunruhe verwechselt und identifizirt werden, es bleiben ja eben diese Begriffe doch nur Massstäbe, abgesehen von diesen bedeuten sie niemals etwas Wirkliches und sind in diesem Sinne eben nichts weiter wie Symbole und Zeichen. Hegel indessen glaubte in diesen begrifflichen Massverhältnissen die realen Wellenschläge des Universums erfassen zu können, und getragen von ihnen glaubte er auf diesen Wogen die Details des ganzen Weltalls umkreisen zu können. Nun lehrt die Kritik, dass das sogen. Denken nicht so unmittelbar erkennend und urtheilend in das unruhige Getriebe des Universums eingreift, dass wir nur zu denken hätten, um in diesem Sinne auch die geheimnissvollen Fäden des Weltzusammenhangs sogleich zu erfassen. Vielmehr verhält sich unser Denkvermögen gleichsam wie ein Spiegel, in dem wir oft nur schwierig den bestimmten Zusammenhang gewisser Verhältnisse der Wirklichkeit auffangen und ergründen. So sind wir nicht selten gezwungen durch ein fortwährendes Vergleichen, Experimentiren, Verändern und Verbessern unserer Vorstellungen, der Wahrheit nur erst annähernd beizukommen, um sie endlich mühsam zu gewinnen. Diese Methode des fortwährenden Sichselbstverbesserns hat Hegel für die wirklich das Universum schaffende und bildende Urkraft gehalten. — Der Zauber den diese Methode hinter der der weltschöpferische Weltgeist geglaubt wurde, auf die Gemüther üben konnte, liegt nun merkwürdigerweise darin, dass jenes Verbessern als begriffliche Selbstcorrektur, wenn es cum grano salis dem Faden des logischen Erkennens folgt, mit solchen Deutungen zusammentrifft, welche dem Oberflächlichen den Schein erzeugen, als seien die zur Correktur auffordernden begrifflichen Setzungen, die sich als endgültiges Postulat noch als ungenügend erweisen, die somit aufzuheben sind, um der letzten endgültigen Wahrheit näher zu treten, auch die sich selbst setzenden Triebe der weltschaffenden Kraft, oder als seien die übertriebenen und auf die Spitze getriebenen Standpunkte die wieder verlassen werden müssen, um die Wahrheit zu erkennen (und die von der Methode stufenweis aufgesucht werden) die treibenden Veranlassungen der Weltbewegung. Ueberall wohin sich die Hegel'sche Methode wandte, konnte sie in ihren Trichotomieen die Physiognomie bestimmter Gliederungen in

Digitized by Google

der Wirklichkeit umklammern, d. h. ihre richtigen Formen vorerst künstlich nach beiden Seiten übertreiben und verzerren, um sie durch einen Akt poetischer Gerechtigkeit in dritter Stufe wieder zur Wahrheit zusammenfliessen zu lassen. Mit Recht sagt der Verf.: »Die Zeit hat über diese Theorie gerichtet.« Es liegt auf der Hand, dass diese Methode viele Nachtheile für die wahre Erkenntniss mit sich gebracht hat, nicht sowohl für die Naturbetrachtung, wo sie in ihren Deutungen häufig mit homerischem Gelächter begrüsst wurde, auch für die Aesthetik wurde, wie auch Lotze nicht zu erwähnen vergisst, die Aufmerksamkeit von dem Hauptwerth eines Gegenstandes häufig abgezogen, um ihn nur im Zusammenhang der Gesammtdeutung (wenn auch verzerrt) einordnen zu können. — Wir übergehen hier die einzelnen Urtheile des Verfassers über die Hegel'sche Kunstkritik und wenden uns zu Herbart, mit welchem die geschichtliche Uebersicht der allgemeinen Standpunkte abschliesst. — Mit Herbart beginnt für die Aesthetik ein neues Leben. Hatte der Idealismus durch die übertriebene Höhe seiner Gesichtspunkte Alles, im gewissen Sinne selbst das Unscheinbare und Hässliche verschönert, konnte ihm keine Form innerhalb des Weltalls als unnütz und überflüssig erscheinen, so hatte er um so weniger ein Recht hierzu, als er das Wesen der Dissonanz und des Hässlichen überhaupt im Verhältniss zum Schönen, bisher gar keiner psychologischen Zergliederung unterzogen hatte. Und in der That, wie sollen wir dazu kommen das Wesen der Dissonanz, das alle Weltordnung im echt ästhetischen Sinne so häufig zu stören oder doch zu beeinträchtigen scheint, wahrhaft zu begreifen, sobald wir uns auf induktivem Wege nicht eben klar machen, wodurch sich Störungen psychologisch überhaupt geltend machen. Nur die Einzeluntersuchungen können uns nach allen Seiten hin ausgedehnt hierüber aufklären, und nur auf experimentellem Wege, wird über das ästhetisch Wirksame und Störende sich ein zusammenfassendes, endgültiges Ergebniss gewinnen lassen. Auf diesen Weg hat Herbart mit Entschiedenheit hingewiesen. So sehen wir die Tendenz Herbarts sich vornehmlich gegen die Methode des Idealismus wenden. Indessen so berechtigt diese Tendenz ist, so wenig eignet sich die abstrakte metaphysische Grundanschauung Herbarts zu einer vollkommnen Würdigung und Kritik des ästhetischen Eindrucks und Urtheils. Führt uns doch die abstrakte Ansicht Herbarts bekanntlich dahin, das unmittelbare Gefühl nicht eben als ein solches Unmittelbares, sondern nur erst als etwas Mittelbares und hinterher Entstehendes anzusehen. In der That lässt Herbart aus den Verknüpfungen und Verbindungen abstrakter Vorstellungen als sog. Selbsterhaltungen der Seele ganz ebenso beiläufig Gefühle und Empfindungen entstehen, wie man sich wohl physiologisch versucht fühlt innerhalb blosser Nervenschwingungen Empfindungen zu constatiren. An dieser psychologischen Analyse

Digitized by Google

setzt sich Lotze gegen Herbart mit demselben Scharfsinn auseinander, mit dem er die Methode Hegels auf ihre Irrthümer zurückführte. Wie es keinem Physiker jemals gelingen kann aus dem blossen Zusammenwirken von rein äusseren Kräften ein rein innerliches dem Gefühl Aehnliches zu erzeugen, und sich (um ein Beispiel zu gebrauchen) aus dem Zusammenstoss leerer Eisenbahnwagen, keine schmerzhaften Arm- und Beinbrüche deduziren lassen, wenn nicht etwa schmerzempfindliche Menschen darinnen gedacht werden, so auch im Vorstellungsapparat des Gehirns, es werden sich nicht aus Nervenerregungen und Schwingungen der Nervenmoleküle als solche, Gefühle entwickeln, wenn kein fühlbares Wesen dahinter gedacht wird, das sie erst thatsächlich empfindet. Endlich in ganz derselben Weise Herbart: kennt Herbart nur Vorstellungen (als sog. Selbsterhaltungen der Seele), sollen sich zwischen eben diesen Vorstellungen (indem sie sich streiten, klemmen und fördern etc.) Gefühle und Empfindungen erzeugen, so versucht er umgekehrt in gewissem Sinne wie der Physiker nichts weniger, als aus der Reibung von Buchstaben Wärme zu produciren. Nicht zu verwundern ist es daher, wenn Herbart hinsichtlich eines solchen Gesichtspunktes, auch den Schönheitseindruck nur an dem Mass purer Vorstellungsharmonie misst, und somit die kühle objektive Formenerkenntniss betonend, alle weiteren sich daran schliessenden oder gleichzeitig auftretenden Gefühle so viel wie möglich auszuschliessen sucht. Hiergegen wendet sich Lotze. Diesen Vorzug rein formaler Erkenntniss will er nicht gelten lassen, umgekehrt vielmehr, sieht er alle vollendete Formenerkenntniss im ästhetischen Eindruck als ein Produkt aus den Faktoren gleichzeitig auftretender Gefühle an. Wir finden hiernach die Polemik gegen Zimmermann erklärlich, gegen welchen sich der Verfasser schliesslich wendet, weil er der idealistischen Aesthetik vorwirft, dass sie sich nicht begnüge damit, dass Schönheit sei, sondern ein Gefühl zugleich instinktiv hinzufügt mit Frage und Antwort: warum. Mit diesem tieferen, echt ästhetischen Gefühl, gefällt freilich die schöne Form nicht mehr durch die kühle Einsicht in die Harmonie unserer Vorstellungen und Formen, sondern nur erst durch das unmittelbare, und nur in der Seele lebendige Interesse, das mit ihm Gefühl und Sinn für die Nothwendigkeit einer Verträglichkeit der Dinge hinsichtlich ihrer Aeusserungen und Bewegungen innerhalb einer sittlichen Weltordnung verbindet. Und in der That kann die Schönheitslehre, wie auch der Verf. trefflich ausspricht, nur künstlich von dieser Anschauung getrennt werden; denn nicht damit können wir uns begnügen, dass wir gewisse harmonische, wohlverknüpfte, äussere Formen, consonirende Nervenerregungen und Vorstellungsharmonieen vorfinden, die uns beiläufig im Gefühle und im Gemüth bewegen, sondern eben dieses unmittelbar angeregte Gemüth liefert erst den Beweggrund jenes echt

Digitized by Google

ästhetischen Interesses, das sich in sittlicher Beziehung so wunderbar an die ästhetischen Formen für uns knüpft, und ihnen damit nur erst unmittelbaren Werth verleiht. Nur zu einem hohlen, todten Anschauen zu einem blossen Sinnenkitzel würden allerdings Künste und Kunstformen herabsinken, besässen wir nicht jenes instinktive Gefühl als Verständniss für die Bedeutung dessen, was diese Formen für uns und die Welt überhaupt sollen und wollen. Dass aber derjenige, der sich dieser Bedeutung in seinem Gemüth bewusst ist, fürendlich doppelten Kunstgenuss empfindet, ist gewiss der sicherste Beweis für die Wahrheit dieses Ausspruchs. So sehen wir zum Schluss der allgemeinen Uebersicht und Kritik ästhetischer Gesichtspunkte den Verfasser festhalten an der berechtigten Gleichbetheiligung der Ideen vom Guten und Schönen, von Gefühl und Aeusserung bei der Betrachtung der Dinge; der menschliche, und nur dem Menschen zukommende, kritische Wissenstrieb, scheint ihm offenbar dazu geschaffen, die im Leben so oft streitenden Kräfte und Parteien zu versöhnen in der kritischen Aufweisung einer schönen und verträglichen Weltordnung in Natur und Kunst, als Forderung für das ganze Leben und Dasein überhaupt. Dieses war auch im Grunde die allgemeine Anschauung Kant's. —

Der zweite Theil des Werkes beschäftigt sich, wie angedeutet, mit der Geschichte der ästhetischen Grundbegriffe, und kritisirt gleichzeitig die psychischen Principien des ästhetischen Eindrucks. Das Bedeutsamste hiervon sei hier noch kurz erörtert. Der Vert. beschäftigt sich vorerst mit dem ästhetisch Wirksamen überhaupt. Was nennen wir überhaupt schön, was ist im Grunde das, was wir unter Schönheit verstehen. Ferner giebt es nur eine Schönheit dem Grade nach, die sich in allen Formen ewig gleich bleibt, oder giebt es verschiedene Gradabstufungen des Schönen? In der That, sagt der Verf., zergliedern wir scharf unsere Empfänglichkeit für Eindrücke überhaupt, beschränken wir die Aesthetik nicht nur auf bestimmte und künstlich isolirte Formen von Auffassungen, sondern fassen wir einfach die Aesthetik als eine Gefühls- und Eindruckslehre überhaupt auf, so ergiebt sich, dass Schönheit nur eine Sammelnahme bestimmter aber dem Grade und der Individualität nach mannigfacher Empfindungen und Gefühle ist. Ist die Lehre der Aesthetik somit im Allgemeinen richtig die Lehre von den Gefühlen, so muss sie im Grunde auch alle Schattirungen, Nüanzirungen und Contrastirungen von Gefühlen in sich dulden und gelten lassen, d. h. sie muss über alle ein bestimmtes Urtheil besitzen, um sie positiv oder negativ für einen Gesammteindruck ihrem Werthe nach einzeln berechnen zu können. Diese weitgehende Auffassung schliesst somit, was wichtig ist, die rein sinnlichen Gefühle in ihren eigenthümlichen Schattirungen von der Aesthetik und ästhetischen Beurtheilung nicht aus. Kommen also

Digitized by Google

die Gefühle des sinnlichen sensitiven Wohl oder Wehe mit zur Betrachtung, so werden zugleich diejenigen Gefühle ihre Stellung beanspruchen, welche sich aus den Bewegungen der Dinge, aus den Aeusserungen und dem Betragen der Einzelnen herleiten, um sich als sittlich gefühlte Billigung und Missbilligung geltend zu machen. Die Stufenleiter aller dieser Gefühle bildet gleichsam den allgemeinen Werthmesser für den Massstab des geschmackvollen Eindrucks. Der Verfasser unterscheidet nun nach dieser vorgehenden allgemeinen Erörterung verschiedene Abschnitte psychologischer Untersuchung des Eindrucks. Der erste erforscht die somatischen, körperlichen Einflüsse, die als Förderungen und Anregungen, im Ausschluss bestimmter Hemmungen und Depressionen, vorhanden sein müssen, um jene Annehmlichkeit und jene seelische Erhebung einzuleiten, die als allgemeine Grundlage jeden Schönheitseindruck begleitet. Der zweite Abschnitt untersucht die Bedingungen des psychischen Vorstellungsmechanismus in ihren Verhältnissen der Assoziationen, im Ausschluss der Störungen, welche das behagliche Formenspiel der Vorstellungen zu übersichtlichen Bildern und Anschauungen gruppiren machen. Endlich der dritte beschäftigt sich mit dem Massstab als unmittelbaren Werthmesser, der als letztgültiges Interesse spezifisch in der Seele gelegen, in diesem Sinne, bestimmte Anschauungen Bilder und Vorstellungseindrücke bevorzugt resp. verabscheut, um damit ein unmittelbares Urtheil und Verständniss zu bekunden, für das was als Form in der Welt überhaupt sein soll und muss. — Die hierauf folgenden Capitel, welche sich mit ihren Ausführungen wesentlich auf die, in den vorhergehenden Abschnitten erörterten Grundbegriffe stützen, behandeln als Schönheiten der Reflexion, den Eindruck des Erhabenen, Komischen und Lächerlichen, kritisiren sodann die sog. ästhetischen Stimmungen der Phantasie, endlich das Kunstideal und die künstlerische Thätigkeit. Nur an den bedeutsamsten Aeusserungen einer vom Autor ausgewählten Reihe, in der kunstphilosophischen Geschichte zugleich hervorragender Geister, bringt uns der Verfasser seine subjektiven Anschauungen, hier und da im Anschluss einiger bereits von ihm früher hierüber angestellten Einzeluntersuchungen, zur Kenntniss. Auch das dritte Buch, das die Geschichte der Kunsttheorieen beschreibt, und sich mit den einzelnen Künsten befasst, bringt uns nur eine solche subjektive Auswahl wichtiger Resultate und bekannt gewordener Schriften; die mannichfach hier geäusserten feinen Gedanken bezüglich der Musik und Plastik seien hier nur als beachtenswerth erwähnt, und mit Betonung auf sie hingewiesen. Besonders sind des Verfassers Gedanken über den musikalischen Eindruck hier hervorzuheben mit deren ganz kurzer Andeutung ich die Besprechung dieses Werkes beschliessen möchte. — Nach einigen kurzen Vorbemerkungen bezüglich der physiologischen Nervenerregung, kommt der Verf. zu

Digitized by Google

der von Helmholtz so scharfsinnig erörterten Lehre von den Schwebungen, und der sich hier anknüpfenden Erklärung der Dissonanz und Consonanz. Ueber die ästhetische Bedeutung dieser Lehre in ihren Ergebnissen macht der Verf. einige Zweifel geltend. »Unmittelbare Erklärung fänden durch sie nur die Dissonanzen, wenn man die Rauhigkeit von den Schwebungen mit ihnen identisch ansieht; das Wohlgefallen an Consonanzen ist jedoch eine zu ausgezeichnete und zu positive Erscheinung, um zulänglich aus der blossen Abwesenheit solcher Störungen erklärt zu werden.« Will Helmholtz die Consonanz »auf Schwingungsverhältnisse zweier Töne beruhen lassen, bei denen Schwebungen entweder nicht, oder in zu geringer Stärke entstehen, um den Zusammenklang wahrnehmbar zu stören«, so kann die Annehmlichkeit der Consonanz doch nicht nur auf den blossen Mangel jener Störung zurückgeführt werden, vielmehr nur darauf, dass jede Nervenerregung Quelle um so grösserer Lust ist, je formell mannigfaltiger die Bewegungen sind, in welche sie den Nerven innerhalb der Bedingungen seiner dauernden Funktionsfähigkeit versetzt. Dies liegt in der That auch in Helmholtz's eigenen Beobachtungen, nach denen wirklich der einfache Ton musikalisch leer und nichtssagend klingt, einen gut verwerthbaren Eindruck nur derjenige macht, der wie die Töne der meisten Instrumente von einer Anzahl mitklingender Obertöne begleitet ist. Die Wohlgefälligkeit der Consonanz beruht daher wirklich nicht blos auf dem Mangel der Störung, sondern auf der vorhandenen Vielheit der mannigfaltigen unterscheidbaren Eindrücke, die ohne Störung neben einander wahrgenommen werden.« — Bezieht sich diese Erörterung auf die physiologische Erklärung, so glaubt Verf. hiermit noch keineswegs abschliessen zu können, vielmehr beginnt erst hier das eigentliche ästhetische Räthsel. Dieses nämlich: Wie eben Nervendissonanzen und Consonanzen als Gründe, auch eben diese Folge in der Seele hervorrufen. Dass aber Nerven-Dissonanzen und Consonanzen und selbst Herbart'sche Vorstellungs-Dissonanzen und Consonanzen noch keine ästhetischen Faktoren sind, ist das ceterum censeo Lotze's, nicht sowohl gegen Herbart, wie auch gegen die Physiologen. Alle diese Nervenerlebnisse der Ermüdung und Erschlaffung, der Störung und Förderung spiegeln sich keineswegs in der Seele so einfach wieder, als sei sie nur jene tabula rasa in der sich momentan das wiederhole was in ihrer Umgebung zufällig vorgeht. Als was wir auch die sog. Seele auffassen, immerhin wird sie als mechanischer Schwerpunkt des Nervensystems ihre eigene Stimmung und Anspannung besitzen, die als besondere Rechnungsfaktoren in das Conto der allgemeinen Nervenspannkraft einzutragen und zu verrechnen sind. Diese Gegenübersetzung der sog. Seele und ihre spezifische Unterscheidung vom Nervensystem gewinnt Prägnanz und unüberwindliche Schärfe, wenn wir mit dem Verf. beobachten,

Digitized by Google

dass aus der steigenden Wellenfrequenz der Töne keineswegs eben das folgt was wir qualitativ als steigende sog. Höhe derselben empfinden und bezeichnen. Eben diese charakteristische Bezeichnung und eigenthümliche Ausdrucksweise der Höhe und Tiefe die wir anderen Anschauungen nur entnehmen um das unsagbar qualitative zu umschreiben, führt uns darauf jenes Qualitative als unableitbar aus dem nervösen Förderungs- oder Hemmungsgefühl hinzustellen und festzuhalten. Es ist treffend, wenn der Verf. daher sagt: »Der charakteristische Unterschied von Dur und Moll in unserer Empfindung ist auf kein blosses Mehr oder Weniger einer und derselben Eigenschaft zurückführbar, welches blossen Gradunterschieden eines im Nerven vorgehenden schädlichen oder nützlichen Vorgangs entspräche. . . . . Hier endet die Ergiebigkeit der physiologischen Forschung ebenso, wie sie bei der Frage endet, warum wir Aetherwellen als Licht und ihre verschiedene Frequenz als Farben empfinden. Die Consequenz dieser Erörterung ist folglich die, dass der Verf. mit Herbart behauptet: Die Musik sei nicht Nervenkitzel, sondern Genuss für ein musikalisches Denken. Die Auseinandersetzung mit Herbart hat uns gezeigt mit wie viel grösserem Recht der Verf. diese Behauptung aussprechen durfte wie eben dieser Forscher, der sich ja von anderer Seite her in ganz ähnliche Verhältnisse verwickelt von Seiten der Seelenerregungen, wie die Physiologen von Seiten der Nervenerregungen. Mögen denn die kurzen hier verzeichneten Hinweisungen und Andeutungen dazu beigetragen haben die Aufmerksamkeit auf die grosse Reihe von psychologisch scharfen und echt kritischen Gedanken des bekannten Verfassers zu lenken.

Otto Caspari.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nouvelles Tables d'Intégrales définies, par D. Bierens de Haan, Phil. nat. doct., math. mag., prof. de Math. à l'université de Leide etc. Leide, P. Engels, libraire-éditeur. 1867. (XIV und 733 S. in 4.)

In den Jahren 1856—1858 erschienen von dem um die mathematische Wissenschaft hoch verdienten Verfasser: »Tables d'Intégrales définies«, die von der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften in dem IV. Bande ihrer Memoiren veröffentlicht wurden (Heidelberger Jahrbücher, 1861, VII. Heft). Dieses in drei Abtheilungen herausgegebene Werk (dessen Gesammttitel die Jahrzahl 1858 trägt und bei van der Post in Amsterdam erschien), das erste dieser Art, wurde, bei seiner Wichtigkeit an und für sich, und bei der für jeden einzelnen Mathematiker äusserst beschwerlichen Mühe des Nachsuchens in Zeitschriften, die dadurch erspart war, sehr rasch vergriffen und es trat an den unermüdlichen Verfasser also die Anforderung auf's Neue heran, eine neue Auflage zu veranstalten, oder durch eine neue Bearbeitung des früheren Werkes dasselbe zu ersetzen. Inzwischen waren von dem Verf. eine Reihe kleinerer und grösserer Abhandlungen erschienen, die alle Bezug auf den Gegenstand des vorliegenden Werkes hatten. Als solche führen wir an: »Supplément aux tables d'intégrales définies« (publié par l'Academie royale des Sciences d'Amsterdam), 1864 (X. Band), das wir in diesen Jahrbüchern (5. Heft 1866) anzeigten; »Reduction des Intégrales définies générales $\int_0^\infty F(x)\frac{\cos px}{q^2+x^2}dx$, $\int_0^\infty F(x)\frac{\sin px}{q^2+x^2}dx$ et application de ces formules au cas, que $F(x)$ a un facteur de la forme $\sin^n x$ ou $\cos^n x$« (V. Band, 1857), und vor Allem: »Exposé de la théorie, des propriétés, des formules de transformation, et des méthodes d'évaluation des intégrales définies« (VIII Band, 1860).

Von diesen wichtigen Arbeiten hat nun der Verf. in durchgreifender Weise Gebrauch gemacht, um der wissenschaftlichen Welt ein Werk vorzulegen, das er mit vollem Rechte als nouvelles tables bezeichnen durfte, da wenn auch die Eintheilungsweise und manches Integral des frühern Buches hier wieder erscheint, wir doch in Wirklichkeit ein ganz anderes vor uns haben. Bei der grossen Ausdehnung, welche der Gegenstand schon an und für sich nothwendig mit sich brachte, war die möglichste Oekonomisirung geboten. Der Verf. schied desshalb zunächst alle überflüssigen Integrale aus, worunter er diejenigen versteht, welche sich nach

Digitized by Google

den allgemeinen Sätzen über unbestimmte Integrale ermitteln lassen; sodann diejenigen, die sich aus bekannten (und hier gegebenen) in ganz einfacher Weise ableiten, und ferner diejenigen, welche durch die Substitution $\frac{1}{x}$ für x aus den gegebenen entstehen. Daneben unterdrückt er — im Interesse der Raumersparniss — die literarischen Notizen, welche dem frühern Werke beigegeben waren. In diesem Punkte sind wir nicht ganz derselben Ansicht mit dem gelehrten Verfasser. Wir müssen allerdings anführen, dass das Vernachlässigen der literarischen Nachweise nicht ganz buchstäblich zu nehmen ist, indem bei den einzelnen Integralen, die sich in den vorliegenden neuen Tafeln finden, durch Hinweis auf Band IV und VIII der Memoiren der königl. Akademie zu Amsterdam (die frühern Tafeln und das Exposé) gebührend für diese Nachweise gesorgt ist, da jeder, der sich dafür interessirt, dieselben an der betreffenden Stelle finden wird. Trotzdem hielten wir für besser, wenn der Nachweis auch in den jetzigen Tafeln, in ähnlicher Weise wie in den frühern, gegeben wäre. Ein Blick in das vorliegende Werk — glauben wir — zeigt, dass es am Ende doch möglich gewesen wäre, ohne Volumenvergrösserung diese Notizen anzubringen, besonders wenn man sich eines kleinern Drucks für dieselben bedient hätte. So wie die Dinge jetzt liegen, muss die erste Ausgabe der Tafeln neben der zweiten liegen, und das ist für Manchen gar unbequem. So viel in dieser Beziehung, ohne dass wir unsere Meinung für maassgebend halten.

Neben den in den Bänden IV und VIII enthaltenen Integralen hat der Verf. in Zeitschriften u. s. w. eine Reihe weiterer gefunden, die er seinem neuen Werke natürlich ebenfalls einverleibt hat. Die früheren Tafeln enthielten ungefähr 7300 Formeln, von denen 4200 in die neuen übergingen, welche deren 8359 (und nicht 8339, wie einmal angegeben) enthalten, wovon 2620 in dem Exposé (VIII. Band) und 1272 in andere Abhandlungen des Verf. ermittelt sind; 366 wurden in andern Zeitschriften gefunden. Zurückgewiesen auf Band IV (die frühern Tafeln) wurde bei 1015 Integralen; 3086 wurden aus diesen durch eine der in den genannten Schriften enthaltenen Methoden bestimmt. (Als Liebhaber der Statistik bemerken wir, dass $2620+1272+366+1015+3086=8359$ ist, so dass in der Angabe 8339 ein Druckfehler steckt, wie dies aus S. XIII auch hervorgeht).

Was nun die Einrichtung dieser neuen Tafeln selbst betrifft, so theilen sie sich zunächst in fünf grosse Hauptabtheilungen: Integrale mit einer einzigen Funktion; Integrale mit zwei Funktionen, von denen die eine algebraisch ist; Integrale mit zwei Funktionen von denen keine algebraisch ist; Integrale mit drei Funktionen; und endlich Integrale mit mehr als drei Funktionen.

Diese einzelnen fünf Gruppen zerfallen selbst in 486 einzelne »Tafeln«, welche jede wieder eine gewisse Anzahl Integrale ähn-

Digitized by Google

licher Art enthält. Diesen Tafeln ist je als Ueberschrift die Art der vorkommenden Funktionen, die Nummer der Tafel und die (gemeinschaftlichen) Gränzen aller darin vorkommenden Integrale vorgesetzt. Es ist wohl begreiflich, dass wir nicht alle die 486 einzelnen Tafeln hier besprechen können, da dies unsern Bericht in einer Art ausdehnen würde, die ganz der Absicht entgegenliefe, in der wir ihn schreiben. Wir werden uns demgemäss begnügen müssen, die von dem Verf. selbst angegebenen grössern Unterabtheilungen seines Werkes anzuführen.

Die erste Hauptabtheilung zerfällt selbst wieder in sechs Unterabtheilungen: algebraische Funktion (Tafel 1—25); exponentiale Funktion (26—29); logarithmische Funktion (30—33); direkte Kreisfunktion (34—75); inverse Kreisfunktion (76—78); und andere Funktion (79).

Die zweite grössere Abtheilung löst sich in fünf Unterabtheilungen auf: algebraische und exponentiale Funktion (80—105); algebraische und logarithmische Funktion (106—148); algebraische und direkte Freisfunktion (149—228); algebraische und inverse Kreisfunktion (229—254); algebraische und andere Funktion (255).

Die dritte Abtheilung trennt sich in neun kleinere Abtheilungen, von denen die vier ersten je eine exponentiale Funktion und: eine logarithmische (256—260), direkte Kreisfunktion (261—281), inverse Kreisfunktion (282) und andere Funktion (283) enthalten; die drei nächsten eine logarithmische und: eine direkte Kreisfunktion (284—338), inverse Kreisfunktion (339), andere Funktion (340); die zwei letzten eine direkte Kreisfunktion und: eine inverse (341—349), so wie eine andere Funktion (350—351).

Die vierte Abtheilung erscheint mit sechszehn Unterabtheilungen, die sich durch die Kombinationen von algebraischen, exponentialen, logarithmischen, direkten Kreisfunktionen, inversen Kreisfunktionen und andere Funktionen zu je drei ergeben, wobei freilich die Kombinaten: 235, 236, 256, 356 in Wegfall kamen (wenn wir die oben genannten Funktionen mit 1,2,...,6 bezeichnen). Diese vierte Abtheilung enthält die Tafeln 352—476.

Die letzte Hauptabtheilung endlich enthält nur eine Unterabtheilung (die 37 des ganzen Werks): algebraische und mehrere andere Funktionen (Tafel 477—486).

Als »andere« Funktionen erscheinen z. B. in der Tafel 255: Der Integrallogarithmus, Integral- Sinus und Cosinus, die Gamma- und elliptischen Funktionen; in den ähnlichen Tafeln der weitern Abtheilungen erscheinen auch noch Betafunktionen und die Γ-Funktion.

Bei der ausserordentlichen Menge der hier behandelten (oder vielmehr aufgeführten) bestimmten Integrale ist es begreiflich, dass wir auf kein einzelnes näher eingehen können, da wir keinen Grund haben, dieses oder jenes besonders herauszunehmen, und die Verifikation der einzelnen Integrale, wenn eine solche gefordert werden

Digitized by Google

wollte, ganz gewiss nicht Sache des Berichterstatters sein kann, da dieselbe doch etwas zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, bedeutend mehr, als auch der gewissenhafteste Referent auf ein einzelnes Buch verwenden kann.

Wir übergehen also, nach der oben gegebenen Uebersicht des gesammten Inhalts, die einzelnen Integrale, von denen wir kurzweg zugeben, dass wir sie nicht nachgerechnet haben. Sind doch die Quellen angegeben, und kömmt diesen also die Verantwortung zu.

Wenn wir uns hiernach nicht auf das Einzelne einlassen können, müssen wir nun aber einige allgemeine Dinge näher zur Sprache bringen, in denen wir mit dem geehrten Verf. nicht übereinstimmen, die dann, je nachdem man für die eine oder andere Ansicht sich entscheidet, auf das Buch selbst von Einfluss sein würden.

Zuerst verwerfen wir alle bestimmten Integrale, in denen die Grösse unter dem Integralzeichen innerhalb der Integrationsgränzen unendlich wird.

Es mag gestellt sein, die Gründe, welche uns dazu bestimmen, hier näher zu erörtern. Mit dem Verf. (Exposé. S. 3) erklären wir $\int_a^b f(x)\,dx$ als Gränzwerth von $[f(a)+f(a+\delta)+f(a+2\delta)+\ldots+f(b-\delta)]\delta$ mit gegen Null gehendem δ. Daraus folgt sehr leicht, dass $\int_a^b f(x)\,dx=(b-a)M$, wo M ein Werth ist, der zwischen dem grössten und kleinsten der Werthe liegt, die $f(x)$ annimmt, wenn x von a bis b geht. Sind alle diese Werthe endlich und ist auch $b-a$ endlich, so hat also das bestimmte Integral nothwendig einen endlichen Werth.

Das setzt nun eben zweierlei voraus: dass nämlich $f(x)$ immer endlich sei innerhalb der Integrationsgränzen, und dass zweitens a und b endliche Zahlen seien. Diese Ausnahmsfälle müssen also nothwendig besonders erörtert werden.

Sei demnach $f(x)$ unendlich für $x=c$, wo c zwischen a und b liegt, aber weder a noch b gleich ist. Der Verfasser sagt (Exposé, S. 6), dass in diesem Falle man setzen könne: $\int_a^b f(x)\,dx = \int_a^{c-p\varepsilon} f(x)\,dx+\int_{c+q\varepsilon}^b f(x)\,dx$ wo ε gegen Null geht und hat dabei das Recht, sich auf grosse Autoritäten in der Wissenschaft zu berufen. Trotzdem halten wir obige Gleichung für unzulässig. Es ist klar, dass, wie auch immer $f(x)$ beschaffen sein möge, jedenfalls

Digitized by Google

$\int_a^b f(x)\,dx = \int_a^{c-p\varepsilon} f(x)\,dx + \int_{c-p\varepsilon}^{c+q\varepsilon} f(x)\,dx + \int_{c+q\varepsilon}^b f(x)\,dx$ ist; das ergibt sich aus der Definition des Integrals ganz von selbst. Soll nun (für ein unendlich kleines ε) obige Gleichung richtig sein, so muss zuerst gezeigt werden, dass mit unendlich abnehmendem ε nothwendig $\int_{c-p\varepsilon}^{c+q\varepsilon} f(x)\,dx$ zu Null wird. Das geschieht (da hier die Gränzen gleich werden) allerdings wenn $f(x)$ endlich ist, indem ja dann das Integral gleich $(q+p)\varepsilon N$ ist und N endlich; wird aber $f(x)$ unendlich für $x=c$, so wird auch N unendlich für abnehmende ε und man hat durchaus nicht das Recht, εN dann für Null zu erklären. Ist aber das Recht, $\int_{c-p\varepsilon}^{c+q\varepsilon} f(x)\,dx$ gleich Null zu setzen, bestreitbar, so ist damit auch das Recht, die früher angegebene Gleichung anzusetzen, bestritten, d. h. in der Mathematik nicht vorhanden. Damit fällt natürlich auch die Zulässigkeit eines bestimmten Integrals, für das, innerhalb der Integrationsgränzen, die Grösse unter dem Integrationszeichen unendlich wird, weg, und damit dann auch all die künstlichen Untersuchungen über den Hauptwerth eines solchen Integrals u. s. w. Wir wiederholen, der Grundfehler aller derartiger Darstellungen liegt in der Annahme obiger Gleichung, die nach der Grunderklärung des bestimmten Integrals, wie aus Vorstehendem hervorgeht, nicht zulässig ist.

Wenn der Verf. (Exposé, S. 7) das Integral $\int_0^\infty \frac{dx}{1-x^2}$, das nach dem Obigen keinen Sinn hat, dennoch auswerthet und Null dafür findet, so begeht er einen Irrthum. Allerdings ist $\int \frac{dx}{1-x^2} = \frac{1}{2} l \frac{1+x}{1-x} + C$ oder $= l \frac{x+1}{x-1} + C_1$; wenn er nun aber für $x=0$ die erste, für $x=\infty$ die zweite Form wählt, und beide von einander abzieht, so muss er ja $C_1 - C$ finden und es bleibt zu beweisen, dass $C_1 = C$ sein muss, was wohl nicht geschehen kann. Daraus ergibt sich, dass die Gleichung $\int_0^\infty \frac{dx}{1-x^2} = 0$ nicht erwiesen ist, nach unserer Anschauung eben nicht erwiesen werden kann.

Anders verhält sich die Sache, wenn $f(x)$ blos für $x=a$ oder $x=b$ unendlich wird. Ist etwa $f(b)$ unendlich, so kann man jetzt

Digitized by Google

doch wohl $\int_a^b f(x)\,dx$ als Gränzwerth ansehen, dem $\int_a^\alpha f(x)\,dx$ sich nähert, wenn α gegen b geht. Das letzte Integral ist (so lange α noch von b verschieden ist) endlich; lässt man in seinem (bestimmbaren) Werthe α gegen b gehen, und es erscheint eine endliche Gränze, so darf man dieselbe offenbar als Werth von $\int_a^b f(x)\,dx$ ansehen. Aehnliches gilt, wenn f(a) unendlich ist. Wir haben hiebei nicht etwa kurzweg $\int_{b-\varepsilon}^b f(x)\,dx$ Null angenommen für ein unendlich kleines ε, obgleich, wenn $\int_a^b f(x)\,dx$ einen endlichen Werth hat, dies allerdings der Fall ist; nicht aber, wenn das eben genannte Integral nicht endlich ist.

Dass diese Erklärung nicht auch auf den früheren Fall passt, liegt auf der Hand. Denn es wäre ja jetzt das Integral $\int_a^\alpha f(x)\,dx$ nicht als endlich so lange zu erklären, als α noch unter b ist, indem für $x = c$ bereits f(x) unendlich wurde. In diesem Falle also, da f(x) blos an einer oder auch an beiden Gränzen unendlich wird, berechnet man $\int_a^b f(x)\,dx$ nach herkömmlicher Weise und sieht, ob der so erhaltene Werth endlich ist oder nicht. Im erstern Falle ist das Integral zulässig, im zweiten nicht.

Sind endlich die Gränzen (a oder b) selbst unendlich, so tritt das bestimmte Integral immer als Gränzwerth auf, dem sich $\int_\alpha^\beta f(x)\,dx$ nähert, wenn α oder β unendlich wächst. Es lässt sich dann leicht zeigen, dass f(x) für die unendliche Gränze Null sein muss; sonst aber muss der Erfolg zeigen, ob das Integral zulässig sei oder nicht. Dass hier f(x) nicht unendlich werden darf, ist selbstverständlich.

Wird der Verf. mit den hier aus einander gesetzten Ansichten übereinstimmen, so dürften manche der Integrale, welche in seinem Werke enthalten sind, künftig in Wegfall kommen. Eben so würden diejenigen Formeln, welche das Integral geradezu als

Digitized by Google

vieldeutig behandeln (z. B. in Tafel 433) wegfallen, da sie mit der hier bezeichneten Theorie zusammen hängen.

Wir glaubten, diesen Punkt, in Bezug auf welchen wir mit dem Verf. nicht derselben Meinung sind, besonders hervorheben zu müssen, wobei wir nochmals betonen, dass hierin nicht alle Autoritäten in der Wissenschaft einerlei Anschauung haben.

Das Werk selbst, das wir hier anzeigen, noch besonders zu empfehlen, ist nicht nöthig, da es sich in seiner frühern Form bereits als ein Grundwerk erwiesen hat und in seiner jetzigen noch grössere Anerkennung finden wird. Dem Verf., der sich den Dank aller derer verdient hat, die mit Mathematik sich beschäftigen, können wir nur unsern Wunsch aussprechen, es mögen Gesundheit und Ausdauer in solchen aufreibenden Arbeiten ihm fortwährend die Vervollkommnung und weitere Vollendung des Werkes erleichtern, das er sich zu einer Art Lebensaufgabe gesetzt zu haben scheint. Seinem Namen hat er dadurch für die Zukunft selbst schon ein Denkmal gesetzt.

Ueber die Ermittlung der Sterblichkeit aus den Aufzeichnungen der Bevölkerungs-Statistik von Dr. G. F. Knapp, Vorstand des statist. Büreaus der Stadt Leipzig. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig, J. C. Hinrich'sche Buchhandlung. 1868. (VIII u. 120 S. in gr. 8.)

»Die Frage nach der menschlichen Sterblichkeit wird fortwährend von der Bevölkerungsstatistik behandelt; aber die Behandlung ist noch nicht frei von Unklarheit, wie sich schon an den vielen Streitfragen, Vorschlägen und Gegenvorschlägen erkennen lässt.« So beginnt der Verfasser das vorliegende, für die Statistik des menschlichen Lebens — wenn wir so sagen dürfen — wichtige Buch, in dem er zum ersten Male versucht, mit Hilfe der (höhern) Mathematik die hieher gehörigen Fragen wenigstens einmal genau zu stellen, und auch theilweise zu lösen. Schon weil der Verfasser den sicher einzig wissenschaftlichen, also auch allein klaren Weg der mathematischen Formulirung geht, hat sein Buch einen bedeutenden Werth, abgesehen von den Ergebnissen, zu denen er gelangt. Wir verstehen dabei unter mathematischer Formulirung nicht etwa ein so ziemlich plan- und gedankenloses Hinsetzen von mathematischen Kunstzeichen, die sich dann in dem übrigen Chaos wie verbannte Fremdlinge vorkommen; vielmehr meinen wir darunter eine nach den Grundsätzen streng mathematischer Forschung aus Grundbegriffen entwickelte Darstellung, die sich der mathematischen Zeichen bedient und bedienen muss, weil ohne dieselben der grössere Theil des Werthes jener Entwicklung verloren gienge.

Digitized by Google

Die Aufgabe, um die es sich bei den Untersuchungen über menschliche Sterblichkeit handelt, besteht darin, nachzuweisen, wie sich eine Anzahl Geborener bei fortschreitendem Alter durch Absterben Einzelner nach und nach vermindert, bis sie endlich ganz erlischt. Das Material, aus dem durch wissenschaftliche Bearbeitung diese Kenntniss erworben werden kann, besteht wesentlich in den Geburts- und Todesregistern, die in jedem zivilisirten Staate geführt werden. Aus diesen Registern ist die »Absterbeordnung« zu entnehmen, wie — das ist nun eben der Gegenstand, mit dem sich die Theorie zu beschäftigen hat.

Diese Register sind nun freilich nicht Jedem leicht zugänglich, auch sind sie in der Regel — wenn man es nicht gerade mit einer grossen Stadt zu thun hat — sehr zerstreut, und deren Benützung ist desshalb dermassen umständlich, dass, obgleich theoretisch gesprochen, dieselbe nothwendig ist, thatsächlich wohl kaum je eine solche in gebührendem Umfange eintreten wird. Zu öffentlicher Kenntniss und also auch zu leichterem Gebrauche gelangen dagegen Auszüge aus jenen Registern, in denen gewisse Gesammtheiten von Individuen aus der Masse aller herausgegriffen werden, deren Mitgliederzahl durch Auszählen aus den Registern gefunden wird. Die Benützung derartiger Auszüge muss also hier erörtert werden.

Der Verf. setzt sich nun als Aufgabe (S. 7): die Gesammtheiten von Lebenden und Verstorbenen darzustellen, die durch Angaben über Geburtszeit, Zeit des Vorhandenseins (bez. des Sterbens) und Alter nachweisbar bestimmt sind, und zwar so darzustellen, dass man die Beziehungen einer jeden Gesammtheit zur Absterbeordnung daraus erkennt. Unter den so darzustellenden Gesammtheiten befinden sich dann auch alle diejenigen, deren Grösse gewöhnlich von der praktischen Statistik nachgewiesen wird, wie etwa die Gesammtheit derjenigen lebenden Individuen, die zu einem gewissen Zeitpunkte in einer gewissen Altersklasse stehen, oder die Gesammtheit derjenigen, welche während eines bestimmten Zeitraums innerhalb bestimmter Altersgrenzen verstorben sind u. s. w.

Die Gesammtheiten von Lebenden und Verstorbenen, deren Grösse aus Registern und Auszügen nachgezeigt wird, bestehen aus nach und nach Geborenen, so dass man nothgedrungen zu der Annahme einer stetigen Geburtenfolge gelangt. Diese Annahme ist ganz selbstverständlich unerlässlich, wenn man überhaupt die Betrachtungsweisen der höhern Mathematik anwenden will, und, wenn auch auf einem beschränkten — sonst vielleicht grossen — Gebiete eine solche stetige (ununterbrochene) Geburtenfolge thatsächlich nicht eintritt, so ist die Annahme doch desto mehr gerechtfertigt, je mehr sich das betrachtete bevölkerte Gebiet der Unbeschränktheit nähert.

Sei τ die Zeit der Geburt eines Individuums, t die »Erfüllungszeit«, d. h. eben die gerade jetzt betrachtete Zeit, x das Alter

Digitized by Google

des Individuums zu dieser Zeit t, so ist $x = t - \tau$. Dabei sind die Zeiten τ, t, x natürlich mit derselben Einheit gemessen, und der Beginn irgend wo festgesetzt (etwa der Anfang der gewöhnlichen Zeitrechnung). Die drei Zeiten hängen durch obige Gleichung, die aus der Definition des Alters sich ergibt, zusammen.

Sei nun die Gesammtzahl der Individuen, welche von Anfang der Zeit bis zur Zeit τ geboren wurden, die eine Funktion dieser Zeit sein wird, durch $F(\tau)$ bezeichnet, wo F eine noch unbekannte Funktion ist, von der nur klar ist, dass sie mit wachsendem τ nothwendig wachsen wird, so dass ihr Differentialquotient $F'(\tau)$ nothwendig positiv ist. Dieselbe betrachten wir (nach dem früher Gesagten) als eine stetige Funktion. Den so eben als positiv erkannten Differentialquotienten $F'(\tau)$ nennt der Verf. die Dichtigkeit der Geburtenfolge zur Zeit τ; er drückt das Verhältniss der Anzahl der Geburten in der Zeit $\Delta\tau$ zu dieser Zeit aus, wenn man die Voraussetzung macht, dass in dieser Zeit die Geburten der Zeit proportional zunehmen, was für ein unendlich kleines $\Delta\tau$ zulässig ist. Die Anzahl der Individuen, die von der Zeit τ_1 bis τ_2 ($> \tau_1$) geboren werden, ist $F(\tau_2) - F(\tau_1)$, und wenn $\tau_2 - \tau_1$ unendlich klein $= d\tau$, so ist diese Zahl gleich $F'(\tau)\,d\tau$. Daraus ergibt sich natürlich auch sofort, dass die erste Zahl $= \int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,d\tau$ ist, was wieder auf $F(\tau_2) - F(\tau_1)$ führt. Dabei muss bemerkt werden, dass eigentlich streng genommen, die gesammte Erde das Gebiet ist, das betrachtet wird, und dass für ein gewisses Staatsgebiet unsere Formeln nur in so weit gelten, als man von Aus- und Einwandernden absieht (was übrigens bei grossen Staatsgebieten sich so ziemlich ausgleicht).

Nehmen wir eine bestimmte Anzahl Geborener, so wird die Zahl derer, die ein immer höheres Alter erreichen, immer kleiner sein. Demnach, wenn wir die Anzahl der Geborenen (die wir füglich als gleichzeitig geboren ansehen können, wenn dies auch thatsächlich nicht so ist) zur Einheit nehmen, so ist die Zahl derselben, die das Alter x erreichen, eine Funktion $f(x)$ dieses Alters von der wir nur wissen, dass $f(0) = 1$, und dass dieselbe abnimmt mit wachsendem x, also $f'(x)$ negativ ist. Da über ein gewisses Alter ω hinaus keiner der betreffenden Geborenen mehr lebt, so ist $f(x)$ Null, wenn x gleich oder grösser als ω. Die Zahl der (von jener Einheit der Geborenen) in der unendlich kleinen Zahl dx Sterbenden ist $-f'(x)\,dx$, wo das negative Zeichen ganz nothwendig eintreten wird, da $f'(x)$ an und für sich negativ ist. Diese Funktion $f(x)$ oder auch die Differenz $f(x_1) - f(x_2)$ wird ganz besonders zu untersuchen sein, da offenbar von der Kenntniss dieser Funktion die Lösung vieler Hauptfragen abhängt. Sie stellt die „Absterbeordnung" fest. Ihre Ermittelung kann in zweierlei Weise

Digitized by Google

versucht werden: ohne auf die Dichtigkeit der Geburten Rücksicht zu nehmen, oder (indirekt) indem diese Dichtigkeit berücksichtigt wird.

Die Gesammtheit derjenigen Individuen, die zur Zeit τ geboren (besser in der unendlich kleinen Zeit $d\tau$), das Alter x erreichen, ist offenbar $F'(\tau)\,d\tau\,f(x)$, eine Grösse, die wenn man die Gleichung $x = t - \tau$ beachtet unter verschiedenen andern Formen dargestellt werden kann. Daraus folgt, dass die Gesammtheit der Individuen, geboren innerhalb der Zeiten τ_1, τ_2, welche das Alter x erreichen, ist $\int_{\tau_1}^{\tau_2} f(x)\ F'(x)\,d\tau = f(x)\ [F(\tau_2) - F(\tau_1]$, eine Gleichung, die auch ohne den Apparat der Integralrechnung sofort klar ist. Will man aber die Zahl derer haben, die in der Zeit t_1 bis t_2 das das Alter x erreichen, so ist dieselbe offenbar $\int_{t_1-x}^{t_2-x} F'(\tau)\,d\tau\,f(x) = f(x)$ $[F(t_2-x) - F(t_1-x)]$, da ja dieselben von der Zeit $t_1 - x\,(=\tau_1)$ bis zur Zeit $t_2 - x\,(=\tau_2)$ geboren sind; diejenigen, welche aus der Geburtszeit τ_1 bis τ_2 stammen und zur Zeit t noch leben, sind in der Zahl $\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,f(t-\tau)\,d\tau$, da jetzt x selbst veränderlich $(=t-\tau)$ ist; und endlich ist die Zahl derer, welche zur Zeit t zwischen den Altern x_1 und x_2 (letzteres das grössere) stehen $\int_{t-x_2}^{t-x_1} F'(\tau)\,f(t-\tau)\,d\tau$, da dieselben innerhalb der Zeiten $t-x_2$ und $t-x_1$ (letztere die grössere) geboren sind. Aus unserer Darstellung (die, nebenbei bemerkt, sich im Wesentlichen der des Verf. anschliesst, wenn wir uns auch zuweilen einige Freiheit nehmen) geht hervor, dass von diesen viererlei Gesammtheiten, die zwei ersten und die zwei letzten je eng verwandt sind, so dass in Wahrheit nur zweierlei Gruppen auftreten. Die erste ist unabhängig von der Dichtigkeit, die letzte nicht; in der ersten kann die Integration vollzogen werden, in der letzten dagegen bleibt sie unvollendet, so lange die Funktionen F, f nicht bekannt sind. Da $F'(\tau)$ positiv ist, so hat man übrigens nach einem bekannten Satze die Integralrechnung: $\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,f(t-\tau)\,d\tau =$ $= f[t-\tau_2+\Theta(\tau_2-\tau_1)]\,[F(\tau_2)-F(\tau_1)]$, wo Θ eine zwischen 0 und 1 gelegene Zahl bedeutet. Vergleicht man diese Grösse mit der ersten der obigen vier, so tritt jetzt $t-\tau_2+\Theta(\tau_2-\tau_1)$ an die Stelle von x, wo die erste Grösse eben zwischen $t-\tau_1$ und $t-\tau_2$ liegt,

Digitized by Google

und man kann sagen, dass für die von τ_1 bis τ_2 Geborenen es ein gewisses Alter gibt, das zwischen $t-\tau_1$ und $t-\tau_2$ liegt, welches eben so viele erreichen, als von denselben die Zeit t erreicht haben (die Alter $t-\tau_1$, $t-\tau_2$ haben als Erfüllungszeit t, indem das eine bei dieser Zeit beginnt, das andere bei ihr aufhört). Selbstverständlich erreichen mehr die Zeit t, als das Alter $t-\tau_1$, und weniger die Zeit t, als das Alter $t-\tau_2$.

So wie bisher gewisse Gesammtheiten von Lebenden untersucht wurden, betrachtet der Verf. nun auch Gesammtheiten Verstorbener. Von den in der Zeit $d\tau$ geborenen $F'(\tau)\,d\tau$ sterben in der Zeit dx (im Alter x): $-d\tau\,dx\,F'(\tau)\,f'(x)$; also sterben von den zwischen τ_1 und τ_2 Geborenen in den Altersgrenzen x_1, x_2:

$$\int_{\tau_1}^{\tau_2} d\tau \int_{x_2}^{x_1} F'(\tau)\,f'(x(\,dx = \int_{\tau_1}^{\tau_2} d\tau \int_{\tau+x_2}^{\tau+x_1} f'(t-\tau)\,F'(\tau)\,dt.$$

Die Integration lässt sich ausführen und liefert $[F(\tau_2)-F(\tau_1)]\,[f(x_2)-f(x_2)]$, eine Grösse, die abermals sich aus der Natur der Sache von selbst ergibt. Der Verf. stellt noch zwei andere Gesammtheiten auf, die wir hier nicht berühren wollen. Weiter stellt er nun Beziehungen auf zwischen den Gesammtheiten der Lebenden und der Verstorbenen, wie sie sich aus den leicht herzustellenden Vergleichungen der Integrele ergeben. Daraus folgert er u. A. die Aenderungen, welche die Gesammtheiten der Lebenden bei wachsendem t und x erleiden und zwar schliesst er auf folgende Sätze:

1. Die Gesammtheit der x_1 bis x_2 jährig aus der Geburtszeit τ_1 bis τ_2 Verstorbenen ist gleich dem negativ genommenen Zuwachs, den die Gesammtheit der xjährig werdenden aus der Geburtszeit τ_1 bis τ_2 erfährt, wenn x von x_1 bis x_2 fortschreitet. — Dieser Satz ist aus der Gleichung $\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,d\tau \int_{x_2}^{x_1} f'(x)\,dx = -\left[f(x_2)\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,d\tau - f(x)\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,dt\right]$ sofort klar.

2) Die Gesammtheit derjenigen, die von t_1 bis t_2 sterben, stammend aus der Geburtszeit τ_1 bis τ_2 ist gleich dem negativ genommenen Zuwachs, den die Gesammtheit derjenigen, die aus derselben Geburtszeit stammend die Zeit t erreichen, erleidet, wenn t von t_1 bis t_2 fortschreitet. — Dieser Satz liegt in der Gleichung

$$\int_{\tau_1}^{\tau_2} d\tau \int_{t_2}^{t_1} F'(\tau)\,f'(t-\tau)\,dt = -\left[\int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,f(t_2-\tau)\,d\tau - \int_{\tau_1}^{\tau_2} F'(\tau)\,f(t_1-\tau)\,d\tau\right]$$

ausgesprochen.

Digitized by Google

3) Die Gesammtheit der von t_1 bis t_2 im Alter x_1 bis x_2 Verstorbenen ist gleich: dem negativ genommenen Zuwachs, den die Gesammtheit der von t_1 bis t_2 xjährig Gewordenen erleidet, wenn sich x von x_1 bis x_2 vorwärts bewegt; plus dem negativ genommenen Zuwachs zur Gesammtheit derjenigen, die zur Zeit t in der Altersklasse der x_2 bis x_1 jährigen standen, wenn t von t_1 bis t_2 vorschreitet. — Dieser Satz ist die Auslegung der Gleichung:

$$\int_{t_1}^{t_2} dt \int_{x_2}^{x_1} F^1(t-x) f^1(x) dx = -\left[\int_{t_1}^{t_2} F^1(t-x_2) f(x_2) dt - \int_{t_1}^{t_2} F^1(t-x_1) f(x_1) dt\right]$$

$$+\left[\int_{x_2}^{x_1} f(x) F^1(t_2-x) dx - \int_{x_2}^{x_1} f(x) F^1(t_1-x) dx\right],$$ eine Gleichung, die

aus $$\int_{x_2}^{x_1} F^1(t-x) f^1(x) dx = f(x_1) F^1(t-x_1) - f(x_2) F^1(t-x_2) +$$

$$+\int_{x_2}^{x_1} f(x) F^{11}(t-x) dx$$ durch Integration nach t zwischen t_1 und t_2 folgt.

Daran knüpfen sich dann leicht allerlei andere Untersuchungen an, wegen derer wir auf das Buch verweisen müssen.

Wir haben oben schon gesagt, dass es sich vorzugsweise um Bestimmung der Funktion f(x) handle. Diese Frage kann als solche nicht gelöst werden, da nur Mittel vorhanden sind, $f(x_1)—f(x_2)$ zu erhalten. Dazu dient hier blos die Zahl der im Alter x_1 bis x_2 Verstorbenen, die von τ_1 bis τ_2 geboren sind. Diese Zahl ist $[F(t_2)—F(\tau_1)]$ $[f(x_1)—f(x_2)]$, worin der erste Faktor die Gesammtzahl der in jener Zeit Geborenen darstellt, durch dessen Ausscheidung (derselbe als bekannt angenommen) sich $f(x_1)—f(x_2)$ ergibt. Es ist wohl nicht nöthig, dass wir hier auf diesen Punkt, den der Verf. noch weiter erörtert, auch weiter eingehen, da aus dem Gesagten der wesentliche Gedankengang schon deutlich genug hervorgeht. Dass das sich praktisch durchführen lasse, zeigt der Verf. ebenfalls, und es ist dabei wohl zu beachten, dass die Dichtigkeit der Geburten ganz aus dem Spiele bleibt.

In dem zweiten Abschnitte behandelt er die Methoden zur indirecten Ermittlung der Sterblichkeit. Er betrachtet zu dem Ende drei solcher: Die von Halley, von Hermann und seine eigene (die er als »Anhalt'sche« bezeichnet, da er sie bei Gelegenheit einer Untersuchung über Aufzeichnungen aus dem Herzogthum Anhalt zuerst anwandte). Alle diese Methoden stützen sich auf Aufzeichnungen von Gesammtheiten (in dem oben angegebenen Sinne), welche die Kenntniss der Geburten-Dichtigkeit voraussetzen.

Digitized by Google

Die Halley'sche behauptet, man finde $f(x_1)-f(x_2)$, wenn man die Zahl der im Alter x_1 bis x_2 in einem gewissen Zeitraum Verstorbenen dividire durch die Zahl der überhaupt in jenem Zeitraume Verstorbenen. Dies führt auf die Gleichung:

$$\int_{t_1}^{t_2} dt \int_{x_2}^{x_1} F'(t-x)\,f'(x)\,dx = [f(x_1)-f(x_2)] \int_{t_1}^{t_2} dt \int_{\omega}^{o} F'(t-x)\,f'(x)\,dx,$$ wo

t_2-t_1 der fragliche Zeitraum ist, und ω die frühere Bedeutung hat. Integrirt man nach t und setzt dann $x = t_1 - z$, so hat man:

$$\int_{t_1-x_1}^{t_1-x_2} f'(t_1-z)\,[F(z+t_2-t_1)-F(z)]\,dz = [f(x_1)-f(x_2)] \int_{t_1}^{t_1-\omega} f'(t_1-z)[F(z+$$

$+t_2-t_1)-F(z)]\,dz$, wo nun eine Anwendung der theilweisen Integration liefert: $- f(x_2)\,[F(t_2-x_2)-F(t_1-x_2)] + f(x_1)\,[F(t_2-x_2)$

$$-F(t_1-x_1)] + \int_{t_1-x_1}^{t_1-x_2} f(t_1-z)\,[F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]\,dz = [f(x_1)-f(x_1)]$$

$$[F(t_2)-F(t_1)]+[f(x_1)-f(x_2)] \int_{t_1}^{t_1-\omega} f(t_1-z)\,[F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]\,dz,$$

indem $f(\omega) = 0$, $f(0) = 1$. Diese Gleichung lässt sich leicht unter folgende Form stellen:

$$[f(x_1)-f(x_2)] \int_{t_1-\omega}^{t_1} f(t_1-z)\,[F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]dz + \int_{t_1-x_1}^{t_1-x_2} f(t_1-z)\,[F'(z+$$

$$+t_2-t_1)-F'(z)]\,dz + f(x_1) \int_{t_1}^{t_1-x_1} [F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]\,dz - f(x_2)$$

$$\int_{t_1}^{t_1-x_2} [F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]\,dz = 0,$$ der für jedes x_1, x_2 genügt wird

wenn $F'(z+t_2-t_1) = F'(z)$, was $F'(z)$ als eine periodische Funktion von der (eigentlich beliebig gewählten) Periode t_2-t_1, oder auch als konstant voraussetzt. Dies ist aber im Allgemeinen nicht der Fall, und also die Halley'sche Methode unrichtig.

Die Prüfung der Hermann'schen Methode übergehen wir.

Beide setzen hinsichtlich der Geburtendichtigkeit zum Voraus keine bestimmte Form fest (wenn sie sich freilich aus der Annahme zu ergeben hat).

Was nun endlich die eigene Methode des Verfassers — Berechnung der in der Zeit t_1 bis t_2 in den Altern x_1 bis x_2 Sterbenden, ausgedrückt durch das bereits oben angegebene Integral

Digitized by Google

$\int_{t_1}^{t_2} dt \int_{x_1}^{x_2} F'(t-x) f'(x) dx$ — betrifft, so setzt er voraus $F'(z)$ sei je innerhalb Intervallen, deren Ausdehnung er Δz heisst, unveränderlich, was allerdings für kleine Werthe von Δz zulässig ist. Da, wie wir vorhin sahen, das eben genannte Integral gleich ist $f(x_1)[F(t_2-x_1)-F(t_1-x_1)]-f(x_2)[F(t_2-x_2)-F(t_1-x_2)]-\int_{t_1-x_1}^{t_1-x_2}[F'(z+t_2-t_1)-F'(z)]f(t_1-z)dz$, so können wir etwa noch $z=t_2-x_2+u$ in dem letzten Integrale setzen, wodurch dasselbe zu $\int_0^{x_2-x_1}[F'(u+t_2-x_2)-F'(u+t_1-x_2)]f(x_2-u)du$ wird, wo nun auch $\Delta z=\Delta u$. Bei der gemachten Annahme ist $F'(u+t_2-x_2)=\frac{\Delta F(u+t_2-x_2)}{\Delta u}$, $F'(u+t_1-x_2)=\frac{\Delta F(u+t_1-x_2)}{\Delta u}$, worin $\Delta F(u+t_2-x_2)$ die Zahl der Geborenen in die Zeit $u+t_2-x_2$ bis $u+t_2-x_2+\Delta u$ ist u. s. w. Wir müssen nun das obige Integral trennen in Intervalle o bis Δu, Δu bis $2\Delta u$, ... u. s. w. bis x_2-x_1 erreicht ist, das hier als Vielfaches von Δu auftreten muss. Für ein solches Intervall: $r\Delta u$ bis $(r+1)\Delta u$ ist der betreffende Theil, wenn $r\Delta u=\mu$:

$$\frac{\Delta F(\mu+t_2-x_2)-\Delta F(\mu+t_1-x_2)}{\Delta u}\int_{x_2-(\mu+\Delta u)}^{x_2-\mu} f(v)dv,$$

und hier nun setzt der Verf. $f(x)-f(x_1)=-\frac{f(x_1)-f(x_2)}{x_2-x_1}(x-x_1)$, was für ein verhältnissmässig kleines x_2-x_1 der Fall sein darf, wodurch er findet: $\int_{x_2-(\mu+\Delta u)}^{x_2-\mu} f(v)dv=\Delta u\left\{f(x_1)-[f(x_1)-f(x_2)]\left[1-\frac{\mu+\frac{1}{2}\Delta u}{x_2-x_1}\right]\right\}$, so dass endlich der ursprüngliche Ausdruck der Verstorbenen: $[f(x_1)-f(x_2)][F(t_2-x_2)]-F(t_1-x_2)]+[f(x_1)-f(x_2)]\Sigma[\Delta F(r\Delta u+t_2-x_2)-\Delta F(t_1-x_2+r\Delta u)]\left[1-\frac{r\Delta u+\frac{1}{2}\Delta u}{x_2-x_1}\right]$ ist, wo das Summenzeichen sich auf $r=1,2,...$ bis $n-1$ bezieht, wenn $x_2-x_1=n\Delta u$. Diese Grösse enthält den (gesuchten) Faktor $f(x_1)-f(x_2)$, das Uebrige lässt sich (aus den Registern) berechnen, so dass man, da ja auch das Ganze bekannt ist, $f(x_1)-f(x_2)$ finden kann. Der Verf. prüft dann noch den Einfluss seiner Annahmen und zeigt an einem ausführlichen Beispiele, wie seine Methode anzuwenden ist.

Damit ist der eigentliche Gegenstand des Buches erschöpft;

Digitized by Google

die noch beigegebenen Untersuchungen betreffen gewisse Durchschnittszahlen, Sterblichkeitsziffern u. a., worauf der Verf. mit Recht nicht viel hält, und was wir desshalb auch füglich übergehen können.

Aus dieser unserer ausführlichen Anzeige, in der wir den Gedankengang, und theilweise auch die Ausführung des Verf. haben wiedergeben wollen, möge er das Interesse erkennen, das wir an seiner Schrift genommen, die wir angelegentlichst allen denen empfehlen, die aus Beruf oder Neigung sich mit Untersuchungen über menschliche Sterblichkeit und die damit zusammenhängenden wichtigen Fragen beschäftigen. **Dr. J. Dienger.**

Erwiederung.

In der Nummer 5 der »Heidelberger Jahrbücher der Litteratur«, Jahrgang 1867, erschien eine Recension einer von mir im Jahr 1866 veröffentlichten Schrift über trigonometrische Höhenmessung, die mir erst vor kurzer Zeit zu Gesicht kam, mich aber auch jetzt noch zu folgender Entgegnung veranlasst; weil der Hauptvorwurf derselben auf einem Verstoss gegen das Princip der Methode d. kl. Q. beruht.

Indem ich der Recension Schritt für Schritt folge, treffe ich sogleich auf die Beschuldigung, dass die von mir erläuterte Praxis und Theorie »mager« und letztere »in der Hauptsache verfehlt« sei. Was den von subjektiven Anschauungen abhängigen Begriff »mager« betrifft, so genügt es mir, um den zur Verfügung stehenden Raum zur Abwehr des Vorwurfs der Fehlerhaftigkeit zu sparen, darauf hinzuweisen, dass in dem vorgelegten Satz von 6 Punkten (wie aus dem Beispiel S. 43 und der Erläuterung S. 49 ersichtlich ist,) circa 200 Höhenwinkel zur Ausgleichung kommen; wobei gerade die neu metrirte Form der Hauptausgleichung S. 48 mir als Vorzug erscheint. Was den Umfang der Theorie betrifft, so sind die Fehlerquellen bei Höhenmessungen nicht blos »angedeutet« sondern (S. 35—41) sämmtlich in Rechnung gezogen.

Vor der Begründung seines Hauptvorwurfes findet der Recensent noch »allerlei missliche Sachen« in der Zusammenstellung der Hauptsätze der M. d. kl. Q. Dem habe ich entgegenzuhalten, dass die beanstandete Entwickelung, die bei Erklärung des wahrscheinlichen Fehlers von der strengeren Theorie abweicht, allerdings für die »Herren Praktiker« bestimmt ist, welche eine hieraus entstehende Unrichtigkeit von höchstens 5% an dem wahrscheinlichen Fehler, (abgesehen von der Weglassung eines konstanten Coefficienten, der aber für den vorliegenden Zweck der Ermittelung von Gewichtszahlen ohne Bedeutung ist) neben den sonstigen in der Natur der Sache liegenden Unsicherheiten bei Bestimmung der Gewichte, gegenüber einer erleichterten Rechnung von wenig Bedeutung sein wird.

Der wahrscheinliche Fehler der Refraktion wird als eine »beliebige, jeder wissenschaftlichen Begründung ermangelnde Annahme«

Digitized by Google

bezeichnet, ein absprechendes Urtheil, das ohne Begründung hingestellt wird, und dem gegenüber ich einfach auf S. 32—34 verweise.

Endlich aber erklärt der Recensent meine Hauptausgleichung für »vollständig verfehlt,« weil die ausgeglichenen Höhen h nicht direkt beobachtet sind. Obgleich nicht selbst direkte Beobachtungen, treten diese h doch vollständig in die Rechte solcher ein, was auch sonst so allgemein vorkommt, dass es häufig, wie auch hier geschehen, nicht speciell erwähnt wird. Es tritt hier die Frage auf, aus welchem Grunde die M. d. kl. Q. direkte und indirekte Beobachtungen unterscheidet. Der Begriff direkte Beobachtung (in seiner Allgemeinheit sehr unbestimmt, weil fast jede Beobachtung selbst wieder das Resultat mehrerer Einzelbeobachtungen, somit eine indirekte, ist,) definirt sich im Sinne der M. d. kl. Q. als eine solche Wahrnehmung, deren wahrscheinlicher Fehler, bzw. Gewicht, im Verhältniss zu denen anderer gleichartiger Wahrnehmungen festgestellt ist, was z. B. der Fall ist, wenn die auszugleichenden Beobachtungen a priori sämmtlich gleich gut zu achten sind. Hat man z. B. einen gemessenen Höhenwinkel α mit dem wahrscheinlichen Fehler $d\alpha$, so gibt er mit der Distanz a die Höhe $h = a \operatorname{tang} (\alpha \pm d\alpha) = a \operatorname{tang} a \pm a\, d\alpha \sec^2 \alpha$. Es kann nun entweder α mit dem Gewicht $\frac{1}{d\alpha^2}$ oder aber h mit dem Gewicht $\frac{\cos^4 \alpha}{a^2\, d\alpha^2}$, als direkte Beobachtung aufgefasst, und mit andern gleichartigen Beobachtungen zur Ausgleichung gebracht werden. Der letztere Fall ist meinem Verfahren analog, und dessen Richtigkeit somit erwiesen, dagegen wäre es falsch, h mit dem Gewichte $\frac{1}{d\alpha^2}$ in die Rechnung einzuführen und hier würde der Vorwurf des Recensenten Platz greifen, dass h nicht direkt beobachtet ist.

In Betreff der wesentlichen Eigenschaften von Wahrnehmungen, welche sich zur Ausgleichung nach der M. d. kl. Q. eignen, verweise ich auf Bessels Untersuchungen über die Beobachtungsfehler. (Schumachers Astr. Nachr. Nr. 358 u. 359.) Ferner lässt sich mein Verfahren rechtfertigen durch das von Enke in seinem Aufsatz über die M. d. kl. Q. im Berliner Astr. Jahrbuch 1835 S. 261 Gesagte.

Indem ich hiermit den Vorwurf »gänzlich verfehlter Anlage« entschieden zurückweise, halte ich mich auch für berechtigt, die Empfehlung eines »genauen Studiums« der M. d. kl. Q. von Seite des Recensenten, nicht auf mich zu beziehen.

W. Jordan,
Professor der praktischen Geometrie an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe.

Druckfehler. S. 190 Z. 19 v. u. lies Kronos st. Homer; Z. 6 v. u. Tugend st. Jugend; S. 192 Z. 13 v. o. lies Räthsel st. Schicksal.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Il discorso d'Iperide pei morti nella guerra Lamiaca publicato da Domenico Comparetti Romano professore di lettere Greche nella R. università di Pisa e'c. con fac. simile. Pisa tipografia dei fratelli Nistri MDCCCLXIV. 78, fol. min. Mit 7 Tafeln.

Récension nouvelle du texte de l'oraison funèbre d'Hyperide et examen de l'édition de M. Comparetti par H. Caffiaux, docteur ès lettres de la faculté de Paris. Extrait de la revue archéologique. Sept. Dec. 1865 et Janv. 1866. Paris aux bureaux de la revue Archéologique. Librairie Academique — Didier et Ce, quai des Augustins, 56. — 1866. 43, 800.

»Die letzten werden die ersten sein« das sollte man bei den neuesten Herstellungen eines Werkes der Art voraussetzen dürfen, ehe man sie noch selbst in die Hand nimmt und sich von den Fortschritten überzeugt, welche sie über die Vorgänger hinaus gethan haben. Jedoch, will man auch nicht undankbar sein gegen Comparetti's fleissige Arbeit, der in den kritischen Noten eine Uebersicht des für den Epitaphios geleisteten gegeben hat, und in dem Commentar (schiaramenti) vieles beibringt, was wenigstens für seine Landsleute instruktiv sein mag; gibt man auch zu, dass bei Caffiaux mehrere recht gute Bemerkungen sich finden — im Ganzen stehen beide Leistungen ziemlich weit hinter denen von Sauppe, Cobet und Babington zurück: um das vorhandene kritische Material gehörig zu benutzen war eben eine Vertrautheit mit der Sprache überhaupt und dem Stile der Redner insbesondere erforderlich, welche die Herausgeber wol in Folge mangelhaften Elementarunterrichtes nicht in genügendem Maasse besitzen. Das verräth sich bald in zu grosser Abhängigkeit von dem äusserst nachlässig geschriebenen Originale, bald in gewagten Aenderungen, besonders Ergänzungen. Nach jener Seite hin das rechte zu verfehlen neigt mehr Comparetti, nach dieser mehr Caffiaux; doch predigt auch dieser mit grosser Entschiedenheit die Lehre, dass man von dem Buchstaben der Ueberlieferung nicht abgehen dürfe, und erlaubt sich keine Modificationen oder Zusätze, qui ne seront pas rigoureusement indispensables. Die Motivirung solcher Enthaltsamkeit: les Grecs ne nous ont point légué le secret de tous les caprices et de toutes les combinaisons de mots que pouvait se permettre leur idiome aussi hardi que flexible hat freilich zu mancher verwegenen Anwendung derselben geführt, was wir unten belegen werden.

Von diesem übertrieben conservativen Eifer ist auch Babington nicht ganz frei, doch hat er an mehreren wichtigen Stellen den Muth gehabt, mit der Tradition zu brechen und für den Nonsens des

Digitized by Google

Papyrus dem gesunden Gedanken seinen gebührenden Platz einzuräumen. Man vergleiche in dieser Hinsicht 4, 31; 5, 5; 8, 10, 35, 42; 9, 14; 10, 1; 13, 38 mit Comparetti; 4, 23; 7, 17; 8, 28; 9, 17; 11, 29; 13, 3; 5, 38 mit Caffiaux. Doch soll nicht verschwiegen bleiben, dass 6, 1; 7, 17, B. die schlechtere Lesart beibehalten hat, wo die beiden andern das richtige geben, 13, 17 Caffiaux wohl daran that, den frühern Text B.'s dem spätern vorzuziehen und 9, 2, 31 Comparetti mit Cobet u. a. sich für *νομίζομεν* und *κρίνομεν* erklärt, wo B. noch zaudert. Von allen drei Herausgebern, ausser Comparetti, ist 6, 23 Spengel's *παρόδους* übersehen worden, obgleich Sauppe es in dem Anhang p. 58 empfiehlt und C. selbst weiss nichts davon, dass Spengel zuerst, lange vor Fritzsche und Tell diese Verbesserung gemacht hat. Dasselbe gilt von den Correcturen *παραλειπόμενα* 2, 10, *ἐκείνους* 2, 15 *κατεπτηχυῖαν* 5, 38, *μαχόμενος* 6, 19, *γεγονέναι* 11, 29, der Begriff des unerbittlichen alle ohne Erbarmen fortraffenden Todes ist von Sp. wenigstens 11, 9 angedeutet; vgl. Münchner Gelehrte Anzeigen 1858, 398 sqq., welche uns erst nach dem Erscheinen unserer Ekdosis in Jahrb. für Phil. und Paed. Bd. LXXVII, 369 sqq. zu Gesicht kamen, daher dort noch nicht verwendet werden konnten.

Gerne sprächen wir hier auch von dem nach unserm Gefühl von Sauppe und Spengel sehr unterschätzten Werthe der Grabrede und ihren gewiss grossen Vorzügen vor den angeblichen Produkten des Lysias und Demosthenes, wozu neuere Verhandlungen wiederholt Anlass geben könnten, zugleich auch von dem höchst dankenswerthen Index Graecitatis Hyperideae unsers Freundes Westermann, aber vorerst müssen wir uns auf die Besprechung dessen beschränken, was die beiden letzten Bearbeiter des merkwürdigen Werkes zu wege gebracht haben.

Vergebens bemüht sich C. 2, 9 *καταλειπίμενα* zu halten, in dem Sinn von le cose da me lasciate ad altri (cioè da aggiungere), wo *παραλειπόμενα* allein möglich ist, und beide Begriffe so wenig mit einander vertauscht werden können als »hinterlassen« und »überlassen.« Dass 3, 22 nach *Ἑλλάδα* ein Verbum ausgefallen sein müsse, erkennt er an, wagt aber nicht eine Wahl unter den vorgeschlagenen Ergänzungen zu treffen, oder an die Stelle seines früheren Complementes *διασωσάντων* eine neue zu setzen. Weder er noch sonst jemand stösst sich an der seltsamen Phrase *τὸ καθ' ἕκαστον τῶν πρότερον* oder *ἃ. κ. ἑ. τ. π.* (hinzudenken wäre dann *εὐηργετηκὸς* oder *εὐηργέτηκε*), wo *τῶν πρότερον* als störend entfernt werden dürfte, wahrscheinlich kam es durch Versehen aus l. 7 herunter; dann wird der Gedanke des Redners durch *οἷς καθ' ἕκαστον πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα σώζουσα διετέλει* genügend ausgedrückt sein, Cobet's *τὰ καθ' ἑ. τῶν πρ. ἀνὰ πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα πεπραγμένων* ist, wie Comp. fühlt, zu kahl, auch die Wiederholung von *τῶν π. πεπρ.* wobei man überdiess *αὐτῇ* ungern vermisst, unangenehm.

Hyperides will nur im allgemeinen Athens wohlthätigen Einfluss auf das übrige Griechenland in wenigen Worten charakterisiren,

Digitized by Google

ohne die zahlreichen Belege dafür herzuzählen. Es ist damit indirect eine Kritik der früheren epitaphischen Panegyrici gegeben. Er lässt so einen vordem bis zum Uebermass behandelten Stoff fallen und geht rasch zum eigentlichen Thema über. Diese Neuerung ist bereits 3, 19 in den Worten *περὶ μὲν οὖν τῆς πόλεως διεξιέναι . . καθ' ἕκαστον — πᾶσαν τὴν Ἑλλάδα . . . . . οὔτε ὀχρόνος ὁ παρὼν ἱκανὸς οὔτε ὁ καιρὸς ἁρμόττων τῷ μακρολογεῖν* angekündigt und daher wenig wahrscheinlich, dass H. dieselbe Uebergangsformel kurz darauf wieder angewandt habe, etwa in der Fassung von C [*περὶ μὲν οὖ]ν τῶν κοινῶ[ν τῶν τῆς πόλ]εως, ὥσπερ* [*εἶπον, ἐά]σω* oder von Sauppe *π. μ. ο. τ. κ. τῶν τῆς π. ὥσπερ χρὴ δηλῶσαι δοκῶ*. Dies Bedenken leitete Rec. früher auf *ἐπεὶ δὲ τὰ καθ' ἕκαστον τῶν κοινῶν ἔργων τῆς πόλεως, ὥσπερ εἶπον, φράσαι χαλεπόν*, worüber Babington urtheilte: makes very good sense, and is perhaps right, though not very near the MS.: *τὰ καθ'* is too much for the space and might perhaps be cancelled. C. hat in der Note unter dem Text unsern Vorschlag nicht erwähnt, wenn er berichtet tutto questo da *περὶ μὲν οὖν* fino ad *ἅμφω* e omesso da C. e lasciato non supplito da K (il quale legge . . . *σαι ἀλιφω*, trägt ihn aber in den schiaramenti nach ohne übrigens die H. J. 1858, 564 dafür gegebene Begründung anzuführen. Allerdings ist dabei die Möglichkeit, jene Supplemente mit den erhaltenen Resten zu combiniren, nicht in Betracht gezogen worden, nur den Gedankengang wollten wir andeuten, übrigens die Publikation des wichtigen Fundes, der in Deutschland noch nicht edirt war, lieber beschleunigen, als durch weitere Ergänzungsversuche verzögern. Bei der jetzt angestellten Revision erscheint Spengel's Bemerkung, in *ἀλιφω* stecke nichts anderes als *ἅμφω*, unzweifelhaft, weniger aber der von ihm angenommene Zusammenhang: „nachdem ich von der Stadt gesprochen habe, will ich, wie ich auch beides versprochen habe, über Leosthenes und seine Gefährten reden." Unter beiden versteht H. wol eher die Stellung von Athen in Griechenland im Allgemeinen und die Verdienste, welche sich dieser Staat um alle übrigen erworben hat, insbesondere, welche Unterscheidung 3, 19—32 gemacht wird, und die auf col. 4 leider arg verstümmelte Rede mag sich in folgender Weise bewegt haben: an das letzte Wort der allgemeinen Schilderung Athens *παρασκευάζουσα* (3, 20) schloss sich etwa an:

[οὐκ ἔχων δὲ ὁμοῦ περὶ τούτων
εἰπεῖν καὶ περὶ πασῶ]ν τῶν
κοινῶ[ν πράξεων τῆς πόλ]εως,
ὥσπερ[χρὴ, καὶ ὑμνῆ]σαι ἅμ-
φω, περ[ὶ Λεωσθέν]ους καὶ
τῶν ἄ[λλων λόγ[ους ποι-
ήσομαι.

Die Behauptung, der Buchstab vor *αι* in l. 23 sei *κ*, welche C. und Spengel aufstellen, widerlegt sich durch den Anblick des Facsimile, das ein deutliches *σ* zeigt. Bei unserem Restitutions-

Digitized by Google

versuch ist vorausgesetzt, dass eine Zeile (oder auch zwei?) vor l. 21 ausfiel, verursacht durch den gleichen Schluss der Zeilen mit *τῶν*, ferner, dass die eben berührte Eintheilung in dem hier gemachten Uebergang angedeutet werden musste, so dass *ὁμοῦ* in Beziehung zu *ἅμφω* tritt. Die Erwähnung der *κοιναὶ πράξεις* scheint nach 3, 28 zweckmässiger zu sein als der *κ. ἔργα* oder gar nur der *κοινά*. Ungriechisch ist übrigens C.'s *περὶ τῶν κοινῶν τ. π. ἐάσω*, ohne beigefügten Infinitiv, und das *καὶ* vor *περὶ Λ.* nicht zu brauchen. Ebenso bedarf es keiner Demonstration, um zu erkennen, wie verfehlt es ist, 4, 31 die Interpunktion nach *ὑπολαμβάνω* zu tilgen, 4, 32, *τὸ* für *τὸν — γὰρ* beizubehalten, dessgleichen 5, 5 *τούτων*, nachdem Cobet an die Nothwendigkeit von *τοῦτον* erinnert hat, und dann wieder ebenda *δὴ* aus *δεῖ* machen zu wollen. Indess ist er ganz davon durchdrungen, dass die von allen andern Bearbeitern der Rede getroffenen oder gebilligten Correkturen non servono ad altro che a far dire ad Iperide una cosa, che si oppone al buon senso, den Beweis dafür wird man lieber bei ihm selbst nachlesen wollen. Nach Fritzsche ergänzt C. 5, 18 *ὅπερ εἰώθασι[ν οἱ ἄλλοι ἐπαιν]εῖν*. Damit würde die objective Haltung des Redners aufgehoben und der ruhige Gang der Argumentation unterbrochen, statt dass sie der nothwendige Gegensatz abrundete; die Häufung *ἐτράφησαν καὶ ἐπαιδεύθησαν* erschiene unnütz, ungeschickt und vag *οἱ ἄλλοι*. Uebrigens ist nicht *ἄνδρες ἐπιτηδεύειν* in dem engen Raume anzubringen, woran Rec. früher dachte, sondern *ἄνδρες ἀσκεῖν*. E. Müller's *ἐλεύθεροι μαθεῖν* oder *Ἀθηναῖοι μ.* trifft der Tadel, welchen er gegen unser *ἀ. ἐπιτηδεύειν* erhob; es ist auch zu lang; überdiess wäre *ἐλεύθερος* als Gegensatz von *δοῦλοι* ungehörig und *μαθεῖν* falsches Tempus. In 7, 4 gewährt *ἔπραξεν Λ. τότε* nicht die Antithese dessen, was Leosthenes bei Leben und noch nach seinem Tode wirkte, wesshalb wo nicht *ἔτι ζῶν*, doch *ζῶν* jenem Adverb vorzuziehen ist. Dass 8, 10 *ἐξαυτῆς*, was die Grammatiker durch *παραχρῆμα* und ähnliche Ausdrücke erklären, bei den Attikern so nicht vorkam, wie Cobet und Sauppe statuiren, und C. durch Aufnahme der Correktur *αὐτῆς* approbirt, möchte doch eine zu gewagte Behauptung sein; dass es hierher nicht passe, glauben wir eben so wenig, denn dass sofort nach Thebens Zerstörung die Besetzung der Burg erfolgte, ist ein ganz passendes Moment in der Reihe der von H. aufgezählten Unglücksfälle; dagegen scheint der Ausdruck *ἡ ἀκρόπολις αὐτῆς* (sc. *τῆς πόλεως*) noch eines Beleges zu bedürfen. Mit Sauppe's und C.'s Zustimmung tilgt Cobet 8, 35 das *οὔτε* vor *μετ' ἐλαττόνων* und schwächt auf diese Weise sowol die Kraft der Vergleichung als ihre Symmetrie, denn offenbar steht dem *ἰσχυρότερος* das *τὴν ἀρετὴν ἰσχὺν* und dem *ἐλαττόνων* das *τὴν ἀνδρείαν πλῆθος* gegenüber, letzteres wird noch verstärkt durch die Antithese *ἀλλ' οὐ τὸν πολὺν ἀριθμὸν σωμάτων εἶναι κρίνοντες*. C. meint, ein Fehler des Copisten sei hier wahrscheinlich, streiche man *οὔτε*, dann erscheine l'esagerazione un poco meno patente; doch ging das Be-

Digitized by Google

streben der Panegyriker nicht dahin, ihre Uebertreibungen zu mässigen. Er hat *οὔτε* wenigstens eingeklammert. Den Ausdruck *στέφανον τῇ πατρίδι περίεθηκαν* wünschte man gerade desswegen 8, 42 vermieden, weil 8, 1 schon *τῇ Ἑ. τὴν ἐλευθερίαν περιθεῖναι* vorausging, was C. für *περιέθηκαν* geltend machen will. Liest man aber *ἀνέθηκαν*, freilich gegen Cobet's Ausspruch, so liegt darin bereits die Beziehung auf den Ruhm der Kämpfer und die Vindication desselben steht genügend dem Genuss der Freiheit, welcher allen zufällt, gegenüber; dann muss auch der *ἀίδιος στέφανος* dem *ἴδιος* vorgezogen werden, so geneigt man auch sein mag, dieses wegen *εἰς τὸ κοινὸν* für richtiger zu erklären. Wir kommen zu dem vielbesprochenen *ὕβρεις ἀνεκλείπτους*, 9, 14. Sauppe's *ἂν ἐκλείπτους* ist hinsichtlich des Adjektivs natürlich nicht anzuzweifeln, aber *ἑκάστοις* passt nicht zu dem übrigen Text, womit es sich nur, wenn man eine Lücke annimmt, wie Ref. und Cobet empfunden haben, verträgt. Man schreibe also entweder *ὕβρεις ἀνιέναι ποτέ, ἀλλ' ἀνεκλείπτους ἑκάστοις καθεστάναι* oder etwas dem ähnliches, wozu Cobet in den Annotationes rieth, *παρθένων μηδεμίαν φειδὼ γίγνεσθαι, ἀλλὰ καὶ τούτων καὶ παίδων ὕβρεις ἀ. ἑ. κ.*, was aber zur Annahme einer gar grossen Lücke nöthigt. Comp. hat *ἂν* nach *ἐκλείπτους* gestellt, was unwahrscheinlich ist. Jedenfalls lautet das einfache Compositum viel befremdlicher als das doppelte. Gleich darauf 9, 24 ist C. dem Urtheil E. Müller's gefolgt, welcher l. c. 472 mit Entschiedenheit auf die Tilgung von *ἡμᾶς ἀναγκαζομένους* dringt: „Hyp. hat nicht gesagt: *ἀναγκαζόμεθα . . . . ὁρᾶν ἡμᾶς ἀναγκαζομένους*. Die Augenscheinlichkeit, dass hier ein Einschiebsel vorliegt, verstärkt den gleichen Verdacht gegen die Worte 7, 18—21 verglichen mit 26—30." Und doch ist an der Aechtheit beider Stellen nicht zu zweifeln, wenn uns auch C. versichert (p. 63) l' *ἀναγκαζόμεθα ἐφορᾶν ἡμᾶς ἀναγκαζομένους* che risulta dal testo, quale è stato letto fin qui, è cosa talmente mostruosa che non s'intende come gli editori abbian potuto lasciarla passare inavvertita. In der That sind Cobet und Sauppe trockenen Fusses über diese Monstrosität weggeschritten, weil es eben keine ist; denn zwischen den beiden Formen desselben Wortes liegt so viel dazwischen, dass man, wo die Wiederholung eintritt, den Wortlaut des verbi finiti bereits vergessen hat: diese grata neglegentia berechtigt daher keineswegs zur Voraussetzung einer starken Verderbniss und zu einer Aenderung, wie *φανερὸν δ' ἐξ ὧν ἀναγκαζόμεθα καὶ νῦν ἔστι θυσίας — ἐφορᾶν κτέ.* wodurch der schöne Ausdruck: „wir werden genöthigt, Opfer anzusehen, die Menschen gebracht werden" erst recht verdorben wird. Treffend bemerkt Caffiaux (p. 29) gegen C.: „la preuve que la chose n'est pas trop monstrueuse, c'est qu'en effet on ne s'en est guère aperçu; et cela se concoit: *ἀναγκαζόμεθα* est separé de *ἀναγκαζομένους* par sept ou huit lignes de texte renfermant une énumération extrêmement rapide et passionnée, et nous ne croyons pas qu'il faille toujours demander aux mouvements

Digitized by Google

oratoires cette régularité logique et strictement grammaticale, partout ailleurs si nécessaire. Ce qui reste dans l'esprit, — c'est quelque chose d'un peu confus, comme tout ce que fait jaillir la passion après avoir impetueusement effleuré mainte chose irritante. Hypéride, sans doute eut pu revenir sur cette expression, pour la modifier, mais Hypéride, dans ce même discours a visiblement dédaigné ces retouches par lequelles le talent revient sur les périlleux hasards de l'improvisation. Nur durfte er Comparetti nicht eine Conjectur vorschlagen, die noch schlimmer ist als was dieser gewagt hat: Je crois pouvoir satisfaire au désir de C. en proposant *ἐᾶν* (*ἐάειν*), qui a le sens et le nombre de lettres voulus „ce que nous sommes forcés de tolérer encore." Es genügt mit *ἔτι* noch *καὶ νῦν* die kleine Lücke auszufüllen, denn *καὶ νῦν ἤδη* passt darum nicht, weil der schlimme Zustand der jetzigen Zeit nicht erst beginnt, sondern nur noch nicht ganz zu Ende gekommen ist. Ueber das fast berüchtigte *πληγὰς λαμβάνειν* (10, 1) kann Ref. nicht umhin, gegen Cobet und Sauppe an der Lesart festzuhalten und bemerkt mit Vergnügen, wie auch Caffiaux dieselbe Erklärung gefunden hat, welche ihm immer hinzureichen schien, um die fraglichen Worte zu vertheidigen: die *ἄλλοι* sind nämlich die frühern griechischen Kämpfer nicht gegen alle Feinde, sondern nur gegen die Macedonier. Was C. für die überlieferte Lesart vorbringt, kann wegen der dabei angenommenen Allgemeinheit nicht ganz ausreichen, denn auch Hyperbeln haben ihre Grenzen. Was Fritzsche zu gewinnen meinte mit der starken Aenderung *πλείους δὲ πληγὰς λαμβάνειν ἐν μάχαις ἠγωνισμέναις διὰ μιᾶς στρατείας ἢ τοὺς ἄλλους ἐν τ. π. χ.* ist nicht zu errathen. Corrupt scheint die Stelle wol, aber nur in Nebendingen; wir lesen *ἀγωνίζεσθαι*, wie schon die Entsprechung mit *λαμβάνειν* erfordert, woraus freilich Caffiaux *λαβεῖν* machen will, und *ὑπομεμένηκεν ἕκαστος, ὥστε κτἑ* statt *ὑπερμεμενηκέναι ὥστε*, sonst bleiben die Infinitive des Perfects unerträglich. Für das *πληγὰς λαμβάνειν* bietet Demosthenes gegen Konon 1260, 15, 1261, 2 und 20 Belege, die Uebertragung der Phrase auf Niederlagen im Krieg mag uns auffallen, war aber vielleicht damals modisch geworden. Die vielen *μάχαι*, welche H. seine Helden bestehen lässt, können kleinere Gefechte gewesen sein, vgl. Dionysius Halic. VIII. 58 extr. *συμβολαὶ — καὶ πληγαί*. Unglücklich scheint uns 10, 22 Fritzsche's *φέρει γὰρ οὐδὲν πᾶσαν εὐδαιμονίαν ἄνευ τῆς αὐτονομίας*, welches ebenfalls C.'s Beifall gewonnen hat. Wollte Hyperides diesen Gedanken aussprechen, so genügte statt einer so höchst schwerfälligen und kaum griechischen Umschreibung *μόνη αὐτονομία εὐδαιμονίαν*. Caffiaux will die sinnlose Tradition dadurch conserviren, dass er *πᾶσι τὴν* vor *πᾶσαν* einschiebt. Dies hiesse: der Standhaltende gewährt allen Glückseligkeit ausser seiner eigenen. Obwohl nun C. meint, unser *ἀρετῆς αὐτονομία* (und E. Müllers *ἐφ' αὑτῆς αὐτονομία*) seien lezioni che se non altro sono troppo arbitrarie e si discostano troppo dall' originale perchè possano dispensarci del cercare qualche cosa

Digitized by Google

di meglio e di più semplice, so vermögen wir doch nichts anderes als eben ἀρετῆς αὐτονομία, die Selbständigkeit der Tugend hier geeignet zu finden; selbst wenn man mit Sauppe φέρει γὰρ πᾶσαν εὐδαιμονίαν ἄνευ τῆς αὐτονομίας liest, entsteht durch die Unklarheit des Subjectes, durch den ungewohnten Gebrauch von ἄνευ und die seltsame Fassung des Gedankens Anstoss; irren wir nicht, so soll die Autonomie die Eudaemonie erst bedingen, nicht ihr coordinirt sein; ἀρετῆς aber beizufügen, was von ἄνευ τῆς dem Buchstaben nach sich nicht weit entfernt, bestimmte uns die Erwägung, dass persönliche Selbständigkeit noch nicht mit sittlicher Würde identisch ist, und nur mit dieser verbunden jene die Glückseligkeit hervorzubringen im Stande sein wird. Für Caffiaux's Vorschlag kann die von ihm falsch citirte Demosthenische Stelle Ol. II, 9 nichts beweisen. Babington aber hat ein Versehen begangen, wenn er Ref. den Unsinn ἄνευ τῆς ἀρετῆς αὐτονομία zuschrieb. Wo H. die Gefallenen zur αἰώνιος τάξις erhebt und glaubt, dass der Tod ihnen Führer zu grossen Gütern geworden sei, (11, 9) kann er weder der betrübendste, noch der unerwünschte, noch der unvermeidliche für andere heissen, also nicht ἀνιαρότατος, was auch auf die Leidtragenden Hinterbliebenen gedeutet werden kann, nicht ἀνέπευκτος, nicht ἀνήκεστος, sondern nur ἀνίλαστος, wie man zugleich mit Auslassung des Artikels vor τοῖς ἄλλοις schreiben muss, wenn ein richtiger Gedankengang gewonnen werden soll, der hier allein durch den Begriff der Schonungslosigkeit sich ergibt. An ἀνιλεώτατος hat C. gedacht, ἀνίλαστος Caffiaux wie Ref. so eben bemerkt, selbst in seinen Text aufgenommen. Weiterhin 11, 26 muss von dem voraussetzlich ausgefallnen εἵμαρτο oder ἐκβέβηκε das γεγονέναι abhängen; höchst abenteuerlich klingt C.'s ἐξῆν Ἀθηναίοις, aber auch Sauppes ἀγάμεθα passt nicht recht zu γεγόνασι und ἀπεδείξαντο. Für das stark verderbte ἀξαθην, woraus eben C. auf jene wunderliche Conjectur verfiel, wollten wir früher ἐξ αὐτῆς lesen; da aber ἀπὸ ταύτης unmittelbar vorhergeht, möchte es rathsamer sein, αὐτόθεν zu substituiren.

Wo die Begrüssung des Leosthenes und seiner Mitkämpfer durch die Helden vor Troja, die der Perserkriege und durch Harmodius und Aristogiton geschildert wird, glaubt C. mit θαυμάζοντας τῶν πεπραγμένων [τοὺς ἥρωας] καλουμένους das richtige getroffen zu haben, und empfindet nicht wie übel sich hier die Phrase τ. ἡ. κ. ausnimmt, (eben wie unser „die sogenannten Heroen.") Wenn auch καλουμένους auf dem Papyrus zu lesen ist, haben wir doch darin nur eine leichte Verschreibung von καὶ τοῦ μένους zu erkennen, über welche man sich neben so starken Abirrungen wie δεηγορμενων und στρατειαν στρασαντας nicht wundern darf. Nebensache ist, dass εἰργασμένων näher liegt, als das von C. vorgezogene πεπραγμένων. Die Stellen bei Isocr. IX, 65 und Paus. X, 6, 1 beweisen nichts für die Richtigkeit des Supplements, sondern eher dagegen, von Pausanias war übrigens hier gar kein Gebrauch zu machen, da er nur die Graecität der Formel οἱ ἥρωες καλούμενοι

Digitized by Google

belegt, woran kein Mensch zweifelt, bei Isokrates aber ist *τὸν τῶν ἡρώων* (scil. *πόλεμον*) frei von einem solchen Zusatz. Noch schlimmer verfährt C. 13, 36 mit dem Texte, wo er fast nichts ändert, aber argen Nonsens stehn lässt. Es ist nämlich ganz undenkbar, dass *μετὰ τῶν συνθαπτομένων αὐτῷ ἀνδρῶν, τῶν μετ' ἐκείνους μὲν γεγενημένων κτέ* auf die erst nachher genannten Helden der Perserkriege bezogen werden dürfe, welche längst begraben sind und nicht mit Leosthenes noch einmal begraben werden können. So wird in unerträglicher Weise verbunden, was der Gedanke trennt, und zerrissen, was zu verknüpfen war; statt *λέγω δὴ* als erklärenden Zwischensatz mit schwacher Interpunktion auf *διαπεπραγμένων* folgen zu lassen, beginnt damit 13, 42 eine neue Periode. Babington hat hier unsern Vorschlag *καὶ* vor *τῶν* 13, 38 einzuschieben, benutzt und damit die von C. vergebens vertheidigte Confusion beseitigt, welcher auch Cobet ohne genügenden Erfolg abzuhelfen bemüht war, wenn er schrieb: perspicuum est, *λέγω δὴ* scribi oportere, et verba, quae praecedunt *τῶν μετ' ἐκείνους — διαπεπραγμένων* non ad heroes ex bello Troiano, sed ad Miltiadem et Themistoclem esse referenda; quod quia sat commode servata vulgata scriptura fieri non potest, subit animum suspicio pauca quaedam in praecedentibus scribarum negligentia interiisse: repetitum in vicinia *ἀνδρῶν* suspicor peperisse lacunam, librarii oculis a priore ad posterius delabentibus. Si hariolari licet, huiusmodi quid Hyperides dixisse potuit: *μετὰ τῶν συνθαπτομένων νῦν αὐτῷ ἀνδρῶν[οἵτινες τὰς ἀρετὰς ἐξήλωσαν τῶν πάλαι ἐνθάδε κειμένων ἀνδρῶν]*. Abgesehen von der unschönen conversio oder *ἀντιστροφὴ* auf *ἀνδρῶν*, weil es wiederholt wird ohne dass ein besonderer Nachdruck darauf ruhte, werden die Missstände der überlieferten Fassung damit keineswegs gehoben; auch Cobet zerstört die Periode und seine Ergänzung enthält noch dazu einen Widerspruch gegen die Tendenz des Redners die frühern Helden gegen die jetzt gefallenen in Schatten zu stellen, welche also den früheren nicht blos nachgestrebt haben können (*ἐξήλωσαν*); vor allem aber mussten die aufmerksamen Leser dieser Rede fühlen, wie drei Gruppen unterschieden werden, von welcher die zweite nicht, wie im Manuscript allerdings geschieht, mit der ersten confundirt werden durfte. Was C. für seinen Text vorbringt, beruht nur auf dem Aberglauben, an der diplomatischen Grundlage per fas et nefas festhalten zu müssen, und lieber den Hyperides jeden Verstoss gegen guten Geschmack und gesunden Menschenverstand begehen zu lassen, als mit jener die durch solche Rücksichten gebotenen Aenderungen zu treffen, entzieht sich aber eben darum einer eingehenden Erörterung. Im allgemeinen erkannte nun Ref. schon längst (N. Jahrb. f. Ph. 1858, p. 382) dass 14, 6 etwas ausgefallen sein müsse, indem er den Inhalt der Grabrede so wiedergab: »im Hades werden die Kämpfer von Troja den Leosthenes freudig begrüssen, der mit seinen Genossen grösseres leistete als sie, der nicht nur eine Stadt zerstörte, sondern die Europa und Asien beherrschende Macht

Digitized by Google

demüthigte; der nicht eines Weibes Entführung rächte wie jene, sondern von allen hellenischen Frauen die drohende Schmach abwendete. Auch die Befreier Griechenlands in den Perserkriegen werden ihn begrüssen; auch sie hat Leosthenes übertroffen, denn er liess die Feinde gar nicht in seine Heimath einziehen, er besiegte sie auf ihrem eigenen Boden." Nur hätte damit auch der Versuch verbunden werden müssen, die Lücke angemessen auszufüllen, die in der Epitome angedeutet ist, etwa durch *ποία ἔντευξις Λεωσθένει ἔσται*, denn dass mit Sauppe's *δεξιώσεσθαι αὐτὸν* p. 59, welches, wie es scheint, nur hinzugedacht, nicht auch hinzugefügt werden soll, die Periode vollständig sei, kann man nicht zugeben.

Nicht glücklicher ist C. an der viel behandelten Stelle 14, 22. Er hält für möglich, was uns andern Grammatikern unmöglich zu sein scheint, dass nach *καὶ τοὺς — ἐνδειξαμένους* mit *οὐδ' ἐκείνους* eine negative Fortsetzung der Aussage auf dasselbe Subject bezüglich eintreten könne, und liest *οὐδ ἐκείνους οὕτως αὐτοῖς οἰκείους* [*τοὺς ἄλλους*] *εἶναι νομίζειν ὡς Λεωσθένη — οὐδ' ἐκείνοις ἂν μᾶλλον ἢ τούτοις πλησιάσειαν ἐν Ἅιδου*, als wenn in *ἐκείνοις* alle übrigen Bewohner des Hades, quanti altri sono nell' Ade begriffen wären. Man wird bei der von Ref. versuchten Textesgestaltung, wie sie in der Note N. J. f. Ph. 1858 angegeben ist, stehen bleiben können, (nur mit Sauppes Correktur *ἂν εἶναι* statt des blossen *εἶναι*) welche aber damals nicht richtig erklärt wurde, indem wol *οὐθενους* nicht in *οὐδένας*, sondern in *οὐδ' ἐκείνους* abgeändert die Marathonomachen bezeichnet, welche jetzt durch die neuen Ankömmlinge überboten werden. An den verschiedenen Beziehungen, die dasselbe Pronomen annimmt, darf man sich nicht stossen, da die jedesmalige Relation keinem Zweifel unterworfen ist. Wie Harmodius und Aristogiton in der Vorstellung der Athener eine durch politischen Enthusiasmus geschlossene und geweihte Freundschaft verband, so werden sie von nun an die zu ihren liebsten Genossen wählen, welche in ähnlicher Weise, nur mit noch grösserer Tragweite ihres Verdienstes die Befreiung ihrer Landsleute erstrebten. Hiemit berichtigen wir die l. c. 382 und in den Heidelb. Jahrb. 1858, p. 568 vorgetragene Interpretation, ohne darum auch E. Müllers zum Theil von Sauppe, Spengel und Babington adoptirte Lesung der Stelle gut zu heissen.

Von Caffiaux's Bearbeitung des Epitaphios musste schon oben einigemale die Rede sein, wo seines richtigen Auffassens einiger scheinbaren Corruptelen gedacht wurde. Leider beschränkt sich aber der Werth seiner Leistung auf die Fälle, wo das verständige Urtheil des Dilettanten ausreicht; wie wenn er 4, 32 die schon in der editio princeps von Babington eingeführte Interpunktion und das *τὸν μὲν γὰρ* billigt, 5, 5 *τοῦτον* von Cobet acceptirt, sein *ὑμᾶς* dagegen 5, 20 zurückweisst, das wohl darum besonders ungehörig erscheint, weil H. sich sonst in dieser Rede nicht an die

Digitized by Google

Zuhörer richtet. Denn was er selbst beibringt: *ὑμᾶς* restreint inutilément l'idée aux personnes présentes à cette céremonie; de plus, pour la portion la plus nombreuse de l'auditoire, je veux dire les Atheniens, il implique que, si on ne leur rappelait pas, qu'ils élèvent leur enfants selon les principes indiqués, tous pourraient bien ne plus le savoir hat wenig zu bedeuten. Gegründeter ist was 8, 10 für *ἐξαυτῆς* und gegen *αὐτῆς* C. erinnert, dass der Contrast der Situationen durch *αὐτῆς* geschwächt und dieses selbst si parfaitement inutile sei, que la place gagnerait à ce qu'il n'y fût pas; dessgleichen, wenn er 8, 35 gegen Cobets: joculare imprimis est *οὔτε μετ' ἐλαττόνων ἠγωνίσαντο*, quasi vero nunquam copiae fuerint pauciores quam quibus Leosthenes praefuerit bemerkt »la conclusion qu'en tire le savant helléniste me semble exagérée; ce que cherche à faire ressortir Hyperides, c'est la disproportion numérique des deux camps: on a vu des armées plus petites que celle de Léosthène, comme on en a vu de plus nombreuses que celle d'Antipater; mais, au dire de l'orateur, jamais armée aussi inferieure en nombre n'attaqua des adversaires plus puissants. An der Richtigkeit dieser Interpretation wird man nicht zweifeln können; eben so treffend ist die schon berührte von *πληγὰς λαμβάνειν*, 10, 1 und was er zu 13, 18 über *τοῦ μένους* sagt, wenn auch seine Ansicht c'est une expression poétique que l'orateur semble avoir à dessein empruntée à Homère afin de caractériser et rapprocher les efforts persévérants des Grecs pour punir le rapt d'Hélène, et ceux de Léosthène protegeant l'honneur de toutes les femmes de la Gréce etwas weither geholt heissen darf.

Dagegen sind so ziemlich alle Versuche, positive Kritik zu üben, etwa das *ἀνίλαστος* (11, 9) ausgenommen, C. misslungen, wie auch seinem französischen Vorgänger Deheque, der zu grosser Befriedigung C.'s 4, 23 den H. sagen lassen konnte *περὶ — τῶν κοινῶν τῶν τῆς πόλεως, ὥσπερ ἔπρεπε, εἴρηται ἀληθῶς*. Ohne Anstand zu nehmen ergänzt C. 5, 18 *ὅπερ εἰώθασι νέοι ποιεῖν*, was gar keinen Sinn gibt, da Jugend bekanntlich Tugend nicht liebt, und 8, 27 *θεωροὶ γενήσονται ἐφεξῆς τούτων* réclamé par le sens. Wie so? les générations grecques qui se succéderont aux assemblées des Thermopyles seront successivement et a jamais les temoins des exploits que leur rappellera la vue de ces lieux. Doch können wir den so gegebenen Text nur von einer Reihenfolge der Betrachtung verstehen, welche für die gleichzeitig zu Thermopylae erschienenen Griechen eingehalten wurde. Rein unverständlich ist, wozu sich C. autorisirt glaubt de raisons, qui ont conservé toute leur force; *τῶν τὸ ζῆν εὐδαιμόνων τάξιν μετηλλαχότων ἔχουσιν*, aber sehr ergötzlich, was er über die Empfangsscene im Hades p. 39 sq. aufstellt. Er unterscheidet zwar richtig die drei Gruppen, will sie aber auch durch gewaltsame Aenderungen markiren; er interpungirt wie Comparetti nach *διαπεπραγμένων* (13, 41) und fährt dann fort *ὁρῶ δὴ τοὺς περὶ Μιλτιάδην*, was heissen soll je vois certainement, denn der Begriff des Erblickens domine tous les

Digitized by Google

tableaux qu'une expressive hypotypose fait passer devant les yeux. Indem er nun die Anfänge mit *ἆρ' οὐκ ἂν οἰόμεθα ὁρᾶν* (13, 14) mit *ὁρῶ δὴ* (13, 42) und mit *οἶμαι δὲ καὶ* (14, 18) als drei analoge Sätze von progressiver Stärke betrachtet, schwingt er sich zu der Vorstellung auf, Strophe, Antistrophe und Epode im tragischen Chor hier zu erkennen und findet, dass notre maniere d'envisager toute cette partie fait tomber bien des difficultés de détail, ist aber doch so grossmüthig auch Deheque's Meriten um diese glänzende Partie der Rede gelten zu lassen, welcher nicht *ὁρῶ* aus dem *ἐγὼ* des Manuscripts macht, sondern *ἐρῶ*. Mit sehr amüsanter Naivität spricht sich C. hierüber aus: *ἐρῶ* est aussi près que possible de *ἐγὼ* du MS.; il introduit en outre un rapport symétrique de plus entre les deux premiéres parties de la prosopopée: chacun d'elles commence ainsi par une interrogation. Cette restitution est donc excellente et si je ne lui sacrifie pas complétement *ὁρῶ*, c'est qu'il m'est difficile de me dépouiller tout à fait de cet amore inventionis dont parle Quintilien. Les editeurs qui viendront après moi emprunteront *ἐρῶ* a D. et ils auront raison. Cp. en mettant *λέγω* à la place de *ὁρῶ* ou de *ἐρῶ*, a détruit, avec l'unité de toute cette partie, ce qu'elle peut avoir de mouvement et de chaleur. Und dann folgt das liebenswürdige Geständniss: De plus, je l'avoue à ma honte, je ne construis pas facilement la phrase qui en resulte! Noch schlimmer ist es der Stelle ergangen, welche C. als troisieme phrase oder Epode bezeichnete; wenn er da schrieb *οὐδ' ἐκείνους οὕπως αὐτοῖς οἰκειοτέρους ἢ ὑμῖν εἶναι νομίζειν ὡς Λεωσθένη κτέ* hatte er keine Ahnung davon, dass mit diesem *οὕπως*, qui a véritablement existé, car il y a trace au papyrus du premier jambage du *π* gerade das Gegentheil von dem Gedanken ausgesprochen ist, welchen er dem H. in den Mund legen will. Ebenfalls unglücklich ist der Zusatz von *τούτων* nach *μείζω*, wodurch die schiefe Auffassung entsteht: les actions dont nous venons d'être témoins ne les mettent pas seulement au niveau de ceux-là (Miltiade et Thémistocle); elles les élèvent encore, s'il faut le dire, au-dessus de ceux-ci (Harmodius et Aristogiton). Das im folgenden enthaltene Argument *οἱ μὲν γὰρ — ἁπάσης* müsste in einer Vergleichung des Miltiades und Thémistokles mit den Tyrannenmördern bestehen, wenn C. recht hätte und *ἐκείνων* auf jene, nicht auf diese zu beziehen wäre. Doch meint er mit *τούτων* einen trefflichen Griff gethan zu haben: *τούτων* devient donc le trait d'union, qui réunit sans effort deux groupes d'idées autrefois désuinis de la manière la plus discordante; il complète encore la symetrie de la phrase: *ἐλάττω ἐκείνων . . . μείζω τούτων . . .* et nous avons vu combien ces rapports symétriques jouent, dans toute cette partie, un rôle important. Ce sont eux, en effet, qui, pour rétablir l'économie primitive de tout ce morceau, ont été notre guide le meilleur et le plus sûr. Vielmehr sind sie für ihn zum Irrlicht geworden, da keiner der von ihm gemachten Vorschläge zu brauchen ist.

Digitized by Google

Man muss wirklich bedauern, dass C.'s Empfänglichkeit für die Schönheiten antiker Redekunst sich nicht auf gründliche Sprachkenntniss stützt; der absolute Mangel derselben ist ihm überall hinderlich, und führt auf Missgriffe und abenteuerliche Urtheile in allen Fällen, wo nur die Grammatik entscheiden kann. Man vergleiche das über die Häufung der Participien 5, 38, über die verkehrten Optative 9, 2 und 31, über den *τόπος ἀμοιβῶν* 11, 18, über die Futura *ἀκουσόντων* und *ἐγκωμιάσοντος* 13, 3 und 5 gesagte, und man wird sich wundern, wie dürftig die Ausstattung ist, mit welcher C. sich an die Herausgabe eines solchen Textes machte.

Indess erhebt er sich kühn über diese kleinlichen Schwierigkeiten; er gehört nicht zu denen, welchen *λογισμὸς ὄκνον φέρει*: so wenig man heutigen Tages undankbar ist gegen die Restaurationen mittelalterlichen Dome, so erkenntlich werden die Leser des Hyperides dem Mann sein, der es übernimmt, den Bau seiner Rede im Grossen wieder herzustellen, ja H. selbst, s'il assistait à nos débats müsste sich freuen, sein weithin verwüstetes und zerstörtes Werk wieder in seinem Geist erneut zu sehen; wir haben es vor Augen: Traitons donc en monument l'oeuvre d'Hyperide; et, la restauration terminée, si l'on peut, en le regardant de moins près, en reculant de quelques pas, se rendre mieux compte de l'ensemble; si à cette distance, les restitutions se fondent assez bien et s'harmonisent avec le reste; si, grâce à elles, on possède à peu près un tout, et que ces restitutions, élevées sur les vestiges mêmes des parties détruites et avec ce qui restait de leurs matériaux, donnent une certaine garantie de ressémblance, ne rougissons point de notre labeur. Was gäben wir nicht darum, wäre die Befriedigung, welche unserem Kritiker seine Schöpfung einflösst, gegründet, und jeder Freund des Hyperides müsste bekennen, wie vielmehr durch so grossartige Reproduktion geleistet sei, als durch die bisher versuchten Ergänzungen weniger Worte oder höchstens einzelner Zeilen, über welche wir Grammatiker nicht einmal uns vereinigen können, ob sie in den Context passen oder nicht?

Wer dann eine Einrede gegen solches Unternehmen wagen wollte, würde übel heimgeschickt: on me dira peut-être que les résultats obtenus seront toujours, pour la forme du moins, d'une incertitude, qui leur ôtera toute garantie aux yeux des grammairiens. J'en conviens sans peine; mais que me repondraient ceux dont je prévois l'objection, si je la retournais contre eux mêmes? . . . . Les restitutions proposées jusqu' aujourdhui pour quelques unes des plus petites lacunes sont-elles beaucoup plus sûres? . . . . . s'accordent-elles entre elles? ne se détruisent-elles pas les unes les autres? et quel est le grammairien, qui oserait en adopter une seule et la donner formellement comme appartenant à la langue d'Hyperide? Si la difficulté de deviner juste ôte toute autorité à la restitution des espaces les plus larges, la diversité multiplée des opinions sur les moindres lacunes leur ôte aussi toute créance. Daraus müsste man freilich den Schluss ziehen, wie C. selbst zu-

Digitized by Google

gibt, es sei am besten, jeden Versuch der Art, im Grossen wie im Kleinen zu unterlassen. Doch nein; Je dirai mon opinion tout entière: si une restitution est désirable ce n'est pas sur des vides sans importance qu'il faut surtout la tenter; c'est sur les parties qui, par leur étendue, ôtent à ce qui reste de l'édifice son ensemble, ses proportions, et par suite, sa beauté. Sehen wir denn, was die Rede durch die Bemühungen des Herrn C. gewonnen hat an Symmetrie und Schönheit.

Wer die Bereicherungen des Textes 1, 10—20, 4, 2—11 und 12, 6—30 mit einigermassen kritischem Auge geprüft hat, wird uns gern die Analyse derselben erlassen, weil weiter nichts darin zu entdecken ist, als schwache Gedanken in barbarischem Griechisch vorgetragen. Wenn C. keinen Unterschied zwischen der Möglichkeit kurze Lücken zu ergänzen, wo der Zusammenhang und die augenfällige Anzahl der fehlenden Buchstaben probable Restitution ermöglicht und der ausgedehnte Defecte im Sinne des Verfassers zu ersetzen, gelten lässt, beweist er eben damit nur seine totale Akrisie; harmlos arbeitet er daher auch da fort, wo jede Grundlage zu der Bestimmung des verschwundenen Gedankens mangelt, z. B. in col. 12, 23—26 an welcher Stelle aus *τωιπε . . . . . .* und *παραπε . . . .* schlechterdings nichts zu entnehmen ist, während in den früheren und späteren Zeilen der nur zur Hälfte erhaltenen Columne bedeutendere Wörter der Conjectur zu Hülfe kommen. Und so hat denn auch Sauppe 12, 2—6 die sehr befriedigende Ergänzung gegeben *ἢ παρὰ τοῖς γεραιτέροις; ἀλλ' ἄφοβον ἄξουσι τὸν λοιπὸν βίον καὶ ἐλάττων τοῦ γήρως γεγένηται ἡ δυσχέρεια διὰ τούτους αὐτοῖς.*

Dann aber verzichtet er in 7—31 auf weitere Versuche und deutet nur die Gedankenfolge durch *ἢ παρὰ τοῖς ἡλικιώταις; . . . ἢ παρὰ τοῖς νεωτέροις . . . . Φρυγῶν καὶ τῆς ἐπὶ Τροίαν στρατείας* an. Vielleicht fuhr Hyperides so fort, dass er das Verdienst der Hingegangenen für ihre noch lebenden Altersgenossen darin sah, dass der noch nicht ganz beendigte Kampf gegen die Macedonier ihnen wesentlich erleichtert sei; für die Jüngern aber darin, dass sie ein leuchtendes Vorbild in dem Heldenmuth und der rettenden Tapferkeit derselben gewonnen hätten. Es sei gestattet, etwas hier zu wagen und nach *ἢ παρὰ τοῖς ἡλικιώταις* fortzufahren mit

|οἷς οὗτοι
τελευτήσαντες οὕτω
καλῶς σ|υνεβαλοντο εἰς τὸ
παραπ|ολὺ κουφισθῆν —
αἴγε τὸν|ἀγῶνα; ἢ παρὰ τοῖς
νεωτέρο|ις δόξουσιν; εἶ —
τα οὐ τὸν|θυμὸν θαυμάσου-
σιν αὐτ|ῶν καὶ σφόδρα σπου-
δάσουσιν|μιμεῖσθαι πα-
ράδειγμ|α γενόμενον;

Digitized by Google

οὐ τὴν ἀ|ρετὴν σωτήριον
πᾶσι;

Darauf mochte noch der Gedanke Platz finden, dass sie ein Enkomium verdienen, wie keine anden hellenischen Kämpfer sonst, selbst die Helden vor Troja nicht ausgenommen:

οὐκ|ἐγκωμιά-
ζειν ἀ|εὶ χρὴ ὧν οὐ δέδοικα
μή τινε|ς συγγραφεῖς σο-
φοὶ λό|γων ἄλλους τῶν
Ἑλλήν|ων προκρίνωσι;

W Teuffel deutet in seiner Uebersetzung des Hypereides (Bd. 145 der Stuttgarter Sammlung p. 81) den verlorenen Faden der sich hier durchzog in etwas anderer Weise an: »Und bei welcher von den Altersstufen werden sie nicht glücklich gepriesen werden? Etwa bei den Aeltern? Aber jene haben diese es zu danken, dass sie ihr weiteres Leben ohne Angst verbringen dürfen und die Gegenwart für sie leidlicher geworden ist. Oder bei ihren Altersgenossen? Aber von ihnen können diese lernen mit Ehren zu sterben. Oder bei den Jüngern? Aber für diese haben sie ein Muster aufgestellt, dem sie nachstreben müssen. Und wenn Dichter und Redner unter den Hellenen die Thaten der Phryger (?) und des Zuges gegen Troja gepriesen haben — werden sie nicht lieber künftig über Leosthenes sprechen und die in diesem Kriege Gefallenen?« So leitet die Uebertragung zu dem sicher erhaltenen Satze über, dass nichts mehr Lust gewähre und mehr Nutzen stifte, als der Preis solcher Patrioten; wie er im Originale geformt war, ist nicht zu errathen, aber sowohl Cobet's *ἐπ' ἀμφότερα* (*λόγοις ταὶ ᾠδαῖς ἐπαινεῖν* ging ohne Zweifel 29, 30 vorher) *γὰρ ἐξέσται ὑμνεῖν περὶ Λεωσθένους*, als Sauppe's *ἀγαστότερα γὰρ ἔνεστι πολλῷ περὶ Λ. λέγειν* scheint sich weiter von dem Ton des Redners zu entfernen als Babingtons *σεμνότερα γὰρ ἔξεστιν ἡμῖν περὶ Λ. εἰπεῖν*. Dagegen wird man kein Bedenken tragen, Sauppe's Fassung der folgenden Periode *εἴτε γὰρ τῆς ἡδονῆς ἕνεκεν ἐγκωμιάζουσι τὰς τούτων καρτερίας, τί γένοιτ' ἂν τοῖς Ἕλλησιν ἥδιον ἢ τούτων τῶν τὴν ἐλευθερίαν πᾶσι βεβαιωσάντων ἀκούειν ὑμνουμένων* der Cobet's vorzuziehen: *εἰ μὲν γὰρ ἡ. ἑ. ὑμνήσουσιν τὰς τοιαύτας κ., τ. γ. α. τ. Ἑ. ἡ. ἔπαινος τῶν τ. ἐ. παρασκευασάντων ἀπὸ τῶν Μακεδόνων*; da diese unnütze Bestimmung einen sehr frostigen Eindruck macht; C. hat sie übrigens als verissimum supplementum von Babington entlehnt. Der Rest dieses Theiles, welcher auf col. 13 fällt, ist besser erhalten.

Wenn aber eine nahezu vollständige Ergänzung von col. 12 nicht undenkbar war, ist sie doch rein unmöglich zu Anfang von 1—8 an, da wir einen gänzlichen Verlust vieler Zeilen in 1 und 2 zu beklagen haben; ferner unmöglich in einigen Zeilen von col. 4. Hier durften Caffiaux und Deheque ihre Mühe sparen und sich die Warnung des philologue Hanovrien (p. 7) gesagt sein lassen: nisi certa telam stamina intendunt, subtemen non habet quo subeat:

Digitized by Google

doleas vero, an dicam, graviter succenseas, cum doctos homines in supplendis — antiquorum reliquiis ludere et ea quorum singulae litterae vel pauca quaedam vocabula supersunt, restituere velle videas etc. (Sauppe Comment. de Philodemi libro qui fuit de pietate. Gotting. 1864, p. 7.)

Wie bereits oben bemerkt wurde, hat Caffiaux ein besseres Urtheil im Festhalten an dem Original bewiesen. Nachträglich gehört hierher, wenn er sich mancher Lesarten annimmt, die Cobet u. a. verschmäht haben, wie 5, 8 *ποιούμενον*, denn dies mit *ποιούμενος* zu vertauschen ist nicht nöthig, weil Hyperides hier eine Regel für alle aufstellt, keineswegs blos seine eigene Maxime geltend machen will; 3, 29 ist die Wahrscheinlichkeit für *ἐπελθεῖν* grösser als für *διελθεῖν*, wo das MS. die leichte Corruptel *ἀπελθεῖν* zeigt; dem *μνημονεῦσαι* geht weniger passend das *διελθεῖν* voraus als die Bezeichnung des blossen Berührens. Cobet hat *ἐπελθεῖν* stehen lassen, zieht aber *διελθεῖν* vor. Auch die Möglichkeit von *ἀπέδειξαν* 11, 25 für das gewohnte Medium ist zuzugeben, vgl. Sauppe p. 59; freilich durfte es C. nicht mit *ἀκουσόντων* auf eine Linie stellen. Ungewiss ist die Ergänzung *ἐπὶ κεφαλαί[ου*, 3, 31 wo die meisten Stimmen für *ἐπὶ κεφαλαίων* sprechen, in der Rede gegen Demosthenes 1, 8 ist die Lesart ebenfalls problematisch.

Um nun noch weniges aus eigener Nachlese hinzuzufügen, halten wir immer noch 4, 32 die Bezeichnung *ἄλλου τινὸς ἔθνους* für erforderlich, wo das autochthone Volk der Athener von andern stark gemischten unterschieden werden soll. Die freiere Wortstellung *ἐπέδωκε μὲν ἑαυτὸν* statt des gemeinen *ἑ. ἑαυτὸν μὲν* 6, 9 konnte beibehalten werden. ib. 12 findet unser *κτησάμενος* für *στησάμενος* was sonst in *συστησάμενος* übergegangen ist, eine Bestätigung in Dem. Ol. II, 10 *οὐκ ἔστω — ἀδικοῦντα — δύναμιν βεβαίαν πήσασθαι*. Für 7, 4 *ὧν ἔπραξε Λεωσθένης ξῶν* citiren wir Dem. XXIX, 30. In 9, 23 wird mit *οὐ κἂν παντελῶς* ein kräftigerer Ausdruck gewonnen. Ebenso wird der Satz 10, 9—17 viel bedeutender sich ausnehmen, wenn man 12 *Λεωσθένη* als unnöthige Explication streicht.

Am Schluss des im Papyrus erhaltenen Theiles der Rede durfte, wie Fritzsche erinnert hat, kein *τὴν* vor *τῶν Ἑλλήνων* eingeschoben werden; ob sonst derselbe etwas zur Verbesserung des des Epitaphios beigetragen habe, weiss Ref. nicht zu sagen.

Kayser.

Carte géologique de la Suisse de M. M. B. Studer et A. Escher von der Linth. Seconde édition, revue et corrigé d'apres les publications et communications des auteurs et de M. M. v. Fritsch, Gilleron, Jaccard, Kaufmann, Mösch, Müller, Stoppani, Theobald par Isidor Bachmann. Reduction: 380,000. Winterthur. Wurster, Randegger et Comp. 1867.

Die erste Auflage der geologischen Karte der Schweiz von B. Studer und Escher von der Linth erschien im Jahre 1853.

Digitized by Google

Sie war das alleinige Werk dieser beiden unermüdlichen Forscher, denen die Alpengeologie so Vieles verdankt. Die neue vorliegende Karte gibt uns Kunde von den Fortschritten der Wissenschaft; die Zahl der auf derselben unterschiedenen Gebirgsarten ist eine grössere, das geologische Bild das sie uns vorführt, ein weit mannichfaltigeres geworden.

Es werden auf vorliegender Karte auf vier Blättern folgende Formationen im Allgemeinen und Gesteine im Besonderen unterschieden:

1) Krystallinische Gesteine. Gneiss und Glimmerschiefer; Granit der Alpen (Protogyn) und eigentlicher Granit; rother Porphyr; Melaphyr (war auf der ersten Karte nicht angegeben); Basalt und Phonolith mit ihren Tuffen. Zu den Amphibol-Gesteinen sind gestellt: Syenit, Hornblendeschiefer, Wetzstein, Hornblende-Porphyrit, Diorit und Spilit. An diese reihen sich noch mehrere Gebilde deren geologisches Alter und Stellung im Systeme noch nicht genügend ermittelt, wie gewisse Gypse, Dolomite, Kalksteine, Serpentine, grüne und graue Schiefer, Quarzite und Verrucano.

2) Paläozoische Formationen, bekanntlich in der Schweiz von geringer Verbreitung; die Uebergangs-Formation und das merkwürdige Anthracit führende Gebiet.

3) Trias. Hier finden wir, ausser den drei Hauptgliedern dieser Gruppe, Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper, noch »triasischen Dolomit« und die Grenzgesteine zwischen Trias und Jura, Kössener und Dachstein-Schichten aufgeführt.

4) Jura. Von dieser, wie bekannt so sehr entwickelten Formation, unterscheiden die Verfasser folgende Etagen in ansteigender Ordnung; Lias; unterer Jura, „Giuraliasico"; mittler Jura (Corallien und Oxfordien); oberer Jura.

5) Kreide-Formation mit folgenden Abtheilungen: Neocomien und Valangien; Urgonien, Aptien und Rudistenkalk; Gault; Obere Kreide, Seewerkalk.

6) Tertiär-Formationen. Sie zerfallen in zwei grössere Gruppen, nämlich: a) Untertertiäre Gebilde: Siderolith-Gebirge des Jura oder die Bohnerz-Formation; Nummuliten-Formation; Tavigliana-Sandstein; Flysch. b) Obertertiäre Gebilde: Kalknagelfluh; polygene Nagelfluh; Süsswasser-Molasse; Meeres-Molasse; Süsswasser-Kalk.

7) Neuere oder quaternäre Formationen. Braunkohle; Sand und Gerölle-Ablagerungen; erratische Gebilde und Gletscher.

Die zahlreichen Farben auf der vorliegenden, vortrefflich ausgeführten Karte sind gut gewählt und geben desshalb ein sehr lehrreiches Bild, indem es uns nicht allein die einzelnen Gebirgsarten in ihrer Verbreitung, sondern auch die durch dieselben bedingten Formen der Gebirge und Terrainunterschiede deutlich erkennen lässt. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Wilmovsky v., Die römische Villa zu Nennig; ihre Inschriften; mit zwei Tafeln: Facsimile der Inschriften und erläuternde Sculpturen vom Amphitheater und Forum der Col. Aug. Trev. Herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier. Trier. 2 Ausgaben: 18 Seiten. Fol. und 66 S. 8.

In Nennig, sieben Stunden von Trier entfernt, wo im Jahr 1852 jener kostbare Mosaikboden gefunden wurde, dessen wir auch in diesen Jahrbüchern gedachten (1866. S. 668), wurden im Herbst des zuletzt erwähnten Jahres auf Staatskosten weitere Ausgrabungen veranstaltet, deren Leitung Heinrich Schäffer aus Trier, seit längerer Zeit Bildhauer in Rom, bei seiner zeitweisen Anwesenheit in seiner Heimath überkam. Da fanden in den ersten Tagen des Oktobers 1866 die Arbeiter bei der Ausgrabung der Ruinen der bekannten Villa 6 bis 10 Fuss unter dem jetzigen Boden einen Rundbau auf, dessen in antikem Roth wohl erhaltener Verputz vier in grossen schönen schwarzen Buchstaben ausgeführte Inschriften trug. Während man nun von Trier dorthin eilte, den Fund und die Inschriften betrachtete und bewunderte und Niemand an Unächtheit dachte: erhoben sich sogleich anderwärts mehrere Stimmen, welche die Inschriften auf keinen Fall für antik erklärten. So hat Brambach in seinem corpus inscriptionum Rhenanarum, das bekanntlich in allzu grosser Eile abgefasst ist (vgl. diese Jahrbücher 1867. S. 161 ff.) in den addendis pag. XXXIII diese Inschriften für falsch und das Werk eines Betrügers erklärt und bald darnach (4. Nov. 1866) in einem offenen Briefe an Janssen in Leiden »die Inschriftenfälschung zu Trier« ausführlich darzuthun versucht. Noch im nämlichen Monat hat Mommsen in den Grenzboten (1866. S. 407 ff.) »die gefälschten Inschriften von Nennig« besprochen; ebenso hat derselbe auch in den Sitzungen der archäologischen Gesellschaft zu Berlin die Unächtheit zu beweisen sich bestrebt und veranlasst, dass von Regierungs wegen eine Untersuchung über die Auffindung veranstaltet wurde. Diese erklärte, dass die Inschriften in unserer Zeit nicht könnten verfertigt sein. Gleichwohl beharrten die Gegner bei ihrer Meinung, dass die Inschriften nach dem Jahr 1859, wie Mommsen, oder »im Jahre des Heils 1866« verfälscht seien, wie Brambach bestimmt hatte, indem ersterer zusetzte, dass, »wenn auch der Dieb nicht entdeckt wird, der Thatbestand des Diebstahls nicht widerlegt sei.« Und als am Ende des nämlichen Monats ein Stein mit ähnlicher Inschrift ausgegraben wurde, liess man ihn nach Berlin kommen und fand, dass

Digitized by Google

manche Buchstaben nicht ganz die antike Form haben, und so hat Hübner in der Sitzung der Berliner Akademie vom 31. Januar auch diesen Stein für verfälscht erklärt und zum Beweise in den Berichten der Akademie eine Tafel beigefügt, auf welcher mehrere Buchstaben der Nenniger Inschriften mit spanischen zusammengestellt sind, wobei sich allerdings eine Ungleichheit herausstellte. (Hierbei sieht man nicht ein, warum nicht vielmehr trierische oder rheinische Inschriften aus Trajans Zeit zur Vergleichung gewählt worden sind.) Inzwischen nahmen sich einige Trierer der Echtheit an und vertheidigten sie auch in besondern Schriften, so Leonardy »die Secundiner und die Echtheit der Nenniger Inschriften«, so Hasenmüller: »die Nenniger Inschriften keine Fälschung« (dieser starb bald darnach 26 Jahre alt). Diese suchten zu zeigen, dass die Vorwürfe, welche gegen die Abkürzungen, den Stil, die Sprache u. s. w. vorgebracht wurden, nicht begründet oder unbedeutend sein, indem sie Aehnliches in echten Inschriften und anderwärts nachwiesen. Und da Brambach in dem oben erwähnten corpus noch eine grosse Anzahl anderer früher in Trier aufgefundenen Inschriften ebenfalls als falsch erklärt hatte, so vertheidigte die meisten derselben der schon angeführte Leonardy in »die angeblichen Trierischen Inschriften-Fälschungen älterer und neuerer Zeit, ein Beitrag zur Kritik des corpus insc. Rhenan. etc.« (über welches Werk wir in diesen Jahrbüchern 1867. S. 599 ff. berichtet haben). Alle diese Vertheidigungen aber machten auf die Gegner keinen Eindruck; im Gegentheil am 2. Juli 1867 wurde in der Archäologischen Sitzung zu Berlin jede weitere Diskussion abgewiesen, »da man die Unechtheit als ausgemacht ansähe.« Jene Schriften behandelten auch mehr die Inschriften als die Auffindung und die Möglichkeit der Fälschung hierbei. Dagegen wurde in Zeitungen derjenige, welcher die Ausgrabungen leitete, nämlich der Bildhauer Schäffer, heftig angegriffen, und da demselben von Stuttgart, Frankfurt u. s. w. manche Vorwürfe gemacht wurden, so konnte es nicht fehlen, dass auf ihn von allen Seiten der Verdacht der Fälschung hingeleitet wurde. Allein Schäffer wurde am besten dadurch gereinigt, dass er in den Prozessen, die in Stuttgart, Frankfurt u. s. w. anhängig waren, freigesprochen wurde, dagegen die Arbeiter bei den Trierer Ausgrabungen, welche die Falschheit der Inschriften behaupten wollten, gerichtlich verhört den Eid hierüber verweigerten, andere, wie der Bürgermeister in Nennig entlassen wurden, weil er ein unwahres Protokoll über die Funde nach auswärts gesendet hatte. Andere Plackereien übergehen wir. Eigentlich meinten wir immer, da die Trierer Gesellschaft für nützliche Forschungen, in welcher manche gelehrte und umsichtige Männer sitzen, sich gleich Anfangs von der Echtheit überzeugt hatte und sie fortwährend vertheidigt, so hätte dieses die Gegner beschwichtigen sollen oder sie mussten an Ort und Stelle den Fund in Augenschein nehmen und dort Beweise ihrer Zweifel suchen und finden. Aber es

Digitized by Google

scheint fast, dass die Gegner die Autopsie vermieden, vielleicht in Furcht ihre Meinung aufgeben zu müssen. Nicht einmal der Bonner Alterthumsverein, der doch Anfangs eine Untersuchung versprach, hat dies gethan, sondern sich sogar von der Sache zurückgezogen. Da ist es allerdings ein grosses Verdienst, dass der bekannte Alterthumsforscher von Wilmovsky, dem wir die schöne und gelehrte Beschreibung des Nenniger Mosaik verdanken, oben erwähnte Schrift edirte, durch die hoffentlich der Streit für immer beigelegt wird. Derselbe erzählt die Auffindung der einzelnen Theile so klar, so einfach, so wahr, dass Niemand mehr die Echtheit anzweifeln wird. Er hat sich nicht eingelassen, die Inschriften gegen die Vorwürfe, die man vorbrachte, zu vertheidigen — das haben schon im Einzelnen Leonhardy und Hasenmüller gethan — sondern er bemerkt im Allgemeinen: »die abgekürzten Namen waren den damals Lebenden nicht nur den Secundinern, sondern jedem Fremden, wie sie es uns noch heute sind, verständlich, als Privatinschriften aber unbekümmert um den offiziellen Stil, den wir auf Münzen und öffentlichen Bauten finden; für sie gab es keinen Zwang und keine andere Regel als die Stimmung des Gemüths, das sie eben eingab und diktirte.« So gibt es in Pompeji und anderwärts noch viele Abkürzungen, welche bis jetzt nicht erwiesen werden konnten, aber damals jedermann verständlich waren. Da der Verfasser also nirgends eine Schwierigkeit sah die Inschriften für römisch anzuerkennen, so wendet er sich zur »Zeit der Entstehung.« Hier erzählt er nun zuerst, wie er seit 20 Jahren die farbigen Fundstücke in Trier und der Umgebung gesammelt und untersucht habe, wodurch er »drei römische Bodenschichten« fand, »deren unterste die ersten Spuren des römischen Lebens zeigte, deren zweite eine bauliche Erneuerung der Stadt bewies, deren dritte und letzte eine abermalige Umwandelung derselben und zwar diesmal in Pracht und Luxus zu erkennen gab« u. s. w. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet begab er sich sogleich am andern Tag, als er von der Auffindung der ersten Inschrift benachrichtigt wurde, nach Nennig und erzählt nun in seinen verschiedenen Reisen dahin die Auffindung des Rundbaues mit den Inschriften auf eine so natürliche und einfache Weise, dass an eine Fälschung nicht gedacht werden kann. »Die Buchstaben der ersten Inschrift waren in vier Reihen ohne vorgerissene Linien frei mit der Hand und dem Pinsel nicht mit Schablonen und mit Sauberkeit aufgetragen; ihre schwarze Farbe unterschied sich nicht von der der schwarzen Sockel und Wandflächen in der Villa. Die rothe Färbung des geschliffenen Verputzes war jenes schöne antike Roth, das dem Zinober ähnlich aus gebranntem Ocker vielleicht mit einer Mischung von gelb hervorgebracht ist, und die Buchstaben hafteten auf dem Grund so fest als es bei der antiken Malerei überhaupt der Fall ist.« Also erklärt der Verfasser mit Recht die ganze Technik des Rundbaues für antik und römisch. Gleiches gilt von dem Fund und der Be-

Digitized by Google

schaffenheit sämmtlicher Wandinschriften. Der Verfasser versetzt übrigens die Inschriften nicht in die Zeit Trajans, sondern 50 bis 70 Jahre später, als bei einer dekorativen Herstellung der Gebäude der Erbe Familienerinnerungen auffreischte, was nun ausführlich aus dem Verputz, der Politur, der Dekoration u. s. w. dargethan wird; ja da die alte Kenntniss dauerhafter Verbindung der Inschriften auf der gemalten Wand schon im sechsten Jahrhundert verloren war und noch nicht wieder aufgefunden ist, so können die Inschriften weder in späterer noch in neuerer Zeit angeschrieben sein. Auch ist die Ausführbarkeit der Inschriften in der jüngsten Zeit ganz unmöglich: „um sie herzustellen war eine Zeit von Tagen und Wochen erforderlich; es konnte nicht im Geheimen geschehen, es mussten daher die Arbeiter, das ganze Dorf bestochen und alle fremden Besucher abgehalten werden: alle aber mussten stumm und verschwiegen sein wie das Grab. Wie kann man solches vernünftiger Weise denken?" Weiter, da die später gefundene Steinschrift wie oben erwähnt in Berlin für ein ganz neues Produkt erklärt wurde, so lässt der Verfasser nun aus der Untersuchung, welche die Regierung im Nov. abhalten liess, die Zeugenaussagen protokollarisch abdrucken, aus denen klar hervorgeht, dass auch dieser Stein zu dem ursprünglichen Bau gehörte, und an dem Ort, wo er lag, noch nie eine Ausgrabung stattgefunden hatte. Die Meinungen der Gegner z. B. „dass die Buchstaben der Nenniger Steinschrift der einer spanischen Inschrift nicht gleich sei" fertigt er mit Recht kurz ab: „solche Schlüsse sind in der Wissenschaft nicht gestattet." Nachdem so die Fälschung in neuerer Zeit als unmöglich erwiesen ist, handelt der Verfasser von dem Werth der Inschriften. Vorerst sind sie im Allgemeinen mit antikem Geiste anzusehen, indem sie nicht aus Eitelkeit gerade, sondern aus einer gewissen Pietät, aus dem Wunsch, Zeugnisse auch für die Nachwelt zu hinterlassen, kurz aus einem lobenswerthen Gefühle entstanden. Die Nachkommen der Secundiner wollten die Erinnerung, dass Trajan ihren Vorfahren dieses Haus schenkte, fortleben lassen. Einen weiteren Werth haben die Inschriften dadurch, weil aus ihnen und der Technik des Baues hervorgeht, dass das Amphitheater und die meisten andern römischen Gebäude in Trier aus derselben Zeit Trajans stammen und zwar, wie der Verfasser meint, durch denselben Baumeister Seccius Modestus; auch ein Relief vindizirt er derselben Zeit. Indem nun der Verfasser die einzelnen Figuren auf den zwei Tafeln, die dem Werkchen beigegeben sind, beschreibt, hören wir zu unserm Bedauern, dass die Inschriften entweder von der Wand abgelöst oder durch Vernachlässigung und falsche Behandlung unkenntlich oder fast verschwunden sind, ein unersetzlicher Verlust, wobei wir nicht unterlassen können zu beklagen, dass die Trierer Gesellschaft für wissenschaftliche Forschung, welche für die Beschreibung der Auffindungen manches Opfer brachte, nicht ebenso die Inschriften an

Digitized by Google

Ort und Stelle retteto und in ihren besonderen Schutz nahm. Auch H. von Wilmovsky hätte hier eingreifen sollen; die Facsimiles, die er fertigte, entschädigen nicht hinlänglich. Indem wir die Leser zum Schluss verweisen auf die schöne Deutung einiger Trierer Skulpturen, die der Verfasser scharfsinnig mit den Trierer Funden in Verbindung zu bringen weiss, schliessen wir mit dem wärmsten Danke, dass der ehrwürdige Verfasser endlich die Nenniger Inschriften zur gebührenden Ehre gebracht und damit ohne Zweifel die Gegner zum Schweigen d. h. zur Zustimmung gebracht hat, und mit dem Wunsch, dass das zweite oder Schlussheft über Nennig und Trajan baldigst erscheinen möge.

Publication de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans le grande-duché de Luxemburg etc.; année 1862, S. LXXII. u. 263 mit 9 Tafeln; an. 1863 S. XLVI. u. 232 mit 3 Tafeln; an. 1864 S. XXXII. u. 184 mit 7 Tafeln u. an. 1865 S. LI. u. 286 mit 2 Tafeln; an. 1866 S. L. u. 191 mit 5 Tafeln. Luxemburg, Band XVIII—XXII. 1863 bis 1867. 4.

Die Schriften des Vereins in Luxemberg verdienen vor vielen anderen in Deutschland eine allgemeine Besprechung, nicht nur damit ihm immer ins Gedächtniss gerufen werde, dass er zu Deutschland gehört, wiewohl leider! Titel und Bericht und viele Aufsätze in der französischen Sprache nicht schön figuriren, sondern auch weil nicht wenige seiner Mittheilungen allgemeinen Werth haben, da sie sich über die römische Zeit verbreiten. Die meisten Artikel zwar in diesen fünf vorliegenden Bänden sind lokaler Natur und können daher hier weniger berücksichtigt werden. Auch aus den allgemein interessanten Abhandlungen heben wir in jedem Bande nur einige hervor. Im ersten der vorliegenden Bände (eigentlich der XVIII. der Vereins-Publikationen) finden wir zuerst eine Erklärung von sechs ziemlich verstümmelten Steinen mit Skulpturen, welche Professor Engling recht gut deutet und erklärt, nur können wir im sechsten Stein keinen Hercules erkennen, indem namentlich die eine Beigabe, ein Hirsch der Geld ausspeit, zum Mythus des Hercules nicht passt. Professor Speck spricht sur le séjour des legions de César dans le pays de Luxembourg, worauf wir um so mehr aufmerksam machen, als diese Abhandlung vor Napoleons Caesar erschien. Dr. Elberling in Luxemburg, der eine der ausgezeichnetsten Münzsammlungen besitzt, beschreibt in diesen und den folgenden Bänden (auch mit Abbildungen) »die wichtigsten Exemplare seiner Sammlung,« worauf wir die Kenner römischer Münzen hinweisen. Der bereits erwähnte Professor Engling ist unermüdlich besonders den alten Römerspuren nachzugehen:

Digitized by Google

so gibt er im folgenden Bande eine klare Beschreibung der Ueberbleibsel einer römischen Befestigung bei Consdorf unter dem Namen Burgkap bekannt, und verlegt sie nicht ohne Wahrscheinlichkeit in die Zeit Valentinanus I. Weiter findet derselbe (Bd. XX. S. 105) die Grundmauer einer römischen Villa auf dem Wolfsberg unterhalb Christnach und versteht aus den Trümmern fast die ganze Einrichtung des Gebäudes bildlich darzustellen. Da mehrere der vor 200 Jahren von Wiltheim bekanntgemachten Steine und Inschriften neulich wieder aufgefunden wurden, so widmete derselbe ihnen eine genaue Erklärung (XXII. S. 107 ff.), was um so nothwendiger ist als bei Wiltheim die Zeichnung umstellt ist; die Inschrift, die auf einem dieser Steine war, ist jetzt fast unleserlich. Brambach, der diese Inschrift 712 anführt, weiss nichts von ihrer Wiederauffindung, die schon im August 1866 geschah, noch erwähnt er die Figuren, die doch bei Wiltheim stehen. Die Epoche der 30 Tyrannen findet auch bei demselben Gelehrten mehrfache Beachtung, wie schon früher so auch in diesen Bänden wie XIX. S. 133 ff. XXI. S. 280 ff. XXII. S. 105 f., indem namentlich Münzfunde im Luxemburgischen darauf hinleiten. Auch andere Theile der römischen Geschichte und Alterthümer, die nicht gerade durch Funde veranlasst werden, finden hier eingehende Besprechung namentlich von Juristen. So behandelt der Vicepräsident Servais einmal die Censur in Rom bis zu dem Gracchen (XVIII. S. 135 ff.) und dann la justice criminelle à Rom etc. (XIX. S. 178 ff., denn diese Aufsätze sind in französischer Sprache abgefasst) und endlich les lois agraires jusqu'au temps des Gracques (XXI. S. 157 ff.). Ein anderer Jurist, der verdienstvolle Präsident Würth-Paquet behandelt die mittelalterliche Geschichte Luxemburgs in fortlaufenden Aufsätzen. wie auch hie und da die neuere Zeit von demselben und anderen in Betracht gezogen wird, z. B. unterwirft Ulveling (XXII. S. 115 ff.) die Periode von 1848 bis 1867 einer interessanten Besprechung. Wenn wir noch einige kleinere Aufsätze hervorheben, wie gallo-römische Baureste zu Ernzen in Preussen von Dondelinger, gallo-fränkische Gräber zu Lorentzweiler von Professor Namur (beide im ersten Bande mit Abbildungen), so haben wir so ziemlich die alterthümlichen und allgemeinen Gegenstände berührt und müssen nur noch beifügen, dass ausser den oben erwähnten mittelalterlichen Gegenständen noch manche Kirchen oder deren Denkmäler beschrieben und abgebildet werden, wie die alte Pfarrkirche zu Holler von Architekt Arendt (XVIII. S. 173), Wappen in der Kirche zu Nomeren von Engling (XXI. S. 185) u. s. w. Auch Manuscripte zieht der Verein in seinem Kreis wie den liber aureus von Echternach in der Gothaischen Bibliothek durch Würth-Paquet mit vier Tafeln Abbildungen beschrieben (XVIII. S. 97). Von dem in Eisenach seitdem verstorbenen Rein sind Urkunden über Luxemburg mitgetheilt (XIX. S. 215). Ich habe schon früher in diesen Jahrbüchern erwähnt, dass es mir wenigstens sonderbar

Digitized by Google

vorkommt, wenn der Gouverneur de la Fontaine die Namen des deutschen Luxemburg in französischer Sprache bespricht; überhaupt herrscht die französische Sprache überwiegend vor, während wir meinen, dass der Verein das Deutsche mehr pflegen sollte. Jetzt wo Luxemburg von Deutschland getrennt, d. h. einen selbstständigen Staat bildet, wird es leider! ganz französirt werden. Endlich erwähnen wir noch, dass im Band XVIII. S. XXXI. der Töpfernamen CRESII vorkommt, der wahrscheinlich CRESTI heissen soll, wie wenigstens Grivand in seinen Luxemburger Alterthümern S. 165 anführt, während jene Form unbekannt ist. Dies wenige möge genügen, auf die gelehrten und interessanten Arbeiten des Luxemburger Vereins hinzuweisen.

Mittheilungen des historisch-antiquarischen Vereins für die Städte Saarbrücken und St. Johann und deren Umgegend; über die römischen Niederlassungen und die Römerstrassen in den Saargegenden von Friedr. Schröter. 4. Abtheilung mit einer Karte. Saarbrücken 1868. S. 89. 8.

Vorliegendes Heft ist die vierte Mittheilung seit Gründung des historischen Vereins zu Saarbrücken im Jahr 1820, allerdings wenig! Wenn man aber bedenkt, dass der Verein die nicht gerade zu lobende Ansicht hat, Niemanden zum Beitritt anzugehen, sondern immer zu warten bis jemand sich meldet, wodurch die Zahl der Mitglieder in den vielen Jahren nur auf 33 stieg: so muss man sich wundern, dass bei so geringen Mitteln so Manches gesammelt und so Schönes schon gedruckt worden ist, um so mehr, da die vier Mittheilungen fast ganz allein von Direktor Schröter herrühren. So wie dieser in den früheren Heften sich besonders bemühte, die Spuren der Römer in jenen Gegenden zu erforschen, und wie er hierin schon bedeutendes geleistet hat: so vereinigt er auch in diesem alles, was er seit 1859, wo das III. Heft erschien, mit vielem Fleisse und grosser Mühe irgendwo in der Umgegend selbst erforscht und ausgegraben oder durch zuverlässige Nachforschung in Erfahrung gebracht hat. Zuerst bespricht er die Haupt- und Nebenstrassen und behandelt da in 19 Abschnitten die Strassen und Wege nach allen Richtungen, überall beifügend wo kleinere Alterthümer wie Ringe, Töpfe (ohne Inschriften), Münzen, Mosaik u. s. w. früher oder später sich vorfanden; hierbei wird nun eine Inschrift, die längst bekannt ist, aufgezählt, ohne Paraphrase, sonst hätte sicher Schröter bemerkt, dass Brambach im corp. inscr. Rhenan. DANN|VMGIAMILLVM mit Unrecht im Register Dannum liest statt Dannium. Der zweite Theil hat die Ueberschrift: »Oeffentliche und Privatbauten und darauf bezügliche Anlagen« in 19 Abschnitten. Gleich im ersten findet sich auf dem Kapital einer Säule »die schwer zu deutende Inschrift«

Digitized by Google

IMP. GORDIANI AVG
AVRVM ET ARGENTVM

und ein Ziegelfragment »mit dem bekannten (?) Stempel Q. VAL SABE. nebst andern Kleinigkeiten und Münzen. Da diese Auffindungen in den Jahren 1859—61 geschehen sind, so wundern wir uns, dass sie bei Brambach nicht stehen. Sonst kommt kaum eine Inschrift vor, denn wenn S. 64 auf zwei Steinfragmenten die Buchstaben il . . li (mit kleinen Buchstaben?) und diese etwa mit militis limetani gedeutet werden, woran der Verfasser jedoch selbst zweifelt: so ist dies ebenso unbedeutend, wie uns unsicher scheint, was vor 10 Jahren in einem Stollen in der Wand eingehauen war:

INCEPTA OFFICINA AEMILIANI
NONIS MARTIIS

(S. 68) dagegen sind sonst unter manchen Häuserstrümmern mancherlei Alterthümer wie Geräthschaften, Schmucksachen, Münzen gefunden, auch hier und da ein römisches Leichenfeld entdeckt worden, jedoch ohne bedeutende Ausbeute; ein steinerner Sarg, dessen Inneres und Aeusseres mit Linien verziert ist, wird hierbei abgebildet. Die dritte Abtheilung des Schriftchens enthält die Erwerbungen des Vereins, die ausser römischen Münzen eigentlich nicht bedeutend sind. Die beigegebene Karte, welche einen weitern Umkreis von Saarbrücken zeigt (vom bayerischen Homburg bis zum französischen Boulay) gibt das ganze römische Strassennetz auch mit Bezeichnung die muthmasslichen Theile und zeichnet ein, was immer aus Römerzeit an einzelnen Orten gefunden oder ausgegraben wurde, wie Kastelle, Landhäuser, Dächer, Gräber, Wasserleitungen u. s. w. Professor Schröter, Direktor des Vereins, hat durch dies neue Werkchen uns wiederholt zu Dank verpflichtet. **Klein.**

Ueber Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft mit einem Ueberblick über die Hauptergebnisse derselben. Nebst einem Anhang sprachwissenschaftlicher Literatur. Vortrag, bei Gelegenheit der feierlichen Verkündigung der Preisaufgaben gehalten von Prof. Dr. Bernhard Jülg, d. Z. Rektor der Universität Innsbruck. Innsbruck, Druck und Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1868. IV. u. 63 S. gr. 8.

Wir glauben allen denen, welche sich für sprachliche Forschung überhaupt interessiren, einen wahren Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf die vorliegende Schrift aufmerksam machen, welche in bündiger und klarer, verständlicher Weise nicht bloss das auseinandersetzt, was das Wesen der jetzt als Sprachwissenschaft bezeichneten Wissenschaft ausmacht, sondern auch einen eben so klaren Ueberblick dessen gibt, was in dieser Wissen-

Digitized by Google

schaft bereits erreicht worden und zu welchen Resultaten ihre Pflege gelangt ist, damit aber die Bedeutung dieser Wissenschaft und ihren hohen Werth im rechten Lichte darstellt. Denn die Wissenschaft, um die es sich in dieser Schrift handelt, ist ein Produkt der neuern, ja der neuesten Zeit. Selbst das Alterthum, namentlich das hochgebildete der Griechen, deren eigene Sprache eine so bewundernswürdige Ausbildung erkennen lässt, hat sie nicht gekannt, so wenig auch sprachliche Untersuchungen diesem Volke ferne lagen: aber diese Untersuchung war streng beschränkt auf die eigene Sprache, der allein Geltung und Werth in dem Augen des Griechen zukam: andere Sprachen anderer Völker in den Kreis der wissenschaftlichen Forschung zu ziehen, fiel den Griechen nicht ein, und war bei dem partikularistischen Standpunkt der Nation eine Unmöglichkeit; jede andere Sprache galt als eine barbarische, und damit als eine werthlose; und auch bei den Römern, bei denen erst spät die sprachliche Forschung nach hellenischen Vorbildern auftritt, war und konnte es auch nicht anders sein. Die Sprachwissenschaft oder Sprachforschung als solche, wie wir sie jetzt ansehen, hat alle Sprachen aller Völker in ihren Kreis zu ziehen: durch diesen bisher nicht gekannten Universalismus unterscheidet sie sich von jeder anderen, insbesondere der antiken oder griechischen Sprachforschung, die nur auf die eigene Sprache gerichtet ist.

Mit Recht unterscheidet der Verf. eine dreifache Richtung in der Beschäftigung mit der Sprache, die er als Sprachkenntniss, Sprachwissenschaft und Philologie bezeichnet. Die erstere ist rein praktischer Natur: sie ist die Kenntniss einer Sprache, die man erlernt, um sie reden oder um die in ihr niedergelegten Schriftworte zu verstehen; diess ist natürlich etwas ganz anderes, als eine Sprache zum Gegenstande einer Forschung, einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen; sie ist eine blosse Fertigkeit, keine Wissenschaft, wie diess von den beiden andern Richtungen gesagt werden kann, welche die beiden verschiedenen Gesichtspunkte darstellen, unter welchen die Sprache aufgefasst werden kann. Wird nemlich »die Sprache mehr als ein Mittel betrachtet, um durch sie in ihren Inhalt, in die Literatur eines Volkes einzudringen, dessen gesammtes Geistes- und Culturleben zu erfassen, und bis in seine Einzelheiten zu verfolgen,« so ist diess die Wissenschaft der Philologie. Diejenige Seite der Forchung dagegen, welche die Sprache nur als solche betrachtet, der die Sprache nur als Sprache interessant ist, ohne darnach zu fragen, ob in ihr eine Literatur vorhanden ist, ob das sie sprechende Volk ein welthistorisches ist oder nicht, nennen wir Sprachwissenschaft überhaupt oder oft auch mit einem halblateinischen, halbgriechischen Worte Linguistik« — »Objekt der Philologie ist das gesammte Geistes- und Culturleben eines oder mehrerer Völker, das Objekt der Sprachwissenschaft ist einzig und allein die

Digitized by Google

Sprache als solche. Die Philologie kann nur da anknüpfen, wo ein Geistes- und Culturleben vorhanden ist; für die Sprachwissenschaft ist das Nebensache, sie hat es mit der Sprache in grammatischer und lexikalischer Hinsicht zu thun.« (S. 4.) Mit Recht wird dann aber weiter erinnert, wie diese sprachliche Forschung sich nicht auf eine einzelne Sprache ausschliesslich zu beschränken hat, wie sie vielmehr um so lohnender ist, je mehr Sprachen in den Kreis der Untersuchung gezogen und miteinander verglichen werden, daher auch die Benennungen dieser Wissenschaft: vergleichende Sprachwissenschaft, vergleichendes Sprachstudium, Sprachvergleichung, vergleichende Grammatik, historische Sprachvergleichung. (S. 5.) Und dass damit dem menschlichen Geiste ein ungeheures Feld der Thätigkeit geöffnet ist, wird Niemand bestreiten wollen, Niemand aber auch das Anziehende, das in diesem Studium liegt, in Zweifel ziehen. Die Wechselbeziehung, die zwischen diesem Studium der Sprachwissenschaft und dem, was wir oben als Philologie bezeichnet haben, liegt, verdient aber gewiss alle Beachtung: der Philolog wird dieses sprachlichen Studiums sich nicht entschlagen können, und ebenso wird der Sprachforscher (in diesem Sinne des Worts) die Ergebnisse der Philologie sich zu Nutzen machen, und kann aus dieser Verbindung für beide Wissenschaften nur Gutes und Erspriessliches hervorgehen. Wenn die philologische Richtung eine mehr historische ist, so nähert die Sprachwissenschaft sich den Naturwissenschaften, während ihre Grundlage in der Philosophie zu suchen ist. »Wie der Naturforscher als Eintheilungsgrund gewisse hervorragende Merkmale statuirt, so hat der Sprachforscher durch die sprachvergleichende Methode Sprachähnlichkeit und Sprachverschiedenheit zu ermitteln.« Und in dieser Beziehung lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, je nachdem die Sprachwissenschaft die einzelnen Seiten, welche die Sprache bietet, in wissenschaftliche Behandlung nimmt oder die Sprachorganismen im Ganzen und als eine Mehrheit von Sprachindividuen bildend ins Auge fasst. Der erste Weg, auf welchem die Sprache nach psychologischen Unterschieden betrachtet wird, führt zur Grammatik, wo die Sprache betrachtet wird nach Laut, Form, Funktion und Syntax, also: Lautlehre, Lehre von der Wortform, Lehre von der Geltung der Bedeutungs- und Beziehungslaute im Wort, Lehre vom Satzbau; auf dem zweiten Wege findet die Betrachtung statt nach genealogischen Verwandtschaften, was zur Ermittelung der sprachlichen Sippen und Anordnung derselben zu einem natürlichen System, zur sprachlichen Ethnographie führt.

Der Verfasser lässt sich nach dieser allgemeinen Erörterung dann noch in eine Betrachtung der Form ein und verbindet damit die Resultate, welche sich daraus für die sprachliche Ethnographie ergeben. Die erstere, die Form, bietet nun für die nächste Aufgabe des Sprachforschers, welche auf eine systematische Eintheilung der sämmtlichen Sprachen der Erde gerichtet sein muss,

Digitized by Google

den anschaulichsten Eintheilungsgrund. Da jede Sprache aus Wurzeln besteht, die nicht weiter auflösbar, den reinen Begriff ausdrücken, Wort dagegen die schon in einer bestimmten Beziehung gefasste Wurzel bezeichnet, so bietet das Verhältniss, in welchem Wurzel und Wort zu einander stehen, oder die Art und die Weise, wie an der Wurzel die Beziehungen, in die sie treten kann, die grammatischen Verhältnisse, bezeichnet werden, das Hauptmerkmal für die Unterscheidung der Sprache. Dreifach wird nun hiernach unterschieden. Die erste Classe befasst solche Sprachen, die für alle Worte nur eine einzige Form haben, wo zwischen Wurzel und Wort kein Unterschied statt findet; die einfache, unveränderliche Wurzel erscheint als jede Wortform, als Substantivum, Adjectivum, Verbum u. s. w. Es gibt also keine Declination, keine Conjugation u. dgl., und die durch diese ausgedrückten Verhältnisse werden durch ein dem ersten Wort an die Seite gestelltes zweites eben so selbständiges Wort bezeichnet. Diese erste Sprachclasse bildet allerdings die unterste Stufe der Sprachentwicklung; es gehören dahin — einsilbige, oder bei- nebensetzende Sprachen — die hinterindischen Sprachen (annamitisch, siamesisch, birmanisch), dann nordwärts die Kassiasprache und das Chinesische.

Die zweite Stufe der Sprachentwicklung, die zweite Sprachclasse bilden die agglutinirenden Sprachen; hier bleiben die Wurzeln ebenfalls unverändert, aber zur Bezeichnung der Verhältnisse, in welchen sie erscheinen, werden besondere Laute verwendet, die den Wurzeln lose angehängt werden (Affixa, Suffixa), ursprünglich wohl grossentheils selbständige Wörter; diese Verknüpfung der Wurzel mit der sie bestimmenden Form erscheint als Agglutination (Anleimung), indem die Wurzel und die grammatische Bezeichnung gleichsam nur aneinanderkleben, aneinander geleimt sind. Diese zweite Sprachklasse ist die zahlreichste auf der Erde, da ihr der grösseste Theil der Sprachen aller Urvölker Amerika's, Africa's, Australiens, der oceanischen Inselwelt, ein grosser Theil Asiens und aus diesem nach Europa herüberreichende Glieder des finnisch-tatarischen oder ural-altaischen Sprachstammes und das Baskische angehören.

Die dritte Sprachclasse bilden die flectirenden, flexivischen oder Flexionssprachen, bei welchen die grammatische Beziehung so innig mit der Wurzel vereinigt ist, dass beide sich nicht trennen lassen oder getrennt nicht bestehen können: »sie stehen daher auf der höchsten und schönsten Stufe, welche die Sprachbildung erreichen kann. Flexion ist die Bewerkstelligung der Worteinheit, sie ist die regelmässige Veränderung der Wurzel selbst zum Zweck des Beziehungsausdruckes.« — »Hier erst haben wir einen wirklichen Organismus, aus der Verschiedenheit der Glieder ist eine Worteinheit erwachsen.« Diese Sprachen theilen sich nun in zwei grosse Sprachstämme, in den indoeuropäischen und semitischen: die Sprachen der eigentlich welthistorischen Nationen. Dem ersten

Digitized by Google

gehören Inder und Perser (Arier), Griechen und Romanen, Slaven, Littauer, Germanen und Kelten an, dem zweiten Chaldäer, Syrer, Samaritaner, Phöniker (Punier), Hebräer, Araber und Aethiopen. Die Völker dieser beiden Sprachstämme sind die Culturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit. Der Verf., indem er auf die Ausbreitung des indoeuropäischen Stammes über fast alle Punkte der Erde hinweist, hebt dann aber auch die Bedeutung desselben hervor, in so fern auf ihm alle Cultur und aller Fortschritt der Menschheit in Kunst, Wissenschaft, Industrie und Handel ruht; er zeigt dann weiter, wie die Völker des andern Stammes, die Semiten, darin allerdings nachstehen, aber die indoeuropäischen Völker wieder durch das wichtigste aller Culturmomente, die Religion, in Abhängigkeit von sich gebracht haben, das Christenthum wie das Judenthum und der Islam ist semitischen Ursprungs.

Folgen wir weiter dem Verf. in seinen Erörterungen über die andere Richtung der sprachlichen Ethnographie, so geht derselbe hier von dem gewiss richtigen Satze aus, dass die Sprachwissenschaft die Grundlage der Ethnographie, ohne welche jede Geschichte unmöglich ist, bildet, insofern das innerste Wesen eines Volkes sich nur in seiner Sprache erschliesst, mithin die Sprache einzig und allein über die Abkunft eines Volkes uns einen sicheren und verlässigen Aufschluss geben kann. An der Hand der Sprache können wir die Völker bis in eine Periode der Vorzeit zurück verfolgen, von der wir keine geschichtliche Kunde besitzen, wir können den Kreis der Anschauungen, Vorstellungen und Begriffe verfolgen; insbesondere ist es auf diesem Wege gelungen, vorzudrängen in die Vorzeit des indoeuropäischen Urvolkes. »An der Hand der Weda, der ältesten Denkmäler indischer Literatur, werden wir auf überraschende Weise dahin geleitet, dass die Wiege des indoeuropäischen Stammes nicht etwa Indien selbst ist, sondern Vieles weist mit grosser Wahrscheinlichkeit darauf hin, dass das Volk an den nordwestlichen Gränzen Indiens, an den Ufern des Indus und hauptsächlich auf dem indischen Kaukasus (Hindukusch, Paropamisus der Alten), westlich von dem Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag, in den Quellgebieten des Oxus und Jaxartes, in Baktrien und Sogdiana, bis zu dem kaspischen Meere hin seine Ursitze hatte. Letzteres lässt sich auch aus dem Umstande schliessen, dass der Name des Meeres den meisten indoeuropäischen Völkern gemeinsam ist; das deutet nur auf den kaspischen oder allenfalls Aralsee. Auf diese Heimath lassen auch die Wörter für Gegenstände der Fauna und Flora schliessen. Von hier aus lässt sich die Verbreitung der Arier gegen Osten über Hindustan dem Ganges zu in den späteren Theilen der Weden Schritt für Schritt verfolgen. Das Sanskritvolk in Indien ergibt sich ganz deutlich als ein eingewandertes, das die ihm fremden dekanischen Stämme allmählich bis auf die Südspitze der indischen Halbinsel zurückdrängt. In diesen Ursitzen auf den Höhen des Hindukusch finden wir jetzt noch manche Stämme,

Digitized by Google

deren Sprache dem Sanskrit oder eigentlich der Volkssprache, dem Prâkrit, noch sehr nahe steht, unter welchen die sog. Sijah-Posch oder Kafir die bekanntesten sind« (S. 16. 17).

Wir haben diese längere Stelle hier wörtlich mitgetheilt, weil sie die Ansichten des Verfassers über eines der wichtigsten Probleme der Menschheit klar darlegt und darin den Ergebnissen der bisherigen Forschung die gebührende Rechnung trägt, mithin auf einem, so weit wie nur immer möglich, sicherm Grunde ruht. Wir übergehen Anderes, was der Verf. über die Thätigkeit bemerkt, welche zur Erforschung dieses sprachwissenschaftlichen Gebietes in neuer und neuester Zeit in so fruchtbringender Weise verwendet worden ist, und, was allerdings als die letzte Aufgabe der Sprachwissenschaft erscheinen muss, alle Sprachen der Erde zu umfassen und zu durchdringen sucht, um so ein System der allgemeinen Sprachkunde aufzustellen, auf welchem als Schlussstein das Gebäude einer wahrhaft allgemeinen Grammatik aufgeführt werden kann: wir übergehen, wie gesagt, Alles dieses und müssen auf die Schrift selbst verweisen, um noch auf Einiges aus dem besonderen Theile der Schrift, wenn man es so nennen will, aufmerksam zu machen, nemlich auf die Uebersicht der einzelnen Sprachen, welche der Verf. von S. 21 an auf diese allgemeinen Erörterungen folgen lässt.

Der Verf. beginnt mit dem Altitalischen; er bemerkt mit Recht, wie es der Sprachforschung gelungen ist, die so verwirrten Verhältnisse der altitalischen Ethnographie zu ordnen, indem sie uns deutlich drei geschiedene Völkergruppen nachweist: 1) die Etrusker, 2) die Umbrer, die sabellischen Stämme, Volsker, Samniter oder Osker, Latiner, 3) Messapier: dass die beiden letzten Gruppen indoeuropäischen Stammes sind, unterliegt auch dem Verf. keinem Zweifel, der in Bezug auf die Etrusker keine Entscheidung wagt, die auch in der That noch kaum mit völliger Sicherheit gegeben werden kann, so lange noch die Sprache nicht hinlänglich aufgehellt ist.

Kleinasien, das nun folgt, hat grossentheils Völker indoeuropäischer Abkunft. Der Temnus, Taurus und Antitaurus bilden die Grenzscheide zwischen dem semitischen und indoeuropäischen Sprachstamm: nördlich eine indoeuropäische Sprachfamilie, zu welcher Armenier, Kappadoker, Phryger, Bithyner und Thraker gehören, südlich Karer und Kiliker, welche zu den Semiten gehören: wohin die Lycier zu zählen sind, erscheint dem Verf. noch zweifelhaft, trotz der Inschriften, die freilich noch nicht gehörig erforscht sind, aber doch, wie wir glauben, eher auf den indoeuropäischen als den semitischen Sprachstamm führen dürften. Der Verf. wendet sich dann zu dem Alt-Baktrischen, oder dem sogenannten Zend, und der eranischen Familie, die vom Indus bis zum Tigris und vom Jaxartes und Oxus einerseits und dem Kaukasus andererseits bis zum Persischen Meerbusen und dem Arabischen Meerbusen sich erstreckt. Wenn dieser eranischen Familie auch die Sprache der

Digitized by Google

Afghanen oder Pachto zugezählt wird, so ist in neuester Zeit doch (von Trumpp) darzuthun versucht worden, dass diese Sprache ein Zweig der nordindischen, sanskritischen Sprachenfamilie sei. Dann folgt der ural-altaische oder finnisch-tatarische Sprachstamm, welchem Tungusen, Mongolen, Türken, Samojeden, Finnen mit Einschluss der Esthen, und die Magyaren angehören; dann die Sprachen des heutigen Indiens, die Dravidasprachen und die aus dem Sanskrit hervorgegangenen neuindischen Sprachen, welche vom Hindukusch und Himalaja bis zum Dekan und vom Indus im Westen bis über den Brahmaputra hinaus reichen, von mehr als hundert vierzig Millionen Menschen gesprochen werden, und in sechs einzelne Gruppen wieder zerfallen. Eine eingehende Betrachtung ist der Keilschrift gewidmet, zu deren Verständniss das Studium des Sanskrit wie der Zendsprache geführt hat; und wenn der Verfasser bei dieser Gelegenheit bemerkt, wie die Inschriften, nachdem der Schlüssel zur Keilschrift gefunden, dem Herodotus das schönste Zeugniss der Wahrheitstreue ausstellen, insofern sie dessen Nachrichten bestätigen, auch im Einzelnen berichtigen, oder erweitern, so hat er damit ein eben so wahres als nicht genug zu berücksichtigendes Wort ausgesprochen, das auch bei andern Angaben des Vaters der Geschichte wohl zu beherzigen sein wird. Bekanntlich sind es d r e i verschiedene Sprachen, welche in diesen Inschriften niedergelegt sind: die erste Stelle nehmen die griechischen oder Achämenidischen Keilschriften ein, deren Entzifferung so ziemlich gelungen ist, während von den beiden andern Gebieten diess noch nicht sich behaupten lässt, namentlich bei der zweiten Art, die man bald die medische, bald die von Susiana, genannt, bald zur eranischen Familie gezählt, bald als die Sprache eines skythischen oder turanischen Stammes bezeichnet und desshalb zu ihrer Erklärung die ural-altaischen Sprachen herbeigezogen hat. Näher der ersten Achämenidischen Keilschrift steht die dritte Art, die uns jetzt in massenhafter Weise aus den ans Tageslicht gezogenen Trümmern von Ninive und Babylon hervortritt, und daher als die assyrische oder babylonische bezeichnet wird. Wenn die in den Keilschriften dieser letzten Art niedergelegte Sprache von einigen Gelehrten (Oppert) für eine semitische gehalten wird, so erhebt der Verf. dagegen doch begründete Bedenken, um so mehr, als die Assyrier und Babylonier keine Semiten waren, und vielmehr eine Beziehung obwaltet zwischen dieser Cultur am Euphrat und Tigris und der an den Ufern des Nil; auch hat es sich jetzt mit ziemlicher Sicherheit herausgestellt, dass diese assyrische Keilschrift aus einer ursprünglichen Bilderschrift hervorgegangen und von einem skythischen oder turanischen Volk erfunden worden ist. »Nachdem lange Zeit hindurch eine ausgebildete und mehrdeutige Bilderschrift im Gebrauch gewesen war, fing man allmählig an, dieselbe rein phonetisch ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche begriffliche Bedeutung zu verwenden; damit war der erste Schritt zur Fixirung des

Digitized by Google

Alphabetes gegeben, dessen Erfindung wir mit aller Wahrscheinlichkeit nach Babylon oder Ninive zu setzen haben. Die Erfindung der Schreibkunst verdanken wir daher höchst wahrscheinlich einem turanischen, weder einem arischen noch semitischen Volk. Erst nach der babylonisch-assyrischen Keilschrift haben sich dann die Semiten, mit Beibehaltung mancher turanischen Lautwerthe ihr Alphabet gebildet. Dieser assyrisch-babylonischen Schrift ist die viel jüngere persische Keilschrift nachgebildet, »sie ist Buchstabenschrift, jene überwiegend Silbenschrift.« Uebrigens ist der Verf. weit entfernt, damit das Verdienst der Semiten zu schmälern, die »durch die Erfindung des dem babylonischen Schriftsystem angepassten semitischen Alphabets einzig in der Welt dastehen, und es bleibt das grossartige, unvergängliche Verdienst des Volkes der Phöniker, das Alphabet unmittelbar und mittelbar über den grössten Theil der Erde verbreitet zu haben. Vom alt-semitischen Alphabet stammen nicht nur sämmtliche semitischen Alphabete; es stammen von ihm das griechische (woraus das koptische geflossen), die italischen Alphabete, und im Anschluss an diese beiden sämmtliche jetzt über Europa und die civilisirte Welt verbreiteten Alphabete, ferner das alt-baktrische, dann das armenische, das georgische. Doch noch überraschender ist die Thatsache, dass auch die übrigen asiatischen Alphabete, mit Ausnahme der in den chinesischen Culturbereich fallenden, hierher zurückzuführen sind; auch der Ursprung der indischen Schrift ist kein anderer« u. s. w.

Wir haben diese ganze Stelle, die das sichere Ergebniss so vieler mühevollen bis jetzt angestellten Forschungen enthält, hier lieber wörtlich mittheilen wollen, da es zu wichtig ist, um nicht das volle Interesse unserer Leser in Anspruch zu nehmen. Hoffen wir, dass es den Bemühungen unserer Zeit gelingen wird, auch die Keilschriften der dritten Art, für die ein so überaus reiches Material jetzt gewonnen ist, mit mehr Sicherheit, als diess bisher der Fall war, zu entziffern, und ihre Lesung festzustellen: welche reiche Ausbeute daraus hervorgehen wird, namentlich auch in geschichtlicher Hinsicht, kann nicht bezweifelt werden. — Der Verf. wendet sich nun noch zu den Sprachen Africa's, America's und zwar in dem nördlichen, mittleren (Mexico) und südlichen Amerika; er bespricht dann noch den malayischen Sprachstamm und Australien. Was die Sprache des alten Aegyptens betrifft, so bildet diese (S. 38) nur eine Gruppe in einer Reihe von zu demselben Stamm gehörigen Sprachen, indem die Völker der Nordküste Africa's und der Ostküste bis zum Aequator herab, mit Ausnahme der semitischen Aethiopen, mit den Aegyptern verwandten Stammes sind; die über den Nordrand Africa's ausgebreiteten libyschen Stämme (Berber, Tuarik) sind ein Zweig, dem auch die Sprache der alten Aegypter eingereiht werden kann; diese Sprachen, von Lepsius hamitische genannt, zeigen in ihrem Bildungsprincip viele Analogien zu der semitischen, wiewohl eine nähere Verwandtschaft bis jetzt noch

Digitized by Google

zurückzuweisen ist; das aber betrachtet der Verf. (und mit gutem Grunde) als gewiss, dass diese Völkergruppe mit den eigentlichen Negern nicht zusammenhängt, sondern sich vielmehr an die über den anstossenden Theil Asiens verbreiteten kaukasischen Stämme anschliesst (S. 38).

Noch haben wir mit einem Worte der »literarischen Nachweise« zu gedenken, welche am Schlusse von S. 51 an beigefügt sind. In ihnen wird man die sämmtliche Literatur, welche die Sprachwissenschaft im Allgemeinen, wie im Einzelnen betrifft, verzeichnet finden und damit zugleich einen Wegweiser gewinnen, welcher zur weiteren Forschung anleiten kann; ebenso wird man aber auch darin die nähere Begründung dessen finden, was in der Schrift selbst als Ergebniss der bisherigen Forschung dargelegt erscheint. Wir schliessen hiermit unseren Bericht: einer weiteren Empfehlung dieser Schrift wird es nach dem, was wir darüber mitgetheilt, wahrhaftig nicht bedürfen.

Ad Huschkii Jurisprudentiam Anteiustinianam Indices confecit Ferdinandus Fabricius J. V. Dr. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. IV u. 212 S. 8. (Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.)

Diese Indices bilden eine ebenso nützliche als unentbehrliche Zugabe zur neuen Auflage der Jurisprudentia Antejustiniana von Huschke, welche in diesen Blättern (1867. S. 951 ff.) näher besprochen worden ist. Zuerst kommt ein Index personarum, der sowohl über die wirklichen Personen, die in diesen Resten vorkommen, als über die blos fingirten sich erstreckt; dann ein Index geographicus, und an dritter Reihe ein genauer Index fontium juris, in folgenden Unterabtheilungen: 1) Jus gentium et naturale. 2) Jus pontificum. 3) Jus civile. 4) Jus per interpretationem acceptum. 5) Jus consensu receptum, moribus introductum. 6) Leges. 7) Senatusconsulta. 8) Jureconsulti. 9) Edicta magistratuum, maxime praetoris. 10) Constitutiones principium. Den grössesten Raum nimmt der äusserst umfassende Index rerum et verborum memorabilium ein, in welchem der Inhalt des Ganzen, so wie die einzelnen bemerkenswerthen Ausdrücke aufgenommen sind, mit aller Genauigkeit und Sorgfalt, wie Vollständigkeit bearbeitet. Am Schlusse S. 207 ff. folgen noch einige Emendanda und Supplemenda zu dem Werke selbst, dessen Brauchbarkeit nicht wenig durch diese Indices gewonnen hat, welche die Benützung so sehr erleichtern. Noch ist zu erwähnen, dass diese Indices für beide Auflagen des Werkes eingerichtet sind.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Aus Tibur und Teos. Eine Auswahl lyrischer Gedichte von Horaz, Anakreon, Catull, Sappho nebst einigen andern poetischen Stücken in deutscher Nachdichtung von Heinrich Stadelmann. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1868. 106 S. in 12.

Wir haben schon früher einmal Veranlassung gehabt, ähnlicher Versuche des Verfassers in der Uebertragung alt-christlicher Hymnen in diesen Blättern zu gedenken: s. Jahrgg. 1865. S. 399 ff. Die dort hervorgehobenen Vorzüge dieser Uebertragung treten noch mehr in der vorliegenden Schrift hervor, welche auf einem andern Gebiete das Gleiche durchzuführen unternommen hat. Denn es sind dieses Mal die gefeiertsten Dichter der vorchristlichen Zeit, aus deren Gesängen einzelne ausgewählte Lieder in einer deutschen Bearbeitung vorgelegt werden. Es sind diess freilich keine Uebersetzungen der Art, wie sie sonst vielfach vorkommen, veranstaltet, um bei der Lectüre alter Dichter als ein Hülfsmittel des leichteren und bequemeren Verstehens der alten Texte zu dienen, und darum möglichst getreu an die einzelnen Worte des Originals sich anschliessend, auch das antike Metrum möglichst nachbildend, dadurch aber oft ungeniessbar, wenn man die Anforderungen eines guten deutschen Ausdruckes, deutscher Redeweise und noch gar einer wahrhaft poetischen Fassung auf dieselben anwenden will: solche Uebersetzungen werden am wenigsten geeignet sein, deutschen Lesern, die das fremde Original nicht verstehen, einen Begriff von den antiken Liedern, deren wahren Sinn und Geist zu geben. An eine derartige Uebersetzung darf man aber hier nicht denken: denn der Verfasser hat sich gerade die Aufgabe gestellt, die alten Dichtungen uns in der Weise nahe zu bringen, dass er dieselben in eine moderne Form eingekleidet hat, die aber darum doch Wesen und Charakter des alten Liedes erkennen lässt, und dasselbe auf solche Weise unserer Auffassungs- und Anschauungsweise näher bringt, so dass auch der des Lateinischen oder Griechischen nicht Kundige sich eine richtige Idee und Vorstellung des alten Liedes wie des Dichters selbst zu bilden vermag und dann auch den Charakter dieser alten Poesie, von der er so Manches vernommen, zu würdigen versteht. Dass diese Aufgabe keine geringe ist, bedarf wohl kaum einer näheren Auseinandersetzung. Der Verf., der sich auch als Meister in der Uebertragung deutscher Gedichte in Lateinische Verse (z. B. A. W. Schlegel's berühmte Elegie auf Rom) bewährt hat, gehört zu den wenigen Meistern deutschen

Digitized by Google

Gesanges, welche diese Aufgabe wahrhaft zu lösen verstanden haben, und die hier vorgelegten Proben liefern dazu den besten Beweis. Die Gedichte eines Horatius und Catullus, eines Anakreon und einer Sappho, welche in dieser Sammlung vorliegen, athmen, was die äussere Form betrifft, einen deutschen Geist, während ihr antiker Inhalt treu wiedergegeben ist, und so es möglich macht, in dem anziehenden deutschen Gewande auch das Wesen der antiken Poesie zu erkennen. Zu diesem Zwecke konnte aber die Beibehaltung der antiken Metren nicht passen: der Verf. hat an ihre Stelle die entsprechenden, für derartige Poesien geeigneten deutschen gesetzt und den Reim vorgezogen, den unsere moderne Poesie in solchen Liedern nicht entbehren kann, wenn sie anders eine Anziehungskraft üben und gefallen sollen. Wir sind daher weit entfernt, dem Verf. daraus einen Vorwurf machen zu wollen, wie es mehrfach von solchen geschehen ist, die in der Anwendung des Reims bei der Uebertragung alter Poesien eine Schmälerung des Wesens und des Charakters der alten Poesie erkennen wollen, die übrigens, namentlich im Volkslied, des Reimes auch nicht entbehrt hat. Auch wird man der Gewandtheit, mit welcher der Verfasser den Reim bei seinen Uebertragungen angewendet hat, alle Anerkennung zu zollen haben, da jede Härte und Incorrectheit vermieden, und die Reinheit des deutschen Ausdruckes überall gewahrt ist.

Wir glauben, das Gesagte nicht besser beweisen zu können, als wenn wir unsern Lesern aus diesen Liedern einige Proben vorlegen, die am besten das ausgesprochene Urtheil belegen und die Sammlung in den Kreisen empfehlen können, für welche dieselbe zunächst bestimmt ist. Wir brauchen uns nicht lange umzusehen und greifen nach dem schönen Frühlingsgesang des Horatius (Od. IV, 7. Diffugere nives, redeunt jam gramina campis etc. an Manlius Torquatus), welcher hier nicht in dem alten Rythmus eines Hexameters im ersten und der drei letzten Füsse eines solchen im zweiten Verse wiedergegeben ist, sondern in vierzeiligen Strophen in gereimter Fassung also lautet, S. 24 und 25.

Der Schnee ist zerronnen, es prangen die Bäume,
Es prangen die Fluren in frischem Grün,
Und wieder wallen durch lachende Räume
Getreu den Ufern die Flüsse dahin.

Die Grazien schweben in lustigem Tanze,
Die Nymphen schlingen den fröhlichen Reih'n —
Auf, Freund, und pflücke die Blumen zum Kranze,
Denn wisse: bald schwindet der liebliche Schein.

Die Erde verjüngt sich, wenn Lenzhauch sie küsste,
Doch scheuchet den Frühling der Sommer geschwind,

Digitized by Google

Und kaum dass der Herbst uns, der lobende, grüsste,
Uns schon der Winter, der düstre, umspinnt.

So rollen, sich ewig erneuend, die Stunden;
Wir aber — sind wir in's nächtige Thal
Zum frommen Aeneas und Ancus entschwunden,
Sind Schatten, o Freund, und Asche zumal.

Wer weiss, ob gnädigen Sinnes zum Heute
Das Morgen uns noch die Götter verleih'n?
Der frohe Genuss nur, der wird nicht zur Beute
Dem gierigen Erben, der bleibet dein.

Oder, um eine andere Probe zu geben, die Uebertragung der dritten Ode des zweiten Buches (Aequam memento rebus in arduis servare mentem etc.) an Dellius, in alcaischem Metrum, für welches die entsprechende deutsche vierzeilige Strophe gewählt ist. S. 28 ff.

Gedenke, Freund, dir zu bewahren
Des Gleichmuths immer heitern Blick!
Verzag in Noth nicht und Gefahren
Und nimmer brüste dich im Glück!

Ob steter Kummer dein Gefährte,
Ob oft im dämmerkühlen Hain
Dir Bacchus' Gabe Lust bescherte —
Des Todes Beute wirst du sein.

Doch schön ist's, Freund, auf grünen Matten
Zu ruhen, wo zum Schattendach
Sich Pinie und Pappel gatten,
Wo tönend rinnt der Silberbach.

Hier labe dich am Saft der Trauben,
An Rosen, nur zu rasch verglüht,
Weil noch die Parzen es erlauben,
Weil dir noch Lenz und Jugend blüht!

Verlassen musst du doch beim Sterben
Dein Haus, vom Tiber sanft benetzt,
Musst lassen Hain und Flur dem Erben,
Der sich an deinen Schätzen letzt.

Bist reich du, — einer von den Armen —
Hoch oder nieder — einerlei!
Es reisst den Faden ohn' Erbarmen
Die dunkle Atropos entzwei.

Digitized by Google

Ob spät, ob früh das Loos gefallen,
Wir wandern all' die finstre Bahn,
Nach Einem Ziele geht's mit allen:
Zum Orcus hin in Charons Kahn!

Zum Schluss dieser Proben aus Horatius fügen wir noch die letzte (30) Ode des dritten Buches (Exegi monumentum aere perennius etc.) bei, welche S. 41 folgendermassen wiedergegeben ist:

Stolz, wie der Pyramide Bau sich hebt,
Und dauernder als Erz hab' ich errichtet
Ein Denkmal, welches kein Orkan vernichtet,
Kein Zeitenstrom in seiner Fluth begräbt.

Ob auch des Grabes Nacht mich bald umwebt,
Eins ist es doch, darauf der Tod verzichtet:
Mein Name lebt, es lebt, was ich gedichtet
Von Sappho's und Alcäus' Geist umschwebt.

War ich es doch, der ihres Liedes Klang
Zuerst am Strand des Aufidus gesungen:
Drum blüht mein Ruhm durch alle Zeit entlang.

So hebe denn — du darfst es — stolz und kühn
Dein Haupt, o Muse! Festlich sei umschlungen
Es von des Lorbeers schimmerreichstem Grün!

In ähnlicher Weise sind auch die sogen. Anakreontischen Lieder behandelt, aus denen wir uns auf Eine Probe beschränken wollen, auf das Gedicht: *Φύσις κέρατα ταύροις* etc., welchem der Verfasser die Aufschrift »Weibeswaffe« gesetzt hat: es wird in folgender Weise S. 52 übertragen:

Hörner gab Natur dem Stiere,
Gab der Schwingen Kraft dem Aar,
Grimmen Zahn dem Tigerthiere
Und dem Fisch das Flossenpaar;

Gab dem Ross die starken Hufe
Und dem Luchs sein scharf Gesicht,
Gab zu höherem Berufe
Drauf dem Mann des Geistes Licht.

Und das Weib? Was ward zur Habe
Ihm von der Natur beschert?
Schönheit, diese Wundergabe,
Mächt'ger als des Kriegers Schwert.

Digitized by Google

Mächt'ger als des Kriegers Lanze,
Schönheit ward verlieh'n dem Weib:
Drum in ihrer Anmuth Glanze
Sieget stets — ein schönes Weib.

Und da wir oben ein Horazisches Frühlingslied mitgetheilt, so wollen wir auch das kleine Catullische Lied der Art (Nr. 46. Iam ver egelidos refert tepores etc.) hier nach der Uebertragung S. 79 beifügen:

Schon wehet linder und lauer
Die Luft; ihr schmeichelndes Kosen
Verscheuchte des Winters Schauer,
Der Stürme Toben und Tosen.

Schon schwärmet der Geist in die Weite,
Schon hebet sich freudig der Fuss —
Lebt, Freunde, wohl, und geleite
Euch freundlich zur Heimat mein Gruss!

Den Schluss dieser Proben mag das berühmte Skolion bilden, das die Attischen Jünglinge auf Harmodius und Aristogiton sangen; es lautet S. 96 f. in der deutschen Uebertragung:

In Myrtengrün will ich mein Schlachtschwert tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton gethan,
Als sie den Tyrannen Hipparchos erschlagen
Und der Freiheit Athenä's gebrochen die Bahn.

O theurer Harmodios, nicht bist du gestorben,
Auf den Inseln der Seligen lebst du; dort hält
Achilleus auch sich, der schnelle, verborgen
Und Diomedes, der herrliche Held.

In Myrtengrün will ich mein Schlachtschwert tragen,
Wie Harmodios und Aristogeiton gethan,
Als am Opferfest sie den Tyrannen erschlagen
Und der Freiheit Athenä's gebrochen die Bahn.

Laut wird man preisen in fernesten Tagen,
Was Harmodios und Aristogeiton gethan,
Die kühn den Tyrannen Hipparchos erschlagen
Und der Freiheit Athenä's gebrochen die Bahn.

Aus diesen wenigen Proben mag ersehen werden, was der Verf. geleistet hat: Mehreres noch anzuführen, erlaubt nicht der uns zugewiesene Raum: indessen wird doch das Angeführte hinreichen, die Verehrer antiker wie moderner Poesie auf diese wohl-

Digitized by Google

gelungenen Nachbildungen antiker Lieder aufmerksam zu machen und dem Verfasser die Anerkennung auszusprechen, die er in nicht geringem Grade durch seine Leistungen verdient. Die äussere Ausstattung des zierlichen Bändchens ist vorzüglich zu nennen.

Chr. Bähr.

P. Cornelius Scipio Africanus der Aeltere und seine Zeit. Anhang: Rom und Capua, historische Parallele. Von Fr. Dor. Gerlach. Basel, H. Georg's Verlagshandlung 1868. 176 S. gr. 8. (Auch mit dem besonderen Titel): Zur Geschichte des zweiten punischen Kriegs. Von Fr. Dor. Gerlach.

Der Verf. der schon früher das Leben des ältern Scipio Africanus zum Gegenstand einer akademischen Gelegenheitsschrift gemacht hatte*), gibt in der vorliegenden Schrift eine umfassende Darstellung der gesammten kriegerischen und politischen Thätigkeit dieses Mannes, die auch für weitere Kreise bestimmt, zugleich ein Bild der ganzen denkwürdigen Zeit liefern soll, in welche das Auftreten Scipio's fällt, der, wie es scheint, vom Schicksal ersehen war, die damals schwer von allen Seiten bedrängte Roma zu retten und damit zur Weltherrschaft zu führen. Eine Schilderung dieses Mannes und eine richtige Erkenntniss und Würdigung des von ihm Geleisteten bildet daher gewiss eines der wichtigsten Momente in der Geschichte Rom's; es wird daher auch der Verf., der eine solche Schilderung in dieser Schrift zu geben unternommen hat, der Theilnahme versichert sein, zumal seine Darstellung auf gründlicher Erforschung der Quellen beruht, die überall mit Sorgfalt und Genauigkeit angeführt sind, während in einer längeren Note S. 10 ff. diesen Quellen selbst eine eingehende Besprechung zu Theil geworden ist, welche das Verhältniss derselben zu einander und den Werth, den dieselben ansprechen, näher darzulegen bestimmt ist; dass Livius die Hauptquelle bildet, und dieser selbst wiederum meistens dem Polybius folgt, wird nicht zu bezweifeln sein (vgl. S. 13). Nicht minder begründet werden die hier über Valerius von Antium und über Silius gegebenen Urtheile erscheinen.

Der Verf. beginnt seine Schilderung mit der Erzählung der Heldenthat des siebenzehnjährigen Jünglings in der Schlacht am Tessin, worauf er uns in lebendigen und frischen Zügen die Lage Roms schildert, wie sie nach den Siegen Hannibals in Italien und nach der Vernichtung des Scipionischen Heeres in Spanien sich in so bedenklicher Weise gestaltet hatte. Er führt uns dann die Bewerbung des 21jährigen Mannes um den Oberbefehl des Heeres in Spanien vor, dann die von so grossen Erfolgen begleitete Kriegsführung in Spanien, die Eroberung von Neucarthago, die Besiegung des Hasdrubal u. s. w., wobei er zugleich nachweist, wie Scipio

*) De vita P. Cornelii Scipionis Africani Superioris. Basil. 1865. 4.

Digitized by Google

alle diese Erfolge, durch welche Spanien der carthagischen Herrschaft ganz entzogen ward, doch nur als Vorbereitung betrachtete zu einem grössern Plan, der die Bekämpfung der Carthager in ihrem eigenen Lande, in Afrika bezweckte. Die Ausführung dieses Planes, die Rüstungen und Vorbereitungen, die Landung in Africa, und der Sieg bei Zama, der dann den Abschluss des Friedens herbeiführte, diess Alles wird uns in einer ebenso lebendigen Schilderung vorgeführt, welche den andern Theil der Schrift einnimmt und damit die grosse Bedeutung des Mannes erkennen lässt. Die weiteren Schicksale Scipio's, seine Theilnahme an dem Feldzug gegen Antiochus, und die dann in Rom, nach Beendigung des Krieges wider ihn wie gegen seinen Bruder erhobenen Anschuldigungen — bekanntlich ein sehr bestrittener Punkt, — bilden den letzten Theil dieser Lebensschilderung, die mit dem Scheiden des Mannes, der Rom einst gerettet, und auf einem Landgut bei Liternum, an der öden Küste Campaniens, in gänzlicher Zurückgezogenheit und fern von aller Theilnahme an dem politischen Leben seiner Vaterstadt, die letzten Jahre seines Lebens zubringt, abschliesst und bei der streng quellenmässigen Behandlung als ein gewiss schätzenswerther Beitrag zur römischen Geschichte überhaupt, wie insbesondere zu der Geschichte des zweiten punischen Krieges zu betrachten ist. Wohl erschwert, namentlich in der Behandlung mancher Einzelheiten, der Widerspruch, in welchem wir mehrfach die auf uns gekommenen Nachrichten der Alten mit einander finden, nicht selten die Untersuchung: aber desshalb hat der Verf. derartigen Dingen besondere Aufmerksamkeit in den Noten zugewendet, um den Gang der Erzählung selbst nicht zu unterbrechen. Wir erinnern beispielshalber an die Note S. 87 und das dort berührte Verhältniss des Livius zu Appianus, stimmen aber darin mit dem Verfasser überein, wenn er, was die Ausführung im Einzeln betrifft (es handelt sich um die Darstellung der Begebenheiten des africanischen Feldzugs im ersten Jahre), dem Livius den Vorzug vor Appian gibt, zumal da Livius auch mit Polybius vollkommen in Uebereinstimmung sich befindet. Oder wir erinnern an die Note S. 34, wie ein höchst schwieriger Gegenstand — die Chronologie des Kriegs in Spanien — ins Reine gebracht ist; oder an die Note S. 116 über die verschiedenen Angaben in Betreff der Schlacht bei Zama, sowohl was den Ort derselben, als den Verlauf der Schlacht selbst betrifft, in welcher der Verf. mit Recht, wie uns scheint, mehr Gewicht auf die Angaben des Livius und Polybius legt, als auf die des Appianus. Was den Ort der Schlacht betrifft, so sind die Angaben gar zu verschieden, um Etwas Sicheres feststellen zu können; Livius hatte, wie es uns fast erscheinen will, keine ganz klare Vorstellung von der Lage dieses Ortes. In einem Anhang: »Rom und Capua« überschrieben, gibt der Verf. zuerst eine Betrachtung über die Lage Rom's und den Charakter seiner Bevölkerung, die, auf Ackerbau zunächst hingewiesen, frühe

Digitized by Google

an Thätigkeit und Fleiss gewöhnt war. »Arbeit, Anstrengung, Mühe und Sorge war das Loos des römischen Landmanns. Diese Spannung aller Kräfte und die Einfachheit war die Grundlage der späteren Grösse und der alte Cato hatte Recht zu sagen, dass von dem Landvolk die wackersten Römer und die tüchtigsten Soldaten kommen; dass die am wenigsten schlimme Gedanken hatten, welche mit dem Landbau sich beschäftigten und dass der Landbau die ehrenhafteste, sicherste und neidloseste Beschäftigung sei. Und diese Geistesrichtung war durch Landanweisung und durch Uebersiedelung der wachsenden Bevölkerung durch ganz Italien verbreitet und dadurch Einmüthigkeit des Sinnens und Strebens gewonnen worden. Nun wohl! Dieses Volk von Landleuten hat die alte Welt bezwungen und eine Herrschaft begründet, die über ein halbes Jahrhundert (Jahrtausend soll es wohl heissen) bestanden hat.« (S. 161.) Eben so anziehend ist dann, als Gegensatz Campanien und Capua geschildert, in wie weit es als eine Rivalin Rom's in Betracht kommt, aber es wird auch gezeigt, wie die furchtbare Catastrophe, welche Capua im zweiten punischen Krieg traf, in den Verhältnissen des Landes wie der Bevölkerung begründet, daraus auch erklärt werden kann.

Elementargrammatik der Lateinischen Sprache mit eingereihten lateinischen und deutschen Uebersetzungsaufgaben und einer Sammlung lateinischer Lesestücke nebst den dazu gehörigen Wörterbüchern von Dr. Raphael Kühner. Für die untern Gymnasialklassen. Neun und zwanzigste Auflage. Hannover. Im Verlag der Hahn'schen Buchhandlung 1867. X. u. 381 S. gr. 8.

Man wird wohl nicht bei einem schon in acht und zwanzig Auflagen verbreiteten Buche eine nähere detaillirte Anzeige über Inhalt und Charakter, Anlage und Ausführung erwarten: ein Buch, das in kaum sechs und zwanzig Jahren nicht weniger als neun und zwanzig Auflagen aufzuweisen hat, bedarf einer solchen nicht mehr; es ist zugleich eine Erscheinung, die in Deutschland kaum ihres Gleichen aufzuweisen hat, und mag diess hinreichend für die Nützlichkeit und Zweckmässigkeit eines Schulbuches sprechen, das auf diese Weise erprobt und bewährt worden ist. Auch hat der Verf. nicht unterlassen, stets aufmerksam die Hand an sein Werk zu legen, stets zu bessern, wo eine begründete Veranlassung dazu in dem steten Gebrauche des Buches sich herausgestellt hatte, aber auch nicht neuen Richtungen, die sich noch nicht bewährt, einen Einfluss auf seine Darstellung zu gestatten. Der Verfasser hat Veranlassung genommen, bei dieser erneuerten Auflage, nochmals näher die Grundsätze anzugeben, die

Digitized by Google

ihn bei Abfassung dieser Grammatik geleitet, und sein Hauptbestreben als ein solches bezeichnet, welches den Knaben auf möglichst kurzem Wege zu einer lebendigen Auffassung und gründlichen Erlernung des grammatischen Stoffes zu führen, ihn dabei auch mit einem reichen lexikalischen Material bekannt zu machen vermöge. Und da das blosse Auswendiglernen von grammatischen Formen und Regeln leicht erschlafft, so hält es der Verfasser für nothwendig, die dem Gedächtniss eingeprägten Formen und Regeln unmittelbar darauf durch Uebersetzung von Uebungsaufgaben aus der fremden Sprache in die Muttersprache und aus dieser in jene zur lebendigen Anschauung und zu klarem Bewusstsein zu bringen, weshalb die Formenlehre mit einigen Vokalformen eröffnet ist, welche zur Bildung von Sätzen genügen.

Gewiss aber hat der Verf. Recht, wenn er, auf eine reiche Erfahrung gestützt, verlangt, dass der erste Sprachunterricht möglich einfach gehalten sei, auf die nothwendigsten Regeln sich beschränke und die Sprache mehr an Beispielen als durch Regeln lehre. Der Knabe hat eine natürliche Abneigung gegen alles Abstrakte und gefällt sich lieber im Concreten; während er wenig Behagen an abstrakten Regeln findet, zeigt er mehr Lust, wenn er im Uebersetzen der zur Einübung der Regeln gegebenen Beispiele geübt wird. Der Verf. will daher am Anfang den Unterricht auf die durchaus nothwendigen, ziemlich einfachen Regeln beschränkt wissen. Auf diesen Grundsatz, an dessen Richtigkeit wohl nicht zu zweifeln ist, ist die Anlage der Grammatik und die Ausführung im Einzelnen gebaut, welche in sechs Cursen sich bewegt. In den ersten Cursus, welcher das Hauptsächliche der Formenlehre, Einiges vom Verbum, dann vom Substantiv, Adjectiv (die Declinationen), Adverb, Pronomen, Zahlwörter und eine Uebersicht der Präpositionen enthält, sind daher aus der Lehre der Syntax nur die Bestimmungen des Subjects, Prädicats und Objectes, so wie die einfachsten Regeln der Congruenz aufgenommen, auch nur solche Beispiele gegeben, in welchen die Construction der lateinischen Sprache mit der deutschen übereinstimmt. In den zweiten Cursus, in dem Einiges zu den Declinationen, so wie über das Geschlecht derselben bemerkt ist, sind dagegen auch solche Beispiele aufgenommen, in welchen die lateinische Construction und Wortstellung von der deutschen etwas abweicht, ohne dass jedoch die syntaktischen Regeln ausdrücklich angeführt sind, welche der Knabe vielmehr an den Beispielen lernen und so in sich aufnehmen soll. Im dritten Cursus, welcher die Lehre vom Verbum enthält, finden sich einige kurz und einfach gefasste Hauptregeln der Syntax angegeben; im vierten Cursus sind die Abweichungen der Verben von der im dritten Cursus angeführten Tempusbildung, so wie die unregelmässigen Verben und die Defectiva angegeben, während der fünfte und sechste Cursus die Syntax zum Gegenstand haben: daran schliesst sich eine Sammlung zusammenhängender lateinischer Lesestücke (S. 254—310)

Digitized by Google

und darauf folgt ein lateinisch-deutsches und ein deutsch-lateinisches Wörterbuch, das den Schluss des Ganzen bildet: beides ist in der Absicht beigefügt, damit der Schüler in den ersten Jahren des lateinischen Unterrichts nur Ein Buch, das ihm Grammatik, Lesebuch und Wörterbuch ist, gebrauche und durch den häufigen Gebrauch recht vertraut damit werde, um dann zur Lesung der lateinischen Classiker selbst übergehen zu können.

Sonach mag man die Anlage des Ganzen bemessen, die in Allem den praktischen Standpunkt festhält, ohne der Gründlichkeit des Erlernens irgend Etwas zu vergeben. Mit grosser Sorgfalt sind die zum Uebersetzen dienenden Beispiele ausgewählt und überall auf klassische Ausdrücke besonderer Werth gelegt. Dass auch darin, wie in der Fassung der Regeln selbst während der Zeit des Erscheinens der ersten Ausgabe im Jahr 1841, und dieser letzten des Jahres 1867 manche Aenderungen und Verbesserungen stattgefunden haben, wird man auch ohne speciellen Nachweis des Einzelnen gerne glauben. Einige Hauptpunkte der Art hat der Verf. selbst in dem Vorwort hervorgehoben, S. VIf., und wir stehen nicht an, unsere Leser darauf zu verweisen, die jedenfalls sich bald überzeugen werden, dass diese Aenderungen auch zugleich als wahre Verbesserungen anzusehen sind, die bei dem Gebrauch der Grammatik sich als erspriesslich erweisen. Und so können wir nur wünschen, dass diese Grammatik noch immer weiter sich verbreiten und auch noch manche neue Auflage dann erleben möge.

Charles Robert, correspondant de l'Acad. des Inscr. et Belles-Lettres, les légions du Rhin et les inscriptions des carrières. Paris. Frank. 1867. 4.

Unter den dankenswerthen Arbeiten französischer Officiere über römische Kriegsalterthümer, die wir in neuester Zeit erhalten, verdient die des Herrn Robert, höheren französ. Artillerieofficiers, besondere Erwähnung. Der Verfasser hatte zunächst im Sinne, die in den Steinbrüchen von Norroy-sous-Prény, dép. de la Meurthe, gefundenen, von römischen vexillarii dem Hercules Saxanus errichteten Votivsteine zu veröffentlichen und mit ähnlichen in Deutschland, namentlich im Brohlthal, gefundenen zu vergleichen. Er wurde aber von da aus in seinen Studien weiter geführt zu einer Geschichte der römischen Legionen am Rhein überhaupt und schickt nun dieser noch im der Ausarbeitung begriffenen Monographie in dem vorliegenden 50 Seiten starken Heft eine allgemeine Einleitung über die Geschichte der röm. Legionen vom J. 9 n. Chr. bis zur Zeit der Notitia dignitatum voraus. Der Verf. ist mit der Literatur über diesen Gegenstand wohl vertraut und nimmt demgemäss zur Grundlage, mit welcher er sich in Uebereinstimmung

Digitized by Google

und Abweichung überall auseinandersetzt, Grotefend's Artikel in der Realencyklopädie, Borghesi's iscrizioni romane del Reno und Mommsens Besprechung der augusteischen Legionen in den Res gestae divi Augusti p. 45—50. Sehr zweckmässig und nützlich hat er in einer Uebersichtstafel (S. 14—17) in 16 Columnen so ziemlich Alles zusammengestellt, was zur Geschichte der Legionen in den 4 Jahrhunderten der Kaiserzeit, die er ins Auge fasst, gehört mit einer Vollständigkeit, die alle ähnlichen Verzeichnisse weit übertrifft. Hinsichtlich der Begründung dieser Tafel begnügen wir uns, die Abweichungen Herrn Roberts von seinen Vorgängern zu erwähnen. In der Frage über den Ursprung der legio I. adiutrix, deren Bildung Dio 55, 24 dem Galba zuschreibt, während Tacitus hist. 1, 6 mit Beziehung auf sie sagt, quam e classe Nero conscripserat, will der Verf. (p. 19) dem Nero die eigentliche Formation zugetheilt wissen. Dafür spricht ausser der angeführten taciteischen Stelle auch die feindselige Stimmung, die sie nach 1, 31, 36 gegen Galba hatte; allein angesichts der positiven Angabe Dio's (Oeuvr. IV. S. 204) wird doch wohl die Fassung Borghesi's die richtige sein, dass sie von Nero ausgehoben worden, aber von Galba den Adler erhielt. Tacitus hat hist. I. 6 besondere Veranlassung, die Thätigkeit Neros hervorzuheben, um die Anhänglichkeit an diesen zu erklären, der Grund, wesshalb diese nicht auf Galba übergetragen wurde, lag in dessen grausamen Vorgehen gegen die übrigen Flottensoldaten. Dem Vespasian schreibt Hr. Robert neben den gewöhnlich angenommenen drei (II. adiutrix, IIII. Flavia, XVI. Flavia Firma) vier zu, nämlich auch noch die I. Minervia, indem dieselbe schon von diesem Kaiser an die Stelle der I. Germanica gesetzt worden wäre und von Domitiam nur ihren Beinamen erhalten hätte. Allein der Grund, der dafür angeführt wird (S. 22 Anm.), dass nämlich, wenn man erst den Domitian als Urheber annehme, von Vespasian bis auf Domitian die unter Galba erreichte Zahl der 30 Legionen wieder auf 29 gesunken wäre, hätte nur dann Gewicht, wenn constatirt wäre, dass schon Vespasian die erste Germanica aufgelöst; dies ist aber nur Hypothese. Andrerseits hätte Vespasian der von ihm formirten neuen leg. I. gewiss auch einen Beinamen gegeben. Dagegen scheint uns die Erklärung der Stelle bei Dio (55, 23) über die zweifach, in Britannien und Germanien vorhandene legio XX. beachtenswerth. Der Verf. schreibt dem Dio selbst, nicht, wie Mommsen will, der Handschrift einen Irrthum zu, indem sich Dio durch das Vorhandensein eines Detachements der in Britannien stehenden legio XX. Valeria Victrix in den Rheinlanden habe täuschen lassen. Das Vorkommen einer Abtheilung der legio XX. V. V. am Unterrhein ist inschriftlich constatirt. Freilich läge dann, da Dio von Germ. superior spricht, ein doppelter Irrthum vor. Von besonderem Werth endlich ist die dritte Tafel (S. 47), welche die auf den Münzen von Septimius Severus, Gallienus, Victorinus und

Digitized by Google

Carausius genannten Legionen zusammenstellt und dabei (S. 45) die bisherigen Angaben der Legenden vielfach berichtigt. Am Schluss (48—50) kündigt der Verf. den Plan der bevorstehenden Specialausführung an; er will in vier Theilen behandeln die Geschichte der Legionen am Rhein, die Votivinschriften zu Ehren des Hercules Saxanus, den Cult dieses Gottes und die röm. vexillarii. Es wäre sehr dankenswerth, wenn Herr Robert bei der Ausführung des ersten Theils auch die Frage über die Grenzen zwischen Germania superior und inferior untersuchen wollte; es wäre diess namentlich für die Historien des Tacitus von Interesse.

Tübingen. **E. Herzog.**

Shakespeare-Forschungen von Benno Tschischwitz. I. Shakespeare's Hamlet. Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1868. X und 225 S. 8.

Der Herr Verfasser vorstehender Schrift hat sich durch eine Reihe von Shakespearestudien in der literarischen Welt bekannt gemacht. Wir nennen hier seine »Nachklänge germanischer Mythe in den Werken Shakespeare's« (1865), seine Schrift: »Shakespeare's Staat und Königthum, nachgewiesen an der Lancaster-Tetralogie« (1866) und seine zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität Halle erschienene Abhandlung: »Shakespeare's Hamlet in seinem Verhältnisse zur Gesammtbildung, namentlich zur Theologie und Philosophie der Elisabeth-Zeit.« Diese letztere ist als ein integrirender Theil in das vorliegende Buch aufgenommen worden und alle genannten Arbeiten behandeln, wie die vorliegende, mehr die literargeschichtliche und kritische, als die ästhetische Seite der Shakespeare-Dichtung.

Der Herr Verf. ist der Ansicht, dass Shakespeare seinen Hamlet um 1597 oder kurz vor diesem Jahre schrieb, weil Gabriel Harvey (1598) sagt: »Die junge Welt ist sehr entzückt über Venus und Adonis, aber seine (Shakespeare's) Lucretia und sein Trauerspiel »Hamlet, Prinz von Dänemark« sind geeignet, der weisern Klasse von Leuten zu gefallen.« Allein dadurch werden die Bedenken gegen die Zeit der Abfassung nicht beseitigt. Zuerst müsste die Zuverlässigkeit dieses Zeugnisses und der Zeit, in der es gegeben wurde, feststehen. Dann aber, wenn auch dieses feststünde, sind noch andere Umstände dieser Annahme im Wege. Schon 1587 spricht Thomas Nash von Hamlet und seinen tragischen Reden, und Thomas Lodge sagt in einer Brochüre von einem Teufel: »Er sieht so bleich aus, wie das Gesicht des Geistes, der auf dem Theater so kläglich ausruft: »Hamlet, räche mich!« Man hat diesen Hamlet aber nie Shakespeare zugeschrieben und es ist im hohen Grade nach der Entwicklung dieses Dichters unwahrscheinlich, dass

Digitized by Google

der von jenen Dichtern erwähnte und von ihnen Shakespeare nicht zugeschriebene Hamlet doch von Shakespeare stamme. Meres, der enthusiastische Bewunderer der Shakespeare'schen Stücke, erwähnt in seinem Schatzkästlein des Witzes (1598) die damals erschienenen, tief unter Hamlet stehenden Shakespeare'schen Stücke, den letzteren kennt er nicht. So spricht er von Titus Andronicus, Richard II., Richard III., Romeo und Julie u. s. w. In den Londoner Buchhändlerverzeichnissen kommt Shakespeare nicht vor dem Juli 1602 vor, wo er zum Erstenmale aufgeführt ist. Es wird allgemein und mit Recht angenommen, dass eine Tragödie vor dem Shakespeare'schen Hamlet existirte und schon in jener erscheint der Geist von Hamlet's Vater. Nun ist aber auch durch die studies of Shakespeare von Charles Knight aus Lowndes's bibliographical manual nachgewiesen, dass ein solches old play of Hamlet von dem vorshakespeare'schen Dichter Thomas Kyd wirklich existirte. Auch in Henslow's Tagebüchern von 1598 wird von einer Hamlet-Tragödie ohne Erwähnung Shakespeare's gesprochen. Das Stillschweigen des Meres (1598) kann dadurch nicht beseitigt werden, dass Harvey vom Hamlet sagt, das Stück sei geeignet, »der weiseren Klasse zu gefallen.« Denn, wenn man auch über die Bedeutung und den grössern oder geringern Werth des Hamlet stritt, so gehört doch dieser Streit einer spätern Zeit an und ein Titus Andronicus ist zu keiner Zeit dem Werthe nach auch nur vergleichsweise neben Hamlet, geschweige denn über ihn gestellt worden. Harvey's Zeugniss steht daher immer vereinzelt da, selbst, wenn man es als vollgültig annimmt und hebt die übrigen Bedenken nicht. In dem Buchhändlerverzeichnisse von London wird 1602 die Hamlet-Tragödie Shakespeare's erwähnt und die erste unvollständige und vielfach mangelhafte Ausgabe von Shakespeare's Hamlet erschien in London 1603 bei L. N. und John Trundel.

Der 1858 verstorbene Herzog von Devonshire liess unter der Aufsicht seines Bibliothekars John Payne Collier einen Abdruck von 40 Facsimile's der Originalausgabe veranstalten, wovon sich eines in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, das andere in Berlin befindet.

Der Herr Verf. gibt uns eine interessante kritische Untersuchung über diese erste Ausgabe von 1603. Er sucht nachzuweisen, dass dieser ersten Ausgabe ein Dictat zu Grunde lag und dass es die verkürzte Form eines längeren Stückes ist, dass jenes längere Stück nicht Wort für Wort mit dem Texte übereinstimmte, der 1604 gedruckt wurde, ferner, dass jenes längere Stück nicht die primitive Arbeit sei, sondern um's Jahr 1600 für die Bühne bearbeitet wurde, und dass der Text von 1603 den Aufführungen eines fremden Theaters zu Grunde lag. Die erste Ausgabe soll sich auf ein Dictat gründen, weil viele Abweichungen nur durch falsches Hören des Dictirten entstanden sein könnten. So wird in Beispielen gezeigt, dass die Versenden in der ersten Ausgabe von

Digitized by Google

1603 nicht gehörig unterschieden sind, dass prosaische Stellen als Verse aufgefasst, ähnlich klingende Ausdrücke verwechselt, die Eigennamen historischer Personen oder geographische Bezeichnungen und die Namen der im Stücke vorkommenden Personen dem Nachschreiber unbekannt oder mit andern verwechselt sind, dass endlich der Dictirende oder Nachschreibende ein von der Sprache der gebildeten Engländer damaliger Zeit abweichendes Englisch spricht. Man sieht aus den aufgezählten Satz- und Wortbeispielen der Ausgabe von 1603, wie genau und sorgfältig die Vergleichungen von dem Herrn Verf. angestellt wurden und ist ihm gewiss dafür zum besten Danke verpflichtet. Aber die von ihm aufgezählten Gründe sprechen nur dafür, dass diese erste Ausgabe eine schlechte Abschrift eines Originals, nicht aber eine dictirte Handschrift ist. Man hatte bekanntlich bei den verschiedenen englischen Schauspielergesellschaften eine Sammlung von den Handschriften der Theaterstücke. Diese wurden nun von den Unverständigen abgeschrieben, kamen von einem Schauspieler in die Hand eines andern, wanderten von einer Gesellschaft zur andern, wie dieses selbst noch heut zu Tage bei den Theatermanuscripten der wandernden Gesellschaften vorkommt. Die Ausgabe von 1603 deutet selbst an, dass das Stück mitgetheilt wird, wie es »von Seiner Hoheit Dienern in der Altstadt Londons und an den beiden Universitäten Oxford und Cambridge und sonst wo« aufgeführt wurde. Ungebildeten Schauspielern fehlt auch die Orthographie und die Sachkenntniss. Vom falschen Hören lassen sich manche Verwechslungen weit weniger erklären, als vom falschen Lesen und Verstehen, vom unrichtigen Abschreiben. Es war zudem nicht Sitte, dass man die Stücke dictirte, sondern dass man sie für das Theater abschrieb, wie das auch heut zu Tage noch immer der Fall ist. Wer wird z. B. bei'm Dictiren statt Plautus — Plato hören, wie diese Worte in den Ausgaben von 1603 und 1604 verwechselt sind?

Die Ausgabe von 1603 wird von dem Herrn Verf. als die verkürzte Form eines längeren Stückes angesehen. Wenn der Schauspieler Priamus' Tod deklamirt, sagt Polonius: That is too long, ungeachtet in der Ausgabe von 1603 die Rede nur 6 Zeilen beträgt, während die Ausgabe der Vulgata 30 Verse zählt. Man überlässt im Bühnenmanuscripte die Ausfüllung des Dialogs dem Schauspieler durch den Beisatz: And so forth. Verknüpfende Conjunctionen sind in ihm vorhanden und die dazu gehörigen Vordersätze fehlen. Auch finden sich Beziehungen auf gestrichene Stellen vor. Uebrigens gibt der Herr Verf. selbst zu, dass alle diese Abweichungen und Mängel auch durch Collier's Annahme erklärt werden können, dem Dichter sei das Stück durch Nachschreiben im Theater entwendet worden (S. 15). Das längere Stück stimmt, wie ferner behauptet wird, Zeile für Zeile und Wort für Wort mit dem 1604 veröffentlichten Texte überein. Die dafür aufgezählten Gründe verdienen eine besondere Beachtung des Kritikers. Jenes

Digitized by Google

längere Stück soll nicht in allen Theilen die primitive Arbeit von 1597, sondern um's Jahr 1600 für die Bühne besonders bearbeitet worden sein. Der Herr Verf. legt auf die für diese Behauptung aufgestellten Beweise das grösste Gewicht. Dass der Ausgabe von 1603 eine besondere Bühnenbearbeitung zu Grunde lag, leitet er aus den in ihr enthaltenen Angaben von Zeitereignissen ab, welche in's Jahr 1600 fallen, wie die Innovation in Betreff der Schauspieler d. h. die Beschränkung der öffentlichen Theater in London und das Aufkommen der Kindertheater. In der Ausgabe von 1603 wird diese Neuerung erwähnt, in der Ausgabe von 1604 fehlt sie. Könnte man aber nicht gerade damit beweisen, dass Hamlet, welcher von vollgültigen Zeugen vor 1602 nicht erwähnt ist, 1600 geschrieben wurde? Die Abschriften könnten verschieden sein, ohne dass man deshalb zwei ursprünglich verschiedene Originale von 1597 und 1600 annehmen müsste. Die Anspielung kann 1604 weggelassen sein und deshalb können doch die Ausgaben von 1603 und 1604 auf eine gemeinschaftliche Urquelle zurückgeführt werden. Gibt doch auch die Folioausgabe von 1623 diese Anspielung wieder. Wenn auch der Titel der Quartausgabe von 1604 lautet: according to the true and perfect coppie, so beweist dieses nicht, dass die abgekürzte Ausgabe von 1603 wirklich von Shakespeare stammt. Man könnte im Gegentheile schliessen, dass nur diese correctere und sinnvollere Ausgabe von Shakespeare ist, weil sie sich als wahre und vollkommene Abschrift des Originals bezeichnet. Die Beweise für die Behauptung, dass der Text von 1603 den Aufführungen eines fremden Theaters zu Grunde gelegen hat, können auch in anderer Weise aufgefasst werden. Zusätze und Auslassungen in einer jedenfalls schlechten und verstümmelten Handschrift beweisen noch immer nicht, dass sie von der Aufführung auf einem Theater herkommen, sondern lediglich nur, dass sie sich auf eine schlechte und verstümmelte Abschrift stützen.

Nach der Untersuchung des Verhältnisses im Texte der älteren Ausgaben deutet der Herr Verf. die von Shakespeare benutzten Quellen der Hamletsage an (S. 30 u. 31), untersucht sodann den Charakter Hamlets und nimmt diesen mit vielem Geschick gegen die ihm gemachten Vorwürfe der Kritiker in Schutz. Wenn er den Geist der Elisabethzeit in Hamlet wiederfindet und dieses durch Stellen aus der Literatur jener Zeit, verglichen mit Stellen und Charakteristiken in Hamlet, nachzuweisen versucht, so hat er zwar in so fern allerdings Recht, dass viele Aeusserungen der Personen in Hamlet den Ausdruck und die Stimmung der Zeit wieder geben, in welcher Shakespeare lebte. Dieses wird aber bei allen bedeutenden dramatischen Dichtungen immer der Fall sein. Nur müssen wir mit Recht bezweifeln, dass einzelne Stellen in literarischen Werken der Zeit unserm grossen Dichter bei Abfassung bestimmter Stellen in seinem Hamlet vorschwebten. Man wird zu weit gehen, wenn man mit dem Herrn Verf. annimmt, dass Shakespeare

Digitized by Google

die Regeln, welche Polonius seinem Sohne vor dessen Abreise nach Paris an's Herz legt, aus irgend einem Anstandsbuche der Zeit genommen habe. Wenn auch das von König Jacob I. für seinen Sohn lateinisch geschriebene *Βασιλικὸν δῶρον* in einzelnen Ausdrücken an die exhortatio des Polonius an Laërtes erinnert, so war es gewiss unserm Dichter bei Abfassung derselben eben so wenig vor Augen, als irgend eine andere Anstandslehre. Es bedarf der Stellen in derselben Schrift Jacob's I. über Würfel- und Kartenspiel nicht, um zu beweisen, dass Shakespeare mit dem Temperationsprincip des Polonius in der Moral wirklich nach dem Leben malt. Denn solche Väter, wie Polonius, gibt es unter den höheren Ständen — und diese zeichnet der Dichter in Polonius — noch immer zu Dutzenden. Auf den von Shakespeare benutzten Hexen- und Zauberglauben als Vehikel vieler seiner Stücke hatte gewiss Jacob's I. Werk, die Dämonologie, welche ursprünglich englisch abgefasst war und dann in's Holländische und Lateinische übersetzt wurde, eben so wenig Einfluss, als etwa die Zeichnung des Melancholischen durch diesen König auf die einzelnen von unserm Dichter geschilderten Kennzeichen der Melancholie. Uebrigens ist es vollkommen richtig, was der Herr Verf. S. 47 u. 48 sagt, dass die freie Verwendung, welche die Objecte des Zauberwahns in Shakespeare's Werken finden, auf einen in diesen Dingen durchaus unabhängigen Standpunkt des Dichters schliessen lässt. Es bedarf, um den Wahnglauben der Zeit an Geistererscheinungen als Thatsache festzustellen, nicht der S. 48 aus Erdmann angeführten Stelle des Paracelsus. Der Glaube war ein allgemeiner, der sich im ganzen siebenzehnten Jahrhunderte noch in allen Ländern Europas mit Zähigkeit fest hielt. Wenn auch das System der Giordano Bruno'schen Philosophie gewiss nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die spätere Philosophie, namentlich die des Spinoza und Leibnitz, und nach Kant selbst auf die Philosophie unserer Zeit blieb, so ist doch stark an dem grossen Einflusse zu zweifeln, welchen es auf die englische Zeitphilosophie hatte. Die Zeit der Elisabeth und Jacob's I. hat als Hauptrepräsentanten der vaterländischen Philosophie Franz Baco von Verulam, dessen Anschauungen ganz anderer Art, als die des Giordano Bruno sind. Baco huldigt einer durchaus empirischen Methode und bekämpft in keiner Weise irgendwie religiöse und kirchliche Fragen, wenn er gleich die Theologie als die Wissenschaft des Glaubens einem andern Gebiet zuweist, als die Philosophie, die Wissenschaft des Wissens, deren Hauptgegenstand die Natur ist.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tschischwitz: Shakespeare-Forschungen.

(Schluss.)

Wenn auch Giordano Bruno von 1583—1586 in London war und sich des Schutzes des französischen Gesandten Mauvissier und Philipp Sidneys, des Lord Buckhorst und selbst des Grafen Leicester zu erfreuen hatte, so lässt sich daraus noch immer nicht der angeblich grosse Einfluss ableiten, den seine Philosophie auf die philosophische Zeitanschauung Englands unter Elisabeth gehabt haben soll. Der Aufenthalt war ein sehr kurzer. Es ist immerhin gewagt, daraus, dass Bruno drei seiner italienischen Dialoge dem Mauvissier und einen dem Philipp Sidney gewidmet hat, auf eine ganz besondere Gönnerschaft der genannten Männer zu schliessen, oder den Bruno gar zu einem Schützling Leicesters und der Elisabeth zu machen. Wenn Shakespeare um 1583—1585 nach London kam, so ist es bei seinem Bildungs- und Lebensgang in der Heimath mehr als unwahrscheinlich, dass er sich mit dem Italienischen beschäftigte, noch weit weniger aber denkbar, dass er in London, wo ihn ganz neue und vielfache Berufsarbeiten als Schauspieler, Dichter und Theaterleiter erwarteten, das Italienische trieb. Gewiss wird man dieses mit dem Herrn Verf. S. 51 nicht durch Hamlet's Aeusserung plausibel machen wollen: »Die Geschichte ist in auserlesenem Italienisch geschrieben.« Kann denn der Dichter seinen Hamlet nicht so sprechen lassen, ohne selbst italienisch zu kennen? Ja, selbst das Unwahrscheinliche angenommen, Shakespeare habe wirklich das Italienische verstanden, folgt etwa daraus, dass er die italienischen Dialoge des Bruno gelesen hat? Gewiss spricht der Umstand, dass er in Hamlet Baptista für einen Frauenzimmernamen hält, nicht für des Dichters italienische Sprachkenntniss. Die Unkenntniss wird weder durch die Flüchtigkeit, noch durch Mangel an Kenntniss des Griechischen, wie der Herr Verf. will, entschuldigt. Dass Bruno das italienische Lustspiel: Il candelajo in England schrieb, und dass es Shakespeare kannte, lässt sich aus den von dem Herrn Verf. angegebenen Gründen, zwei ihrer Aehnlichkeit wegen hervorgehobenen Stellen (S. 52), gewiss nicht beweisen. Auch kann man in keiner Weise Bruno's und Shakespeare's Arbeiten zusammenstellen. Sagt doch der Herr Verf. selbst, man wisse nicht, ob der candelajo jemals in London übersetzt und aufgeführt worden sei. Ein grösseres Gewicht für den Einfluss Bruno's auf Shakespeare wird vom dem Herrn Verf. den in London heraus-

Digitized by Google

gekommenen italienischen Dialogen zugeschrieben. Wenn Bruno in England diesen Anklang gefunden hätte, würde er gewiss nicht sobald wieder das Land verlassen haben. Bestimmte ihn, wie S. 54 behauptet wird, der bei Zütphen erfolgte Tod seines Beschützers dazu, so liegt ja hierin ein neuer Beweis, dass er bei der grossen Anzahl keinen Eindruck gemacht hatte. Es ist eine bei Bruno's von den herrschenden Zeitmeinungen abweichenden Ansichten gewiss mehr als gewagte Behauptung, dass diesem Denker junge Männer aus den befreundeten Londoner Kreisen nach Wittenberg folgten, dass die Engländer durch Bruno's Uebersiedlung erst auf Wittenberg aufmerksam wurden, und dass die wiederholte Erwähnung der deutschen Universität in der Hamlet-Tragödie auf jene geistige Verbindung, die durch Giordano Bruno (?) mit England angeknüpft war, zurückzuführen ist. Seit Heinrich VIII. hatte die von Wittenberg ausgegangene Reformation Englands die Gemüther ergriffen und unter Elisabeth war sie endlich zur gänzlichen Herrschaft im Lande gekommen. Schon Heinrich VIII. hatte sich als Regent und Schriftsteller mit dem grossen Wittenberger Reformator beschäftigt, Wittenberg war auch durch das schon im sechszehnten Jahrhunderte in's Englische übersetzte Faustbuch für England ein anziehender Punkt geworden, um so mehr, als der bedeutendste Dichter vor Shakespeare, Christoph Marlowe, diese Sage zum Gegenstande einer populären und beliebten dramatischen Dichtung machte. Die letztere interessirte selbst die niederen Volkskreise. Wittenberg erscheint in Hamlet als die Stadt, von welcher der Geist einer neuen freiern Zeit ausgeht, Denker, wie Hamlet und Horatio, ihre Bildung holen. Die Schotten und Engländer, welche von 1590—1592 in Wittenberg studirten, thaten dieses wohl nicht des Bruno und seiner Philosophie wegen. Dass Shakespeare Eynes Morison's itinerary kannte, ist eine nicht zu erweisende Vermuthung, auch bedarf es dieser Bekanntschaft nicht, um die Behauptung zu bestätigen, dass der Dichter im Hamlet einen hochgebildeten Prinzen seines eigenen Jahrzehnts habe darstellen wollen. Vergebens werden wir uns mit dem Herrn Verf. bemühen, den Einfluss der Giordano Bruno'schen Philosophie in Shakespeare's Hamlet zu finden, ja diese Philosophie auch nur als Ornamentik dieser unsterblichen Dichtung wieder zu erkennen. Auch in »Aphorismen« erkennt man keinen Anklang an diese Philosophie. Wir müssen weit ausholen, wenn wir Bruno's Atomenlehre in Hamlet's Aeusserung erkennen wollen:

»O schmölze doch dies allzufeste Fleisch,
Zerging und löst' in einen Thau sich auf.«

Gewiss deutet die Stelle des Hamlet: »Polonius ist beim Nachtmal, nicht, wo er isst, sondern wo er gegessen wird«, eben so wenig auf Bruno's Atomenlehre. Die »circulirende Umformung« (S. 58)

Digitized by Google

in der Natur kann Hamlet behaupten, ohne dass Shakespeare jemals etwas von Bruno hörte, geschweige denn die Stelle aus Bruno's della causa, principio et uno kannte: »Sehet ihr nicht, dass das, was Saamen war, zu Gras, und was Gras war, zur Aehre, was Aehre war, zu Brod, was Brod war, zu Milchsaft, was Milchsaft war, zu Blut wird?« Da braucht man zum Belege der Uebereinstimmung nicht Hamlet's Aeusserung anzuführen: »Warum könnte die Einbildungskraft nicht dem edlen Staube Alexanders nachspüren, bis sie ihn findet, wie er ein Spundloch verstopft«? Kann man die Worte Hamlet's über die trinklustigen Dänen: »Dies schwindelköpfige Zechen macht uns verrufen bei andern Völkern in Ost und West; man heisst uns Säufer, hängt an unsern Namen ein schmutzig Beiwort« u. s. w., wirklich im Ernste aus Bruno's bestia trionfante II, 247 ableiten oder irgendwie mit dieser Stelle belegen wollen, weil es da heisst: »Die Gurgel wird in Ober- und Niederdeutschland unter die Heroentugenden erhoben, gepriesen, gefeiert und verherrlicht und die Trunkenheit unter die göttlichen Attribute gezählt« u. s. w.? Gewiss wird man in Hamlet, wie allgemein mit Recht angenommen wird, unter dem »satyrischen Schuft« (Act II, Sc. 2) eher Juvenal, als eine Stelle aus dem höchst wahrscheinlich unserem Dichter ganz unbekannten Bruno in dessen erstem Dialoge des spaccio de la bestia trionfante erkennen. Auch lässt sich aus Sätzen Hamlet's, wie: »So geht es oft mit einzelnen Menschen auch, dass sie durch ein Naturmal, das sie schändet, als etwa von Geburt (worin sie schuldlos, weil die Natur nicht ihren Ursprung wählt), ein Uebermaass in ihres Blutes Mischung, von einem Fehler das Gepräge tragen«; oder: »Ich hege Taubenmuth; mir fehlt's an Galle, die bitter macht den Druck« und »Der Deinige auf ewig, so lange diese Maschine sein ist« — keine »materialistisch-atomische Naturanschauung« wieder finden, selbst nicht einer solchen Gedankenreihe einfügen, wenn man anders die Aeusserungen des Prinzen richtig auffasst und damit andere Stellen des Dichters vergleicht. Hamlets »gleichgültiges Verhalten beim Tode des Polonius und am Grabe der Ophelia« (?) soll aus der »Transformationstheorie des Nolaners« (S. 61) erklärt werden. Dazu braucht man aber weder den Nolaner, noch die Transformationstheorie des Nolaners, sondern lediglich die Centnerlast der noch immer nicht ausgeführten, ihm durch den Geist des Vaters als höchstes Gesetz gegebenen Aufgabe: »Räche den schnöden, unerhörten Mord«! als Erklärunggrund. In Hamlet erkennen wir bei seiner Ruhe unmittelbar vor der letzten Katastrophe eher den Stoicismus, als die Theorie des Nolaners. Mit allen andern Parallelstellen aus Hamlet und Bruno zum Belege des Einflusses der Nolanischen Philosophie auf unsern Dichter sieht es wohl nicht anders aus. Sie haben keine Beweiskraft, weil sie sich auf abgerissene Sätze und ganz entfernte, zum Theil gesuchte und unpassende Aehnlichkeiten beziehen, die bei dem Gedankenreichthum eines genialen Dichters

Digitized by Google

ohne Einfluss eines bestimmten philosophischen Zeitsystems vorkommen können und, wie die Erfahrung zeigt, auch nach Shakespeare bei andern Dichtern vorgekommen sind. Wenn Bruno und Telesius sagen, »dass die Erde, von der Sonne angeregt, allerlei Wesen hervorbringe«, ist etwa Hamlet dadurch zu seinem Satze gekommen: »Wenn die Sonne Maden in einem todten Hunde erzeugt, eine Gottheit, die Aass küsst«? Kann Hamlet nicht ohne alle Kenntniss von Bruno's Philosophie und ohne jede Einwirkung derselben auf ihn den Menschen the paragon of animals nennen? Hängt etwa damit auch nur im oberflächlichsten Verbande Bruno's Aeusserung zusammen: »Das Menschengeschlecht weist in seinen Individuen die Mannichfaltigkeit aller andern auf.« Sogar der König Claudius soll in der Hamlet-Tragödie beweisen, »dass er de la causa, principio et uno mit Erfolg gelesen hat« (S. 65). Und warum? Weil er »dem trauernden Stiefsohne gegenüber seine Trostgründe aus der atomistischen Naturphilosophie hervorhebt«? In der That, wenn Claudius dem Charakter nach so trefflich wäre, als seine Trostgründe schlagend sind, so könnten wir in ihm den Schurken nicht erblicken, als der er doch im Stücke erscheint. Auch die erhabenste Philosophie, ja das reine protestantische Christenthum stellt den »mürrischen Widerstand« dem Tode eines theuern Angehörigen gegenüber als ein Vergehen am Himmel, am Todten, an der Natur dar, als »höchst thöricht vor der Vernunft, deren allgemeine Predigt der Väter Tod ist und die immer rief vom ersten Leichnam bis zum heut' verstorbenen: Es muss so sein.« Wo liegt hier ein Bruno'scher pantheistischer Atomismus? Es lassen sich viel eher Stellen nachweisen, wo sich der Einfluss einer durch die Reformation geläuterten christlichen Ansicht in Hamlet zeigt, als atomistisch-pantheistische Anklänge, wie, wenn er sagt: »Es waltet eine besondere Vorsehung über den Fall des Sperlings. — Was liegt daran zu verlassen, wenn man nicht weiss, was man verlässt? — In Bereitschaft sein ist Alles« oder: »Die Tugend ist unserm Stamm nicht so eingeimpft, dass ihr nicht ein Geschmack von diesem bleiben sollte«, oder »die Furcht vor Etwas nach dem Tode«. Der Herr Verf. will diese Stellen durch die Gegensätze der Zeit erklären. Mag sein; aber wir finden eben nirgends weder die Nolanische Philosophie als Zeitphilosophie in England, noch einen Einfluss der Philosophie Bruno's auf Shakespeare, aus welchem nur einigermaassen mit einem Anflug von Wahrscheinlichkeit abgeleitet werden könnte, dass unser Dichter auch nur die Schriften Bruno's kannte oder las, welche diese Einwirkung auf ihn gemacht haben sollen. Das Genie erhebt sich oft über seine Zeit, trägt die Quelle einer grössern Zukunft in sich und unterscheidet sich durch dieses Ursprüngliche, nicht unter dem äussern Einflusse Eingewirkte, durch dieses Selbstschaffen vom Talente, selbst dem bedeutenden. Es macht, es schafft seine oder eine kommende Zeit. So ist es mit Shakespeare. Umsonst suchen

Digitized by Google

wir seine selbstschöpferischen, riesigen Gedanken in Paraphrasen vielleicht ihm ganz unbekannter zeitgenössischer Werke nachzuweisen. Der äussere Einfluss liegt in dem Studium der Geschichte und Novelle, nicht im Lesen von solchen philosophischen Schriften, die zur Zeit Shakespeare's meist nicht einmal in englischer Sprache existirten. Der Einfluss des Genies auf die Zeitbildung ist vielleicht noch grösser, als der der Zeitbildung auf das Genie. Das sieht man gerade nirgends augenscheinlicher, als bei Shakespeare, wenn man dessen mangelhafte wissenschaftliche Vorbildung und die kurze ihm für sein literarisches Wirken vergönnte Zeit erwägt. Die Leistungen erscheinen dann so von aller andern gewöhnlichen Geistesentwicklung abweichend, dass man zuletzt, wie neulich ein baroker Engländer, der damit ein lächerliches Aufsehen machte, zur Behauptung kommen kann, Shakespeare's Werke stammten nicht von ihm, sondern von Franz Baco von Verulam. Die Werke des Letzteren, so viel er auch für die Wissenschaft geleistet hat, sind in Form und Gedanken der schlagendste Beleg dafür, dass die monströse Behauptung absurd ist. So wenig man das Wachsen des Grases sieht, so wenig lässt sich das geheimnissvolle Werden des Genies als ein blosses Product von äussern Einflüssen und Umgebungen nachweisen.

Treffend ist S. 74 der Gegensatz Hamlet's gegen seine Umgebungen hervorgehoben. Gleich im Anfange des Stückes ergänzt Horatio die Worte des Marcellus: »Freunde dieses Bodens« mit dem Beisatze: »Und Vasallen oder Lehensleute des Dänen« (liegemen to the Dane). Kaum ist die S. 78 ausgesprochene, aus dieser einfachen auf die Frage des Soldaten Francesco: Wer da? erfolgenden Antwort abgeleitete Vermuthung zu rechtfertigen, dass Marcellus dem Adel angehörte. Wenn man aber auch dieses annimmt, so ist es immer noch schwerer zu rechtfertigen, dass Bernardo »der königlichen Schweizergarde angehörte.« Nicht minder gelungen ist die Zeichnung des Gegensatzes in den Charakteren des Hamlet und Horatio (S. 81). Von Hamlet, der Kehrseite des Horatio, über welchen das Schicksal keine Gewalt hat, sagt der Herr Verf.: »Weil bei ihm (Hamlet) das Geistige eine unverhältnissmässige Prävalenz über dessen physische Natur hat, erhält das Schicksal Gewalt über ihn.« Eben so gelungen sind auch die charakterisirenden Darstellungen des Polonius, ungeachtet dabei Shakespeare gewiss nicht an Bruno's Schulpedanten: Manfurio, Prudenzio, Poliinnio, Coribante, wie S. 84 angedeutet wird, dachte, des Laërtes, des alten Königs und seiner urgermanischen Zeit, der Ophelia, wobei mit Recht Vischer's Würdigung dieses Charakters besonders betont wird (S. 105). Sehr richtig sagt der Herr Verf. S. 110: »Der Geist ist *immer* willig, aber das *Fleisch* ist schwach, das ist, möchte man sagen, der *christliche* Sinn unserer Tragödie«. Der Unterzeichnete stimmt dem Herren Verf. bei, wenn er von Ophelia S. 105 sagt: »Der Grundzug ihres Wesens ist entschieden

Digitized by Google

eine patriarchalische Abhängigkeit von ihrem Vater, eine rührende, auf erheblichen Mangel an Urtheil gegründete Wehrlosigkeit und Widerstandslosigkeit« — wir fügen hinzu, ein tief empfindendes, sittliches Gemüth. Es erscheint daher nach Hamlet's Auftreten, das sich Ophelia durchaus nicht erklären kann, bei ihrem kindlichen Gehorsam gewiss gerechtfertigt, wenn sie zu ihrem Vater sagt: »Wie ihr mir befehlt, wies ich die Briefe ab und weigert' ihm den Zutritt«. Dagegen macht der Herr Verf. S. 117 Ophelia den Vorwurf, dass sie ihrem Vater den letzten Brief Hamlet's, den er dem Könige Claudius vorlegt, übergab. »Diesen einen letzten Brief, lesen wir S. 117, hat Ophelia nicht abgewiesen, sondern angenommen, um ihn dem Vater zum beliebigen Gebrauche zu überlassen. Je reiner uns daher Hamlet von dieser Seite erscheint, desto verwerflicher stellt sich das Benehmen Ophelias heraus. So sehen wir denn, wie Liebe und Freundschaft, alle hochheiligen und sittlichen Mächte in Hamlet's Umgebung ihre Gültigkeit verlieren, wie Alles sich den Zwecken des neu aufgegangenen Gestirnes, König Claudius I., dienstbar macht.« Wir finden diesen Flecken in Ophelias Charakter nicht. Ob dieser Brief schon früher in Ophelias Händen, oder ob er der letzte nach den abgewiesenen war, ob sie ihn dem Vater zu einem bestimmten Gebrauche gab, sagt uns die Tragödie nicht. Aus dem bombastischen Style von Hamlet's Brief lässt sich weder Aufrichtigkeit noch reine Liebe herauslesen, und bleibt sein gegen Ophelia immerdar verändertes Benehmen nachher, wie vorher, unerklärlich. Können wir daher in dem Zurückweisen und Uebergeben des Briefes einen Grund dafür finden, dass das Benehmen Ophelias ein verwerfliches wurde? Gewiss nicht. Sie bleibt ihrem kindlichen Charakter nach wie vor getreu. Dass sie den Prinzen innig liebt, zeigt ihr kurzer und doch so viel sagender Monolog, welchen sie nach der Uebergabe dieses Briefes Act III, Sc. 1 spricht. Mit Rosenkranz und Güldenstern aber haben Hamlet keine Freunde verlassen, weil diese von Anfang an nur als selbstsüchtige Höflinge und Kriecher auftreten. Horatio's allein wahre Freundschaft bleibt unverändert. Aus dem thatlosen Verhalten Hamlet's wird keine sittliche Verschuldung abgeleitet und als zweiter Grundgedanke des Stückes (S. 172) bezeichnet: »Charaktervolle und consequente Durchführung des Princips kindlicher Pietät und Verklärung und Besiegelung durch den Tod.« Die Behandlung der Anlage und Durchführung des Stückes nach den Hauptcharakteren ist gelungen und enthält manche neue und gute Bemerkungen, besonders gegenüber der Beurtheilung einzelner moderner Kritiker. Noch liegt bei der Verschiedenheit der Ansichten und der lückenhaften, ungenügenden Tradition manches Dunkle über Shakespeare's unsterblichem Meisterwerk. Am meisten werden mit Recht Vischer's Ansichten gewürdigt. Möge die von dem Herrn Verf. angekündigte sachliche und sprachliche Texterklärung der Hamlet-Tragödie recht bald erscheinen und wie man nach seinen gegebenen Proben wohl

Digitized by Google

sicher erwarten darf, einen nützlichen Beitrag zur richtigen Auffassung unserer Dichtung liefern. Noch sind viele einseitige Darstellungen realistischer und idealistischer Erklärer im Wege. Die diesen Extremen entgegentretende, ihre Aufgabe richtig erfassende Vischer'sche Anschauung bietet den richtigen Standpunkt, ist jedoch mehr andeutend als ausführend. Eine genaue sachliche Erklärung und eine in's Einzelne gehende kritische, psychologische und ästhetische Entwicklung des Stückes bleiben trotz so vieler Vorarbeiten immer noch ein tief gefühltes Bedürfniss.

v. Reichlin-Meldegg.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von G. Hartenstein. Dritter Band. Leipzig, Leopold Voss. 1867. XV und 619 S. gr. 8.

Wir haben in diesen Blättern wiederholt Anzeigen von einzelnen Bänden der verdienstvollen neuen G. Hartenstein'schen Ausgabe von Kant's sämmtlichen Werken gegeben. Der vorliegende Band, zu dessen Anzeige wir hier übergehen, enthält die Kritik der reinen Vernunft, nicht nur das wichtigste Werk des grossen Denkers, sondern auch dasjenige, das in seiner ersten und in der zweiten und den mit dieser übereinstimmenden späteren Ausgaben die meisten Verschiedenheiten, Auslassungen, Zusätze, Veränderungen enthält und dadurch die Arbeit des Herausgebers am stärksten in Anspruch nimmt. Die erste Ausgabe erschien nemlich 1781 (Riga bei J. F. Hartknoch, XXII unpaginirte Seiten, Dedikation, Vorrede und Inhaltsverzeichniss enthaltend und 856 S. Text). Die zweite Ausgabe folgte im Jahre 1787 im gleichen Verlage (XLIV S., Dedikation und Vorrede und 884 S. Text stark). Noch drei Ausgaben, welche mit der zweiten veränderten ganz gleichlautend sind, erschienen bei Lebzeiten Kant's in den Jahren 1790, 1794, 1799. Auch die nach dessen Tode erschienenen weitern Auflagen bis zur siebenten (Leipzig 1828) blieben unverändert. Es handelt sich also hier um die Vergleichung der ersten und der von ihr verschiedenen spätern Ausgaben.

In den beiden Gesammtausgaben der Kant'schen Werke, von denen die erste von G. Hartenstein, 10 Bände, Leipzig bei Modes (1838—1839), die zweite von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilhelm Schubert (Leipzig bei Voss 1842 in zwölf Bänden) erschien, sind die Unterschiede der ersten und zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft genau angegeben; aber in der Zugrundelegung der Auflagen schlagen die Herausgeber ein entgegengesetztes Verfahren ein. Rosenkranz legt die erste, G. Hartenstein die zweite Ausgabe als Text zu Grunde. Rosenkranz fügt der ersten die Aenderungen der zweiten bei, während Hartenstein dem

Digitized by Google

Texte der zweiten Auflage die Abweichungen der ersten anschliesst. Diese Verschiedenheit in der Auswahl des Haupt- und Grundtextes für das wichtige Buch ist aus der verschiedenen Beurtheilung des Werthes der beiden Auflagen abzuleiten. Rosenkranz hat die Ansicht, das Kant'sche System sei als Idealismus in der ersten Auflage consequenter dargestellt, Hartenstein hält sich an Kant's Aussage, nach welcher die zweite Auflage keine andere Ansicht, als die erste vertritt, sondern lediglich Aenderungen enthält, welche dazu dienen sollen, Missverständnisse zu beseitigen und eine richtige Auffassung zu erleichtern. Mehrere Philosophen sind in neuerer Zeit, seit F. H. Jacobi damit den Anfang machte, für die Vorzüge der ersten Auflage aufgetreten. Wir nennen C. L. Michelet, Arthur Schopenhauer und Kuno Fischer, deren Anschauungen Ueberweg in seiner Dissertatio de priore et posteriore forma Kantianae critices rationis purae (Berol. typ. Mittler et filii, 1862) ganz richtig beurtheilt hat. In der zweiten Auflage hebt Kant mehr die realistische Anschauung seiner Lehre hervor. Man hat dieses für eine Aenderung seiner Ansicht gehalten und aus Altersschwäche oder gar, wie Schopenhauer meint, aus Heuchelei ableiten wollen. Kant sagt ausdrücklich in der zweiten Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft, dass seine Grundansichten in beiden Ausgaben dieselben seien, und dass er in der zweiten nichts anderes lehre, als was er in der ersten vorgetragen habe. Auch in den Prolegomenen deutet er schon lange vor der zweiten Auflage das realistische Element in seiner Philosophie neben dem idealistischen an und in der ersten Ausgabe lassen sich Stellen nachweisen, nach welchen er, nur in leiserer Andeutung, die realistische Seite neben der idealistischen hervorhebt. Kant's Philosophie ist Kriticismus und nicht Idealismus. Er tritt den einseitigen Anschauungen des Realismus und Idealismus gegenüber vermittelnd auf. Das idealistische Princip liegt in der apriorischen Form unserer Anschauung und unseres Denkens, das realistische im Stoff des Erkennens oder dem unsere Sinne afficirenden Mannigfaltigen, das von uns zur Einheit unter den Formen des Raumes und der Zeit und den Kategorien verbunden wird. Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob Kant consequent ist oder nicht, ob der Idealismus in der Anlage seines Systems und ob die Fichte'sche Philosophie eine folgerichtige Fortbildung der Kant'schen ist, sondern ganz allein um die Bestimmung der wirklichen Meinung und Ansicht Kant's, ob diese nun mehr oder weniger zu unserer philosophischen Weltanschauung passt.

Mit Recht hebt der hochverdiente Herr Herausgeber der vorliegenden neuen chronologischen Sammlung der Kant'schen Werke in seiner Vorrede zum dritten Bande hervor, Kant habe auf das Unzweideutigste und im vollen Vertrauen auf die durchgängige innere Uebereinstimmung und Unveränderlichkeit seiner Lehre die Erklärungen in der Vorrede seiner zweiten Ausgabe über deren

Digitized by Google

Verhältniss zur ersten niedergeschrieben. Wir können hier keinen andern Wegweiser, als Kant selbst, gelten lassen, um diese seine Ansichten zu beurtheilen. Wenn er gegen das Ende der Vorrede zur zweiten Auflage auf das Verhältniss zur ersten zu sprechen kommt, erklärt er ausdrücklich, er habe den Schwierigkeiten und der Dunkelheit soviel wie möglich abhelfen wollen, woraus manche Missdeutungen entsprungen sein mögen, welche scharfsinnigen Männern, wie er beifügt, »vielleicht nicht ohne meine Schuld in der Beurtheilung dieses Buches aufgestossen sind.« Er fährt S. 28 fort: »In den Sätzen selbst und ihren Beweisgründen, ingleichen der Form sowohl als der Vollständigkeit des Plans habe ich nichts zu ändern gefunden, welches theils der langen Prüfung, der ich sie unterworfen hatte, ehe ich sie dem Publikum vorlegte, theils der Beschaffenheit der Sache selbst, nämlich der Natur einer reinen speculativen Vernunft, beizumessen ist« u. s. w. Er spricht die Hoffnung aus, dieses sein System werde sich in seiner »Unveränderlichkeit« auch fernerhin erhalten. Er erklärt, in der »Darstellung« sei »noch viel« zu thun und hierin habe er in der neuen Auflage »Verbesserungen« versucht, er habe in diesem Versuche theils dem Missverstande der Aesthetik, vornehmlich dem im Begriffe der Zeit, theils der Dunkelheit in der Deduktion der Verstandesbegriffe, theils dem vermeintlichen Mangel einer genugsamen Evidenz in den Beweisen der Grundsätze des reinen Verstandes, theils endlich der Missdeutung der der rationalen Psychologie vorgerückten Paralogismen abhelfen wollen. Kant's Abänderungen in der Darstellungsart erstrecken sich nach dessen eigener Erklärung nur bis zu Ende des ersten Hauptstückes der transcendentalen Dialektik, »weil die Zeit zu kurz war und mir in Ansehung des Uebrigen auch kein Missverstand sachkundiger und unparteiischer Prüfer vorgekommen war.« Die vollständigste Ueberzeugung von dem gleichen Inhalte des Systemes in beiden Ausgaben und von der richtigeren Erklärung in der zweiten spricht sich in Kant's Worten (S. 31) aus: »Mit dieser Verbesserung ist ein kleiner Verlust für den Leser verbunden, der nicht zu verhüten war, ohne das Buch gar zu voluminös zu machen, nämlich, dass Verschiedenes, was zwar nicht wesentlich zur Vollständigkeit des Ganzen gehört, mancher Leser aber doch ungern missen möchte, indem es sonst in anderer Absicht brauchbar sein kann, hat weggelassen oder abgekürzt vorgetragen werden müssen, um meiner, wie ich hoffe, fasslicheren Darstellung Platz zu machen, die im Grunde in Ansehung der Sätze und selbst ihrer Beweisgründe schlechterdings nichts verändert, aber doch in der Methode des Vortrags hin und wieder so von der vorigen abgeht, dass sie durch Einschaltungen sich nicht bewerkstelligen liess. Dieser kleine Verlust, der ohnedem, nach Jedes Belieben, durch Vergleichung mit der ersten Auflage ersetzt werden kann, wird durch die grössere Fasslichkeit, wie ich hoffe, überwiegend ersetzt«. Kant hält es für keine

Digitized by Google

Gefahr, »widerlegt zu werden.« Nur die Gefahr beunruhigt ihn, »nicht verstanden zu werden.« »Scheinbare Widersprüche« können entstehen, wenn man die Stellen »aus dem Zusammenhange reisst.«

Als eigentliche Vermehrung des Inhaltes, aber doch nur in der Beweisart, ist die neue Widerlegung des psychologischen Idealismus in der zweiten Auflage zu bezeichnen. Er gibt hier (m. s. die Anmerkung zu S. 29 und 30 der Vorrede zur zweiten Ausgabe) den strengen, und, wie er glaubt, »einzig möglichen Beweis von der objectiven Realität der äussern Anschauung« Kant erklärt es in dieser Anmerkung für »ein Skandal der Philosophie und allgemeinen Menschenvernunft, das Dasein der Dinge ausser uns, von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unsern innern Sinn her haben, blos auf Glauben annehmen zu müssen, und, wenn es Jemand einfällt es zu bezweifeln, ihm keinen genugthuenden Beweis entgegen stellen zu können.« Diese Anmerkung spricht auf's Unzweideutigste Kant's Ansicht über den Idealismus und über das realistische Princip bei der Entstehung unserer Erfahrungserkenntniss aus. Er weist in ihr auf die Einwendung hin: »Ich bin mir nur dessen, was in mir ist, d. h. meiner Vorstellung äusserer Dinge unmittelbar bewusst; folglich bleibt es immer noch unausgemacht, ob etwas Correspondirendes ausser mir sei, oder nicht.« Hierauf erwiedert Kant mit einer keinem Missverständnisse unterliegenden Bestimmtheit Folgendes: »Ich bin mir meines Daseins in der Zeit, folglich auch der Bestimmbarkeit desselben in dieser, durch innere Erfahrung bewusst, und dieses ist mehr, als blos mir meiner Vorstellung bewusst zu sein, doch aber einerlei mit dem empirischen Bewusstsein meines Daseins, welches nur durch Beziehung auf etwas, was mit meiner Existenz verbunden ausser mir ist, bestimmbar ist. Dieses Bewusstsein meines Daseins in der Zeit ist also mit dem Bewusstsein eines Verhältnisses zu etwas ausser mir identisch verbunden, und es ist also Erfahrung und nicht Erdichtung, Sinn und nicht Einbildungskraft, welches das Aeussere mit meinem innern Sinn unzertrennlich verknüpft; denn der äussere Sinn ist schon an sich Beziehung der Anschauung auf etwas Wirkliches ausser mir, und die Realität desselben, zum Unterschiede von der Einbildung, beruhet nur darauf, dass er mit der innern Erfahrung selbst als die Bedingung der Möglichkeit derselben unzertrennlich verbunden werde, welches hier geschieht. Wenn ich mit dem intellectuellen Bewusstsein meines Daseins in der Vorstellung: Ich bin, welche alle meine Urtheile und Verstandeshandlungen begleitet, zugleich eine Bestimmung meines Daseins durch intellectuelle Anschauung verbinden könnte, so wäre zu derselben das Bewusstsein eines Verhältnisses zu etwas ausser mir nicht nothwendig gehörig. Nun aber jenes intellectuelle Bewusstsein zwar vorangeht, aber die innere Anschauung, in der mein Dasein allein bestimmt werden kann, sinnlich und an Zeitbedingung gebunden ist, diese

Digitized by Google

Bestimmung aber, mithin die innere Erfahrung selbst, von etwas Beharrlichem, welches in mir nicht ist, folglich nur in etwas ausser mir, wogegen ich mich in Relation betrachten muss, abhängt; so ist die Realität des äussern Sinnes mit der des innern, zur Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt, nothwendig verbunden: d. i. ich bin mir eben so sicher bewusst, dass es Dinge ausser mir gebe, die sich auf meinen Sinn beziehen, als ich mir bewusst bin, dass ich selbst in der Zeit bestimmt existire. Welchen gegebenen Anschauungen nun aber wirklich Objecte ausser mir correspondiren, und die also zum äussern Sinn gehören, welchem sie und nicht der Einbildungskraft zuzuschreiben sind, muss nach den Regeln, nach welchen Erfahrung überhaupt (selbst innere) von Einbildung unterschieden wird, in jedem besondern Falle ausgemacht werden, wobei der Satz, dass es wirklich äussere Erfahrung gebe, immer zum Grunde liegt. Man kann hiezu noch die Anmerkung fügen: Die Vorstellung von etwas Beharrlichem im Dasein ist nicht einerlei mit der beharrlichen Vorstellung; denn diese kann sehr wandelbar und wechselnd sein, wie alle unsere und selbst die Vorstellungen der Materie, und bezieht sich doch auf etwas Beharrliches, welches also ein von allen meinen Vorstellungen unterschiedenes und äusseres Ding sein muss, dessen Existenz in der Bestimmung meines eigenen Daseins nothwendig mit eingeschlossen wird und mit derselben nur eine einzige Erfahrung ausmacht, die nicht einmal innerlich stattfinden würde, wenn sie nicht (zum Theil) zugleich äusserlich wäre. Das Wie? lässt sich hier eben so wenig weiter erklären, als wie wir überhaupt das Stehende in der Zeit denken, dessen Zugleichsein mit dem Wechselnden den Begriff der Veränderung hervorbringt.«

Schon in der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft hat Kant das realistische Element des Erkennens als ein allgemein anerkanntes vorausgesetzt. Dass Kant nicht ein Idealist im Sinne Berkeley's ist, dass er Dinge ausser uns annimmt, ist schon in seiner transcendentalen Elementarlehre und zwar in der transcendentalen Aesthetik angedeutet. Dort lesen wir (S. 55 des vorliegenden Bandes): »Die Anschauung findet nur statt, so fern uns der Gegenstand gegeben wird; dieses aber ist wiederum uns Menschen wenigstens nur dadurch möglich, dass er das Gemüth auf gewisse Weise afficire. Die Fähigkeit (Receptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen afficirt werden, zu bekommen, heisst Sinnlichkeit. Vermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben.« Ferner (S. 55 u. 56): »Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, so fern wir von demselben afficirt werden, ist Empfindung« und: »In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung correspondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, dass das Mannichfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet werden kann, nenne ich die Form der Erscheinung. Da das

Digitized by Google

worinnen sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Empfindung sein kann, so ist uns zwar die Materie aller Erscheinungen nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muss zu ihnen insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen, und dahero abgesondert von aller Empfindung können betrachtet werden.« Transcendental ist nur das, in welchem nichts zur Empfindung Gehöriges angetroffen wird. Eine Recension der ersten Auflage der Kritik der reinen Vernunft durch Garve in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom 12. Januar 1782 (s. Ueberweg's Grundriss III, S. 139) erkannte in Kant's Lehre mehr den Berkeley'schen Idealismus. Hiegegen trat Kant 1783 in den »Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können«, mit Entschiedenheit auf. Deutlicher kann er sich nicht über die Art seines Idealismus aussprechen, als dieses in einer Stelle dieser Prolegomena geschieht, auf welche der Unterzeichnete hier besonders aufmerksam macht. S. 62 dieses Buches sagt er: »Der Idealismus besteht in der Behauptung, dass es keine andere als denkende Wesen gebe, die übrigen Dinge, die wir in der Anschauung wahrzunehmen glauben, wären nur Vorstellungen in den denkenden Wesen, denen in der That kein ausserhalb diesen befindlicher Gegenstand correspondirte. Ich dagegen sage: Es sind uns Dinge als ausser uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben; allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinne afficiren. Demnach gestehe ich allerdings, dass es ausser uns Körper gebe, d. i. Dinge, die, ob zwar nach dem, was sie an sich selbst sein mögen, uns gänzlich unbekannt, wir durch die Vorstellungen kennen, welche ihr Einfluss auf unsere Sinnlichkeit uns verschafft, und denen wir die Benennung eines Körpers geben, welches Wort also blos die Erscheinung jenes uns unbekannten, aber nichts desto weniger wirklichen Gegenstandes bedeutet. Kann man dieses wohl Idealismus nennen? Es ist ja gerade das Gegentheil davon.« S. 64: »Die Existenz des Dinges, was erscheint, wird dadurch nicht, wie beim wirklichen Idealismus, aufgehoben, sondern nur gezeigt, dass wir es, wie es an sich selbst sei, durch die Sinne gar nicht erkennen können.« In dem Anhange zu den Prolegomena (S. 202) geht er in die Würdigung der gegen die erste Ausgabe seiner Kritik der reinen Vernunft geschriebenen Recension näher ein. Gegen den Vorwurf des Recensenten in den Göttinger gelehrten Anzeigen, »die Kritik der reinen Vernunft sei ein System des transcendentalen oder höheren Idealismus« bemerkt er in einer Anmerkung: »Bei Leibe nicht der höhere. Hohe Thürme und die ihnen ähnlichen, metaphysisch grossen Männer, um welche beide gemeiniglich viel Wind ist, sind nicht vor (für) mich. Mein Platz ist das fruchtbare Bathos der Erfahrung, und das Wort: Transcendental, dessen

Digitized by Google

so vielfältig von mir angezeigte Bedeutung vom Recensenten nicht einmal gefasst worden, bedeutet nicht etwas, das über alle Erfahrung hinausgeht, sondern was vor ihr (a priori) zwar vorhergeht, aber doch zu nichts mehrerem bestimmt ist, als lediglich Erfahrungserkenntniss möglich zu machen.« Er zeigt in diesem Anhange den grossen Unterschied zwischen seinem System und dem, was man den echten Idealismus nennt. Als Satz des echten Idealismus von »der eleatischen Schule an (Kant fasst diese Schule als eine idealistische auf) bis zum Bischof Berkeley« bezeichnet er die These: »Alle Erkenntniss durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein, nur in den Ideen des reinen Verstandes und (der reinen) Vernunft ist Wahrheit.« Er stellt diesem Satze den seinigen gegenüber, welcher also lautet: »Alle Erkenntniss von Dingen, aus blossem reinem Verstande, oder reiner Vernunft, ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit« (S. 205). Er sagt von dem »eigentlichen Idealismus« in einer Anmerkung zu S. 207 der Prolegomena, er habe jederzeit eine schwärmerische Absicht gehabt, sein Idealismus sei nur dazu da, um die Möglichkeit unserer Erkenntniss a priori von Gegenständen der Erfahrung zu begreifen. Er nennt seinen Idealismus den kritischen, welcher »den gewöhnlichen umstürzt.« Er soll nicht mit dem dogmatischen Idealismus des Berkeley oder dem skeptischen Hume's verwechselt werden. Er hätte gerne ein anderes Wort für Idealismus, um »allen Missverstand zu verhüten.«

Aus allen diesen Bemerkungen geht wohl zur Genüge hervor, dass Kant in seiner zweiten, von ihm selbst umgearbeiteten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft hinsichtlich des Idealismus keine andere Ansicht hat, als diejenige ist, welche er schon in der ersten Auflage aussprach. Es zeigt sich über allen Zweifel erhaben, dass Kant die Zusätze, Auslassungen und Aenderungen nur vornahm, um den gleich nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe und mehr noch später in J. G. Fichte's Lehre vorkommenden Missverständnissen zu begegnen.

Man darf also mit dem Herren Herausgeber der vorliegenden Sammlung als gewiss annehmen, dass die eigenen Erklärungen Kant's das Verhältniss beider Ausgaben in einer mit dem Sachverhalte übereinstimmenden Weise bezeichnen. Der überwiegende Theil der Veränderungen in der zweiten Ausgabe bezieht sich auf Zusätze und Erweiterungen, welche durch die angedeuteten Missverständnisse nothwendig erscheinen. Hieher gehören die neue Vorrede zur zweiten Ausgabe, auf deren wichtigen Schluss wir bereits hinwiesen, in der Einleitung Erweiterung der Abschnitte I und II und Hinzufügung der Abschnitte V und VI, ferner Erweiterung »der metaphysischen und transcendentalen Erörterung der Begriffe von Raum und Zeit« (§. 2—5), die Zusätze zu den allgemeinen Anmerkungen zur transcendentalen Aesthetik (§. 8, II. III.), die »artigen« Betrachtungen über die Tafel der Kategorien (§. 11. 12),

Digitized by Google

die »Beweise« zu den Axiomen der Anschauung, den Anticipationen der Wahrnehmung und den Analogien der Erfahrung (S. 156. 159), die »Widerlegung des Idealismus« nach dem Abschnitte über die Postulate des empirischen Denkens und die »allgemeine Anmerkung zum System der Grundsätze« (S. 205). Abkürzungen haben der Abschnitt über den Grund der Unterscheidung aller Gegenstände in Phaenomena und Noumena (S. 212, 217, 216) und der Abschnitt von den Paralogismen der reinen Vernunft oder den Fehlschüssen der rationalen Psychologie erlitten. Eine eigentliche Umarbeitung, die weder Erweiterung noch Abkürzung ist, findet sich in der »transcendentalen Deduction der reinen Verstandesbegriffe.« Die nach dem Abschnitte über die Postulate des empirischen Denkens eingeschaltete »Widerlegung des Idealismus« ist nach Kant nur eine Vermehrung »in der Beweisart.« Mit Recht bezeichnet der Herr Herausgeber als die beiden Angelpunkte, um welche sich die Kritik der reinen Vernunft bewegt, den in den Prolegomenen von 1783 gegen die so genannten echten Idealisten ausgesprochenen Satz: »Alle Erkenntniss von Dingen aus blossem reinem Verstande oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit« und den Satz: »Innerhalb der für den Menschen möglichen Erfahrung bezieht sich alle wahre Erkenntniss nicht auf die Dinge an sich, sondern lediglich auf Erscheinungen.« Mit Recht hebt er hervor, man müsse zur Erhärtung der Behauptung, Kant sei in der zweiten Ausgabe dieses Werkes von seiner eigenen Lehre abgefallen, vorerst nachweisen, dass er in dieser Lehre »den einen oder den andern der beiden Sätze aufgegeben oder eingeschoben oder auch nur modificirt habe« (S. V). Dieses kann aber nicht geschehen, man müsste denn nur einzelne Behauptungen aus dem Zusammenhang reissen und Kant's System von einem beliebigen subjectiven Standpunkte construiren. Eben so richtig bemerkt der Hr. Herausgeber in seiner Vorrede (S. V): »Wie es sich aber auch mit der Verstümmelung und Verunstaltung verhalten möge, welche Kant in der zweiten Ausgabe dieser reifsten Frucht seines vieljährigen Nachdenkens (nach einem Briefe an Moses Mendelssohn vom 18. August 1783 war sie das Resultat eines zwölfjährigen Nachdenkens) zugefügt haben soll, jedenfalls ist er selbst der Ansicht gewesen, dass die Veränderungen der zweiten Ausgabe wirkliche Verbesserungen, wenn nur der Darstellung, gewesen sind, die im Grunde in Ansehung der Sätze und selbst ihrer Beweisgründe schlechterdings nichts verändert.« Gewiss waren die Motive zu seinen Veränderungen weder Unredlichkeit noch Selbsttäuschung aus geistiger Schwäche, vermöge deren er unfähig gewesen sein sollte zu beurtheilen, was er eigentlich habe sagen wollen. Auch die Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und populärer Auffassung und Darstellung der Lehre kann eine Verschiedenheit in der Lehre des Idealismus nach beiden Ausgaben nicht motiviren, da ja Kant ausdrücklich in seiner populären Dar-

Digitized by Google

stellung die in der wissenschaftlichen ausgesprochene Lehre festhält. Das Selbstzeugniss Kant's spricht entschieden gegen die Auffassung eines Abfalles von seiner ursprünglich in der ersten Ausgabe entwickelten Lehre. Kant hat die zweite Auflage selbst umgearbeitet, er wollte diese neue Umarbeitung als seine Kritik der Vernunft der Nachwelt überliefert wissen und die nachfolgenden Ausgaben hielten sich darum an den Text der zweiten Auflage. Mit Recht hat dieses darum auch der gelehrte Herr Herausgeber gethan. Hinsichtlich der Abkürzungen in der zweiten Ausgabe macht Kant selbst in der Vorrede zu derselben die Bemerkung, es könne der kleine daraus entstehende Verlust »nach Jedes Belieben durch Vergleichung mit der ersten Auflage ersetzt werden.« Selbstverständlich musste, wenn auch die zweite Ausgabe mit Recht zu Grunde gelegt wurde, in der chronologischen Reihenfolge das Jahr der ersten Auflage (1781) eingehalten werden, wie dieses in dem hier vorliegenden dritten Bande geschehen ist. Bei der in der Darstellung bedeutendsten Abweichung in den Texten der beiden ersten Ausgaben ist natürlich eine genaue und wörtliche Mittheilung des in der ersten Auflage Enthaltenen wünschenswerth. Ueberweg hat in seinem Grundriss (III, S. 138) den Vorschlag gemacht, man möge in künftigen Auflagen der Vernunftkritik die differirenden Punkte in je zwei (nach Bedürfniss gleich oder ungleich breiten) Spalten auf den nämlichen Seiten neben einander herlaufen lassen, so wie in der Rosenkranz'schen Ausgabe die Antinomien gedruckt sind, während das Uebereinstimmende einfach bleibe und kleine Abweichungen in Noten angegeben werden. Es handelt sich aber hier um die nach des Verfassers Ansicht selbst nothwendig erscheinenden Aenderungen, und der Grundtext kann daher nur nach einer und zwar der zweiten mitgetheilt werden. Zur Ermöglichung der Vergleichung der zweiten Ausgabe mit der ersten wurden von dem Herrn Herausgeber in der vorstehenden Sammlung die Abweichungen der letzteren vollständig unter dem Texte mitgetheilt. Nur die beiden Abschnitte über die transcendentale Deduction der reinen Verstandesbegriffe und über die Paralogismen der reinen Vernunft sind als Nachtrag an das Ende des Bandes aus der ersten Ausgabe von 1781 gesetzt worden (S. 563—619). Die die Abweichungen der ersten Ausgabe enthaltenden Anmerkungen unterscheiden sich von denen Kant's durch Zahlzeichen. Diese Einrichtung erleichtert die Mühe der Vergleichung. Mit Recht bemerkt der Herr Herausgeber, dass für die vergleichende Auffassung des in der doppelten Recension der beiden grössern, als Nachträge abgedruckten Abschnitte gänzlich verschiedenen Gedankenganges die räumliche Neben- oder Uebereinanderstellung der beiden Texte ohnedies kaum ein Hülfsmittel genannt werden könne.

Für die kritische Feststellung des Textes haben die übrigen nach der zweiten erschienenen Ausgaben keinen Werth. Kleine Veränderungen von Druckfehlern der Originalausgabe wurden in der

Digitized by Google

vorliegenden verbessert. Die Verbesserungen werden in der Vorrede S. VII und VIII angegeben. Am Schlusse der Vorrede wird ein in den zweiten Band dieser Sammlung eingeschlichenes chronologisches Versehen berichtet. Es ist nämlich daselbst dem Briefe Kant's an Fräulein Charlotte von Cnobloch über Swedenborgs Visionen die Jahreszahl 1758 als Abfassungsjahr beigefügt. Kuno Fischer hat diesen Brief mit aller Wahrscheinlichkeit, Ueberweg mit Gewissheit in das Jahr 1763 verlegt. Der vollständige Beweis dazu wird nach der auf Urkunden gestützten Mittheilung Ueberweg's zu Ende der Vorrede (S. IX und X) angegeben. Von besonderer Bedeutung für das realistische Princip in der Kant'schen Philosophie ist die in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft eingeschobene Widerlegung des Idealismus (S. 197—200). Kant versteht unter dem materialen, nicht formalen Idealismus »die Theorie, welche das Dasein der Gegenstände im Raum ausser uns entweder blos für zweifelhaft und unerweislich oder für falsch und unmöglich erklärt.« Der Idealismus der ersten Art ist ihm der problematische, der nur eine empirische Behauptung, nämlich: Ich bin — für unzweifelhaft erklärt. Der Idealismus der zweiten Art ist ihm der dogmatische Berkeley's, der den Raum mit allen Dingen für »etwas, was an sich unmöglich ist, die Dinge im Raum für Einbildungen erklärt.« Für »vernünftig und einer gründlichen philosophischen Denkungsart gemäss« hält er allein den problematischen Idealismus. Hinsichtlich der Widerlegung des dogmatischen Idealismus bezieht er sich auf die in seiner transcendentalen Aesthetik entwickelte Lehre. Den problematischen betrachtet er nur dann als widerlegt, wenn ein hinreichender Beweis gegen ihn geführt worden ist. Dieser Beweis muss darthun, dass »wir von äussern Dingen auch Erfahrung und nicht blos Einbildung haben, und dieses geschieht, wenn man beweisen kann, dass selbst unsere innere, dem Cartesius unbezweifelte Erfahrung nur unter Voraussetzung äusserer Erfahrung möglich sei.« Als Lehrsatz wird nun folgender Satz aufgestellt: »Das blosse, aber empirisch bestimmte Bewusstsein meines eigenen Daseins beweiset das Dasein der Gegenstände im Raume ausser mir.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hartenstein: Kant's sämmtliche Werke.

(Schluss.)

Der Beweis für diesen Lehrsatz lautet: »Ich bin mir meines Daseins, als in der Zeit bestimmt, bewusst. Alle Zeitbestimmung setzt etwas Beharrliches in der Wahrnehmung voraus. Dieses Beharrliche kann aber nicht etwas in mir sein, weil eben mein Dasein in der Zeit durch dieses Beharrliche allererst bestimmt werden kann. Also ist die Wahrnehmung dieses Beharrlichen nur durch ein Ding ausser mir und nicht durch die blosse Vorstellung eines Dinges ausser mir möglich. Folglich ist die Bestimmung meines Daseins in der Zeit nur durch die Existenz wirklicher Dinge, die ich ausser mir wahrnehme, möglich. Nun ist das Bewusstsein in der Zeit mit dem Bewusstsein der Möglichkeit dieser Zeitbestimmung nothwendig verbunden; also ist es auch mit der Existenz der Dinge ausser mir, als Bedingung der Zeitbestimmung, nothwendig verbunden, d. i. das Bewusstsein meines eigenen Daseins ist zugleich ein unmittelbares Bewusstsein des Daseins anderer Dinge ausser mir.« Diesem Beweise schliessen sich drei Anmerkungen an. Nach der ersten Anmerkung ist die Vorstellung: Ich bin, die das Bewusstsein ausdrückt, welches alles Denken begleiten kann, zwar das, was unmittelbar die Existenz eines Subjects in sich schliesst, aber diese Vorstellung ist noch keine Erkenntniss desselben, mithin auch nicht empirisch, die Erfahrung; denn dazu gehört, wie Kant beifügt, »auser dem Gedanken von etwas Existirendem noch Anschauung und hier innere, in Ansehung deren, d. i. der Zeit, das Subject bestimmt werden muss, wozu durchaus äussere Gegenstände erforderlich sind, so dass folglich innere Erfahrung selbst nur mittelbar und nur durch äussere möglich ist.« In der zweiten Anmerkung wird hervorgehoben, dass man alle Zeitbestimmung nur durch den Wechsel in äusseren Verhältnissen oder Bewegung nur in Bezug auf das Beharrliche im Raume, z. B. Sonnenbewegung in Ansehung der Gegenstände der Erde wahrnehmen könne, dass wir sogar nichts Beharrliches haben, was wir dem Begriffe einer Substanz, als Anschauung, unterlegen könnten, als blos die Materie, dass selbst diese Beharrlichkeit nicht aus äusserer Erfahrung geschöpft, sondern a priori als nothwendige Bedingung aller Zeitbestimmung, mithin auch als Bestimmung des innern Sinnes in Ansehung unseres eigenen Daseins durch die Existenz äusserer Dinge vorausgesetzt werde. Es wird beigesetzt,

Digitized by Google

das Ich habe nicht das mindeste Prädicat der Anschauung, welches als beharrlich der Zeitbestimmung im innern Sinne zum Correlat dienen könnte, wie etwa Undurchdringlichkeit an der Materie als empirischer Anschauung. Die dritte Anmerkung bezieht sich auf den Unterschied der Vorstellung äusserer Dinge im Traume und im Wahnsinne und der Vorstellung wirklich vorhandener Gegenstände. Die »Reproduction ehemaliger äusserer Wahrnehmungen« ist, wie es daselbst heisst, »nur durch die Wirklichkeit äusserer Gegenstände möglich.« Kant fügt bei, er wolle hier nur beweisen, die innere Erfahrung sei überhaupt nur durch die äussere möglich, die Einbildung und die wirkliche Erfahrung müssten durch den Zusammenhang mit den Kriterien aller wirklichen Erfahrung ausgemittelt werden. Um uns etwas auch nur als äusserlich einzubilden, sagt Kant in einer Note zur ersten Anmerkung, müssen wir schon einen äusseren Sinn haben und dadurch die blosse Receptivität der äussern Anschauung von der Spontaneität der Einbildung unterscheiden. Sich einen äussern Sinn blos einbilden — hiesse das Anschauungsvermögen selbst, welches durch die Einbildungskraft bestimmt werden soll, vernichten. Schon früher wurde bemerkt, dass diese Widerlegung des psychologischen Idealismus nur eine Vermehrung in der Beweisart, nicht aber ein Abweichen von seiner Erkenntnisstheorie sei. In der Vorrede zur zweiten Ausgabe erinnert Kant in einer Anmerkung (S. 29) daran, dass sein Beweis für die Existenz der äussern Dinge, wie wir ihn gegeben haben, in den »Ausdrücken« an »einiger Dunkelheit« leide und ändert den beweisenden Satz also um: »Das Beharrliche kann nicht eine Anschauung in mir sein. Denn alle Bestimmungsgründe meines Daseins, die in mir angetroffen werden können, sind Vorstellungen, und bedeuten als solche selbst ein von ihnen unterschiedenes Beharrliches, worauf in Beziehung der Wechsel derselben, mithin mein Dasein in der Zeit, darin sie wechseln, bestimmt werden könne.« Der weitere, Kant's Meinung genau bestimmende Inhalt dieser Anmerkung wurde schon oben mitgetheilt.

Die Kritik der reinen Vernunft zeigt uns, dass die Welt unserer Erkenntnisse nicht über die Welt der Erfahrung hinausgeht, sie zeigt uns die Unhaltbarkeit der bisherigen Metaphysik und zieht die Grenzen zwischen den Gegenständen des Wissens und Glaubens. Mit ihr beginnt ein neuer Standpunkt der Wissenschaft. Die kritische Philosophie ist weder Dogmatismus noch Skepticismus, weder einseitiger Realismus, noch einseitiger Idealismus. Durch sie kann allein, wie Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage (S. 27) sagt, „dem Materialismus, Fatalismus, Atheismus, dem freigeisterischen Unglauben, der Schwärmerei und dem Aberglauben, die allgemein schädlich werden können, zuletzt auch dem Idealismus und Skepticismus, die mehr den Schulen gefährlich sind und schwerlich in's Publikum übergehen können, selbst die Wurzel abgeschnitten werden."

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Ein Beitrag zur deutschen Sagenkunde gesammelt von Christian Schneller. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung. 1867. VII. u. 258 Seiten Gross-Octav.

Nachdem der Sagen- und Märchenschatz des deutschen Theils von Tirol durch die bekannten Sammlungen von Zingerle u. s. w. bekannt geworden, hat nun Herr Schneller für den südlichen Theil des Landes eine solche unternommen und dadurch gezeigt, dass der Stoff im Ganzen der nämliche ist. Da nun, wo er dies selbst erkannte, hat er durch kurze Notizen darauf hingewiesen, hin und wieder auch andere als jene namhaft gemacht, oft jedoch scheint ihm der Zusammenhang der von ihm mitgetheilten Erzählungen mit verwandten entgangen zu sein und desshalb will ich einiges der Art im Folgenden nachholen; so z. B. in Bezug auf S. 22 Nr. 12, 3 »Die zwei Diener.« Ganz gleiche Sagen werden an der englisch-schottischen Grenze, in Island, Flandern u. s. w. erzählt; s. die oben (Heidelb. Jahrb. 1868, Nr. 6) angezeigten Notes on the Folklore of the Northern Counties of England and the Borders Lond. 1866 p. 154 ff. und J. W. Wolf Niederl. Sagen Nr. 389 »das verwandelte Pferd;« — ferner Schneller S. 23 Mr. 13 »die Heirath mit der Hexe.« Dieses Märchen gehört in denjenigen Kreis, welchen mein demnächst in A. Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung erscheinender Aufsatz »Amor und Psyche — Zeus und Semele — Purûravas und Urvaçî« behandelt. Bald ist es der Liebende bald die Geliebte, welche das Verbot des Schauens übertritt und dafür büsst. Das vorliegende Märchen gehört ersterer Reihe an und berührt sich, was die Theilung der Wunderdinge betrifft, mit dem gleichfalls hierher gehörenden Märchen vom »Trommler« (Grimm Nr. 193), auf welches sowie auf das Märchen der Tausend und eine Nacht, dem es entstammt, ich a. a. O. gleichfalls hingewiesen. Die eisernen Schuhe, welche das in Rede stehende südtirolische Märchen erwähnt und deren Zerreissen in volksthümlicher Darstellungsweise eine grosse Entfernung veranschaulichen soll, kommen auch in dem der zweiten Reihe angehörenden Märchen des Basile Nr. 44 »die goldene Wurzel" (2, 184 meiner Uebers.) vor. Es ist dies ein sich oft wiederholender Zug; s. meine Bemerkung in Pfeiffer's German. 7, 501 zu Burkhard Waldis 2. 84; füge hinzu Hahn Griech. u. alban. Mährchen Bd. II. im Register S. 335 s. v. Schuhe (wo bei den Seitenzahlen noch zu ergänzen ist „25"); J. W. Wolf deutsche Hausmärchen S. 198 ff. „die eisernen Stiefel;" — Schneller S. 25 Nr. 14 „die drei Liebhaber." S. Basile Nr. 47 „die fünf Söhne"; Grimm K. M. Nr. 129 „die vier kunstreichen Brüder" und dazu die Anm. 3^3, 212 (wo mit Siddhi Kûr die erste Erzählung bei Jülg S. 5 gemeint ist); zu Grimms Nachweisen füge hinzu die von Reinhold Köhler gegebenen in Ebert-Lemcke's Ztschr.

Digitized by Google

für roman. u. engl. Literatur 7, 30 ff. zu dem venetianischen Märchen Nr. 6; ausserdem Benfey Pantschat. 1, 489; Hahn a. a. O. 1, 263 ff. Nr. 47 „Von den drei um die Braut streitenden Brüdern"; Jón Arnason Islenzkar Thjodhsögur og Aefintyri. Leipz. 1864. II. 367 bis 360, der erste Theil der „Saga af threm Kongssonum"; — Schneller S. 13 Nr. 16 „Das Pfeifchen". S. Grimm K. M. Nr. 1 „Der Jud im Dorn." Zu den Nachweisen 3^3, 191 füge meine Nachträge in Pf. German. 2, 245; Köhler a. a. O. S. 263 ff. zu dem venetianischen Märchen „Der Höllenpförtner" (Zaubergeige); Simrock, deutsche Märchen. Anhang. Neu griech. Märchen aus Kalliopi S. 362 Nr. II. „Der närrische Knecht"; Asbjörnsen, Juletraeet. Norske Folke-og Börne-Eventyr. Christiania 1866, S. 27 „Veslefrik med Felen;" — Schneller S. 35 N. 18 „Die drei Pomeranzen" bildet den Schluss des bereits angeführten Märchens Nr. 44 des Basile (2, 188 ff. meiner Uebers.); — Schneller S. 47 Nr. 21 „Der goldhaarige Prinz." S. Basile Nr. 15 „Die Schlange;" Grimm K. M. Nr. 108 „Hans mein Igel;" Reinh. Köhler a. a. O. S. 249 ff. zu dem venet. Märchen „Der Prinz mit der Schweinshaut;" Hahn a. a. O. Nr. 100 „Das Schlangenkind;" — Schneller S. 71 Nr. 27 „Die drei Tauben." S. Grimm K. M. Nr. 113 „Die beiden Künigeskinner;" Köhler in Benfey's Or. u. Occid. 2, 103 ff. Nr. 2 „Die vergessene Braut." Hahn Nr. 54 „Der Jüngling, der Teufel und seine Tochter" und die bereits angeführte Nr. 100 „Das Schlangenkind." In Betreff des Schlusses des in Rede stehenden südtiroler Märchens, wo der vergessliche Liebhaber von der Geliebten in dreien Nächten mehrfach genarrt wird (er kann weder ein Glas mit Wasser füllen, noch die Thür zumachen, noch auch die Fenster schliessen, S. 78 f.) verweise ich noch besonders auf das hierher gehörige Märchen des Basile „Rosella", wo die drei in ebenso viel Nächten genarrten Liebhaber weder die Thür zuzumachen noch das Licht auszublasen, noch ihr das Haar zu kämmen im Stande sind; ferner auf das Märchen der Braunschweiger Sammlung (Grimm K. M. 3^3, 330 Nr. 9 d) „Die drei Gürtel", wo die vergessene Geliebte einen Zudringlichen die ganze Nacht hindurch aufspringende Thüren zumachen lässt; endlich auf das gleichfalls diesem Kreise angehörige isländische Märchen bei Arnason a. a. O. S. 379 ff.: Sagan af Geirlaugu og Graedara," wo die drei Liebhaber, mitunter auch der vergessliche, in drei Nächten auf ähnliche Weise genarrt werden. Ein zur Wiedererkennung dienendes gesticktes Wiegenschnürband (reifalindi) kommt auch hier vor und entspricht den Gürteln in dem Braunschweiger Märchen; — Schneller S. 90 Nr. 33 „Zwei für Eine." S. Grimm K. M. Nr. 101 „Der Grünrock" (früher überschrieben „Der Bürenhäuter"); — Schneller S. 109 Nr. 38 „Die Königin von den drei goldenen Bergen", s. Grimm K. M. Nr. 92 „Der goldene Berg." — Schneller S. 124 Nr. 44 „Der Ring." S. Basile Nr. 31 „Der Hahnenstein;" Grimm K. M. Nr. 104 „Die treuen Thiere" (in den früheren Ausgaben,

Digitized by Google

jetzt steht dafür „Die klugen Leute"). Das in den Anmerkungen gemeinte Mährchen des Siddhi Kür ist Nr. 13 (Jülg S. 60 ff.) S. auch noch Benfey Pantschat. 1, 214 ff. Hahn Nr. 9 „Von den drei dankbaren Thieren;" Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne. Paris 1861 p. 202 „Le maréchal ferrant de Barbaste;" — Schneller S. 132 Nr. 49 „Die drei Räthsel." S. von der Hagen Gesammtabent. Nr. 63 „Turandot," besonders Bd. III. S, LXIV ff.; — Schneller S. 143 Nr. 51 „Die Greifenfeder." S. Grimm K. M. Nr. 28 „Der singende Knochen;" zu dessen Nachweisen 3^3, 55 füge noch Ferd. Wolf in Ebert Lemcke's Zeitschrift 3, 210 Anm. 3 zu dem catalon. Mährchen „La cana del riu de arenas;" Svend Grundtvig Danmarks gamle Folkeviser 3, 378 f. Nachtrag zu Nr. 95; Rochholz Schweizersagen aus dem Aargau 2, 126 Nr. 353 „'s Todtebeindli;" Bladé, Contes et Proverbes popul. recueillis en Armagnac. Paris 1867 Nr. 1 „La flauto." Ganz besonders aber verweise ich auf ein chinesisches Drama „Die redende Schüssel," wovon ein Auszug mitgetheilt ist in dem Journal de la Société asiat. IVme série val 18 p. 523 f. Ein Reisender wird wegen des Geldes, das er mit sich führt, in einer Herberge von dem Wirthe, Namens Pan, und dessen Frau ermordet. „Pan brule le corps de sa victime, recueille ses cendres, pile ses os, dont il fait d'abord une espèce de mortier, puis un plat. C'est ce plat qui, apporté à l'audience de Pao-tching, parle très-clairement, très-distinctement et dénonce les coupables;" — Schneller S. 168 Nr. 58 „Wie Einer fünfmal ist umgebracht worden;" s. v. d. Hagen Gesammtab. Nr. 62 »Die drei Mönche von Kolmar« bes. Bd. III. S. LI ff.; — Schneller S. 183 zu Nr. 20 (»Der Prinz mit den goldenen Haaren«). Die daselbst angeführte »weitere Variation der Fluchtscene« gehört zu Basile Nr. 11 »Petrosinella;« Grimm K. M. Nr. 12 »Rapunzel«. Die Haarflechten als Leiter für den Liebhaber um vermittelst derselben zur Geliebten emporzusteigen, kommen auch noch vor bei Basile Nr. 17 „Die Taube" (2, 228 meiner Uebers.); Passow *Τραγούδια Ρωμαϊκά* Leipz. 1860 p. 141 Nr. 192 *Τὸ Καράβι* v. 5, 6 *„Μὴν εἶμαι κόρη λυγερή, νὰ ῥίξω τὰ μαλλιά μου, — Νὰ κάμῃς σκάλαις ν' ἀναβῇς, νὰ πιάσῃς τὰ βυζιά μου;"* und p. 587 das Distichon Nr. 1088: *„Ψηλὰ ν' τὰ παραθύρια σου σὸν καραβιοῦ κατάρτια — Ῥίψε μου τὰ μαλλάκια σου νὰ κάμω σκαλοπάτια."* Ueber diesen Zug, sowie über das Märchen überhaupt vgl. F. L. W. Schwartz, Poetische Naturanschauungen. Erster Band. Berlin 1864, wo die Jungfrau, die ihres Erlösers und Gatten wartet, als die Sonne gefasst wird (S. 202, 210 ff.); über die Hexe s. ebendas. S. 185; über das lange Goldhaar ebendas. im Register S. 291 (Sonne goldhaarig; füge hinzu S. 12, 229); dasselbe abgeschnitten s. Register S. 289 s. v. Sif.; endlich über den Thurm = Wolkenthurm s. ebendas. S. 6, 184; — Schneller S. 186 f. zu Nr. 28 (Die drei Fischersöhne); s. Basile Nr. 9 „Die bezauberte

Digitized by Google

Hirschkuh;" Reinh. Köhler bei Ebert-Lemcke 7, 128 ff. zu dem venetian. Märchen „Der Drachentödter;" füge hinzu meine Nachweise in Benfey's Or. u. Occid. 3, 373 zu Simrock's Märchen Nr. 20 „Die sieben Thiere;" vgl. Nr. 63 „Die drei Brüder;" s. auch Asbjörnsen og Moe Nr. 24 „Lillekort" (bei Grimm K. M. 3^3, 105 vorletzte Zeile statt „Görres 2, 142" lies „2, 246 ff. bes. 252 bis 256"); — Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich, wie bereits angeführt, nur auf diejenigen von Schnellers Märchen, die er ohne irgend welche Verweisungen gelassen, aber auch wo letztere hinzugefügt worden, sind sie doch sehr mangelhaft ausgefallen; so z. B. hat Schneller besonders auf Basile's Pentamerone (nach meiner Uebers.) hingewiesen, wo er eine Verwandschaft mit demselben bemerkte, aber doch nicht immer, wo es demgemäss hätte geschehen sollen; einige derartige Angaben habe ich oben nachgetragen, andere wären noch zu ergänzen; so entspricht „Das Märchen von der Schlange" (S. 117 Nr. 40) seiner Grundlage nach, indem das Gesicht eines undankbaren Mädchens in einen Ziegenkopf verwandelt wird, dem Basile'schen Mährchen Nr. 8 „Das Ziegengesicht." Auch andere Nachweise sind sehr dürftig ausgefallen, so zu S. 5 Nr. 2 „St. Johannes und der Teufel," wo auch der Zusatz zu Grimm's Mythol. 980 ff. in meiner Ausgabe des Gervasius von Tilbury S. 169 und Nachtrag ebend. S. 263 anzuführen war; s. auch Reinh. Köhler in Ebert-Lemcke's Jahrbb. 3, 338 zu Rabelais; — ferner zu Schneller S. 88 Nr. 32 „Der Teufel und seine Weiber," vgl. auch Köhler ebend. 7, 148 ff. zu dem venetian. Mährchen „Der Teufel heirathet drei Schwestern." Was die hierher gehörigen Volkslieder betrifft, so verweise ich kürzlich auf das von mir in den Gött. Gel. Anz. 1866 S. 2024 f. zur Ballade „Renaud et ses quatorze femmes" Angeführte; — ferner zu Schneller S. 130 Nr. 47 „Die Bruthenne" genügt die Verweisung auf Gellerts Gedicht „Marthe" bei weitem nicht; s. Kurz zu Burkhard Waldis IV, 80 „Des Betlers Lauffmanschafft." — Vieles andere übergehe ich, da ich nicht beabsichte, alles von Schneller Uebersehene zu ergänzen und will von den Schwänken S. 171 ff. nur den ersten hervorheben, da er auch in Venetien vorkommt; s. Widter und Wolff's Sammlung Nr. 18 „Die Eselseier;" ferner W. Kuhn's Westphäl. Sagen Nr. 258. 259 a., sowie die 41. Fabel in dem Choix des fables armeniennes du Docteur Vartan. Paris 1825. Auf die mythologische Deutung dieses Schwankes gehe ich hier aber nicht ein, hebe dagegen aus dem die Sagen enthaltenden Abschnitt des vorliegenden Buches einige Punkte hervor. So z. B. werden zwar der Beatrik, der wilde Mann oder wilde Jäger, der Salvanel und der Orco von einander geschieden und die sie betreffenden Sagen in besondern Abtheilungen zusammengestellt, jedoch erhellt nicht deutlich, worin denn jener Unterschied eigentlich besteht, wenn überhaupt einer vorhanden ist; so heisst der Beatrik, weil er umherfährt und auf die eguane (wilden Weiblein) Jagd macht „Der

Digitized by Google

Jäger von der guten Jagd" (il cacciatore della caccia pia). Dies ist die Jagd des wilden Jägers auf das Holzweiblein, wie sie in so vielen deutschen Sagen und hier auch beim wilden Mann vorkommt (S. 209 f.). Beide geben Jagdtheile, Stücke des gejagten Weibchens (S. 206. 209). Ferner wird von dem wilden Mann (S. 210 Nr. 3) erzählt, dass er einst von Menschen gefangen worden, und um die Freiheit wieder zu erlangen, ihnen die Käsebereitung gelehrt; ebenso von Salvanel (S. 214). Ferner soll, wer in die Fusstapfen des letzteren gerathe, übel daran sein, indem er kreuz und quer in die Irre geführt werde (ebend.). Ganz ähnliches gilt von Orco, denn wer in seine Fusstapfen geräth, muss unwillkürlich den Weg desselben verfolgen (S. 218). Uebrigens erscheint letzterer gewöhnlich, wenn auch nicht immer, als boshafter Elbe, der jede Gestalt annimmt, vgl. Grimm Mythol. 454. — Was den Namen Beatrik betrifft, so bemerke ich, dass der wilde Mann (l'om salvadegh, bilder mon, bedelmon), dem er, wie bemerkt, fast ganz gleich ist, ein Weib hat, Namens Frau Berta (S. 200 Nr. 2) und daher wohl jenes Beatrik aus Bertarick, Bertarich entstanden sein kann. Die genannte Frau Berta aber gehört zu den gespenstischen Wesen, welche in der Mehrzahl Froberte oder Frauberte, auch die bilden beiber (wilden Weiber) heissen (S. 200). — Die Sage S. 210 Nr. 4 berichtet, wie ein Fuhrmann, der ein Weib unbekannter Herkunft geheirathet, einst im Walde hinter sich rufen hört: »Sag der Mao, dass der Mamao gestorben sei.« Als er beim Nachhausekommen dies seinem Weibe erzählt, verschwindet sie vor seinen Augen. Aehnliche Sagen hier S. 212 Nr. 7 u. S. 217 Nr. 1 und sonst überall; ich habe sie besprochen zu Gervasius von Tilbury S. 179 ff. und in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Gesellschaft 17, 401. Zu den dortigen Anführungen füge noch W. Hertz, Der Währwolf, Stuttg. 1862, S. 110; Grohmann, Sagenbuch aus Böhmen, Prag 1863, S. 178, 227; Uhland, Schriften zur Litter. u. Sage, 3, 279; Asbjörnsen, Haldre-Eventyr. 2. Aufl. Christiania 1866. 2, 244 f. Auch aus den südtiroler Sagen erhellt, dass der Vater (oft ein König, ursprünglich ein Naturgott) gestorben ist und nun der Erbe (oder Erbin) nach Hause berufen wird. — Besonders bemerkenswerth ist die von Salvanel erzählte Sage (S. 213 f.). Er hat eine rothe Hautfarbe, wohnt in Höhlen mitten in Wäldern und besitzt zahlreiche Schafheerden. Da er andern Hirten gern die Milch austrinkt, um die seine zur Käsebereitung zu verwenden, und namentlich einem derselben oft diesen Streich spielte, so füllte letzterer einst die Milchgeschirre mit Wein an, wodurch der gierig trinkende Salvanel berauscht liegen blieb und gefangen wurde. Dass er seine Freiheit dadurch wieder erlangte, dass er den Hirten die Bereitung von Butter, Käse und Lab lehrte, habe ich bereits angeführt. Noch andere schöne Dinge hätte der Salvanel ihm mitgetheilt, wie er selbst sagte, wenn jener ihn nicht so rasch freige-

Digitized by Google

lassen. Mich wundert, dass Herr Schneller hier nicht auf die merkwürdige und augenfällige Identität dieser Sage mit der altklassischen von dem Satyr oder Silen hingewiesen, der von Midas gleichfalls durch Mischung einer Quelle mit Wein berauscht, eingeschläfert und gefangen wurde, dann aber seine Freiheit durch Mittheilung weiser und verborgener Dinge wiedererhielt. Erwägt man nun ferner, dass der Salvanel, wie wir gesehen, ein Wald- und Feldgeist ist oder vielmehr eine dergleichen Gottheit war, so wie dass sein Name Salvanel d. i. Salvanello gleichermassen auf eine derartige mythologische Figur, den Silvanus, hinweist, so kann man an der Identität jener beiden Sagen wohl kaum zweifeln. Eine dritte der Art ist meines Wissens nicht aufgetaucht und wäre es wünschenswerth Näheres hierüber zu erfahren. Ueber die im Alterthume allgemein angenommene Kunde der Satyrn von verborgenen Dingen s. Casaub. de Satyr. Poesi p. 48 f. Halae 1774, vgl. Davisius zu Cic. Tusc. 1, 48. — Auf S. 215 ff. spricht Schneller von den anguane, enguane, eguane, die ungefähr das nämliche sind wie die strie, also theils Hexen (dabiane, zubiane, zobiane von zobia d. i. giovedi wegen der Hexenfahrten am Donnerstag, S. 206) theils wilde oder selige Weiblein. Eine sie betreffende Sage (S. 215) entspricht der Norddeutschen bei Kuhn und Schwartz S. 67 f. Nr. 71; vgl. S. 133 f. Nr. 154 nebst der Anm.; s. auch Simrock, Mährchen Nr. 78 „Die Hexenfahrt." Sie ist auch im wallonischen Lande bekannt, s. Bulletin de la Société Liégeoise de Litter. Walonne 7, 28 f. wo die Scene nach einem kleinen Dorf in Hesbaye (Hasbania, Haspengau) verlegt ist. — Nach den Sagen folgen in Herrn Schnellers Buch noch einige Abschnitte, die von Sitten, Gebräuchen und Glauben, Reimsprüchen und Räthseln handeln. Was den Glauben betrifft, so will ich zwei Umstände hervorheben, die zwar schon in der früheren Abtheilung der Mährchen und Sagen erwähnt werden, allein in älterer Zeit gewiss gleichfalls dem Volksglauben angehört haben, dass nämlich Pferdeschweiss ein gutes Heilmittel sei (S. 13. 95) und Heu ein Schutzmittel gegen den Beatrik und also wohl auch gegen den Teufel und böse Geister überhaupt; denn es bildete mit den Halmen lauter Kreuze (S. 208). Hiermit schliesse ich meine Bemerkungeu über vorliegendes Buch, aus welchem hinreichend erhellt, dass es mehrfaches Interesse und vielerlei Anknüpfungspunkte bietet, deren Auffindung aber Herr Schneller Andern überlassen hat, ich selbst habe nur auf einige derselben hingewiesen.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

The Silver Store, collected from Mediaeval Christian and Jewish Mines. By S. Baring-Gould, M. A. London, Longmans, Green, and Co. 1868. XIII und 197 S. Octav.

Durch mehrfache sehr schätzbare Arbeiten hat sich Herr Baring-Gould bereits als gründlichen Kenner der Litteratur des Mittelalters und der nächstfolgenden Periode erwiesen; so besitzt man von ihm „Curious Myths of the Middle Ages", wovon vor nicht langer Zeit der zweite Band erschien; ferner „Post-Mediaeval Preachers" u. s. w., und unlängst auch haben wir ihn an dieser Stelle (1868. Nr. 6) als vielfach verdienten Theilnehmer an einer ähnlichen Arbeit (Notes on the Folk-Lore of the Nothern Counties of England and the Borders. By W. Henderson) zu nennen gehabt. In dem vorliegenden Buche erscheint nun Herr Baring-Gould nicht nur als Gelehrter, sondern auch und zwar hauptsächlich als Dichter; denn er bietet hier (nicht zum ersten Mal) poetische Bearbeitungen verschiedener Stoffe, die er meistentheils Werken des genannten Zeitabschnittes entlichen und bekundet eine nicht gewöhnliche poetische Begabung. Vorzugsweise tritt diese aber in seinen Naturschilderungen hervor, die ihn als einen treuen, innigen Freund und sorgfältigen Beobachter der Natur in ihren anmuthigen sowohl wie in ihren grossartigen Schauspielen erscheinen lassen. Ich will von den betreffenden Stellen hier nur einige hervorheben; so die in Hadad (p. 18 ff.), welches Gedicht seinen Stoff aus I. Kön. 11, 14 ff. bes. 21. 22 entnommen hat und darzulegen sucht, was den in Aegypten als Schwager des Pharao in königlicher Pracht lebenden edomitischen Flüchtling wohl in das felsenstarre Heimathland zurückziehen mochte; ferner in The Luck-Flower (p. 115 ff.), wo eine unter uns wohlbekannte Sage, nämlich die von der „Glücksblume" (auch „Wunderblume, Schlüsselblume" genannt, s. Grimm Mythol. 923 f.), behandelt ist, welche nun Herr Baring-Gould in dem gegenwärtigen Buch wie in seinen Curious Myths auch dem englischen Publicum vorführt, u. s. w. u. s. w. Auch andere mancherlei Vorzüge offenbaren sich in diesen Dichtungen an zahlreichen Stellen nicht nur da wo sie der Stoff selbst an die Hand gibt, sondern auch wo die dichterische Phantasie ihren eigenen Flug nimmt, wie z. B. eben in dem bereits angeführten Hadad. So können als besonders gelungen noch hervorgehoben werden „The Building of S. Sophia", ein Stoff, dem wir gleichfalls in Simrock's Märchen, Nr. 22 „Wer hat's gebaut?" begegnen, woraus also hervorgeht, dass dieses deutsche Märchen wahrscheinlich einen byzantinischen Ursprung hat. In dem Gedichte des Herrn Baring-Gould ist man übrigens etwas überrascht als Leibwache Justinian's Waräger („Varanger") erscheinen zu sehen, der Dichter scheint vergessen zu haben, dass diese erst sehr viel später im Dienst der griechischen Kaiser auftreten. Trefflich ist auch die Behandlung der „Goldner" über-

Digitized by Google

schriebenen Sage, welches Gedicht zu den besten dieser Sammlung gehört. In Betreff des Poor Robin (p. 74 ff.), dessen Grundlage Herrn Baring-Gould's Angabe nach Meffret's Hortulus Reginae. Norimb. 1481 entnommen ist, wäre zu bemerken, dass diese Erzählung dem allbekannten Gedicht Hagedorn's „Johann der Seifensieder" entspricht, und auch von Burkhard Waldis behandelt worden ist 4, 82 „Vom reichen vnd armen Mann." Heinrich Kurz führt als Quelle dieser und ähnlicher Dichtungen das Speculum Exemplorum an, welches zuerst 1481 also kurz vor jenem Hortulus erschien. Jedoch bemerke ich hierzu, dass dieser Stoff aus grösserer Ferne stammt, indem er nämlich schon einem chinesischen Lustspiel zu Grunde liegt. In diesem singt der arme Müller eines reichen Mannes von früh bis spät und erklärt demselben auf Befragen, dass er dies thue um sich wach zu halten; denn er fürchtet immer einzuschlafen und seinen Tagelohn zu verlieren. Aus demselben Grunde hat er sich auch noch eine Vorrichtung erdacht, die ihn bei Nacht wach hält. Aus Mitleid entlässt der Reiche ihn aus seinem Dienst und gibt ihm Geld um einen kleinen Handel anzufangen, damit der arme Mann wenigstens bei Nacht ruhig schlafen könne. Allein die Sorge um dies Geld macht ihm schon in der ersten Nacht immerfort böse Träume, die ihn alle Augenblicke aufwecken, so dass er ebensowenig schlafen kann wie früher. Er glaubt daher, da sein Herr bei grossem Reichthum, doch ruhig schläft, er selbst sei einmal vom Schicksal zum armen Müller bestimmt und bringt deshalb seinem Herrn das Geld wieder. Siehe Journal asiatique IVme série vol. XVII p. 315 ff. Um zu dem vorliegenden Buche zurückzukehren, so ersehen wir aus dem bisher beispielsweise Angeführten zur Genüge, dass Herr Baring-Gould sich in weiten Kreisen nach Stoff zu demselben umgesehen; dazu kommen nun ausser andern auch noch folgende Gedichte: p. 26 „The Rabbi Joachim"; — p. 33 „Turn again"; — p. 86 „The Universal Mother"; — p. 87 „The Loan"; — p. 99 „The Wife's Treasure und endlich p. 132 „The Rabbi's Son-in-Law", welche sämmtlich, wie Herr Baring-Gould angibt, dem Talmud entnommen sind; jedoch nicht direct, sondern durch Vermittelung von Tendlau's „Buch der Sagen und Legenden Jüdischer Vorzeit." 2. Auflage. Stuttg. 1845, wo die entsprechenden Stücke sich finden auf S. 163 Nr. 30 „Auch dies zum Guten"; S. 103 Nr. 22 „Acher"; S. 311 Nr. 59 „Der Weltbürger"; S. 38 Nr. 8 „Beruriah", „die Weise und Fromme"; S. 54 Nr. 13 „Des Weibes Kleinod" und S. 291 Nr. 54 „Akiba der Hirt, Schwiegersohn des Calba Schebua." Herr Baring-Gould hätte um so weniger Anstand nehmen dürfen seine nächste Quelle zu nennen, da er die dem Tendlau'schen Buche entnommenen Stoffe ganz selbständig behandelt und nur bei einem einzigen („The Universal Mother") sich genau an den deutschen Text gehalten hat. Uebrigens muss es Wunder nehmen, dass Herr Baring-Gould, der

Digitized by Google

mit richtigem Gefühl die achte Sage Tendlau's benutzt, nicht auch die darauf folgende, nämlich „Beruriah, das Weib" bearbeitet und seinem englischen Publicum vorgeführt hat; denn die in diesen beiden Gedichten geschilderten Situationen, welche zwei ganz verschiedene Seiten ein und desselben weiblichen Charakters eben durch ihren Gegensatz auf das lebendigste veranschaulichen, bringen hierdurch wie durch die darauf folgende erschütternde Katastrophe auf den Leser einen sehr tiefen Eindruck hervor. Vielleicht jedoch hat Herr Baring-Gould Anstand genommen in dem ernsten Theile seiner Dichtungen die Schwächen desjenigen Geschlechts zu schildern, vor welchem er sich in der Vorrede darüber entschuldigt, dass er in dem scherzhaften Theil einige scharfe Hiebe gegen dasselbe aufgenommen; die Erzähler dieser boshaften Geschichten wären übrigens verbissene alte Junggesellen gewesen. Zu diesen Schwänken gehört z. B. „The Dream of the Halter" wo Jemand, der da träumte, dass er gehängt würde, von einem Traumdeuter erfährt, er werde nächstens in den Ehestand treten; — ferner Lightening the Vessel, wo der Kapitän eines Schiffes, welches in Gefahr ist unterzugehen, vor allen Dingen die schwerste aller Lasten, nämlich seine böse Frau, über Bord werfen will, um das Fahrzeug zu erleichtern, und endlich The Sentence of the Thief, wo ein arger Dieb und Mörder, für den alle Torturen und Lebensstrafen zu gering dünken, endlich dadurch gestraft wird, dass er auf des Richters Antrag dessen Frau, eine arge Widerkeiferin, heirathen muss, welches Urtheil der Verbrecher mit Seufzen vernimmt, und das ihm selbst vom Richter nicht ohne Mitleid verkündet wird. „Happier far had death been thine, — And now to have yielded breath — Than saddled to be with a ghoulish She — Through a lingering, living death."

Diese und ähnliche scherzhafte Stoffe hat Herr Baring-Gould in nicht minder entsprechender Weise behandelt als die ernsten und dadurch gezeigt, dass sein poetisches Geschick sich in mancherlei Formen zu schmiegen weiss, so dass die von ihm gebotene Gabe sich als eine sehr willkommene darstellt und besten Dank verdient.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Digitized by Google

Das Heraldische Pelzwerk. Monographie von F. K. Nebst einem Anhange: I. Die ältesten deutschen gemalten Wappen-Sammlungen und II. die heraldischen Schildformen vor dem Jahr 1450. Mit VI lithographirten Tafeln und vielen Holzschnitten. (Als Manuscript gedruckt) 1867. 66 Seiten in gr. 8.

Das Pelzwerk kommt schon frühe im Mittelalter als ein Gegenstand des Luxus vor, angewendet zum Schmuck und zur Zierde der Kleidung, oder auch zu Geschenken und zwar hochgestellter Personen: namentlich finden wir dasselbe mehrfach in fürstlichen Kreisen für diese Zwecke verwendet, wie diess aus zahlreichen in dieser Schrift angeführten Nachrichten hervorgeht, und durch die hier beigefügten, aus jener Zeit stammenden Abbildungen bestätigt wird: hiernach wird es denn auch kaum befremden, wenn wir sehen, wie auch auf den Wappen dieser Schmuck angebracht, aber von frühern Heraldikern vielfach nicht für das, was er ist, erkannt, sondern missdeutet worden ist, und zu verschiedenen irrthümlichen Bezeichnungen, (Wolken, Berge, Eisenhütlein u. s. w.) Veranlassung gegeben hat, indem das Pelzwerk sich auf den Wappen kaum in seiner wirklichen Beschaffenheit mit seinen Haaren u. dgl. darstellen liess, und in so fern andere Formen gewählt werden mussten, die eben zu irrthümlichen Auffassungen geführt haben. Welche Verwirrung und Unsicherheit dadurch in die Wappenkunde gebracht worden ist, bedarf kaum eines Nachweises. Um so verdienstlicher ist daher die hier geführte Untersuchung eines unserer ersten Kenner auf diesem schwierigen und vielfach dunkeln Gebiete: der frühern Unsicherheit ist durch die Ergebnisse dieser Untersuchung ein Ende gemacht und die richtige Fassung und Deutung einer Reihe von Wappenbildern dadurch ermöglicht. Der Verfasser beherrscht wie wenige seinen Stoff und die Gründlichkeit seiner Forschung, die Nichts unbewiesen lässt, kann jeden Zweifel an der Richtigkeit seiner Erklärung beseitigen, zumal als die zahlreich eingefügten Abbildungen, die eben so willkommene Zugaben als Belege sind, die gegebene Darstellung zur klaren Anschauung bringen.

Wir wollen die reichlich beigebrachten Data über den Gebrauch und die Anwendung des Pelzwerkes, besonders bei höheren, fürstlichen Personen, und den Werth, welcher darauf gelegt ward, nicht hier wiederholen und verweisen lieber auf die Schrift selbst, um über die Anwendung des Pelzes bei Schilden und Wappen (und zwar nicht blos als Ueberzug zum Schutz oder zur Verdeckung des Wappens) Einiges aus der Schrift anzuführen, welche uns in einzelnen Beispielen, die sie vorlegt, bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zurückführt, wobei jedoch das gewöhnliche Pelzwerk bis gegen das fünfzehnte Jahrhundert hin, selten in seiner natürlichen Form dargestellt ward. Es ist daher auch der Verf. bemüht, an einzelnen Beispielen die Form nachzuweisen, in

Digitized by Google

welcher das Pelzwerk dargestellt ward. Auf diese Weise ist aber auch der Schlüssel gefunden zur Erklärung einer Reihe von Wappen, die eben so auch hinwiederum den häufigen Gebrauch des Pelzwerkes auf Wappen bezeugen. »Ich war erstaunt (schreibt der Verf. S. 18) über die grosse Menge gleichartiger Wappenschilde, die theils blos aus Pelzstreifen, theils aus solchen mit andern Streifen abwechselnd, in den verschiedenen Ländern und bei ganz verschiedenen Geschlechtern auf Sigeln des XIII. und XIV. Jahrhunderts vorkommen. Eine der beliebtesten Zusammenstellungen scheinen in jener Zeit die weiss und blauen Pelzstreifen mit rothen, theils glatten, theils mit Sternen, Rosen, Muscheln u. dgl. besetzten Streifen gewesen zu sein.« Dass es daher aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert unzählige gemalte und plastische Darstellungen des heraldischen Pelzwerkes gibt, kann keinem Zweifel unterliegen: dieselben zeigen verschiedene Formen, welche hier genau im Einzelnen nachgewiesen werden und aus den beigefügten Abbildungen erkennbar sind S. 18 ff.; während die ältere Form mehr rund erscheint, ist die neuere Form mehr eckig. Es ergibt sich aber aus allem dem deutlich, dass die sogenannten Eisenhütlein, so wie die Wolken, nichts weiter sind als neuere Bezeichnungen für die veränderten Formen alter missverstandener heraldischer Pelzmuster (S. 25), natürliche Wolken als Wappenfigur aber eine Erfindung der neueren Zeit sind (S. 29). Zuletzt bespricht der Verfasser das Vorkommen des heraldischen Pelzwerkes als Schildrand, worunter er jedoch nur die Einfassung versteht, welche ein integrirender Theil des Wappens und nicht blos eine willkürliche Randverzierung des Schildes ist, die auf Siegeln als sphragistischer Schildrand zu bezeichnen ist, während die andere als heraldischer Schildrand zu fassen ist. So schwierig es ist, beide Arten von Einfassungen genau und mit völliger Sicherheit zu unterscheiden, so ist diess doch dem Verf. an einer Reihe von derartigen Darstellungen gelungen und werden von ihm die Vorschriften gegeben, die auch in andern Fällen auf die richtige Auffassung und Entscheidung führen können. Wir unterlassen es weiter in das Detail einzugehen und die zahlreich hier behandelten und erklärten Wappen im Einzelnen anzuführen, was die Gränzen des uns zugemessenen Raumes überschreiten würde. Wir begnügen uns, die Grundsätze angeführt zu haben, die auch für alle ähnliche Fälle massgebend sind und zur Beseitigung mancher Irrthümer auf diesem Gebiete führen können. Es ist gewiss nicht ohne Interesse, die einzelnen Abweichungen, wie sie hier im Laufe der Zeit eintraten, und selbst durch Geschmack, Mode und Laune bestimmt wurden, näher zu verfolgen, und dabei aber auch der tieferen symbolischen Bedeutung nachzugehen, welche an die meisten der zu Wappenzeichen gewählten Gegenstände sich ursprünglich knüpft. Auch dafür hat der Verf. manche beachtenswerthe Mittheilung gebracht: denn er ist der festen Ueberzeugung

Digitized by Google

(S. 29), die auch wir vollkommen theilen, dass den meisten mittelalterlichen Wappen ein tieferer Sinn zu Grunde liegt, er findet dafür selbst in dem Vorkommen von ganz unbedeutenden, scheinbar trivialen Gegenständen als Wappenbild mächtiger und hochgestellter Geschlechter einen, wie wir es ansehen, sichern Beweis. Dass in dieser Beziehung noch Manches auf diesem Gebiete zu thun ist, wird Niemand verkennen: Niemand aber auch das Interesse und den Reiz, der an derartige, selbst culturhistorisch wichtige Forschungen sich knüpft, verkennen wollen.

Noch haben wir der zwei Zugaben zu gedenken, welche der Verfasser, bei seiner umfassenden Kenntniss dieses ganzen Gebietes beigefügt hat: die eine gibt ein genaues Verzeichniss der deutschen gemalten Wappen-Sammlungen aus dem XIV. und XV. Jahrhundert. Nicht weniger als zwei und zwanzig solcher, an verschiedenen Orten befindlichen Wappenbücher werden aufgeführt, und auch meist näher beschrieben; den Anfang derselben macht die bekannte, durch die antiquarische Gesellschaft zu Zürich im Jahre 1860 herausgegebene pergamentene Wappenrolle, welche dem Ende des XIII. oder doch jedenfalls den ersten Decennien des XIV. Jahrhunderts angehört, und dem Verf. zu weiteren Bemerkungen über dieses wichtige Dokument Veranlassung gibt. Am Schlusse werden, zur Vervollständigung des Ganzen noch einige ältere Werke aus dem XIII. XIV. und XV. Jahrhundert, zunächst Handschriften, von denen aber etliche durch den Druck veröffentlicht sind, erwähnt, in welchen einzelne wirkliche Wappen vorkommen und an die Leser zugleich die Bitte gerichtet, über weitere handschriftliche Wappen oder Lehenbücher aus der Zeit vor dem Jahre 1500 dem Verf. Nachricht zukommen zu lassen. Man kann nur wünschen, dass dieser Bitte von Allen Denen, welche für Gegenstände der Art sich interessiren, möglichst entsprochen werde.

Die andere Zugabe bringt eine Erörterung über die heraldischen Schildformen vor dem Jahre 1450. »Der heraldische Schild — davon geht der Verf. aus — ist streng genommen kein integrirender Theil des Wappens, sondern nur dessen willkürliche, wenn auch bisweilen allerdings unentbehrliche Begränzung.« — »Ursprünglich gab es wohl keine eigenen heraldischen Schilde, weil die Art und Weise, wie die Wappen zuerst auf den wirklichen (Kampf und Tournir-)Schilden, sowie auf den Schirmbrettern am Helm und auf den Bannern angebracht waren, eine solche Begränzung nicht erheischte.« Wie also der Schild mit dem Wappen zunächst kein heraldischer Wappenschild war, so war auch der Wappenschild, der bald allein angewendet wurde, nichts anderes als die Abbildung des wirklichen Schildes mit dem Wappen, daher auch lange Zeit die Wappensiegel die Form der wirklichen Schilde hatten und das Wappen eben so darauf angebracht ward, wie auf den wirklichen selbst. Als im dreizehnten Jahrhundert die runden

Digitized by Google

Wappensiegel mehr in Gebrauch kamen, wurde anfänglich auch auf diesen das Wappen (ohne Schild) im Siegelfeld angebracht, das gewissermassen die Stelle des Schildes vertrat. Und so blieb es auch, seit der Einführung der eigentlichen Wappen bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts: um diese Zeit setzt der Verf. das Aufkommen der heraldischen Schilde, und zwar in den älteren Formen der wirklichen Schilde, und wurden diese Schildformen bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts beibehalten: welche Zeit den Gränzpunkt der Untersuchung des Verfassers bildet. Nach diesen allgemeinen Erörterungen, von denen wir nur die Hauptpunkte hervorgehoben haben, geht der Verf. über zu den Formen dieser heraldischen Schilde, welche entweder oben abgerundet oder dreieckig waren, und auch in dieser Form wieder verschiedene Modificationen nachweisen, je nachdem die beiden Seiten mehr oder weniger ausgeschweift waren, so dass sie manchmals wie ein fünfeckiger Schild aussahen, was aus einzelnen Denkmalen der Art nachgewiesen wird; wie denn überhaupt zur Begründung dieser Ansichten ein reiches Detail vorgelegt wird, welches, da auch die Abbildungen stets beigefügt sind, jeden Zweifel benimmt. Dass dabei auch noch zahlreiche Erörterungen anderer Art über die hier besprochenen Wappen vorkommen, wird kaum noch einer besondern Erwähnung bedürfen. Ausser den zahlreich eingedruckten Abbildungen sind noch sechs weitere Tafeln mit Abbildungen von Wappen und Siegeln beigefügt: die Ausführung derselben kann als eine vorzügliche bezeichnet werden, namentlich auch was die Zeichnung betrifft, welche die einzelnen, hier in Betracht kommenden Gegenstände so klar und deutlich erkennen lässt, während die Treue, mit welcher Alles wiedergegeben ist, Nichts in der That zu wünschen übrig lässt. Die auf den drei ersten Tafeln abgebildeten Wappen und Siegel, sieben und vierzig der Zahl nach, lassen die verschiedenen Formen des heraldischen Pelzwerkes erkennen, das eben so auch auf den grösseren Abbildungen, wie sie auf der vierten und fünften Tafel gegeben sind, hervortritt, während die sechste insbesondere mehrere Hohenlohische, auch ein Hohenzollerisches und Fürstenbergisches Wappen bringt; alle diese Abbildungen dienen zur Erläuterung des Textes und wird in dem beigefügten Verzeichniss der Abbildungen auf die betreffenden Seiten des Textes selbst verwiesen.

Digitized by Google

Denkschrift über den Process des Erzherzogs Ferdinand Maximilian von Oesterreich von Mariano Riva Palacio und Licent. Rafael Martinez de la Torre. Aus dem Spanischen übersetzt von Conrad G. Paschen, Consul für beide Mecklenburg zu Mexico. Hamburg. Verlag von Otto Meissner. 1868. 192 S. in gr. 8.

Die vorstehende Schrift erscheint zur richtigen Würdigung und Beurtheilung der blutigen Katastrophe, die einen der edelsten deutschen Fürstensöhne betroffen hat, von besonderer Wichtigkeit, da sie zunächst auf officiellen Aktenstücken beruht, und dadurch allein einen sichern Blick in das blutige Drama eröffnet, das die Aufmerksamkeit Europa's mit allem Recht auf sich zog. Durch die deutsche Uebersetzung ist die Verbreitung dieser Aktenstücke in weitere Kreise gesichert, und nicht mehr auf die engern Gränzen des Landes beschränkt, das der Schauplatz dieses Drama's war: gewiss ein anerkennenswerthes Verdienst, das sich der zu Mexico lebende Verfasser erworben hat. Die Schrift selbst lässt sich in zwei Theile zerlegen, deren erster gewissermassen die Vertheidigung Maximilian's vom politischen Standpunkt aus enthält: die von den beiden auf dem Titel genannten Herren verfasste Denkschrift, die mit allen darauf bezüglichen Aktenstücken ausgestattet ist, und bis zu der Hinrichtung Maximilian's reicht; zuletzt wird uns noch die fiscalischer Seits formirte, aus dreizehn Punkten bestehende Anklage nebst den betreffenden Antworten Maximilian's und dem Schlussverhör mitgetheilt, das Ganze von S. 15—124. Der andere Theil enthält die, wenn man will, juristische Vertheidigung durch die Licentiaten Jesus Maria Vasquez und Eulalio Maria Ortega zu Queretaro S. 125—180, worauf noch ein Anhang folgt, welcher die auf die Auslieferung der Leiche Maximilian's bezüglichen Verhandlungen mit den betreffenden Aktenstücken mittheilt. Die beiden Decrete, auf welche in beiden Vertheidigungen vielfach Bezug genommen ist, das Decret Maximilian's vom 3. Oct. 1865 und das des Präsidenten Juarez vom 25. Januar 1862 sind am Anfang S. 6—14 wörtlich abgedruckt. Die Uebersetzung liest sich gut und erscheint durchaus getreu, so wenig wir auch im Stande sind, eine Vergleichung mit dem, in Europa wohl kaum bekannten Original vorzunehmen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit und die Entwickelung der Civilisation. Von E. B. Tyler. Aus dem Englischen von H. Müller. Leipzig (1867). 490 Seiten. 8.

Der Zweck und Inhalt des vorliegenden Buches erhellt zur Genüge aus dem Titel desselben; es soll kein systematisches Werk über die darin genannten Gegenstände liefern, d. h. eine Ur- und Culturgeschichte der Menschheit, da nach der Meinung des Verf. die Zeit ein solches Buch zu schreiben noch nicht gekommen zu sein scheint; jedenfalls hat er nichts derartiges versucht, vielmehr bietet er nur eine Reihe von Abhandlungen, deren wenn auch mannigfacher Inhalt doch einen grossen Theil der wichtigsten mit einer solchen Geschichte verbundenen Probleme nicht berührt, wie z. B. die Erörterung der physischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Rassen, die Frage ihres Ursprunges und ihrer Abstammung, die Entwickelung der Sitten, Religion, Gesetze und vieles andere. Die von Tyler besprochenen Punkte sind nicht sowohl ihrer unbedingten Wichtigkeit wegen gewählt worden, als vielmehr weil sie unter die leichtesten und einladendsten Theile des Gegenstandes gehören und eine Behandlung möglich machen, wodurch sich gewisse allgemeine Schlussfolgerungen darbieten, die nicht allein auf sie, sondern auch auf die complicirteren und schwierigeren Probleme Anwendung finden, welche ein vollständiges Werk über Culturgeschichte in sich schliesst. So z. B. erhellt aus denjenigen Kapiteln, die von den verschiedenen Mitteln handeln, durch welche der Mensch seine Gedanken äussert, nämlich Geberden, Worte, Bilder und Schrift, auf das deutlichste, dass Geberdensprache und Bilderschrift als unmittelbare Erzeugnisse des Menschengeistes sich meist ohne Hilfe der Geschichte erklären lassen, dass daher, wenn ein allgemeines Gesetz von einer Gruppe von Thatsachen abgeleitet werden kann, eine auf's einzelne gerichtete historische Forschung ziemlich überflüssig wird. Ein gleiches Ergebniss zeigen die Abschnitte über Bilder und Namen so wie über Beobachtungsmythen. Diese directe Methode ist indess nur in gewissen Theilen menschlicher Cultur anwendbar, wo die Thatsachen nicht so zu sagen weit ab von ihren Ursachen gewandert sind. Die meisten ihrer Phänomene haben sich aber aus einer solchen Complication von Vorgängen zur Gestalt entwickelt, dass die mühsame Erforschung der Geschichte ihres Entstehens der einzig sichere Weg sie zu studiren ist. In Bezug auf Buckle bemerkt der Verf. bei dieser Gelegenheit, dass er sich ein grosses Verdienst erwarb, indem er die Forscher

Digitized by Google

ermahnte, durch die geschichtlichen Einzelheiten auf die dahinter liegenden grossen Gesetze menschlicher Entwickelung zu sehen; sein Versuch aber, die complicirten Phasen europäischer Geschichte durch einige übereilte Generalisationen zu erklären, ist eine Warnung vor der Gefahr einer zu hastigen Berufung auf allgemeine Principien. Diese historische Methode nun finden wir in dem vorliegenden Buche angewandt in den Abschnitten über Entwickelung und Verfall der Cultur, über das Steinzeitalter, über Feuer, Kochen und Geschirr u. s. w. Bei dieser Gelegenheit wirft Tyler die schon oft gethane Frage auf: »Wenn ähnliche Künste, Gebräuche oder Sagen in verschiedenen von einander entfernten Gegenden und unter Völkern, die nicht als stammverwandt bekannt sind, gefunden werden, wie ist dann diese Aehnlichkeit zu erklären«? und er gibt die schon oft (s. z. B. Grimm, Kindermärchen 3^3, 405 f.) gegebene und allerdings ganz richtige Antwort: »Bisweilen mag sie der gleichen Thätigkeit des menschlichen Geistes unter gleichen Bedingungen zuzuschreiben sein und bisweilen ist sie ein Beweis der Blutsverwandtschaft oder des directen oder indirecten Verkehrs zwischen Rassen, unter denen sie gefunden wird. In dem einen Falle ist sie ohne allen historischen Werth, während sie in dem andern Falle diesen Werth in hohem Grade hat und das immer wiederkehrende Problem ist, wie zwischen beiden Fällen zu entscheiden sei.« Als Beispiel für den erstern führt Tyler den sich fast überall findenden Glauben an, dass der Mensch eine Seele habe, die fähig sei, getrennt von dem Leibe, zu dem sie gehört, zu existiren und wenigstens eine Zeitlang, nachdem dieser Leib gestorben und begraben ist, fortzudauern, was keineswegs beweise, dass die gesammte Menschheit einen solchen Glauben aus einer gemeinsamen Quelle überkommen habe. Mit diesem Glauben stimme ferner auch der Umstand überein, dass die Schattengestalten von Männern und Frauen Andern erscheinen, während die Männer und Frauen selbst sich in der Ferne befinden oder gestorben sind. Wir nennen diese Erscheinungen Träume oder Phantasmen, je nachdem die Person, welcher sie erscheinen, schlafend oder wachend ist, und bezeichnen sie, wenn wir von ihrem Vorkommen im gewöhnlichen Leben hören als subjective Processe des Geistes; wir zweifeln z. B. nicht, dass das Phantom des dunkeln Brasilianers, welches Spinoza heimzusuchen pflegte, keine wirkliche Person war. Tyler gibt zu jenem Volksglauben einige interessante Beispiele, welche sich dem von mir (Heidelb. Jahrbb. 1868. S. 85. zu Henderson p. 138 ff.) in dieser Beziehung Angeführten anschliessen. Ein Beispiel für die entgegengesetzte Seite des Problems, nämlich für das aus geschichtlichem Zusammenhange hergenommene Argument entnimmt Tyler den hottentottischen Märchen der Bleek'schen Sammlung, welche ich in Lazarus und Steinthal's Zeitschrift für Völkerpsych. Bd. V. S. 58 ff. ausführlich besprochen habe. Nach dieser das erste Kapitel bildenden Einleitung, worin schliesslich der Verf. die ihm durch

Digitized by Google

Pott und Lazarus gewordene persönliche Hilfe, so wie die aus Steinthal's und Klemm's Werken geschöpfte Belehrung dankbar erwähnt, geht derselbe zu den eigentlichen Untersuchungen über, wovon das nun folgende zweite Kapitel die Geberdensprache der Taubstummen zum Gegenstand hat. Hier heisst es unter anderm: »Wie Steinthal zugibt, ist der Taubstumme die lebendige Widerlegung des Satzes, dass der Mensch ohne Sprache nicht denken könne, wofern wir nicht einräumen, dass die übliche Definition der Sprache als der Gedankenäusserung durch artikulirte Laute zu eng sei.« Von der grossen Menge interessanter Thatsachen hinsichtlich der Geberdensprache der Taubstummen die hier mitgetheilt werden, will ich nur folgende anführen: Zu Berlin, wie in allen Taubstummeninstituten, gibt es eine Menge Zeichen, die, obwohl sehr natürlich ihrem Wesen nach, doch jenseits der Grenzen des Kreises, wo sie gebraucht werden, nicht verständlich sein würden. Dies sind solche Zeichen, welche einen Gegenstand durch eine zufällige Eigenthümlichkeit anzeigen und vielmehr Epitheta als Namen sind. Der Taubstummenlehrer des Herrn Tyler z. B. wurde unter den Kindern genannt, indem sie den Gestus machten als hieben sie den linken Arm mit der rechten Hand ab. Der Grund dieses Zeichens war nicht etwa eine besondere Eigenthümlichkeit seiner Arme, sondern der Umstand, dass er von Spandau kam, wo auch eins der Kinder gewesen war und dort einen Mann mit einem Arm gesehen hatte: daher wurde dies Epitheton »einarmig« auf alle Spandauer und auf diesen besonders angewandt. Desgleichen wurde die königliche Residenz Charlottenburg dadurch bezeichnet, dass man das linke Knie aufhob und es streichelte, offenbar auf den verstorbenen König anspielend, der dort an der Gicht darnieder gelegen hatte. — Im dritten Kapitel handelt es sich von der Geberdensprache der Wilden, welche letzteren man mit Sophokles ἄγλωσσοι und mit den Russen Njemez nennen könnte; und ebenso sagte der gute Mönch von Uruana zu Humboldt: »Sobald Sie meine Mission verlassen haben, werden Sie wie Stumme reisen.« Uebrigens bemerkt der Verf., dass diese Geberdensprache der Wilden gleich der der Wilden fast ohne Ausnahme auf natürlichen nicht conventionellen Zeichen beruhe. »Ich bin überzeugt, sagt er, dass ein geschickter taubstummer Sprecher einen indianischen Dolmetscher verstehen und auch seinerseits auf den ersten Blick mit kaum irgend einer Schwierigkeit verstanden werden würde. Die indianischen Pantomimen und die Geberdensprache der Taubstummen sind nur verschiedene Dialekte der nämlichen Natursprache.« In der indianischen Pantomime werden Handlungen und Gegenstände beinahe ebenso ausgedrückt, wie sie ein Taubstummer zeigen würde. So z. B. ist nach Burton unter den Indianern das Zeichen für »Bruder und Schwester«, dass man die zwei ersten Fingerspitzen (d. h. vermuthlich die Zeigefinger beider Hände) in den Mund steckt, um zu zeigen, dass beide von der nämlichen Brust genährt sind; der

Digitized by Google

Taubstumme lässt das blosse Zeichen der Gleichheit genügen, indem er die Zeigefinger beider Hände dicht nebeneinander ausstreckt. Das Zeichen der Berliner Geberdensprache für »Tag« ist das Offenlegen der flachen Hände; Tyler hielt dies für ein willkürliches, bedeutungsloses Zeichen, bis er fand, dass das indianische Zeichen für »heute morgen« in der nämlichen Geberde besteht. Es bezieht sich vielleicht, wie der Verf. meint, auf das Erwachen vom Schlafe oder auf den Anbruch des Tages. Weiter bemerkt er, dass das Zeichen für »Teufel«, indem man sein Kinn mit allen fünf Fingern fasst, den bösen Feind zeigt, wie er ein Opfer ergreift und merkwürdigerweise mit einer Stelle in einer indischen Erzählung übereinstimmt, wo es nicht ein böser Geist ist, sondern das Greisenalter in Person, welches kommt um seinen Anspruch geltend zu machen. »Zur Zeit dann, als ich in Jahren ergraut war, nahm mich das Alter beim Kinn und sagte in seiner Liebe zu mir freundlich: Mein Sohn was thust du noch im Hause? (Märchensammlung des Somadeva Bhatta übers. von H. Brockhaus 2, 96). Die Auffassung der letztern Stelle scheint mir jedoch nicht richtig; das freundliche Anfassen beim Kinn, dürfte vielmehr als Liebkosung zu verstehen sein; vgl. das englische to chuck und Hom. Il. 1, 101. — Nach den beiden angeführten Geberdensprachen der Taubstummen und Wilden erwähnt der Verf. auch noch andere, wie die der Pantomimen, die welche die geredete Sprache begleitet u. s. w. Den Gebrauch beim Eintritt in ein Haus die Waffen abzulegen führt der Verf. nach einer Stelle eines altenglischen Buches an, welche zeigt, wie im Mittelalter von Gästen erwartet wurde, dass sie ihre Waffen beim Pförtner am äussern Thore zurückliessen, und wenn sie die Saalthür erreichten, Kopfbedeckung und Handschuh ablegten. Dieser Gebrauch war jedoch viel weiter verbreitet, in welcher Beziehung ich hier das von F. W. Bergmann in seinem höchst schätzbaren Buche über die Geten Bemerkte wiederholen will: »Chez les Scandinaves et probablement aussi chez les Germains les Temples renfermaient, ainsi que les Sanctuaires de leur ancêtres les Scythes, et leurs pères les Gètes, le trésor public. ... Dans l'Antiquité les armes comptaient parmi les objects précieux, et c'est pourquoi, chez les Grecs, les trésors (θησαυροί) privés ou publics etaient également des dépôts d'armes. Voilà pourquoi la tradition rapportait que Héraklès a distribué, à ses compagnons, les armes qu'il avait enlevées au trésor d'un temple. Cet usage de faire du trésor d'un temple également un dépôt d'armes subsistait aussi dans le Nord, et les rois de Sviones le mirent à profit pour rendre leur puissance absolue, en désarmant ainsi les Nobles et les manants. Car sous prétexte de confier les armes à la garde de la divinité, comme cela se faisait chez les Scythes et chez les Gètes, ils les enlevèrent à leurs sujets et les retinrent enfermées dans le Sanctuaire. Les temples scandinaves, germaniques et slaves devinrent ainsi en même temps des arsenaux fortifiés (norr. vapn-

Digitized by Google

hus, maison d'armes, cf. sal-hus, dans Atlakvida, 17); et plus tard encore, du temps du christianisme, on donnait, en Suède, au porche de l'église, le nom de dépôt d'armes (vapn-hus).« Les Gètes etc. Strasb. et Paris 1859. p. 268. Weitergehend führe ich noch folgende Stelle aus Tyler an: »Es gibt sehr viele wohlbekannte Geberden, die schwer zu erklären sind. So z. B. verschiedene Zeichen des Hasses und der Verachtung, wie die Zunge herausstrecken; ferner den Daumen beissen; das Zeichen des Storchschnabels hinter jemands Rücken machen (ciconiam facere).« Hinsichtlich der verächtlichen Geberde des Daumenbeissens werfe ich die Frage auf, ob sie nicht aus einer andern entstanden, welche oft die Worte »auch nicht so viel« (d. i. gar nichts z. B. er hat mir auch nicht so viel gegeben) begleitet und darin besteht, dass der Daumen der rechten Hand von dem zwischen dem Nagel und Fleisch desselben eingesetzten Zahn der obern Zahnreihe nach vorn zu weggezogen wird, wobei sich auch ein leiser Schall hörbar macht; diese Geberde bedeutet vielleicht: »nicht den Werth eines Nagelabschnittsels«, was dann, obwohl in ein Beissen des Daumens abgeändert, doch immer noch bedeuten möchte: »Du bist kein Nagelabschnittsel werth«, vgl. das von Tyler S. 57 über Schnippchen Bemerkte. Was aber das Storchschnabelmachen betrifft, so könnte es wohl ursprünglich soviel bedeutet haben wie: »Du bist eben erst vom Storch gebracht worden; du bist noch ein einfältiger Bursche«, falls nämlich derselbe Kinderglaube auch anderwärts als in Deutschland herrschte oder noch herrscht. Bemerkenswertth ist auch die von Tyler angeführte Geberde der Neuseeländer, welche, wenn sie stillschweigend etwas bewilligen, Kopf und Kinn empor heben statt zu nicken; Tyler hat hierbei auf den geraden Gegensatz in der Bedeutung der entsprechenden altgriechischen und noch jetzt italienischen Geberde (vgl. Passow s. v. ἀνανεύω) hinzuweisen vergessen. — Dieser Abschnitt schliesst mit der Bemerkung, das bisher Gesagte genüge zu zeigen, dass Geberdensprache eine im allgemeinen den Menschen gemeinsame Ausdrucksweise ist; das Studium derselben sei nicht nur nützlich, in so fern es uns einen Einblick in die Werkstätten des menschlichen Geistes gewährt; sondern da sie durch Verschiedenheiten in der Rasse oder im Klima derjenigen die sie anwenden, durch die Form ihrer Schädel und ihrer Hautfarbe nicht specifisch afficirt erscheint, so spricht ihr Zeugniss, soweit es sich erstreckt, auch gegen die Annahme, dass unter den verschiedenen Menschenrassen, mindestens in den einfachern Processen des Geistes, specifische Unterschiede nachweisbar seien. — Das vierte Kapitel, Geberdensprache und Wortsprache, erörtert das Verhältniss beider zu einander, in welcher Beziehung das Studium der erstern von ganz besonderm Interesse sei. Wir besitzen in derselben eine Methode menschlicher Aeusserung, die unabhängig von der Rede ist und durch ein verschiedenes Medium Statt findet, wobei der Zusammenhang zwischen Idee und Zeichen

Digitized by Google

kaum jemals unterbrochen oder aus dem Auge verloren wird. Hinsichtlich des Ursprungs der Sprache bemerkt Tyler: »Wie viele geniale Männer haben seit Dante's Zeit die ganze Kraft ihres Geistes gegen das Problem aufgeboten und mit wie geringem Erfolg! Steinthals meisterhafte Uebersicht dieser Speculationen stimmt den Leser ganz melancholisch. Sie kann in der That als Beweis für Etwas dienen, was uns weit wichtiger ist als die Urgeschichte der Sprache, nämlich dass es so wenig nütze, ein guter Denker zu sein, wenn es an Thatsachen fehlt, über die sich denken lasse, als es nützen kann, ein guter Maurer zu sein, wenn keine Mauersteine zum Bauen da sind!« Was das Studium der ältern Gestalt einer Sprache betrifft, so scheint mir sehr treffend, wenn der Verfasser darauf hinweist, dass es im allgemeinen für die Welt keinen practischen Unterschied macht, wenn z. B. das engl. Wort rise (sich erheben) der nämlichen Wurzel angehört wie das altd. risan fallen, frz. arriser fallen lassen, welche der beiden Bedeutungen auch die ältere sein mag, und wenn er dann bald darauf hinzufügt, dass dergleichen Forschungen zwar sehr anziehend und lehrreich sind; kommt man aber zur exacten Beweisführung, so wird vielleicht die Bestimmtheit unserer Auffassung in der Bedeutung eines Wortes sich keineswegs immer durch eine in unserm Geiste sich regende dunkle Erinnerung steigern, dass das Wort oder dessen Familie ehemals etwas Anderes bedeutet habe; für solche Zwecke ist weniger eine Kenntniss der Etymologie erforderlich als vielmehr genaue Definition und die Anwendung einer Controlle der Wörter mittelst Vergegenwärtigung der Dinge und Handlungen, zu deren Bezeichnung sie dienen. Dies ist allerdings sehr wahr und jedenfalls geht man zu weit, wenn man annimmt, dass irgend eine gegenwärtig geredete Sprache nur von dem vollkommen verstanden werden könne, der auch die ältern und ältesten Wortformen und Bedeutungen derselben auf das Genaueste kenne. Die grössten Schriftsteller fast aller Literaturen beweisen, wie schon oft bemerkt, das gerade Gegentheil einer solchen Behauptung. — Weiterhin ist von einem neunzehnjährigen geborenen Taubstummen die Rede, welcher viele schreibbare Worte für Dinge erfunden hatte, manche waren drei, vier und sechs Sylben lang, und es scheint nicht leicht auch nur eins derselben für Lippennachahmung gelten zu lassen, ausgenommen etwa »heschbefa« für »Gott bewahre!«, worin »befa« eine Nachahmung von »bewahre« sein kann. Es bleiben sodann verschiedene articulirte Laute übrig, wie »Patten« Geld, »Tutten« Kind u. s. w., die als wirkliche Worte gebraucht worden zu sein scheinen, bezüglich deren es aber fast unmöglich sein möchte zu sagen, warum der stumme Knabe sie wählte, um die Bedeutung die er ihnen gab auszudrücken. In Bezug auf letztgenanntes Wort will ich bemerken, dass provinciell »Dutte« die Mutterbrust bezeichnet (vgl. τίτθη Zitze) und daher dem Begriff »Kind« sehr nahe steht; da ferner sich mit diesem der der Uner-

Digitized by Google

fahrenheit und Dummheit verbindet, so bedeutet »Dutten« auch die Dummen (stulti); s. Grimm, Mythol. 512 Anm. vgl. Tyler 83. — Fünftes Kapitel. Bilderschrift und Wortschrift. Hier wird durch zahlreiche Holzschnitte die Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer verdeutlicht und auch des viel besprochenen Livre des Sauvages des Abbé Domenech Erwähnung gethan, worüber Tyler bemerkt: »Der Abbé Domenech hat viele Jahre in Amerika zugebracht und war, ohne Zweifel wohlbekannt mit indianischen Bildern. Ueberdies ist die Aehnlichkeit, deren Vorhandensein zwischen den Bildern, die er unter Indianern gesehen und jenen im »Buch der Wilden« ihm auffiel, keineswegs eine eingebildete. Ein grosser Theil der Bilder könnte, wären sie auf Birkenrinde oder Hirschhäute gemalt, für indianische Arbeit gelten. Sein Misgriff bestand darin, dass seine Generalisation zu eng war, und dass er sein Argument auf eine Aehnlichkeit gründete, die ihre Ursache nur in der Gleichartigkeit der ersten Entwickelung des menschlichen Geistes hatte.« Weiterhin in diesem Kapitel geschieht auch der Fertigkeit Erwähnung, welche die Bewohner von Tahiti und Peru (vor der Eroberung der Spanier) so wie die nordamerikanischen Indianer und Eskimos im Landkartenmachen besassen oder noch besitzen. Die älteste Karte, von deren Existenz man weiss, ist die der äthiopischen Goldminen, die aus der Zeit Sethos I., des Vaters Rameses II. datirt, also lange genug vor der Zeit der ehernen Tafel des Aristagoras, auf welcher der Umfang der ganzen Erde, das ganze Meer und alle Flüsse eingeschrieben waren. Auch die Bilderschrift, so wie die phonetischen Charaktere der alten Mexikaner, so wie der Gebrauch der letztern noch lange nach der spanischen Eroberung, so wie die Schriftzüge der Aegypter, Chinesen, Semiten, so wie die neuern Schrifterfindungen der Tschirokesen und Westafrikaner werden hier mehr oder minder ausführlich besprochen. — Sechstes Kapitel. Bilder und Namen. Der Verf. versucht in demselben einen grossen Theil des mancherlei Glaubens und der Gebräuche, welche der allgemeine Name Zauberei in sich schliesset, auf ein sehr einfaches geistiges Gesetz zurückzuführen, welchem wir, die den vorgeschritteneren Rassen angehören, beinahe entwachsen sind, indem wir solchergestalt eine der bemerkenswerthesten Wandlungen erfahren haben, welche in der Geschichte der Menschheit zu entdecken sind. Wenige gebildete Europäer bringen sich jemals den Umstand völlig zum Bewusstsein, dass sie einst in einem Geisteszustande gelebt haben, aus welchem Rassen auf einer niedrigern Culturstufe nie völlig herauskommen; doch ist dies sicher der Fall und das mit seiner Puppe spielende Kind liefert den Schlüssel zu mehrern der Geistesphänomene, welche die höher cultivirten Rassen der Menschheit von denen auf einer niedrigern Stufe unterscheiden. Wenn ein Kind mit einer Puppe oder einem Spielzeug spielt, soll dieses im Geiste des Kindes gewöhnlich irgend einen imaginären Gegenstand vorstellen, dem es mehr oder

Digitized by Google

weniger gleicht. Der hauptsächlichste Nutzen der Bilder für Rassen auf niedrigen Culturstufen ist aber derjenige, worauf ihr Name, welcher »das Sichtbare« heisst, εἴδωλον, Idol, in neuern Sprachen meist beschränkt worden ist. Für den Wilden entspricht das Idol in einem gewissen Gebiet des Denkens demselben Zweck, wie sein Analogon, die Puppe für das Kind. Es befähigt ihn den vagen Vorstellungen von höhern Wesen, die sein Geist ohne materielle Hilfe kaum zu fassen vermag, eine bestimmte Existenz und Persönlichkeit zu geben. Wie diese Vorstellungen in den Geist selbst der rohesten Wilden kommen, ist eine andere Frage; zunächst genügt es zu wissen, dass sie, so weit wir genaue Kunde haben, überall mindestens in einem rudimentären Zustande vorhanden zu sein scheinen. Andererseits aber scheint nicht, dass Idole die religiösen Begriffe bis zu den untersten Schichten des Menschengeschlechts hinab begleiten, sondern dass sie vielmehr einer Periode des Uebergangs und Fortschrittes angehören. Mindestens scheint dies die einzige vernünftige Erklärung der Thatsache, dass wir z. B. in Amerika unter den niedrigsten Rassen, den Feuerländern und den Indianern der südlichen Wälder, wenig oder nichts von Idolen hören. Die Rohheit und Formlosigkeit mancher der Blöcke und Steine, die unter vielen Stämmen, und zwar nicht immer den niedrigsten, als Idole dienen, ist übrigens nicht selten überraschend. Nur Eine Gränze scheint der Formlosigkeit eines Idols gesetzt zu sein, welches die menschliche Gestalt noch vertreten soll, und dies ist die nämliche Grenze die ein Kind unbewusst beobachten würde: Länge, Breite und Stärke des Bildes dürfen nicht allzusehr von den Proportionen des menschlichen Körpers abweichen. Wir alle haben mehr oder weniger die Gabe, Menschen- und Thiergestalten in leblosen Gegenständen zu sehen, deren Umrisse bisweilen wirklich eine bedeutende Aehnlichkeit mit demjenigen zeigen, an was sie uns gemahnen, die aber in manchen Fällen den Dingen, zu welchen die Einbildungskraft sie gestaltet, nur ungefähr in den Verhältnissen ihrer längern und kürzern Durchmesser gleichen. Mythen, die an solche eingebildete Aehnlichkeiten angeknüpft werden oder aus ihnen erwachsen sind, kann man aus allen Theilen der Welt und unter allen, hoch oder tief auf der Stufenleiter der Cultur stehenden Rassen sammeln. Tyler verweist hierbei auf die überall sich findenden Sagen von versteinerten Menschen, wie z. B. der Niobe, der versteinerten Ringeltänze u. s. w. und bemerkt, dass sich vielleicht in puritanischen Zeiten die Geschichte ausgebildet, ein solcher Ring sei eine Schaar Mädchen gewesen, die in Stein verwandelt wurden, weil sie an einem Sonntage tanzten. Diese Sage ist jedoch schon älter als die genannte Zeit; siehe Wilhelm von Malmesburg 2, 174 p. 285; vgl. auch Oesterley zu Pauli Schimpf und Ernst Nr. 388 „Die in Saxen tanzten ein jar“ und dazu meine Nachträge oben Jahrgang 1867 S. 71. — Besonders ist es ein gewisser Process des mensch-

Digitized by Google

lichen Geistes, welcher unter Menschen mit einer niedrigen Bildungsstufe durch den Gebrauch von Bildern zu grobem Aberglauben und Trug führt. Niemand wird zwar leugnen, dass ein augenscheinlicher Zusammenhang zwischen einem Gegenstande und einer Figur oder einem Bilde desselben sei; aber wir civilisirten Menschen wissen wohl, dass dieser Zusammenhang nur subjektiv d. h. nur im Geiste des Beobachters ist, während kein objektiver Zusammenhang zwischen ihnen Statt findet, wie z. B. zwischen dem Eimer im Brunnen und der Hand die ihn emporzieht. Dagegen glaubt der Mensch auf niederer Culturstufe gemeiniglich, dass zwischen dem Gegenstande und dem Bilde desselben ein wirklicher Zusammenhang besteht, nicht bloss ein subjektiver, und dass es demgemäss auch möglich sei, dem Original einen Eindruck durch die Copie mitzutheilen. Wir können diesen irrigen Glauben bis zu Perioden hoher Civilisation verfolgen, obwohl die Spuren schwächer werden, je nachdem die Bildung fortschreitet und nicht nur ist diese Verwechslung subjektiver und objektiver Verbindung die erste Ursache der meisten Täuschungen des Götzendienstes, sondern es lässt sich auch anscheinend ein so dunkler Gegenstand wie Magie und Zauberei grossentheils in helles Licht setzen, wenn man sie als aus jenem Geistesprocess hervorgegangen betrachtet. Solchergestalt finden wir unter den Indianern Nordamerikas eine der gewöhnlichsten Zauberkünste, die auch in Europa im Alterthum und Mittelalter geübt wurde. Die Kunst ein Bild zu machen und es wegzuschmelzen, auszutrocknen, darnach zu schiessen, Nadeln oder Dornen hineinzustechen, damit ein ähnliches Uebel der Person zustossen soll, die es vorstellt, ist zu wohl bekannt, um einer ausführlichen Beschreibung zu bedürfen und wird übrigens in verschiedenen Ländern noch in Anwendung gebracht. So sollen die peruanischen Zauberer Lumpenpuppen verfertigen, Caçtusdornen hineinstecken und sie in geheimen Löchern in Häusern oder in der Wolle der Betten und Kissen verbergen, um Leute dadurch zu verkrüppeln oder auch krank oder wahnsinnig zu machen. In Borneo existirt noch der bekannte europäische Brauch, eine Wachsfigur des zu behexenden Feindes anzufertigen, dessen Leib hinschwindet in dem Masse wie das Bild allmählig geschmolzen wird, wie man von Margery Jordane's wächsernem Bilde Heinrich's VI. erzählt. Die Hindu-Künste dieser Art beschreibt der Abbé Dubois wie folgt: »Die Hindus kneten Erde, von den vier und sechzig unsaubersten Orten genommen, mit Haar, Haarabschnitzeln, Lederstückchen u. s. w. und daraus machen sie kleine Figuren, auf deren Brust sie den Namen des Feindes schreiben; über diesen sprechen sie magische Worte und Mantrams und weihen sie durch Opfer. Kaum ist dies gethan, als die Grahas oder Planeten die gehasste Person ergreifen und ihr tausenderlei Uebel zufügen. Bisweilen bohren sie diese Figuren mit einer Ahle mittendurch oder verstümmeln sie auf mannigfache Weise in der Absicht, den Gegen-

Digitized by Google

stand ihrer Rache in Wirklichkeit zu tödten oder zu verstümmeln.« Dies dient zur Ergänzung dessen, was ich Heidelb. Jahrb. 1868, S. 86 (zu Henderson p. 193 ff.) angeführt. Ferner führt Tyler an, dass die birmanischen Karens das Bild einer Person aus der Erde der Fusstapfen derselben formen und es über und über mit Baumwollsamen bestecken, um die vorgestellte Person auf diese Weise stumm zu machen. Hier haben wir die Fertigung der Figur verbunden mit dem in Deutschland als Erdschnitt bekannten Brauche; s. Grimm Myth. 1047. Von der alten Theorie der Heilkunde sprechend, die unter dem Namen Signaturenlehre bekannt ist, erwähnt Tyler, dass auf Grund einer ähnlichen Ideenassociation die Kraftwurzel, die in China noch häufig gebraucht wird, auch von den Indianern Nordamerikas angewendet wurde und in beiden Ländern deducirte man ihre Kräfte von der Gestalt der Wurzel, die dem menschlichen Körper gleichen soll. Ihr irokesischer Name abesoutchenza bedeutet »ein Kind«, während sie in China den Namen dschinseng führt, d. h. »Menschenebenbild.« Irgend einem Linguisten könnte hierbei die Lautähnlichkeit zwischen dem chinesischen dschinseng und dem letzten Theil des irokesischen Wortes nämlich tschenza auffallen und er durch den ersten Theil desselben, abesou, an die persische Benennung der Alraunwurzel, nämlich abrusanam d. i. Götzengesicht, erinnert werden. — Bis hierher handelt das in Rede stehende Kapitel besonders von der Verbindung, welche im Geiste der niedern Klassen zwischem dem Gegenstand und seiner Abbildung besteht; der übrige Theil desselben bezieht sich auf die gleiche Verbindung zwischen Gegenstand und Wort. Da nämlich die Menschen das Wort und den Begriff ziemlich in der nämlichen Weise verwechseln, wie das Bild mit dem was es vorstellt, so entsteht eine Reihe Gebräuche und abergläubische Meinungen in Bezug auf Namen, die den auf Bilder bezüglichen sehr ähnlich sind. Man glaubt z. B., dass die Aeusserung eines Wortes, die in einer Entfernung von zehn Meilen erfolgt, eine direkte Wirkung auf den Gegenstand hat, den das Wort bezeichnet. Deswegen auch wurde z. B. der eigentliche Name Roms oder seiner Schutzgottheit geheim gehalten. Spuren dieses Volksglaubens finden sich, wie ich bemerken will, auch im Norden s. Fafnismál den prosaischen Einschub zwischen Nr. 1 u. 2; ferner Svend Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser II, 339 f. zu Nr. 82 »Ribold og Guldborg.« Die Macht der Association erstreckt sich aber noch viel weiter und bemächtigt sich nicht nur des gesprochenen Wortes, sondern auch seines geschriebenen Stellvertreters; so schreiben die Hinduzauberer den Namen ihres Opfers auf die Brust des Bildes, das sie von ihm machen. Diese Verwechslung des objektivem mit subjektivem Zusammenhang, die sich im Princip so gleichmässig, obwohl so verschieden in einzelnen Fällen in dem mannichfachen Verfahren mit Bildern und Namen zeigt, um durch sie auf ihre Originale oder ihre Besitzer zu wirken, kann dazu

Digitized by Google

dienen, um einen Zweig nach dem andern vor den Künsten des Zauberers und Wahrsagers zu erklären, bis es beinahe scheint, als näherten wir uns dem Ende seiner Liste und könnten Gebräuche, die nicht auf jenem geistigen Processe beruhen, als Ausnahmen von einer allgemeinen Regel bezeichnen. Wird eine Haarlocke als ein Andenken abgeschnitten, so ist blos der subjective Zusammenhang zwischen ihr und ihrem frühern Besitzer nicht aufgehoben. Das ist es aber eben was der Wilde noch nicht weiss. Er fühlt, dass das subjective Band in seinem eigenen Geiste noch unzerrissen ist und er glaubt das objective Band, welches sein Geist von jenem nie loszutrennen versteht, sei auch unzerrissen. Daher verschafft sich in den verschiedensten Ländern der Welt der Zauberer Abschnittsel vom Haar oder von den Nägeln seines Feindes oder Reste seiner Speise und sucht darauf zu wirken, damit ihr früherer Besitzer krank werden und sterben möge. Deshalb liessen Häuptlinge der Südseeinseln sich stets von Dienern mit Spucknäpfen begleiten, um den Speichel an einem geheimen Orte vergraben zu können, wo ihn kein Zauberer zu finden vermochte, und deshalb hatten selbst Brüder und Schwestern ihre Nahrungsmittel in besondern Körben. In der That, eine jede Ideenassociation in eines Menschen Geiste, die entfernteste Aehnlichkeit in Form oder Stellung, selbst ein blosses Zusammentreffen in der Zeit reicht hin den Zauberer in Stand zu setzen, von Association in seinem eigenen Geiste auf Association in der materiellen Welt überzugehen. Wenn ferner im brittischen Guiana junge Kinder verlobt werden, pflanzen die respectiven Contrahenten zur Bestätigung des Contractes Bäume, und wofern einer derselben eingeht, so wird das Kind, dem er gehört, sicherlich sterben. Einer wenig abweichenden Idee begegnet man nördlich von der Landenge in der central-amerikanischen Erzählung, wo die beiden Brüder, als sie ihre gefährliche Reise nach dem Lande Xibalba antreten, in welchem ihr Vater umgekommen war, jeder ein Rohr in die Mitte des Hauses ihrer Grossmutter pflanzen, damit sie an deren Blühen oder Welken erkennen möge, ob sie lebend oder todt sind. So lassen sich auch Geschichten aus der alten Welt anführen: Als Dewasmita sich nicht von Guhasena trennen wollte, der im Begriff war, mit seinen Waaren nach dem Lande Kathay (China) zu gehen, erschien ihnen Siva im Traume und gab jedem einen rothen Lotus, der welken würde, wenn das Andere treulos wäre (Somadeva übers. von Brockhaus 1, 139), und als im deutschen Märchen (Grimm 3³, 327f.) die beiden Töchter der Königin Wilowitte in Blumen verwandelt waren, erhielten die beiden Prinzen, ihre Liebhaber, jeder ein Reischen von der Blume seiner Geliebten, welches frisch bleiben sollte, so lange sie ihre Treue wahrten. Der hier besprochene Volksglaube ist übrigens in der alten Welt sehr weit verbreitet, s. z. B. meine Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1861. S. 572. 575 (zu Passow Nr. 153. 414). Heidelb. Jahrb. 1866 S. 868f. (zu dem ersten Mährchen des

Digitized by Google

Siddhi-kür). — Weiterhin verweist Tyler auf einige merkwürdige Regeln, die der römische Flamen Dialis zu beobachten hatte und die an den Aberglauben der Wilden gemahnen. Es war ihm nicht nur verboten einen Hund, eine Ziege, rohes Fleisch, Bohnen und Epheu zu berühren, sondern er durfte sie auch nicht einmal nennen, er durfte in seine Kleider keinen Knoten knüpfen, und die Abschnitzel seiner Nägel und seines Haars wurden gesammelt und unter einem glücklichen Baum vergraben. Der blosse Gang der Zeit bewirkt so wenig Unterschied in dergleichen Dingen, dass ein moderner Missionär bei einem wilden Stamm sie besser verstehen lernen kann, als die Römer, die sie vor zweitausend Jahren ausübten. Was die Abschnitzel von Haar und Nägeln betrifft, so haben wir bereits oben davon gesprochen; dieser Aberglaube lebt, wie Tyler anführt, auch heutigestages noch in Italien, wo man nicht gern eine Locke seines Haares den Händen eines Andern anvertraut, um nicht behext oder gegen seinen Willen verliebt gemacht zu werden. Hinsichtlich des Kleiderknotens muss man damit den Umstand vergleichen, dass die Lappländer bei gewissen Gelegenheiten keine Knoten in die Kleider knüpfen mögen, was sich alles leicht erklärt, wenn man sich erinnert, dass die Bewohner von Otaheite ihre Schmerzen Dämonen zuschreiben, die in ihnen sind und ihre Eingeweide in Knoten binden. — Ferner bemerkt Tyler, dass der nämliche geistige Zustand, der einen so reichen Antheil an der Entwickelung der Hexerei gehabt, sich auch in einer sehr merkwürdigen Classe von Regeln in Bezug auf gesprochene Worte bekundet hat, welche die Nennung des Namens gewisser Leute, ja bisweilen auch gewisser Thiere und Sachen verbieten. Ein Mann spricht seinen eigenen Namen nicht aus; Gatte und Gattin sprechen wechselseitig ihre Namen nicht aus; Schwiegersohn und Schwiegertochter erwähnen die Namen der Schwiegereltern nicht und umgekehrt u. s. w. Diese verschiedenen Verbote finden sich nicht alle stets beisammen, aber ein Stamm kann mehrere derselben beobachten; die von Tyler gegebenen Beispiele genügen, einen Begriff von dem Umfange und der Mannigfaltigkeit dieser Classe abergläubischer Gebräuche zu geben. Einige dieser Namensverbote haben ein seltsames Phänomen in den betreffenden Sprachen verursacht. Wenn der verbotene Name ein übliches Wort ist, oder oft auch wenn er einem solchen Worte nur ähnlich klingt, so muss das Wort aufgegeben und ein neues an dessen Stelle erfunden werden. Von mehren Sprachen weiss man, dass sie durch dieses Verfahren besonders afficirt worden sind, und es ist zu bemerken, dass in ihnen die Ursachen des Verbotes verschieden waren. Auf den Südseeinseln sind Worte für Tabu erklärt worden wegen ihrer Verwandtschaft mit Häuptlingsnamen; in Australien, Van-Diemensland und unter den Abiponen Südamerikas wegen ihrer Verwandtschaft mit den Namen der Todten, während in Südafrika das Meiden der Namen gewisser Verwandten durch Ver-

Digitized by Google

heirathung eine einigermassen ähnliche Folge gehabt hat. — Siebentes Kapitel. Wachsthum und Verfall der Kultur. Wenn in neueren Zeiten irgend ein wichtiger Schritt auf der Bahn des Fortschritts geschehen ist, so hat es gewöhnlich auch wohlunterrichtete gleichzeitige Schriftsteller gegeben, die sich glücklich schätzten, vor das Publikum mit Nachrichten treten zu können, welche die Welt gern hörte. Wenden wir uns aber zu den niedrigern Stufen traditioneller Geschichte, so zeigt sich ein ganz anderer Stand der Dinge. Wir finden dann wenig zuverlässige Angaben, und dies wenige unter einer dichten Hülle von Sage und Mythologie oder selbst Etymologie verborgen, so von Sol, dem Sohne des Oceanus, der das glänzende und sonnengleiche Gold zu graben und zu schmelzen erfand, und den Kaufleuten, welche die Kunst der Glasbereitung entdeckten, durch die ganze Welt hin bis zu Kahukura, welcher der Feen Fischnetz erlangte, wonach die Neuseeländer das Netzstricken lernten, und dem Chinesenpaar Hoei und Ymeu, von denen der eine den Bogen, der andere den Pfeil erfand. Indem nun Tyler den Schlüssel, welchen neuere Gelehrten zur Lösung der indoeuropäischen Mythologie gebraucht haben, auf die Masse von Traditionen des grossen Aufklärers und Civilisators von Mexico, Quetzalcohuatl, in Anwendung bringt, versucht er das wirkliche Wesen dieser mythischen Person dadurch klar zu machen, dass er in ihr die Sonne erblickt und selbst sein Volk, die Tolteken, solarische Eigenschaften gewinnen lässt. Die ganze von Tyler gegebene Darlegung ist jedenfalls sinnreich und anziehend; ob sie auch das Richtige trifft, bleibt freilich zur Zeit noch dahingestellt. Was die Sagenforschung anlangt, so bemerkt Tyler weiterhin sehr wahr, dass der historische Werth uralter Traditionen nicht ausschliesslich in den Fragmenten wirklicher Geschichte liegt, die sie vielleicht aufbewahren. Selbst die Mythen, welche sie spätern Zeiten überliefern, können in der Hand des Ethnologen zu wichtigen indirecten Zeugnissen werden. Und alte Nachrichten, die mittelst des Gedächtnisses von Generation auf Generation vererbt sind, geben uns oft, besonders wenn eine poetische Form sie in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten hilft, wo nicht eine richtige Darstellung wirklicher Ereignisse, zum wenigsten ein Bild des Culturzustandes, worin die Angaben selbst ihren Ursprung hatten. Dieser Umstand wird, wie mir scheint, oft von denen nicht hinlänglich in Anschlag gebracht, die alle Sagenforschung als nutzlos und für die eigentlich historische Forschung unerspriesslich verwerfen, so wie andererseits diejenigen, welche wahre Geschichte auch da erblicken wollen, wo sie nicht wirklich vorhanden ist, mit Aufgabe dieser zuweit gehenden Ansicht darum noch nicht alles aufgeben; statt der stricten Geschichte wird durch jene Forschungen die Culturgeschichte bereichert. — Im weitern Verlauf dieses Kapitels spricht der Verf. die bemerkenswerthe Meinung aus »man habe Grund zu glauben, dass das westliche Element in chinesischer Kunst weit bedeutender ist,

Digitized by Google

als man gemeiniglich annimmt; die Theemaschine aber ist ein so eigenthümlicher Apparat und so auffallend gleichartig im alten Italien und in China, dass man die beiden nicht wohl für Ergebnisse verschiedener Erfindung halten kann. Ist auch der Beweis unvollkommen, immerhin ist wenigstens einiger Grund für die Ansicht vorhanden, dass die Heisswassermaschine (authepsa αὐθέψης, russ. samovar beides »Selbstkocher« bedeutend) sehr frühzeitig in Europa entstand und ostwärts bis China wanderte. Mir fällt hierbei ein, dass noch eine andere Kochmaschine der alten Griechen bekannt war, der πανθέψης (Allkocher) und dass eine wiederum auch in China allgemein gebrauchte Kochmaschine einen dergleichen Namen durch ihre sinnreiche Einrichtung vollkommen zu verdienen scheint; ob nun letztere gleichfalls von dem πανθέψης herstammen mag oder umgekehrt? — Ausführlich spricht der Verf. unter anderm in diesem Kapitel auch über den Bumerang, die bekannte eigenthümliche Waffe der Australier, und die ähnlichen bei andern Völkern sich findenden Wurfgeschosse. Hierbei will ich auch auf ein nicht minder eigenthümliches von den Tomoyos in Brasilien ehedem und vielleicht jetzt noch gebrauchtes Divinationsverfahren tangapema genannt, hinweisen, welches man beim Beginn der Kriege um den Ausgang derselben zu erfahren, in Anwendung brachte; es hat mich stets an den Bumerang erinnert. Der Priester (payé) steckte nämlich drei Spannen weit von einander entfernt zwei gabelförmige Hölzer einander gegenüber in die Erde und befestigte daran mit einer Liane eine mit Federn verzierte Keule (tangapema). Hierauf bliesen einige Männer auf der cangoeira (einer aus dem Schenkelknochen eines Todten gefertigten Flöte), worauf alle gegenwärtigen Krieger mit dem payé mit stets wachsender Schnelligkeit so lange um das tangapema tanzten, bis sie erschöpft niederfielen, bloss der payé setzte den Tanz unter wilden Sprüngen und Absingung von Zauberliedern mit starr auf das tangapema gerichteten Augen immer noch fort. Nachdem er auf diese Weise den macachera (einen auf den Wegen hausenden Geist, espirito dos caminhos) dreimal beschworen und zum Gehorchen aufgefordert, blies er dreimal gegen das tangapema; die Keule fing an zu zittern, die Bande, welche sie an die gabelförmigen Spitzen angeschnürt hielten, lösten sich auf ohne dass irgend jemand sie anrührte, und sie erhob sich alsdann von selbst, sich spiralförmig drehend, in die Luft, wo sie den Augen entschwand. Bald jedoch kam sie zurück, und fiel sie dann wieder zwischen die Gabelstützen, so deutete dies auf den Sieg; im andern Fall, und wenn sie mit Blut benetzt war, auf Niederlage. Don Domingos José des Magalhaes, der in seinem Gedichte A Confederaçao dos Tomoyos Rio Janeiro 1857 diese Divinationsart des genannten Volkes schildert, macht in einer Note die ironische Bemerkung, dass diejenigen, welche heutzutage sich mit Tischdrehen und Geistererscheinungen befassen, wohl auch jenes Orakel erklären

Digitized by Google

könnten. Bei dieser Erwähnung des Tischorakels darf ich wohl die Frage aufwerfen, ob bereits auf folgende Stelle in Tertullian's Apologeticus c. 23 in. hingewiesen worden: »Porro si et magi phantasmata edunt et jam defunctorum infamant animas, si pueros in eloqnium oraculi elidunt, si multa miracula circulatoriis praestigiis ludunt, si et somnia immittunt habentes semel invitatorum angelorum et daemonum assistentem sibi potestatem, per quos et caprae et mensae divinare consueverunt: quanto magis ecc.« — Zu Tyler zurückkehrend führe ich aus dem vom Fortschritt der Cultur auch unter den Wilden handelnden Abschnitt noch einige Beispiele an, mehr ihrer Eigenthümlichkeit als ihrer Wichtigkeit wegen. Die Australier beobachten ein sinnreiches Verfahren bei der Bienenjagd, dem Tyler sonst nirgends begegnet ist. Der Jäger fängt eine Biene und klebt ein bischen Flaumfeder dran, so dass sie nur langsam fliegen kann; dies setzt ihn in den Stand, ihr leicht bis zu ihrem Stocke zu folgen und den Honig zu erlangen. Die nordamerikanischen Bienenjäger scheinen diesen Kunstgriff nicht zu kennen. Ferner existirt die merkwürdige Kunst, die Farbe der Federn eines lebendigen indianischen Raben aus Blau oder Grün in ein glänzendes Orange oder Gelb zu verwandeln, indem man sie rupft und eine Flüssigkeit (man sagt, die milchige Absonderung eines kleinen Frosches) in die Haut reibt, worauf die neuen Federn mit veränderter Farbe wachsen. Dies geschieht in Südamerika, aber, wie Tyler glaubt, nicht anderwärts, und man darf wohl annehmen, dass es dort erfunden worden. — Aus dem letzten Theil dieses Kapitels über den Verfall der Cultur hebe ich ein besonders bemerkenswerthes Factum aus. Innerhalb weniger Jahre nämlich unterwarf ein Volk, die Spanier, zwei Nationen, die Mauren und die Peruaner, welche geschickte Irrigatoren waren und grosse Werke gebaut hatten, um Wasser zur Befruchtung des Landes aus der Ferne herbeizubringen. Diese Werke liess man grösstentheils in Verfall gerathen und in Peru wie in Andalusien wurden grosse Strecken Landes, die fruchtbare Gärten gewesen waren, wieder zu dürren Wüsten; während in Mexico die Ruinen des grossen Aquaeducts von Tetzcotzinco die nämliche Geschichte erzählen. Hier ebenso wie hinsichtlich der Bewässerung des brittischen Indiens unter englischer Herrschaft verfielen die Resultate höherer Cultur bei der bezwungenen Rasse gegenüber einer niedrigern der Eroberer, aber die Folge ist noch merkwürdiger. Die Spanier in Amerika wurden selber grosse Erbauer von Wasserleitungen und ihre derartigen Werke in Mexico sind sehr ausgedehnt und von grossem Nutzen für die trockenen Gegenden, wo sie angelegt worden sind. Als aber ein Theil des unter spanischer Herrschaft gewesenen Gebiets an die Vereinigten Staaten fiel, geschah Seitens der neuen Ansiedler gegen die spanischen Bewässerungswerke das Nämliche, was die Spanier gegen die Werke der Mauren und Peruaner gethan hatten; sie liessen sie verfallen. So wiederholt sich die Geschichte.

Digitized by Google

Hier handelt es sich von civilisirten Völkern; indess wirklicher Verfall findet auch oft Statt, wenn eine niedere Rasse ihre verhältnissmässig einfachen Künste und Kenntnisse verliert, ohne dass diese durch etwas Höheres ersetzt werden, kurz wenn eine solche Rasse reinen Verfall in Cultur erleidet. Die Auskunft indess, inwiefern dies geschehen kann, ist sehr schwer zu erlangen; doch führt Tyler einige frappante Beispiele an. Im Ganzen aber lässt sich nicht läugnen, dass von Zeitalter zu Zeitalter ein Wachsthum der Macht des Menschen über die Natur Statt gefunden habe, welches keine degradirenden Einflüsse dauernd aufzuhalten vermocht haben. — Achtes Kapitel. Das Steinzeitalter in der Vergangenheit und Gegenwart. Hier sucht der Verf. darzuthun, dass sich der Uebergang von steinernen zu metallenen Geräthschaften beinahe in jedem Gebiete des bewohnbaren Erdballs nachweisen lasse. Ich kann jedoch nicht umhin bei dieser Gelegenheit Hassler's Aufsatz über die Pfahlbauten in der deutschen Vierteljahresschrift 1865 S. 55 ff. anzuführen, wo die Unterscheidung zwischen Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter für durchaus unbegründet erklärt und durchgehechelt wird. Aus diesem Abschnitt erwähne ich Tyler's Ansicht, wonach geologische Zeugnisse, obwohl sie den Verlauf ungeheurer Zeiträume nachzuweisen vermögen, doch Raum gestatten, diese Zeiträume mit bestimmten chronologischen Ausdrücken zu bezeichnen; gleichwohl beruht die vermeintliche genaue Bestimmung der Zeit, zu welcher die Verfertiger der Driftgeräthschaften in Frankreich und England lebten, nur auf geologischem Zeugniss, und Prestwich spricht sich folgendermassen aus: »dass wir unsere gegenwärtige Chronologie hinsichtlich der ersten Existenz des Menschen bedeutend ausdehnen müssen, stellt sich als unvermeidlich dar; jedoch nach Hunderttausenden von Jahren zu rechnen, ist meiner Ueberzeugung nach, bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung unsicher und vorschnell.« — Neuntes Kapitel. Feuer, Kochen und Geschirre. Hier wird gezeigt, dass ein Fortschreiten von rohern zu vollkommenern Arten Feuer zu machen und Speisen zu kochen in verschiedenen Ländern zu erkennen ist. In Bezug auf Garcilaso de la Vega's Bericht über die peruanischen Sonnenjungfrauen und einige mit ihrem Dienste zusammenhängende Gebräuche (vgl. J. G. Müller, Geschichte der amerik. Urreligionen S. 368. 388) bemerkt Tyler, dass wenn Umständlichkeit, was Einzelheiten anlangt, genügte um eine Geschichte glaubwürdig zu machen, so würde man die des Garcilaso gelten lassen müssen und könnte sogar Betrachtungen anstellen über die wunderbare Uebereinstimmung in der Weise, wie das heilige Feuer in Rom und Peru angezündet wurde.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tyler: Ueber die Urgeschichte der Menschheit.

(Schluss.)

Aber die Uebereinstimmungen zwischen Garcilaso's Sonnenjungfrauen und Plutarch's vestalischen Jungfrauen erstrecken sich noch weiter. Man muthet uns nicht blos zu zu glauben, dass es Sonnenjungfrauen gab, dass sie ein heiliges Feuer bewahrten, dessen Erlöschen ein übles Omen war und dass dieses Feuer durch die in einem Hohlspiegel concentrirten Sonnenstrahlen entzündet wurde, man erzählt uns auch, dass in Cuzco wie in Rom die unkeusch erfundene Jungfrau die besondere Strafe traf, lebendig begraben zu werden. Das ist wirklich zu viel. Was auch die wahre thatsächliche Grundlage der Berichte über die Sonnenjungfrauen und das Raymifest sein möge, so dünkt es Tyler doch sehr wahrscheinlich, dass die angeführten Nebenumstände theilweise oder ganz keineswegs Geschichte, sondern die Ausführung einer Idee sind, wovon Garcilaso selber den Grundton angibt, indem er von diesem nämlichen Raymifeste sagt, dass es von den Incas gefeiert wurde »in der Stadt Cuzco, die ein zweites Rom war.« Wer mit den alten Chronisten des spanischen Amerika vertraut ist, weiss wie die ganze Rasse von einer Art Leidenschaft besessen war, die Geschichten der alten Welt in neuer Gestalt mit einer Wohnstätte und einem Namen in Amerika zu Tage zu fördern. Gegen die abstrakte Möglichkeit der Geschichte Garcilaso's vom Entzünden des heiligen Feuers mit Hohlspiegeln lässt sich freilich ebensowenig sagen wie gegen Plutarch's Erzählung. Aber bei Festus findet sich ein anderer Bericht über das Wiederanzünden des erloschenen Feuers im Vestatempel, zu dessen Gunsten jede Analogie spricht, was das Verfahren bei Anzündung von heiligem Feuer unter unserer indoeuropäischen Rasse sowohl in Asien wie in Europa anlangt. — Hinsichtlich des sogenannten Notfeuers bemerkt Tyler, es scheine dass die morgenländische und abendländische Kirche in ihrer Behandlung des alten Ritus weit von einander abweichen. Die abendländische Geistlichkeit missbilligte das Notfeuer und unterdrückte es so weit sie dies vermochte; in Russland aber war es nicht nur erlaubt, sondern wurde auch (und wird wahrscheinlich noch) unter kirchlicher Sanction veranstaltet, indem der Priester die Hauptperson bei der Ceremonie war. Dieser interessante Umstand scheint Grimm und andern Forschern nicht bekannt gewesen zu sein, und er ist um so merkwürdiger, als er auch zeigt, dass das uralte

Digitized by Google

Feuermachen durch Friction noch im letzten Jahrhundert in Russland sowohl für practische wie für ceremonielle Zwecke angewendet wurde. Die nähere Beschreibung lese man bei Tyler S. 330 f. — Zehntes Kapitel. Einige merkwürdige Gebräuche. Diese sollen zum Beweise des Satzes dienen, dass der Ethnolog aus Beobachtung vieler Fälle einen allgemeinen Begriff dessen, was der Mensch thut und nicht thut, abgeleitet haben muss, bevor er von irgend einem besondern Gebrauche, den er an zwei verschiedenen Orten findet, sagen kann, ob es wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sei, dass ihn ein gleichzeitiger Stand der Dinge mehr als einmal erzeugt haben könne, — ob die Unwahrscheinlichkeit, dass ein solcher Gebrauch an den zwei, drei oder zwanzig Orten wo er sich findet, selbständig entstanden sein sollte, an die Unmöglichkeit zwänge. Im ersten Falle hat derselbe als ein auf die Urgeschichte der Menschheit bezügliches Beweismittel für ihn wenig oder gar keinen Werth, im letztern Falle aber kann er als ein mehr oder minder starkes Beweismittel dienen, dass die Völker, die ihn besitzen, stammverwandt, oder dass sie in Contact gewesen, oder dass sie indirect eines vom andern oder beide von einer gemeinschaftlichen Quelle beeinflusst worden sind, oder auch, dass eine Combination dieser Umstände Statt gefunden, mit einem Wort, dass es einen historischen Zusammenhang zwischen ihnen gegeben hat. Es sind ausser einigen vereinzelten Fällen, besonders vier Gruppen, die Tyler hervorhebt und bespricht. Erstens die Vorstellung, dass Krankheit gemeiniglich durch Stückchen Holz, Stein, Haar oder andere fremde Substanzen verursacht werde, die in das Innere des Körpers des Patienten gekommen sind. Die Krankheit muss daher geheilt werden, indem der Medicinmann die schädlichen Dinge herauszieht und zwar gewöhnlich indem er den afficirten Theil saugt, bis sie herauskommen. Dieser Aberglaube findet sich in Südafrica, Nord- und Südamerica, in Borneo und Australien; ein ähnlicher auch in Irland. Zweitens Eheverbote unter Verwandten. Sie finden sich fast überall; aber oft mit den seltsamsten Bestimmungen. Drittens Beschränkungen im Verkehr zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern; gleichfalls in verschiedenen Gegenden aller fünf Welttheile vorhanden; endlich viertens die Couvade (das Brüten), wonach der Ehemann vor oder nach oder vor und nach der Entbindung seiner Frau gewisse Gebräuche zu beobachten hat; ebenso weit verbreitet, und auch jetzt noch in Europa unter den Basken und in Bearn zu finden, an welchem letztern Orte es faire la couvade genannt wird. Hier soll nur folgendes Beispiel über die Couvade der Karaiben in Westindien angeführt werden. Wenn ein Kind geboren ist, geht die Mutter sogleich an ihr Geschäft, der Vater aber beginnt sich zu beklagen, legt sich in seine Hängematte, wird da besucht, wie wenn er krank wäre und unterzieht sich der strengsten Diät. Wie sie so sehr fasten können ohne daran zu sterben, muss in Er-

Digitized by Google

staunen setzen; denn bisweilen bringen sie die fünf ersten Tage zu, ohne irgend etwas zu essen oder zu trinken; dann trinken sie bis zum zehnten oüycou, was ungefähr so viel Nahrungsstoff enthält wie Bier. Nach diesen zehn Tagen fangen sie an blos Cassava zu essen, wobei sie oüycou trinken und sich einen ganzen Monat hindurch alles Andern enthalten. Während dieser Zeit essen sie indess nur das Innere der Cassava, so dass der Ueberrest dem Rande eines Hutes gleicht, wenn die Form herausgenommen ist, und diese sämmtlichen Cassavaränder bewahren sie auf für das Fest nach Ablauf von vierzig Tagen, indem sie sie im Hause an einem Stricke aufhängen. Wenn die vierzig Tage vorüber sind, laden sie ihre Verwandten und besten Freunde ein, die nach ihrer Ankunft, bevor sie sich zum Essen setzen, die Haut dieses armen Wichtes mit Agoutizähnen hacken und aus allen Theilen seines Körpers, Blut ziehen, so dass sie aus einem eingebildeten Kranken bisweilen einen wirklichen machen. Dies ist indess so zu sagen nur der Fisch, denn nun kommt die Sauce, die sie für ihn bereiten; sie nehmen sechzig bis achtzig grosse Körner des stärksten Piments den sie erlangen können und nachdem sie diese gehörig in Wasser eingeweicht, waschen sie mit diesem Pfefferaufguss die Wunden und Narben des armen Teufels, der nicht weniger leiden mag als wenn er lebendig verbrannt würde; er darf jedoch keinen einzigen Laut äussern, wenn er nicht für einen Feigling und Elenden gelten will. Nach Beendigung dieser Ceremonie bringen sie ihn in sein Bett zurück, wo er noch einige Tage bleibt und die übrigen gehen und schmausen im Hause auf seine Kosten. Das ist noch nicht Alles; denn sechs ganze Monate hindurch isst er weder Geflügel noch Fische, weil er fest glaubt, dass dies dem Magen des Kindes schaden und dass letzteres die natürlichen Fehler der Thiere erhalten würde, wovon sein Vater gegessen hätte; wenn der Vater z. B. Schildkröte ässe, so würde das Kind taub sein und kein Gehirn haben, wie dieses Thier; wenn er Manati ässe, würde das Kind kleine runde Augen bekommen wie dieses Geschöpf sie hat, und so mit allen übrigen. Ueber das Couvade vgl. auch noch Bastian in seinem Aufsatz »Zur vergleichenden Mythologie« in Lazarus und Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie V, 156 ff., wo zu den von Tyler angeführten Gründen für den Ursprung dieses so weit verbreiteten Gebrauchs auch noch andere hinzugefügt werden. Hauptsächlich aber leugnet die Couvade implicite jene physische Trennung der Individuen, die ein civilisirter Mensch wahrscheinlich als einen ersten Grundsatz, der allen Menschen von Natur gemeinsam, aufstellen würde, bis das Studium der Psychologie des Wilden ihm zeigt, dass er irrigerweise Erziehung für Intuition nahm. Die Couvade zeigt uns, wie eine Anzahl verschiedener und fern von einander lebender Stämme mit vollem Bewusstsein der Meinung leben, dass die Verbindung zwischen Vater und Kind nicht blos, wie wir meinen, auf Vaterschaft, Zuneigung, Pflicht beruhe,

Digitized by Google

sondern dass selbst ihre Leiber durch ein physisches Band verknüpft seien, so dass, was dem einen geschehe, direct auf das andere wirke. Die Couvade ist aber nicht das einzige Ergebniss der Meinung, welche solchergestalt die physische Trennung verwirft, die uns so selbstverständlich erscheint. Man glaubt nicht nur, dass die Handlungen des Vaters und die Speisen die er isst, auf sein Kind sowohl vor als nach dessen Geburt Einfluss üben, sondern auch dass die Handlungen und Speisen der Ueberlebenden die Geister der Todten auf ihrer Reise nach ihrer Heimat im andern Leben afficiren, wie in Grönland, u. dgl. m. Fast alle Gebräuche der Couvade ertheilen übrigens implicite die elterliche Verwandtschaft dem Vater und lassen die Mutter ganz aus dem Spiel. Es war dies eine altägyptische Ansicht, worauf Southey aufmerksam macht, während er deren barbarischeste Ausbildung in dem Gebrauche der Tupinambas Brasiliens erwähnt, die ihre eigenen Mädchen ihren männlichen Gefangenen zu Frauen gaben und dann unbedenklich die Kinder assen, wenn sie heranwuchsen, weil sie dieselben einfach für das Fleisch und Blut ihrer Feinde hielten. Es ist auffällig, dass Schriftsteller, die während des halben Jahrhunderts seit Southey schrieb, von der Couvade gesprochen und denselben sogar citirt haben, gleichwohl den Beitrag so sehr übersehen, den er zur Psychologie der niedern Rassen lieferte, indem er als den Ursprung dieses merkwürdigen Gebrauchs zugleich die ägyptische und amerikanische Verwandtschaftstheorie und den Glauben an eine leibliche Verbindung zwischen Vater und Kind nachwies. Man denkt hierbei an die Discussion in einem der ersten Kapitel des Tristram Shandy, wo, wenn ich mich recht erinnere, die Meinung berühmter englischer Juristen angeführt wird, welche die Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind in Abrede stellten. Vgl. auch noch über die Couvade Bachofen, Mutterrecht. Basel 1861. S. 255 f., welcher von der entgegengesetzten Ansicht ausgeht, nämlich von der durch dieselbe erst herzustellenden Verwandtschaft zwischen Kind und Vater. — Elftes Kapitel. Historische Traditionen und Beobachtungsmythen. Die unter den Menschen umlaufenden Traditionen sind theils historisch, theils mythologisch, zwischen beiden liegt eine Masse Sagen, die man Beobachtungsmythen nennen kann. Sie sind Folgerungen aus beobachteten Thatsachen, welche die Form positiver Angaben annehmen, und sie unterscheiden sich wesentlich von den Inductionen moderner Wissenschaft, indem sie in der Regel weit roher und irriger sind und sich die Namen von Personen so wie auch ein mehr oder minder rein subjectives Detail zueignen, was sie befähigt, den Anschein wirklicher Geschichte anzunehmen. Wenn ein Wilder auf die Entdeckung grosser, in der Erde vergrabener Knochen die Geschichte von einem Kampfe der Riesen und Ungeheuer baut, deren Ueberreste sie sind, so construirt er eine Beobachtungsmythe, welche die Form einer historischen Tradition annehmen und wegen des Theiles

Digitized by Google

historischer Wahrheit, den sie wirklich enthält, nur um so mehr Verwirrung anrichten kann. Der Zweck des gegenwärtigen Kapitels ist eine Menge Beispiele zu sammeln, bezüglich des Problems, wie historische Traditionen und Beobachtungsmythen von religiösen Mythen und von einander zu sondern seien. Als Beispiele von historischen Traditionen wird von Tyler eine Sage von einer uralten Wanderung der Guiché-Rasse angeführt, die ganz das Ansehen vager und fragmentarischer, irgend wie aus hohen nordischen Breiten herrührender Erinnerungen hat; ferner die Sage von der Einführung des Reises in Borneo, unter den Indianern im britischen Columbien und in Australien. Es liegt sogar eine gewisse Summe von Zeugnissen vor, welche beweisen dürften, dass sich das Andenken der ungeheuren Thiere der Quaternärperiode bis auf neuere Zeiten in volksthümlichen Traditionen erhalten hat. Ein gutes Beispiel einer Beobachtungsmythe ist eine Sage, die man zu Strabo's Zeiten in Aegypten erzählte. »Eins der wunderbaren Dinge, sagt er, welche wir um die Pyramiden sehen, darf nicht übergangen werden. Vor denselben liegen gewisse Haufen Bauschutt und darunter findet man Stückchen in Form und Grösse wie Linsen, die zum Theil wie halb geschält erscheinen. Man sagt, die Ueberreste der Kost der Arbeiter seien in Stein verwandelt worden;« ferner die Sage von dem Zischen, welches die Sonne bewirke, sobald sie beim Untergange in die See tauche, welche Sage sich nicht nur nach Posidonius bei Strabo in der Nähe des heiligen Vorgebirges (Cap St. Vincent) in Iberien fand, sondern auch auf einigen der Gesellschaftsinseln heimisch ist. Besonders haben fossile Reste von jeher Veranlassung zu Beobachtungen gegeben, so die des Mammuth unter den Bewohnern von Sibirien und den Chinesen, die jenes Thier für eine Art unheurer Mühlratte halten, bei dessen unterirdischen Wanderungen die Erde sich hebt und senkt, welches Luft und Licht nicht ertragen kann und sofort stirbt, wenn es an die äussere Luft durchbricht. Die gekrümmten Hauer des Rhinoceros tichorhinus, wenn sie durch ein Stück Schädel verbunden gefunden werden, halten die Sibirier für die Klauen eines ungeheuren Vogels, und Erman verknüpft in sehr plausibler Weise den wohlbekannten Rock der Tausend und eine Nacht und den Greif Herodots mit den Märchen von den ungeheuren Vögeln, die man in den Geldregionen Sibiriens erzählt, und er wendet die Bemerkung, dass goldhaltiger Sand wirklich unter den Schichten liegt, welche diese fossilen »Vogelklauen« enthalten, sogar als eine Erklärung der Stelle an: »man sagt, dass die Arimaspen, einäugige Menschen, das Gold unter den Greifen wegnehmen.« Hierher gehören zum Theil auch die Fluthsagen, bei deren Studium es für den Ethnologen höchst wichtig ist, dass er die Resultate des Andenkens wirklicher Ereignisse von denjenigen der Beobachtung natürlicher Phänomene und rein mythologischer Entwickelung zu scheiden verstehe. Als Schlussergebniss von Tyler's Untersuchung ergibt

Digitized by Google

sich folgendes. Die Ansicht, dass Menschen vor der Fluth existirten, dass sie alle umkamen bis auf einige, die sich retteten und die Erde wieder bevölkerten, fliesst nicht so unmittelbar aus der Beobachtung von Naturerscheinungen, dass wir leicht sagen könnten, sie sei mehrmals selbstständig auf solche Weise entstanden; gleichwohl ist dies ein der Masse der Fluthsagen gemeinschaftlicher Zug. Noch entschiedener findet dieses Argument Anwendung auf das Vorkommen irgend eines Fahrzeugs, eines Flosses, einer Arche, eines Canoes, worin die Ueberlebenden gewöhnlich gerettet werden, wofern sie nicht, wie in einigen Fällen, direkt ihre Zuflucht auf den Gipfel eines Berges nehmen, den das Gewässer nicht bedeckt. Der Gedanke ist zwar begreiflich, wenn auch etwas weit hergeholt, dass der Anblick eines hoch auf einem Berge gefundenen Bootes eine Sage von der Fluth veranlassen konnte, die es dorthin führte, während die Leute darin sich retteten um eine neue Rasse zu stiften. Aber man kann billigerweise gar nicht als wahrscheinlich annehmen, dass solche Umstände die nämliche Sage an mehrern verschiedenen Orten erzeugt hätten, auch ist nicht sehr wahrscheinlich, dass die dunkeln Erinnerungen von einer Menge localer Fluthen hierin mit all der Consequenz übereinstimmen sollten, die sich unter den Fluthsagen der verschiedensten Länder der Welt findet. Das Vorkommen einer Arche in den Traditionen einer Sintfluth, das in so vielen von einander entfernten Zeiten und Orten Statt hat, scheint dieselben zu berechtigen, als aus einer einzigen Quelle entsprungen betrachtet zu werden, so dass sie einen Theil der von Kunst, Sitte und Glauben gelieferten Masse von Zeugnissen bilden würden, welche die Theorie eines tiefliegenden historischen Zusammenhangs der geistigen Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts unterstützt. — Zwölftes Capitel. Geographische Vertheilung der Mythen. Tyler führt in diesem Abschnitt einige Beispiele derjenigen allgemeinen Analogien an, welche sich unter den Volkssagen der verschiedenen Länder finden und welche die Ethnologie, zum wenigsten für jetzt, bei Seite zu setzen hat, und sodann werden auf die Mythenverbreitung durch ermittelte Canäle bezügliche Thatsachen angeführt, um damit eine Gruppe ähnlicher Sagen einzuleiten, wobei es dem Leser anheim gegeben wird, dieselben als durch selbstständige Entwickelung oder neuzeitige Transmission entstanden zu verwerfen oder als einen Beitrag zur Urgeschichte der neuen Welt zu acceptiren. Was erstere Classe betrifft, so zeigt schon eine sehr oberflächliche Bekanntschaft mit den Volkssagen Amerika's, Polynesiens, selbst Australiens und Vandiemenslands, dass sie kraft des gleichartigen Wesens der Geister, welche sie erfanden, in ihrem Wesen und oft auch in ihren Ereignissen die nämlichen sind. Dazu gehören z. B. die weitverbreiteten Sagen von den dunkeln Flecken der Mondscheibe, von dem geschwisterlichen Verhältnisse der Sonne und des Monds (Apollo und Artemis, Helios und Selene), welches sich auch bei den Es-

Digitized by Google

kimos findet, wo Sonne und Mond gleichfalls Schwester und Brüder sind; als nämlich das Mädchen (die Sonne) bei einer festlichen Versammlung war, erklärte ihr jemand seine Liebe, indem er sie, nach der Sitte des Landes, an den Schultern schüttelte. Sie konnte in der dunkeln Hütte nicht sagen wer es war, daher beschmierte sie ihre Hand mit Russ, und sobald er zurück kam, schwärzte sie sein Gesicht mit ihrer Hand. Als ein Licht gebracht wurde, sah sie, dass es ihr Bruder war, und floh und er stürzte ihr nach. Sie kam ans Ende der Erde und sprang hinaus in den Himmel und er folgte ihr. Dort wurden sie die Sonne und der Mond und daher kommt es, dass der Mond stets der Sonne durch den Himmel nachjagt; und der Mond ist bisweilen dunkel, wenn er seine geschwärzte Wange gegen die Erde kehrt. Ebenso waren, wie bei den Griechen, auch bei den Eingeborenen von Vandiemensland die Zwillingssterne zwei an den Himmel versetzte Heroen. Wenn wir andrerseits erwägen, wie kurz die Zeit ist, seit welcher die Indianer Nordamerikas mit Flinten bekannt geworden sind, so kann uns der Umstand, dass man als einen unter ihnen herrschenden Aberglauben die Vorstellung anführt, es gebe Menschen, deren Leben durch Zauber fest sei und die nur mit einer silbernen Kugel getödtet werden können, auf die Weise vorbereiten, in welcher Wilde eine fremde Mythologie in ihre eigene aufzunehmen vermögen. Gleichermassen darf man natürlich erwarten, dass von Missionären, Ansiedlern und Reisenden gelernte biblische Geschichten in mehr oder minder veränderter Gestalt in den Sagenkreis wilder Rassen übergehen. Natürlich ist dies die nämliche Verbreitungsart von Mythen, die unter der Menschheit seit den frühesten Zeiten Statt gefunden hat, einer der Processe, welche für die Ethnologie Hilfsmittel von so hoher Wichtigkeit zur Wiederherstellung der Urgeschichte aufbewahrt haben. Nur ist zu beklagen, dass ihre Resultate in neuern Zeiten durch Vermengung des Zeugnisses für frühen und späten Verkehr zwischen verschiedenen Völkern in ihrem historischen Werth so sehr beeinträchtigt worden sind. — Demnächst zur zweiten Classe der oben erwähnten Sagen übergehend, von denen eine Anzahl amerikanischer mit analogen in der alten Welt verglichen werden, schickt Tyler die Bemerkung voraus, dass die Idee eines Zusammenhangs zwischen den Bewohnern Amerikas und Asiens keineswegs auf einer jener vagen und nebelhaften Theorien beruht, die man zu oft als solide ethnologische Argumente hat passiren lassen. Die Forschungen Alexander von Humboldt's förderten vor einem halben Jahrhundert Zeugnisse zu Tage, welche wohl geeignet sind zu beweisen, dass die Civilisation Mexico's und die Asiens wenigstens zum Theil einen gemeinsamen Ursprung haben und dass daher die Bevölkerungen dieser Regionen, wo nicht durch das Band gemeinschaftlicher Abstammung und Blutsverwandschaft, zum wenigsten durch direkten oder indirekten Verkehr in vergangenen Zeiten mit einander verknüpft sind. Von

Digitized by Google

den nord- oder südamerikanischen Mythen, welche sich gewissen in Asien, Polynesien und anderwärts in der Welt erzählten Sagen sehr ähnlich erweisen, werden hier acht erörtert: Die Weltschildkröte, die Jonassage, der Sonnenfänger, die Ersteigung des Himmels auf einem Baume, die Brücke der Todten, der Jungbrunnen, der Schwanzfischer und der hinkende Teufel. In Betreff der ersten der hier genannten Mythen bemerkt Tyler, dass die auffällige Analogie zwischen Nordamerika und Indien keineswegs eine Sache neuer Beobachtung ist; es wurde in der That schon vom Pater Lafitau vor beinahe anderthalbhundert Jahren darauf aufmerksam gemacht. Ueberdies gehörte diese Mythe unter diejenigen, die hinsichtlich der Vergleichung asiatischer und amerikanischer Mythologie den grossen Werth haben, dass sie nicht den geringsten Anhalt für die Annahme lassen, dass dieselbe durch moderne Europäer aus der alten nach der neuen Welt gebracht worden sei. — Das dreizehnte und letzte Capitel enthält Tyler's Schlussbemerkungen, die er dahin resumirt: Erstlich scheinen die gesammelten Thatsachen die Ansicht zu begünstigen, dass die grossen Unterschiede in der Civilisation und im geistigen Zustande der verschiedenen Rassen der Menschen weit eher Unterschiede der Entwickelung als der Abstammung, weit eher Unterschiede des Grades als der Gattung sind. Aus diesem wie aus andern Gesichtspunkten betrachtet, ist diese gleichförmige Entwickelung der niedrigern Civilisation ein Gegenstand hohen Interesses. Der Stand der Dinge, welcher gefunden wird, besteht in der That nicht darin, dass eine Rasse genau das nämliche thut oder weiss, wie eine andere, sondern dass gleiche Entwickelungsstufen in verschiedenen Zeiten und Orten wiederkehren. Die vorstehenden Capitel, welche von der Geschichte einiger Künste der Vorzeit, von der Ausübung der Zauberei, von merkwürdigen Gebräuchen und Aberglauben handeln, sind in der That reich an Beispielen von der Wiederkehr gleicher Phänomene in den verschiedenen Regionen der Welt. Es heisst ein ziemlich extremes Beispiel wählen, wenn man die Australier einer solchen Probe unterwirft, denn sie sind vielleicht die eigenthümlichste unter den Varietäten der Menschen; dennoch aber gibt es unter Künsten, Glauben und Gebräuchen, die man unter ihren Stämmen findet, verhältnissmässig wenige, die anderwärts nicht ihres Gleichen hätten. Sie machen sich Narben an ihren Körpern gleich afrikanischen Stämmen; sie beschneiden wie die Juden und Araber, sie verbieten Heirath in der weiblichen Linie wie die Irokesen; sie verbannen aus ihrer Sprache die Pflanzen und Thiernamen, die als Personennamen verstorbener Menschen gebraucht worden sind und bilden dafür neue Worte, wie die Abiponen Südamerikas; sie behexen ihre Feinde durch Haarlocken und geben vor, Kranke durch Aussaugung von Steinen aus deren Hand zu heilen, wie es in so vielen anderen Gegenden geschieht. Allerdings haben sie unter ihren Waffen eine sehr markirte, vielleicht sogar

Digitized by Google

specifische Eigenthümlichkeit, den Bumerang, aber ihr übriges Wehrgeräth, der Speer, das Speerwerfen, die Keule, der Wurfknittel sind nur Varietäten auch anderwärts gewöhnlicher Werkzeuge und das Nämliche gilt von ihrem Feuerbohrer, ihrer Steinaxt, ihren Netzen und Körben, ihren Rindencanoes und Flössen. Sodann dürften die auf verschiedene nützliche Künste bezüglichen Thatsachensammlungen die Ansicht rechtfertigen, dass die Geschichte der Menschheit, wenigstens in solchen praktischen Dingen, im Ganzen eine Geschichte des Fortschritts gewesen sei. Es ist allerdings nicht nur möglich, sondern thatsächlich, dass Rassen aufhören, Tempel und Monumente aus behauenen Steinen zu bauen und dass sie es aufgeben, Meisterstücke in Metall und Porzellan auszuführen; aber es findet sich kein Beispiel, dass ein Stamm den Gebrauch der Spindel aufgegeben hätte, um den Faden mit der Hand zu drehen, oder dass er gewohnt gewesen, den Feuerbohrer mit einem Riemen zu handhaben und wieder zu dem schwerfälligen Verfahren ohne denselben zurückgegangen sei, ja es lässt sich ein solcher Fall nicht einmal leicht denken. Gibt man die Existenz dieser vorwärts gehenden Bewegung auf den untern Stufen der Kunst und des Wissens zu, so entsteht alsdann die Frage, wie irgend eine besondere Fertigkeit oder Kenntniss an irgend einen besondern Ort gekommen sei, wo man sie findet. Drei Möglichkeiten bieten sich dar: selbständige Erfindung, Vererbung von Vorfahren in einer entfernten Region und Transmission von einer Rasse an eine andere; aber zwischen diesen drei Fällen ist die Wahl eine sehr schwierige. Bisweilen verdient allerdings der erste offenbar den Vorzug; sobald aber der Ethnolog zu unterscheiden vermag, dass die Existenz ähnlicher Culturerscheinungen nicht genügend erklärt werde, ausgenommen durch die Annahme einer auf Abstammung oder Verkehr beruhenden Verbindung, so hat er ein auf die Geschichte der Cultur und der Menschheit bezügliches höchst wichtiges Zeugniss; und es ist möglich, dass er sich eines Tages berechtigt fühlen wird, dieser Art der Beweisführung einen viel grösseren Spielraum zu geben, dass er z. B. für den Bogen und Pfeil überall, wo sie gefunden werden, einen gemeinschaftlichen Ursprung geltend machen wird, vielleicht mit alleiniger Ausnahme eines Theils von Polynesien und auch Australiens theilweis oder ganz, und das Material zu einer unbegränzten Reihe von Argumenten in Betreff der Urgeschichte der Menschheit zu gewinnen, die allerdings auch das vergleichende Studium von Sprache, Mythologie und Gebräuchen herbeizuführen hat. Namentlich ist letzteres, nämlich das der Gebräuche im Ganzen bisher nur geringer Beachtung theilhaft geworden; es ist jedoch nicht ohne Wichtigkeit. Dass jedoch Beweisführungen wie die eben genannte, in letzter Instanz einmal gegen einen einzigen Punkt convergiren sollten, um den Forscher in den Stand zu setzen, auf Grund beobachteter Thatsachen zu schliessen, dass die Cultur der ganzen Welt ihren Ur-

Digitized by Google

sprung in einer einzigen Quelle habe, dies ist bei dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniss eher nur eine theoretische Möglichkeit als ein wirklicher Stand der Dinge, auf den auch nur die dunkelste und fernste Aussicht vorhanden.

Hiermit schliesse ich die wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes etwas ausführliche Uebersicht des vorliegenden überall anziehenden Buches, dessen Gang und Ergebnisse ich fast stets mit den eigenen Worten des Verf. wiedergegeben. Seine Forschungen, welche die umfassendste Sachkenntniss und grösste Besonnenheit des Urtheils bekunden, sind im höchsten Grade belehrend und anregend, so dass nicht nur Fachmänner davon mit besonderer Befriedigung Notiz genommen haben, sondern auch ferner Stehende eine willkommene An- und Einleitung zu einem der interessantesten Studien, dem der Culturgeschichte nämlich, erhalten werden. — Was die äussere Ausstattung betrifft, so ist besonders anzuführen, dass sorgfältige Holzschnitte, da wo es erforderlich schien, den Text auf willkommene Weise erläutern.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Grundriss der Geschichte der Philosophie. Dritter Theil. Die Neuzeit. Von Dr. Friedrich Ueberweg, Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg. Zweite berichtigte und ergänzte und mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Auflage. Berlin 1868. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. X. und 361 S. gr. 8.

Kaum waren zwei Jahre seit dem Erscheinen der zweiten Auflage des ersten Theiles des vorliegenden verdienstvollen, für den Lehrer und Schüler gleich wichtigen und nützlichen Grundrisses erschienen, als schon eine dritte Auflage 1867 ausgegeben wurde, welche der Unterzeichnete in diesen Blättern angeigt hat. Auch von dem dritten 1866 erschienenen Theile ist schon ein Jahr nach seiner Herausgabe eine zweite Auflage nöthig geworden und die dritte Auflage des zweiten Theiles wird so eben auf Ostern angekündigt. Gewiss sind diese Thatsachen ein schlagender Beweis dafür, dass dieses Buch einem wahren literarischen Bedürfnisse entgegenkommt.

Der vorliegende dritte Theil umfasst die Philosophie der Neuzeit von dem Aufblühen der Alterthumsstudien bis auf die Gegenwart. Der um die Wissenschaft hoch verdiente Herr Verf., von welchem sich eben auch die dritte Auflage der Logik unter der Presse befindet, hält sich in zweckmässigster Weise an die eigene Darstellung der der Neuzeit angehörenden Philosophen, beschränkt sich auf die abkürzende Mittheilung des Gegebenen und verbindet die charakteristischen Grundgedanken zu einem übersichtlichen Ganzen. Was er in diesem Buche erstrebte, hat er in vollem

Digitized by Google

Maasse erreicht, die Darstellung eines treuen und klaren Gesammtbildes der neueren Philosophie. Dem Lernenden muss das geboten werden, was die Philosophen der Vergangenheit lehrten und die der Gegenwart lehren, unvermischt mit subjektiven Parteistandpunkten, mit eigenen, dem ursprünglichen Verfasser nicht angehörigen Auffassungen und Reproduktionen. Mit Unrecht erklärt man einen solchen Zweck für einen niedrigen, dem innern Bedürfnisse der Wissenschaft heterogenen, für einen äusserlich praktischen. Es ist der Zweck, den der Lehrer gegenüber dem Lernenden nie aus den Augen verlieren darf, wenn dieser nicht beliebige phantastische oder einseitige Umwandlungen der Gedanken Anderer für ihre wirklichen Systeme halten soll. Leben, Lehre und Schriften oder Quellen und ältere und neuere Hülfsmittel werden gedrängt und dabei dennoch möglichst erschöpfend dargestellt. Die blos passive Aufnahme des Gegebenen wird durch die Kritik des gelehrten Herrn Verfassers beseitigt. Diese zeigt sich besonders da, wo die Systeme noch jetzt auf die Weltanschauung Vieler einen mächtigen Einfluss äussern, wie bei Spinoza und Kant. Hier handelt es sich darum, die Lehrsätze auf ihre bleibende Wahrheit und Gültigkeit zurückzuführen. Das kritische Augenmerk wird mehr auf die Argumente der Philosophen, als auf ihre einzelnen Sätze gerichtet. Nicht die Kritik nachfolgender Philosophen, nicht der kritische Maassstab eines bestimmten philosophischen Princips oder einer bestimmten Schule, sondern lediglich der kritisch-historische Standpunkt ist es, von welchem hier die Systeme behandelt werden. Ein solcher Standpunkt ist für einen Geschichtschreiber auch der allein richtige. Der Historiker fragt nicht, wie Andere die Lehren beurtheilen, auch nicht, ob die von ihm dargestellten Lehren mit dem Prinzip dieses oder jenes Philosophems übereinstimmen, sondern lediglich, wenn er die dargestellten Systeme beurtheilen will, darnach, was an diesen Lehren an und für sich ist, ob sie wahr und haltbar sind. So erhält man das Gegebene und wird zugleich zum eigenen Denken angeregt, ohne dass die Darstellung durch fremde Zuthaten getrübt erscheint.

Die Anlage ist in dieser neuen Auflage dieselbe geblieben. Die Philosophie der Neuzeit zerfällt in drei Abschnitte, die Uebergangszeit, die neuere Philosophie oder die Zeit des ausgebildeten Gegensatzes zwischen Empirismus, Dogmatismus und Skepticismus und die neueste Philosophie oder die Kritik und Speculation seit Kant. Der erste Abschnitt umfasst nach der früheren Anordnung die Erneuerung des Platonismus und anderer Doctrinen des Alterthums, den Protestantismus und die Philosophie und die Anfänge selbstständiger pilosophischer Forschung, Naturphilosophie, Theosophie, Rechtsphilosophie, der zweite Abschnitt Baco und Hobbes, Descartes, Geulinx, Malebranche und gleichzeitige Philosophen, Locke, Shaftesbury, Clarke und andere englische Philosophen, Berkeley,

Digitized by Google

den Idealisten, Leibnitz und gleichzeitige Philosophen und die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts, die französische Philosophie in diesem Jahrhundert, den Hume'schen Skepticismus und seine Bekämpfer: Reid, Beattie u. s. w., der dritte Abschnitt Kant, Schüler und Gegner, Reinhold, Schiller, F. H. Jacobi, Fries, Beck, Bardili u. A., Fichte und Fichteaner, Schelling, dessen Anhänger und Geistesverwandte, Oken, Solger, Steffens, Baader, Krause u. A., Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, Herbart, Beneke, den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland und ausserhalb Deutschlands. Auch die Ordnung der einzelnen Paragraphen und ihrer Ausführungen ist dieselbe geblieben. Nur eine Veränderung wurde in der Form der gegenwärtigen Ausgabe vorgenommen, welche ein entschiedener Vorzug derselben ist. Die kritischen oder erläuternden Zusätze, welche früher, in Parenthesen eingeklammert, den Zusammenhang der Darstellung der philosophischen Lehren störten und den Ueberblick des Ganzen verhinderten, sind jetzt aus dem Texte herausgenommen und als Anmerkungen unter denselben gestellt. So unterscheidet man überall deutlich die Lehre von ihrer Beurtheilung und Erklärung. Solche Anmerkungen sind natürlich da am zahlreichsten, wo nach der Stellung des Philosophen zur Gegenwart Beurtheilungen und Zusätze der Auffassung und Erläuterung am nöthigsten sind, so bei Spinoza, Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher, Schopenhauer, Herbart, Beneke.

Die Veränderungen im Inhalte der neuen Auflage beziehen sich auf Zusätze in der Literatur, in der geschichtlichen Darstellung, der Beurtheilung und Erklärung des Gegebenen.

Ein ganz neuer und höchst willkommener Zusatz ist vor Allem die im Anhang S. 337—342 mitgetheilte, in französischer Sprache geschriebene Geschichte der französischen Philosophie der jüngsten Zeit von Paul Janet, Professor der Philosophie an der Universität zu Paris. Gewiss ist die Darstellung der französischen Philosophie unserer Zeit aus der Feder eines gelehrten und vorurtheilslosen Franzosen, der sich als philosophischen Kenner und Denker in einer Reihe von bedeutenden Schriften rühmlichst bewährte, eine höchst anziehende und wichtige Beigabe. Die Philosophie Frankreichs stand, wie Janet sagt, beim Beginn der Revolution und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, ganz unter dem Einflusse der Condillac'schen Schule. Die Metaphysik war nur eine Analyse der Empfindungen. Die Empfindung kann unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden, in ihrer Beziehung zu den Organen und in ihrer Beziehung zum Geist. So theilte sich nach dieser Doppelbeziehung die Condillac'sche Schule in die Schule der Physiologen und in die der Ideologen. Die physiologische ist durch Cabanis (1757—1808), die ideologische durch Destutt de Tracy (1754—1836) vertreten. Gegen diese Schule erhob sich eine Reaction. Diese ging von zwei Schulen aus, der theo-

Digitized by Google

logischen und der psychologischen (auch eklektischen, spiritualistischen). Die theologische Schule hat drei Hauptvertreter de Bonald (1754—1840), den abbé de Lamennais (1782—1854) und Joseph de Maistre (1753—1851). Der erste ist der Gründer der traditionalistischen, der zweite der skeptisch-theologischen Schule, der dritte des modernen Ultramontanismus. Die psychologische Schule ist von der Theologie ganz unabhängig, sucht die Principien der Philosophie in der Psychologie und erneuert die idealistische und spiritualistische Anschauung des Cartesianismus. Ihre Hauptvertreter sind Royer-Collard (1763—1845), Maine de Biran, Victor Cousin (1792—1867) und Theodor Jouffroy (1796—1842). Seit 1830 war Cousin's Philosophie diejenige, welche beinahe ausschliessend gelehrt wurde. Er ist mit de Gérando der Gründer der Geschichte der Philosophie in Frankreich. Er lehrte den Eklekticismus. Seine Schule nannte sich die eklektische. Sein Leibnitz entlehnter Grundsatz war: »Die Systeme sind in dem wahr, was sie behaupten und falsch in dem, was sie leugnen.« Er versuchte eine Vermittlung zwischen der Philosophie der schottischen Moralphilosophen und der deutschen Philosophie. Er wollte die Metaphysik auf die Psychologie gründen. Die Vernunft ist ihm nur subjektiv oder persönlich im Zustande der Reflexion; wenn sie das Absolute unmittelbar erfasst, hört sie auf, eine persönliche oder subjektive Vernunft zu sein. Cousin nähert sich dem absoluten Idealismus Schellings, später erinnert er auch an Hegel, wenn er die Wissenschaft auf Begriffe zurückführt, durch welche die Dinge entwickelt werden. Er unterscheidet die drei Grundideen, des Unendliche, das Endliche und die Beziehung des Unendlichen zum Endlichen. Gott und Welt sind nicht zu trennen. Die Schöpfung ist nothwendig. Gott kann ohne die Welt ebensowenig begriffen werden, als die Welt ohne Gott. Die Geschichte ist eine Entfaltung oder Entwickelung der Ideen. Ein Volk, ein Jahrhundert, ein grosser Mann sind die Offenbarungen einer Idee. Indem er die Grundlage der Psychologie immer beibehielt, wendete er sich später dem Cartesianismus zu. Zwei Philosophen waren es unter den zahlreichen Bekämpfern Cousin's, welche ihm neue philosophische Schulen entgegenzustellen versuchten, Lamennais und Auguste Comte (1798—1857).

Lamennais vertritt nach dem durch die paroles d'un croyant hervorgerufenen Bruch mit der Kirche eine ganz rationelle Philosophie. Sie geht nicht, wie die psychologische, vom Menschengeiste, sondern vom Sein an sich aus und unterscheidet das Unendliche und das Endliche als die Formen des Seins, welche sich nicht von einander ableiten lassen. Er will die Dreipersönlichkeit in Gott philosophisch begründen. Vielfach erinnert er an Schelling.

Auguste Comte ist der Gründer der positivistischen Schule. Der Positivismus ist eine Verbindung des Empirismus und

Digitized by Google

Socialismus. Er hat einen negativen und positiven Theil. Der negative Theil verwirft jede Metaphysik, jedes Nachforschen nach den letzten Gründen und Zwecken. Er verwirft alle und jede Theologie und theologisch-philosophische Forschung. Die historische Auffassung und die Anordnung der Wissenschaften sind die Hauptsache im positiven Theile. Geschichtlich durchläuft der Menschengeist drei Zustände, den theologischen, metaphysischen und positiven. Im ersten erklärt man die Erscheinungen der Natur aus übernatürlichen Ursachen, durch Wunder, unmittelbares persönliches Dazwischentreten Gottes, im zweiten durch abstracte, geheime Ursachen, scholastische Wesenheiten (entités) und verwirklichte oder wirklich gedachte Abstractionen. Man legt die Natur a priori aus und construirt sie subjectiv. Im dritten Zustande hält man sich bloss an die Erscheinungen und stützt die Erkenntniss auf Beobachtung und Versuch. Nur, was Gegenstand der Sinnenbeobachtung und des Versuchs ist, gehört in das Gebiet des Positiven und ist Sache der Wissenschaft. Sechs Wissenschaften bilden unsere Erkenntniss. Eine ist auf die andere gegründet, die Gesellschaftslehre (sociologie) auf die Lebenslehre, diese auf die Chemie, diese auf die Physik, diese auf die Astronomie (?), diese auf die Mathematik. Die Methode ist hier die Hauptsache. Die Psychologie ist nur ein Theil der Physiologie. In der spätern oder subjectiven Periode seines Lebens hat Comte einen mehr religiösen Geist. Die Menschheit ist der Gegenstand seines Cultus. Diesen letzten Theil seiner Philosophie hat sein Anhänger M. Littré, der Herausgeber der Werke Comte's, verworfen. Janet's Darstellung ist übersichtlich, eingehend und zeigt die genaueste Vertrautheit mit dem Gegenstande.

Zu dem Namenregister der Philosophen in der frühern Ausgabe ist nun auch das Namenregister der Litteratoren hinzugekommen. Beide Register sind alphabetisch zu einem einzigen vereinigt und die Philosophen durch ein beigefügtes Sternchen von den Schriftstellern unterschieden. Diese Vermehrung findet sich auch, wie wir früher zeigten, im ersten Bande der dritten Auflage. In das vorliegende neue Register haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, welche für das Nachschlagen nicht ohne Störung sind und bei einer spätern Auflage verbessert werden können. So liest man S. 357 Rieutwerts statt Rieutwertsz (S. 60 Name des Verlegers in Amsterdam, bei welchem Spinoza's Renati Cartesii principia philosophiae more geometrico demonstratae 1663 erschienen). So steht S. 361 Zorni (Franz Georg Venetus, der Platoniker) statt Zorzi. Der alphabetischen Ordnung nach gehört ferner Zorzi nicht, wie S. 361 steht, vor, sondern hinter Zoroaster. Solches Uebersehen ist aber nur dem Mangel der Revision, nicht der allseitig gründlichen und vollständigen Durchführung des von Herrn Dr. F. Aschersen verfassten Inhaltsverzeichnisses beizuschreiben, und kann bei einer neuen Auflage leicht vermieden werden. Eben so wären im

Digitized by Google

Register die besondern Absätze für belgische, dänische, englische, holländische, italienische, neugriechische, nordamerikanische, norwegische, schottische, schwedische, spanische Philosophen besser hinwegzulassen und unter dem allgemeinen Namen, welcher ohnedem schon im Register steht, »ausserdeutsche Philosophen« zu vereinigen, da alle diese Philosophen, mit Ausnahme der von Paul Janet im Anhange dargestellten französischen sehr kurz und nur mit Andeutung der einzelnen Hauptschriften behandelt sind.

Gehen wir nun zu den kleineren Zusätzen, welche theils Ergänzungen, theils Berichtigungen enthalten, über. Eingeschalten ist bei den Hülfsmitteln zur Geschichte der Philosophie der Neuzeit über die rationalistische Denkart in Europa S. 2: Will. Edw. Hartpole Lecky, history of the rise and influence of the spirit of rationalism in Europe, 1. u. 2. Aufl. 1865, 3. Aufl. 1866 (deutsch: Geschichte der Aufklärung u. s. w. von Heinr. Jolowicz, 2 Bände, Leipz. 1867, über die philosophische Staatslehre J. C. Bluntschli, Gesch. des allgemeinen Staatsrechts und der Politik seit dem 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München, 1864 (Gesch. der Wiss. in Deutschland in der neuern Zeit, Bd. I). Die Erwähnung des Parallelismus der alten und neuen Philosophie und der darauf bezüglichen Schriften ist aus dem §. 1 als Anm. S. 3—5 unter den Text gestellt. Bei der Erneuerung des Platonismus und anderer Doctrinen des Alterthums ist S. 7 als Hülfsmittel weiter angeführt: Joh. Friedr. Schröder, das Wiederaufblühen der class. Studien im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, Halle, 1864. S. 11 finden sich, was denselben Gegenstand betrifft, berichtigende und ergänzende Zusätze zu dem logischen Compendium des Petrus Hispanus. Ueber den Bearbeiter des Epikureismus, Gassendi, ist hinsichtlich der einschlägigen Literatur am Schlusse Damiron, hist de la philos. au XVII siècle, Paris 1840 erwähnt (S. 16). Treffend ist, was über das Verhältniss des Protestantismus zur Philosophie S. 20 in der neuen Auflage hinzugefügt wird: »Sollte das Motiv der Befreiung des Geistes von jeder äussern, ungeistigen Macht und seiner positiven Erfüllung mit dem höchsten Wahrheitsgehalte auf allen Gebieten seines Lebens zur vollen Geltung gelangen, so bedurfte es einer Verallgemeinerung und Vertiefung des protestantischen Princips, die dasselbe über die bloss religiöse Sphäre hinausführte und auch innerhalb dieser selbst die ihm hier noch anhaftenden Schranken, die je länger je mehr die reformatorische Bewegung hemmten und fälschten, aufhob, und dieser Fortgang konnte sich nicht durch eine blosse immanente Entwickelung der historischen Anfänge des kirchlichen Protestantismus, sondern nur durch das Mithinzutreten anderer Momente vollziehen.« Unter den Anfängen selbstständiger philosophischer Forschung kommt S. 23 zu Nicolaus Cusanus der Beisatz: T. Stumpf (die politischen Ideen des Nik. von Cues, Köln, 1865); vgl. Kraus, Verzeichniss der Handschriften, die

Digitized by Google

N. C. besass, in Naumann's Serapeum, 1864, Heft 23 und 24 und 1865, Heft 2—7; Jos. Klein, über eine Handschrift des Nic. von Cues, Berlin, 1866; Clem. Frid. Brockhaus, Nicolai Cusani de concilii universalis potestate sententia, diss. inaug. Lips. 1867. Zu Thomas von Campanella S. 29: Mamiani in seinen dialoghi di scienza prima, Paris, 1846; Spaventa im Cimento, 1854 (Sträter, Briefe über ital. Philosophie in der philos. Zeitschrift: Der Gedanke, Berlin, 1864—1865), Sigwart, Thomas Camp. und seine politischen Ideen in den Preuss. Jahrb. 1866, Heft 11. Bei Matter, St. M., le philosophe inconnu, son maitre Martinez et leurs groupes, Paris, 1862, wird die zweite Ausgabe, Paris 1864, erwähnt. Zu Hugo Grotius kommt S. 34 der Beisatz: Hartenstein, die Abh. der sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1860; über die zweite Periode der neuern Philosophie zu Damiron's essai sur l'histoire de la philos. au XVIIme siècle noch au XVIIIme siècle, Paris, 1858—1864.

Wenn der Herr Verf., welcher in der zweiten Periode den Empirismus, Dogmatismus und Skepticismus unterscheidet, den Dogmatismus nur in dem Sinne auffasst, dass er durch das Denken den gesammten Erfahrungskreis überschreiten wolle und die theologischen Fundamentalsätze, insbesondere die Lehre vom Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Menschenseele, philosophisch erweisen zu können glaube, dagegen nicht durch eine Kritik des menschlichen Erkenntnissvermögens zur Negation der Möglichkeit theoretischer Ueberschreitung des Erfahrungskreises gelange, so steht dieser allerdings dem Empirismus entgegen, welcher die Methode der philosophischen Forschung auf Erfahrung und Combination von Erfahrungsthatsachen, also das Bereich philosophischer Erkenntniss auf Erfahrung beschränkt. Hier ist der Herr Verf. gewiss zu der S. 35 eingeschaltenen Bemerkung berechtigt: »Allerdings verfährt auch der Empirismus »dogmatisch« in dem allgemeineren Sinne, dass er auf der Zuversicht beruht, die Objecte seien unserer Erkenntniss nicht schlechthin unzugänglich, sie seien vielmehr eben in soweit erkennbar, als die Erfahrung reiche. Aber darum fällt doch nicht der Empirismus unter den Begriff des Dogmatismus in dem oben bezeichneten Sinne, der mit diesem Worte zu verknüpfen seit Kant üblich ist. Ebensowenig trifft gegen die obige Bezeichnung der Einwurf zu, der Begriff des Empirismus sei zu enge, weil er nur auf die Richtung passe, welche von Baco bis auf Locke herrsche; denn auch der Condillac'sche Sensualismus und der Holbach'sche Materialismus schränken die philosophische Erkenntniss nach Form und Inhalt auf Empirisches ein. Realismus und Idealismus aber sind sehr unbestimmte und schwankende Bezeichnungen.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ueberweg: Grundriss d. Geschichte der Philosophie.

(Schluss.)

Immerhin lässt sich aber doch ein Bedenken gegen den Gegensatz des Empirismus und Dogmatismus erheben, da der letzterer im weitern Sinne des Wortes weder ein theologisches Element, noch eine theologische Bedeutung hat. Es handelt sich bei seiner Begriffsbestimmung weniger um die Resultate, die er erzielen will, als um die Principien, von denen er ausgeht und auch der Empirismus hat ein mit dem Dogmatismus gemeinsames Princip. Er ist eine Art des Dogmatismus, wenn man diesen im weiteren philosophischen Sinne nimmt. Der Dogmatismus steht dem Skepticismus entgegen. Er geht von der Erkennbarkeit und eine Realität seines Objectes aus, ohne nach der Möglichkeit des Erkennens zu forschen oder die Erkennbarkeit der Dinge in Frage zu stellen. Allerdings hat der Dogmatismus eine realistische und idealistische Seite; darum sind der Realismus und Idealismus als Aeste oder Stämme des Dogmatismus zu bezeichnen. Jener hat entweder eine subjective Seite, wenn er von der Realität der Einzeldinge ausgeht und aus diesen die Seelenthätigkeit der Einzelvorstellung ableitet, oder eine objective, wenn er zum Princip das Sein an sich macht, dieser (der Idealismus) ist subjectiv (Intellectualismus), vom Ich ausgehend, objectiv, wenn er mit der Kraft, Thätigkeit, dem Seelischen an sich als dem Principe beginnt (Idealismus im engern Sinne). Die Auffassung ist bei beiden entweder monistisch oder individualistisch. Der Monismus ist pantheistisch. Wir unterscheiden darum auch entweder einen realistischen Pantheismus, wie bei den Eleaten, Giordano Bruno, Spinoza, oder einen idealistischen, wie bei Schelling, Hegel u. s. w.

Dem erneuten Platonismus der englischen Philosophen, der sich von der aristotelischen Scholastik und von dem Hobbes'schen Naturalismus entfernt, und mehr mit dem Mysticismus, theilweise auch dem Cartesianismus Verwandtschaft zeigt, wird im Texte des §. 7 (S. 37) beigefügt: »Einzelne, wie Joseph Glanville, huldigen in der Wissenschaft dem Skepticismus, um den religiösen Glauben gegen jeden Angriff zu sichern.« Zur Bacoliteratur kommt S. 38 »Karl Grüninger, Liebig wider Baco, Basel, 1866« hinzu, bei Malebranche: Ch. A. Thilo, über Malebranche's religiös philosophische Ansichten in Zeitschr. für exact. Philos. IV, 1863, S. 181—198 und S. 209—224, Aug. Damien,

Digitized by Google

étude sur la Bruyère et Malebranche, Paris, 1866; B. Bonieux, expenditur Malebranchii sententia de causis occasionalibus diss. Lugdunensi litt. fac. propos. Clermont, 1866, bei Blaise Pascal die zweite Auflage des Werkes über ihn von L. Feuerbach, Leipz. 1844. Bei den Schriften Spinoza's wird das compendium grammatices linguae Hebraeae an die Spitze vor die principia philosophiae gestellt (S. 65). S. 66 wird bei den genannten Schriften zwischen den tractatus politicus und den de intellectus emendatione der tractatus de deo et homine ejusque felicitate (nicht lange vor 1661 verfasst) eingeschalten. Als Motive zur Substanzlehre Spinoza's werden die psychologischen Betrachtungen über die Wechselbeziehung zwischen Seele und Leib in der Cartesianischen Schule, die Naturwidrigkeit des Occasionalismus, Spinoza's Bekanntschaft mit dem durch die Kabbala oder Giordano Bruno vermittelten Neuplatonismus angegeben (S. 67). Dieser tractatus bezeichnet ein vor der Ethik liegendes Stadium im Entwickelungsgange Spinoza's. Ebenso ist eine ausführliche Andeutung des Charakters der Ethik und ihres Verhältnisses zum Cartesianismus S. 67 als Zusatz enthalten. Das Urtheil über Spinoza und die Andeutung der Paralogismen, welche seinem Systeme zum Vorwurfe gemacht werden, wird in der Anmerkung zu S. 68 dahin abgegeben: »Der Nachweis der in den fundamentalen Sätzen liegenden Paralogismen, der nicht fehlen darf, wenn eine gründliche Einsicht in das System genommen werden soll, wird, um nicht die Uebersicht über die Folge der Sätze zu beeinträchtigen, in den nachfolgenden Noten unter dem Text gegeben werden. Spinoza's Bedeutung knüpft sich an die von ihm vertretene Grundansicht einer substantiellen Identität des Psychischen im weitesten Sinne (des Geistigen, Seelischen, der Kraft) mit dem Ausgedehnten, das als ein Materielles percipirt wird und den mechanischen Gesetzen folgt; dieser Monismus ist (neben dem Dualismus, Spiritualismus, Materialismus, Criticismus) eine der grossen und achtungswerthen philosophischen Hypothesen. Auch die Tendenz strenger Beweisführung ist achtungswerth; die Meinung aber, dass Spinoza diese Tendenz realisirt und für seine Grundlehren wirkliche Beweise geführt habe, ist ein leeres Vorurtheil, das keinen Respekt, sondern Vernichtung verdient. Fehlschlüsse wollen durch Aufdeckung der Fehler corrigirt sein; dies und nichts anderes ist's, was ihnen zukommt. Was in Spinoza von echter Grösse war, hat gegen jeden Angriff sich behauptet und ist zu bleibender Bedeutung in dem Entwickelungsgange der Philosophie gelangt; aber die Verehrung irrt von ihrem Ziele ab, wenn sie begehrt, dass der Nimbus des »heiligen verstossenen Spinoza« seine Schnitzer decke. Dem »Heiligen« in ihm (mit Schleiermacher) ein »Lockenopfer«; seinen Paralogismen aber zersetzende Kritik; so wird jeglichem zu Theil, was ihm gebührt.« S. 72 bemerkt der Herr Verf. bei Erwähnung eines Paralogismus Spinoza's: »Wobei jedoch selbstverständlich, wie bei allen seinen Paralogismen, ihm

Digitized by Google

keineswegs irgend eine sophistische Absicht, sondern nur eine unbewusste Selbsttäuschung zur Last zu legen ist.« Natürlich musste der Text in der Darstellung Spinoza's der vielen Paralogismen wegen, welche der Herr Verfasser in dessen Systeme nachweisen will, eine andere Stellung erhalten, als in der ersten Ausgabe, wo Einwendungen, Widerlegungen, Erklärungen mitten in die Darstellung selbst eingeflochten sind. In der zweiten Auflage wird Spinoza's Lehre nach den Quellen ganz von dem Nachweis der Paralogismen und den erklärenden Beisätzen getrennt. Der Text gibt die Lehre Spinoza's im Zusammenhange, alles Andere enthalten die Noten. Ohne einen Beisatz enthält zuerst in der Darstellung die acht Definitionen, dann die sieben Axiome, hierauf die Lehrsätze (propositiones) mit ihren Beweisen und die Schlussfolgerungen derselben im ersten Theile der Ethik und entwickelt sodann ununterbrochen den Inhalt der vier andern Theile, welchen überall in fortlaufender Parallele die Erklärung und Widerlegung beigefügt wird.

Berkeley's Werken sind beigefügt die neue Ausgabe von A. C. Fraser, London, 1864. Zur Erläuterung der Berkeley'schen Ansichten dienen u. A. die Abhandlungen: Samuel Bailey, a review of Berkeley's theory of vision, London 1842 und dagegen J. F. Ferrier, Berkeley and idealism in Blackwood's remains of J. F. Ferrier, ed. by Grant and Lushington, London, 1866, vol. II, p. 291—347, wogegen Bailey eine Entgegnung schrieb (a letter to a philosopher etc.), auf welche Ferrier in einer in den lectures II, S. 351 — 371 wiederabgedruckten Abhandlung antwortete; ferner Thom. Collyns-Simon, on the nature and the elements of the external world, or universal immaterialism, fully explained and newly demonstrated, London, 1862 (S. 86).

Bei Erwähnung Locke's, Shaftesbury's, Clarke's und anderer englischer Philosophen findet sich S. 94 der Beisatz, wenn von Berkeley die Rede ist: »Aehnliches hat, von Malebranche ausgehend, der engliche Geistliche Arthur Collier gelehrt (1680–1732); Schriften: Clavis universalis or a new inquiry after truth, being a demonstration of the non-existence or impossibility of an external world, London, 1713, deutsch von Eschenbach, Rostock, 1756, engl. auch Edinburg, 1836 und in der von Samuel Parr edirten Sammlung: Metaph. tracts by English philosophers of eighteenth century, London, 1837; über ihn handelt Rob. Benson, London, 1832). Näher steht der Ansicht Locke's die des Bischof's Peter Brown (the procedure, extent and limits of human understanding, London, 1728. Es folgen die Zusätze S. 100 zu Leibnitz: »Neuerdings sind erschienen: Oeuvres philosophiques de Leibnitz, avec une introduction et des notes, par P. Janet, 2 vls. St. Cloud, 1866«, S. 101: Dan. Jacoby, de Leibnitii studiis Aristoteleis (inest ineditum Leibnitianum) diss. inaug. Berol. 1867. Was den Bildungsgang Leibnitzens betrifft, wird eine Stelle aus dem Briefe an

Digitized by Google

Thomas Burnet vom 8—18. Mai 1697 (bei Guhrauer I, Beilage, S. 29) angeführt, welche also lautet: La plupart de mes sentiments ont été enfin arrêtés après une délibération de 20 ans (also etwa von 1660—1680), car j'ai commencé bien jeune à méditer et je n'avais pas encore 15 ans, que je me promenais des journées entières dans un bois pour prendre parti entre Aristote et Démocrite. Cependant j'ai changé et rechangé sur de nouvelles lumières et ce n'est que depuis environ 12 ans (also etwa seit 1685), que je me trouve satisfait. Zu Leibnitzens Gedanken einer allgemeinen Sprachtheorie, einer Characteristica universalis (Spécieuse générale) kommt S. 110 hinzu: »Was Leibnitz beabsichtigte, in wie weit er besonders an Georg Dalgarn, ars signorum, vulgo character universalis et lingua philosophica, London, 1661 und daneben auch an John Wilkins, an essay toward a real character and a philosophical language, London, 1668, anknüpfte, wie weit seine eigenen zahlreichen, jedoch sporadischen und schwankenden Versuche ihn geführt haben, ferner, was zum Behufe einer partiellen Ausführung des Leibnitzischen Projects, jedoch auf dem Grunde der Kantischen Kategorienlehre, durch Ludwig Benedict Trede, den Verf. der im Jahre 1811 zu Hamburg anonym erschienenen Schrift: »Vorschläge zu einer nothwendigen Sprachtheorie« geschehen sei, weist Trendelenburg nach in der oben citirten Abhandlung. So weit der Grundgedanke Gültigkeit hat, wird er durch die Zeichen der Mathematik, Chemie u. s. w. realisirt.« S. 111 ist eine allgemeine Charakteristik des Leibnitz'schen philosophischen Lehrgebäudes eingeschaltet und als Grundansicht die theologisch-teleologische und als Weltauffassung die physikalisch-chemische bezeichnet. Beide schliessen sich nicht aus, sondern sind »durchgängig mit einander vereinigt.« Es wird eine Stelle aus den nouv. ess. IV, 16 ed. Erdm. p. 392 als Beleg angeführt. S. 113 enthält als Zusatz eine wörtliche Stelle aus Leibnizens lettre II à Mr. Bourget, ed. Erdm. 720, nach welcher jener Philosoph dem Spinoza Recht gibt, wenn es keine Monaden gäbe und in welcher Leibniz auf das Bestimmteste dem Spinozismus entgegentritt. Je ne sais, sagt Leibniz in dieser Stelle unter Anderm, comment vous pouvez en tirer quelque Spinosism; au contraire c'est justement par ces monades, que le Spinosism est détruit. Car il y a autant de substances véritables et pour ainsi dire de miroirs vivans de l'univers toujours subsistans ou d'univers concentrés qu'il y a de monades, au lieu que, selon Spinosa, il n'y a qu'une seule substance. Jl auroit raison, s'il n'y avoit point de monades et alors tout, hors de Dieu, serait passager. S. 114 folgt ein Beisatz zur Lehre von der harmonia praestabilita mit Anführung von Nouv. Ess. avant-propos. bei Erdm. S. 197 ff. S. 120 hat die Erwähnung von dem Mystiker Angelus Silesius (Johann Scheffler, 1624—1677) bei der Charakteristik seiner poëtischen Form den Zusatz: »Gott bedarf des Menschen gleich wie der Mensch Gottes bedarf, zur Pflege seines Wesens.« S. 120 ist nach dem Naturrecht von Pufen-

Digitized by Google

dorf und Christian Thomasius ferner eingeschaltet: »Heinr. von Cocceji (1644—1719) und sein Sohn Samuel von Cocceji (1679—1755) haben das Naturrecht auf das Völkerrecht und auf das Civilrecht angewandt. Vgl. Trendelenburg, Friedr. der Grosse und sein Grosskanzler Sam. von Cocceji in den Abh. der Akad. vom Jahre 1863, Berlin, 1864, S. 1—74; Heinr. Degenkolb in der 3. Auflage des Rotteck-Welcker'schen Staatslex. über den Einfluss des Wolffischen Naturrechts auf unser Landrecht, in dem Artikel über das allg. preuss. Landrecht.« S. 123 lesen wir die neue sehr richtige Bemerkung über den Einfluss der Wolffischen Philosophie: »Auf die philosophische Terminologie hat Baumgarten theils direct, theils mittelbar in Folge des Umstandes, dass Kant häufig seine Neuerungen annahm und auf der von ihm betretenen Bahn der Alteration des herkömmlichen Wortgebrauchs noch viel weiter ging, einen nicht unbeträchlichen, aber vielleicht mehr Verwirrung stiftenden, als wohlthätigen Einfluss geübt.« Noch wird Edelmann unter den mit Leibniz gleichzeitigen Philosophen also erwähnt (S. 123): »Eine isolirte Stellung nimmt der vom Pietismus ausgegangene, zuletzt dem Spinozistischen Pantheismus sich zuneigende Freidenker Joh. Chr. Edelmann (1698—1767) ein (Moses mit aufgedecktem Angesicht, 1740 etc.; Selbstbiographie, herausgegeben von Klose, Berlin, 1849).« S. 126 werden bei Lessing's Spinozismus und der speculativen Umdeutung der Dreieinigkeitslehre durch ihn in seiner »Erziehung des Menschengeschlechtes«, was die speculative Umdeutung des Trinitätsdogmas betrifft, Augustin und Leibniz als Anschliessungspunkte genannt und Lessing's Ansichten aus der Erziehung des Menschengeschlechtes hervorgehoben. Wir erwähnen aus der grössern, S. 126 eingeflochtenen Stelle besonders die Worte, welche Lessing's Anschauung treffend kennzeichnen: »In den Elementarbüchern (Lessing versteht darunter die biblischen Schriften des A. und N. T.) werden Wahrheiten vorgespiegelt (wie in Spiegelbildern uns vorgestellt), die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis die Vernunft sie aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lerne. Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings erforderlich, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll.«

Unter der Rubrik der französischen Philosophie findet sich S. 131 bei der Literatur über Voltaire angeschlossen: A. Pierson, Voltaire et ses maitres, épisode de l'hist. des humanités en France, Paris, 1866, bei der Rousseau-Literatur: Rousseau'sche Studien, von Emil Feuerlein, in der Zeitschrift: Der Gedanke, 1861 ff.; A. Lamartine, Rousseau, son faux contrât social et le vrai contrât social, Poissy, 1866, bei Diderot: Die Ausgabe der sämmtlichen Werke, Paris 1798 (von Naigeon) und Paris 1821, wozu die correspondance philos. et critique de Grimm et Diderot, Paris 1829, ferner das »umfassendste und eingehendste Werk«: Rosen-

Digitized by Google

kranz, Diderot's Leben und Werke, Leipzig, 1866; vgl. auch den Artikel von Rosenkranz über Diderot's Dialog: Rameau's Neffe in der Zeitschrift: Der Gedanke, Bd. V, 1864, S. 1—25.

Zu Hume's moralphilosophischen Ansichten wird S. 141 bemerkt: »Das moralische Urtheil beruht auf dem Wohlgefallen oder Missfallen, welches eine Handlung in dem Betrachter derselben erregt. Vermöge der natürlichen Sympathie des Menschen mit dem Menschen ruft ein Handeln, welches auf das Gemeinwohl geht, Beifall, ein entgegengesetztes aber Missfallen hervor.«

In dem dritten und letzten Abschnitte der Philosophie der Neuzeit wird die neueste Philosophie oder die Kritik und Speculation seit Kant dargestellt. In der allgemeinen Charakteristik dieser Zeit, welche der Behandlung Kant's vorausgeht, weist der Herr Verf. am Schlusse im Texte des §. 14 auf die Wechselbeziehung der Philosophie zu der positiven Natur- und Geschichtsforschung, zu der Dichtung, zu den politischen Verhältnissen und zu dem religiösen Leben, so wie überhaupt zu der allgemeinen Culturentwicklung hin. Er fügt dieser Andeutung der Wechselbeziehung zwischen Philosophie und geistigem Leben hinzu, dass jene Wissenschaft im ersten Jahrhundert einen vorwiegenden Einfluss auf die verschiedenen Seiten des geistigen Lebens geäussert habe, in der spätern Zeit dagegen, in welcher sich der Philosophie weniger das allgemeine Interesse zuwendet, mehr das allgemein geistige Leben auf die Gestaltung der Philosophie einwirkte (S. 142 und 143). Der Darstellung der Systeme selbst und der Erwähnung der dazu dienenden Hülfsmittel geht in der vorliegenden neuen Ausgabe die allgemeine Bemerkung voraus, dass die innerste Seele des gesammten Entwickelungsprocesses der Philosophie der Neuzeit nicht eine blosse immanente Dialektik speculativer Principien, sondern vielmehr der Kampf und das Versöhnungsstreben zwischen der überlieferten und in Geist und Gemüth tief eingewurzelten religiösen Ueberzeugung und andererseits den durch die Forschung der Neuzeit errungenen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften sei. »Hatte, führt der Herr Verf. S. 143 fort, der Dogmatismus an Verschmelzbarkeit theologischer Fundamentalsätze mit naturwissenschaftlichen Doctrinen zu dem Ganzen eines philosophischen Systemes geglaubt, der Empirismus aus dem wissenschaftlichen Gebiete die religiösen Sätze ausgeschieden, sei es, um ihnen ein anderes Gebiet zu vindiciren oder um sie ganz zu negiren, der Skepticismus an der Lösbarkeit der betreffenden Probleme verzweifelt, so eröffnete Kant (der den Kern der ihm zunächst voranliegenden philosophischen Bestrebungen in einer bleibend gültigen Weise erfasst hat) durch seinen Kriticismus eine neue Bahn, indem er vermittelst seiner Reflexion auf die Erkenntnissgrenzen der menschlichen Vernunft die dogmatische Voraussetzung der erreichbaren Harmonie aufhob, die von dem Empirismus vollzogene Einschränkung der wissenschaftlichen

Digitized by Google

Erkenntniss in einem wesentlich veränderten Sinne (indem er sie auf die Erscheinungen bezog) wieder aufnahm, das Resultat des Skepticismus aber zugleich sich aneignete und (durch das der moralischen Gewissheit zugängliche Gebiet des Ansich) überschritt. Die spätern Richtungen sind in gewissem Sinne modificirte Erneuerungen der früheren unter dem Einfluss und zum Theil auf dem Boden des Kantianismus.«

Bei Kant's Schriften wird der Wunsch einer chronologischen Ordnung der Kant'schen Werke zur Uebersicht des Entwicklungsganges dieses Philosophen ausgesprochen und daran S. 145 der Zusatz geknüpft: »Diese Ordnung wird eingehalten in der neuen Ausgabe der Kantischen Werke: J. Kant's sämmtliche Werke, in chronologischer Reihenfolge, herausg. von G. Hartenstein, 8 Bde., Leipz. bei Leop. Voss, 1867 ff.« Zu Kant's mit Swedenborg und der Geisterseherei zusammenhängenden Schriften wird das Werk: W. White, Em. Swedenborg, his life and writings, 2 vls. Lond. 1867 erwähnt. Aus der Abhandlung Kant's: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher der Grundgedanke der Vernunftkritik bereits in Bezug auf Raum und Zeit, aber noch nicht in Bezug auf Substantialität, Causalität und die andern Verstandeskategorien hervortritt, findet sich der Zusatz des Scholion zu §. 22, nach welchem dieser Philosoph eine aus der Leibnitzischen Doctrin erwachsene Neigung zu einer mystisch-theosophischen Weltanschauung zeigt. Wir finden in der neuen Ausgabe die ganze Stelle und die dazu gehörige Charakteristik der Kant'schen Anschauung. Zu den Schriften Kant's und ihren verschiedenen Uebersetzungen kommt (S. 159) hinzu die Relation J. B. Meyer's über französische Uebersetzungen derselben in Fichte's Zeitschrift XXIX, Halle, 1856, S. 129 ff. In der Darstellung der Kritik der reinen Vernunft ist S. 166 eingeschalten: »Die transcendentale Aesthetik geht besonders auf die Möglichkeit der Mathematik, die Analytik auf die der Naturwissenschaft, die Dialektik auf die der Metaphysik überhaupt, die Methodenlehre auf die der Metaphysik als Wissenschaft.« Was das Subjective und Apriorische der Kant'schen Kategorien betrifft, wird S. 177 auf Trendelenburg, über eine Lücke in Kant's Beweis von der ausschliessenden Subjectivität des Raumes und der Zeit, in den historischen Beiträgen zur Philosophie, III, S. 215 ff. und auf die dort angeführten Stellen aus Trendelenburgs logischen Untersuchungen einerseits, anderseits auf Kuno Fischer, System der Logik und Metaphysik, 2. Aufl. 1865, S. 153 ff., S. 174 ff. hingewiesen. Auch bei Kant machten die Einwendungen und Erklärungen bei der neuen äussern Anlage der zweiten Auflage eine Trennung vieler Noten vom Texte nothwendig. Der Anmerkung S. 179, welche mit Recht hervorhebt, dass die Folgerung Späterer, weil das Ding an sich nicht in Raum und Zeit sei, müsse es in der »Gedankenwelt« sein, auf Kantischem Standpunkt unzulässig sei, ist in der neuen Auflage S. 179 beigesetzt: »Kant's Lehre über

Digitized by Google

Begriff und Anschauung ist von dem Aristotelischen Satz, dass das durch den Begriff erkannte Wesen den Einzelobjecten immanent sei und nicht getrennt existire, durch ihren Phänomenalismus verschieden.« In der Literatur über Kant's ethische Lehren finden wir S. 188 noch ausser den in der früheren Ausgabe angezeigten Schriften auch die Schriften erwähnt, welche vom Verhältniss der Kantischen Ethik zur Aristotelischen handeln und im Ueberweg'schen Grundriss, 3. Aufl. I, S. 171 und ausser diesen noch Trendelenburg, der Widerstreit zwischen Kant und Aristoteles in der Ethik (im dritten Bande der histor. Beitr. zur Philosophie, Berl. 1867, S. 171—214) erwähnt.

Unter der Aufschrift: Schüler und Gegner Kant's ist bei der Charakteristik des Kantianers Maimon und seiner eigenthümlichen Ansichten angeführt: Maimon, Lebensgesch. von ihm selbst geschrieben, Berlin, 1792 und S. Jos. Wolff's Maimoniana, 1813.

Unter Fichte und Fichteaner ist zwischen dem Absatze, welcher das Naturrecht betrifft und dem mit Erwähnung der Kritik aller Offenbarung beginnenden Absatze folgender Absatz über Fichte's Sittenlehre S. 217 eingeschalten: »Das »System der Sittenlehre nach den Principien der Wissenschaftslehre« (1798) findet das Princip der Sittlichkeit in dem nothwendigen Gedanken der Intelligenz, dass sie ihre Freiheit nach dem Begriffe der Selbstständigkeit schlechthin und ohne Ausnahme bestimmen solle. Die Aeusserung und Darstellung des reinen Ich im individuellen Ich ist das Sittengesetz. Durch die Sittlichkeit geht das empirische Ich vermöge einer unendlichen Annäherung in das reine Ich zurück.«

Mit Recht werden Schelling's offenbarungsgläubig philosophirende Ansichten der letzten Zeit getadelt und eine Anmerkung hat S. 234 den Beisatz: »Die Aufgaben der Zukunft können nicht durch wirkliche Repristination gelöst und nicht durch ein mit dem Scheine der Repristination sich umkleidendes Analogienspiel zutreffend bezeichnet werden.« Unter den Geistesverwandten der Schelling'schen Naturphilosophie ist zwischen K. F. Burdach und Karl Gust. Carus eingeschoben: Dav. Theod. Aug. Suabedissen (1773—1835, ebenso sehr durch Kant, Reinhold und Jacobi, wie durch Schelling angeregt), die Betrachtung des Menschen, Cassel 1815—1818; zur Einleitung in die Philosophie, Marburg, 1827, Grundzüge der Lehre vom Menschen, ebd. 1829. Grundzüge der philos. Religionslehre, ebd. 1831, Grundzüge der Metaphysik, ebd. 1836. Die Literatur über Franz Baader ist vermehrt mit Lutterbeck, Baader's Lehre vom Weltgebäude, Frankfurt 1866, Hamberger, Versuch einer Charakteristik der Theosophie Franz Baader's in den theologischen Studien und Kritiken, Jahrg. 1867, 1. Heft, S. 107—123.

Zur Literatur über Schleiermacher kommen hinzu: W. Beyschlag, Schleiermacher als politischer Charakter, Berlin 1866; v. Kittlitz, Schleiermacher's Bildungsgang, ein biographischer Ver-

Digitized by Google

such, Leipzig 1867. Dazu gehört auch das in der vorliegenden Schrift noch nicht erwähnte, zum Jubiläum des berühmten Philosophen und Theologen so eben (1868) erschienene Charakterbild Schleiermacher's von Daniel Schenkel.

Bei Erwähnung von Schopenhauer's Leben und Lehre (S. 266 u. 267) wird angefügt: Chr. A. Thilo, über Schopenhauer's ethischen Atheismus in der Zeitschr. f. exacte Philosophie, Bd. VII. Heft 4, Leipz. 1867, S. 321—356 und VIII, Heft 1.

In der Anmerkung zu Schopenhauer's Ansicht über das Verhältniss der ästhetischen Auffassung zum Willen steht S. 274 der Beisatz: »In seiner (Schopenhauer's) Ideenlehre schlägt die logische Allgemeinheit in eine ästhetische Vollkommenheit um.« Wenn Schopenhauer mit den indischen Büssern, mit der buddhistischen Lehre von der Aufhebung des Leidens durch den Austritt aus der bunten Welt des Lebens (Sansara) und dem Eingang in die Bewusstlosigkeit (Nirvana) und mit den ascetischen Elementen im Christenthum sympathisirt, aber kein positives Ziel kennt, um desswillen die Aufhebung des Niederen eine sittliche Aufgabe ist, bemerkt der Herr Verf. in der Anmerkung zu S. 275: »Zu diesem Behufe würde es der (von Frauenstädt versuchten) Hervorhebung der dem »Willen« von seinen frühesten Stufen an wesentlichen Beziehung zum »Intellect« bedürfen.«

Bei der Literatur über Herbart's Philosophie lesen wir S. 277 folgenden Anschluss: »Ueber Herbart's philosophischen Standpunkt und über einzelne seiner Doctrinen finden sich zahlreiche kritische Bemerkungen in verschiedenen Schriften und Abhandlungen von Beneke, Trendelenburg, Chalybäus, Lotze, Lange und andern später zu erwähnenden Philosophen; in jüngster Zeit sind unter andern erschienen: P. J. H. Leander, über Herbart's philos. Standpunkt, Lund, 1865; K. F. W. L. Schulze, Herbart's Stellung zu Kant, entwickelt an den Hauptbegriffen ihrer Philosophie, Luckau 1866; Herm. Langenbeck, die theoretische Philosophie Herbart's und seiner Schule und die darauf bezügliche Kritik, Berlin, 1867.

Am Ausführlichsten (auf sieben Blättern) unter den neuern Philosophen ist Friedrich Eduard Beneke (1798—1854) behandelt, dessen Ansichten der Herr Verf. theilweise adoptirt. Auch in dieser neuen Auflage sind die Ansichten dieses Philosophen, die hauptsächlich in der Psychologie als Grundlegend gelten müssen, auf's Neue überarbeitet. Die Anmerkungen sind hier weniger streng polemisch, als erklärend oder in der Form von Bedenken gehalten. Schleiermacher's, Trendelenburg's und Beneke's Ansichten sind es, welche bei dem Herrn Verf. von den neuern Anschauungen den meisten Anklang finden.

Was den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Deutschland betrifft, so ist unter den Hegelianern bei Bruno Bauer beigefügt: »Auch in der Geschichte der Cultur, Politik und Auf-

Digitized by Google

klärung des 18. Jahrh., 4 Bde. 1843 und andern historischen Schriften legt Br. Bauer seinen philosophischen Standpunkt dar.« Zwischen Bayrhoffer und Gustav Biedermann ist K. M. Besser (System des Naturrechts, Halle 1830) eingeschoben, zwischen August von Cieszkowski und Karl Daub Casimir Conradi (Selbstbewusstsein und Offenbarung, Mainz, 1831; Unsterblichkeit und ewiges Leben, Mainz 1837; Kritik der christlichen Dogmen, Berlin 1841), zwischen Heinr. Gust. Hotho und Christian Kapp Alexander Kapp (die Gymnasialpädagogik im Grundrisse, Arnsberg 1841). Bei Friedrich Kapp steht der Beisatz (S. 309): »Friedrich Ernst und Alexander Kapp sind Brüder, Christian Kapp ist ein Vetter von ihnen.« Zwischen Friedrich Kapp und Ferdinand Lassalle findet sich als Einschaltung Karl Köstlin (Aesthetik, Tübingen 1863—1866). Unter den Werken von Karl Rosenkranz wird Diderot's Leben und Werke (Lpzg. 1866) nachgetragen (S. 311). Zwischen Rosenkranz und Rötscher wird Constantin Rössler (System der Staatslehre, Leipz. 1857) angeführt und (ebendas.) beigefügt: »Nur in gewissem Betracht im Hegel'schen Sinne geschrieben.« Zu den Werken Arnold Ruge's kommt eines hinzu: Die Autobiographie: Aus früherer Zeit, Bd. I. bis IV, Berlin 1862—1867). (Der vierte Band enthält auch eine spekulative Betrachtung der Geschichte der Philosophie von Thales bis zur Unterdrückung der Rugischen Jahrbücher ebend.) Von F. K. A. Schwegler's Geschichte der Philosophie im Umrisse (Stuttg. 1848) wird angeführt die sechste Aufl. 1868 (67), die Geschichte der griech. Philos., hrsg. von Karl Köstlin, Tübingen 1859; von Georg Weissenborn Vorlesungen über Pantheismus und Theismus, Marburg 1859 (S. 312). Zu Ludwig Feuerbach kommt der Zusatz: »Friedrich Feuerbach (ein Bruder Ludwigs), Grundzüge der Religion der Zukunft, Zürich und Nürnberg 1843 bis 1844, zu J. H. Fichte, Weisse, Chalybäus: »Verwandter Art sind auch die philosophischen Forschungen Sécrétan's, der besonders die Religionsphilosophie und Ethik, Perty's, der die Anthropologie bearbeitet hat, wie auch der Schellingianer Beckers und Huber, der Baaderianer Hoffmann u. A.« (S. 313). Bei der Angabe der schriftstellerischen Thätigkeit J. H. Fichte's wird (ebend.) nachgetragen: Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen, eine anthropol. Untersuchung und ein Beitrag zur Religionsphilosophie, wie zu einer Philosophie der Geschichte, Lpz. 1867. Dazu wird ebend. bemerkt: »Ueber das Verhältniss seiner philosophischen Richtung zu der Wissenschaft äussert sich Fichte in der Zeitschr. f. Philosophie, Bd. 50, Heft III., Halle 1867, S. 262 ff. dahin, dass Weisse nur eine Fortbildung der Hegel'schen Philosophie erstrebt habe, in welcher letzteren derselbe die früheren Richtungen sämmtlich aufgehoben glaube, er selbst dagegen dafür halte, dass wesentliche Momente früherer Philosophien, insbesondere der Kant'schen, in der Hegel'schen nicht zu ihrem vollen Rechte

Digitized by Google

gelangt seien, und dass der Fortschritt der Philosophie durch die Wiederaufnahme dieser Momente und demgemäss auch durch eine volle Mitberücksichtigung der in anderm Sinne, als Schelling und Hegel, philosophirenden Denker der Gegenwart bedingt sei.« Von Joh. Ulr. Wirth werden nachträglich erwähnt: Philos. Studien, 1851, von Christian Hermann Weisse: Kleine Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik (über Schiller, Göthe u. s. w.), hrsg. von Rud. Seydel, Leipz. 1867 (S. 314). Eingeschoben sind zwischen Chalybäus und Karl Philipp Fischer F. Harms, Prolegomena zur Philosophie, Braunschweig 1852, die philosophische Einleitung in der Karsten'schen allgemeinen Encyklopädie der Physik (Bd. I., Leipz. 1856), zwischen Sengler und J. W. Hanne Leop. Schmid, Grundriss der Einleitung in die Philosophie, Giessen 1860, das Gesetz der Persönlichkeit, Giessen 1862 (S. 314); zwischen Seydel und dem katholischen Philosophen Albert Peip (die Wissenschaft und das gesch. Christenthum, Berlin 1853, der Beweis des Christenthums, Berlin 1856, Christosophie, Berlin 1858, Jacob Böhme, Leipz. 1860, die Gesch. d. Philos. als Einleitungswissenshaft, eine Antrittsvorlesung, Göttingen 1863, zum Beweis des Glaubens, Gütersloh 1867) und Joh. Huber (Studien, München 1867, S. 315). Von denjenigen Philosophen, welche unter Scheiermacher's Einfluss schrieben, werden nachgetragen zwischen Julius Braniss und Vorländer J. P. Romang (Willensfreiheit und Determinismus, Bonn 1835, System der natürlichen Theologie, Zürich 1841, Erkenntnisslehre, 1847, Gesch. der neuern Moralphilosophie, Marburg 1855); zwischen Richard Rothe und J. H. Fichte Carl Schwarz, der Verfasser der Schrift: Zur Geschichte der neuesten Theologie, 3. Aufl., Leipz. 1864; Felix Eberty (Versuche auf dem Gebiete des Naturrechts, Leipz. 1852, über Gut und Böse, zwei Vorträge, Berlin 1855, (S. 316).

Zur neueren philos. Literatur wird hinzugefügt bei J. W. Hanne (S. 314): Geist des Christenthums, Elberfeld 1867, bei Richard Rothe die zweite neu ausgearbeitete Auflage seiner theologischen Ethik, Bd. I. (Wittenberg 1867), bei Moriz Wilhelm Drobisch: Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit, Leipz. 1867 (S. 318), bei Carl Ludw. Hendewerk: Der Idealismus des Christenthums, Königsberg 1862; bei Gustav Adolph Lindner: Lehrbuch der formalen Logik nach genetischer Methode, 2. Aufl., Wien 1867, Einleitung in das Studium der Philosophie, Wien 1866 (S. 318), bei Gustav Schilling: Beiträge zur Geschichte und Kritik des Materialismus, Lpzg. 1867 (S. 320).

Nachdem der Hr. Verf. auf die Psychologie Carl Fortlage's, welcher den Beneke'schen empirischen Standpunkt, versetzt mit Fichte'scher Speculation, in freier Umbildung durchführt, und auf O. F. Gruppe's auf Baco zurückgehenden Empirismus aufmerksam gemacht hat, führt er S. 323 fort: »Nicht für empiristisch genug

Digitized by Google

hält den Beneke'schen Empirismus Reinhold Hoppe (Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosopie, Berlin 1852), der seine Arbeit als Vollführung dessen, was Locke gewollt habe, bezeichnet, nämlich als Aufklärung über die philosophischen Begriffe zum Zwecke der scharfen Bestimmung des Sinnes der philosophischen Fragen, wodurch deren Lösung bedingt sei; in seiner philosophischen Doctrin berührt sich Hoppe zuerst mit Berkeley.«

Von den neueren literarischen Erscheinungen sind als Zusätze angeführt von Eugen Dühring kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre (Berlin 1866), von Carl Lemcke populäre Aesthetik (Leipz. 1865, 2. Aufl. ebendas. 1867), von J. Hoppe Logik, Paderborn 1868. S. 329 wird das naturphilosophische Interesse angedeutet, welches sich in der neuern Zeit dem der positiven Naturforschung näher liegenden Probleme der Entstehung der Arten seit Darwin's Schrift on the origin of species zugewendet hat, und dazu bemerkt: »Auf dieser Doctrin ruht insbesondere Ernst Häckel's umfassendes Werk: Generelle Morphologie der Organismen, allg. Grundzüge der organ. Formenwissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformirte Descendenztheorie, 1. Band: Allgem. Anatomie der Organismen, 2. Band: Allgem. Entwicklungsgesch. der Organismen, Berlin 1866.

In der kurzen Uebersicht der französichen Philosophie wird am Schlusse von August Comte und dem Positivismus gehandelt und auf einige Werke desselben hingewiesen. Zur Comte-Literatur kommen neu hinzu: J. St. Mill, Comte and Posisivism, 2 ed. revised, London 1866; ferner Ch. Pellarin, essai crit. sur la philos. positive, Paris 1866; vgl. la philosophie positive, revue dirigée par E. Littré et G. Nyrouboff, Paris 1867.

Was die Literatur der Philosophie des Auslandes betrifft, so ist zuerst die Philosophie in England und Schottland um Mehreres bereichert worden. Zuerst wird auf J. H. Stirling's Uebersetzung des Schwegler'schen Umrisses der Geschichte der Philosophie (Edinb. 1867) hingewiesen. Daran reihen sich Collyns-Simon und der jetzt nach Hamilton in Edinburgh docirende Professor Fraser. Sie theilen Berkeley's Ansicht, dass nur Geister und Phänomene existiren, indem die materiellen Dinge nichts anderes, als Ideen (Vorstellungen, Erscheinungen) seien, welche Ansicht heute in England manche Anhänger zählt. Von Collyns-Simon insbesondere werden (S. 331) zwei Grundsätze aufgestellt, welche den Kern seiner Lehre bilden. Der eine wird als ein richtiger Satz des gemeinen Menschenverstandes, der andere als ein wissenschaftlicher Satz bezeichnet. Der erste Satz lautet: Der reale Tisch und die reale Welt sind der Tisch und die Welt, die wir sehen und fühlen, der zweite: Das, was wir sehen und fühlen, besteht ganz in Phänomenen, d. h. gänzlich aus gewissen Eigenschaften, wie Härte, Gewicht, Gestalt, Grösse, die unseren Sinnesempfindungen inhäriren und darum aus den Sinnesempfin-

Digitized by Google

dungen selbst. Diese Phänomene sind die realen materiellen Objekte selbst. Der Herr Verf. wendet gegen diese Lehre (ebend.) ein: »Es möchte sich sehr fragen, ob nicht die beiden ersten Sätze nur dann als wahr gelten können, wenn in ihnen der Ausdruck: »das, was wir sehen und fühlen« in einem verschiedenen Sinne genommen wird. Werden nämlich unter diesem Ausdruck die sinnlichen Perceptionen selbst verstanden, so ist der zweite Satz wahr, aber der erste nicht; werden darunter andererseits die transcendentalen Objekte oder Dinge an sich verstanden, welche unsere Sinne so afficiren, dass in Folge dieser Affectionen in uns die Perceptionen entstehen, so ist der erste Satz wahr, aber der zweite falsch, und nur bei einem Wechsel der Bedeutung sind beide wahr, wesshalb der Schluss mit dem Fehler der »quaternio terminorum« behaftet ist. Die Beziehungen zwischen denkenden Wesen müssen durch an sich viele nicht denkende Wesen vermittelt sein.« In der Darstellung der französischen Philosophie ist von Paul Janet, dem neueren Bekämpfer des deutschen Materialismus auch noch nachträglich die gleichfalls eine Kritik des Materialismus enthaltende Schrift: Le cerveau et la pensée, Paris 1867, genannt. Von dem letzteren verdient auch die ebenfalls in der Germer-Baillière'schen bibliothèque de philosophie contemporaine enthaltene Schrift: La crise philosophique: M. M. Taine, Renan, Vacherot, Littré Erwähnung. Von E. Saisset sind ausser dem angeführten essai de philosophie religieuse die Schriften l'ame et la vie, suivi d'une étude sur l'esthétique française und Critique et histoire de la philosophie (fragments et Discours) zu nennen. Während in der ersten Ausgabe die Verdienste des Chr. Bartholmèss (1815—1856) um die Geschichte der neueren Philosophie hervorgehoben werden, wird in der zweiten Auflage dabei noch Damiron und hinsichtlich der Leistungen in der Geschichte der alten Philosophie Ravaisson, Thurot und Jules Simon genannt. Ferner werden Rémusat und Hauréau als Bearbeiter der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie angeführt. Bei Ernest Renan wird die vie de Jesus, Paris 1863, bei H. Taine die Philosophie der Kunst, deutsch, Leipzig 1866, erwähnt. Von H. Taine sind ausser der philosophie de l'art noch besonders le positivisme anglais, étude sur Stuart Mill; l'idéalism anglais anzuführen. Von den französischen Philosophen der Gegenwart verdienen wohl noch Erwähnung Auguste Laugel, Challemel, Lacour, Albert Lemoine, Leblais, Ad. Garnier, Jules Barni, Ad. Franck u. s. w. Von Emile Jacquemin wird S. 334 gesagt, dass er in seinen Schriften (la polarité universelle, science de la création; l'homme, son organisation spirituelle, Paris 1867) mit manchem Phantastischen vermischte Resultate der Naturforschung gebe. Der Ueberblick der französischen Philosophie findet durch den Anhang von Paul Janet eine würdige entsprechende Ergänzung. Bei der Philosophie im Lütticher-Lande liest man den Beisatz: Alphons Kersten in Lüttich (gest. 1863) hat gegen

Digitized by Google

Bonald's Lehre vom Geoffenbartsein der Sprache den natürlichen Ursprung derselben behauptet (S. 334). Zu dem auch in der ersten Auflage erwähnten Bordas-Dumoulin kommt noch hinzu, dass er, an der Lehre von der Schöpfung, dem Sündenfall und der Erlösung festhaltend, doch zugleich auch eine philosophische rénovation du christianisme, einen Fortschritt zu der christlichen Brüderlichkeit und Einheit unter der Herrschaft der Wahrheit, und Vernunft erstrebte. Bei dem modernisirten Cartesianismus Hunt's, seines Schülers, wird in der neuen Auflage das Werk angeführt: Le cartésianisme ou la véritable rénovation des sciences, ouvrage couronné de l'institut, suivi de la théorie de la substance et de celle de l'infini, par Bordas-Dumoulin, précédé d'un discours sur la réformation de la philosophie au XIXème siècle pour servir d'introduction générale, par T. Huot, Paris 1843, ferner von Huet: La science de l'ésprit, Paris 1864. Nach Delboeuf ist in Lüttich als Nachfolger Oscar Merten, ein Schüler Leroy's, mit seiner Schrift de la génération des systèmes philosophiques sur l'homme, Bruxelles 1867, genannt. Nach Ubagh's Abgange, welcher in Löwen die Philosophie lehrte und von den Jesuiten bekämpft wurde, wird als dessen Nachfolger der Abt Cartuyvel angeführt. Unter der Rubrik der Holländischen Philosophie lesen wir als Hülfsmittel E. Grucker, François Hemsterhuis, sa vie et ses oeuvres, Paris 1866 und als Philosophen den Namen des Platonikers Philipp Wilhelm van Heusde in Utrecht (1798—1839). In der ersten Ausgabe sind bei dem Ueberblicke der italienischen Philosophie Gioja und Antonio Rosmini-Serbati aus Roveredo zusammengestellt, als sich an die schottische und französische Ideologie anschliessend. In der neuen Auflage werden mit Recht beide gesondert und von dem letztern Folgendes angeführt: »Anknüpfend theils an scholastische, theils an neuere, besonders auch an deutsche Speculation, hat Antonio Rosmini-Serbati aus Roveredo (1797—1855, vgl. über ihn Gorelli, Ant. Rosmini, Torino 1861) mit vieler Selbstständigkeit ein neues System ausgebildet.« Beigefügt wird bei dessen Anhängern der Name eines Philosophen, der eine Richtung verwandter Art hat, des »mit den Forsshungen Lotze's, Trendelenburg's und anderer deutschen Philosophen vertrauten« Francesco Bonatelli zu Bologna, dessen Hauptschrift ist: Pensiero e conoscenza, Bologna 1864. Ferner ist in der neuen Auflage genannt Epifanio Fagnani, der auf der Grundlage der Geschichte der Philosophie philosophirt (Delle intime relazioni, in cui sono e con cui progrediscono la filosofia, la religione e la libertà, Torino 1863). Von dem jüngeren Imbriani, Vittorio, kommen als literarhistorische und ästhetische Werke hinzu: Sul Fausto di Goethe, Napoli 1865; dell' organismo poëtico e della poësia popolare Italiana, Napoli 1866. Neu aufgeführt wird von Simone Corleo, welcher eine »kritische Synthesis der philosophischen Systeme erstrebt«, die Schrift: Filosofia universale, Palermo 1860—1863. Bei Mamiani's Schriften

Digitized by Google

findet sich der Zusatz: Confessioni d'un metafisico, Florenz 1865 (eine Bekämpfung des Pantheismus), bei dem Pater Matth. Liberatore dessen Schrift: Institutiones philos. ad triennium accomodatae, ed. III. Romae 1864, bei Sanseverino die zweite Ausgabe der philos. christ. cum antiqua et nova comparata, Neap. 1865, bei dem Rechtsphilosophen de Crescentio: Scuole di filosofia, Florenz 1866. Unter den neuesten Vertretern der Philosophie in Italien hätte wohl Antonino Maugeri, Vorsteher der philosophischen Fakultät an der königlichen Universität zu Catania in Sicilien, besondere Erwähnung finden sollen. Sein neuestes Werk ist der corso di lezioni di filosofia razionale ossia sistema psiche-ontologico, 3 Bde. Cantania (1865—1867). Dieses System will die Extreme eines einseitigen Realismus und Idealismus, eines bloss objektiven und bloss subjektiven Standpunkts vermeiden und führt die Gegensätze des Sub- und Objekts, des Ichs und Nichtichs auf eine höhere absolute Einheit zurück, mittelst welcher es die Forderungen eines rationellen reinen Christenthums mit einer vorurtheilslosen Philosophie zu vereinigen sucht. — Längst hat die öffentliche Stimme über den didaktischen und wissenschaftlichen Werth des vorliegenden vorzüglichen Werkes entschieden, das, wie die rasch hinter einander folgenden Auflagen zur Genüge beweisen, in weiten Kreisen einem tief gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen ist. Gewiss wird sich auch die unter der Presse befindliche neue Auflage des zweiten Theiles durch jene Reichhaltigkeit und Gediegenheit der Ueberarbeitung auszeichnen, welche der Unterzeichnete an den bisher erschienenen Theilen hervorgehoben hat.

v. Reichlin-Meldegg.

Beiträge zur Erklärung der Poetik des Aristoteles von Gustav Teichmüller, Dr. phil. Docent an der Universität zu Göttingen. Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1867. XIV. und 280 S. 8. Auch mit dem weitern Titel: Aristotelische Forschungen von Gustav Teichmüller.

Wenn in letzter Zeit der Poetik des Aristoteles eine grössere Aufmerksamkeit von einer Reihe der namhaftesten Forscher zu Theil geworden ist, welche eben so sehr den Inhalt der Schrift als ihre Bildung und gegenwärtige Gestaltung zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht haben, so wird man auch die vorstehenden Beiträge nicht übersehen dürfen, da sie zunächst die Erklärung des Einzelnen, auf dessen richtiger Erfassung auch die Auffassung des Ganzen beruht, betreffen und hier Erklärung und Kritik gleichmässig in ihren Bereich ziehen. Bei den vielen controversen Fragen, zu welchen die Poetik des Aristoteles Veranlassung gegeben hat, wird man nur auf diesem sichern Wege der richtigen Erfassung des Einzelnen zum Verständniss und zur richtigen Auffassung des Ganzen gelangen, zu dem auch diese Beiträge uns führen sollen, welche eben so gut die Kritik wie die Exegese betreffen. Wie die

Digitized by Google

letztere auf streng grammatischer philologischer Grundlage geübt wird, so wird man auch nicht anstehen, die Kritik, wie sie hier im Einzelnen behandelt ist, als eine gesunde zu bezeichnen, die sich von mancherlei Auswüchsen durchaus frei gehalten und am wenigsten der Aenderungssucht verfallen ist, von welcher gerade bei dieser Schrift des Aristoteles die neueste Zeit nicht ganz frei zu sprechen ist. Dem durch die Handschriften gebrachten Text ohne Rücksicht darauf, ob er von Aristoteles selbst oder einem Epitomator herrühre, sein Recht widerfahren zu lassen, d. h. ihn zunächst als gesund und heil zu betrachten, bis das Gegentheil bewiesen ist, war der Grundsatz, von welchem der Verf. ausging, so wenig es ihm auch entgehen konnte, dass er damit allerdings sich mit manchen neueren Versuchen in einen Widerspruch gesetzt hat, der seine Kritik als eine überaus conservative erscheinen lässt. Als Grundsatz, setzt er hinzu, gilt mir, streng das Gewisse von dem blos Wahrscheinlichen, so wie innerhalb dieses wieder die verschiedenen Stufen der Wahrscheinlichkeit zu unterscheiden. Eben so gilt ihm die Regel, von der Ueberlieferung nicht abzugehen, wenn die Neuerung blos gleiche oder gar geringere Wahrscheinlichkeit zu haben schien. Wir glauben diesen Punkt um so mehr hervorheben zu müssen, weil es uns scheint, dass nicht blos bei der hier in Rede stehenden Schrift des Aristoteles, sondern auch in Bezug auf andere Schriftwerke des Alterthums man in neuerer Zeit vielfach von diesen Grundsätzen, die uns allein Sicherheit bei der Wiederherstellung alter Texte zu bieten vermögen, abgewichen ist.

Durchgeht man nun im Einzelnen diese Beiträge, die wir hier nicht nach den einzelnen Stellen namhaft machen können, (sie sind entnommen aus cp. 1, 3—10, 12—18 und 26) so wird man wohl in den meisten der hier gegebenen Auffassung beistimmen können, und in der gegebenen Erörterung auch manch anderweitigen Beitrag zur Erklärung einzelner Ausdrücke oder Stellen andrer Schriften des Aristoteles enthalten finden. Besonderer Beachtung würdig erscheint die auf die längere Untersuchung über den logischen Zusammenhang des 26 (Bekker 25) Capitel folgende Untersuchung über die Einheit der Zeit in der Tragödie (S. 169—240), die allerdings auch noch manche andere vielfach bestrittene Punkte in Bezug auf die Aufführung der Tragödie behandelt, und unter Andern auch eine richtige Auffassung der Horazischen Stelle (in der Ars Poetica 220 ff.) über das Satyrspiel bringt. Der Anhang enthält noch eine Reihe von einzelnen meist kurzen Bemerkungen, die in dem Texte selbst keinen Platz mehr finden konnten, und zum Theil selbst sprachlicher und grammatischer Art sind. Wir unterlassen es, weiter auf das Einzelne einzugehen, da wir hier nur den Zweck haben, auf diese Beiträge aufmerksam zu machen, die Niemand, der sich mit der Poetik des Aristoteles näher beschäftigt, unbeachtet lassen kann. Druck und Papier sind sehr befriedigend.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Kosenamen der Germanen. Eine Studie von Dr. Franz Stark. Wien, Tendler. 1868. 8.

Als im Jahr 1846 die Berliner Akademie einen Preis aussetzte für eine Sammlung der deutschen Eigennamen bis zum Jahr 1100, hatte man noch keine deutliche Vorstellung von der grossen Schwierigkeit der Aufgabe, für deren Lösung noch alle Vorarbeiten fehlten. Statt die kaum übersehbare Menge der in den verschiedensten Mundarten und von romanischen Schreibern mannichfach entstellten Namen alphabetisch geordnet in eine grosse Reihe zu bringen, hätte man wohl besser gethan, vorerst nur nach der Zeitfolge die Register der bei den Schriftstellern und sonstigen Quellen vorkommenden Namen an einander zu reihen, und es wäre schon ein nicht geringes Verdienst gewesen, dabei kritisch mit Benützung aller möglichen Hülfsmittel, die Gestalt der von Griechen und Römern angeführten Namen festzustellen. Solche Verzeichnisse sind noch jetzt unentbehrlich, und erst aus ihnen lässt sich als Generalregister ein allgemeines Namenbuch gewinnen.

Abgesehen von den Veränderungen und vielfachen Entstellungen, welche die Namen in der Auffassung nichtgermanischer Schriftsteller und unter der Hand unkundiger nachlässiger Schreiber erleiden, erfahren die Namen schon bei den Germanen selbst die mannichfaltigsten Abkürzungen, Zusammenziehungen, Verkleinerungen und sonstigen Veränderungen, welche ihre richtige ursprüngliche Gestalt oft fast gar nicht mehr erkennen lassen. Wie noch jetzt aus dem Namen, den die Linchen, Binchen, Trinchen u. s. w. im Hause führen, nicht zu erkennen ist, wie sie im Taufbuch heissen, so wurden von jeher, auch schon in heidnischer Zeit, die langen vollen zusammengesetzten Namen der Germanen im Hause und im täglichen Leben bequemer und kürzer gemacht, und da die Träger derselben immer zuerst Kinder waren, mit Deminutivbildungen versehen. Alle diese Veränderungen der Namen befasst Herr Dr. Stark unter der Bezeichnung Kosenamen, und er hat den sehr grossen Muth, in das Labyrinth dieser Bildungen einzudringen; in dem Schwanken und Wogen der stets sich erneuernden und übereinander stürzenden Wellen des Oceans der Sprache will er eine regelmässige Bewegung entdecken, in dem wilden betäubenden Lärm der durch einander brausenden und stürmenden Winde des Luftmeers der Sprache sucht er eine Harmonie; in dem scheinbar willkührlichsten und regellosesten Gebiet der Sprachbildung strebt er das Gesetz zu finden. Man wird mit Befriedigung zugestehen, dass der

Digitized by Google

kühne Versuch gelungen ist. Der Verfasser hat das Verdienst, in eines der dunkelsten und schwierigsten Gebiete der deutschen Sprachforschung ein neues Licht gebracht zu haben.

Um zu erkennen, welche Veränderungen die Eigennamen im Leben erlitten, war es durchaus nöthig, mit urkundlichen Belegen nachzuweisen, dass die verschiedenen Gestalten des Namens wirklich derselben Person angehörten. Es galt, aus der grossen Menge der hypokoristischen Namen diejenigen aufzusuchen, denen mit völliger historischer Sicherheit die volle Form, aus denen sie entstanden sind, zur Seite gestellt werden konnte. Dieses Geschäft konnte nur ein Mann ausführen, der durch vieljährigen mühsamen Fleiss dazu vorbereitet war; denn es versteht sich von selbst, dass nicht ein hie und da aufgelesenes Beispiel genügte, um eine Regel aufzustellen, sondern dass die Belege so zahlreich sein mussten, als es die Quellen gestatteten. Der Verfasser sagt S. 11: »Zu diesen Belegen zu gelangen, bedurfte es eines vieljährigen mühsamen Suchens in vielen und umfangreichen Geschichtsquellen, in vielen Tausenden von Urkunden. Ich habe mich dieser Arbeit anspruchslos mit aller Hingebung unterzogen und in hinreichender Zahl Beispiele gefunden, welche den vollen und verkürzten Namen einer und derselben Person nachweisen und endgiltige Folgerungen gestatten.« Diese Worte sind wohl begründet. Die Schrift ist zwar eine kleine, sie hat nur gegen 200 Seiten; aber um sie zu schreiben war eine Arbeit nöthig, die nicht nach Monaten zu bemessen ist, sondern fast genügen könnte um ein Menschenleben auszufüllen.

Das Wesentlichste der gewonnenen Sätze möchte etwa folgendes sein: die vollen germanischen Namen sind Composita wie Wolfbrand, Sigifrid; die Koseform lässt entweder ein Glied des Compositums weg, oder sie wird aus beiden Gliedern zusammengezogen: im ersten Falle ist es zuweilen das erste Glied, das wegfällt, meistens aber das zweite; doch gilt als Regel, die nur seltene Ausnahme erleidet, dass das bleibende Glied des Compositums schwach declinirt; also von Wolfbrand und ebenso allen andern mit Wolf componirten Namen ist die Koseform Wolfo: diese erleidet dann aber durch Assimilation der Consonanten, besonders durch Deminution und Wiederholung der Deminution zahlreiche Aenderungen. Viel dunkler sind meistens die Kosenamen der zweiten Art, welche nicht einfach ein Glied des Compositums verschwinden lassen, sondern in verschiedener Weise bald vom zweiten einen Buchstaben beibehalten, z. B. adalbo und adalbero, bald vom ersten z. B. Nardus aus Eginardus, oder auch von beiden Gliedern gleich viel beibehalten wie Direk aus Diederich.

Im Einzelnen ist wohl noch Manches deutlicher zu machen: S. 20 ist von der Verdoppelung des Consonanten in Sicco aus Sigufridus die Rede. Der Verfasser kann diese Verdoppelung nicht genügend erklären; es ist ihm ein deutsches Lautgesetz nicht recht deutlich geworden. Im Sächsischen werden vor j und auch vor

Digitized by Google

andern liquiden alle Consonanten mit Ausnahme des r geschärft, und diese Schärfung wird durch Verdoppelung ausgedrückt; dieses sächsische Gesetz liegt auch dem Althochdeutschen, das eine jüngere Fortbildung des Niederdeutschen ist, zu Grunde; die Verdoppelung bleibt, aber das j, das sie veranlasst hat, ist meistens verschwunden. Es ist also von Sigufridus das erste Glied des Compositums sigu für die Koseform geblieben, aber mit der S. 55 behandelten Deminutivbildung, eigentlich sigjo, daraus siggjo, weil vor j Schärfung eintritt, und daraus hochdeutsch sicco mit Uebergang der Media in Tenuis und mit Verlust des j.

Die Abhandlung hat drei Anhänge: 1) über Zunamen, 2) über den Ursprung der zusammengesetzten Namen, 3) über besondere friesische Namensformen und Verkürzungen.

Nicht verhehlen kann ich, dass mir die Vorliebe des Verfassers für keltische Namen einige Besorgniss einflösst. Was nennt er keltisch? Er findet, wie es scheint, überall Kelten, und alle Namen, die etwas fremdartig klingen, nennt er keltische. Offenbar sind bei ihm Kopf und Herz im Streit mit einander. Sein Herz schwärmt, wie es scheint, für jenes liebe Keltenvolk, das an allen Orten in Orts- und Personennamen seine Spuren hinterlassen hat; sein Kopf aber zeigt mit festem Blick und sichrer Methode, dass viele jener Namensformeu, die nicht recht deutsch klingen und die daher das Herz seinem Liebling zutheilen möchte, nichts sind als hypokoristische Entstellungen deutscher Namen. Der Verfasser kündigt eine Schrift an über keltische Namen; wir werden jedenfalls Ursache haben, uns einer fleissigen Arbeit zu freuen, wahrscheinlich aber auch Gelegenheit, ihn aus seiner eigenen Schrift über die deutschen Kosenamen zu berichtigen, und von seinem Herzen an seinen Kopf zu appelliren.

Wir schliessen diese kurze Anzeige der kleinen Schrift, die wir unbedenklich für eine der bedeutendsten Erscheinungen halten, die seit vielen Jahren unsere altdeutsche Sprachwissenschaft bereichert haben, mit dem Wunsche, dass die Hingebung und Ausdauer des Verfassers die Unterstützung und Anerkennung finden möchten, die sie verdienen. **A. Holtzmann.**

Der saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile. Beitrag zur vergleichenden Metrik von Karl Bartsch. Leipzig, Teubner. 1867. 62 S. 8.

Die Absicht des Verfassers dieser aus der Erweiterung eines auf der Heidelberger Philologenversammlung 1865 gehaltenen Vortrages entstandenen tüchtigen Schrift ist, »auch einmal vom germanistischen Standpunkte aus die Vergleichung des saturnischen Verses und des altepischen deutschen zu unternehmen und auf die

Digitized by Google

Uebereinstimmung wie auf die principiellen Verschiedenheiten hinzuweisen.« Nach einigen einleitenden Sätzen, zu welchen zu bemerken ist, dass bereits lange vor Otfried Müller Friedrich Lachmann in seiner Schrift De fontibus Livii die Gesetze des Saturnius erkannte, geht der Verf. zunächst zur Besprechung des Verhältnisses von Wortbetonung und Versrhythmus über, worin er wohl richtig dem Saturnius die gleiche Eigenschaft wie den späteren Versmaassen zuschreibt, welche beides in der Regel (quoad eius fieri potest' nach Ritschl proll. Trin. p. 207) in Einklang bringen; »wo aber beide in Widerstreit geriethen, da hat bereits in den ältesten Denkmälern die Quantität, nicht der Accent die Herrschaft.« Die Beispiele des Widerstreits werden sachgemäss klassificirt aufgezählt; wie überhaupt eine geschickte Klassification der Beispiele an der Schrift zu loben ist. In der altdeutschen Metrik ist Zusammenfallen des Wortaccents und des Rhythmus sogar Gesetz; übrigens glaubt Ref., dass die S. 6 fg. angeführten davon abweichenden deutschen Beispiele wie »Gunthér ist umbetwungen«, indem da ausser der Berücksichtigung des Rhythmus einigermassen auch eine des Wortaccentes sich beim Lesen unwillkürlich geltend macht, zugleich die Art zeigen, in welcher auch in dem zugleich so uralten und so volksthümlichen Saturnier solcher Widerstreit mehr oder weniger auszugleichen ist. Denn eine einigermassen raffinirte Durchführung des Widerstreits kann überhaupt nur der kunstmässigen Poesie, z. B. also der griechischen von Homer an, zukommen, nicht aber dieser volksthümlichen Weise, die auch psychologisch nach den möglichst einfachen Motiven zu beurtheilen ist. Durch vielseitige Vergleichung mit der in ganz anderer Ausdehnung erhaltenen altdeutschen Poesie, in welch' letzterer dem Ref. kein Urtheil zusteht, hat sich der Verf. um das Verständniss des Saturniers manche Verdienste erworben. Ich übergehe die Theile der Schrift, welche weniger hierfür in Betracht kommendes enthalten (ihre Kapitel sind: 1) Verhältniss von Wortbetonung und Versrhythmus, 2) Hebung, 3) Senkung, 4) Unterdrückung der Senkungen, 5) Elision und Hiatus [für welche beiden Bartsch die vollständigste Freiheit annimmt], 6) Reim und Alliteration, 7) Halbverse, 8) Cäsur, 9) Verwandtschaft mit griechischen Versformen, 10) Grundform des epischen Verses) und erwähne nur einzelne Theile des Ganzen insbesondere. Nach klassificirter Aufzählung aller Fälle des Fehlens der Senkungen, was bekanntlich im Saturnier alle zwischen zwei Hebungen derselben Vershälfte stehenden Senkungen betreffen kann, spricht Bartsch als seine Ansicht aus S. 20 ff., dass auch der Auftakt des Verses fehlen, möglicherweise dagegen (doch dies behauptet er nicht mit Bestimmtheit) die zweite Vershälfte bisweilen einen Auftakt haben konnte, letzteres z. B. in tit. Mumm. 2 und Naev. ep. 4, den zwei einzigen Versen, in welchen sonst ein zweisilbiges Wort durch die Cäsur zerrissen würde. Seine neue Ansicht vom Fehlen des Auftakts begründet der Verf.

Digitized by Google

damit, dass, sie zugegeben, in vielen Versen die prosaische Betonung mit der metrischen zusammenfällt, z. B. bei Livius »túque mihi narráto« anstatt tuqué u. s. w. Besonders kommt ein Stück von drei Versen (Liv. bei Fest. 352. v. 25—27 Bartsch) hierzu in Betracht. Ferner lässt Bartsch auch die Analogie der altdeutschen Verskunst für seine Behauptung sprechen; in Versen wie dem der Kudrun 'zwô und sehszic frouwen vil minneclîcher meide' findet sich sogar gleich das Fehlen des Auftakts am Anfang und sein Vorkommen bei der zweiten Vershälfte vereinigt. Endlich scheint es dem Verf. in der Natur der Sache zu liegen, dass bei einem Verse, der einmal die Freiheit hat die Senkungen auszulassen, dies auch von 'der ersten Senkung, d. h. dem Auftakte' gilt, dessen Dastehen oder Fehlen für den Gesang, dem der Saturnier ursprünglich untergeordnet war, gleichgültig sei. Ref. wagt über diese Ansicht kein ganz bestimmtes Urtheil, kann sich jedoch nicht verhehlen, dass namentlich der zuerst genannte Grund (die Beispiele gibt Bartsch S. 21) viel Bestechendes hat, zumal bei der oben angedeuteten Ansicht über Widerstreit des Wort- und Versaccents in einem volksthümlichen Versmaass. — S. 35 ff. handelt von dem weiblichen Ausgang beider Hälften des Saturniers. Durch Vergleichung der deutschen Langzeile kommt Bartsch zu dem Schluss, dass sie nur Abschwächung einer ursprünglichen vierten Hebung sei, die sich z. B. bei Otfrid oft in einer oder auch in beiden Vershälften noch deutlich ausgeprägt vorfindet, und glaubt nun diese ursprüngliche Doppelvierheit von Hebungen auch im Saturnier noch nicht so vollständig geschwunden, dass sich nicht noch Beispiele davon nachweisen liessen (S. 37). Aber von diesen Beispielen sind manche durch Anwendung der Elision (so penátium | órdine Naev. 3. moéniá | út ib. 52), andere durch Synizese von Wörtern, die auch in plautinischer Prosodie derselben unterworfen sind (éx tuo Liv. 3, cúmque eo ib. 28), andere in anderer Weise, z. B. durch Aenderung in der metrischen oder prosodischen Messung (zu el. Scip. 2, 6 vgl. Bartsch selbst S. 13) leicht auf drei Hebungen zurückzuführen, und bezweifle ich nicht, dass auch alle übrigen Stellen die Bartsch beibringt, die des Livius und Nävius wenn es sein muss selbst mit Vornahme von Aenderungen, nur je drei Arsen haben: der Charakter des Verses scheint mir durch die vier Arsen zu sehr verändert, ja unkenntlich gemacht, so dass diese nur etwa in Folge einer viel stringenteren Beweisführung zu acceptiren wären. Damit soll die Möglichkeit der Entstehung aus einer ursprünglichen indogermanischen Doppeltetras von Arsen natürlich nicht geleugnet werden, vgl. über den indischen Sloka Bartsch S. 44 ff.

S. 50 – 58 folgt eine Zusammenstellung der erhaltenen saturnischen Verse, zunächst das carmen Arvale, die Scipionischen Grabschriften und die übrigen inschriftlichen Saturnier. Hinzuzufügen sind hier noch das kleine Scipionische Fragment CJL I 37 ... s|

Digitized by Google

..sci]piónem|.... q u]óad ueixei, ferner ib. 1018 Quoiús formá t....| Vicérunt móres fi ..., vielleicht auch ib. 1241: Deis ínferúm paréntúmsácrum: ní uioláto, und ich denke auch 1071: Heis súnt duó concórdes | Famáque boná éxsi-túq[ue] honés[to] félixs, welches mit einem selbständigen Halbvers zu beginnen scheint, wie er sich ja auf inschriftlichen Saturniern bisweilen findet. Ihnen folgen acht meist von Grammatikern citirte Verse verschiedenen Ursprungs, und sodann die Reste der Livianischen Odyssia in 42 und des Nävianischen Bellum Punicum in 65 Versen (wozu auch Rh. Mus. 19, 310 zuzuziehen war), jene nach der Günther'schen Ausgabe von 1864, diese nach der Vahlen'schen von 1854 gegeben, beide mit Hinzuziehung der neueren Behandlungen durch Bücheler und Spengel; über die kritische Behandlung gibt S. 59—62 kurze Auskunft. **A. Riese.**

Dr. Franz Palacky, die Geschichte des Hussitenthums und Prof. Const. Höfler, kritische Studien. Prag bei Tempsky 1868, 168 S. 8.

Palacky's Verdienste um die Geschichte Böhmens sind weltbekannt. In seinen alten Tagen aber muss er die Wahrheit des Sprichworts erfahren: viel Ehr', viel Neid. Die warme Vaterlandsliebe, von den seine Geschichtswerke durchwebt sind, wird ihm zum Verbrechen angerechnet und in Verbindung damit ein grosser Theil der Ergebnisse, zu welchen ihn seine Studien geführt haben, als der Unparteilichkeit und in Folge davon der historischen Treue und Zuverlässigkeit ermangelnd bezeichnet. Herr Dr. Schlesinger z. B. stellte es in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Jahrgang VI. Nr. 4. S. 12 vom Jahr 1867) wie eine ausgemachte Thatsache dar, dass Palacky der »nationalste und somit einseitigste aller böhmischen Chronisten« sei. Zu Dutzenden liessen sich die Angriffe zählen, welche in den letzten Jahren gegen ihn gemacht, und zu Hunderten die angeblichen Unrichtigkeiten, welche ihm nachgewiesen worden sind. Insbesondere ist es seine Darstellung des Hussitenthums, wegen deren er am Meisten angefochten wird, und er hat auf diesem Gebiete an Prof. Höfler und einer ganzen sich ihm anschliessenden Schule eine Reihe von Gegnern gefunden, von denen Einige ihm nicht ganz unebenbürtig genannt zu werden verdienen. Dies Letztere gilt jedenfalls von Prof. Höfler, dem von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien beauftragten Herausgeber der »Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung in Böhmen« (Fontes rer. austr. II, 1; VI, 2 und VII, 3), dem Biographen »Ruprechts von der Pfalz«, dem Verf. des »Mag. Joh. Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409« und verschiedener anderer Schriften ähnlichen Inhaltes.

Digitized by Google

Nachdem Palacky, auf dessen Seite übrigens fast Alles steht, was cechisch und slavisch heisst, diesen Angriffen gegenüber lange Jahre hindurch ein stolzes Schweigen beobachtet hatte, so hat er sich in diesem Jahre nun veranlasst gesehen, aus seiner Ruhe herauszutreten und in der vorliegenden Schrift seinen Gegnern, insbesondere Prof. Höfler, eine Antwort zu geben. Dieselbe hat in Böhmen grosses Aufsehen erregt, und schon nach wenigen Tagen eine zweite Auflage nöthig gemacht. Sie bespricht, wiewohl in polemischem Tone, eine Anzahl von Fragen, welche das höchste Interesse des Historikers erregen. So wird es gerechtfertigt sein, dieselbe auch in diesen Blättern zur Sprache zu bringen und einem deutschen Leserkreise in die Gegensätzlichkeit der Auffassungen einen kleinen Einblick zu gewähren, welche dermalen bezüglich der böhmischen Geschichte, vor Allem seiner Glanzperiode im XV. Jahrhundert, vorhanden ist.

Als Veranlassung zu dieser Polemik gibt Palacky folgendes an: da er Alters halber genöthigt sei, die Fortsetzung seiner »Geschichte von Böhmen« vom Jahr 1526 an einem jüngeren Gelehrten (Prof. Gindely von Prag) zu überlassen, so wolle er den Rest seiner Lebenszeit, so weit es ihm möglich sein würde, »einerseits der Revision und Ueberarbeitung aller seiner bisher erschienen Bände, anderseits der Verfertigung eines besondern Supplementbandes widmen, worin, neben allgemeinen Ansichten über die böhmische Geschichte, eine Schilderung der sog. inneren Zustände des Landes und Volkes, seiner geistigen Entwicklung, der socialen und Rechtszustände, der Veränderungen der Verfassung, des Organismus der Regierung u. s. w. versucht werden solle.« Weil er nun zunächst vorhabe, zu einer Wiederbearbeitung der Hussitengeschichte zu schreiten, für welche ihm ein reichhaltiges neues Material zur Hand gekommen sei, eben diese Periode aber seit dem Erscheinen seines Werkes von Seiten mehrerer Schriftsteller, insbesondere des Prof. Höfler, eine von der seinigen durchaus abweichende Auffassung gefunden habe, so wolle er der dadurch nothwendig gewordenen Polemik (für die in einem Geschichtswerke natürlich kein Raum vorhanden sei) eine besondere Schrift widmen. Die grosse hussitische Bewegung biete zunächst ein theologisches Interesse dar, dies liege ihm jedoch fern, da er nicht für die oder jene Kirche oder Partei schreibe, sondern für alle diejenigen, welche über die Ereignisse der Vorzeit Belehrung suchten. Ausserdem komme in ihr aber auch das sittliche und nationale Moment in Betracht. »Hatte jene Bewegung überhaupt eine moralische Bedeutung und Berechtigung oder nicht? Das ist zunächst die Frage. Und dann, welche Rolle spielte dabei die Polarität der nationalen Elemente, insbesondere des deutschen und des slavischen oder böhmischen Geistes? — In letzterer beider Beziehung hat Professor Höfler in seinen neuesten Publikationen sich in die umständlichsten Erörterungen eingelassen, als deren Resultate ein entschiedenes

Digitized by Google

und absolutes Verdammen jener Bewegung sich herausstellt, von ethischem nicht minder als von nationalem Standpunkte aus. Prof. Höfler hat mit seinem seltenen Fleisse und unverdrossener Beharrlichkeit alles zusammengetragen und wiederholt, was je irgend ein Gegner von Hus und den Hussiten in der Mit- und Nachwelt, von Stephan von Dola und Michael de Causis an bis auf unsere Zeitgenossen herab vorgebracht hatte, und hat mit Ignorirung des gegentheiligen Sachbestandes, diesen Wust von Anklagen durch eigene Combinationen, welchen im Allgemeinen grosse Belesenheit und Scharfsinn nicht abzusprechen ist, zu einem umfangreichen künstlichen Bau verarbeitet, zu dessen innerer wie äusserer Vollendung, nach meiner Ueberzeugung, nichts mehr fehlt, als — die Grundlage der Wahrheit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit.

»Dieser meiner Ueberzeugung auch in andern Kreisen Geltung zu verschaffen, ist der nächste Zweck dieses Werkchens. .... Dasselbe wird sich aber auch zu einer Apologie des Hus und seiner Anhänger gestalten müssen. Denn ich könnte die mitunter höchst unwürdigen und unverdienten Angriffe und Beschuldigungen von Seite Höfler's nicht ignoriren und unerörtert lassen, ohne als Geschichtschreiber selbst in den Verdacht zu fallen nicht allein der Parteilichkeit und Unlauterkeit, sondern auch der Feigheit. — Herrn Höfler's diesfällige Leistungen sind in zweierlei Richtung zu unterscheiden, 1) als Herausgeber einer Anzahl von Quellen der Hussitengeschichte, der Scriptores rerum hussiticarum in drei Bänden, und 2) als Commentator derselben oder als Kritiker des Hussitenthums überhaupt« (S. 3—5).

Hiernach zerfällt Palacky's Schrift in 2 Hauptttheile: 1) eine Würdigung der Verdienste Höfler's als Herausgeber der hussitischen Geschichtsquellen, und 2) eine Prüfung seiner Ansichten über den Werth oder Unwerth der hussitischen Bewegung.

I. In ersterer Beziehung aber hat Palacky Herrn Höfler vorzuwerfen, dass er in keiner Weise den Anforderungen genügt habe, welche an einen Herausgeber alter Geschichtsquellen gestellt werden müssten. Er gibt über die Quellen, welche er mittheilt, gewöhnlich entweder gar keine oder nur höchst mangelhafte und oberflächliche Auskünfte. Seine Texte wimmeln von unrichtigen, beirrenden und sinnwidrigen Lesarten, falschen Interpunktionen und fehlerhaft geschriebenen böhmischen Namen und Wörtern. Die Eintheilung und Aufeinanderfolge der aufgenommenen Quellen ist eine gänzlich plan- und systemlose und die Indices sind höchst unvollständig. Ausserdem sind eine Menge völlig werthloser Urkunden aufgenommen, während manche sehr werthvolle weggelassen worden sind, wie z. B. das wichtige Notariatsinstrument über die erste Verdammung der wycliffe'schen Lehrsätze an der Prager Universität vom 28. Mai 1403, die Streitartikel zwischen dem katholischen und utraquistischen Consistorium zu Prag vom Jahr 1448, die Acta concilii Constantiensis des Andreas von Regensburg, das

Digitized by Google

liber Augustalis des Thomas Ebendorfer von Haselbach, nebst vielen sehr werthvollen böhmischen Quellen (Herr Höfler versteht eben das Böhmische nicht!).

Im Einzelnen vermag er ihm folgende Verstösse nachzuweisen: 1) bezüglich der Ermordung des bekannten Johann von Nepomuk kann zwar auch Höfler nicht bestreiten, dass seine Kanonisirung im Jahr 1729 auf Grund falscher historischer Angaben erfolgt ist: man hat damals den 16. Mai 1383 als seinen Todestag angenommen und gilt der 16. Mai bis heute noch in unsern Kalendern als sein Todestag; es ist aber klar erwiesen, dass der 20. März 1393 als solcher anzunehmen ist. Während jedoch ebenso klar nachgewiesen ist, dass die Ursache, wegen deren ihn König Wenzel hat ertränken lassen, nicht darin bestanden hat, dass er das Beichtgeheimniss der Königin nicht entdecken wollte, wie die römische Kirche behauptet hat, sondern darin, dass er wider den Willen des Königs die Wahl des Abtes von Kladrau bestätigte und der von jenem beabsichtigten Gründung eines zweiten Bisthums für Böhmen entgegentrat, so sucht Höfler die wenigen Bemerkungen, welche in den alten Quellen darüber vorhanden sind, so zu drehen und zu wenden, dass die kirchlich sanktionirte Auffassung des Sachverhaltes dadurch wenigstens nicht ausgeschlossen wird. Er sagt in seiner österreichischen Geschichte für das Volk (Bd. V, die Zeit der luxemb. Kaiser, Wien 1867, S. 130): »erst allmählig tauchte die wahre Ursache dieser Schandthat auf und dass es sich eigentlich um ein Beichtgeheimniss handelte.« Er sucht den ganzen Vorgang in ein mystisches Halbdunkel einzuhüllen; er citirt einige handschriftliche Bemerkungen aus dem XVI. oder XVII. Jahrhundert, in welchen die Verletzung des Beichtgeheimnisses als die Ursache seiner Ermordung und auch das falsche Datum (der 16. Mai 1383) angegeben wird; das Chronicon Bohemiae schreibt: anno eodem Johanko doctor venerabilis est submersus (eo quod regem correxit de peccatis), der eingeklammerte und bedeutungsvolle Satztheil gibt sich im Mscr. als ein Zusatz von späterer Hand zu erkennen, er bezeichnet ihn nur als »nachgedunkelt«; er fällt mit wahrer Wuth über die bekannte Schrift Dr. Abel's her und nennt sie unkritisch und kalumniös; er meint, König Wenzel könne in diesem Falle, wie in anderen, die Opfer seiner Grausamkeit haben schwören lassen, Niemanden etwas davon zu sagen. Als ob die Folterung und Ertränkung eines erzbisch. Generalvikars eine verborgene Sache bleiben könnte! — 2) Die Chronik der Universität Prag (Geschichtschr. I, 13—47) nennt Höfler eines der merkwürdigsten Geschichtswerke des späteren Mittelalters, während sie in Wahrheit vom Jahr 1414 an keine selbständigen Notizen mehr hat, sondern lediglich eine Compilation aus dem grossen Geschichtswerke des Utraquisten Laur. von Brezowa ist. — 3) Bei der Herausgabe eines neuen, einem Codex unicus des ständischen Museums zu Prag entnommenen Textes der

Digitized by Google

historia de fatis et actis Mag. Johannis Hus Constantiae des Peter von Mladenowic (Geschichtschr. I, 111—315) hat er sich eine solche Menge Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lassen, dass sie zu Hunderten nachzuweisen sind und geradezu eine neue, bessere Ausgabe erforderlich ist. Der Vorwurf, den er gegen Ulrich von Hutten oder wer sonst in der Reformationszeit den Mladenowic zuerst herausgegeben hat, erhebt, dass sie in der Historia et Monumenta Joh. Hus atque Hieronymi (Nürnb. 1558 und 1715) einen unrichtigen und entstellten Text geboten hätten, trifft ihn selbst in verstärktem Masse. — 4) Von den bisher noch nicht edirten Schriften Hussens veröffentlicht er zwar mehrere, welche, wie seine Universitätsschriften, einige Briefe, Apologien und Predigtauszüge von hohem Werthe sind, da er sie aber weder alle, noch auch ohne bedeutende Textunrichtigkeiten bietet, so hat das Publikum auch jetzt noch keine vollständige Ausgabe der Werke und Schriften von Hus. K. J. Erben gibt soeben die böhmisch geschriebenen heraus (Prag 1865 ff. bei Tempsky) und Palacky selbst hat vor, wo möglich noch im Laufe dieses Jahres eine neue, fehlerfreie und vollständige Ausgabe der für Hussens Geschichte wichtigsten Dokumente und Schriften zu veranstalten. — 5) Ganz dasselbe ist von den Schriften des katholisirenden Mag. Johann Pribram zu sagen, sie sind weder vollständig, noch fehlerfrei mitgetheilt. — 6) Den Verfasser der grossen Hussitengeschichte (Geschichtschr. I, 321—527) nennt Höfler Laurentius von »Brezina«, während er von »Brezowa« heisst und die Abfassung der Taboritenchronik (II, 475—820) schreibt er ausser dem Nicolaus von Pelhrimow (Pilgram), dem bekannten Taboritenbischof, auch noch dem Johann von Lucawec zu, einer gänzlich unbekannten Person, welche dieselbe höchstens abgeschrieben haben könnte; ein längst nachgewiesener Irrthum des Cochlaeus. — 7) Die Rede des französischen Gesandten, des Prior von Sallow (II, 174—187) kann nicht in das Jahr 1409 gehören, sondern muss schon 1408 oder 1407 vor König Wenzel gehalten worden sein, auch kann das Mscr. derselben auf der Prager Univ.-Bibl. nicht wohl als ein Autograph Hussens gelten, wie Höfler meint, da die Schriftzüge von den sonst vorhandenen Hussens wesentlich verschieden sind. — Fasst man alles dieses zusammen (und wir haben hier nur die Hauptpunkte erwähnt), so sieht man, die Herausgabe der »Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung« war bei Prof. Höfler in sehr ungeschickte Hände gelegt.

II. Derselbe ist aber auch ein ganz ungerechter Beurtheiler der hussitischen Bewegung, dies weist Palacky hauptsächlich an folgenden einzelnen Punkten nach. 1) Höfler (und mit ihm die ganze Menzel'sche Schule) sieht die Hussiten als Cechen und Slaven einer inferioren Menschenrasse angehörend an und ist der Meinung, die slavischen Nationalitäten hätten aus sich selbst und ohne die Aufnahme der germanischen Kultur niemals die Fähigkeit und

Digitized by Google

Kraft erlangt, aus thierischer Barbarei zu humaner Bildung, aus absoluter Rechtlosigkeit zum Genusse einer mehr oder weniger beschränkten Freiheit zu gelangen. Dagegen führt Palacky in einem höchst interessanten Abschnitte »von den Unterschieden in der Geschichte der Deutschen und der Slawen« (S. 74—89) aus: die Slaven haben und hatten freilich von jeher ihre besonderen Nationaleigenthümlichkeiten, sie gehören nicht zu der Klasse der erobernden Völker (der alten Römer, Deutschen, Hunnen, Türken, Magyaren u. s. w.), bei welchen die Gewalt oder die Macht des Stärkeren alle Rechts- und politischen Verhältnisse gestaltet hat, sondern zu derjenigen der friedliebenden und erwerbfleissigen (der Juden, der Griechen u. A.), bei welchen Recht und Eigenthum mehr auf einem freiwilligen, durch das Gefühl gemeinsamer Solidarität bedingten Uebereinkommen ruht; ihre Gesetze sind nicht aus der Willkür einzelner Machthaber geflossen, wie insbesondere bei den alten Römern und in der Folge bei den Deutschen, sondern aus dem vereinbarten Willen der Gesammtheit, so dass bei ihnen von jeher das Naturrecht vor dem positiven den Vorrang behauptet hat; alle Schilderungen des altslawischen Volkslebens bezeugen einstimmig, dass die bei den erobernden Völkern vorhandenen politischen Unterschiede der Stände, das Kastenwesen und die Ungleichheit vor dem Gesetze unbekannte Dinge bei ihnen waren; diese Eigenthümlichkeit hat und hatte freilich, wie die Geschichte lehrt, ihre nicht geringen Gefahren, ihre gefährlichste Klippe ist die Ungebundenheit oder die Scheu und der Widerwille, sich irgend einer Autorität freiwillig unterzuordnen; auch haben solche Völker wenig oder fast keine staatenbildende Kraft in sich, sie pflegen nur in Zeiten der Noth vorübergehend zu einer grösseren Concentration ihrer Macht zu schreiten. Darf man deshalb jedoch abschätzig über sie urtheilen? Bietet das Leben der erobernden Völker nicht ebenso grosse Schattenseiten dar, nur von anderer Art? Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass die Deutschen in Civilisation, Gesittung und Bildung einen grossen Vorsprung vor den Slaven haben, aber diese Superiorität darf nicht einem specifisch edleren Blute derselben, sondern ihrer viel früheren Verbindung mit den Culturvölkern des Alterthums und ihrer früheren Christianisirung zugeschrieben werden. »Ironie des Schicksals! Rechtsanschauungen und Zustände, welche vor einem Jahrtausende als Gemeingut der Slawen noch für barbarisch gehalten wurden, bilden heutzutage den Stolz und die Sehnsucht der civilisirtesten Völker des Abendlandes, und dennoch verschreit man die Slawen als halbe Barbaren! (S. 89)«

2. Der gewichtigste Vorwurf, welchen Höfler gegen Hus und die ganze hussitische Bewegung erhebt, ist der Deutschenhass und der cechisch nationale Fanatismus. Man feierte, sagte er, in Hus einen Reformator, man sieht im Hussitismus die Morgenröthe der grossen Glaubenserneuerung des XVI. Jahrh.; man sollte damit

Digitized by Google

doch endlich einmal, und besonders in Deutschland, stille sein; Hus verdankt seine Bedeutung lediglich der Stärke seines Deutschenhasses und »die Kraft des nationalen Princips hat sich bei ihm stärker bewiesen, als alle Anforderungen der Ethik und des Rechts« (Geschichtschr. III, 27); das religiös sittliche Moment ist im Hussitismus ein nahezu verschwindendes, der cechische Fanatismus war der treibende Faktor desselben. Und was berechtigte Höflern (und mit ihm besonders Dr. Friedrich von München) zu diesen Behauptungen? Sieht man genauer zu, so sind es lediglich die Vorgänge des Jahres 1409, auf welche er sein Urtheil basirt. Hus soll die deutschen Professoren und Studenten aus Prag vertrieben und durch diese Eine That mehr als genug bewiesen haben, dass er von Anfang an nicht ein Reformator, sondern ein wilder, fanatischer Demagog und Revolutionär war! Dieses Thema wird in allen möglichen Tonarten variirt, ihm habe er extra ein ganzes dickes Buch gewidmet. Palacky weist dagegen in ganz unwiderleglicher Weise nach (vgl. übrigens auch Krummel, Gesch. der böhm. Reform., Gotha bei F. A. Perthes 1866, S. 177—209 und theol. Litt. Bl. der Allgem. Kirchenz. 1864, Nr. 13—14): in dem Leben und Wirken Hussens ist ausser den Vorgängen von 1409 nicht das geringste bekannt, was von einem angeblichen Deutschenhasse zeugte; bezüglich dieser Vorfälle aber geht gerade aus den von Höfler mitgetheilten Geschichtsquellen hervor, dass nicht Hus, sondern der königliche Günstling Nikolaus von Lobkowic das den Abzug der Deutschen in Folge der Abänderung des Stimmenverhältnisses an der Universität bewirkende Dekret Wenzel's veranlasst hat, und die Erwägungen, welche den König dazu brachten, waren (nach dem Chron. univ. Prag.) rein politischer Art; die deutschen Nationen an der Universität hingen bei dem damaligen päpstlichen Schisma demjenigen Papste (Gregor XII.) an, welcher längst mit Wenzel's Gegenkönig (Ruprecht von der Pfalz) im Bunde stand, desshalb wollte, ja musste Wenzel's Staatsrath ihrem Einflusse Schranken setzen; Huss hat dann freilich über diese Massregel Freude geäussert, sie vertheidigt und auch bekannt, dass er seinen Einfluss dazu geltend gemacht habe, wenn aber Höfler selbst bekennen muss (Geschichtschr. I. LII), »dass die deutschen Professoren und Studenten, welche hernach Leipzig gründeten, wider Hus die streng kirchliche oder, wie man heutigen Tages zu sagen pflegt, die ultramontane Parthei vertreten,« liegt da nicht ein Erklärungsgrund vor, welcher für sich allein das Verhalten Hussens erklärt, ja auch rechtfertigt, ohne dass auf einen angeblichen Deutschenhass rekurrirt werden müsste? Ausserdem sind auch nicht alle Deutschen von der Universität weggezogen, sondern nur die artistische, theologische und medizinische Fakultät, während die juristische ihre Collegien unbekümmert weiter fortsetzte, und zu ihr gehörten jedenfalls auch Deutsche genug.

Es liesse sich über diesen Punkt noch Vieles gegen Höfler

Digitized by Google

sagen. Man kann nachweisen, dass König Wenzel und die cechische Parthei das positive Recht für sich hatten, als sie die drei Stimmen, welche die Ausländer vor 1409 an der Universität inne hatten, auf die cechische Nation übertrugen und jenen nur noch Eine Stimme beliessen; denn Karl IV. hatte bei der Gründung der Universität (1348) die Bestimmung getroffen: ut studium Pragense ad modum et consuetudinem studii Parisiensis, in quo olim ipse rex in puerilibus constitatrs annis studuerat, in omnibus et per omnia dirigeretur et regeretur, und in Paris hatten die Ausländer nur eine Stimme, die Franzosen aber drei; in Prag hatte sich nur allmählig eine andere Observanz gebildet. Man kann ferner nicht leugnen, (ein Deutscher muss dies mit Beschämung sagen), dass gerade die deutschen Professoren zu Prag es waren, welche sich am stärksten gegen das Aufkommen jeder freiheitlich reformatorischen Richtung stemmten. Dass sie in den seit dem letzten Jahrzehnt des XIV. Jahrh. die ganze Universität in Bewegung setzenden wykliffitischen Streitfragen und Hus gegenüber die Parthei des Obskurantismus vertreten und nach ihrem Wegzuge von Prag nicht geruht haben, bis sie Wycliffe's und Hussens Verdammung durch die Kirche durchgesetzt hatten, ist allgemein bekannt; sie hatten aber auch früher schon eine ähnliche Stellung eingenommen, als die sog. Vorläufer des Hussitenthums Conrad von Waldhausen, Milic von Kremsier und Matthias von Janow ihre reformatorische Thätigkeit in Böhmen entfalteten, sie hatten sogar einen Mann, wie den still auf seiner Burg im Taborer Kreise lebenden, aber evangelisch frei denkenden und philosophisch gebildeten Ritter Thomas von Stitny verfolgt (vgl. Darmst. Kirchenz. 1863, Nr. 89—91). Dies weiter auszuführen, fehlt hier jedoch der Raum und erinnern wir schliesslichlich nur noch daran, dass die Gräuel der Hussitenkriege ebensowohl auf Rechnung der fünf Kreuzzüge gegen Böhmen unternehmenden »guten katholischen Christen,« als der sie unter Zizka und den Prokopen auf so bewundernswerthe Weise zurückschlagenden »ketzerischen Cechen« zu setzen sein werden.

3) So wenig dasjenige gerechtfertigt ist, was Höfler von dem angeblichen Deutschenhasse Hussens redete, ebenso wenig das, was er von einem »versteckten Wesen,« von einer »Lust an Reticenzen« und von »offenbarer Lügenhaftigkeit« Hussens fabelt. Er gründet dieses Urtheil insbesondere auf sein Verhalten in Constanz und seine Aussagen über den Sigismund'schen Geleitsbrief; er meint, Hus habe sich einer entschiedenen Unwahrheit schuldig gemacht, indem er sich in Constanz zuerst gerühmt, frei und ohne Geleitsbrief zum Concil gezogen zu sein, nachher aber doch sowohl in seinen Briefen, als in den öffentlichen Verhören Sigismund und die versammelten Väter des Geleitsbruches beschuldigt habe; es sei darum nicht zu verwundern, dass das Concil schon aus diesem einen Grunde eine so schlechte Meinung von ihm bekommen habe.

Digitized by Google

Dem gegenüber steht als einfache Thatsache fest: der berühmte Salvus Conductus ist, während Hus schon am 11. Oct. 1414 seine Reise nach Constanz angetreten hat, erst am 18. Oct. von der königlichen Kanzlei zu Speier ausgefertigt und durch Wenzel von Deba ihm am 5. Nov., zwei Tage nach seiner Ankunft in Constanz, zugestellt worden. Von Unwahrheit oder Lüge kann also keine Rede sein, Es ist ein vergebliches Unterfangen Höfler's und seiner Genossen, Hussens Wahrheitsliebe und sittenreinen Lebenswandel überhaupt in Zweifel zu ziehen; Beides ist ihm selbst von seinen Feinden bezeugt worden, wie von dem päpstlichen Inquisitor Nicolaus zu Prag (Hus, opp. I, 3), von Stephan von Dola (Petz, thes. anecd. noviss. IV. 2, 462), von Aeneas Sylvius (Hus, opp. I, 426) und von dem Jesuiten Balbinus (Epit. rer. bohem. V. 5, 431).

4) Eine der sonderbarsten Behauptungen Höflers ist, dass, während er sonst gegen die Böhmen wegen des Hussitismus alle möglichen Vorwürfe erhebt, die Urheberschaft der ganzen Bewegung von ihm dennoch Ausländern, Nichtböhmen zugewiesen wird; die Cechen, meint er, hätten (als inferiore Menschenrace) gar nicht Geist und Originalität genug dazu besessen; Hus habe seine Lehre aus Wycliffe's Schriften geholt, der Utraquismus (der Laienkelch) seinen Ursprung von einem Deutschen, dem Mag. Peter von Dresden und der Taboritismus hauptsächlich von dem englischen Mag. Peter Payne seine Kraft und Stärke bekommen. — Dagegen zeigt die beglaubigte Geschichte (vgl. Palacky, Gesch. von Böhmen III, 1 und Krummel, Gesch. der böhm. Ref. p. 50 ff.), dass in Böhmen schon längst vor dem Bekanntwerden der Wycliffe'schen Schriften und Lehren eine sehr ausgeprägte reformatorische Richtung vorhanden war, besonders bei Matthias von Janow, und dass jene seit 1403 gleichsam nur den äusseren Anstoss zum Ausbruch der hussitischen Bewegung gegeben haben; was den sonst fast ganz unbekannten Peter von Dresden betrifft, so darf sein Name bei der Einführung des Laienkelches allerdings nicht übergangen werden, dieselbe wurde jedoch schon vor ihm von dem Mönch Nicolaus de Lacu (Monum. Concil. saec. XV, I, 320) von Matthias von Janow verlangt, und Jacobell von Mies ist diejenige Persönlichkeit, welche im Jahr 1415 das Panier des Kelches in Böhmen erhoben hat; Peter Payne endlich war freilich einer der geistig bedeutendsten Vertreter des Taboritenthums, zu den Begründern desselben darf er aber um so weniger gezählt werden, als sein Name erst mehrere Jahre nach dem Ausbruche des eigentlichen Hussitenkrieges (1419) bekannt zu werden anfing. Von einem andern Taboriten, dem Prediger Johann von Saaz, welcher gewöhnlich unter dem Namen »Teutonicus«, böhm. Nemec, aufgeführt wird, ist es, wie Palacky zeigt, sehr zweifelhaft, ob er wirklich ein Deutscher war, seine Schriften sind wenigstens nur in lateinischer und böhmischer Sprache geschrieben.

5. Nicht nur Höfler, sondern auch viele Andere stellen sich

Digitized by Google

die Hussiten und vor Allem die Taboriten als wilde Rotten vor, die gleich den französischen Septembriseurs nur auf Raub und Mord ausgegangen und auf die Zerstörung alles Bestehenden in Staat und Kirche ausgegangen wären. — Palacky, der gründliche Kenner ihrer Geschichte, zeigt, 1) dass nicht sie es waren, welche die allerdings gräuelvollen Hussitenkriege provocirten, sondern ihre Gegner; 2) dass der Gedanke und die Sitte, einen Gegner um seines Glaubens willen zu morden, auch nicht von ihnen ausgegangen ist; 3) dass sie sich so lange als möglich auf der blossen Defensive hielten; 4) dass sie nach jedem Siege Friedensanträge zu machen pflegten, die aber nicht angenommen wurden; 5) dass sie sich nur offener, nie heimlicher Waffen bedienten und meist viel menschlicher verfuhren, als ihre Feinde, besonders z. B. die deutschen Kuttenberger, und 6) dass sie grundsätzlich auf die Schädigung nicht aller ihrer Feinde überhaupt, sondern nur einiger Klassen derselben (der hohen Cleriker, Mönche u. A.) ausgingen, während ihre Feinde die völlige Ausrottung und Vernichtung aller Hussiten insgemein und ohne Unterschied als ausgesprochenen Zweck verfolgten.

6) Ein weiterer und mit ganz besonderem Gewichte geltend gemachter Vorwurf Höfler's ist, dass der Hussitismus die systematische und grundsätzliche Spoliation der Kirchengüter durch die Magistrate, den Adel und das Königthum proklamirt und vom Jahr 1419 an auch auf die recht- und gewissenloseste Weise in Scene gesetzt habe. — In dieser Hinsicht will und kann Palacky nicht Alles vertheidigen, was während der Hussitenkriege in Böhmen vorgekommen ist, und es ist nicht zu läugnen, dass sich in jenen anarchischen Zeiten Viele, besonders vom Adel, auf unrechtmässige Weise am Kirchengute vergriffen haben; im Allgemeinen aber muss doch wohl daran erinnert werden, salus rei publicae lex suprema und die grossen Kosten, welche jene, gerade durch die Kirche provocirten Kriege verursachten, mussten mit unabweisslicher Nothwendigkeit zu der Einziehung der, ohnedem von ihren Herren verlassenen Kirchengüter hinführen. Der Klerus hatte sich in Böhmen bis zum XV. Jahrh. mehr als einen Drittheil sämmtlichen Grundbesitzes in die Hände zu spielen gewusst. War das nicht ein Zustand, welcher gebieterisch einer Neugestaltung bedurfte, gleichviel auf welchem Wege sie erfolgte?

Palacky schliesst seine Schrift, in der er übrigens noch eine ganze Menge von uns nicht berührten Errata Höfler's aufdeckt, mit den Worten: »Prof. Höfler hat sich durch seine Schriften über Huss und die Hussiten ein Denkmal in Betreff seines kritischen Verfahrens gesetzt, welches weder ihm, noch denjenigen Ehre macht, die seine Bücher, wohl ihrer Calumnien wegen, mit Jubel begrüssten. Man hat es da mit Tendenzschriften zu thun, deren Glaubwürdigkeit also sehr beschränkt ist.« Diesem Urtheile wird kein unbefangener Historiker seine Zustimmung versagen können.

Digitized by Google

Einsender dieses hätte nur gewünscht, dass dasselbe in weniger gereiztem Tone ausgesprochen und im Einzelnen begründet worden wäre, wiewohl es freilich eine schwierige, ja fast unmögliche Sache ist, der absichtlichen Geschichtsverdrehung ohne Leidenschaft entgegenzutreten. Mit um so grösserer Befriedigung dagegen hat ihn erfüllt, was der berühmte Historiograph Böhmens (in Abschn. IX.) zur Erklärung seines Standpunktes in der Controverse ausgesprochen hat, und besonders folgende Schlusssätze: »Meine eigene Confession fasse ich ganz kurz in dem Spruche: Initium sapientiae est timor domini, d. h. ein Thor ist, wer das Universum nur für den Reflex seines Ich hält und es mit dem knappen Maasse seines Verstandes oder seiner Vernunft zu ermessen meint. Ich achte jede religiöse Ueberzeugung, wofern sie eine wirkliche Ueberzeugung ist, aber Wehe demjenigen, der das Heilige, in welcher Weise immer, zu selbstischen Zwecken missbraucht! — Um jedoch auch in concreto zu sprechen, so leugne ich nicht, dass ich unter den mir bekannten christlichen Confessionen derjenigen den Vorzug gebe, zu welcher meine Vorältern sich bekannten, der böhmischen Bruder-Unität: nicht wie sie im vorigen Jahrhundert in Herrnhut umgestaltet worden ist, sondern wie sie im XV. u. XVI. Jahrh. in Böhmen und Mähren sich bildete, wo sie mehr der Praxis des Christenthums als dessen dogmatischen Lehren ihre Sorge zuwandte, und rücksichtlich der letzteren an dem Grundsatze der Perfektibilität auf christlicher Grundlage festhielt. Sie folgte darin, wie dem Beispiele, so auch den Worten ihres ersten Lehrers Hus, der da sagte (de trinit. opp. I, 131): A primo studii mei tempore hoc mihi statui pro regula, ut quotiescunque saniorem sententiam in quacunque materia perciperem, a priori sententia gaudenter et humiliter declinarem, sciens, quoniam illa, quae scimus, sunt minima illorum, quae ignoramus.«

Wir empfehlen diese Schrift Palacky's der sorgfältigen Beachtung Aller, die sich von der Geschichte des böhmischen Volkes und insbesondere des Hussitismus (der in unsern Tagen wieder aufleben zu wollen scheint) ein richtiges Bild machen wollen.

L. Krummel.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Walter; Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn 1863.

Mit Recht hat Walter sein Buch überschrieben »Naturrecht und Politik« denn beide Gegenstände sind nicht ein und dasselbe.

Das Naturrecht hängt mit der Ethik zusammen: die Politik, wie Walter meint, mit dem Licht der Gegenwart. Die Kirche lässt die Uebung als Gewohnheits-Recht nur zu, wenn sie der Ethik entspricht, und heisst dieses jus divinum. Auch der Staat muss sie nach denselben Grundsätzen zulassen, und gebraucht dann das Wort »jus naturale«.

Also wäre wohl jus divinum et naturale ein und dasselbe, aber die Politik im Lichte der Gegenwart ist nicht immer damit einverstanden. Manche Uebungen, welche dem jus divinum et naturale widersprechen, gelten — weil sie Uebung sind — also Gewohnheit sind, ohne oft den Karacter des Rechts zu tragen.

So haben sogar die Männer der historischen Schule in Deutschland die Gewohnheit als Uebung dargestellt. Natürlich wird hier auf die christliche Ethik nicht Rücksicht genommen. Es war dieses in ihrer Art den heidnischen Philosophen der Griechen, Plato und Aristoteles nicht bekannt oder nicht begründet, auch sie wollten Ethik.

Erst als die neueste Philosophie sich erhob, wollte man die subjektive Vernunft über die Ethik erheben. Walter sagt dieses nicht gerade heraus, aber wer ihn verstehen will, versteht ihn.

Die katholische Kirche verlangt in ihrer Verlässigkeit zur Anerkennung des Rechts der Gewohnheit das ausdrückliche oder stillschweigende Anerkenntniss der Kirche: wie der Recensent dieser Schrift S. 7 seines canonischen Rechts sich ausgesprochen hat. Schulte der neueste Schriftsteller über das Gewohnheitsrecht der Kirche, zweite Ausgabe, §. 106, Note 1 führt uns an: demnach aber ist er Anhänger der historischen Schule also mit der blosen Uebung, den Ansichten des Volks oder auch der jetzigen Politik einverstanden.

Dass er vielen Schriftstellern unserer Zeit gefallen musste, namentlich den Schriftstellern über Kirchenrecht, z. B. Dove, kann man nicht bezweifeln, um so gewisser, als Schulte sich jetzt selbst vertheidigen muss gegen die Ansichten des Hauptes der katholischen Kirche §. 119, Note 6 der zweiten Ausgabe seines Lehrbuchs.

Daher kömmt es denn auch, dass Schulte ganz Unrecht

Digitized by Google

hat, wenn er sein Gewohnheits-Recht eintheilt in das jus secundum, praeter oder contra jus, denn das letztere ist gerade Missbrauch: allerdings nur politisch hier zu rechtfertigen, wo vom tacitus consensus legislatoris nichts abhängig sein soll.

Die historische Schule kann sich in ihrer Weise rechtfertigen, wenn sie mit der blosen Uebung zufrieden ist, denn in der That ist das protestantische Kirchenrecht allein mit der Uebung zufrieden. Puchta und Savigny hatten Grosses gethan, wenn sie sich nicht blos auf die Gewissensfreiheit der protestantischen Richtung hinwarfen, sondern eben dadurch der neuesten Philosophie als Historiker aus dem Wege gingen. Das letztere war nicht weniger die Ansicht von Stahl. Aber es war gewiss Unrecht, wenn man diese Ansicht auf das weltliche Recht der Staaten hinbezog und leicht die Politik unserer Zeit dafür als günstig erlangte.

Die Menschen verlangen eine Sanction bei dem Gesetz durch Anerkennung der Staatsgewalt: allein nach Schulte soll das Gewohnheitsrecht auch ohne Anerkennung der Staatsgewalt ein Gesetz sogar aufheben. Die republicanischen Römer erkannten dieses an, weil sie selbst die Staatsgewalt waren: l. 32 D. de legg., aber mit der Veränderung des Princips der Staatsgewalt hörte diese Richtung auf l. 2 Cod. quae sit longa consuet. Dieses ist die wahre Erklärung der eben genannten beiden Gesetzesstellen. Nicht mit Unrecht konnte Ihering unserm Savigny vorwerfen: man habe ihn, seiner Ansicht wegen, für einen Demokraten gehalten. Und in der That ist die protestantische Kirche demokratisch, und Savigny selbst scheute sich nicht, dem italienischen Gouvernement schon im Jahre 1852 anzuzeigen, dass er wohl kein Katholik sei, aber schon nach allgemeinen Grundsätzen seiner subjectiven Philosophie die Unauflösbarkeit der Ehe anerkennen müsse.

Diese allgemeinen Grundsätze sind eben nur Grundsätze der modernen subjektiven Philosophie.

Aus dem Standpunkte des protestantischen Kirchenrechts halten wir diese Ansicht für richtig, denn sie ist wohl jetzt der geltenden Philosophie und dem Princip der modernen Gewissensfreiheit ergeben und schadet dabei Niemanden.

Wie man sich freilich hier zu den Ansichten der katholischen Kirche und des weltlichen Rechts verhalte ist schwer einzusehen: und selbst in Hinsicht auf die protestantische Kirche mag es noch lange zweifelhaft bleiben, ob nicht nach Gewohnheitsrecht ein ausser der Ehe geborenes und zufällig den Vater verlierendes Kind nicht als ehelich zu betrachten sei, wobei man es auf die in der protestantischen Kirche hergebrachte Benediction keineswegs ankommen, noch weniger aber das auf ähnlichen Grundsätzen beruhende katholische Kirchenrecht Rücksicht nehmen kann. Uebung kann in der protest. Kirche Alles machen.

Den Tadel, welchen wir hier gelegentlich aussprechen wollen, ist die wenig gründliche Behandlung des Gewohnheitsrechts §. 64

Digitized by Google

bei Walter. Das Gewissen oder Rechtsgefühl steht als die Quelle allerdings fest, aber ohne Beziehung auf das göttliche und natürliche Recht — auch ist nicht verwiesen auf die moderne Ansicht von Gewissensfreiheit besonders in der protestantischen Kirche, wo die Uebung allein die Gewohnheit macht, was natürlich im katholischen Kirchenrecht und im weltlichen Rechte nicht zureicht. Wenn neuere Gesetzgebungen das Gewohnheits recht gleichsam verboten haben, so dachten sie an die Gewohnheit als blose Uebung und verwechseln dieses mit der Gewohnheit als Recht, welches sie nicht anerkennen wollten ohne Genehmigung des Staats.

Rosshirt.

Tagebuch des Erich Lassota von Steblau. Nach einer Handschrift der von Gersdorff-Weicha'schen Bibliothek zu Bautzen herausgegeben und mit Einleitung und Bemerkungen begleitet von Reinhold Schottin, Dr. ph. Oberlehrer und Bibliothekar der von Gersdorff-Weicha'schen Bibliothek zu Bautzen. Halle, Verlag von G. Emil Barthel. 1866 VIII. u. 230 S. gr. 8.

Das hier zum erstenmal abgedruckte Tagebuch ist ein dankenswerther Beitrag zu der Geschichte der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser desselben, einem alten adelichen Geschlechte Schlesiens angehörig, hatte seine Bildung auf den Universitäten zu Leipzig und zu Padua erhalten, von wo er im Jahre 1576 wieder in die Heimath zurückkehrte, um einige Zeit darauf in das von König Philipp II. von Spanien zu dem gegen Portugal beabsichtigten Feldzug aus Deutschen errichtete Regiment zu treten, zu dem er im August 1577 zu Cremona stiess. Mit diesem Regiment zur See nach Cadix überschifft, nahm er dann Theil an dem Kriegszug nach Portugal und an den Expeditionen nach den Azoren, von wo er nach fünfjährigem Dienste wieder zurückkehrte und im Juli 1584 in Italien wieder landete.

Ueber diesen Kriegszug hat nun der Autor ein genaues Tagebuch geführt, und die Ergebnisse eines jeden Tages notirt, bald nur kurz, bald auch ausführlicher, mit geographischen Beschreibungen oder mit Beigabe einzelner Dokumente, officieller Schreiben u. dgl,, welche auf die Kriegsführung sich beziehen in spanischer wie in lateinischer Sprache: es nimmt dasselbe den einen Theil der Publikation ein, der Manches recht interessante enthält. Die Rückreise aus Italien nach Schlesien wird nach den einzelnen Stationen genau angegeben, und so enthalten auch die Aufzeichnungen der nächsten Jahre fast nur kurze Reisenotizen, die auf irgend eine politische Verwendung schliessen lassen, nachdem er am 13. März 1585 »Ihr Kay Mtt Hofdiener worden, Ist monatliche Unterhaltung auf zwei Ross zwanzigk gulden, Und gehett die Besoldung den Ersten Martii an.« Das nun folgende Tagebuch enthält

Digitized by Google

in den nächsten Jahren nur kurze Aufzeichnungen über die Reiseroute des Verfassers in Polen, die uns wohl ahnen lassen, dass er in Aufträgen seines Kaisers diese Reisen mit verschiedenen, wohl auch geheimen Aufträgen und Abordnungen gemacht; ausführlicher werden aber die Aufzeichnungen wieder mit der zweiten Hälfte des Jahres 1590, nachdem am 25. Juni ihm ein Schreiben des Erzherzogs Maximilian zugekommen »Darinnen er meldet, das höchstgedachte Ihre Khun. M. gnädigst gesonnen, mich in dero Geschäften zum Grossfürsten in Mosskaw abzufertigen.« Ueber Görlitz, Berlin und Rostock erfolgt darauf die Reise nach Wismar, welche Orte in dem Tagebuche näher beschrieben werden; in Wismar schliesst er mit einem Schiffer einen Vertrag ab, »das Er mich gegen die Narva führen und daselbst auf die Reusische Seiten absetzen soll, dagegen ich ihm 246 Thaler zugesagt.« Was der eigentliche Gegenstand der Sendung war, wird nicht angegeben; jedenfalls misslang dieselbe, da der Verfasser bei der Landung in die Gefangenschaft der Schweden gerieth, wie er hier ausführlich und mit allen Details erzählt, dann als Gefangener nach Schweden gebracht und in Haft gehalten, übrigens von dem König wie von dessen Bruder, dem Herzog Karl von Südermannland mehrfach befragt wurde; erst im April 1593 erfolgte seine Freilassung und die Rückkehr nach Deutschland. Uebrigens erhalten wir in Folge dieses Aufenthaltes in Schweden manche interessante Beschreibung von einzelnen Städten, wie z. B. Upsala, Stockholm, wie überhaupt von Land und Volk; so z. B. S. 177 der ganzen Lebensweise in Schweden. Auf der Rückreise wird Helsingör, Kopenhagen, Roschilt, Odensee näher beschrieben; übrigens ist die Erzählung der Rückreise nicht vollständig, in Folge einer im Manuscript befindlichen Lücke. Im Jahre 1594 sehen wir ihn schon wieder auf einer Reise, im Auftrag des Kaiser Rudolph, um die Zaporogischen Kosaken in kaiserliche Dienste zu führen, und erndete er dabei die volle Anerkennung des Kaisers ein; das Tagebuch, das darüber geführt wird, ist ausführlicher und enthält gleichfalls Manches Interessante, eben so wohl in Bezug auf diese Kosaken selbst, als in Bezug auf die Beziehungen und diplomatischen Verbindungen Oesterreichs mit dem Orient zu jener Zeit. Damit schliesst das Ganze; aus weiteren Dokumenten weist der Herausgeber nach, dass Lassota im Jahr 1595 auf den Vorschlag des Erzherzog's Matthias zum Mustermeister von Oberungarn ernannt, aber im Jahr 1604 in die Katastrophe von Kaschau, das durch Verrath in die Hände der Rebellen fiel, verwickelt ward; auch im Jahr 1611 muss er noch gelebt haben, da er in Anerkennung seiner dreissigjährigen Dienste zum kaiserlichen Rath ernannt ward. Alle weitere Nachrichten fehlen.

So bietet die Veröffentlichung dieses Tagebuches doch Manches, was für die geschichtliche Forschung von wesentlichem Belang ist, da hier ein Augenzeuge von Selbsterlebtem spricht und

Digitized by Google

an der Wahrheit und Treue seiner Erzählung zu zweifeln auch nicht der geringste Grund vorliegt. Auch was die Länderkunde betrifft, so werden die getreuen Schilderungen einzelner Orte und Städte Portugal's, der Azoren u. s. w. nicht minder anziehend erscheinen, als das, was über Schweden, und einzelne Theile von Russland gelegentlich erzählt wird. Selbst für die Ortskunde im Einzelnen lässt sich Manches aus diesem Tagebuch entnehmen bei der Genauigkeit der Aufzeichnung aller, auf den wiederholten Reisen Tag für Tag berührten Orte. Die Publikation selbst ist mit aller Genauigkeit veranstaltet und mehrfach auch mit Bemerkungen, die auf das richtige Verständniss einzelner Stellen sich beziehen, oder weitere Nachweise geben, ausgestattet.

Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. Von J. J. Honegger. Erster Band: die Zeit des ersten Kaiserreichs. Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1868. XII und 416 S. in gr. 8.

Unter dem vorstehenden Titel beabsichtigt der Verfasser eine Uebersicht des Ganges der Literatur und Cultur überhaupt zu geben, welche in fünf Bänden abgeschlossen sein soll, und in diesem ersten Bande die Zeit des ersten Kaiserreichs behandelt, während im zweiten Band in der ersten Abtheilung die Restauration in ihrem politischen Schwanken, in der zweiten dieselbe auf ihrer reaktionären Höhe, im dritten und vierten das Julikönigthum und die Bourgeoisie behandelt werden, im fünften aber ein dialektischer Abriss über den gesammten Culturgang unseres Jahrhunderts und seine Endresultate folgen soll. Da bei dem gewaltigen Umfang eines solchen Unternehmens die Darstellung nicht in alles Detail sich einlassen kann, so hat der Verf. es vorgezogen, sein Werk als »Grundsteine« zu bezeichnen; denn, sagt er, solche möcht' ich legen für eine allgemeine Culturgeschichte, die nach wie vor ein Anderer entwerfen mag. Die Grundgedanken der Zeit möcht' ich kurz und scharf fixiren, ihr die besondere Signatur ablauschen und das Fundament herstellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geistesgeschichte unserer vielbewegten und weithin strebenden Zeit« (S. VIII).

Die beiden ersten Abschnitte behandeln die äusseren Verhältnisse und stellen Consulat und Kaiserreich, dann die einzelnen Staaten in ihrer innern Politik und Gebietsgestaltung dar, worauf im nächsten Abschnitt Sociale Züge (Bentham), im vierten Erfindungen, Technik und Bauten, im fünften Reisen, Entdeckungen und Colonisationen (hier insbesondere Alexander von Humboldt) folgen. Mit dem sechsten treten wir in die Wissenschaft und gelehrte Forschung ein; es werden die einzelnen Zweige derselben durchgangen,

Digitized by Google

und auf die Philosophie insbesondere zuletzt noch Rücksicht genommen, von Kant bis auf Hegel herab. Im siebenten Abschnitt folgen Tagesgeschichte und Politik, Memoiren, Journalistik, im achten die bildenden Künste, im neunten Theater und Musik: bei jedem der genannten Abschnitte werden hervorragende Persönlichkeiten näher charakterisirt. Am umfassendsten ist der achte Abschnitt ausgefallen: die schöne Literatur (S. 245—409); in diesem ist es besonders die Charakterisirung der verschiedenen Richtungen, die sich auf diesem Gebiete geltend machten, wie der einzelnen hier hervortretenden Persönlichkeiten, auf welche wir aufmerksam machen wollen, da wir nicht weiter in das Einzelne einzugehen vermögen, und mit dieser Anzeige nur im Allgemeinen unsere Leser auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen beabsichtigen. In wie weit der Verfasser bei seiner individuellen Beurtheilung der einzelnen Richtungen wie der einzelnen Personen auf allgemeine Zustimmung rechnen kann, haben wir hier nicht zu untersuchen, wie denn, um einen speciellen Punkt noch zu erwähnen, wir doch zweifeln, ob das allzuverwerfende Urtheil, das auch hier von dem Verfasser über die Romantik ausgesprochen wird, Anklang finden wird; wie dieses Urtheil lautet, mag aus folgendem entnommen werden, was zugleich als Probe des etwas überschwänglichen Stils, in welchem dieses Urtheil gefasst ist, gelten mag (S. 266 ff.):

»Die romantische Schule. Literarische Haupt- und Grundanschauung bleibt die romantische Schule, das der deutschen Literatur aufgepfropfte Gewächs, das von ihr aus auch sogleich in die anderen Literaturen übergeht und die natürlichste, darum auch trefflichste Aeusserung in der französischen nimmt. — Dunkles, weit hinausgreifendes Streben; Langen nach unklaren Idealen, genährt an dem mit Begier eingesogenen Gefühl gährender Jugend- und Manneskraft; herausforderndes Kokettiren mit Tod und Leben, mit Welt und Denken; Tändeln mit einer Liebeslust des Todes, mit klagender Sehnsucht und wilden Schmerzen, so geläufig, so unbedacht, dass der unbefriedigte Ausdruck selbst aus den Bildwerken der Alten will herausgelesen werden; bis zur Abgötterei getriebene Verehrung der Kunst, die sich mit Religion und Frauenliebe in ein allen Romantikern in den verschiedensten Nüancen, aber immer unklar durch's Herz ziehendes Gefühl verwiebt (?); neben dem tausendfach gepredigten Glauben an die beseligende Macht der Kunst ein Spielen in und mit ihr, das ihr selbst Schaden thut und sie wesenlos macht; überhaupt phantastisches Wesen ohne ethischen Halt und jenen Ernst, der Kunst und Leben erst adelt; die personificirte Aeusserlichkeit und der Dilettantismus in grossem Styl; die Lebensweisheit des freien Genusses und des kecken Eingreifens, die aber in ganz deutscher Manier immer doctrinär bleibt, selbst in der eben darum liederlichen »Lucinde«; keck ausschweifender Sinn, der sich auf sich selber pochend als heldengrosses Mannesbewusstsein geben möchte; jenes aus den alten Dichterbünden über-

Digitized by Google

erbte, bei diesen romantischen Seelen mit allem zuckersüssen Brei einer gedankenschwachen Civilisation versetzte Freundschaftsschwärmen; immerfertiges Ausrufen und Ansetzen zu neuen Schöpfungen, die selten über den ersten Anlauf hinauskommen; ein Wollen, das nur das Wollen will, und eine Begeisterung, die wohl Grosses verlangt, aber nicht vermag, weil freilich der hochfliegende Schöpfungsdrang da ist, aber nicht die rechte Kraft; das Gemisch aus einem stofflosen, künstlichen, nur um seiner eigenen Gluth willen, an der sich die kalten Seelen erwärmen und berauschen wollen, aufgeschürten Schwärmen und einem sentenzen- und reflexionslustigen, nie tiefen Gedankenleben, die sich beide nach momentanen Wallungen gesetzlos kreuzen; die am thatenarmen Idealitätsschwindel aufkletternde polemische Ueberhebung und unsichere ästhetische Bildung; das harmonielos verwobene Product der Analyse und der Schwärmerei ohne Gestaltung noch Verband noch zweckbewusstes Geistesschaffen; Selbstbeobachtung, Selbstanstaunen, Selbstvergötterung, Aufschrauben des Unbedeutenden zur Wichtigkeit, ärger als es die Franzosen gewohnt sind; Umkehr des Gemeinen ins Ungewöhnliche, des Bekannten ins Unbekannte, des Niedrigen ins Erhabene, des Endlichen ins Ewige, überhaupt das Herstellen eines unendlichen Scheines, worin nach Novalis, der dafür wenigstens das natürlichste Gefühl hatte, das nothwendige Romantisiren der Welt besteht; in Alledem Raffinement und Unnatur, daher die Künstlernovellen, Malergeschichten, Selbstbekenntnisse schöner Seelen, die Briefliteratur: das ist die Seele der Romantik. So entsteht der orakelnde Nihilismus, hinter dessen Schleier der deutsche Geist so gern nach apollonischer Weisheit stöbert. Diesem willkürlichen Individualismus, der etwas Aussergewöhnliches sein und doch allgemeine Gesetze geben will, geht die Grundbedingung alles künstlerisch Schönen ab: die freie Gesetzlichkeit. Es ist das melodisch sein wollende bedeutungslose Spiel, das sich principiell verherrlicht und von dem Ernste der Idee und des Lebens höchstens streifen lässt. Das hat sich an den Producten gerächt.«

Wir wollen nicht weiter diese Mittheilung fortsetzen, die in dieser Fassung schwerlich ansprechen wird, da sie nur zu sehr noch in Stil und Ausdruck der Läuterung und Glätte bedarf: eher mag die Beurtheilung der Schwäbischen Naturdichtung und Freiheitslyrik S. 360 befriedigen, auf die wir hiemit verweisen wollen. Am Schluss des Bandes ist ein genaues und vollständiges Personenregister beigefügt: die äussere Ausstattung ist befriedigend zu nennen.

Digitized by Google

Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Lindemann. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung 1868. 197 S. in 8.

Das von wohl kundiger Hand unternommene und geleitete Unternehmen, von welchem das erste Bändchen uns vorliegt, verdient die Beachtung und Theilnahme des Publikums in jeder Weise. Es soll dasselbe die bedeutendsten Schriftsteller unserer Nation in einer zweckmässigen Auswahl liefern, die insbesondere auch darauf Bedacht nimmt, dieser Bibliothek Eingang in die christliche Schule und in die christliche Familie zu verschaffen. Und dafür bietet auch der Name des Herausgebers eine sichere Bürgschaft; derselbe ist aber noch weiter bemüht, das Verständniss der einzelnen in die Sammlung aufgenommenen Schriftsteller zu fördern durch Lebensschilderung eines Jeden und zweckmässige Einleitung, die der Auswahl seiner Schriften vorausgeht und in diese einführt, dann aber auch selbst durch Anmerkungen, welche einzelnen schwierigen Stellen beigefügt sind, um zu deren richtigem Verständniss zu führen. Was nun die Auswahl des in die Sammlung Aufzunehmenden betrifft, so ist diese in ihrem Umfang bestimmt durch die Bedeutung des Schriftstellers für die Literatur und deren Entwicklung: nur das wirklich Bedeutende und dadurch Einflussreiche, das Eigenthümliche und Charakteristische wird Aufnahme finden, dabei aber auch Rücksicht auf die verschiedenen Gattungen der Literatur genommen, um so aus jedem Zweig der Poesie wie der Prosa Belege und Proben zu geben, wie sie namentlich bei dem Unterricht auch heranzuziehen sind. Diese Grundsätze sind von der Art, dass sie nur Billigung und Anerkennung zu erwarten haben: und dass die Ausführung nicht zurückgeblieben ist, kann das vorliegende Bändchen bald zeigen. Es beginnt mit einer sehr gut geschriebenen Lebensschilderung Göthe's, die geeignet ist, uns in die Lectüre seiner Werke einzuführen, und dieselbe richtig aufzufassen; daran schliesst sich eine Auswahl seiner Gedichte, bei welcher den oben angeführten Grundsätzen Rechnung getragen ist, die daher auch als zweckmässig und befriedigend anzuerkennen ist. So berechtigt dieses erste Bändchen als Probe zu den besten Hoffnungen. Die äussere Ausstattung ist ganz gut, der Preis (vier und zwanzig Kreuzer) überaus billig gestellt.

Digitized by Google

Die Brüder des Terenz, lateinisch und deutsch von C. E. Geppert. Berlin 1867. Im Selbstverlage des Herausgebers. II und S. 139 in gr. 8.

Diese Ausgabe eines Terentianischen Stückes ist ähnlicher Art, wie die von demselben Herausgeber gelieferten Ausgaben einiger Stücke des Plautus; sie enthält auf der einen Seite den lateinischen Text, auf der andern, gegenüberstehenden die deutsche Uebersetzung. Diese scheint bestimmt, solchen Lesern, die das lateinische Original nicht zu lesen im Stande sind, einen Ersatz zu bieten, und die jetzt wieder in Aufnahme gekommene Aufführung antiker Stücke auf unserer Bühne zu fördern, wozu bekanntlich die Stücke des Terentius sich nach Inhalt und Fassung mehr eignen, als andere Dramen des Alterthums. Wie der Herausgeber in dieser Hinsicht verfahren, ist aus den genannten früheren Versuchen, an die wir erinnern wollen, bekannt; wir erlauben uns, um zu zeigen, wie auch diese Uebersetzung der Adelphen gehalten ist, nur einen kleinen Beleg aus dem Monolog des Micio in der ersten Scene hier mitzutheilen, wo es Vs. 23 ff. von dem in sein Haus aufgenommenen Sohn seines Bruders heisst:

Ich zog ihn auf, ich hielt ihn, liebt' ihn wie mein Kind.
Er macht mir Freude: das ist meine einz'ge Lust.
Ich sorge eifrig, dass er ebonso mich liebt.
Ich schenke, seh' auch durch die Finger: muss ich denn
Nur mein Recht üben? so gewöhnt' ich meinen Sohn,
Dass er, was Andre vor den Vätern heimlich thun,
Wie's ihre Jugend mit sich bringt, mir nicht verbirgt.
Denn wer da lügt, den Vater zu betrügen pflegt,
Wer's nur versucht hat, thut's bei Andern um so mehr.
Ich denke, dass es besser ist, durch fromme Scheu
Und Güte Kinder zu erziehen als durch Furcht.
Mein Bruder stimmt darin mit mir nicht überein.
Oft kommt er, schreit mich an: Was machst du, Micio?
Warum verdirbst du uns den Sohn? Er liebt! Warum?
Er trinkt! Warum? Warum giebst du das Geld dazu?
Du kleidest ihn zu kostbar: unklug handelst du.
Er selbst ist allzustreng und mehr als billig ist.
Der aber täuscht sich gänzlich meiner Meinung nach,
Der eine Herrschaft sichrer oder ständger wähnt,
Die auf Gewalt ruht, als die Freundschaft sich erwirbt.
Das ist mein Grundsatz, davon bin ich überzeugt:
Wer nur durch Zwang genöthigt seine Pflicht erfüllt,
Nimmt sich in Acht, so lang ihm die Entdeckung droht:
Glaubt er sich unbeachtet. fröhnt er seiner Lust.
Wen du durch Wohlthat dir erwirbst, der thut sie gern:
Er will vergelten, bleibt derselbe nah und fern.

Digitized by Google

Das ist des Vaters Pflicht, vielmehr den Sohn von selbst
Zum Gutthun zu gewöhnen, als durch sclavsche Furcht.
Der Unterschied von Herr und Vater! Wers nicht kann,
Gesteh', dass er nicht über Kinder herrschen kann.
Doch kommt nicht der, von dem ich sprach? Gewiss! er ists.
Er scheint mir ärgerlich: ich glaube, wie ers pflegt,
Wird er jetzt zanken. Demea, ich freue mich,
Dass es dir wohlgeht.

Was nun den lateinischen Text betrifft, so hat der Verfasser ausser dem Codex Bembinus auch den Regius Parisiensis, den Laurentianus und drei Berliner Handschriften verglichen, um daraus ein richtiges Bild des Textes zu gewinnen; den vollständigen kritischen Apparat aber beizugeben, glaubte der Verf. im Hinblick auf den Zweck dieser Ausgabe sich nicht erlauben zu dürfen: er hat sich daher begnügt, in den von S. 129 an beigefügten Anmerkungen anzugeben, wo der Text von den Handschriften überhaupt und vorzugsweise wo er, so weit diess nicht schon von Faernus bemerkt ist, von dem des Bembinus abweicht; in den metrischen Principien, die bei der Gestaltung des Textes in Betracht kommen, ist er den von ihm früher ausgesprochenen Grundsätzen gefolgt. Sonach ist, was den kritischen Gebrauch betrifft, durch diese Anmerkungen, die ziemlich genau in das Einzelne eingehen, gesorgt, und lässt sich hiernach auch über den von dem Herausgeber gelieferten Text ein richtiges Urtheil fällen. Erklärende Anmerkungen, wenn auch ganz kurze, wie sie vielleicht für den oben bemerkten Zweck nicht unerwünscht gewesen wären, sind nicht beigegeben. Die äussere Ausstattung wird befriedigen.

Sophoclis Tragödiae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunderus. Vol. I. Sect. III. continens Oedipum Coloneum. Editio quarta plurimis locis emendata. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XXXIV u. 160 S. gr. 8. (Bibliotheca Graeca virorum doctorum opera recognita et commentariis instructa curantibus Fr. Jacobs et V. Chr. Fr. Rost.)

Die Wunder'schen Bearbeitungen der einzelnen Dramen des Sophocles haben mit Recht eine grössere Verbreitung erlangt, die auch durch die vorliegende neue Auflage, die vierte, nur gefördert werden kann: man kann sich dessen nur freuen, da es uns, zumal in neuerer Zeit, nicht an solchen Bearbeitungen dieser Dramen fehlt, welche mit deutschen Noten ausgestattet, allerdings der Bequemlichkeit besser zusagen als derartige, durchweg in lateinischer Sprache gehaltene Bearbeitungen. Und doch nehmen wir keinen Anstand diese letztern insbesondere angehenden Philologen zu empfeh-

Digitized by Google

len, die für ihr Studium daraus einen grössern Gewinn ziehen, zu einer grösseren geistigen Thätigkeit sich mehr angeregt finden werden, welche nicht blos der gründlichen Erfassung des Griechischen Textes, sondern indirekt selbst der Lateinischen Sprache zugewendet ist, und damit an die grössere Präcision sich gewöhnt, wie sie dieser Sprache eigen ist. Auch in dieser Beziehung wird der Gebrauch dieser Wunder'schen Ausgaben für den Philologen nur vortheilhaft sein können. Plan und Anlage wie Ausführung derselben ist aus den früheren Auflagen sattsam bekannt, und ist, wie billig, bei dieser vierten Auflage darin keine Aenderung eingetreten: auf den Abdruck der griechischen Argumente folgen die Erörterungen über das Leben des Oedipus und die Scene dieses Stückes, dann die ausführliche Enarratio, welche eine genaue Inhaltsübersicht liefert, die zugleich geeignet ist, den Zusammenhang der einzelnen Theile des Stückes und die innige Verbindung derselben mit einander, also den innern Zusammenhang des Ganzen darzulegen und so das Verständniss des Ganzen zu ermöglichen. Dann kommt der Text mit den kritischen Bemerkungen und unter diese gestellt die erklärenden Anmerkungen, wie diess ja auch in den früheren Auflagen der Fall war. Das Ganze ist sorgfältig durchgesehen, und ist selbst im Einzelnen hier und dort Einiges Neue hinzugekommen. Wir gehen nicht weiter in das Einzelne ein, weil wir diess wohl als bekannt aus den drei früheren Auflagen voraussetzen dürfen, und der Charakter des Ganzen sich gleich geblieben ist: wir unterlassen es daher auch einzelne Bemerkungen zu einzelnen Stellen, in Bezug auf die davon gegebene Erklärung beizufügen, oder unsere abweichende Ansicht geltend zu machen, wozu hier der Ort nicht ist: dass es in einem Stücke, wie der Oedipus Coloneus an controversen Stellen nicht fehlt, weiss Jeder, der nur einigermassen damit sich beschäftigt hat. Auf den Text folgt der Excurs, in welchem die Beibehaltung der Jonischen Form ξεῖνον für ξένον Vs. 925 gerechtfertigt werden soll, insofern Sophocles in ähnlicher Weise auch die Jonische Form μοῦνος gebraucht »quum haec verba aliquo cum affectu pronuntianda essent.« Die Uebersicht der von Sophocles in diesem Stücke angewendeten Metra macht den Schluss.

Des Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. C. W. Nauck, Director des Friedr. Wilh. Gymnasiums zu Königsberg i. d. N. Sechste Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1868. XV u. 256 S. in gr. 8.

Nachdem die früheren Auflagen dieser zum Schulgebrauch bestimmten Ausgabe der Horazischen Oden in diesen Jahrbüchern nach ihrem Erscheinen besprochen worden sind, wird diese neue

Digitized by Google

Auflage, die so bald auf die ihr zunächst vorausgegangene fünfte, und zwar verstärkte, im Jahr 1865, gefolgt ist, nicht unerwähnt bleiben dürfen, da sie ein neues Zeugniss für die Brauchbarkeit des Werkes und der gerechten Anerkennung liefert, welche dasselbe auch in diesen Blättern stets gefunden hat. Und in der That, wenige der für die Zwecke der Schule bearbeiteten Ausgaben dürften sich einer solchen Verbreitung in einer verhältnissmässig so kurzen Zeit erfreuen: denn die erste Auflage erschien laut der Vorrede zu Ende des Jahres 1853, die sechste in diesem Jahre mit der Vorrede vom 11. December 1867; in diesen vierzehn Jahren ist für Kritik wie für Erklärung des Dichters im Ganzen wie im Einzelnen nicht Weniges geschehen: man wird finden, dass der Herausgeber diess Alles, so weit es seinen Zwecken dienlich war, nicht unberücksichtigt gelassen hat: die bei jeder neuen Auflage sorgsam nachbessernde Hand ist auch bei dieser sechsten nicht ausgeblieben, ohne jedoch in der bekannten Anlage und Ausführung des Ganzen eine wesentliche Aenderung herbeizuführen, die mit der Bestimmung desselben und dem Zweck der Ausgabe nicht im Einklang gewesen wäre. Der Herausgeber, seit dreissig Jahren, wie er versichert, mit der Lectüre des Dichters in der Schule beschäftigt und seit zwanzig Jahren demselben seine literärische Thätigkeit widmend, hat der neuen sechsten Auflage allerdings einen gewissen Stempel der Reife aufgedrückt, die sich selbst in der Versicherung abspiegelt, wie er allgemach anfange, bedenklicher zu werden mit den Aenderungen, mit denen man allerdings, insbesondere die Oden, noch in neuester Zeit bedacht hat. Indessen hat der Herausgeber doch auch schon in den früheren Ausgaben sich wohl gehütet, allen diesen Einfällen einen Einfluss zu gestatten, der bei einer dem Schulgebrauch bestimmten Ausgabe nur als nachtheilig bezeichnet werden könnte, und so mag auch das Ganze in dieser neuen Gestalt bestens für den Gebrauch der Schule empfohlen sein.

Historisches Quellenbuch zur alten Geschichte für obere Gymnasialklassen. II. Abtheilung. Römische Geschichte. III. Heft. Bearbeitet von Dr. A. Weidner, Conrektor am Domgymnasium zu Merseburg. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. VIII und 269 S. in gr. 8.

Plan und Anlage des Ganzen, wie die Bestimmung desselben ist in der Anzeige der beiden ersten, diesem dritten, vorausgehenden Hefte (Jhrg. 1867, S. 749 ff.) näher angegeben worden und kann daher bei dieser Fortsetzung darauf hingewiesen werden. Dieselbe reicht bis zu dem Ende der römischen Republik und behandelt somit eine der wichtigsten Perioden in der römischen Geschichte überhaupt: das Revolutionszeitalter der Republik (wie es

Digitized by Google

der Verf. bezeichnet hat) aus den überlieferten Quellen selbst näher kennen zu lernen, erscheint um so mehr als ein Bedürfniss, da die römische Geschichte, wie wir sie in einigen beliebten und viel gelesenen Werken in neuester Zeit dargestellt finden, in Vielem gerade das Gegentheil von dem bringt, was die aus der alten Welt selbst auf uns gekommenen Quellen darüber enthalten. Hat der junge Mann aber schon auf der Schule oder in den ersten Zeiten seines akademischen Studiums die römische Geschichte aus ihren Quellen selbst gehörig kennen gelernt, so werden diese Verzerrungen und Entstellungen, so sehr sie auch den modernen Zeitansichten sich anzubequemen suchen, keinen Eindruck auf ihn machen, er wird sich nicht beirren lassen und der aus den Quellen gewonnenen Ueberzeugung nicht untreu werden: er wird selbst erkennen, wie unzulässig es ist, die alte römische Geschichte nach modernen Anschauungen umzugestalten und so in einem ganz falschen Lichte erscheinen zu lassen. Dazu wird aber eine Zusammenstellung, wie sie hier unmittelbar aus den Quellen selbst gegeben ist, ganz besonders beitragen können, abgesehen auch von dem sprachlichen Gewinn, der dem jungen Mann aus der Lektüre der Quellen selbst erwächst, die ihm hier in so bequemer und wohlgeordneter Weise zugänglich gemacht werden. Wenn bei diesen Quellen in der Auswahl Appianus minder berücksichtigt ist, und statt seiner dem Dio Cassius der Vorzug gegeben ist, so können wir diess, eben so sehr im Hinblick auf Inhalt und Fassung, wie selbst auf die Sprache nur billigen. Ueber diesen Schriftsteller, wie über den hier erstmals benutzten Sallustius und Vellejus wird in der Einleitung das Nöthige in der Kürze, aber richtig bemerkt. Die Zusammenstellung selbst ist nach acht Abschnitten veranstaltet: der erste bringt die Symptome des Verfalls der alten Sitte und Zucht, wie sie nach dem dritten punischen Kriege bemerklich wurden, aus einzelnen Schilderungen des Livius entnommen; dann folgen: die Reformversuche der beiden Gracchen, aus Plutarch's Lebensschilderung derselben ausgewählt; darauf (III.) die Schwäche des Staates unter der Herrschaft der Nobilität (hier die Kriege mit den Cimbern und Teutonen, mit den Bundesgenossen u. A.), aus Plutarch im Leben des Marius und aus Vellejus; darauf IV.: der Bürgerkrieg des Marius und Cinna, hauptsächlich aus Vellejus, mit Hinzuziehung des Plutarchus; V. das Principat des Pompejus (der Seeräuberkrieg, die Feldzüge gegen Mithridates und Tigranes aus Dio Cassius); VI. die Revolution des L. Sergius Catilina (ebenfalls aus Dio Cassius, was selbst aus dem Grunde räthlich erscheinen mag, als der Schüler diesen Gegenstand ohnehin auch aus Sallustius und aus Cicero auf der Schule kennen lernt); dann VII: Principat des Pompejus, Crassus und Cäsar, (ebenfalls meist aus Dio, ein Abschnitt über die politische Stellung Cicero's nach seiner Restitution aus dessen Brief I. 9 ad Famm.). Unter VIII. folgen nun die Bürgerkriege der Jahre 49—42 v. Chr., die mit der Schlacht bei

Digitized by Google

Philippi ihr Ende erreichen, welche hier aus Vellejus genommen ist; die übrigen Stücke, zunächst die Kriege Cäsars mit Pompejus, und dann mit dessen Söhnen, Cäsar's Alleinherrschaft und Ermordung, die Umtriebe des Antonius und dessen Verbindung mit Octavian und Lepidus, sind aus Dio Cassius ausgewählt: Cicero's Tod aber dem von Seneca mitgetheilten Fragment des Livius entnommen.

In einem Anhang folgen noch unter drei Nummern: 1) ein unbefangenes Urtheil über Cäsar's Ermordung, dem Brief des Matius an Cicero (ad Famm. XI. 28) entnommen; 2) literärische Thätigkeit Cicero's, aus der Vorrede Cicero's zum zweiten Buch De divinatione und 3) Römische Rechts- und Verfassungsgeschichte, aus dem Fragment des Pomponius, das am Eingang der Digesten Justinian's sich bekanntlich findet.

Aus diesen Angaben mag die Bildung und Zusammensetzung des Ganzen erkannt und die getroffene Auswahl gewürdigt werden. Die unter den Text gestellten Anmerkungen geben theils die nöthigen sachlichen Erklärungen zu dem im Text Berührten, theils suchen sie bei schwierigeren Stellen dem Verständniss nachzuhelfen und die Auffassung zu erleichtern, in ähnlicher Weise, wie diess auch bei den vorausgegangenen Heften der Fall war. Diesen ist auch in der äussern Ausstattung dieses Heft ganz gleich gehalten.

Ueber Syntax und Stil des Tacitus. Von Dr. Anton August Draeger, Oberlehrer am k. Pädagogium zu Pulbus. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner 1868. XV. u. 107 S. gr. 8.

Diese Schrift enthält eine äusserst genaue und sorgfältige, dabei wohlgeordnete Zusammenstellung Alles dessen, was in Bezug auf Grammatik und Stil Eigenthümliches oder von der Redeweise des Ciceronischen oder Augustinischen Zeitalters irgend wie Abweichendes in den Schriften des Tacitus, so weit sie uns noch erhalten sind, vorkommt. Auf diese Weise ist die ganze Taciteische Redeweise hier übersichtlich dargestellt und sind dabei auch die analogen oder abweichenden Erscheinungen bei den spätern römischen Schriftstellern stets bemerkt, das in der classischen Prosa Uebliche genau unterschieden von dem was als unclassisch oder als dichterisch, namentlich in dem Gebrauch einzelner Ausdrücke oder Strukturen zu betrachten ist. Ist der Sprachgebrauch auf diese Weise festgestellt, so wird nicht blos die Erkenntniss Taciteischer Rede und die Auffassung des Einzelnen daraus den wesentlichsten Vortheil ziehen, sondern es wird diess auch für die kritische Behandlung nicht weniger Stellen von Wichtigkeit sein, um von unnöthigen Besserungsversuchen uns abzuhalten, oder in offenbar verdorbenen Stellen auf den richtigen Weg der Wiederherstellung

Digitized by Google

des ursprünglichen Textes uns zu leiten. Die Schrift zerfällt in zwei Theile, deren erster die Syntax, der zweite den Stil befasst. In dem ersten Theil hat der Verfasser folgende Anordnung des Stoffes gewählt: I. Die Redetheile. II. Der einfache Satz. III. Coordination. IV. Subordinirte Sätze. V. Verkürzte Nebensätze. Ein reiches Detail ist unter diesen Abtheilungen in einzelnen Rubriken zusammengestellt; so im ersten Abschnitt Alles, was auf den Gebrauch der Substantive im Singular oder Plural, das Abstractum pro Concreto sich bezieht, insbesondere den Gebrauch der auf tor und trix ausgehenden Nomina betrifft, oder den substantivischen Gebrauch der Adjektive, die Abweichungen oder vielmehr Eigenthümlichkeiten im Gebrauch der einzelnen Pronomina, oder einzelner Adverbien (z. B. adhuc), oder der Verba, bei welchen der Einfluss der Dichter besonders hervortritt, namentlich auch in der scheinbaren Verwechselung der Tempora. Im zweiten Abschnitt wird die Congruenz des Numerus und Genus, Fragesatz, Prädikat und Objekt behandelt, bei letzteren dann alle die Eigenthümlichkeiten der Taciteischen Rede in dem Gebrauch der einzelnen Casus, des Accusativ, Dativ, Ablativ und Genetiv behandelt: ein reichhaltiger, wohl beachtenswerther Abschnitt, in dem wir noch insbesondere das hervorheben, was über den Gebrauch der einzelnen Präpositionen am Schlusse dieses Abschnitts sich zusammengestellt findet. Die genauen Vergleichungen, welche überall mit dem, was der Sprachgebrauch eines Cicero, Sallustius, Livius u. A. bietet, angestellt werden, erhöhen den Werth der hier gegebenen, gut übersichtlichen Zusammenstellung nicht wenig. Mit gleicher Sorgfalt ist im dritten Abschnitt die Lehre von den Partikeln behandelt, namentlich der Gebrauch von et, allein sowohl wie in Verbindung mit einem zweiten et, oder mit nec u. dgl., eben so der Gebrauch von que, von vel u. s. w., das Polysyndeton wie das Asyndeton. Daran reihen sich die weiteren Zusammenstellungen über Substantiv-, Attributiv-, Temporal-, Modal-, Causal-, Final-, Bedingungs- und Causalsätze, so wie über die verkürzten Nebensätze, in welchem Abschnitt der Gebrauch des Gerundiums und Gerundivum's, die Participien und das Supinum behandelt sind. Auf diese Weise liegt in diesem ersten Theile eine Taciteische Grammatik vor uns, die Alles was dahin gehört, in sich schliesst, mit Ausnahme der Formenlehre, die ja überhaupt nicht Gegenstand dieser Schrift bildet, sondern von vornher ausgeschlossen ist. Der andere Theil: der Stil hat eine mehr rhetorische Bedeutung und gibt damit einen sehr werthvollen Beitrag zur Auffassung der ganzen von rhetorischer Manier durchdrungenen Rede- und Darstellungsweise des Tacitus, die hier im Einzelnen, mithin in dem, worin sie am ersten sich erkennen lässt, nachgewiesen wird. Es zeigt sich diess zunächst in der Wortstellung, dann in der Satzstellung und in dem Bau der Perioden, in der Anwendung der Ellipse wie des Pleonasmus, und der verschiedenen von Tacitus hier und dort angewen-

Digitized by Google

deten Redefiguren; es wird dann aber auch weiter nachgewiesen der Gebrauch einzelner den Dichtern entnommener Ausdrücke, oder solcher Worte, welche in einer veränderten Bedeutung oder mit veränderter Construction bei Tacitus vorkommen: interessant ist insbesondere S. 95 ff. die Zusammenstellung der aus Dichtern, zunächst aus Virgil entlehnten Worte, so wie der nur oder zuerst bei Tacitus vorkommenden Worte, zum Theil ἅπαξ εἰρημένα; übrigens wird doch auch gezeigt, wie Tacitus von so Manchem, was schon die römische Rhetorik als stilistischen Fehler bezeichnete, sich im Ganzen freier erhalten hat, wie z. B. von eigentlicher Kakophonie: auch kommen im ganzen Tacitus nur zwei Anakoluthe vor, auch nur wenige Verse, im Ganzen nur ein Senar und fünf Hexameter, die aber alle dem Leser nicht auffallen und mehr dem Zufall als einer bestimmten Absicht zugeschrieben werden müssen. »Tacitus, so schreibt der Verf. S. 101, hatte die Rhetorenschule durchgemacht und war mit Erfolg als Redner aufgetreten. Man rühmte den Ernst und die Würde seines Vortrags. Während sich aber im Dialogus noch manches fast so liest wie ein Product aus klassischer Zeit (wie diess ja auch, setzen wir hinzu, von Weinkauf in nicht zu widerlegender Weise dargethan worden ist) mit Eleganz und Fülle ausgestattet, werden die späteren Reden knapp, markig, inhaltsreich.« Der Verf. meint damit die Reden, welche Tacitus der in der Geschichtschreibung des Alterthums herrschenden Sitte folgend, den einzelnen, hier hervortretenden Personen in den Mund gelegt hat. Eben so richtig halten wir das, was S. 102 über das poetische Colorit vom Verf. in folgenden Worten bemerkt wird: »Wie wohl es feststeht, dass die Diction unseres Historikers an pathetischen Stellen vorzugsweise ein rednerisches Gepräge trägt, so kann doch nicht geleugnet werden, dass die zahlreichen aus Dichtern entlehnten Wörter und Constructionen so wie die Metaphern dem Stile ein äusserlich poetisches Colorit verleihen, freilich weit entfernt von sublimer Form der Darstellung, die wir in der modernen Literatur eine poetische Prosa nennen.« Interessant ist noch die Zusammenstellung, welche am Schluss dieses Abschnittes von Reminiscenzen aus früheren römischen Schriftstellern, welche bei Tacitus vorkommen, gegeben wird.

Aus diesem Allem mag die Nützlichkeit der in dieser Schrift gelieferten Zusammenstellung zur richtigen Erkenntniss der Redeweise des Tacitus in allen ihren Eigenthümlichkeiten erkannt werden, und es wird dann auch keiner besonderen Empfehlung dieser Schrift bei Allen denen bedürfen, welche zu einer richtigen Auffassung und Würdigung der gesammten Darstellungsweise des Tacitus gelangen wollen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Reumont, v., Geschichte der Stadt Rom in drei Bänden. Zweiter Band. Berlin 1867. 1254 Seiten nebst zwölf Stammtafeln.

Würde es sich bei Rom um eine Stadt von mittlerer Bedeutung handeln, so wäre ein Zeitraum, wie ihn der erste Band unseres Verfassers umfasst, schon etwas Grosses. Tausend Jahre und noch einige Hunderte dazu sind schon eine sehr achtbare Anzahl von Jahren. Aber Grössères zu sehen, war der Geschichte vorbehalten; Rom sollte noch länger dauern, und hatte auch das alte Rom sich überlebt, so schien doch mit ihm überhaupt die Geschichte noch nicht aufgeräumt zu haben. Nachdem das kaiserliche Rom sich ausgelebt hatte, wäre ihm nach Menschenansicht nur noch das Loos vorbehalten gewesen, als Ruinenstätte das Ziel von wissensdurstigen und antiquarischen Besuchern zu werden, wie es heute mit dem aus der Asche erstehenden Pompeii der Fall ist. Aber es waren bereits die Symptome einer Zukunft in die Risse der alten Zustände eingedrungen, als Rom noch kaiserlich war. Die Macht dieser Symptome barg das Geheimniss, warum Rom nicht dauernd verödete*), sondern bewohnt blieb, trotzdem dass es verfiel, indem die Bedürfnisse es im Sinne der Zeit um- und fortbauten.

Dass das alte Rom politisch sich auslebte, hinderte nicht, dass der bevorstehenden Nullität seiner bereits von den Faktoren eines anderen Roms vorgebeugt wurde, das hinsichtlich seiner Mission freilich durch einen wesentlich verschiedenen geschichtlichen Gedanken ins Leben gerufen wurde.

Mit Mysterien hatte das alte Rom in grauer Vorzeit seinen Anfang begründet; es schien, als sollte Rom, indem es unter priesterliche Suprematie kam, seine Laufbahn erneuern, noch einmal dieselbe beginnen. In der That, wenn man sagen dürfte, in Leo I. erhielt es seinen Manlius oder Camillus, so hätte es in Gregorius I., müsste man weiter schliessen, seinen Fabius und Marcellus erhalten sollen. Aber die Nachwehen der Völkerwanderung, die physischen und die moralischen, sowie die Verwaistheit Rom's hielten das Papstthum ab, die Bahn der Folgerungen aus seinen demokratischen Anfängen einzuhalten. Wie die Thatsachen lagen, machte es sich zum Schüler des Cäsarismus, obwohl die Entwicklung ganz original war und sich auf kein Präcedens stützte. Es war kein

*) Nachdem es einmal (546) für einen Monat leer gestanden. Vgl. v. Reumont l. l. II. S. 52.

Digitized by Google

Vortheil für die Mission der Kirche, für die innere wenigstens nicht, dass der altrömische Cäsarismus ein Pendant erhielt. Aber das Papstthum sah sich genöthigt, in Rom, wo die Adelsfehden der municipalen Entwicklung in den Weg traten, eine geistige Dictatur anzustreben, die in demselben Grade sich gründlich amalgamirte, als ihr Ausbau bis zur Theokratie absichtsvoll bewerkstelligt wurde.

Ueber diesem Werke ist ein Zeitraum von tausend Jahren vergangen, das sogenannte Mittelalter der Stadt Rom und Europa's zugleich. Die übersichtliche Erzählung dieses Verlaufs, inwiefern Rom denselben bestimmte und wieder bestimmt wurde, ist der Inhalt und Zweck dieses zweiten Bandes.

Wie allemal, wo Staat und Volk nicht organisch geeinigt sind, und Regierende im Unterschied von den Regierten, aber nicht umgekehrt, sich betrachten lassen, man in letzterer Beziehung nur die Nationalität vor sich hat, so war auch das Ergebniss jenes Mittelalters Rom's kein anderes. Am dritten Bande wird sich das noch besser zeigen lassen.

Vorläufig haben wir es mit dem zweiten Bande v. R.'s zu thun, und ziehen wir es daher vor, die Betrachtung nicht über die Grenzen des letzteren auszudehnen. Der Einfluss der römischen Frage, wie man heute sagt, wenn es um gewisse römische Interessen sich handelt, jener Einfluss wurzelt, wiewohl er seine Quelle erst an den Vorgängen zu Ende des XV. Jahrhunderts hat, doch mit seinen Symptomen und ersten Anfängen nach dem ganzen Umfange der Frage in der Geschichte, welche der gegenwärtige Band darzustellen unternommen hat.*) Die Frage würde daher der nächste Prüfstein sein, um zu erfahren, in welcher Weise der Verfasser es verstanden hat, der Entwicklung Rom's auf den einzelnen Stufen dieser Frage nachzugehen, oder wenigstens, wenn dieses heissen sollte, eine Tendenz bei ihm verlangen, sie in den Bereich seiner Aufmerksamkeit zu ziehen. Tendenz wäre ein Fehler in seinem Falle und bei seinem Zwecke gewesen; sie hat nicht in seiner Absicht gelegen.

Wie wohl dieser Prüfstein, wie gesagt, der nächste ist, und an sich und in seiner Tragweite eine Aussicht auf reichliche Kenntnissnahme von diesem Bande, so wollen wir nicht sagen, dass er der einzigmögliche ist. Ja wir möchten fast zugeben, dass es uns nicht weniger darum zu thun, den Verfasser in seinen Abschnitten über Kunst und Kunstbetrieb wegen seiner Urtheile zu befragen.

Vorab mögen unsere Leser voraussetzen, dass der Zweck, welcher diesem Band Trieb und Hebel war, auch hier war**), die

*) S. unsern Aufsatz in: Internationale Revüe. Wien 1867. S. 836 ff.
**) Wie beim ersten Bande. S. unsere Anzeige in den Heidelb. Jahrbb. 1867. No. 41.

Digitized by Google

wesentlichsten Ergebnisse der Forschung gebildeten Kreisen zugänglich zu machen, erzählend und schildernd, ohne gelehrten Apparat, noch kritische Erörterung.

Was den Plan betrifft, so war der Verfasser zwar nicht in dem Fall, zwischen einer Geschichte der Stadt Rom und der römischen Geschichte auseinanderzuhalten; wohl der Versuchung auszuweichen, welche nicht minder nahe lag, kirchengeschichtliches Material anzuhäufen, war seine Aufgabe. Diese hat er mit der Einschränkung, die sich schon sein berühmter Vorgänger in diesem Fache, Ferdinand Gregorovius, hatte auferlegen müssen, wahrgenommen. Gewissermassen hat er den Weg, den dieser gegangen, seinerseits noch einmal gemacht. Nur hat er, während Jener seine Bände in Rom niederschrieb, seinerseits von Florenz aus seinen Band in die Welt geschickt. Dieses Mal hat er nicht wie beim ersten Bande, einen Franzosen (J. J. Ampère) zum Vorbilde, sondern einen deutschen, der an Gründlichkeit der Studien und Nachforschungen nicht hinter Jenem zurückbleibt. Man muss der Darstellung v. Reumont's eine übersichtlichere Gruppirung nachrühmen. Aber erstens ist das die Uebersichtlichkeit, welche die kürzere Darstellung vor der ausführlicheren überhaupt voraus hat, und zweitens kleine Abweichungen im Zusammenfassen des Stoffs, welche sich v. Reumont erlaubt hat, und die mehr durch Aufmerksamkeit auf Lesebedürfniss verursacht worden, als eine Rücksicht gegen den Stoff sind.*) Da wir mit der Erörterung dieses methodischen Gesichtspunktes uns bereits in der Frage nach der Gruppirung mitteninne befinden, so wollen wir gleich die Uebersicht über den Band anschliessen, bevor wir die Kenntnissnahme des Details unserem Gesichtspunkt von Oben unterziehen.

Der gegenwärtige Band enthält drei Bücher; die Zählung vom vierten bis zum sechsten zeigt, dass er sich anschliesst, wie er dann an der Darstellung des ersten Bandes seine natürliche Voraussetzung hat. Niemand wird daher dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen, dass seine ersten Zeilen die Kenntniss des unmittelbar Vorhergehenden beim Leser voraussetzen. Vgl. auch das Kapitel über die Bauten der letzten Reichszeit und der Gothenherrschaft. S. 68 ff.

Jedes dieser Bücher hat der Verf. wieder in Abschnitte zerfallen lassen. Ein Eingehen auf den Inhalt kann sowenig in unserer

---

*) Die ersten beiden Abschnitte des vierten Buches (bei v. Reumont) entsprechen den ersten beiden Bänden von Gregorovius; der dritte Abschnitt des vierten und der erste des fünften Buches gehen parallel mit Gregorovius' dritten Bande. Der zweite Abschnitt und des dritten erste Hälfte erzählen das, was G.'s vierter Band enthält; den Schluss des dritten Abschnittes und der vierte Abschnitt umfassen die Ausdehnung des fünften Bandes bei Gregorovius. Was endlich bei v. Reumont sechtes Buch, ist bei Gregorovius sechster Band!

Digitized by Google

Absicht liegen, wie es an sich würde als eine ausreichende Beurtheilung gelten können. In Berücksichtigung des übersichtlichen Charakters der Darstellung muss selbst die Wiederholung von weniger bekannten Details anderen Rücksichten untergeordnet werden. Ein ausgedehnteres Werk würde vieles gestatten, z. B. Ereignisse zu untersuchen, Handlungen zu tadeln, was das vorliegende uns verbietet.

Wir deuten nur allgemein an, dass das vierte Buch die germanische Herrschaft in Italien, das Longobardische Reich und drittens die Carolinger zum Gegenstande hat. In ersterer Beziehung sollte man eigentlich bezweifeln, dass es zu einer Herrschaft der Germanen in Italien kam, und blickt auch durch die Darstellung des Verfassers dieser Zweifel hindurch. Vgl. S. 54. Man sollte der Zeit vom Untergang des weströmischen Reiches (476) bis zur Besetzung Italiens durch die Longobarden (568) eine gebührendere Ueberschrift geben. Stellen wir uns auf den höheren Standpunkt, welcher die Schicksale abwägt, so tritt uns aus der Zeit vorher zuerst die Vacanz des Kaiseramtes entgegen (455). Die folgenden Kaiser bis 476 bilden eine Diadochenreihe, für deren Behandlung man höchstens an Ricimer einen festen methodischen Anhaltspunkt hat. Italien, dem Auftreten und Zurücktreten dieser Kaiser preisgegeben, machte eine Geschichte durch, mit der sich in moderner Zeit Mexico vergleichen lässt, wo am häufigsten in der jüngsten Zeit die Regierungen gewechselt haben. Kann eigentlich die Vorstellung von einer continuirlichen Regierung den entscheidenden Gedanken in der Ueberschrift über jenes Jahrhundert bilden, selbst wenn darunter die Regierungszeit Odoaker's siebzehn, die des Theoderich sogar drei und dreissig Jahre dauerte? Diese längsten Zeiten liegen nur mitten in einem Vorher und Nachher vieler kurzen Fristen, ändern aber sonst Nichts im Gesammtcharakter. Mit Valentinian's Tode (455) die Geschichte des weströmischen Reichs enden zu lassen, wäre drum ein methodischer Griff, gegen den sich wenig einwenden liesse. Die Ueberschrift des ersten Abschnittes bei unserem Verfasser hätte ihr Motiv von der *Orbitas Italiae* hernehmen können! Die Geschichte des römischen Westreichs war dahin; die Zustände des fünften und sechsten Jahrhunderts glichen dem Winter, der über eine Landschaft hinfährt; man hörte nur das Tosen von Lawinen und Gewitterstürmen.

Der zweite Abschnitt beginnt passend mit der Invasion der Longobarden (568): der Verfasser zeigt mit der Erwähnung des Ursprungs des Kirchenstaates in der Ueberschrift aus der Ferne an, was Rom von der geschichtlichen Entwicklung wird zu erwarten haben, und wessen es sich noch versehen konnte, um nicht vielen anderen Städten gleich bis auf einen gewissen Minimalrest von Ruinen unterzugehen.

Wenn irgend etwas dem mehr und mehr priesterlich werden-

Digitized by Google

den Rom eine politische Geltung verbürgen konnte, so war es die Carolingerepoche im Frankenreiche. Passender konnte daher der Verfasser seinen dritten Abschnitt nicht bezeichnen, als mit den Carolingern, S. 183—285.

So Viel vom Inhalt des vierten Buchs. Wir kommen zum fünften, dem umfangreichsten in diesem Bande, einem Buch das uns die wachsende Macht des päpstlichen Einflusses auf die politischen Vorgänge in Europa vor die Augen führt. Wenn je einmal Europa sich in einen Staatenbund vereinigen sollte, wenn auch in einem monarchisch regierten, so würde es die Verwirklichung der letzten Gedanken des Papstthums darstellen.

Für eine Ueberschrift des ersten Abschnittes hätte hier sich besser die Bezeichnung des zehnten Jahrhunderts als Erinnerung an die Ottonen geeignet. Dass die Geschichte der Stadt Rom von diesen deutschen Kaisern zu erzählen hat, ist ein bedingender Faktor der Darstellung. Aber der Schwerpunkt ruht im Volke Rom's, und hiervon wäre irgend ein epochemachender Moment zu entnehmen gewesen. Das fünfte, zehnte und fünfzehnte Jahrhundert bilden eine Scala im politischen Leben der Stadt. Im fünften war sie Hauptstadt des weströmischen Reiches, im zehnten verhindert griechischer Einfluss, dass sie Hauptstadt eines Reiches deutscher Nation würde; im fünfzehnten reifte seine Selbstständigkeit in der Form einer Hauptstadt des Papstbesitzes, der von da ab als Souverän ebenbürtig den Souveränen Europa's gilt, über die der Papst behauptet hatte vermöge seiner geistlichen Suprematie erhaben zu sein. Jenes zehnte Jahrhundert, als dessen Charakter man das Darniederliegen aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung mit Recht angibt, hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung im Zusammenhange der Geschichte der Stadt. Die Geschichte des Kirchenstaates sollte da beginnen. Denn die Zeit von der Schenkung ab bis zu Gregor's Tagen war ein unangenehm empfundenes Dankbarkeitsverhältniss.

Der zweite Abschnitt ist wieder passend durch die Rom tiefberührenden Kämpfe zwischen Kaiser und Papst bezeichnet. *Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi.* Der Gesichtspunkt des dritten Abschnittes ergab sich von selbst, die Höhe des mittelalterlichen Papstthums war erreicht, das Geschenkte war verdient, das Papstthum war Herr seines Gebietes durch eigenes Verdienst, nicht durch die Gnade der Kaiser. Seit das Abkommen zwischen K. Friedrich und P. Alexander III. die Auctorität des Reiches in Rom auf den Namen davon reducirt hatte, war es gelungen, die Grundlage zu einem festeren Verhältniss zwischen der Papstgewalt und der Stadt zu legen, S. 461. Der bezügliche Vertrag zeigte, wie der Verf. bekennt, wie tief die politische Bedeutung der Papstgewalt gesunken, wie die Stadtgemeinde, die sich in ihren Gesandtschaften das Imperium der Welt anmasste, zur Rohheit der ältesten Zeiten einer

Digitized by Google

Bürgerschaft, die mit den Nachbaren sich herumzankte, herabgesunken war. Uebrigens änderte sich's erst mit der Stuhlbesteigung Innocenz III. Dieser unterwarf sich den Senat, und machte dem Rest kaiserlicher Gerechtsame in der Stadt ein Ende. Der von Heinrich IV. eingesetzte oberste Gerichtsbote, der Stadtpräfekt Pietro, bekannte sich durch einen Eid als päpstlicher Lehnsmann, und nahm aus des Papstes Hand auf's Neue die Investitur und die Insignien eines Amtes, welches ungeachtet häufiger Wechsel der Auctorität bis dahin an kaiserliche Bestallung gebunden gewesen war. S. 471. Dasselbe Glück, wie in Rom und in der näheren Umgebung, lächelte dem Papste in der Wiederherstellung der päpstlichen Auctorität im nördlichen Kirchenstaat.

Wir können von hier zum vierten Abschnitt des Verfassers übergehen, da die speciellen Details für den Gedanken, den wir verfolgen, nichts auswerfen. Inzwischen hatte das Geschlecht der Hohenstaufen, das, wenn es seine Kraft nicht in Italien vergeudet hätte, aus Deutschland zeitlich den frühesten, und physisch den mächtigsten Staat Europa's hätte machen können, geendet. Die Lage des Papstthum's war nicht viel gebessert. Waren die deutschen Pläne zu umfassend gewesen, indem sie germanisches und romanisches Element politisch zu einigen vermeinten, so trat jetzt Karl von Anjou, durch seine Abkunft dem italienischen Charakter verwandter, an die Stelle. War auch nicht die Vereinigung Italiens mit Frankreich sein letzter Plan, so war doch jedenfalls die Einigung des ersteren in sich selber als Föderation unter seinem Scepter und unter dem Protektorat der Kirche eine erreichbare Möglichkeit. Es hätte nur gefehlt, dass das Papstthum durch das Protektorat als einen Vortheil für sich geködert sich mit diesem Projekt befreundet hätte. S. 609. Aber schon der P. Nicolaus III. wahrte sich durch die Constitution von Viterbo (18. Juli 1273 — S. 598 ff.) die Selbstständigkeit in Rom gegenüber den Franzosen. Und als sein Nachfolger Martin IV. sich vermass, den fremden Einfluss, dem Jener Rom entzogen hatte, wiederherzustellen, S. 602, und Karl von Anjou von Neuem auf dem Gipfel der Macht angelangt zu sein schien, da setzte ein unerwartetes Ereigniss seinen Entwürfen ein Ziel, — die sicilianische Vesper am Ostermontage 1282 in Palermo. Es folgte ein Aufstand gegen die Franzosen auf der ganzen Insel; im Monate drauf schlug man sich in Rom. Mit Karl von Anjou den vierten Abschnitt zu bezeichnen, dazu müssen wir dem Verfasser ein berechtigtes Motiv einräumen. Was er über die Stadt Rom brachte, zitterte in den wilden Fehden noch lange nach.

Hätte man es den Päpsten als Italienern nicht verzeihen dürfen, sich die Herrschaft der Deutschen in Italien gefallen zu lassen, so muss man ihnen dafür die Zeit in Avignon um so mehr gönnen.

Digitized by Google

Der Wunsch Clemens V. in Lyon gekrönt zu werden, S. 720, gab dem Papstthum Gelegenheit, das abzubüssen, was sie an den Staufen gesündigt hatten. S. 723. Leider hatte es keine Propheten gegeben, und weise sind immer nur diejenigen gewesen, die die Erkenntniss mit der Scheu vor dem Uebermass verbanden. Die Päpste haben aber das Uebermass selten gescheut, und wo sie nicht übermässig erschienen, da musste die Macht der Umstände ihnen schon sichtbare Barrièren errichtet haben. Mit der Verlegung des Papstsitzes nach Avignon, ein Aufenthalt, der unter dem Namen des babylonischen Exil's der Kirche die Idee des sechsten Buches beherrscht, den ersten Abschnitt des letzteren zu bezeichnen, lag in der Natur der Sache. Der zweite Abschnitt ist von der Episode Rienzi's bestimmt, bildet aber die Fortsetzung des ersten.

Der Verfasser unterwirft die Darstellung Giov. Villani's über die Ursache, welche zu dem Exile führt, einer Kritik, S. 716. Der vom Conclave in Perugia (16. Juli 1304—5. Juni 1305) gewählte Erzbischof von Bordeaux war zu gern Papst, aber ihn schreckte das Geschick, welches Bonifaz VIII. und Benedikt XI. getroffen. So machte er zur Bedingung, dass man ihn in Lyon kröne, und — das Schlimmere, in Frankreich zu residiren, schien ihm nach einigen Jahren Erfahrung noch besser als das Schlimmste. Gegen Ende April 1309 begann Avignon eine Epoche in seiner Geschichte. Das Papstthum wurde in den Kreis französischer Interessen hineingezogen, und verlor seine Universalität, in dem es in eine Parteistellung gerieth und mit Glück und Unglück eines Einzelstaates stieg und fiel. Der weitere Verlauf des ersten Abschnittes liefert die Belege dafür, ... Eingangs des zweiten Abschnittes spricht es der Verfasser aus. S. 845.

Ein Ereigniss in Rom, von dem eine nachhaltige Einwirkung auf die spätere Gestaltung der municipalen Angelegenheiten ausging, verdient als Epoche methodisch verwerthet zu werden. Ich meine die Umwälzung durch Cola (Niccola) Rienzi. Der Verfasser hat mit ihr den zweiten Abschnitt eingeleitet. Die Verfassung Rom's war bis dahin die mangelhafteste gewesen, wie der Verfasser sehr lehrreich ausführt. S. 851. »Die Senatorwürde fiel mit Ausnahme weniger Fälle, wo sie Nichtrömern übertragen wurde, durchgehends Mitgliedern des stets uneinigen Adels anheim, und mit ihr ein Einfluss auf die Angelegenheiten des Volks, welchem dieses wiederholt sich zu entziehen suchte, indem es von ihm gewählten Vorstehern die Regierungsgewalt eigenmächtig übertrug. Solche Aeusserungen popolarer Autonomie waren aber nie nachhaltig, weil diesem Volke eine in sich abgeschlossene Verfassung abging. Rom war weder einem Signore unterworfen, noch eine wirklich unabhängige Commune. Dem Popolo stand auf der einen Seite der Papst als Landesherr, auf der andern der Adel als

Digitized by Google

dominirender Faktor in der Verfassung gegenüber.« Das war die Lage der Verfassung. Der Vergleich dieser Verfassung, die Rom verkümmern liess, mit der Verfassung, die das alte Rom gross gemacht, reifte in Cola Rienzi die Gedanken einer neuen Verwaltung, die er nachmals mit Consequenz und Geschick ordnete. S. 858. Im Zusammenhange des geistigen Lebens während des Exils kommt er noch einmal auf den Traum von der Möglichkeit der Wiederherstellung einer Weltrepublik, wie er in Rienzi Leben angenommen hatte, zurück. S. 990. Die Darstellung der Schicksale des originellen energischen Mannes überlasse ich bei dem Verfasser nachzulesen und setze meine methodische Nachfrage fort.

Ein dritter Abschnitt, »das grosse Schisma« überschrieben, beschliesst die Erzählung des sechsten Buches und des ganzen gegenwärtigen Bandes. Das Ende des Exils ist gekommen, die an den Staufen begangene Schuld gesühnt, und einer Zeit für das Papstthum überhaupt und für Rom insbesondere die Thüre geöffnet. S. 1005 ff. Aber wo die Bedingungen dazu fehlten, da blieb se selbst aus. Es fehlten vor Allem die inneren Bedingungen, Versöhnung und Frieden unter den Parteien, und die äussere Ruhe mit den Nachbaren. Neu war die Zeit durch neuen Scandal. Dieses zu beweisen, bedurfte nach der Rückkehr des Papstthums es nur noch eines Schisma d. h. des Eindringens des Parteigeistes in das Wahlcollegium der Cardinäle. Das Jahr darauf (1378) war das Epochejahr eines solchen (S. 1028 f.), das nahezu ein halbes Jahrhundert die Kirche heimsuchte, und nur durch Furcht vor einem grösseren Unglück, z. B. dem Umsichgreifen der Häresie Hussens schien überwunden werden zu können. Von den Aufgaben, die das Concil von Constanz zu erfüllen hatte, hat er übrigens nur zwei erwähnt, die Beseitigung des dreiköpfigen Papstthums und die Wahl eines neuen Hauptes. S. 162.

So Viel zur kleinen methodischen Nachlese, die uns nicht hindert, die Wahl seiner Gesichtspunkte bei dem Verfasser zu achten! Ins Detail können wir demselben nicht folgen; dafür möge aber die Versicherung gelten, dass er über das ungemeine reiche Material einer Geschichtsperiode von tausend Jahren mit der Sicherheit eines Meisters verfügt. Die Lektüre macht es auf jeder Seite fühlbar, dass die Behaglichkeit einer wissenschaftlichen Musse die Feder geführt hat. Flüchtige Hinweisungen halten die Aufmerksamkeit auf Frühervergangenes wach, und geben dem Faden der Darstellung eine Continuität, die den überwältigenden Eindruck der Stoffmasse vergessen lässt. Recht ein Buch zum lesen, verleugnet es doch nicht das Gepräge eines geschichtlichen Werkes, wie denn die Anmerkungen, die der Verfasser dem Buche beigibt, von der Berücksichtigung der einschlägigen Literatur in umfassender Weise überzeugen können.

Specifisch eigen ist dem Verfasser seine Achtung vor »dem

Digitized by Google

Privilegium der Grösse« des Papstthums (vgl. S. 274) und eine gewisse loyale Besonnenheit, von der man oft nicht sagen kann, ob sie eine Wirkung derselben ist, oder eine dem eigenen katholischen Bewusstsein auferlegte Entsagung, die aber dem ganzen Bande seinen Charakter gibt. Ganz von dem Detail dürfen wir nicht absehen, und wenn wir hier zu Gunsten einer oben angedeuteten Frage davon Notiz nehmen, so geschieht es, um dem Leser zu zeigen, wie ihn dieser Band auch in einer gewissen allgemeinen Frage belehren kann, die heute viel verhandelt wird, wenn er sich nicht die Mühe des Nachschlagens verdriessen lassen will.

Verfolgen wir durch den Band hindurch den Faden der Darstellung noch einmal, insofern er uns die Entwicklung der Stellung als weltlicher Fürst vorführt!

Die Verfassung des Kirchenstaats, wie sie bis heute, unbeirrt von allen Reformvorschlägen, die zunächst die Municipalfreiheiten Rom's und der übrigen Städte des Patrimoniums modern geordnet haben würden, sich erhalten hat, datirt von dem Abschluss her, den sie seit dem sechszehnten Jahrhundert erhielt. Dafür werden wir noch aus dem dritten Bande des Verfassers Belehrung bieten können, wenn er erschienen sein wird. Stufenweise hatte sich jene Verfassung bis zu dieser staatlichen Vollständigkeit ausgebildet. Ursprünglich, als dem obersten Bischofe zugleich eine Mitbetheiligung bei den städtischen Angelegenheiten eingeräumt wurde, war der Papst — Ehrenvorstand! Dieses war in der Zeit, wo das weströmische Reich zuletzt auf Italien reducirt und dieses zu einer Provinz des byzantinischen geworden war. In den Kriegen gegen die Gothen hatte dieses nur eines mangelhaften Schutzes von Byzanz her zu geniessen. Nachdem mit dem Siege des Narses über die Gothen bei Capua (S. 56) ganz Italien wieder dem oströmischen Reiche unterworfen war, gab Justinian durch ein besonderes Edikt der faktischen Wiedervereinigung einen rechtsgültigen Ausdruck, durch eine allgemeine Verordnung für die politische Neugestaltung der Halbinsel. Von dieser, die unter der Bezeichnung Sanctio pragmatica bekannt ist, gibt der Verfasser S. 58 ff. eine ungefähre Vorstellung. Die Bischöfe wurden bei der Justizverwaltung der ihnen anvertrauten Städte, bei der Wahlernennung und der Beaufsichtigung der Beamten betheiligt. Was die Bischöfe für die ihnen anvertrauten Städte, wurde mithin der Papst für Rom und Umgegend. Ein besonderer Paragraph jenes Aktenstückes besagt, der Papst sollte in Verbindung mit dem Senate Mass und Gewicht zu bestimmen haben.

Wir können uns der Beobachtung nicht entziehen, dass nach dieser Zeit sich die geistliche Gewalt der Päpste, der zahllose Handlungen der Wohlthätigkeit, Loskaufung von Gefangenen, Abfindung der Longobarden, Unterstützungen an die Stadt, nur Vorschub leisteten, langsam an der weltlichen Macht des Kaisers

Digitized by Google

vorbeischob. Allmälig kam sie dahin, als diese sich wegen der Entfernung als unzureichend erwies, dieselbe zu vertreten und zu ersetzen.

Wenn später der Spruch des P. Zacharias in der Frage zwischen Childerich und Pipin zu Gunsten des Letzteren ausfiel, S. 113, so hatte daran die Erinnerung der eigenen Probe nicht den letzten Impuls. Die Gegenseitigkeit, die er hiermit begründete, trat für das Papstthum ein, als Stephan II. sich entschloss, sich vor den Longobarden an den Schutz des Frankenkönigs zu wenden. S. 115. Schon früher hatte ein byzantinischer Kaiser gestattet, im Nothfalle die Longobarden durch Androhung der Frankenhülfe zurückzuhalten. Also ernannte der Papst den Frankenkönig zum Patricius von Rom und dieser kam mit einem Heere.*) Das Ergebniss war die Schenkung des Exarchats an die römische Kirche. Der byzantinische Hof protestirte, aber er hatte die Lage formell geschaffen.

Das Beispiel einer Ernennung war gegeben; in die Promotion zum Patrizier durch den Bischof von Rom kam Zugkraft, unter dem Eindruck der Erinnerungen der Stadt stand der letztere schon längst als Bischof der Bischöfe da. Die Promotion ward ein päpstliches Regale, da sie vorher ein byzantinisches gewesen. Man erinnere sich Ricimer's.

Mit der Zeit stellte sich das Bedürfniss einer besonderen Wahlordnung ein. Diese ist der Initiative des P. Nicolaus II. zuzuschreiben, der festsetzte (1509), der Papst solle durch die römischen Cardinäle gewählt werden. S. 355. Der Clerus allein, sagt der Verfasser, und auch dieser nur in seiner Beschränkung auf dessen Repräsentanten in Rom, auf die Cardinäle in ihrer dreifachen Abstufung als Bischöfe, Priester und Diakonen, sollte den Papst wählen.**) Mit dieser Einschränkung war das suffrage universel, das sich nicht zu regieren verstanden hatte, abgeschafft, und die demokratische Grundlage des Papstthums beseitigt. Sie war ein bedeutungsvoller Schritt in der Fortbildung der Hierarchie, eine Scheidewand zwischen dem Clerus und den Laien Rom's und ausser Rom.

Der Einfluss auf weltliche Dinge, den der Papst und durch ihn die Kirche erworben hatte, wurde durch Cardinal Hildebrand, der schon bei der Wahl Nicolaus II. gewirkt hatte, S. 354, bedeutend vergrössert. Er wurde so bedeutend betont, dass mit ihm, der als Papst Gregor VII. hiess, S. 366, eine Epoche beginnt, und nach ihm gewisse Anwandlungen des Papstthums mit dem Ausdruck Hildebrandismus bezeichnet wurden.

---

*) Gregorovius l. c. Bd. II. S. 304. Kritisch genau hierüber verfährt Ellendorf, die Karolinger (1838) Bd. I. S. 103 ff.

**) Gregorovius, l. c. Bd. IV.

Digitized by Google

Den Uebergriff, den der Papst sich erlaubte, als er sich die Herrschaft über die Könige auf Erden beilegte, hatte das Kaiserthum durch seinen Schutz sich heraufbeschworen. Man mag diese Entwickelung mit der Anmassung des griechischen Patriarchen vergleichen, der, sobald ihm der Ehrentitel ökumenisch zuerkannt war, sich bis zum Schisma verstieg.

Die Emancipirung von kaiserlicher Oberherrlichkeit war, wie der kühnste, so der radicalste Schritt zur Begründung der päpstlichen Macht, die vorletzte Etappe auf dem Wege, die die Selbstconstituirung des Papstthums bis dahin zu überwinden gehabt hatte, das eiserne Zeitalter, wie Cäsare Cantu es nennt.

Die Idee, Italien aus seiner Zerrissenheit zu erlösen, indem er es unter des heiligen Stuhles Leitung vereinigte, hatte Innocenz III. gehabt, für seine Person hiedurch das Vorbild für eine Präsidentschaft, wie sie zuletzt 1858 für möglich gehalten wurde. S. 466 ff.

Die Jahrhunderte bildeten die angebahnte Doctrin von der Oberlehnsherrlichkeit des Papstes aus, die in Alvaro Pelayo im XIV. Jahrhundert ihren geschulten Vertreter erhielt. Was sich machen liess, das blieb jedenfalls nicht aus, die Regierungsgewalt im Weltlichen sowohl wie im Geistlichen, wenigstens auf einem beschränkten Territorium. Hier halten wir inne; dem dritten Bande des Verfassers mögen wir nicht vorgreifen.

Wenn wir diesem Streben gegenüber unseren Gedanken sich mit der Bevölkerung Rom's beschäftigen lassen, was erblicken wir da? Ein Volk, das gern Etwas hätte sein mögen, aber weder nach Aussen, noch nach Innen mehr etwas war, nach Aussen nicht, weil ihm das Papstthum sein Ideal escamotirte, nach Innen nicht, weil die Junkerfehden seine Erstarkung hinderten.

Noch einem Gedanken lohnt es sich am Faden des Verfassers nachzugehen, dem Gedanken an Kunst und Kunstbetrieb. Wir begegnen seinen Beobachtungen in den Schlusscapiteln jedes der beiden ersten Abschnitte im vierten Buche, sowie am Ende des zweiten und am Ende des vierten Abschnittes im fünften Buche. Zuletzt begegnen wir noch einem einschlägigen Capitel zu Ende des zweiten Abschnittes im sechsten. S. 987.

Ist es Absicht oder Zufall, dass, während Gregorovius von den Titularbasiliken der Stadt Rom um das J. 499 handelt,*) unser Verfasser für das neunte Jahrhundert über den gleichen Gegenstand orientirt? S. 266. Denn auch jene berücksichtigt er, und hat ferner — wie wir bemerken müssen, nicht umhin gekonnt, die kirchlichen Bauten vom Ende des sechsten bis zum Ausgang

*) Gregorovius l. c. I. S. 257.

Digitized by Google

des achten Jahrhunderts dem Leser vorzuführen. S. 155. Wenigstens einige Erinnerungen aus den beregten Capiteln mögen hier zur Beleuchtung des ästhetisch-wissenschaftlichen Standpunktes des Verfassers Platz finden! Dem, der die Geschichte Rom's in der letzten Kaiserzeit vor seinem Geiste vorüberziehen lässt, muss es, wie der Verfasser meint, klar sein, dass die bauliche Thätigkeit keine bedeutende sein konnte. Um die Zeit des Untergangs des Westreichs und der Herrschaft Odoaker's finden wir mehrere Bauten, die nach seiner Meinung darauf hinweisen dürften, dass die Stadt selbst zunächst weniger als man vermuthen sollte, von dem grossen Wechsel berührt wurde, kirchliche Bauten, die unter dem P. Simplicius entstanden. Die Regierungszeit Theodorich's wurde von der Erhaltung der alten Monumente in Anspruch genommen, wie es scheint. (Vgl. S. 73.)

In diesem Zusammenhang erwähnt der Verfasser jenes Verzeichnisses der römischen Titel- (oder nachmaliger Cardinals)kirchen, acht und zwanzig Titel, in den Unterschriften der Mitglieder des städischen Clerus, welche dem im J. 499 von Symmachus gehaltenen Concil beiwohnten. S. 69. Von den Titelkirchen unterscheidet der Verfasser die Patriarchalkirchen oder eigentlichen Basiliken, S. 72, z. B. die lateranische (die Mutterkirche des römischen Bisthums), dann St. Peter, St. Paul, St. Laurentius. Dazu trat als vierte die liberianische (St. Maria Maggiore). Durch diese Basiliken bildete sich die Idee der Vertretung der Patriarchate aus. *)

Bei der nächsten Gelegenheit ist der Verfasser nur im Stande, eine rein kirchliche Bauthätigkeit zu constatiren, S. 155, die er mit der Aufgabe des Papstthums begründet, für seine Mission ein Rom zu schaffen, ebenso wie das Kaiserthum einst gethan hatte. Am Schlusse des siebenten christlichen Jahrhunderts sehen wir in allen Regionen der Stadt Kirchen sich erheben, zum Theil in diesem Jahrhundert neu entstanden, zum Theil umgebaut, zu Ehren sowohl nationaler Heiligen deren Leidensstätten, ja deren frühere Wohnungen man kannte, wie mancher von denen des Morgenlandes, deren Cultur in manchen Fällen zugleich mit ihren Reliquien sich eingebürgert hatte. Durch das ganze Capitel hindurch transpirirt eine persönliche Bekanntschaft mit den Localitäten **) Eine klare Auseinanderhaltung erhebt es zu einer lesbaren Episode.

Während fühlbar die baulichen Aenderungen eine nach der anderen die zukünftige Physiognomie der Stadt ahnen lassen, ist der Verfasser nicht so des Alterthums vergessen, dass er nicht

*) Vgl. die Geschichte des Ursprungs der christlichen Regionen-Eintheilung in der flavischen Epoche Bd. I.

**) Von seinem längeren Aufenthalte in Rom spricht er selbst S. 1176 anlässlich der Inschriften

Digitized by Google

auch des letzteren noch in einem besonderen Kapitel gedächte: das heidnische Rom im christlichen zuerst eingeschlossen, sank langsam, aber es versank nicht, wie der Verfasser bemerkt. S. 171. Und doch hatten häufig wiederkehrende Ueberschwemmungen des Tiber vieles von alten Trümmern zu Schutt gemacht, und mit Schutt bedeckt, daraus eine späte Nachwelt sich die Anhaltspunkte für historische und andere Combinationen wieder mühsam hervorholt. Der Verfasser hat in diesem Kapitel dem Verfall des alten Rom's eine würdige ergreifende Tragödie geschrieben.

Nur eine Thräne noch — dann ists vorbei. — Ein späteres Kapitel gibt dem Leser einige Blicke in die wechselnden Zustände, wie sie uns auf dem wissenschaftlichen Felde und dem Gebiete der Bildung im Allgemeinen im neunten und zehnten Jahrhundert entgegentreten. S. 254. Der Verfasser gibt sich hier die achtbare Mühe zu beweisen, dass in Rom die Traditionen des Alterthums, wenn sie mehr und mehr verdunkelt wurden, doch nicht verschwanden, spricht von Angilbert und Einhard als von Trägern römisch-classischer Bildung. Aber er kann doch trotz des Beweises, den er von dem Vorhandensein gelehrter Geistlicher und Laienschulen hernimmt, nicht umhin, einzuräumen, dass Poesie und Geschichtschreibung in der alten Hauptstadt feierten, und dass Rom in dieser Beziehung hinter anderen Theilen der Halbinsel zurückstand. S. 260. Ein desto besseres Bild freut er sich von der Thätigkeit auf dem Gebiete der bildenden Kunst geben zu können, der Architektur nämlich, der Musivmalerei und der Goldschmiedekunst. S. 261. Durch ihre ehrwürdigen Heiligthümer, und durch ihre Anziehungkraft als Sitz des obersten Bischofs, war Rom vor anderen Städten geeignet, besonders der letztgenannten Kunst ein weites Feld zu bieten.

Zum Schluss eines Capitels, das überschrieben ist: »Bauten von Leo III. bis Sergius III. u. s. w.« kommt er auf die Titelkirchen zurück, einige wenige Zeilen, aus denen wir uns nicht enthalten können wenigstens die Bestätigung zu entnehmen, dass wir überhaupt keine absolut vollständigen Register weder in dem obengenannten, noch in dem Verzeichniss, welches wir aus der Zeit Leo's III. kennen, vor uns haben. S. 274.

Wenig Interesse bietet die Kenntnissnahme der künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit zwischen der Hälfte des eilften und der Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Gleichfalls müssen wir der methodischen Umsicht und dem Geschick des Verfassers, auch aus diesem Kiesel geistige Funken geschlagen zu haben, die Ehre wiederfahren lassen. S. 413. »Fasst man zusammen, sagt der Verfasser endlich, was in Rom in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrhunderten geschah und hauptsächlich dem architektonischen Fach angehört, und will man die am Ende dieser Periode sichtbaren Vorboten vielmehr als Zeichenentwicklung selbst hoch an-

Digitized by Google

schlagen, so steht Alles dies doch an künstlerischer, wesentlich durch das schöpferische Princip bedingter Bedeutung zurück hinter den Werken, die wir von der Mitte des eilften Jahrhunderts an in Toscana und im obern, gleich darauf im südlichen Italien entstehen sehen.« S. 422. Plastische Werke sind seines Wissens aus dieser Zeit nicht geblieben. Ob deren überhaupt entstanden, lässt er zweifelhaft. Selbst von dem architektonischen Ornament scheint es ihm durchgängig, dass es vom Alterthum entlehnt worden sei. In einer geistig so bewegten Zeit, wie die der grossen Reformbestrebungen und des innig damit verbundenen Investiturstreites war, hätte man glauben dürfen, wie er meint, Rom, das Centrum der Papstgewalt, in welcher diese Bestrebungen, wenn sie nicht alle von ihr ausgingen, sich natürlich zusammenfanden, hätte einen bedeutenden Antheil an der durch diesen Kampf hervorgerufenen wissenschaftlichen Thätigkeit genommen. Aber er findet, dass von den vierzehn reformirenden Päpsten, die von Clemens bis Honorius II. einander folgten, keiner ein Römer war und dass so auch die unmittelbare geistige Theilnahme Rom's an der Bewegung sehr gering gewesen. S. 423. Er belegt seine Behauptung mit Thatsachen aus der Literatur und zeigt, dass die wissenschaftliche Thätigkeit daselbst beinahe auf Papstgeschichte eingeschränkt und selbst diese gering war. Aber da er fürchtet, zu verwirken, dass die in der Epoche der Renaissance in Italien aufgekommenen Sagen vom gänzlichen Erlöschen von Wissen und Kunst in den barbarischen Jahrhunderten einander ungleich werden, so lässt er Rom die, wenn auch kümmerliche, Pflege einzelner Fächer. Etwas spät schenkt er den Einflüssen der ungesunden Luft in Rom Aufmerksamkeit. S. 426.

Wogegen des Verfassers Polemik in Nachrichten über künstlerische Thätigkeit gerichtet ist, erfahren wir in dem Schlusscapitel des fünften Buches, nämlich gegen die Aufzeichnungen Ghiberti's und gegen die Abhandlungen und Biographien Vasari's. S. 689. Sein Zweck ist, die eigene Production der Römer in Schutz zu nehmen, und das Capitel, reich an Detail's, ist auch geeignet, den Leser für die Meinung des Verfassers zu gewinnen, bis auf den Umstand, dass diese Production doch einigermassen durch ein wenig Barbarei durchlöchert ist (vgl. S. 702 oben): Rom zehrte an den Resten des Alterthums! Und hatte eine italienische Literatur, und zugleich mit ihr die italienische mittelalterliche Kunst einen ernsten Anlass zu individuellem d. h. nationalem Leben genommen, so bedurfte es doch einer noch mächtiger veränderten Geistesrichtung, wie der, von der das XIII. Jahrhundert zeugte, um dem in der Kunst erwachenden Geiste zum Siege zu verhelfen!

Der Verfasser führt uns noch einmal ein Zeitbild in dem Capitel vor, welches sich mit dem geistigen Leben, den öffentlichen Zuständen, und Kunstbestrebungen der Avignonischen Zeit beschäftigt. S. 987. Wer nicht eine Ahnung von der Oede haben könnte,

Digitized by Google

oder wenigstens einer Stagnation, wie sie bereits das dreizehnte Jahrhundert in Rom zeigte, der könnte sich nach den ersten Zeilen des Verfassers davon überzeugen, eine Oede, die durch das Relief, die er dem Glanze von Florenz in dieser Zeit gibt, nur noch greller wird. Die Abwesenheit der Päpste hatte ihre Anstalten, auch die Sapienza, verfallen lassen; auch an dem grossen geistigen Kampfe des vierzehnten Jahrhunderts, welcher die unter und durch Bonifaz VIII. auf die Spitze gestellten religiös-politischen Fragen wieder aufnahm und verfolgte, hat, wie der Verf. zeigt, Rom keinen direkten Antheil genommen. Francesco Petrarca lässt er in Klagen über die römische Unwissenheit ausbrechen. Nachrichten über städtische Verhältnisse behauptet er in dieser Zeit ebensowenig begegnet zu sein, wie anschaulichen Schilderungen der Stadt und ihrer Monumente. In letzterer Beziehung gedenkt er einiger Nachrichten, aus denen hervorgeht, dass der Verfall Rom's gross war. Aber der Verfasser warnt, den Uebertreibungen, die Rhetoren und Dichter sich erlaubt haben, Glauben zu schenken. Er kommt auf die Volksfeste zu reden, städtische Statuten hatten die Feier der „*Ludi Testacii et Agonis*" vorgeschrieben*); Passionsspiele wurden im Colosseum gefeiert. Er erwähnt des Malers Pietro Cavallini, des einzigen einheimischen Künstlers. Vorzugsweise waren toscanische Künstler in Rom thätig. Erdbeben und Feuersbrünste, wovon der Verfasser gegen Ende des Abschnitts redet, waren noch Heimsuchungen zu dem ohnehin ziemlich offenkundigen Ruin.

Nach diesen Proben sollten wir unser Gesammturtheil über die Darstellung abgeben, wenn wir es nicht schon theilweise vorangeschickt hätten. Alles was wir hier noch sagen dürfen, erlaubt nur, das schon Gesagte zu bestätigen. Einem historischen Werke, wie dem vorliegenden, das Leser anziehen will, kann die Durchsetzung mit Stellen aus dem grössten Dichter Italiens nur dienlich sein. Der Verfasser hat Alles gethan, was er thun konnte, im Umfange der Grenzen, die er sich gesteckt hatte, um die Darstellung auch in diesem Bande zu einer lesbaren Lektüre zu machen, und hat nach unserem Dafürhalten diesen Zweck in musterhafter Weise erreicht.

Wir können nicht Abschied von diesem in seiner Art bedeutsamen Bande nehmen, ohne noch Einiges über den in Anmerkungen, Inschriften, und Annalen der Stadtgeschichte bestehenden Anhang zu sagen.

Einige dreissig und mehr Seiten mit Anmerkungen geben auch diesem Bande das Zeugniss reichhaltiger Vorstudien mit, wovon schon die Darstellung Manches durchblicken liess. Die Literatur über den Ursprung des Kirchenstaates, die er als Anmerkungen zu

*) Der *Monte Testaccio* kehrt noch einmal wieder, S. 997 ff.

Digitized by Google

S. 115 der Darstellung gibt, S. 1180, sowie die Literatur über das Decret P. Nicolaus II. über die Papstwahl, S. 1186, die er bis auf die letzte Doctordissertation benutzt hat, mögen als Bekannteres herausgehoben werden. Schon gleich die ersten Seiten, welche die Literatur über die allgemeine Geschichte Italiens, über die Papstgeschichte, über die Geschichte der Stadt Rom, über die römischen Inschriften u. s. w. enthält, geben erfreuliche Beweise von Vollständigkeit. Zur Münzgeschichte hätte der *Trésor de numismatique et de glyptique (Paris 1843)* allenfalls noch, zur Geschichte Odoaker's und der germanischen Herrschaft in Italien noch v. Wietersheim's Geschichte der Völkerwanderung jedenfalls erwähnt werden dürfen. Kurz, für den Abschnitt der Anmerkungen wird jeder Fachmann sogar dem Verfasser dankbar sein müssen!

Was den inschriftlichen Anhang betrifft, S. 2119 ff., so kann ich mein Lob nur erneuern, das ich dem Verfasser anlässlich des einschlägigen Anhangs zu dem ersten Bande gespendet habe. Nahezu ein halbes Hundert ist dieses Mal verwerthet worden.*)

In der chronologischen Uebersicht hat der Verfasser ein nüchternes Mass beobachtet.

Unter den Stammtafeln haben die letzten Nummern, welche dem Leser über die römischen Familien Colonna, Orsini und Caetani Aufhellungen geben, den unmittelbarsten Werth.

Möge es dem Verfasser vergönnt sein, auch die Aufgabe, die er sich mit der Geschichte des dritten Bandes gestellt hat; mit dem ihm verliehenen reichen Geiste zu lösen!

---

*) Nachtrag zu den römischen Inschriften Heinrichs VII. gab der Verf. noch später: A. A. Z. 1868. Nr. 79 Beil.

Heidelberg. **H. Doergens.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

J. Hermens, Der Orden vom heiligen Grabe, mit Illustrationen. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung 1867. 4. X p. 139.

Chateaubriand erzählt in seinem itinéraire de Paris à Jérusalem, wie er vor seiner Abreise aus der heiligen Stadt vom Pater Guardian des hl. Grabes den Orden erhielt, der von dem Zielpunkt frommer Wallfahrt seinen Namen trägt. Es geschieht ganz in der charakteristischen Weise, die sich bei ihm nie verleugnet. Poetische Ueberschwenglichkeit und historische Unkenntniss reichen sich gläubig die Hände und verscheuchen jeden Zweifel an der Aechtheit der Tradition, die bei den Ceremonien des Ritterschlags Schwert und Sporen des ersten Königs von Jerusalem gebrauchen lässt. Dann erscheinen ihm auch diese Ceremonien nicht so bedeutungslos, wie man glauben möchte. Der Gedanke an seinen grossen Landsmann (Gottfried von Bouillon ist bekanntlich wie Karl der Grosse unbestrittenes Monopol der Franzosen), dessen Waffen ihn berühren, erfüllt ihn mit neuer Begeisterung für den Ruhm und die Ehre seines Vaterlandes: denn, wenn er sich auch nicht den vollen Titel Bayard's vindiciren kann und zugeben muss, dass er kaum sans reproche sein möchte, sans peur ist er doch wie jeder Franzose. Ob Alle, die, seitdem der Verfasser von Atala die heiligen Orte besuchte, den Orten erhalten, ihn unter ähnlichen Phantasieen sich erworben haben, kann man dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls ist der Gedanke ein verdienstlicher, den Fabeln einmal zu Leibe zu gehen, die sich so gern an derartige Institutionen ankleben, und er verspricht um so mehr, wenn er von der Ueberzeugung getragen ist, dass »der Orden in den Augen aller wohlmeinenden Katholiken nur gewinnen kann, wenn seine Geschichte von allen unhistorischen, märchenhaften Legenden und Zuthaten befreit wird.«

Die Frage nach Ursprung und eigentlicher Bedeutung lässt sich nun gerade nicht so leicht beantworten, und man muss gestehen, der Verfasser vorliegender Abhandlung hat sich seine Aufgabe nicht leichter gemacht, als er konnte: er hat alle Schriftsteller, selbst solche, über deren Werthlosigkeit das Urtheil längst feststeht, nochmals geprüft, ihre Meinungen nochmals besprochen, wodurch seine Untersuchung vielleicht hie und da schwerfällig wird, aber nie das Streben nach möglichster Gründlichkeit verleugnet. Die vier ersten Abschnitte geben die eigentlichen Resultate; was von S. 60 ff. an gesagt wird, besonders gegen die Schrift des Grafen Allemand, hat auf die Beantwortung der Kernfragen keinen direkteren Einfluss. Folgen wir in aller Kürze der Untersuchung.

Digitized by Google

Man kann zunächst absehen von jenen Sagen, die den heil. Jacobus den Jüngern oder die Kaiserin Helene oder gar Konstantin den Grossen zu Gründern des Ordens machen: diese fallen von selbst als fromme, aber ziemlich grobe Erfindungen zusammen. Wohl aber wird man nach der Gültigkeit der verbreitetsten Meinung fragen müssen, die Gottfried von Bouillon oder seinen Bruder Balduin I. als Gründer nennt. Sie lässt sich durch nichts erweisen. Hier sind offenbar jene zwanzig Stiftsherrn, die der erste König von Jerusalem dem Patriarchen der Stadt als Gehülfen im kirchlichen Amt zur Seite setzte (Wilken, Geschichte der Kreuzzüge II, 3) zu einer Verwechslung benützt worden. Von ihnen weiss nämlich Favyn (l'histoire des ordres militaires T. II.) zu melden, dass sie Balduin aus regulären Kanonikern und Mönchen zu Waffenbrüdern (hommes d'armes) und Rittern des heil. Grabes gemacht habe. Dieser Angabe sind die meisten Schriftsteller gefolgt und haben daraus die traditionelle Ansicht über die Entstehung des Ordens gewonnen. Da ihr aber kein stichhaltiges Zeugniss zu Grunde liegt, sondern offenbar nur das Streben, ein möglichst hohes Alter für den Orden zu erreichen (was bei der Verwechslung von den Stifts- und Chorherrn leicht zu realisiren war), so hat man alle Veranlassung, der Meinung von Hermens beizutreten, der die Angabe Favyn's einfach als unbewiesen verwirft. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass die Entstehung des Ordens oder vielmehr der Gewohnheit, sich am heil. Grabe zum Ritter schlagen zu lassen, in die Zeiten der Kreuzzüge fällt. Denn, wenn wir auch aus dem 11—13. Jahrh. keine Urkunde über den Ritterschlag, der den besonderen Titel »Ritter vom heiligen Grabe« zur Folge hatte, besitzen, so kann doch ein solcher Gebrauch wohl nur aufgekommen sein, als man im vollen Besitz der heil. Stadt war. Aus den späteren Zeiten sind besonders zwei Papstbullen für die Geschichte des Ordens beigezogen werden. Die eine, von Innocenz VIII. aus dem Jahr 1483 (Cum solerti meditatione pensamus — sie wird im Anhang Nr. II, S. 111, mitgetheilt) spricht die Vereinigung des Ordens vom heil. Grabe und des Ordens vom heil. Lazarus mit den Johanniter aus. Alle Schriftsteller bezogen dies auf die »Ritter«, während es nur den regulirten Chorherren gilt. Denn sowohl in dieser, als in der bestätigenden Bulle Pius' IV. vom 1. Juli 1560 wird immer bestimmt unterschieden zwischen ordo s. sepulchri und militia s. Lazari, d. h. zwischen einem Mönchsorden und einem Ritterorden. Die andere Bulle wird Alexander VI. zugeschrieben und aus dem Jahr 1496 datirt. Sie sollte das Recht, den Orden des heil. Grabes auszutheilen, dem Papste selbst verleihen, und wurde sogar dazu benützt, Alexander VI. zum Stifter des Ordens zu machen. Die Frage nach der Aechtheit derselben ist um so natürlisher, als sie sich in keiner Sammlung päpstlicher Bullen findet; auch weitere Nachforschungen (wohl in Rom selbst) haben dem Verfasser keine genügende Aufklärung gegeben und so kommt

Digitized by Google

er zu dem Resultate, dass eine solche Bulle Alexander's VI. **nicht existirt und niemals existirt hat.** (S. 52). Der Orden wird, so weit wir ihn urkundlich verfolgen können, von den Franciskanern am heil. Grabe verliehen; diese sollen das Recht von Alexander VI. erhalten, andere Päpste es bestätigt haben. Auch das ist nur mündliche Tradition. Eine Urkunde Alexander's VI. wenigstens vom 13. Aug. 1496, also aus dem gleichen Jahre, wie jene zweifelhafte, welche die Privilegien der Franziskaner im gelobten Lande erweitert, erwähnt mit keinem Wort des Ritterschlags. Dass sie ihn wirklich ertheilten, beweisen die zahlreichen Fälle, die uns besonders in Reisebeschreibungen mitgetheilt sind (z. B. in der interessanten vom frater Felix Faber, die Hassler 1843 in den Jahrbüchern des literar. Vereins herausgegeben hat), dass sie dies Privilegium durch päpstliche Uebertragung erhalten haben, bezeugt erst eine Bulle Benedict's XIV. vom 7. Januar 1746, in welcher die Statuten in Bezug auf Ernennung der »Ritter« bestätigt sind, mit der Bedingung, dass alle Förmlichkeiten beobachtet und von Jedem, welcher in den Orden aufgenommen wird, 100 venetianische Zechinen als Almosen dargebracht werden. — Es bleibt also schliesslich von der vielfach ausgeschmückten Tradition nur wenig zurück: einmal, dass der heutige, sogen. Ritterorden vom heil. Grabe seinen Ursprung der in den Kreuzzügen entstandenen frommen Gewohnheit verdankt, den Ritterschlag am heil. Grabe zu empfangen; dann, dass die ausschliessliche Ertheilung dieses Ritterschlages durch die Franziskaner im heil. Lande durch mündliche Genehmigung Alexander's VI. (die freilich nicht strikte nachgewiesen ist) zuerst gutgeheissen, von Benedict XIV. schriftlich bestätigt, und an letzter Stelle durch Papst Pius IX. dem Patriarchen von Jerusalem übertragen worden ist (cf. S. 60).

Einen interessanten Bericht über modus perficiendi sive ordinandi milites sanctissimi sepulcri Domini nostri J. Christi enthalten die Kuriositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt. Weimar 1817. VI. S. 518 ff. Er ist von H. von Stülting aus einem Reise-Tagebuch des Grafen Albrecht von Löwenstein mitgetheilt (latein. p. 519, deutsch 522), und unterscheidet sich in keinem wesentlichen Punkte von der jetzt üblichen Form (cf. Anhang Nr. IV.). Die Wallfahrt des frommen Grafen, der an den Religionskriegen in Frankreich einen lebhaften Antheil genommen hat, wurde begonnen »auff den heyligen Palmtag, den 30. Martii, als man zehlet von unsers einigen Seeligmachers Geburt 1561 Jahr« und »geändet den 16. Tag Augusti, Anno 1562«. Auch Schweigger spricht sich in seiner »Reyssbeschreibung auss Teutschland nach Constantinopel und Jerusalem« Nürnberg 1608, die sehr interessante Abbildungen (besonders eine des heil. Grabes) enthält, S. 300, über die Ceremonie, Ritter am hl. Grabe zu schlagen, aus. Er ist freilich nicht so ganz mit der Sache einverstanden. Er meint, jeder Christ sei von selbst ein solcher Ritter, seines Bedünkens ist

Digitized by Google

dies eine »vergeblich unnötige Ceremoni, die weder kalt noch warm ist, weder Edel nach Unedel macht, ja wenn mans in grund erwegen will, auch nichts denn ein Geltnetz, da man die Leute abfertigt mit solchen Worten, die ein jeder daheim auss der Predig Gottes Worts könt umbsonst hören.«

Das ist aber das Loos all dieser Institutionen: es bleibt schliesslich eben nur die Form oder doch nicht viel mehr, als diese. Es ist dann individuelle Liebhaberei, wenn man an ihr genügenden Gefallen findet. Der Orden vom heil. Grabe mag aber durch den Ort, an dem er erworben, durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, auch jetzt noch einen grösseren Reiz ausüben, als manche seiner zahlreichen Brüder. **A. Th.**

Leipzig bei Leopold Voss 1867: Theorie der complexen Zahlensysteme, insbesondere der gemeinen imaginären Zahlen und der Hamilton'schen Quaternionen nebst ihrer geometrischen Darstellung; von Dr. Hermann Hankel. XII und 196 Seiten.

Der Verfasser geht zunächst von der ganzen (positiven) Zahl aus, abstrahirt von ihr die Verbindungen der Addition und Multiplikation; stellt die Addition als eine »thetische« Verbindung hin, für welche er die Eigenschaften der »Associativität« (d. h. $(a+b)+c=a+(b+c)$) und der »Commutativität« (d. h. $a+b=b+a$) im allgemeinen postulirt; es wird dann die »lytische« Verbindung der Subtraktion mittelst der Gleichung $(a-b)+b=a$ definirt; und zuletzt werden aus diesen drei Gleichungen die übrigen allgemeinen Operationsformeln der Addition und Subtraktion abgeleitet. — Für die »thetische« Verbindung der Multiplikation postulirt der Verf. ausser den beiden vorbenannten Eigenschaften $(ab)c=a(bc)$ und $ab=ba$, noch die der »Distributivität« (d. h. $(a+b)c=ac+bc$) und definirt dann die »lytische« Verbindung der Division durch die Gleichung $\frac{a}{b}.b=a$. — Mittelst dieser vier Gleichungen, und denen der Addition und Subtraktion werden dann die übrigen allgemeinen Rechnungsregeln für die vier Species entwickelt.

Als Folge dieses Verfahrens ergibt sich am Ende der Addition und Subtraktion zu der Reihe der ganzen Zahlen, noch eine Reihe »von rein formalen Zahlen-Begriffen«, welche mit der ersteren in Verbindung, die vollständige Reihe

I. ..., -4, -3, -2, -1, 0, 1, 2, 3, 4, ...

der Objekte bildet, mit denen zur Multiplikation und Division übergegangen wird, wobei die 0 ebenfalls als ein »rein formaler Zahlen-Begriff« $(a-a)$ angesehen wird. — Am Schlusse dieser Behandlung der vier Species erscheint dann neben obiger Reihe I. der ganzen

Digitized by Google

Zahlen, noch eine neue Reihe »rein formaler Zahlen-Begriffe« und damit die vollständige Reihe

II. ... $\pm 4, \pm 3, \pm 2, \pm 1, \pm\frac{1}{2}, \pm\frac{1}{3}, \pm\frac{1}{4}, \pm\frac{1}{5}$, ...

der Objekte [mit denen, in Verbindung mit der 0 und mit der Division $\frac{b}{a}\left(=b.\frac{1}{a}\right)$] von nun an operirt wird.

Alles dieses hat aber M. Ohm seit 1822 und am reinsten, weil ohne alle pädagogischen Rücksichten, in seiner 1862 zu Leipzig bei H. Fries erschienenen kleinen Schrift: »Kurzer Leitfaden und wissenschaftliche Grundlage der gesammten Elementar-Analysis« gelehrt. — Wir rechten nicht mit dem Verf. darüber, dass er sich in Bezug auf die 4 Species diese Lehren so genau und bis auf das Kleinste in ihren Resultaten angeeignet hat; aber bei einem Werke, welches eine Wissenschaft begründen will, darf man doch nicht so viele Verstösse gegen die gemeine Denklehre, wie sie in seiner Schrift vorkommen, ungerügt lassen. — Erstlich vermisst man überall einen ausgesprochenen Begriff der »Gleichung«; es scheint, dass der Verf. die Ausdrücke zweier Begriffe für »gleiche« hält, wenn jeder für den andern substituirt werden kann; und dagegen hätten wir nichts einzuwenden. — Ferner kann man zwar aus einem Begriff alle Folgerungen ziehen; aber man darf diesem Begriff später nicht noch neue Merkmale hinzufügen, wie der Verf. p. 26 und §. 11 thut, wo er es für nöthig erklärt, für die (bereits definirte) Subtraktion und Division noch zu postuliren, dass sie auch den Bedingungen $(a-b)+(c-d)=(a+c)-(b+d)$ und $\frac{a}{b}.\frac{c}{d}=\frac{ac}{bd}$ genügen. — Derselbe Denkfehler kommt aber noch gar oft vor; p. 31 z. B. wird abermals $a.0=0$ und $0.a=0$ als neue Eigenschaft der Multiplikation postulirt; — wer bürgt denn aber nun dem Verf. dafür, dass diese sämmtlichen Merkmale des Multiplikations-Begriffs sich nicht widersprechen, und dass er nun nicht ein »hölzernes Eisen« definirt habe? — (wie hinten bei den Hamilton'schen Quaterinonen wirklich geschehen ist). — Wollte der Verf. nach den bestehenden Denkgesetzen verfahren, so musste er bei dem Beginn der Lehren der Multiplikation, — wo er die Reihe I., nämlich ... $-4, -3, -2, -1, 0, 1, 2, 3, 4$, ... der Objekte vorfindet, mit denen allein er nicht in Widerspruch gerathen darf, — zuerst das Produkt zweier (positiven) ganzen Zahlen definiren, — dann das allgemeinere Produkt des nfachen eines unbestimmten Objects a, durch die Gleichung $n.a=a+a+a+...$ (von nSummanden), — hierauf das wieder allgemeinere Produkt des (m—n)fachen eines unbestimmten Objekts a, mittelst der Gleichung $(m-n).a=m.a-n.a$, wo m—n beliebig positiv oder negativ ganz oder 0 ist. — Jeder dieser Begriffe des Produkts enthält die früheren als besondere in sich, kann ihnen also nicht widersprechen. — Nun musste der Verf. nachweisen, dass für den

Digitized by Google

allgemeinsten dieser Begriffe die drei, von ihm postulirten Eigenschaften der »Associativität«, »Commutativität« und »Distributivität« auch dann noch gelten, wenn die Elemente a, b, c, beliebige, von einander unabhängige Objekte aus der, bis jetzt allein vorhandenen Reihe I. der Objekte vorstellen. — Dann, und nur dann erst, ist man überzeugt, dass diese drei Eigenschaften der Multiplikation wirklich nichts widersprechendes enthalten, und dann kann er in seiner Definition des allgemeinsten Produkts, die Elemente a, b, c, als völlig bedeutungslos ansehen und die daraus gefolgerten Gleichungen, auf alle sich künftig darbietenden Objekte, — also nicht bloss auf die der Reihe II., sondern auch auf die sich noch später darbietenden Objekte (z. B. von der Form $p+q.\sqrt{-1}$) mit Seelenruhe in Anwendung bringen; dann findet man auch die Resultate $a.0=0.a=0$ und $(-a)b=b(-a)=-ab$, so wie $(-a)(-b)=ab$ als vernunftnothwendige Folgerungen, die man nicht erst auf's Neue zu postuliren braucht (s. noch p. 41.).

Der Verf. sagt ferner, dass man die formale Behandlung nicht über die 4 Species ausdehnen könne, — weil $\sqrt{2}$ irrational ist und der Begriff des Irrationalen nur bei den stetigen Grössen seine Erledigung finden könne (s. p. 45). Nichtsdestoweniger erklärt er aber später (im §. 19) das Zeichen i durch die Gleichung $i^2=-1$, und die Nothwendigkeit der Existenz dieses Begriffs aus »der Absicht, auch die quadratischen Gleichungen in jedem Falle auflösbar zu machen.« — Wird nun dadurch $\sqrt{-1}$ zu einer Grösse, oder ist dieses $\sqrt{-1}$, eben so wie dem Verf. -2 und $\frac{1}{3}$ es gewesen sind, ein »rein formaler Zahlen-Begriff«? — Was hindert denn, die ganze Potenz a^m als ein Produkt von m gleichen Faktoren a zu definiren, während a ein ganz unbestimmtes Objekt ist? — was hindert denn, in des Verfassers eigenem Sinne dieser »thetischen« Verbindung die »lytische« $\sqrt[m]{a}$ mittelst der Gleichung $\left(\sqrt[m]{a}\right)^m=a$ gegenüber zu stellen? — Aber er musste dann die m-Deutigkeit dieser »Lysis« nachweisen und, um dem Begriff der »Gleichung zu genügen«, nur solche Gleichungen zulassen, welche auf beiden Seiten des (=)Zeichens gleich viele (und dieselben) Werthe haben, was z. B. bei den Gleichungen $\sqrt[m]{a}.\sqrt[m]{b}=\sqrt[m]{(ab)}$ und $\sqrt[m]{(a^m)}=a.\sqrt[m]{1}$ der Fall ist, nicht aber bei dem Schema $\sqrt[m]{(a^m)}=a$, welches nur unter einer noch besonders zu stellenden Bedingung eine »Gleichung« (im Sinne des Verfassers) ist. — Dann konnte er mit diesem »rein formalen Zahlen-Begriff« ganz sicher operiren, was auch a gelegentlich bedeuten mag, ob 2, ob -1; dann konnte er auch mit seinem i (logisch gerechtfertigt) arbeiten, obgleich dieses i ein rein formaler Zahlenbegriff ist, dem die Eigenschaft beiwohnt, dass $i^2=-1$ ist, eben so wie -5 und $\frac{1}{4}$ bei dem Verf. solche rein formale Zahlen-Begriffe sind, denen die Eigenschaft zukommt, dass $(-5)+5=0$ und $4.\frac{1}{4}=1$ wird. Aber eben dieser

Digitized by Google

Eigenschaften wegen gewinnen diese Begriffe in ihrer (logisch richtigen) Anwendung auf die Analysis selbst, wie auf die »Grössenlehre« eine entsprechende und fruchtbare Bedeutung.

Der Verf. hat von allem diesem dunkle Ahnungen; er kann sie sich aber nicht zum klaren Bewusstsein bringen; es fehlt ihm ganz entschieden die Kunst des Denkens, um irgend einen, von einem Anderen angeregten Gedanken, — denn nur solche bilden den Gegenstand seiner Schrift — mit Konsequenz und Klarheit und mit irgend einem Erfolge durchführen zu können. — So hat er gleich zu Anfang seines Werkes den ganz guten, wenn auch nicht neuen Gedanken, nämlich den Gegensatz zwischen der Addition und Subtraktion, — wie er sich unverändert zwischen der Multiplikation und Division wiederfindet, — noch allgemeiner aufzufassen und sich eine, durch Θ bezeichnete »thetische« Verbindung beliebiger (nicht gerade Zahlen-)Objekte zu denken, welcher er die beiden Eigenschaften, nämlich $(a\,\Theta\,b)\,\Theta\,c = a\,\Theta\,(b\,\Theta\,c)$ und $a\,\Theta\,b = b\,\Theta\,a$ beilegt; — dann eine durch λ bezeichnete »lytische« Verbindung mittelst der Gleichung $(a\,\lambda\,b)\,\Theta\,b = a$ zu definiren, und aus diesen Gleichungen nun die Konsequenzen zu ziehen. Er hat dann einen, zwar nicht sehr umfangreichen Algorithmus, welcher überall da angewendet werden kann, wo die gemachten Bedingungen der »Thesis« erfüllt sind; — einen Algorithmus, welcher zu gleicher Zeit die allgemeinen Lehren der Addition und Subtraktion, und denjenigen Theil der Lehren der Multiplikation und Division enthält, der sich nicht auf das Verhältniss der Multiplikation zur Addition bezieht. Gerade dieser letztere Theil der allgemeinen Auffassung fehlt nun aber, so dass der Verf. von ihm keine Anwendung machen konnte, weder zur völligen Darstellung der Multiplikation und Division, noch später in seiner Anwendung dieses Algorithmus auf die Strecken, und dabei konnte er alles schon fertig vorfinden in des Petersburger Akademikers Collins »Grundlinien des typischen Kalkuls«, Leipzig 1823. — Endlich war die Sache an dieser Stelle einfach und leicht, indem er nur noch eine zweite »thetische« Verbindung Θ^1 einzuführen brauchte, welche mit der beliebigen Verbindung Θ mittelst der Gleichung $(a\,\Theta\,b)\,\Theta^1\,c = (a\,\Theta^1\,c)\,\Theta\,(b\,\Theta^1\,c)$, analog der Gleichung $(a+b)\,c = a\,c + b\,c$, — zusammenhängt, im Uebrigen aber dieselben, für die Verbindung Θ postulirten zwei Eigenschaften hat. Eine zweite »Lysis« λ^1 konnte dann wiederum durch die Gleichung $(a\,\lambda^1\,b)\,\Theta^1\,b = a$ definirt werden. — Dann war auch für die Anwendung auf die »Strecken« der rein formale Theil und damit die Hauptsache bereits abgemacht.

In der Anwendung dieses Algorithmus auf die Betrachtung des Zusammenhanges von Geraden OA, OB, OC, OD, etc., ihrer Grösse, Lage und Richtung nach (welche »Strecken« genannt werden) versteht der Verf. zunächst unter $OA\,\Theta\,OB$ die Diagonale OC des Parallelogramms OACB; — also unter $OC\;\lambda\;OA$ die Seite OB

Digitized by Google

dieses Parallelogramms; — während »gleiche« Strecken PQ und RS solche genannt werden, welche beliebig im Raume aber doch so liegen, dass, wenn die Eine parallel mit sich fortrückt, bis die Anfangspunkte P und R auf einander fallen, dann auch die Endpunkte Q und S zusammenfallen. Dadurch dehnen sich die vorstehenden »Thesis« und »Lysis« auf Strecken aus, die beliebig im Raume liegen. — Der Verf. setzt aber jetzt lieber statt der Verbindungszeichen Θ und λ, die Zeichen $(+)$ und $(-)$ und nennt nun auch diese Verbindungen selbst, die Addition und Subtraktion der Strecken, so dass man z. B. liesst: die Summe der drei Seiten eines Dreiecks ist $= 0$ (pag. 74 Z. 11 v. u.) — Dies mag er thun; er wolle sich aber nun vor der Verwechslung der beiden Bedeutungen, in welchen jetzt diese Zeichen $+$, $-$, und die entsprechenden Worte gebraucht werden, wohl hüten. — So lässt sich z. B. nichts dagegen sagen, dass der Verf. in der Anwendung seines Algorithmus auf Formen stösst, wie z. B. — OM, in der Bedeutung einer »Strecke«, welche mit OM gleiche Länge, aber die entgegengesetzte Richtung hat und welche er negative Strecke nennt; nur möge er nicht in den Fehler fallen (wie dies leider S. 80, §. 22 geschehen ist), dieses (—) Zeichen als das der von den Zahlen abstrahirten Subtraktion anzusehen.

Bei der im §. 21 nun folgenden »Multiplikation der Strecken« könnte der Verf. die von uns oben angegebenen Verbindungszeichen Θ^1 und λ^1 gebrauchen; da er aber dort deren Aufstellung unterlassen hat, so gebraucht er hier dafür dieselben Zeichen und Worte, wie für die Multiplikation und Division der Zahlen, und holt nun das früher Versäumte in einem ungemein confusen Vortrage nach. So erfährt man z. B. zunächst, was der Verf. unter »gleichen Quotienten von Strecken« versteht, ohne dass man vorher erfahren hätte, was er sich überhaupt unter einem solchen Quotienten denkt. — Aus der Gleichheit der Quotienten wird dann erst der Begriff des Produkts zweier »Strecken« abgeleitet u. s. w. Wäre der Verf. seines Stoffes Herr gewesen, so würde er mit einer Erklärung des Produkts OA. OB begonnen und darunter diejenige Strecke OC verstanden haben, die mit OB ein Dreieck bildet, welches dem Dreieck AOM ähnlich ist, wenn OM seine »Einheits-Strecke« vorstellt, d. h. wenn OM eine feste Axe und auf dieser die Länge $OM = 1$ genommnn ist. — Es wird dann $W.COM = W.BOM + W.AOM$. — Der Quotient $\frac{OC}{OB}$ zweier »Strecken« ist die durch die Gleichung $\frac{OC}{OB}.OB = OC$ (d. h. durch die Gleichung $(OC\,\lambda^1\,OB)\,\Theta^1\,OB = OC$) definirte »Strecke« OA, für welche $\triangle AOM \backsim \triangle COB$ wird, so dass $W.AOM = W.COM - W.BOM$ ist. — Daraus geht denn hervor, dass die Gleichung $\frac{OD}{OC} = \frac{OB}{OA}$ zwischen zwei

Digitized by Google

»Strecken-Quotienten« besteht, so oft $\triangle$ DOC $\sim \triangle$ BOA ist, so dass nicht blos dieselbe Gleichung, als Zahlengleichung gedacht, zwischen den blossen Längen dieser Strecken bestehen, sondern auch noch W. DOC = W. BOA (also auch W. DOB = W. COA) sein muss.

Welchen Nutzen dieser Algorithmus der Strecken gewährt, erfährt man von dem Verf. zur Zeit nicht; — welchen unverzeihlichen Missbrauch er aber in dem nächsten §. 22 (Darstellung der gemeinen complexen Zahlen in einer Ebene) davon gemacht hat, hier aufzudecken, ist unsere Pflicht.

Man denke sich auf der festen (horizontal angenommenen) Axe eine Längeneinheit OM rechts hin, — eine Längeneinheit OW links hin, — endlich auch noch eine Längeneinheit OV auf der darauf senkrechten (vertikalen) Axe abgetragen, — so ist $\triangle$ WOV $\sim$ $\triangle$ VOM; folglich hat man die (»Strecken-Quotienten«) Gleichung $\frac{OM}{OV} = \frac{OV}{OW}$. — So weit ist die Sache richtig. — Nun aber setzt der Verf. $+1$ statt OM, und -1 statt OW und hat nun die Gleichung $\frac{+1}{OV} = \frac{OV}{-1}$. Weil aber, wegen $i^2 = -1$, auch die Gleichung $\frac{+1}{i} = \frac{i}{-1}$ besteht, — so folgert der Verf. daraus, dass $i = OV$, d. h. dass die auf der vertikalen Axe genommene Längen-Einheit OV, auch die von dem Verfasser sogenannte imaginäre Einheit i ist. — Der Haupt-Trugschluss liegt hier darin, dass -1 statt OW gesetzt wird, während in Gleichungen zwischen Strecken-Quotienten, (nach des Verf.'s eigener Feststellung) die Richtung der Strecke durch den Winkel ausgedrückt wird, den sie mit der Axen-Richtung OU macht. In der obigen Gleichung ist die Länge der Strecke OW daher nur (positiv) absolut zu nehmen, um die aus der Aehnlichkeit der Dreiecke folgernde Zahlengleichung richtig zu erhalten. — Ausserdem ist ja auch in der, durch $-$OU ausgedrückten Strecke, das Zeichen $(-)$ kein (Zahlen-) Subtraktions-Zeichen, sondern das, die Verbindung Θ (zweier Strecken OA und OB zu der Diagonale des Parallelogramms) auflösende Zeichen λ, für welche beiden Zeichen vom Verf. die $(+)$ und $(-)$ Zeichen willkürlich gesetzt worden sind.

Von jetzt ab wird nun der Verf. auf seiner abschüssigen Bahn immer weiter in den Irrthum hineingedrängt. Er nimmt auf der festen Axe WOU eine (positive oder negative) »Strecke« OA = a, — auf der darauf senkrechten Axe OV eine (positive oder negative) »Strecke« OB = b, — hält letztere für den Ausdruck von bi, und folgert nun, dass

$$a + bi = OA + OB = OM$$

sei, wo OM die Diagonale des von den Seiten OA und OB gebildeten Rechtecks ist. — Ein neuer Trugschluss; dass $OA + OB = OM$

Digitized by Google

eine richtige »Strecken-Gleichung« ist, kann nicht in Abrede gestellt werden; aber dass die Zahlen-Summe $a+bi$ mit der Strecken-Verbindung $OA \Theta OB$ verwechselt wird, die nur deshalb die Form $OA+OB$ angenommen, weil es dem Verf. beliebt hat, statt des Verbindungs-Zeichens Θ, das $(+)$ Zeichen zu setzen, diese Verwirrung kann doch keine »wissenschaftliche« Begründung genannt werden.

Mit diesem Resultat ging uns aber zugleich ein Licht auf. — Der in einer, mit zwei festen Axen OU und OV versehenen Ebene, graphisch gegebene Punkt M, bestimmt seine beiden Koordinaten a und b, welche reelle Zahlen sind, — also bestimmt er auch jede gegebene Zusammensetzung von a und b, — folglich auch die Funktion $a+bi$ derselben a und b, — wenn man sie durch ihn verbildlichen lassen will. — Sind nun unter dieser letztern Voraussetzung, die Punkte A, B, C und D die Bilder der folgenden vier imaginären Zahlen, nämlich $a+bi$, a_1+b_1i, $(a+a_1)+(b+b_1)i$ (die Summe der beiden erstern) und $(aa_1+bb_1)+(ab_1+a_1b)i$ (das Produkt der beiden erstern), so liegt allemal das Bild C der dritten so, dass OACB ein Parallelogramm und OC seine Diagonale ist; — während das Bild D der vierten allemal so liegt, dass $\triangle DOB \sim \triangle AOU$ ist, wenn OU (auf der festen Axe der a) $=1$ genommen wird, weshalb auch allemal zwischen den Längen OA, OB und OD die Zahlengleichung $OA.OB=OD$ statt hat. — Diese, sehr lange schon allbekannten und besonders durch Gauss in Deutschland weiter verbreiteten beiden Wahrheiten, sind es nun offenbar, welche den Verf. zu seinem verunglückten Algorithmus der »Strecken« veranlasst haben; die erstere musste zum Begriff der Summe, die andere zum Begriff des Produkts der »Strecken« herhalten.

Auf diese Weise schreitet nun das Buch fort und springt nach und nach zu den verschiedensten Gegenständen über; es bespricht zunächst die Anwendung der complexen Zahlen in der Geometrie; — die Funktionen complexer Zahlen; es druckt wieder ab die bekannten Beweise des Satzes, dass jede höhere Gleichung complexe Zahlen zu Wurzeln hat; es betrachtet dann die Formen, in denen Gauss, Dirichlet u. A. die Imaginären in der höheren Zahlenlehre verwandt haben; es kommt zu dem barycentrischen Kalkul des Möbius; ferner zu den bekannten Sätzen der Determinanten. — Allen diesen Dingen will er eine allgemeinere Grundlage geben, — einen Kalkul der Begriffe; — aus dem sie alle zuletzt wieder hervorgehen sollen. — Wie dies aber geschieht, haben wir absichtlich bei seinem Algorithmus der Strecken näher aus einander gesetzt, um jetzt kurz sagen zu können, dass er seinen Kalkul jedesmal, gleichgültig ob mit der Logik oder gegen dieselbe, nach den im Hintergrunde bereits fertig stehenden und bekannten Thatsachen zustutzt und an seinen nebelhaften Begriffen so lange zieht und zerrt, bis er das, wovon er im Stillen ausgegangen ist, auch

Digitized by Google

glücklich wieder hat. Das Einzige, was er wirklich erreicht, ist: die einfachsten und bekanntesten Dinge mit einem dicken mystischen Nebel umhüllt zu haben.

Nun kommen die Hamilton'schen Quaternionen an die Reihe. Der §. 42 beginnt mit folgender Definition: »Unter einer Quaternion versteht man eine aus der numerischen Einheit und drei complexen Einheiten ι_1, ι_2, ι_3, mit reellen oder complexen Elementen gebildete Zahl $\alpha = a_0 + a_1 \iota_1 + a_2 \iota_2 + a_3 \iota_3$, wenn die allgemeinen Verknüpfungsgesetze des §. 28 auf sie anwendbar sind und die Bestimmungsgleichungen $\iota_1 \iota_1 = -1$, $\iota_2 \iota_2 = -1$, $\iota_3 \iota_3 = -1$ und $\iota_1 \iota_2 = \iota_3$ zur weiteren Charakterisirung dienen.« — Mit dieser hyperdefinirten Quaternion geht nun der Verf., nach Hamilton, in das Blaue hinein; und von den Resultaten können daher eben so viele richtig sein, als deren unwahr sind.

Hamilton hat mit seinen nebeligen Begriffen einige Resultate erzielt, wenn auch nicht solche, durch welche die Wissenschaft selbst gerade eine Bereicherung erfahren hätte. Deshalb bleibt es doch immer interessant zu forschen, welcher reellen, durch diese Nebelgebilde verdeckten Grundlage, diese Resultate ihr Dasein verdanken. Diese Forschung haben wir bei dem Lesen des Titels dieser Schrift von dem Verf. erwartet. Statt dessen bläst er noch etwas mehr Nebel herbei; und wir glauben daher uns ein kleines Verdienst zu erwerben, wenn wir hier noch in der Kürze, wenigstens diese (doppelten) Nebel zerstreuen.

Die Hamilton'schen Quaternionen sind nämlich in der Wirklichkeit gewöhnliche Funktionen $\alpha = a_0 + a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3$ der ersten Ordnung dreier beliebigen Veränderlichen x_1, x_2 und x_3, und müssen als solche definirt werden. Den wirklichen Gegenstand der Quaternionen-Lehre bilden nun die beiden, aus zwei Quaternionen z. B. $\alpha = a_0 + a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3$ und $\beta = b_0 + b_1 x_1 + b_2 x_2 + b_3 x_3$ hervorgehenden neuen Quaternionen (d. h. Funktionen von der Form $d_0 + d_1 x_1 + d_2 x_2 + d_3 x_3$), nämlich $F_{\alpha,\beta}$ und $f_{\alpha,\beta}$. Die erstere $F_{\alpha,\beta}$ stellt diejenige Quaternion vor, welche aus dem Produkt $\alpha.\beta$ sich ergibt, wenn man in selbigem die Glieder der zweiten Dimension dadurch wegschafft, dass man statt x^2_1, x^2_2, x^2_3 überall -1 setzt, statt $x_1.x_2$, $x_1.x_3$ und $x_2.x_3$ aber bezüglich x_3, x_2 und x_1 substituirt, — ferner wenn man in den einzelnen Gliedern die Elemente von α, denen von β stets voransetzt; — zuletzt aber diejenigen dieser Glieder, nämlich $a_3 b_2 x_1$, $a_1 b_3 x_2$ und $a_2 b_1 x_3$, in denen die Zeiger von a, b und x (im Kreise geschrieben gedacht) der Ordnung nach rückläufig sind, — mit dem entgegengesetzten (—) Vorzeichen nimmt. — Die andere Quaternion $f_{\alpha,\beta}$ oder f, wird nun durch die Gleichung $F_{f,\beta} = \alpha$ definirt. — Es ist bequemer statt $F_{\alpha,\beta}$ dies andere Funktions-Zeichen $\alpha \times \beta$, und statt $f_{\alpha\ \beta}$ lieber das Funktions-Zeichen $\frac{\alpha}{\beta}$ zu setzen, so dass letztere

Digitized by Google

Funktion durch die Gleichung $\frac{\alpha}{\beta} \times \beta = \alpha$ definirt ist, während das erstere Zeichen $\alpha \times \beta$ mehr an den Ursprung dieser erstern Funktion $F\alpha, \beta$ erinnert; aber man muss nun ausdrücklich feststellen, dass man das Zeichen $(\times)$ stets nur als dieses Funktions- und nie als Multiplikations-Zeichen gebrauchen wolle; endlich darf man natürlich des Funktions-Zeichen $\frac{\alpha}{\beta}$ nie mit dem Quotienten $\frac{\alpha}{\beta}$ verwechseln. — Aus diesen Definitionen kann man nun zwischen verschiedenen dieser neu gebildeten Quaternionen Relationen ableiten, und diese weiter verfolgt, führen dann zu Resultaten, wovon uns die geschichtliche Analysis z. B. in der Integral-Rechnung, so viele Beispiele liefert.

Was namentlich diese Quaternionen betrifft, so sieht man sogleich, dass in der Quaternion $\beta \times \alpha$ gerade die drei Glieder $b_3 a_2 x_1$, $b_1 a_3 x_2$ und $b_2 a_1 x_3$ das $(-)$ Zeichen erhalten, welche in der Quaternion $\alpha \times \beta$ das $(+)$ Zeichen vor sich haben, und umgekehrt —, dass also $\alpha \times \beta$ nicht $= \beta \times \alpha$, sondern vielmehr

$$\alpha \times \beta + 2(a_3 b_2 x_1 + a_1 b_3 x_2 + a_2 b_1 x_3)$$
$$= \beta \times \alpha + 2(a_2 b_3 x_1 + a_3 b_1 x_2 + a_1 b_2 x_3)$$

gefunden wird. Dagegen findet sich ohne Weiteres

$\alpha \times \beta \times \gamma = \alpha \times (\beta \times \gamma)$, und daraus wieder

$$\alpha \times \beta \times \gamma \times \delta = \alpha \times (\beta \times \gamma) \times \delta = \alpha \times ((\beta \times \gamma) \times \delta)$$
$$= \alpha \times \beta \times (\gamma \times \delta) = (\alpha \times \beta) \times (\gamma \times \delta),$$

analog wie bei dem (Zahlen-)Produkt $\alpha.\beta.\gamma.\delta$, wenn man nur nie zwei der Elemente mit einander vertauscht. — Mittelst dieser Relationen und der Gleichung $\frac{\alpha}{\beta} \times \beta = \alpha$, kann man nun leicht weitere Relationen ableiten und namentlich alle von Hamilton gegebenen, mit den nöthigen Korrektionen und soweit sie eine Berechtigung haben, — also mit Ausnahme derer, deren offenbare Unrichtigkeit nicht noch speciell nachgewiesen werden könnte. — Der konstante Theil unserer Quaternion ist der Scalartheil $\int(\alpha)$ des H.; statt des Hamilton. (imaginären) Vektortheils $\sqrt{(\alpha)}$ muss dagegen immer der veränderliche Theil $(a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3)$ gesetzt werden. — Das Hirngespinnst der »Imaginären höherer Ordnung« fällt natürlich weg. — Der Vortrag wird, weil geregelter, auch viel einfacher und übersichtlicher.

Wir müssen den Verf. in den Nebeln seiner letzten §§. (58) verlassen, weil der Raum dieser Blätter uns eine ähnliche Zurückführung auf das zulässige nicht verstattet. — Gott wolle uns vor der Einschleppung einer mystischen Mathematik an unsern Universitäten oder andern gelehrten Schulen bewahren! — Dagegen wird man sich nicht für alle Zeiten der Ansicht verschliessen kön-

Digitized by Google

nen, dass die wissenschaftliche Grundlage unserer (geschichtlichen) mathematischen Analysis, ein Operiren mit rein formalen Zahlen-Begriffen ist; nur muss diess und zu gleicher Zeit die naturgemässe, einfache und leichte Anwendbarkeit der Resultate dieses Operirens auf die »Grössenlehre«, mittelst einer gesunden, strengen Logik nachgewiesen werden. **M. Ohm.**

Die theoretische Philosophie Herbart's und seiner Schule, und die darauf bezügliche Kritik. Untersuchungen von Herm. Langenbeck. Berlin 1867. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). XVIII und 380 S. 8.

Wer das System eines Philosophen wiedergeben und kritisch beurtheilen will, muss nicht nur Schärfe in der Entwicklung einzelner Begriffe, sondern auch vor Allem Klarheit und Deutlichkeit in der Auffassung, Darstellung und Beurtheilung seines Gegenstandes zeigen. Diese letzten Eigenschaften fehlen aber dem vorliegenden Buche gänzlich, abgesehen davon, dass die Untersuchungen nicht das in der Aufschrift Angedeutete, sondern nur einschlägige Bemerkungen über einzelne Hauptpunkte der Herbart'schen Lehre, besonders über solche enthalten, welche durch Besprechung der Anhänger oder Gegner dieses Systemes sich zu philosophischen Streitfragen gestaltet haben. Der gelehrte Herr Verf. sagt selbst in der Vorrede (S. V): »Was ich sagen wollte, wird vielleicht nicht immer sehr lichtvoll gesagt sein, ich möchte mir deshalb einen geduldigen, denkenden, mir entgegenkommenden Mitarbeiter wünschen.« Einem »blossen Leser« wird, mir er daselbst gesteht, sein Buch »wenig Unterhaltung und Belehrung gewähren.« Es ist aber die erste formelle Aufgabe der Darstellung und Beurtheilung eines Systemes, dass diese lichtvoll seien. Die Geduld wird auf eine zu harte Probe gestellt, wenn man sich durch Erörterungen mit Mühe hindurcharbeiten muss, die bei einer andern Behandlung demjenigen, der sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, erspart werden könnte.

Schon die Anlage des Ganzen verhindert eine lichtvolle Behandlung. Das Ganze wird in neun Abschnitte getheilt. Sie behandeln 1) die Methodologie, 2) die Ontologie, 3) die Ontologie der Schule und die Gegner, 4) die synechologischen Formen und den objectiven Schein bei Herbart, 5) den objectiven Schein und die synechologischen Formen bei Schule und Gegnern, 6) die Materienconstruction Herbart's und die Anhänger, 7) die Psychologie Herbart's (erstes Stück), 8) die Psychologie (zweites Stück) und die Eidologie Herbart's, 9) die Psychologie bei Schule und Gegnern. Es sind hier Hauptpunkte herausgewählt und werden im Einzelnen durch die Modifikationen

Digitized by Google

der Anhänger und durch die polemischen Bemerkungen der Gegner unterbrochen. Zugleich wird jeder Hauptpunkt und jede Modifikation und gegnerische Bemerkung durch die Kritik beleuchtet. So ist weder die Darstellung noch die Beurtheilung in einem zum Verständnisse nothwendigen, fliessenden Zusammenhange; und die Deutlichkeit der Entwicklung muss darunter nothwendig leiden. Auch da, wo Anhänger und Gegner keinen besondern Abschnitt erhalten, werden sie nach jedem einzelnen Hauptpunkte behandelt, so in der Methodologie und in der Materienconstruction. Einzelne, aus dem Zusammenhang genommene Stellen aus den Werken Herbart's, seiner Anhänger und Gegner werden in den betreffenden Abschnitten und Paragraphen mit Zahlen ohne weiteres Citat angeführt. Nun sieht man sich genöthigt, nach Anweisung der Vorrede zuerst »das Verzeichniss des Inhaltes und derjenigen Stellen, worauf im Texte durch Zahlen verwiesen ist«, und sodann die Erklärung der Abkürzungen des Verzeichnisses selbst nachzuschlagen. Diese Abkürzungen wiederholen sich im ganzen Buche und müssen, wenn man auch die ersteren einmal ins Gedächtniss geprägt hat, nach den Zahlen des Textes zur Kenntniss des Citates selbst in dem dem Buche vorangehenden Verzeichnisse nachgeschlagen werden. Die Abkürzungen beziehen sich auf 15 Werke, welche ausser dem lästigen Nachschlagen der Zahlen des Textes der Leser schon gelesen haben muss, wenn er die hier gebotene Untersuchung verstehen will. »Von der Kenntniss, heisst es S. V der Vorrede, der wenigen Schriften, mit welchen meine Untersuchungen zu thun haben, kann ich denjenigen, welcher dieses Buch gründlich durcharbeiten will, nicht wohl dispensiren.« Da aber auch demjenigen, welcher die 15 Werke kennt, kaum der Zusammenhang aller aus ihnen angeführten Stellen vorschweben kann, so wird zum Verständnisse des vorliegenden Buches ausser dem mühsamen Nachschlagen der Citate in demselben auch das Vergleichen der genannten 15 Werke nöthig. Um dem Leser dieser Anzeige einen Begriff von der Mühe zu geben, welche das Auffinden der Citate macht, wollen wir dieses an Beispielen zeigen. Die Citate in den einzelnen Paragraphen werden bloss durch fortlaufende Ziffern 1, 2, 3 u. s. w. angedeutet. Ich habe nun z. B. im ersten Abschnitte 1 in §. 1, im dritten Abschnitte 1 in §. 15, im achten Abschnitte 1 in §. 66. Ich muss nun zuerst das Buch bis zum Verzeichnisse des Inhaltes zurückblättern. Hier finde ich nun im ersten Abschnitte bei 1 in §. 1 A. M. §. 171, bei 1 in §. 15 des dritten Abschnittes K. d. H. II, C. 2 und 3, bei 1 in §. 66 des achten Abschnittes S. d. B. S. 228 angegeben. Zur Erklärung dieser Hieroglyphen ist ein neues Aufschlagen der »Erklärung einiger Abkürzungen« nöthig, welche dem genannten Verzeichnisse vorangeht. Da findet man nun bei A. M. »allgemeine Metaphysik« (Herbart's), bei K. d. H. »Die Hauptpunkte der Metaphysik, kritisch beleuchtet von Dr. Strümpell, Braunschweig, 1840, bei S. d. B. Siehe »dieses Buch« angegeben.

Digitized by Google

So geht dieses bei einer immensen Anzahl von Noten durch das ganze Buch hindurch. Da sich die Abkürzungen auf 15 verschiedene Werke beziehen, und auch andere Werke, welche dazwischen angeführt werden, im Texte genannt sind, so wird dieses Nachschlagen häufig wiederholt werden müssen, selbst dann, wenn man sich durch Uebung die Abkürzungen gemerkt hat. Allerdings beziehen sich diese Bemerkungen nur auf die Form der Anlage, aber diese erschwert auch vielfach das Verständniss des Buches selbst.

Aber auch der Inhalt behandelt nicht das System im Zusammenhange, entwickelt es nicht aus seinen Principien, sondern bringt nur solche Gegenstände aus dem Systeme heraus zur Sprache, welche von Gegnern und Anhängern untersucht wurden. Dadurch macht die Darstellung, wie die Beurtheilung, einen aphoristischen Eindruck und zwar um so mehr, als bei jedem einzelnen Hauptpunkte nicht nur die Ansichten des Herrn Verf., sondern auch der Gegner und Anhänger eingeschoben werden. Von Herbart's Werken werden am Meisten die allgemeine Metaphysik, die Psychologie als Wissenschaft u. s. w., die Hauptpunkte der Metaphysik, das Lehrbuch zur Psychologie und das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, von den Schriften der Anhänger Leibnitz' Monadologie von Robert Zimmermann (Wien, 1847), Leibnitz und Herbart von demselben (Wien, 1849), ein Beitrag zur Rechtfertigung der Herbartschen Metaphysik von Dr. Herm. Kern (1849), die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik von Strümpell (Braunschweig, 1840), F. H. Th. Allihn's und Ziller's Zeitschrift für exacte Philosophie, von den Gegnern Logische Untersuchungen, erste Auflage, von Trendelenburg, über Herbart's Metaphysik und eine neue Auffassung derselben von demselben, die Zeitschrift für Philosophie von J. H. Fichte u. s. w. angeführt. Schon die Uebersicht des behandelten Stoffes zeigt, dass wir es hier nicht mit der Darstellung und Beurtheilung des ganzen Systems zu thun haben. Der erste Abschnitt (die Methodologie) behandelt das Gegebene, die Aufgaben und die Methoden der Beziehungen, der zweite Abschnitt (Ontologie) den Begriff des Seins, der Qualität, die Ergänzung der absoluten Position durch die relative, die zufälligen Ansichten, das Problem der Inhärenz, das wirkliche Geschehen, der dritte (die Ontologie der Schule und die Gegner) Strümpell, Stephan, Lotze und Drobisch, J. H. Fichte und Drobisch, Zimmermann, Fechner, Trendelenburg, der vierte (die synechologischen Formen und der objective Schein bei Herbart) die Grundlagen der Raumconstruction, Punkt, Linie, Fläche, Raum, zur Philosophie der Arithmetik, Uebergang, von der Bewegung überhaupt, die Geschwindigkeit, die Zeit, den objectiven Schein und den Schein im Laufe der Begebenheiten, der fünfte (der objective Schein und die synechologischen Formen bei Schule und Gegnern) Drobisch Zimmermann, Trendelenburg, Drobisch und Strümpell, der sechste (die Materienconstruction Herbart's und die Anhänger) Vorbemer-

Digitized by Google

kung, die fingirte Figur der Realen, die Attraction und das Verhältniss der Selbsterhaltung zur Fiction, Repulsion, Gleichgewicht zwischen Repulsion und Attraction, Elasticität eine Erinnerung an die Psychologie, die eigentliche Grundlage der Materienconstruction, die Räumlichkeit der Materie, Versuch einer Materienconstruction im Herbart'schen Sinne ohne Raum, Räumlichkeit und Bewegung und das, worauf es bei einer Beurtheilung dieses Versuches ankommt. Als Anhänger werden Strümpell, Zimmermann, Drobisch angeführt. Der siebente Abschnitt (erstes Stück der Herbart'schen Psychologie) enthält die Seele als Kraft, die Vorstellungen als Kräfte, die Einfachheit der Seele, die Bedeutung der Empfindungen als psychologischer Fundamentalereignisse, die Einfachheit der Vorstellungen, Bemerkung zum Begriffe der Stärke der Vorstellungen, das zeitliche Entstehen der letzteren, ihr Sinken und ihre Voraussetzungen überhaupt, das Sinken unter den statischen Punkt und die mechanischen Schwellen, Bemerkung über die Hemmungssumme bei drei Vorstellungen und minderm Gegensatze, die Complicationen, die Verschmelzungen, die Wiedererweckung der Vorstellungen nach der einfachsten Ansicht, die mittelbare Wiedererweckung, die Annahme und Erneuerung der Empfänglichkeit, der achte Abschnitt (der Psychologie zweites Stück und Eidologie) Begierden und Gefühle, Affecte und Leidenschaften, die Vorstellungen des Räumlichen und des Raumes, das Vorstellen des Zeitlichen, die Zahlvorstellung, die Vorstellung von Dingen, den Begriff und das Urtheil, die Kategorien, den innern Sinn und die Apperception, die Kategorien der innern Apperception, das Subject und Object, das Selbstbewusstsein, den psychologischen Ursprung der Begriffe von Substanz, Kraft, Materie und Bewegung, die Möglichkeit des Wissens, der neunte Abschnitt (die Psychologie bei Schule und Gegnern) Strümpell, Waitz, Lotze und Drobisch.

Herbart hat wohl unbestritten Recht, wenn er seine Untersuchungen mit dem Gegebenen, dem Gegenstande der Erfahrung beginnt. Er hat wohl auch Recht, wenn er das Gegebene negativ dahin bestimmt, dass es nicht willkürlich verändert werden kann, und dass es kein bloss Eingebildetes ist. Der Herr Verf. bekämpft Herbart's Lehre vom Gegebenen dadurch, dass er sich an die Formen der Erfahrung im Sinne Herbart's hält und aus dessen allgemeiner Metaphysik (§. 171) die Stelle anführt: »Bei allen Formen der Erfahrung kann man die Probe anbringen, ob sie vertragen, dass man sie willkürlich am Empfundenen wechseln lasse. Und dies vertragen sie niemals.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Langenbeck: Die theoretische Philosophie Herbart's.

(Schluss.)

Der Herr Verf. bemerkt hiegegen (S. 1 und 2): »Was soll es heissen: Die Formen können nicht willkürlich gegen andere umgetauscht werden? Ohne Zweifel hat H. wohl gewusst, dass man einem Stück Wachs »willkürlich« sehr verschiedene Formen geben kann, von denen er doch jede einzelne für gegeben halten müsste; ganz gewiss war es ihm bekannt, dass Jemand seinen Spazierstock nach Belieben zerbrechen, die Form der geraden Linie, die er vorher hatte, gegen die der gebrochenen »willkürlich« eintauschen kann, ohne dass darum jene nicht gegeben würde. Wenn nun Herbart trotz dem den Begriff des Gegebenen durch jene Entgegensetzung klar zu machen sucht, so geschieht dies wohl deswegen, weil er eben so ganz sicher wusste, dass zu den Aenderungen in diesen Beispielen noch Mittel gehören, die nicht willkürlich sind. Aber nun bitte ich doch den Leser, ganz ernstlich zu bedenken, ob denn darum, weil immerhin Alles von dem Anstoss durch die Willkür (diesen ausgeschlossen) bis zu der letzten Wirkung (dieselbe eingeschlossen) eiserne Nothwendigkeit zeigen möchte, auch etwa das Ganze und jeder seiner Theile, sofern er zu dem Ganzen gehört, in dieser Rüstung einhergehe? Und, wenn man also das Ganze den Wogen der Willkür preis gibt, wie glaubt man den Theil aus dem allgemeinen Schiffbruche des Nichtgegebenseins retten zu können?«

Was G. Hartenstein, der Herausgeber von Herbart's sämmtlichen Schriften, über die Anordnung derselben sagt, gilt auch für die Darstellung des Systemes. Derselbe sagt nämlich (Bd. I von Herbart's sämmtlichen Werken, S. VII) ganz richtig: »Es sondern sich zuvörderst die Schriften aus, welche die Einleitung in die Philosophie zum Gegenstande haben. Diese war für Herbart nichts weniger als ein Aggregat zufälliger Erörterungen, sondern sie hat für ihn die ganz bestimmte Aufgabe einer solchen kritischen Prüfung der ausserwissenschaftlichen Vorstellungsarten, dass eben aus dieser Prüfung die wesentlichen und allgemeinen Probleme namentlich des speculativen Denkens sich präcis und deutlich ergeben. Sie ist ihm eine unerlässliche Vorarbeit, die nicht nur den Blick für die Mannigfaltigkeit der Aufgaben der Philosophie öffnen, sondern auch das Bedürfniss einer speculativen Umbildung, namentlich des theoretischen Gedankens, zum deutlichen Bewusstsein erheben soll.«

Digitized by Google

Von allem diesem findet sich in der vorliegenden Schrift keine Spur. Sie übergeht zunächst die zur richtigen Auffassung der Herbart'schen Philosophie nothwendigen einleitenden Schriften Herbart's gänzlich, und geht sogleich zu einem aus dem Zusammenhang gerissenen Paragraphen der allgemeinen Mesaphysik dieses Philosophen, dem Paragraphen 171, über, mit welchem die vorliegende Untersuchung beginnen will. Allerdings bringt der Herr Verf. dann nach den bereits angedeuteten neun Abschnitten einen Zusammenhang in seine Darstellung. Aber eine willkürliche Gruppirung von aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen kann unmöglich als eine wirkliche, objective Darstellung eines Systemes gelten und darum auch nicht die passenden Materialien zu einer Kritik desselben liefern. Anstatt mit den einleitenden Grundsätzen anzufangen, beginnt er sogleich mit der Metaphysik und befolgt bei seinen aphoristisch herausgewählten Sätzen die äussere Ordnung der Herbartschen Metaphysik nach Methodologie, Ontologie, Synechologie und Eidologie. Ohne auf den historisch-kritischen Theil der Herbartschen Metaphysik irgendwie Rücksicht zu nehmen, wird sogleich der Anfang mit dem systematischen und zwar mit der Methodologie gemacht; dabei aber nicht mit den Forderungen, welche die Methodologie zu erfüllen hat, sondern sogleich mit dem »Gegebenen« begonnen. Anstatt aber zu entwickeln, wie Herbart zum Gegebenen kommt, anstatt die Materie und Form des Gegebenen zu unterscheiden, zu bestimmen, was nach Herbart die Materie, was die Form des Gegebenen ist, wird blos behauptet, dass Herbart den Begriff des Gegebenen durch verneinende Prädicate bestimme, und sogleich mit den Formen des Gegebenen begonnen. Die Materie des Gegebenen ist aber die Empfindung und diese ist kein Gegenstand des Zweifels. Nur die Formen der Erfahrung sind dem Zweifel unterworfen. Die Empfindung ist das unmittelbar Gegebene. Die Form ist das nicht unmittelbar Gegebene und darin liegt die Veranlassung zum Zweifel an der Form des Gegebenen. Es wird nun der Satz aus §. 171 der Herbart'schen Metaphysik herausgerissen: »Bei allen Formen der Erfahrung kann man die Probe anbringen, ob sie vertragen, dass man sie willkürlich am Empfundenen wechseln lasse und das vertragen sie niemals.« Dagegen werden nun die Beispiele vom willkürlich veränderten Wachse und den willkürlich in Theile gebrochenen Stocke angeführt. Hier ist aber durchaus die Unterscheidung von Materie und Form, die Bestimmung dessen, was Materie und Form des Gegebenen ist, nothwendig. Das unmittelbar und unbezweifelt Gegebene ist die Materie des Gegebenen oder die Empfindung. Auch die Formen der Erfahrung sind gegeben; doch nur als Bestimmungen der Art, wie die Empfindungen sich verknüpfen. Das, was wir empfinden, sind Dinge als Complexe von Merkmalen. Wir können die Dinge aus Merkmalen nach unserer Wahl zusammensetzen und abändern, wie Herbart sagt, nicht blos, wie jetzt der Dichter thut,

Digitized by Google

indem er wissentlich phantastische Erzeugnisse schildert, sondern so, dass die ersonnenen Dinge gänzlich in die Reihe der wahrgenommenen eintreten, wofern nur deren einzelne Merkmale in der Empfindung gegeben worden sind. Der Punkt, worauf es ankommt, ist immer die Gruppirung dieser Merkmale. In ihr finden wir uns gebunden und gezwungen, sobald wir uns herausnehmen, sie zu verändern. Durch diesen Zwang verkündigt uns die Erfahrung, dass sie auch der Form nach gegeben ist. Natürlich handelt es sich nicht um die durch Menschenhand einem Dinge gegebene Gruppirung, sondern um die ursprüngliche Gruppirung der Merkmale, welche das Ding bilden, das zur Natur gehört. Das unmittelbar Gegebene oder die Empfindung des Wachses oder Holzes kann in der Gruppirung der Merkmale, deren Complex von uns Holz oder Wachs genannt wird, nicht willkürlich mit anderen Merkmalen zusammengesetzt oder abgeändert werden, ohne dass die ursprüngliche Empfindung des Wachses oder Holzes geändert wird und sich als eine andere Empfindung darstellt. Die Empfindung des als Stock künstlich veränderten Holzes ist eine andere, als die ursprüngliche des Holzes, wenn sie auch sonst mit ihr manches Uebereinstimmende hat. Eben so ist auch die Empfindung des willkürlich gekneteten Wachses eine andere, als die desselben in seinem ursprünglichen Naturzustande. Das ist die gegebene Form, welche sich uns mit dem unmittelbar Gegebenen der Empfindung mit Nothwendigkeit aufdrängt. Sie kann von diesem nicht genommen werden. Wird ihm die bestimmte Gruppirung der Merkmale genommen, so erhalten wir auch eine von der ursprünglichen verschiedene Empfindung, welche, wenn auch mit jener verwandt, eine andere ist. Das von unserer Hand geknetete Wachs ist Wachs; aber es ist doch noch ein anderes, als das ursprüngliche Wachs. Eben so verhält es sich mit Holz und Stock. Sagen wir aber, der Stoff des gekneteten Wachses bleibe Wachs, der Stoff des gebrochenen und ganzen Stockes Holz; so ist dieses zwar ganz richtig. Aber um das am gekneteten Wachse zu empfinden, was wir Wachs nennen, müssen die Merkmale immer in derselben Form verbunden sein, wie die Merkmale, deren Complex in uns nach Herbart den Schein des Holzes hervorruft, wie sie auch am Stocke immer in derselben Weise verbunden sein müssen, um die Empfindung des Holzes hervorzurufen. Gewiss müssen die Theile in der »Rüstung der Nothwendigkeit« einhergehen, wenn das sie bildende Ganze in dieser Rüstung einhergeht. Es handelt sich übrigens hier nicht um den Theil an sich, sondern um seine Verbindung mit andern Theilen, um seine Gruppirung zum Schein des Ganzen oder des Dinges. Die Dinge sind mir ja eben als Complexe von Merkmalen gegeben, welche in einer bestimmten Gruppirung diese bestimmte und keine andere Empfindung hervorrufen. Ich kann die Art ihrer Verbindung nicht willkürlich ändern, weil sonst das Ding nicht mehr das Ding wäre, als welches es mir, dem in mir vorhandenen Scheine nach,

Digitized by Google

gegeben ist, weil ich sonst ein Anderes erhielte, als dasjenige, welches mir gegeben ist. Die Frage, ob man von Willkür sprechen kann oder nicht, ist nicht, wie S. 2 geschieht, in einigen Worten abgethan. Aber in Bezug auf das, was der Herr Verf. gegen Herbart's Behauptung sagt, dass es uns kraft unseres Denkens gelingt, einen Zustand zu beseitigen, und einen andern zu schaffen, dass darum das Vernichtete doch vor seiner Vernichtung nicht weniger gegeben ist, als das, dessen Zerstörung uns minder leicht gelingt, dass ein »Buch, das ich mir in diesem Augenblicke denke, nicht weniger gegeben ist, als das, welches ich vor mir sehe«, kann man mit Recht ein Bedenken erheben. Das Buch, welches ich denke, denke ich nur deshalb, weil mir durch die Empfindung schon ein Buch gegeben war. Ich denke in diesem Falle das Gegebene. Wenn ich ein Buch unmittelbar vor mir sehe, kann ich nicht denken, dass ich die Empfindung von einem Buche nicht habe, kann ich nichts von dem hinwegdenken, was dazu gehört, um den Complex der Merkmale zu bilden, welche in mir die Empfindung des Buches veranlassen. Beim Denken des Buches habe ich nur eine Nachbildung dessen, was mir gegeben war, und ich kann allerdings das gedachte Buch hinwegdenken, ohne dass deshalb das reale Buch zu sein aufhört. Ein reales Buch muss ich nach dem bestimmten Complex der Merkmale denken, deren Schein in mir die Vorstellung des realen Buches bildet. Ich muss also die Gruppirung der es bildenden Merkmale so und nicht anders denken. Wenn ich ein gedachtes Buch denke, verhält es sich anders. Ich kann die Gruppirung anders denken, dann erhalte ich das Buch in einer andern Form. Von einem bestimmten Buche, das allein als Empfundenes unmittelbar gegeben ist, kann die Gruppirung der Merkmale nicht hinweg- oder anders gedacht werden; sonst ist es eben nicht mehr das nur unmittelbar gegebene Buch. Auch diese Behauptung Herbart's ist richtig: »Das Gegebene ist wirklich gegeben; es fällt auf keinen Fall in die Klasse der optischen Täuschung des Traumes, der Dichtung, des leeren wirklichen Denkens« (§. 197 der allgem. Metaphysik). Hiegegen macht der Herr Verf. (S. 3) die Bemerkung: »Aber würde Herbart wohl, auf's Gewissen gefragt, ein geträumtes Haus weniger für gegeben erklärt haben, als ein wirkliches Haus als ein solches? Ein wirklich geträumtes Haus ist doch als geträumtes Haus genau so gut gegeben, wie ein wirklich wirkliches Haus, als ein wirkliches Haus.“ Wir können aber nur dann ein Haus als wirklich träumen, wenn wir ein wirkliches Haus vorher uns vorgestellt haben. Die Einbildung, dass etwas wirklich sei, ist von der Wirklichkeit so verschieden, als derjenige, der in einer Monomanie sich einbildet, ein König zu sein, von einem vernünftigen Menschen oder einem wirklichen Könige verschieden ist. Die Philosophie ist nicht dazu da, die Erfahrungsbegriffe zu verwirren, sondern sie zu klären. Wovon der Herr Verf. hätte ausgehen sollen, weil es allein als gegeben unmittelbar, ohne

Digitized by Google

jeden Zweifel gewiss ist, das behandelt er erst nach der Form, deren unmittelbares Gegebensein leichter angezweifelt werden kann, wir meinen die Materie des Gegebenen, die Empfindung. Wenn Herbart von der Empfindung sagt: „Diese war niemals ein Gegenstand des Zweifels und kann es nicht sein, weil eben sie das unmittelbar Gegebene ist«, so wird dagegen die Frage aufgeworfen: »Was wird denn nun empfunden? Und warum heisst das Empfundene unmittelbar gegeben?« Darauf lässt sich wohl antworten, dass ein Complex von Merkmalen oder Eigenschaften, der in uns den Schein eines Dinges hervorruft, von uns empfunden wird und dass dasjenige uns unmittelbar gegeben ist, was sich uns ohne unser Zuthun als auf uns wirkend aufdrängt. »Wie macht man es, sagt der Herr Verf. S. 4, zwei Empfindungen, welche das Anfassen eines Schneeballes und das eines warmen Ofens verursacht, von einander zu unterscheiden? Fühlt man den Unterschied bei dem Schneeballe? Nein; da fühlt man nichts, als die Kälte des Schneeballes. Oder bei dem Ofen? Nein; da fühlt man nichts, als die Wärme desselben. Fühlt man denn den blossen Unterschied (bei dem an gar keinen Hintergrund hier zu denken ist, da continuirlich in einander übergehende Temperaturempfindungen, welche diesen zwischen jenen etwa bilden sollten, ausgeschlossen sind) für sich allein; und kann überhaupt ein Unterschied wahrgenommen werden? Und, wenn er nicht wahrgenommen werden kann, was wird denn wahrgenommen, was wird empfunden, was ist unmittelbar gegeben? Warm oder blau, oder fis oder hart, oder Veilchenduft oder der Geschmack des Essigs? Man sieht, was dabei herauskommt, wenn man die Natur zerreisst und also redet: »Wie macht man es, wenn zweimal mit dem Finger auf den Tisch geklopft wird, die Zeitdistanz der Schläge zu hören? Vernimmt man die Zwischenzeit in dem ersten Schalle? Nein; die Zwischenzeit hatte noch nicht angefangen. Oder im letzten? Nein; sie war schon vorbei. Vernimmt man denn die leere Zwischenzeit (bei der an gar keinen Hintergrund zu denken ist) für sich allein, und kann überhaupt das Leere wahrgenommen werden?« (Allgem. Metaphysik §. 169). Mit der Form entschlüpft nun nicht minder die Materie des Gegebenen; denn, was nicht warm und nicht kalt ist, was ist das«?

Sehr richtig ist die Bemerkung, welche der Herr Verf. gegen diesen Herbart'schen Satz macht, dass zwischen beiden Schlägen der Gedankenlauf den Hintergrund bilden kann, und dass jener es vielleicht thun müsste, wenn die Wahrnehmung der vermeintlich leeren Zwischenzeit möglich sein sollte. Aber gerade diese Aeusserung des Herrn Verf. spricht gegen die von demselben in Bezug auf das Wesen und Gegebensein der Empfindung geltend gemachten Zweifel. Wir können Herbart erwiedern, dass man allerdings weder beim ersten, noch beim zweiten Schalle die Zwischenzeit vernehme, dass man auch die Zwischenzeit eben so wenig, als das Leere, wahrnehmen könne. Aber die beiden Töne sind nicht ohne

Digitized by Google

Hintergrund, ja sie waren für uns keine Töne ohne Hintergrund. Dieser Hintergrund ist der Lauf des Gedankens in der Zeit. Es ist der Gedanke, der sich selbst bewegend, das Maass der Bewegung in sich trägt und die Zeit vom Empfinden eines Tones zum Empfinden des andern misst. Alles das, was wir hier gegen Herbart geltend machten, gilt auch von dem Beispiel des Herrn Verf., ja in einem noch stärkeren Maasse, weil der Ton viel schneller vergeht, während man den Schneeball und den Ofen längere Zeit fassen und berühren kann. Auch geht das Beispiel des Herrn Verf. auf den Unterschied der Qualität, während sich das Herbart'sche auf die Zeitdistanz bezieht. Die Zeitdistanz ist weder eine Qualität, noch ein Qualitätsunterschied. Allerdings findet man den Unterschied der Kälte des Schneeballs und der Wärme des Ofens nicht allein in der Empfindung des Schneeballs, auch nicht allein in der Empfindung des Ofens. Wenn man aber die Kälte des Schneeballs empfunden hat und darauf die Wärme des Ofens oder umgekehrt die letzte vor der ersten empfindet, so wird der Wahrnehmende durch die Vergleichung den Unterschied wahrnehmen. Man kann hier nicht, wie bei der Zeitdistanz von einem Ton zum andern, »von einem blossen Unterschied«, sprechen, den man nicht wahrnimmt. Denn dieser Unterschied liegt eben in der Vergleichung und wird durch das Nacheinanderempfinden wahrgenommen, dass die Qualität der Kälte eine andere, als die der Wärme ist. Man kann durch ein solches Beispiel nicht beweisen, dass man den Unterschied nicht wahrnimmt. Auch kann man nicht als Unterschiede solche Qualitäten sich entgegensetzen, die sich auf die Wahrnehmung verschiedener Sinne beziehen, wie warm oder blau, fis oder hart, Veilchenduft oder Essiggeschmack. Ferner handelt es sich bei dem Unterschiede von Gegenständen, wie in dem angeführten Beispiele vom Schneeball und Ofen, nicht um eine Qualität, sondern um einen Complex von Merkmalen in einem von uns wahrgenommenen Gegenstande, wie ich auch wirklich den Schneeball vom Ofen nicht nur durch das Temperaturgefühl, sondern durch Gestalt, Härte, Grösse, Farbe u. s. w. unterscheide und solche verschiedene Qualitäten eben so gut empfinde, als warm und kalt. Der Unterschied von Warm und Kalt ist nicht, wie die Distanz von einem Tone zum andern, ein Leeres, das blos der Gedanke durch seine Bewegung ausfüllt, sondern eine Entgegensetzung zweier Qualitäten, von denen die eine das nicht ist, was die andere ist. Es handelt sich hier nicht um die Frage, was das ist, was nicht warm und nicht kalt ist, sondern darum, dass das Kalte nicht warm und das Warme nicht kalt ist. Allerdings können wir auch eine mittlere Temperaturempfindung haben und haben sie auch, wie denn Kälte und Wärme auch ihre verschiedenen Gradationen haben. Aber selbst ohne diese würde von uns die Wärmeempfindung des Schneeballs von der des Ofens unterschieden.

Digitized by Google

Herbart hat wohl darin Recht, dass er die Welt der Erfahrung, der innern und äussern, als die einzige Welt unseres Wissens bezeichnet, alle unsere Erkenntniss aus der Quelle der Erfahrung ableitet, das Verlassen des Erfahrungsbodens und das Ueberspringen der Erfahrungswelt als einen Grundfehler der Nachkant'schen Philosophie nachweist, dass man die Welt nach den vor der Erfahrung construirten Begriffen modeln wollte, auch darin muss ihm beigestimmt werden, dass das Philosophiren ein Zweifeln, ein Denken in Beziehung auf das Erfahrene ist. Allerdings müsste die Philosophie die Widersprüche aus den Erfahrungsbegriffen hinausschaffen, wenn in diesen solche vorhanden wären. Hegel und Herbart finden in den Erfahrungsbegriffen Widersprüche. Bei Hegel liegen aber diese Widersprüche im Objecte, welchem sie immanent sind, bei Herbart im Subject, welches das Erfahrene, mit Widersprüchen behaftet, in sich aufnimmt. Herbart hält sich an das Denkgesetz des Widerspruchs und will diesen darum aus den Erfahrungsbegriffen, wie sie sich dem gemeinen Verstande darstellen, beseitigen und dadurch die Erfahrung begreiflich machen. Er findet die Widersprüche im Begriffe des Dinges als einer Einheit und zugleich einer Vielheit von Merkmalen, im Begriffe der Veränderung und des Ichs. In dem Hinausschaffen der Widersprüche aus diesen Begriffen sucht Herbart die Probleme der Philosophie und dieser Lösungsversuch führt ihn zur Annahme seiner Realen. Herbart hat zwar eine richtigere Ansicht als Hegel, wenn er den Widerspruch nicht zum immanenten Wesen der sinnlichen Objecte macht, sondern von der Art und Weise ableitet, wie uns als Subjecten die Objecte erscheinen. Aber sind denn wirklich in den Erfahrungsbegriffen diese Widersprüche, welche Herbart darin finden will? Es soll ein Widerspruch in der Substanz und Inhärenz liegen, weil das Ding nach diesem Unterschiede zugleich Einheit und Vielheit ist. Man darf aber das Haben nicht mit dem Sein verwechseln. Das Ding ist nicht ein aus vielen Dingen bestehendes Ding, sondern ein Ding mit vielen Merkmalen. Es sind verschiedene Eindrücke, welche ein und dasselbe Ding nach seinen verschiedenen Beziehungen zu uns auf uns macht. Allerdings drängt sich uns mit Nothwendigkeit ein Schein von diesen vielen Merkmalen eines Dinges auf und wir sind gezwungen, von dem Schein auf ein Sein zu schliessen. Aber die verschiedenen Empfindungen, die wir von verschiedenen Merkmalen eines Dinges haben, lassen uns nicht auf eben so viele Realen als unbekannte unbedingte Positionen schliessen, welche durch die bekannten Positionen der vielen Merkmale in uns vertreten sind. Die verschiedenen Eigenschaften erscheinen uns nach der Naturwissenschaft nur als verschiedene Empfindungen, herrührend von verschiedenen Bewegungen, welche von einem und demselben Objecte ausgehen, so Ton, Farbe, Geschmack, durch Tasten und Fühlen wahrgenommene Qualitäten. Es ist auch kein Widerspruch, wenn eine Einheit als Ganzes von Theilen, Eigen-

Digitized by Google

schaften, Zuständen, Verhältnissen erscheint. Denn nichts von diesem Einzelnen allein erscheint uns als ein Wesen. Der Widerspruch wäre nur dann vorhanden, wenn ein und dasselbe Wesen zugleich ein Wesen und kein Wesen sein sollte. Prädicate werden von uns dem Subjecte beigelegt; wir haben damit nur das, was wir vom Subjecte aussagen, nicht, was es an sich ist. Die Summe alles dessen, was wir vom Subjecte aussagen, ist allerdings das Subject; aber in jedem einzelnen Falle wird das, was wir vom Subject aussagen, wohl vom Subject selbst unterschieden, auch wissen wir, dass wir mit allen unsern Aussagen vom Subject dieses noch nicht erschöpft haben. Was wir vom Subjecte aussagen, ist kein Wesen, sondern lediglich die Aussage von einem Wesen. Die Veränderung enthält nicht den Widerspruch des Seins und Nichtseins. Was sich am Bleibenden verändert, bleibt nicht, und was am sich Verändernden bleibt, verändert sich nicht. Der Widerspruch wäre nur dann vorhanden, wenn Ein und Dasselbe zugleich wäre und nicht wäre. Der Wechsel ist nicht die Einheit von Sein und Nichtsein, sondern ein Wechsel des Gegensatzes. Auch ist das Werden keine Bewegung vom Nichtsein zum Sein oder umgekehrt, sondern eine Bewegung des Seins von einem Zustande in einen andern. Auch in der Ichheit liegt kein Widerspruch. Als ein viele Vorstellungen Habendes ist das Ich nicht eine Vielheit; denn es ist die Vorstellung nicht, die es hat. Im Gegentheile stellt sich ihm die Vorstellung als ein fremdes Object gegenüber. Die Einheit liegt nicht im Sub- und Objecte, sondern lediglich im Subject, das sich dem Object entgegenstellt. Aber auch das ist kein Widerspruch, dass sich das Subject zum Object seiner selbst macht. Es ist hier als Object kein Anderes, als das Subject. Das Subject bleibt in seiner Identität das, was es ist. Werden durch die Theorie von den Realen die angedeuteten Widersprüche gelöst? Man will das Ding als einen Complex von Merkmalen betrachten, welchem eine Gruppirung von Realen zu Grunde liegen soll. Ist der Schein des Dinges eine Summe von Urwesen? Untersuchen wir die Natur dieses Realen. Das Reale soll eine einfache Qualität sein. Qualität ist aber Beschaffenheit und setzt ein Sein voraus, das irgendwie beschaffen ist. Nicht die Qualität ist das Reale, sondern das Quale. Aber Herbart kommt vom Schein auf das absolute Sein, die absolute Position. Ein absolutes Sein aber kann nie eine Qualität sein; denn die Qualitäten sind nach Herbart selbt verschieden und einander entgegengesetzt. Was von einem Andern verschieden, einem Andern entgegengesetzt ist, ist nicht das Andere, schliesst das Andere aus. Das Sein der bestimmten einfachen Qualität ist also ein von dem Sein einer andern Qualität ausgeschlossenes, also beschränktes, also nicht absolutes Sein. Es ist also ein Unterschied zwischen dem absoluten Sein, das nur Eines sein kann, und zwischen den einfachen Qualitäten als Realen. Die letzteren können nur ein relatives oder abhängiges Sein haben, bedingt durch seinen

Digitized by Google

Gegensatz. Eine Vielheit absolut seiender Wesen ist ein Widerspruch. Durch die Vielheit der Realen wird der Begriff des absoluten Seins aufgehoben. Eine Vielheit von Realen kann von uns durchaus nur ausser oder nebeneinander vorgestellt werden. Die Realen können nicht, wie Herbart will, zugleich eine und dieselbe Stelle einnehmen. Man will hier blos scheinbare und keine wirklichen Widersprüche, wie Substanz und Inhärenz, Veränderung, Seeleneinheit und Vielheit der Vorstellungen durch stärkere, nach dem Denkprincip wirkliche Widersprüche auflösen. Was wirklich und wahrhaftig ist, das muss von uns irgendwo, also im Raume und irgendwann, also in der Zeit, vorgestellt werden. Es ist nur ein Widerspruch, dass verschiedene Realen zugleich dieselbe Stelle einnehmen, weil da, wo ein Reales ist, zugleich unmöglich ein anderes Reales, welches das erste Reale nicht ist, sein kann. Eben so unhaltbar ist die Ansicht von den Vorstellungen, welche als Selbsterhaltungen der Seele gegen Seelenstörungen auftreten sollen, und das Bestreben, das ganze Seelenleben aus Vorstellungen erklären und durch Mathematik die Thätigkeit der Vorstellungen bestimmen zu wollen. Diese und viele andere Gedanken drängen sich uns allerdings bei der metaphysischen und psychologischen Weltanschauung Herbarts auf, und Referent wollte hier nur seine eigene Anschauung über diesen Gegenstand den Bemerkungen des Herren Verfassers anschliessen. Auch in der vorliegenden Schrift werden die Einwendungen gegen die Haltbarkeit der Herbart'schen Metaphysik und Psychologie geltend gemacht, aber nicht alle derselben sind, wie gezeigt wurde, auf eine Weise durchgeführt, dass man ihnen beistimmen kann. S. 43 heisst es: »Gesetzt, wir kennten nur Begriffe, keine Dinge; wir dächten nur und empfänden gar nichts; wir könnten jeden Gedanken nach Belieben vornehmen und wegwerfen, ohne uns an irgend ein Beharren unserer Vorstellungen wider unsern Willen gebunden zu finden; was würden wir dann für seiend halten? Auf diese Frage antwortet sich Herbart: Gewiss nichts! Als ob darum jeder Begriff, weil er, wie ein blosser Diener auftritt, der wohl weiss, dass er sogleich wieder fortgeschickt werden kann, als ob er darum, so lange er noch nicht fortgeschickt ist, nicht für seiend erklärt werden würde.« Eine solche Fiction ist eine unmögliche. Wenn man sie aber denn doch annimmt, so gesteht der Herr Verf. selbst zu, dass man wenigstens zum Begriffe eines unbedingten Seins nicht kommen könnte. Man könnte aber auch nicht zum Begriffe eines andern Seins, als des Ichs, des Denkenden, kommen. Nur im Bewusstsein der Aufnöthigung einer Einwirkung von Aussen ist für uns der Begriff irgend eines Seins ausserhalb des unsrigen begründet. Dasjenige, wovon wir wissen, dass unser Ich es gemacht, sich eingebildet hat, gibt uns den Begriff eines Seins ausser uns nicht. S. 53 lesen wir: »Herbart hält eine Welt des Seienden für die Ursache der Welt in der Erscheinung.« Es wäre hier im Herbart'schen Sinne richti-

Digitized by Google

ger ausgedrückt: für die Ursache des in uns vorhandenen objectiven Scheins der Dinge. „Hat nun, fährt er fort, die Welt des Seienden weiter keine Bedeutung, als diese einer Ursache der Erscheinungswelt, so behaupte ich, dass sie nicht im Entferntesten als Etwas angesehen werden darf, was auch für sich bestehen könnte, dass sie mithin auch gar nicht den Namen einer Welt des Seienden verdient." Und warum nicht? Herbart ist die sogenannte Erscheinungswelt ein sich uns aufdrängender Schein. Da dieser Schein nicht von uns kommt, eine Wirkung ist, schliessen wir von der Wirkung auf die Ursache, also auf ein dem Schein zu Grunde liegendes Sein. Das Sein ist aber als letzte Ursache kein relatives, sondern muss ein absolutes Sein sein und ein solches ist allerdings, abgesehen von uns als den vorstellenden Wesen, auch objectiv, an und für sich, ein Sein.

Was wir an der Behandlung Herbart's aussetzten, müssen wir auch hinsichtlich der Behandlung der Anhänger und Gegner desselben erwähnen. Auch hier sind ihre Ansichten nicht im Zusammenhange entwickelt, sondern zwischen die einzelnen Abschnitte und Paragraphen der Darstellung Herbart's hineingeschoben. Es werden aus den Werken derselben einzelne Stellen aus dem Zusammenhange genommen und in dieser fragmentarischen Hinstellung beurtheilt. Auch hier findet sich dieselbe verworrene und den Leser belästigende Art des Anführens der betreffenden Stellen. Es sind nämlich nichts, als nach den Paragraphen fortlaufende Ziffern gegeben, die uns zum Nachschlagen eines Verzeichnisses der Citate nöthigen. Dieses Verzeichniss enthält aber die betreffenden Werke nur mit einer unverständlichen Abkürzung angeführt. So finden wir z. B. von reinen Anhängern Herbart's, oder von solchen, die mit Modifikationen von seinen Principien ausgehen, Werke mit nachstehenden Zeichen im Verzeichnisse der Citate angeführt: P. u. G. d. a. M., W. u. Gl. Z (1847), Z (1849), K., K. d. H., Zt. f. ex. Ph. angeführt. Wir sind also genöthigt, ein neues Verzeichniss nachzusehen, welches die Abkürzungen enthält und wodurch wir erst erfahren, dass die genannten Zeichen nach der angegebenen Reihenfolge bedeuten: 1) G. Hartenstein, die Probleme und Grundlehren der allgemeinen Metaphysik (1836), 2) Robert Zimmermann, Leibnitz' Monadologie (Wien, 1847), 3) Desselben Leibnitz und Herbart (Wien, 1849), 4) Herm. Kern, ein Beitrag zur Rechtfertigung der Herbart'schen Metaphysik (1849), 5) Strümpell, die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet (Braunschweig, 1840), 6) Zeitschrift für exacte Philosophie von F. H. Th. Allihn und L. Ziller. Auch die Werke der Gegner sind in dem Verzeichnisse der Citate gleicher Weise abgekürzt. So finden wir die unverständlichen Zeichen L. U, T. (1854), Zt. Wir müssen also auch jetzt wieder das Verzeichniss der Erklärung der Abkürzungen nachschlagen und hier finden wir nach der bemerkten Ordnungszahl folgenden Aufschluss: 1) Trendelenburg, logische Untersuchungen,

Digitized by Google

erste Auflage, 2) Desselben über Herbart's Metaphysik und eine neue Auffassung derselben (in den Monatsberichten der Akademie der Wissenschaften, November 1853, besonders abgedruckt, Berlin, 1854), 3) Zeitschrift für Philosophie u. s. w., herausgegeben von J. H. Fichte, Ulrici und Wirth. Endlich bedeutet D. B. immer dieses Buch d. i. die vorliegenden Untersuchungen des Herrn Verf., ist aber im Texte des Buches nie in dieser Abkürzung angedeutet, sondern nöthigt uns immer zum Nachschlagen im Verzeichnisse der Citate, weil es, wie alle andern Werke, nur durch eine Ziffer im Texte angezeigt ist. Die von dem Herrn Verfasser aus den genannten Schriften der Anhänger und Gegner Herbart's angeführten Stellen machen aber das Nachschlagen der genannten Werke nothwendig, da nach des Herrn Verf. Geständniss das Buch selbst ohne eine genaue Kenntniss der genannten Werke unverständlich bleibt. **v. Reichlin-Meldegg.**

Geologische Beschreibung der Umgebungen von Möhringen und Mösskirch. (Sectionen Möhringen und Mösskirch der topographischen Karte des Grossherzogthums Baden.) Herausgegeben von dem Handels-Ministerium. Mit zwei geologischen Karten und einer Profil-Tafel. Carlsruhe. Ch. Fr. Müller'sche Hofbuchhandlung. 1867. 4. S. 62.

Mit der geologischen Untersuchung der Sectionen Möhringen und Mösskirch wurde von Seiten des Grossherzoglichen Handels-Ministeriums Professor Zittel beauftragt. Gleichzeitig hatte der Fürst von Fürstenberg die geologische Aufnahme des gesammten Fürstlichen Standesgebietes durch Berginspector Vogelgesang angeordnet und die Ergebnisse dieser Forschungen dem Grossherzoglichen Handels-Ministerium zur Verfügung gestellt. Es wurde hiernach die Vereinbarung getroffen, dass sowohl Aufnahme als Beschreibung der vorliegenden Sectionen von Zittel und Vogelgesang gemeinschaftlich ausgeführt wurden.

Jener einförmige Charakter, welcher dem ganzen südöstlichen Abfall des deutschen Jura eigenthümlich, spricht sich auch in Oberflächen-Gestaltung und geologischer Zusammensetzung des untersuchten Gebietes aus. Es sind fast nur Jura-Formationen, welche in beiden Sectionen herrschen und deren Monotonie allein durch das vereinzelte Auftreten von Tertiär-Ablagerungen unterbrochen wird. Die Aufgabe, welche den Verfassern gestellt, war demnach keine sehr dankbare, indem die Mannigfaltigkeit der Gebirgs-Formationen, welche das Interesse so sehr erhöht, in vorliegenden Sectionen vermisst wird; sie war aber auch keine leichte, weil die einzelnen Etagen des weissen Jura — welcher besonders auf der Section Mösskirch fast allein auftritt — oft sehr schwer von einander zu

Digitized by Google

unterscheiden sind und es einer genauen Kenntniss der petrographischen und paläontologischen Verhältnisse bedarf um solche mit Sicherheit zu fixiren. Zittel und Vogelgesang haben aber alle Schwierigkeiten glücklich überwunden und ihre geologische Beschreibung der beiden vorliegenden Sectionen nebst den solche begleitenden geologischen Karten und Profilen darf als ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniss der jüngeren Jura-Formationen des südwestlichen Deutschlands betrachtet werden. Wir können hier nur die wichtigsten Ergebnisse ihrer Forschungen hervorheben.

Der braune Jura — als die älteste der den Boden der untersuchten Sectionen zusammensetzenden Formationen — erscheint am Westrande der Section Möhringen, in den Umgebungen von Oefingen, Ippingen, Thalheim und Esslingen. Er bildet die Vorberge der Alb oder den Unterbau des weissen Jura in den Thälern. Seine untere Abtheilung — die Thone mit Ammonites opalinus, die Sandkalke mit Ammonites Murchisonae — ist nur wenig aufgeschlossen; besser die mittle, bestehend aus den Thonen und Kalkmergeln mit Ammonites Sowerbyi und Ammonites Humphriesianus, während die obere, die Schichten des Ammonites macrocephalus und die Thone mit Ammonites ornatus nur an wenigen Stellen eine Beobachtung gestatten. Die Mächtigkeit des braunen Jura dürfte im Mittel etwa 500 betragen.

Der weisse Jura ist, wie bereits bemerkt, die verbreitetste und somit wichtigste Formation im Gebiet beider Sectionen; auf Gestaltung des Landes, Wasserlauf, Quellen-Bildung und Fruchtbarkeit von wesentlichem, wenn auch nicht günstigem, Einfluss. Er setzt jene wenig fruchtbare Hochebene zu beiden Seiten der Donau zusammen, welche als Hardt oder badischer Heuberg bezeichnet wird. Der untere weisse Jura ist auf die Section Möhringen beschränkt und besteht aus einer Reihenfolge von Schichten, deren untere Hälfte mehr thoniger, die obere mehr kalkiger Natur. Es sind die sog. Birmensdorfer Schichten oder die Schwammkalke und Kalksteine mit Rhynchonella lacunosa, welche ungeachtet ihrer geringen Mächtigkeit einen scharfen Horizont bilden; ferner die Schichten der Terebratula impressa und über diesen abermals Schwammkalke und Kalksteine mit Ammonites bimammatus. — Die Verbreitung des mittleren weissen Jura ist nicht bedeutend; man trifft denselben zumal in der Section Mösskirch im Donauthal, in den Umgebungen von Beuron. Durch Reichthum an Versteinerungen ist das Beera-Thal ausgezeichnet. Im mittleren weissen Jura lassen sich zwei, petrographisch wie paläontologisch gut characterisirte Ausbildungs-Formen (sog. Facies) unterscheiden, die öfter mit einander wechseln und sich gegenseitig ersetzen können. Man bezeichnet sie als Schwamm- oder Scyphien-Facies und als Cephalopoden-Facies. Die erste ist besonders in den Thälern der Beera und Donau entwickelt. Die Scyphienkalke oder Schwammfelsen sind hellgraue, thonige Kalksteine, oft nur aus schlecht er-

Digitized by Google

haltenen Seeschwämmen bestehend, unter welchen Retiscyphia reticulata, Tragos patella am häufigsten. Den Kalksteinen untergeordnet erscheinen Mergel, durch den Reichthum gut erhaltener Versteinerungen (Rhynchonella lacunosa u. a.) ausgezeichnet. — Die Cephalopoden-Facies, hauptsächlich in der Section Möhringen, bei Friedingen, Mühlheim u. a. verbreitet, besteht aus Mergelkalken und weichen Kalkmergeln; sie wird paläontologisch durch das fast gänzliche Fehlen von Seeschwämmen und durch die Häufigkeit von Cephalopoden characterisirt. Unter diesen sind Ammoniten von der Familie der Planulaten (namentlich Am. polyplocus) am häufigsten. — Der obere weisse Jura lässt sich, gleich dem mittlen, in zwei Facies scheiden. Die eine wird gebildet von Quaderkalken mit Ammonites mutabilis. In der Section Möhringen, bei Tuttlingen, Immendingen u. a. O., erheben sich über den Cephalopoden-Schichten feste, dichte Quaderkalke, die in vielen Steinbrüchen aufgeschlossen. Sie enthalten häufig Kiesel-Knollen und sind, da sie sich in grosse Quader brechen lassen, bei Tragfähigkeit und Frostbeständigkeit die am meisten geschätzten Bausteine im ganzen Jura. Die zweite Facies, die der plumpen Massenkalke, die mächtigste Ablagerung des weissen Jura, namentlich in der Section Mösskirch, besteht aus hellfarbigen, feinkrystallinischen oder dichten Kalksteinen, die im Donau- und Beera-Thal in steilen, mehrere hundert Fuss hohen Felswänden emporsteigen. Sie umschliessen auch Höhlen, wie die Peters- und Pauls-Höhen bei Beuron. Der Massenkalk ist nicht reich an Versteinerungen, nur an einzelnen Localitäten, wie bei Leibertingen, Kreenheinstetten, wo u. a. schöne Cidariten (zumal Cidaris elegans) vorkommen. In der Hardt bei Schwenningen liegen auf den Massenkalken plattenförmige Kalksteine die nach dem Leitfossil, Magila suprajurensis, den Namen Krebsscheerenkalke erhalten haben. Südlich von der Donau, wo dieselben in grossen, zusammenhängenden Massen auftreten, stellt sich über ihnen, als Schlussglied des weissen Jura, wohlgeschichteter Kalkstein mit Exogyra spiralis und virgula ein. Die Mächtigkeit des weissen Jura beträgt etwa 1000 Fuss, davon kommen 500—600 auf die oberste Abtheilung.

Die Tertiär-Formationen werden hauptsächlich durch Ablagerungen von Bohnerzen vertreten. Dieselben erscheinen an das Gebiet der Massen- und Krebsscheerenkalke gebunden und werden, nach ihrem Vorkommen, als Letten- und als Felsenerze unterschieden. Die Lettenerze finden sich in flachen Buchten, in muldenförmigen Vertiefungen, oft förmlich Decken bildend, in einem gelben oder braunen, eisenhaltigen, bald sandigen, bald fettigen Thon; sie werden von Geröllen weissen Jurakalkes begleitet und durch den Mangel an fossilen Thierresten characterisirt. Die Felsenerze kommen in Spalten, Trichter- oder höhlen-artigen Räumen vor, nebst Kalkgeschieben und Feuerstein-Knollen, zuweilen mit Säugethier-Resten. Der einst ergiebige Bergbau auf Bohnerze ist im

Digitized by Google

ganzen untersuchten Gebiete nun auflässig. Die Letten- wie die Felsenerze finden sich vorzugsweise in der Section Mösskirch. — Die Jura-Nagelfluh bildet mehrere vereinzelte Ablagerungen, namentlich bei Thalheim und Altheim, deren Mächtigkeit aber gering, meistens nur 5 bis 6 Fuss. Meerischer Muschelsandstein — mit jenem völlig übereinstimmend, wie er in den Bodensee-Gegenden vorkommt — findet sich im Süden der Section Mösskirch; auf einem der Kalkplateaus der Section Möhringen aber Grobkalk ähnlich dem im Tertiär-Gebiete des Randens. Auffallend ist jedoch die Thatsache, dass die Fauna der genannten Ablagerungen durch Gasteropoden bezeichnet wird, die in den Grobkalken und Muschelsandsteinen des Höhgaus und am Bodensee selten.

Von Quartär-Bildungen nehmen nur diluviale Kies- und Gerölle-Ablagerungen mit eingeschalteten Massen von Nagelfluh, Sand, Lehm, Mergeln und Braunkohle im Süden der Section Mösskirch einen bedeutenderen Antheil an der Zusammensetzung des untersuchten Gebietes. Ihnen reihen sich an die Massen von Albschutt, die nicht selten zu festen Breccien erhärtet, die Gehänge der Jura-Thäler bedecken, oft aber auch die Thalsohlen in einer Weise erfüllen, dass zwischen ihnen und den eigentlichen Fluss-Anschwemmungen keine Grenze gezogen werden kann. Vereinzelt und unbedeutend sind die Vorkommnisse von Torf und jüngstem Süsswasserkalk. **G. Leonhard.**

Byron's Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen übersetzt von Heinrich Stadelmann. Memmingen 1866. In Commission der B. Harling'schen Buchhandlung. 40 S. in 12.

Die hier in deutsche Sprache übertragenen Lieder Byron's gehören anerkanntermassen zu seinen besten poetischen Versuchen und zeichnen sich durch eine Gediegenheit, Würde und Einfachheit aus, wie sie nicht allen Poesien dieses Dichters in gleichem Grade zukommt. Und sie empfehlen sich durch dieselben Eigenschaften auch in der deutschen Uebersetzung oder Uebertragung, die uns hier vorliegt: das Ganze liest sich so, dass man nicht glaubt, eine Uebersetzung eines fremden Originals vor sich zu haben, sondern ein selbständiges deutsches Product, das uns allerdings des Dichter's Auffassung und Behandlung erkennen lässt, aber auch nichts enthält, was uns an die Fremde erinnern kann, was unserer Sprache und deren Genius minder entspricht. Und darin liegt das grosse Verdienst dieser Uebersetzung oder vielmehr des Mannes, der sich an diese schwierige Aufgabe gemacht und sie so befriedigend gelöst hat: wir hatten ihn bisher blos als einen Meister der Kunst, Poesien des Alterthums, des griechischen wie des römischen in ent-

Digitized by Google

sprechender Weise wiederzugeben, kennen gelernt: wir sehen jetzt, dass er mit nicht geringerer Kunst auch Poesien der neueren Zeit und der neueren Sprache wiederzugeben und deutsche Leser mit den poetischen Erzeugnissen anderer Nationen vertraut zu machen versteht. Um aber dieses Urtheil auch zu belegen, erlauben wir uns nur wenige Proben, die wir auf's Geradewohl ausgewählt, unseren Lesern aus dem auch durch eine schöne äussere Ausstattung sich empfehlenden Büchlein vorzulegen: sie mögen daraus ersehen, dass unser Urtheil ein begründetes ist. Wir nehmen dazu Lied V: Weint um die Weinenden:

Weint um die Weinenden an Babel's Strand!
Schutt ist ihr Tempel und ein Traum ihr Land.
Um Juda's Harfe weint — ach, sie zerbrach!
Unheiligem das Heiligthum erlag.

Wo badet Israel den blut'gen Fuss?
Wann tönt auf's Neu der Zionsharfe Gruss?
Ach, wann erschallet Juda's hehrer Sang,
Dess Himmelsmacht das trunk'ne Herz durchdrang?

O Stamm mit irrem Fuss und müder Brust,
Wo wird dir noch ersehnter Ruhe Lust?
Die Taube hat ihr Nest, der Fuchs die Schluft,
Der Mensch die Heimath — Juda nur die Gruft.

und verbinden damit Lied XXI: An den Wassern zu Babel sassen wir und weinten:

Wir sassen an Babylon's Strande
Und weinten und dachten den Tag,
Da der Feind in blut'gem Gewande
Den Tempel von Salem zerbrach
Und die Jungfrau'n weit in die Lande
Zerstreute mit Weinen und Ach.

In den Strom wir schauten — sein Schimmer
So rein und so frei sein Gang!
Da sollten wir singen — doch nimmer
Der Sieg dem Feinde gelang;
Eh' dorre die Rechte für immer,
Eh' die Harfe sie weckt zum Gesang!

An des Ufers Weiden soll hängen
Die Harfe, diess theuere Pfand,
Dass sie träum' in flüsternden Klängen

Digitized by Google

Vom fernen, heiligen Land!
Nie stimm' sie zu Freudengesängen
Der Räuber die frevelnde Hand!

Zum Schluss als dritte Probe wählten wir das auch in Bezug auf Byron's religiöse Ansichten interessante Lied XV: Wenn dieser arme Leib erstarrt:

Wenn dieser arme Leib erstarrt,
Wohin dann schwebt der ew'ge Geist,
Der nimmer stirbt und nimmer harrt
Und sich dem düstern Staub entreisst?
Folgt er dann, körperlos, dem Tanz
Der Sterne, die dort oben dreh'n?
Wird er, ein Aug' voll Licht und Glanz,
Im weiten Raum das All durchspäh'n?

Unendlich, ewig, wandellos,
Allschauend, selber unsichtbar —
Was auf der Erd', in Himmels Schooss
Sich je entfaltet, sieht er klar.
Jedwedes Mal vergang'nen Seins,
Wie dicht auch Dunkel es umspinnt,
Erschaut sein Auge lichten Scheins,
Vor dem im Nu die Nacht zerrinnt.

Wo noch geschlummert die Natur,
Zum Chaos selbst dringt er zurück;
Des fernsten Himmels erste Spur
Erkennt sein gottgeweihter Blick;
Was Zukunft stürzt und schafft, — erhellt
Liegt es vor ihm, und sinkt die Zeit,
Und sinkt in Trümmer einst die Welt:
Er ruht in seiner Ewigkeit.

Der Liebe wie dieses Hasses baar,
In sel'ger Reinheit lebt er hin;
Jahrtausende sind wie ein Jahr,
Wie ein Monat ein Jahr für ihn.
Fort, fort! Im unermess'nen Ring
Des Alls schwebt flügellos der Geist,
Ein namenlos und ewig Ding,
Das längst vergass, was Sterben heisst.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

La Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto. In Pisa dalla Tipografia Nistri. MDCCCLXVIII. 21 Seiten Octav.

Diese nach der löblichen italienischen Sitte bei Gelegenheit einer Hochzeit von Alessandro D'Ancona und Giovanni Sforza herausgegebene Schrift enthält eine bisher noch nicht gedruckte Erzählung, die dem Sagenkreis von dem dankbaren Todten angehört und deren Abfassungszeit zwischen das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fällt. Das Vorwort bietet einige litterarhistorische Bemerkungen, welche ein in dergleichen Studien sehr bewanderter Freund [muthmasslich Comparetti] jenen zwei Herren mitgetheilt hat und worin auf Simrock's Guten Gerhard so wie dessen Deutsche Mythologie 2. Aufl. S. 478, ferner auf die Nachträge dazu von Reinhold Köhler in Pfeiffer's Germania III, 199 ff. XII, 55 und im Orient und Occident II, 322 ff.. von Benfey im Pantschat. I, 219 ff. [II, 532 zu S. 221] und von Schiefner im Orient und Occident II, 174 ff. verwiesen wird. Benfey's Ansicht zu Gunsten einer orientalischen Abstammung des in Rede stehenden Sagenkreises dünkt jenem Gelehrten nicht hinlänglich begründet, da die von demselben hervorgehobenen auch in indischen Erzählungen vorkommenden Einzelheiten weder ausschliesslich indisch noch überhaupt wesentlich seien, sich auch in der ältesten Gestalt der Sage nicht zu finden scheinen, wenigstens biete die vorliegende italienische Fassung auch nicht die geringste Spur von ihnen; denn von der Misshandlung des Todten, wie in so vielen europäischen und der armenischen Version, sei darin keine Rede, noch kämen, wie in der letztern aus dem Munde der Braut Schlangen hervor. Also nicht ein orientalischer, sondern ein europäischer, wenn auch nicht wie Simrock meint, ein speciell germanischer Ursprung der Sage vom »dankbaren Todten« sei wahrscheinlich. Die durch die That bewährte Dankbarkeit selbst übernatürlicher Wesen aller Art, so wie nicht minder der Thiere zeige sich als Produkt der Volksmoral in den mannigfachsten Conceptionen nicht nur im Orient sondern auch in Europa, und so wie die von den »dankbaren Thieren«, welcher Benfey einen buddhistischen Ursprung beilegt, ihr ältestes Vorbild in der griechischen Sage von Melampus finde (Comparetti, Edipo e la Mitologia comparata p. 81; s. über dieses Buch meine Anz. in den Gött. Gel. Anz. 1867 S. 1721 ff.), eben so sei bereits von Andern (s. Pfeiffer's Germ. 3, 209) auf eine von Cicero erwähnte und auf Simonides

Digitized by Google

bezügliche Sage hingewiesen worden, und diese oder eine ähnliche des classischen Alterthums habe in dem europäischen Christenthum, das ähnliche Anschauungen hege, einen Nachhall hinterlassen. — So weit das Vorwort. Die dann mitgetheilte Erzählung, welche, wie dort bemerkt, eine höchst einfache Version bietet, zeigt besonders im Anfange bis zur Begegnung mit dem Kaufmanne eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit dem französischen Rittergedicht vom Herzog Herpin von Bourges (s. v. d. Hagens Gesammtabent. I, XCVII ff.) und hat kürzlich folgenden Inhalt. Ein Ritter in der Mark Treviso, Namens Dianese, der all' seinen Reichthum durchgebracht, vernimmt, dass der König von Cornwalles dem Sieger eines von ihm ausgeschriebenen Turniers, die Hand seiner Tochter und sein halbes Reich verheisst, und wird durch seine Freunde in Stand gesetzt, mit allem Nöthigen versehen, sich dorthin zu begeben. Unterwegs bemerkt er eines Tages, dass eine Anzahl vor ihm herziehender Reisender die Heerstrasse verlassen, um einen Nebenweg einzuschlagen und vernimmt dies geschehe deshalb, weil man auf jener bei der Leiche eines Ritters vorüberkäme, welche wegen nicht bezahlter Schulden des letztern unbegraben vor eine Kirche gesetzt worden und dort einen unerträglichen Gestank verbreite. Der Trevisaner begiebt sich nach dem betreffenden Städtchen, verkauft daselbst alles, was er hat und nachdem er so die Schulden des Verstorbenen, der Gigliotto geheissen hatte, bezahlt, lässt er ihn ehrenvoll begraben, worauf er auf dem einzigen übriggebliebenen Rosse seinen Weg fortsetzt, während sein Gefolge ihm zu Fuss nachzieht. Bald nachher trifft er einen Kaufmann, der sich ihm anschliesst und alles zum Turnier Nothwendige wieder neu anschafft unter der Bedingung jedoch, dass jeder Gewinnst zwischen ihnen gleich getheilt werde. Der Trevisaner, demnächst in Cornwall angelangt, siegt in dem Turnier und erhält die Hand der Prinzessin nebst der Hälfte des Landes. Nach einiger Zeit kehrt er in Begleitung seiner Frau und des Kaufmanns in die Heimath zurück, und von letzterem während der Reise zur Theilung des Gewinnes aufgefordert, stellt er ihm diese Theilung anheim und wählt dann die Frau, alles übrige grosse Gut dem Kaufmann überlassend. Dieser trennt sich von ihm eine Strecke weit, holt ihn jedoch bald wieder ein und giebt sich ihm als den Ritter zu erkennen, dessen Leiche er habe begraben lassen, worauf er selbst verschwindet, der Trevisaner aber wieder in den Besitz seiner Reichthümer gelangt, mit seiner Frau fröhlich bei den Seinen anlangt und der Ermahnung des Todten gemäss seinen Hang zur Freigebigkeit vor wie nach befriedigt. — Hiermit schliesst die Erzählung; ehe ich jedoch dieselbe verlasse, will ich noch einiges hinzufügen. Ausser den oben angeführten Stellen hat nämlich Köhler auch noch im Or. und Occid. III, 93—103 Nachträge zu der in Rede stehenden Sage gegeben; jedoch sind mir dieselben nicht zugänglich, und ich kann daher nur muthmassen, dass er

Digitized by Google

z. B. auf Hahn Neugriech. Märchen Nr. 53 »Belohnte Treue« und auf Yon Arnason's Islenzkar Thiodhsögur og Aefintyri (Leipzig 1864) II, 473 ff.: »Thorsteinn kóngsson« verwiesen. Dagegen befinden sich in dem später erschienenen Yaletraeet von P. Chr. Asbjörnsen. Christiania 1866, zwei Märchen, welche hierher gehören und deren Inhalt ich kurz mittheilen will, nämlich Nr. 8 »Krambodgutten med Gamelostlasten.« Ein Ladendiener, den seine Freunde für zu gut halten sein Lebelang hinter dem Kramtisch zu stehen, rüstet mit ihrer Hilfe ein Schiff aus und belädt es mit altem Käse, den er nach der Türkei bringt und ihn dort vortheilhaft absetzt, worauf er heimkehrend einen Todten aus den Händen seiner Mörder, die noch obendrein den Leichnam mishandeln, loskauft und begräbt, indess auch arm nach Hause kommt. Von neuem unterstützt, wählt er wiederum alten Käse zur Fracht und es geht ihm ganz ebenso, nur dass er jetzt für eine geraubte Prinzessin das Lösegeld zahlt, dafür aber wie das erste Mal ohne Pfennig in der Heimat anlangt. Da nun seine Freunde an ihm verzweifeln, so geht er mit seiner Geliebten nach England, wo letztere durch Spitzenklöpfeln täglich zwei Ort verdient, er selbst aber wiederum eines Tags einen Schuldner von den Peitschenhieben seines Gläubigers für anderthalb Ort befreit. Bald darauf kommen zu ihnen zwei Spitzenkäufer, welche sich als Bruder und Bräutigam der Prinzessin (letzterer ein Kaiserssohn) herausstellen und nun die Schwester und Braut zu Schiff mit in die Heimat nehmen wollen, worein sie aber nur unter der Bedingung willigt, dass ihr Befreier mitkomme und lebenslänglich versorgt werde. Betrügerischerweise am Lande gelassen, wird er von dem zuletzt befreiten Schuldner in einem Boote dem Schiffe nachgefahren und an Bord desselben gebracht, woselbst die Prinzessin ihm voll Freude einen goldenen Ring schenkt und ihn in ihre Kajüte aufnimmt. Einige Zeit nachher wird er von den beiden Fürstensöhnen bei der Jagd auf einer wüsten Insel zurückgelassen, wo er sieben Jahre lang ganz allein bleibt, nach deren Verlauf ihm ein alter Mann erscheint und ihn davon in Kenntniss setzt, dass an diesem Tage die Prinzessin sich mit ihrem Bräutigam vermählen solle; doch habe sie in der ganzen Zeit kein sterbendes Wort gesprochen. Die Frage, ob er der Hochzeit beiwohnen wolle, bejahend, ist der Jüngling im Augenblick zur Stelle und erfährt, dass sein Wohlthäter der Geist jenes Ermordeten sei, dessen Leichnam er in der Türkei losgekauft und begraben habe. Letzterer gibt ihm auch eine volle Flasche und ein Glas, welches er durch den herbeigerufenen Küchenmeister mit hineingeworfenem Ringe der Prinzessin aus der Flasche gefüllt schicken solle. Dies geschieht, und die Prinzessin, den Ring findend, eilt zu ihrem Geliebten hinaus und fällt ihm um den Hals. Der von allem in Kenntniss gesetzte König lässt alsdann den verrätherischen Kaisersohn das von diesem selbst gefällte Urtheil vollziehen und ihn hängen, worauf

Digitized by Google

die treuen Liebenden mit einander vermählt werden. — Das folgende Märchen Nr. 9 »Fölgesvenden« erzählt von einem jungen Bauern, welcher träumt, dass er eine schöne Prinzessin in weiter Ferne zur Frau bekommen würde. Nachdem er daher all' seine Habe verkauft, macht er sich auf den Weg zu derselben und kommt nach langem Wandern in eine Stadt, wo vor der Kirchenthür sich in einem Eisklumpen eine Leiche befindet, welche von allen Heraustretenden angespieen wird. Auf Befragen vernehmend, dass der so beschimpfte Todte bei seinem Leben einen Weinschank besessen, und weil er unter seinen Wein Wasser gemischt, wegen dieses Verbrechens hingerichtet worden, und nun noch nach seinem Tode jene weitere Schande erdulden müsse, hält er diese Strafe für allzuhart und übernimmt auf eigene Kosten die Beerdigung desselben. Mit wenigen Schillingen dann seinen Weg fortsetzend, findet er bald einen Reisegefährten, der ihm durch verschiedene wunderbare Mittel die gesuchte Prinzessin zur Frau verschafft. Letztern Theil übergehe ich hier, da er einem andern Sagenkreise angehört und füge nur noch hinzu, dass der Reisegefährte sich zuletzt als Geist des Weinzapfers zu erkennen gibt, dessen Leiche der junge Bauer aus dem Eisklumpen befreit und ehrlich hatte begraben lassen, nach welcher Mittheilung er verschwindet. — Wir haben es hier also mit einem sehr ausgedehnten Sagen- und Märchenkreise zu thun, zu welchem die rubricirte Publication nun auch noch einen sehr dankenswerthen Beitrag aus Italien liefert.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Scholia vetera in M. Annaei Lucani Bellum civile. Hermannus Genthius e codice Montepessulano H. 113 edidit emendavit commentario instruxit. Berlin 1868, in Comm. bei S. Calvary u. Co. 29 S. 4. (Programm des Grauen Klosters in Berlin.)

Neben den beiden streng von einander zu unterscheidenden Scholienmassen zu Lucan, den 'Adnotationes super Lucanum' und den älteren, zahlreiche Spuren alter Gelehrsamkeit bewahrenden 'Commenta', von welchen beiden wir jetzt endlich durch H. Usener eine methodisch angelegte, genügende Ausgabe erhalten werden, gibt es noch zahlreiche Glossen zu der Pharsalia, die sich in älteren und jüngeren Handschriften hie und da, wie es das Bedürfniss der Schule oder eigenes Belieben ergab, eingesprengt finden. Die Glossen der dem neunten Jahrhundert angehörigen Handschrift von Montpellier hat Genthe hier zuerst edirt p. 21—29; sie zeigen mit den Scholien der zwei codd. Vossiani einige, doch nicht volle, Verwandtschaft (p. 16), woraus sich aber nichts schliessen lässt, da die Vossiani nach Usener's Ansicht selbst nicht das ungetrübte Bild der Adnotationes darbieten. Von besonderer Bedeutung sind nun diese

Digitized by Google

Scholien auch in den ersten Büchern (denn von der Mitte an verlieren sie sich immer mehr) gerade nicht, wenn auch ihre Abfassung bereits dem Ende des Alterthums angehört, was Genthe p. 11 ff. befriedigend dargethan hat; denn er zeigt, dass der Scholiast einerseits den Servius und Orosius benutzte (den Priscian citirt er sogar sechsmal, neben Vergilius den einzigen in diesen Scholien genannten Autor), dass dagegen Isidorus in seinen Origines ihn bereits ausschrieb (vgl. besonders p. 15 oben), wodurch also als die Zeit der Compilation das sechste Jahrhundert ermittelt ist. — Dem Inhalte nach sind die Scholien fast sämmtlich realer Art; sie bieten die nothwendigen Erläuterungen aus der Mythologie, der Geographie und der römischen Geschichte; für letztere wie gesagt gilt Orosius dem Glossator als Autorität. Genthe zählt zwar p. 4 auch 22 Scholien auf, die 'ad grammaticam pertinent'; neun derselben geben jedoch vielmehr reale Erklärungen, von den andern sind sechs grammatisch im engern Sinn mit Berufung auf Priscian, die übrigen sind etymologisirender Art. Die aus der Schreibweise und den Fehlern der Hds. sowie aus dem Gebrauche einiger Wörter und Redeweisen entnommenen Gründe für Bestimmung der Abfassungszeit der Scholien (p. 5 ff.) sind in Anbetracht der Geringfügigkeit und besonders der Unsicherheit der dadurch erlangten Resultate allzu weitläufig entwickelt; namentlich, meine ich, hat sich der Verf. über die Beweiskraft des Vorkommens von dem sermo vulgaris entlehnten Wörtern getäuscht. Denn wenn dieser so weit ausgedehnt wird (s. bsd. p. 10), dass bei Seneca, bei Lucrez, ja bei Cicero selbst (das Wort obturare, de fato 5) vorkommende Worte ihm zugeschrieben werden, dann darf man aus deren Anwendung auch nicht mehr auf die späte Zeit dieser Scholien Schlüsse ziehn. Doch hätte noch gesagt werden dürfen, dass wenn I 108 die Arsacidae als reges Persarum anstatt Parthorum bezeichnet werden, dies auf eine Zeit nach der Gründung des neuen Perserreichs im dritten Jahrhundert hindeutet. — Der Druck der Scholien selbst ist so gehalten, dass Zeile für Zeile dem Original entspricht; der Schluss der Zeilen, der dort an vielen Stellen abgeschnitten war, musste durch Conjektur hergestellt werden, was meist ohne Mühe gelang (Sollte III 205 'Pitane' für 'ab ama' ... nicht etwas kühn 'ab Aeolis' zu lesen sein?). Aus den Vossiani, dem Bernensis 370 und dem späten Berolinensis 35 sind die von Weber zu den verhältnissmässig nicht sehr vielen auch in diesen Handschriften vorkommenden Scholien des Montepessulanus gegebenen Varianten hinzugefügt; man sieht daraus, dass Genthe's Hds. bald bessere bald schlechtere aber immer selbständige Lesarten vertritt.

A. Riese.

Digitized by Google

P. Vergili Maronis Opera. Vol. IV. Recensuit Otto Ribbeck. Auch mit dem besonderen Titel: Appendix Vergiliana. Recensuit et prolegomenis instruxit Otto Ribbeck. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. XII und 206 S. gr. 8.

In derselben Art und Weise, in welcher der Verfasser in den zunächst vorausgegangenen Prolegomena critica die auf die anerkannt ächten Gedichte Virgil's bezüglichen Fragen, hinsichtlich der Zeit ihrer Entstehung und Bekanntmachung u. s. w. behandelt hatte, (s. diese Jahrbb. 1867 p. 233 ff.), werden in dieser Appendix die dem Virgilius gewöhnlich mit mehr oder minder Recht beigelegten, kleineren Dichtungen behandelt, um über ihre Abfassung und Bekanntmachung in so weit in's Reine zu gelangen, als sich diess aus sicheren, in ihnen selbst liegenden Beweisen oder aus bestimmten Angaben und Zeugnissen anderer Schriftsteller ermitteln lässt. In dem ersten Capitel, welches zunächst mit dieser Frage sich beschäftigt (»De opusculorum quae feruntur Vergilianorum titulis, auctoribus, aetate«), kommen zuerst die in einer Sammlung von vierzehn kleineren Gedichten vereinigten Catalecta zur Sprache und wird zuvörderst eben dieser Titel näher besprochen. Die vorgeschlagene Aenderung in Catalepta, was aus *κατὰ λεπτόν* entstanden sein soll, und in der Aufschrift einiger Handschriften Catalepton eine Stütze findet, scheint dem Verf. doch nicht recht zuzusagen; sie ist auch näher betrachtet, so gesucht, und als Aufschrift einer Sammlung von kleinern Gedichten so wenig verständlich (mit Recht sagt unser Verf. p. 3: »multo certe et planior et simplicior catalecton titulus«), dass man schwerlich dadurch sich wird beirren lassen, das gewöhnliche Catalecta zu verlassen, auch wenn aus dem Zeitalter Virgil's oder aus dem Augusteischen Zeitalter überhaupt, ein ähnlicher Titel zur Bezeichnung irgend einer Sammlung von kleineren Gedichten verschiedener Art sich nicht nachweisen lässt, während andererseits die Anführung dieses Titels bei Donatus wie Servius und Ausonius doch als ein hinreichendes für sein Alter gelten kann; die Anführung bei Diomedes aber (p. 512 Keil.) in prolusionibus nicht den wahren Titel enthält, sondern als eine von dem Grammatiker mit Bezug auf den Charakter dieser Dichtungen gewählte Bezeichnung erscheinen mag. Was nun die Frage nach der Aechtheit dieser einzelnen kleineren Dichtungen, d. h. ihrer Abfassung durch Virgilius selbst betrifft, so wird hier gezeigt, dass doch wenigstens für die Mehrzahl derselben kein entscheidender Grund vorliegt, sie dem Virgilius abzusprechen, und dass selbst da, wo die Autorschaft zweifelhaft ist, die Entstehung immerhin in einem dem Virgilius nahestehenden und befreundeten Kreise zu suchen ist, mithin auch der Zeit nach, dem Zeitalter des Virgilius nicht sehr ferne liegt, wie diess, um wenigstens Ein Beispiel anzuführen, insbesondere bei der Nummer XI oder der Elegia ad Messalam der

Digitized by Google

Fall ist, die auch nach unserm Verfasser von Virgilius selbst nicht herrühren, wohl aber aus dem ihm befreundeten Dichterkreise stammen mag (S. 11 ff.): ja der Verf. kommt bei der Aehnlichkeit, welche mehrere Stellen mit ähnlichen in den dem Lygdamus zugeschriebenen (Tibullischen) Elegien (im dritten Buch) zeigen, selbst auf die Vermuthung, dass Lygdamus der Verfasser sein könne. Bei der Unsicherheit, die aber in Bezug auf diesen Dichter selbst noch obwaltet, wagen wir kaum dem Verf. so weit zu folgen, so sehr wir auch überzeugt sind, dass diese Elegie in Virgil's Zeitalter fällt und von irgend einem jüngeren Dichter gefertigt worden ist. Im Allgemeinen werden die Jahre 711—727 oder 736 als die Zeit angenommen, innerhalb welcher die mit dem Namen Catalecta bezeichneten Gedichte entstanden sind, und es wird dagegen wohl kaum mit Grund Etwas eingewendet werden können.

Was das kleine Gedicht Copa betrifft, so findet sich dafür zwar ein bestimmtes Zeugniss bei Charisius (p. 63 K.), was eben so wohl für die Aufschrift Copa (nicht Copo), als für die Autorschaft des Virgilius gültig sein wird (»quamvis Vergilius librum suum Cupam inscripserit«), oder doch jedenfalls als ein sicheres Zeugniss dafür angesehen werden kann, dass am Anfang des dritten christlichen Jahrhunderts Vergilius als Verfasser angesehen worden ist. Wir glauben, dass man dabei sich beruhigen sollte, selbst wenn man mit dem Verf. einen Zweifel für möglich hält (»ac dubitari de auctore posse concedamus« schreibt er S. 14): dass aber alle anderen Vermuthungen über den Autor der sicheren Grundlage entbehren, wird man eben so sicher aussprechen dürfen. Auch darin wird man dem Verf. gern beistimmen, wenn er das Moretum für ein ächtes Werk des Virgilius erklärt S. 14 ff. und keinen Grund eines ernstlichen Bedenkens wahrnimmt.

Anders verhält es sich mit dem schon grösseren, fast sechshundert Verse enthaltenden Gedicht Ciris, das, wir wollen hier nicht einmal von der Form reden, welche zwar in Manchem des Virgilius nicht unwürdig erscheint, in Anderem jedoch vielfach im Einzelnen abweicht, auch in seinem Inhalt selbst Mehreres enthält, was auf Virgilius und dessen Jugend nicht bezogen werden kann, sondern auf einen schon in Jahren vorgerückten Dichter, der nach den Eingangsworten selbst in amtlicher Thätigkeit eine Zeit lang gestanden, führen muss; überdem ist aus andern Dichtungen Virgils nicht Weniges herübergezogen, was jedenfalls zu der Annahme eines von Virgilius gänzlich verschiedenen Dichters drängt, der aber immerhin nicht später als in's erste christliche Jahrhundert zu setzen ist. Wer aber dieser Dichter gewesen, wird, ungeachtet verschiedener Vermuthungen, ungewiss bleiben, da jeder sichere Grund für eine derartige Annahme fehlt, überhaupt schon frühe das Gedicht unter Virgils Gedichte gekommen zu sein scheint, und unter denselben von Servius und Donatus genannt wird. Dagegen wird der Culex, auch nach den darüber vorliegenden

Digitized by Google

Zeugnissen als ein ächtes Product des Vergilius kaum zu bezweifeln sein, und wollte man selbst auf diese Zeugnisse des Alterthums nicht den gebührenden Werth legen, so stehen wir doch nicht an, mit dem Verfasser S. 20 zu sagen: »nisi gravissimis argumentis evincatur, non posse Vergilium eius auctorem esse, memoriae antiquae facilius quam recentiorum conjecturis fidem habebimus.« Auch darin wird man beistimmen, dass Vergilius nicht als Verfasser der Dirae betrachtet werden kann, deren Abfassung der Verfasser mit Andern um 713 u. c. annimmt; nach seiner Ansicht sind aber die Dirae auch kein Werk des Cato, mithin der Dichter derselben unbekannt. Schliesslich berührt der Verfasser noch das von Donatus dem Vergilius beigelegte Gedicht Aetna (»scripsit etiam de qua ambigitur Aetnam«), indem er darunter das noch unter diesem Namen vorhandene Gedicht versteht, das wegen seiner offenbaren Nachahmung der Virgilischen Sprache und Ausdrucksweise später diesen Gedichten Virgils irgend wie beigefügt oder angeschlossen worden und so diese Angabe des Donatus veranlasst habe; die Zeit der Abfassung glaubt der Verf. mit dem neuesten englischen Herausgeber dieses Gedichtes, wegen der darin nirgends erwähnten Eruption des Vesuv im Jahre 79 p. Chr. noch vor dieses Jahr setzen zu können.

Die beiden andern Capitel: Cap. II: De libris manuscriptis p. 24ff. und Cap. III: De emendandi textus rationibus stehen in einem inneren Zusammenhang mit einander, in so fern das eine die genaue Beschreibung der bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften dieser Gedichte bringt, das andere aber das Verhältniss bespricht, in welchem diese Handschriften zu einander stehen, und welchen Einfluss sie auf die Gestaltung des Textes anzusprechen haben, mithin Werth und Bedeutung derselben im Einzelnen, d. h. für die einzelnen Gedichte darlegt. Es führen aber diese Handschriften schon durch die in den meisten derselben vorkommende Aufschrift Vergilii juvenilis ludi libellus, so wie selbst durch eine gewisse Uebereinstimmung, die sich in guten wie in schlechten Lesarten kund gibt, auf eine gemeinsame Urquelle zurück, von der sie mehr oder minder sich entfernen, zumal auch nicht alle den gleichen Bestand enthalten; übrigens scheint aus Manchem hervorzugehen, dass bereits diese Urquelle einen schon mehrfach entstellten, und nicht mehr ganz reinen Text enthielt. Immerhin wird sich hier eine Unterscheidung zwischen den älteren Handschriften des neunten und zehnten Jahrhunderts und den jüngeren vom vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert machen lassen, und wird man kein Bedenken tragen, der erstgenannten Classe, zu welcher die beiden Pariser (Colbertinus I und II), der Cod. Bembinus und Cantabrigiensis, beide wohl aus dem neunten Jahrhundert, der Petavianus, welcher früher benutzt, jetzt verschwunden ist, nach der Vermuthung des Verf. sich vielleicht im Vatican bei der von der Königin Christina dahin gekommenen

Digitized by Google

Bibliothek befindet, und der Thuaneus gehören, den Vorzug einzuräumen vor der andern jüngeren Classe, in welcher eine Helmstädter Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, die der Herausgeber selbst verglichen, und genau beschrieben hat, hervorragt, so wie eine mit ihr meist übereinstimmende Breslauer (Rehdigeranus), die wohl noch etwas früher der Zeit nach fällt, dann zwei Vossiani, Nr. 81 des vierzehnten und Nr. 96 des fünfzehnten Jahrhunderts. Ausser den hier bemerkten Handschriften kommen bei einzelnen dieser Gedichte auch noch andere Handschriften in Betracht, wie diess hier sorgfältig in dem betreffenden Fall bemerkt wird, indem der Verfasser bemüht war, für jedes einzelne Gedicht eine so weit als möglich sichere kritische Grundlage zu gewinnen, um hiernach den Text zu regeln, unter welchem man eine Zusammenstellung des aus diesen Handschriften sich ergebenden kritischen Apparates findet, und ersieht man bald aus dieser Zusammenstellung die grosse Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher der Herausgeber hier verfahren, um einen sichern Text der Gedichte selbst zu liefern, da Jedem die Prüfung im Einzelnen so leicht gemacht wird. Wie auch diese Prüfung ausfallen möge, immerhin wird man den hier gegebenen Text als einen solchen zu betrachten haben, der fern von kritischer Willkür sich der handschriftlichen Ueberlieferung möglichst anschliesst und diese einzelnen Gedichte in der Form und Gestalt uns vorführt, welche der ursprünglichen noch am nächsten zu kommen sucht. Diess ist wenigstens unsere, auf nähere Prüfung gestützte Ansicht, auch ohne dass wir die speciellen Belege hier mittheilen, indem zu einem näheren derartigen Eingehen uns der Raum gebricht, auch diess füglich den philologischen Zeitschriften überlassen bleiben mag. Auf die Prolegomena in diesen drei Abschnitten folgt zuerst der Text des Culex, zu welchem die oben genannten Handschriften der älteren und jüngeren Classe einen reichen kritischen Apparat, der als Grundlage dient, geliefert haben; für das darauf folgende Gedicht Ciris, das in jenen älteren Handschriften sich nicht findet, und nur in wenigen jüngeren Handschriften vorkommt, war die oben erwähnte Helmstädter und der Cod. Rehdigeranus von besonderer Bedeutung; von einer Vaticaner Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, die von der Hand des Pomponius Lätus geschrieben ist, erhielt der Verf. ausserdem eine genaue Collation mitgetheilt. Besser steht es mit dem handschriftlichen Apparat zur Copa, da vier von den oben genannten Handschriften der älteren Classe dieses Gedicht enthalten, zu denen noch vier meist damit übereinstimmende Münchner Handschriften des eilften und zwölften Jahrhunderts hinzukommen, so wie von jüngeren Handschriften eine Wolfenbüttler des fünfzehnten Jahrhunderts. In der Aufschrift Copa scheinen, nach den hier gegebenen Notizen, alle Handschriften übereinzustimmen, die, wie auch hier S. 44 bemerkt wird, aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten sind, und an manchen Verderbnissen leiden: »ergo, erklärt daher der Verfasser

Digitized by Google

non tam auctoritatem testium, quorum integer atque incorruptus nullus est, quam rationem et artis elegantiam in constituendo hujus elegiae textu sequi debebimus«. Für die daran sich schliessenden Catalecta ist die jüngere Classe der Handschriften, zu denen noch eine Brüsseler, welche in keinem Fall über das zwölfte Jahrhundert hinaufgeht, hinzukommt, benutzt, da in der älteren Classe diese Gedichte sich nicht finden. Dann folgen Dirae und Lydia mit Benützung des schon von Näke gesammelten kritischen Apparates; es kommen aber auch die vorher genannten Münchner, so wie die Helmstädter Handschrift, dann der Codex Bembinus und Thuaneus in Betracht. Ueber Anlage, Bildung und Zusammensetzung dieser Poesien, die Anordnung der einzelnen Verse u. dgl. hat sich der Verf. S. 50 ff. des näheren verbreitet, wie diess von ihm auch in der besonderen Ausgabe geschehen ist, welche dem Index Lectt. von Kiel (Winter 1867—1868) beigegeben ist, worauf füglich verwiesen werden kann. Es folgen nun S. 179 ff. die in keinem Fall von Virgilius abgefassten, sondern in eine schon spätere, aber kaum näher zu bestimmende Zeit fallenden Gedichte, die übrigens schon frühzeitig unter die ächten Gedichte Virgil's gerathen sind: Rosetum, Est et Non und Vir bonus; ihnen reihen sich zum Schluss des Ganzen an noch die beiden Elegien auf Mäcenas, die in Burmann's Anthologie stehen (II, 119 und 120) so wie bei Meyer (Nr. 109), und sind auch hier neben Anderem, insbesondere die Brüsseler, Helmstadter und Rehdigeranische Handschrift benutzt; nach der, zunächst auf die Eleganz der Sprache und die gute metrisch-prosodische Fassung gestützten Ansicht von Lucian Müller würden beide Elegien bald nach dem Tod des Mäcenas fallen; unser Verf. scheint jedoch mehr geneigt, mit Haupt lieber eine etwas spätere Abfassungszeit anzunehmen.

Wir schliessen damit unseren Bericht, der sich auf die Angabe der Hauptpunkte, welche in dieser Appendix behandelt sind, beschränkt hat, und schon aus Rücksicht auf den Umfang so Manches Andere, was gelegentlich oder im Einzelnen erörtert wird, unberührt lassen musste; dahin gehören auch die in der Vorrede zu dem vorausgehenden Bande gegebenen Nachträge, die sich auf mehrere bestrittene Punkte beziehen, so wie die Beigabe einer Photographie der Mediceischen Handschrift. Die äussere Ausstattung ist eben so vorzüglich, wie die der vorhergehenden Bände.

Cicero's Rede gegen C. Verres. Fünftes Buch. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Fr. Richter. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. IV und 140 S. gr. 8.

Auf die Herausgabe des vierten Buches vor zwei Jahren (siehe diese Jahrbb. 1867. S. 256 ff.) folgt hier in ähnlicher Weise und

Digitized by Google

zu ähnlichem Zwecke bearbeitet das fünfte Buch, das allerdings ein gleiches Interesse in Anspruch nimmt, wie das früher herausgegebene, und durch den im Ganzen leichten und einfachen Gang der Rede sich zu einer nützlichen Lectüre für Schüler der oberen Classen und selbst angehende Philologen eignet. Der Herausgeber hat eine genaue Einleitung dem Texte vorausgeschickt; sie entwickelt die Veranlassung, wie die Verhältnisse überhaupt, unter welchen Cicero zu dieser Anklage wider Verres schritt, und die Ausführung, soweit sie auf den in diesem fünften Buch enthaltenen Theil sich bezieht. Dann folgt der Text, mit ausführlichen deutschen Anmerkungen begleitet, welche das Verständniss in sachlicher wie sprachlich-grammatischer Hinsicht zu fördern bestimmt sind, und hier in Allem eine Befriedigung gewähren, welche den Leser in den Stand setzt, ohne andere Beihülfe, diese Rede, ihrem vollen Sinne nach, im Ganzen wie im Einzelnen, richtig aufzufassen und zu verstehen. Man sieht, wie der Verf. alle Sorgfalt auf die Ausarbeitung dieser exegetischen Anmerkungen, die allerdings den wesentlichsten Theil seiner Ausgabe bilden, verwendet und Nichts dabei unbeachtet gelassen hat, was irgend wie für den Leser einer Erklärung oder doch irgend einer Hinweisung oder Erinnerung bedürftig erschien. Auch wird man, wie es uns scheinen will, in Manchem bei diesen Anmerkungen eine schärfere und präcisere Fassung, im Vergleich zur früheren Bearbeitung des vierten Buches finden, indem der Verf. solche Erklärungen, die mehr als einfache Uebersetzungen sich darstellen, und, wie wir es ansehen, lieber dem Wörterbuch überlassen bleiben sollten, zu vermeiden gesucht hat, desto mehr aber bedacht war durch einzelne Winke, Verweisungen, Belegstellen, Fragen u. dgl. die Aufmerksamkeit des Schülers oder Lesers zu erregen und in dieser Weise ihn auf das Richtige zu führen. Es wird nicht nöthig sein, Belege davon zu geben, welche Jeder, der die Ausgabe in die Hand nimmt, auf jeder Seite finden kann. So wird selbst in grammatischer Hinsicht, in Bezug auf den Bau der Perioden, die Anwendung der Modi, den Gebrauch der Partikeln, um nur diese wichtigen Punkte der Erklärung zu nennen, man nicht Weniges aus diesen Anmerkungen lernen können, die zugleich über den Sprachgebrauch, zunächst des Cicero, in erspriesslicher Weise belehren. Verweisungen auf Grammatiken oder andere Citate sind weggefallen, was man nur billigen kann, da sie vom Schüler meist doch übergangen werden, während die kurz angegebene Regel auf ihn einen ganz andern Eindruck macht, da er sie jedenfalls liest oder vielmehr lesen muss.

Was endlich die Texteskritik betrifft, die zunächst der Bestimmung und dem Zweck dieser Ausgabe ferner liegt, so hat der Herausgeber doch darauf etwas mehr Rücksicht bei dieser Bearbeitung genommen, schon deshalb, weil die Schüler oftmals verschiedene Ausgaben gebrauchen, hier also verschiedene Lesarten zur Sprache kommen, über welche der Lehrer erforderlichen

Digitized by Google

Falls Auskunft geben soll. Indessen hat sich der Verfasser doch innerhalb der nothwendigen Gränzen gehalten, die ihm durch die Bestimmung seiner Ausgabe auferlegt waren. In den Anmerkungen wird nur mehr gelegentlich als absichtlich auf solche Varianten Rücksicht genommen, die auf die Auslegung und Auffassung von Einfluss sind, oder sich auf die von dem Verf. selbst, im Widerspruch zu den übrigen Herausgebern gewählte Lesart oder Conjectur beziehen; am Schluss ist dann S. 138—140 ein kurzer kritischer Anhang beigegeben, welcher auf derartige Abweichungen sich bezieht. In Einem Punkt ist nemlich der erste Herausgeber anderer Meinung, als der letzte Herausgeber (Jordan in der zweiten Ausgabe von Halm), insofern auf die anerkannt besten Handschriften, die Pariser, die zwei Wolfenbüttler und die Leidner (etwa noch mit Hinzunahme des Vaticaner Palimpsest an den betreffenden Stellen) nach der Ansicht unseres Herausgebers nicht ein so ausschliesslicher Werth zu legen ist, weil sie aus einer äusserst fehlerhaften Urschrift geflossen sind, vielmehr die Lesarten der andern Classe von Handschriften, der sogenannten deteriores, den Vorzug verdienen, »wo Sinn und Gedankengang für sie spricht, wo Parallelstellen ihre Richtigkeit beglaubigen, wo andere Zeugnisse hinzutreten, wo die besseren Handschriften unter sich wesentlich uneins oder gar sinnlos verdorben und nur durch Conjectur herzustellen sind.« So hat z. B. der Herausgeber cap. 6. §. 13 statt der Vulgata: »Atque haec sicubi facta sunt, facta sunt, ut homines populares ac nobiles supplicio aut exilio levarentur« gesetzt: Atque haec, sicubi, [ita] facta sunt, ut homines populares aut nobiles etc., was schon aus dem Grunde zu billigen sein wird, weil in allen Handschriften facta sunt nur einmal steht, auch nur einmal nöthig ist, und kein besonderer Grund einer Wiederholung vorhanden ist; aut aber, was die schlechtern Handschriften bringen, hier eher am Platze erscheint, als das von den oben erwähnten besseren gebrachte ac. Aber ita, das nur die Autorität der Lagomarsinischen Handschriften für sich hat, würden wir lieber ganz aus dem Texte weggelassen sehen, in welchen es nach unserer Ansicht nicht gehört. Eben so richtig ist cp. VII. §. 15 »magnae pecuniae vilicus« mit einander verbunden und eben so richtig erklärt »von grossem Geldwerth«. Auch die aus den angeblich schlechteren Handschriften cp. XI. §. 28 aufgenommene Lesart: »erant autem convivia non illo silentio — neque eo pudore qui in magistratuum conviviis versari solet, sed cum maximo clamore atque convicio« etc. für die Vulgata soleat, wird zu billigen sein, da der Indicativ solet durch den ganzen Zusammenhang und den Sinn, den der Redner in diesen Satz legen will, geboten erscheint, wir auch nicht einmal sicher sind, ob denn wirklich in den besseren Handschriften soleat, und nicht vielmehr solet steht. Auch XVIII, 45 hat sich der Herausgeber nicht durch die Autorität des Priscianus verleiten lassen, zu schreiben: »Quo enim tibi navi«

Digitized by Google

statt der hinreichend auch durch den Sprachgebrauch gerechtfertigten Vulgata: »Quid enim tibi navi.« In der kritisch schwierigen Stelle cp. XXI, §. 54 schreibt der Herausgeber: »Recita [commentarium]. C. S.«, indem er commentarium für ein aus der Deutung der folgenden Abkürzung (C. S. d. i. consilii sententia) entstandenes Glossem erklärt, das aber auch eben so gut aus dem vorausgehenden ex commentario genommen sein kann, und um so mehr ein gerechtes Bedenken erregen wird, als wir eigentlich nicht mit völliger Sicherheit wissen, ob es in den besten Handschriften wirklich steht, vielmehr diess bezweifeln. In der Stelle cp. XXII, §. 57, schreibt der Herausgeber: »Primum ut in judiciis qui decem laudatores dare non potest, honestius est ei nullum dare, quam etc.« So hat auch Keil die Stelle bei Priscian (s. II, p. 338) jetzt gegeben, welcher dieselbe wegen der Bedeutung von ut anführt, das, obschon es in einer Handschrift zu St. Gallen fehlt, darum doch hier nicht fehlen darf, auch wahrscheinlich in den andern und bessern Handschriften nicht fehlt (es wird wenigstens nichts der Art bemerkt): die Erklärung, welche der Herausgeber gegeben hat, wird darüber auch keinen Zweifel mehr übrig lassen. Auch in erscheint nothwendig, wenn es auch gleich in den Handschriften des Priscian fehlt; ob es bei Cicero die besseren Handschriften haben, wird nicht ausdrücklich gemeldet, scheint aber wahrscheinlich. Aber XXVII, §. 68 in der Beschreibung der Lautumien von Syracus würden wir die Lesart der besseren Handschriften: »nihil tam clausum ad exitum, nihil tam saeptum undique etc.« nicht verlassen und mit den schlechtern Handschriften exitus im Plural geschrieben haben, da selbst die für den Plural angeführte Stelle des Livius XXXVII, 16: »difficilia ad exitus loca« doch nicht so ganz anwendbar auf Cicero's Stelle erscheint, in der wir schon wegen des vorausgegangenen und folgenden Singular's auch den Singular exitum vorziehen würden, selbst wenn die besseren Handschriften ihn nicht brächten. Auch gleich darauf §. 69 in den Worten »fore, ut multis in lautumiis verus ille dux quaereretur« will der Herausgeber in lautumiis für ein Glossem ansehen und hat es daher in eckige Klammern eingeschlossen, während es uns hier selbst nothwendig erscheinen will, überdem auch in allen Handschriften steht. Eher wird man dem Herausgeber zustimmen in der Annahme der Glossemen cp. XXXI, §. 80 (»quae regis Hieronis fuit, qua praetores uti solent«), wie schon Ernesti und Zumpt vermutheten, insbesondere §. 81 »hic dies aestivos LX [jam continuos] populi Romani praetor — sic vixit« wo jam continuos zwar in dem Vaticanischen Palimpsest sich findet, in den übrigen Handschriften aber fehlt. §. 82: »erat Nice, facie eximia ut praedicatur, uxor Cleomenis Syracusani. Hanc [Cleomenes] vir amabat, verum tamen« etc., würden wir die Form Cleomeni, welche die bessern Handschriften haben, der gewöhnlichen Lesart Cleomenis vorgezogen, und dann hanc vir Cleomenes,

Digitized by Google

wie das Vaticaner Palimpsest hat, geschrieben haben, da die Wiederholung Cleomenes hier selbst absichtlich veranstaltet erscheint, und daher kein Grund vorhanden, die Setzung oder vielmehr die Wiederholung dieses Wortes überhaupt in Zweifel zu ziehen. — Wir übergehen einige andere Stellen, in welchen der Herausgeber in ähnlicher Weise zur Annahme von Glossemen geneigt ist, die wir nicht in der Weise annehmen und noch weniger zu begründen vermöchten; da er dieselben aber nicht sofort aus dem Text ausgeschieden, sondern nur in eckige Klammern eingeschlossen, so wird kein weiterer Tadel auf ihn fallen. Es bietet überhaupt dieses fünfte Buch noch mannigfache kritische Schwierigkeiten und die Ungewissheit, welche in nicht wenigen Stellen über das herrscht, was in der Pariser Handschrift (Codex regius Nr. 7774) gestanden, welche, auch bei so manchen Fehlern doch immer noch als die wichtigste Quelle der handschriftlichen Ueberlieferung gelten muss, erfordert dringend eine nochmalige und genaue Vergleichung. Wir haben im Vorstehenden nur einige Fälle der Art berührt, und haben Anderes der Art zu berühren unterlassen, weil dazu hier nicht der Ort ist und das, was wir bemerkt haben, genügen kann zum Beleg unseres Urtheils über die Leistungen des Herausgebers, der, wie schon oben bemerkt worden, in der Art und Weise, wie er diese Rede bearbeitet hat, ein namentlich für die Privatlectüre und für die Privatstudien nützliches Buch geliefert hat, welchem zur Förderung der Studien des classischen Alterthum's, zumal der lateinischen Sprache und Literatur, recht viele Leser zu wünschen sind.

Homer's Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Karl Friedrich Ameis, Professor und Rector am Gymnasium zu Mühlhausen in Thüringen. Zweiter Band. Erstes Heft Gesang XIII—XVIII. Zweites Heft Gesang XIX—XXIV. Dritte vielfach berichtigte Ausgabe. Anhang. Drittes Heft. Erläuterungen zu Gesang XIII—XVIII. Viertes Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXIV. Mit zwei Abbildungen und zwei Registern. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1867 und 1868. gr. 8.

Mit diesen beiden Heften und den dazu gehörigen Anhängen ist die dritte Auflage beendigt, auf deren Erscheinen bereits früher in diesen Blättern (Jhrgg. 1865. S. 548 und 1866. S. 556 ff.) hingewiesen und insbesondere auf die Umgestaltung aufmerksam gemacht worden war, welche das in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Unternehmen in der dritten Auflage erlitten hat. Während der Schüler in den unter den Text gesetzten Anmerkungen Alles das findet, was ihm bei der Präparation nachzuhelfen und ihn in einer Weise weiter zu fördern vermag, welche dem Lehrer bei der Lectüre Vieles erspart an Mühe und Zeit, findet der Lehrer selbst in den

Digitized by Google

Anhängen einen wahren kritischen wie exegetischen Commentar, in welchem zugleich die mancherlei Controversen, die sich auf die richtige Auffassung und das Verständniss einzelner Worte und Verse beziehen, oder auf die Gestaltung des Textes selbst Bezug haben, in gründlicher Weise behandelt werden; und wird es kaum nöthig sein, auch hier noch ausdrücklich zu bemerken, dass der Verf. mit der gesammten, den Homer betreffenden Literatur, insbesondere den zahlreichen Programmen und Gelegenheitsschriften wohl bekannt und vertraut, diese aller Orten berücksichtigt hat, um auf diesem Wege, auch abgesehen von dem nächsten Zweck der Schule, Kritik und Exegese der homerischen Gesänge so weit zu führen, als diess jetzt überhaupt möglich ist. Dass die für den Schüler bestimmten Anmerkungen das richtige Maass in Allem beobachten, und seine Thätigkeit anregen, ist schon früher mehrfach gezeigt und mit einzelnen Beispielen belegt worden, welche hier zu wiederholen kein Grund vorliegt. Und jedenfalls wird man diesen erklärenden Anmerkungen in ihrer ganzen Fassung und Haltung den Vorzug zu geben haben vor ähnlichen, wie sie in andern zu gleichem Zweck veranstalteten Ausgaben homerischer Gedichte vorkommen; sie sind zweckmässiger eingerichtet und dadurch für das Bedürfniss des Schülers mehr geeignet, ohne doch irgendwie der Bequemlichkeit desselben Nahrung zu geben. In den Erläuterungen, wie sie die Anhänge bringen, finden wir eben so auch weitergehende Erörterungen, wie z. B. V, 79 über den Sinn von *νήδυμος*, als Beiwort zu *ὕπνος*, womit es an zwölf Homerischen Stellen verbunden vorkommt. Der Verf., welcher zwar die Aristarcheische Erklärung (*ἀνέκδυτος*) stehen gelassen, hat doch auch die Erklärung eines andern Gelehrten angeführt, wornach das Wort die Bedeutung: erquickend, ergötzend gehabt haben müsse: das wird man auch in gewisser Hinsicht gelten lassen können, als eine aus der Grundbedeutung abgeleitete, auch wenn man nicht das Sanskrit zur Hülfe nimmt, dessen Heranziehen in allen derartigen Fällen immerhin seine eigenen Bedenklichkeiten hat. Eine allgemeine Bemerkung über den Wechsel des Numerus bei Städtenamen, (wie z. B. *Ἀθήνη* und *Ἀθῆναι*, *Θήβη* und *Θῆβαι* u. dgl. m.) ist zu ξ' 199 gegeben, und wird der hier vorkommende Plural aus der ältesten Städtegründung erklärt, bei welcher die anfangs zerstreuten, einzelnen Wohnungen zu einem Ganzen vereinigt und mit einer gemeinsamen Mauer umgeben wurden, so dass also jede Stadt in der Regel aus mehreren Theilen besteht. Ebenso wird bei dieser Stelle bemerkt, dass der Sänger der Odyssee den Odysseus überhaupt viermal seine erdichteten Lebensschicksale genauer erzählen lasse, und zwar in nicht ganz übereinstimmender Weise; was jedoch keinen Anstoss erregen kann, wenn man die für die Abweichung im Einzelnen vom Verf. angeführten Gründe annimmt, indem das alte Epos sich in dieser Beziehung nicht an völlige Uebereinstimmung bindet, so wenig als es sich (wie zu ρ', 606 ganz richtig bemerkt wird) durch

Digitized by Google

die Schranken der Zeit und des Raumes mathematisch beengen lässt, sondern Vieles zusammenstellt, was die verstandesmässige Reflexion prosaisch auseinanderhält. Ganz gut wird ξ', 270 *μεῖναι ἐναντίβιον* vertheidigt, wo man ohne genügenden Grund *στῆναι* für *μεῖναι* setzen wollte; eben so zu ξ' 443 der Begriff des Wortes *δαιμόνιος* dahin festgestellt, dass es überhaupt von dem gesagt werde, was über die gewöhnlichen Gränzen des Menschlichen hinausgehe. Ganz richtig ist die zu ξ' 525 gegebene und durch viele Stellen belegte Erklärung von *ἀπό* in dem Sinne: entfernt von, und eben so richtig wird bemerkt, dass in dieser Bedeutung die Anastrophe *ἄπο* nie ihren Grund habe, sondern in der Stellung. Eben so befriedigend wird man die Bemerkungen über *μώνυχες* zu ο', 46, über *πτολίπορθος* zu π', 442, über *πότνια μήτηρ* als Versausgang (wie *μερόπων ἀνθρώπων* zu υ', 49) zu σ', 5, über *αἴθων* zu σ', 372 oder über den Gebrauch von *τίς* zu σ', 382 finden, oder die die Quantität betreffenden Bemerkungen über *ἵκετ'* zu ξ', 265, über *αἶψα* zu π', 221, über die bukolische Cäsur der Infinitive auf *ημεναι* zu χ' 322 u. dgl. m., um nicht ein Mehreres anzuführen. Auch in der Auffassung der Worte ξ', 34 *ἔσσυτ' ἀνὰ πρόθυρον* (er stürzte durch den Thürweg hin) wird der Verf. das Richtige getroffen haben, da *ἀνὰ* doch nicht die Bedeutung nach, wie Einige hier behaupten, annehmen kann, und *πρόθυρον* wohl am sichersten von dem Thürweg, der aus der *αὐλή* in die *κλισίη* führt, zu verstehen ist. — Das Beiwort *τερμιόεις τ'* 242, das gewöhnlich in dem Sinne von *ποδήρης* d. i. bis auf die Füsse reichend, genommen wird, leitet der Verfasser wohl richtiger ab von *τέρμις*, Rand, Saum, wie es denn auch zu *ἀσπίς* u. a. W. in diesem Sinne gesetzt wird. Gut wird auch die Construction von *δοῦναι* zu χ', 253 oder der Gebrauch von *μέμονα* zu τ', 231 erläutert. Doch wir brechen ab, da wahrhaftig nach Allem dem, was schon früher über die Vorzüge dieses Commentars für das Verständniss der Homerischen Dichtungen bemerkt und auch mit Beispielen belegt worden ist, ein weiteres Eingehen nicht nöthig erscheint. Hinzugekommen sind bei dem letzten Hefte zwei Register, ein Wortregister über die einzelnen in diesen Anhängen erklärten und behandelten Worte und ein grammatisches und sachliches Register: beides sehr nützliche und brauchbare Zugaben; welche, wie der Verf. bemerkt, dem Fleisse und der Umsicht des Herrn Dr. Autenrieth verdankt werden. Eine weitere Zugabe bildet der Grundriss des Homerischen Hauses, um so wünschenswerther, als in den Anmerkungen vielfach auf die einzelnen Bestandtheile des Hauses Rücksicht genommen war, und es bekanntlich auch hier nicht an einzelnen Controversen über die richtige Auffassung einzelner Theile fehlt. Im Druck und Papier, wie überhaupt in der äussern Einrichtung ist die neue Auflage der vorausgegangenen gleich gehalten. Wir können nur wünschen, dass die Ilias, deren Bearbeitung, wie wir aus Ankündigungen ersehen haben, Herr Prof. Ameis unternommen hat, bald nachfolgen möge.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

1) *Aristotelis Opera. Vol. I. De partibus animalium libri quatuor ex recognitione Bernhardi Langkavel. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. LXVI u. 261 S. 8.*
2) *Anthologia lyrica continens Theognim, Babrium, Anacreontea cum ceterorum poetarum reliquiis selectis. Curavit Theodorus Bergk. Editio altera. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. CIII und 554 S. 8.*
3) *Phaedri Augusti liberti Fabulae Aesopiae. Recognovit et praefatus est Lucianus Müller. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. XIV und 66 S. in 8.*

Nr. 1. Mit diesem Bande des Aristoteles ist der Anfang gemacht zu einer neuen Ausgabe der Werke dieses wichtigen Schriftstellers, wie sie gewiss von Vielen schon gewünscht worden ist, indem die Schriften desselben meist nur in den grösseren, theueren Ausgaben zu lesen sind — wenn man von einzelnen Ausgaben einzelner Schriften absieht — durch die Aufnahme derselben in diese Bibliotheca Teubneriana aber Jedermann leicht zugänglich gemacht werden, wodurch einem lange gefühlten Bedürfniss entsprochen wird. Und da die Grundsätze, nach welchen die in diese Bibliothek aufgenommenen Autoren behandelt werden, auch in dieser Ausgabe berücksichtigt sind, so hat man alle Ursache zufrieden zu sein. Denn es ist auch in diesem ersten Bande ein Text geliefert, der auf den besten in neuester Zeit ermittelten Quellen und auf den Ergebnissen der kritischen Forschung beruht, mithin das leistet, was man von einer neuen Textesausgabe zu erwarten hat. Allerdings bildet Bekker's Ausgabe die Grundlage: eine genaue Vergleichung der Pariser Handschrift Nr. 1853, die wohl als die wichtigste für diese Schrift des Aristoteles gelten kann, setzte den Herausgeber in den Stand, unter Benutzung des Bekker'schen Apparates und der von ihm an den Rand eines in der Bibliothek zu Berlin befindlichen Exemplar's der Erasmischen Ausgabe geschriebenen Bemerkungen, so wie unter weiterer Benutzung Alles dessen, was irgend wie sonst von einzelnen Gelehrten über die einzelnen Stellen dieser Schrift bemerkt worden war, eine Recognition des Textes zu veranstalten, welche in Manchem wohl für mehr als eine blosse Recognition anzusehen ist, in jedem

Digitized by Google

Falle aber den Text in einer besseren und auch wohl begründeten Gestalt liefert, als diejenige ist, in welcher bisher diese Schrift uns zugänglich war. In Allem, was die Behandlung des Textes betrifft, ist der Herausgeber mit der nöthigen philologischen Akribie verfahren: diess ersieht man bald aus der dem Text vorausgehenden Zusammenstellung des Apparatus criticus, der von S. XVII bis XLVI bei kleinem, zusammengedrängten Druck reicht und in der wohlgeordneten Zusammenstellung der abweichenden Lesarten einen Ueberblick über das kritische Verfahren, das in dem Texte selbst beobachtet worden ist, gestattet, in so fern darin die Abweichungen der Handschriften wie die Lesarten der Ausgaben und die Verbesserungsvorschläge der Gelehrten, die sich irgendwie mit dieser Schrift beschäftigt haben, sich zusammengestellt finden, bisweilen auch selbst mit weiteren, auf das Verständniss und die Auffassung einzelner Worte oder Sätze bezüglichen, kurzen Bemerkungen. Daran schliesst sich das griechische Inhaltsverzeichniss der einzelnen Abschnitte der Schrift, und darauf folgt der Text, wie er aus diesen Bemühungen des Herausgebers hervorgegangen ist und einen sicheren Grund und Boden für jede weitere Forschung bildet, mag sie die Texteskritik in einzelnen, zweifelhaften und bestrittenen Stellen, oder die Erklärung und das Verständniss der Schrift selbst betreffen. Ein weiteres und, bei der grossen Mühe, gewiss nicht gering anzuschlagendes Verdienst hat der Herausgeber sich durch die Beigabe eines Index erworben, welcher von S. 156—261 reicht und in doppelten Columnen auf jeder Seite, mit kleinen, aber doch recht deutlichen Lettern, den ganzen in dieser Schrift enthaltenen Wortschatz uns darlegt: jedes Wort, das in dieser Schrift vorkommt, ist aufgenommen, und sind selbst die kleinsten Partikeln, wie z. B. τε (S. 248) und καί (S. 202), ἐι (S. 184), oder Präpositionen, wie εἰς (S. 184), ἐκ (S. 185), κατά (S. 202), um nur diese zu nennen, nicht übergangen, indem alle Stellen, wo das Wörtchen vorkommt, angeführt werden; bei jedem Verbum wird die Form und die Verbindung, in der es vorkommt, bei den Conjunctionen, wie z. B. ὅπως (S. 223) ebenfalls die Verbindung mit dem darauf folgenden Verbum bemerkt, in dieser Weise also ein vollständiges Verzeichniss des gesammten Wortschatzes gegeben, wie wir es in der That nur zu wenigen Autoren und deren Schriften besitzen. Bedenkt man, wie in unsern Wörterbüchern Aristoteles im Ganzen bis jetzt noch gar nicht die Beachtung gefunden hat, die ihm zukommt, insbesondere, was den Sprachgebrauch Desselben im Einzelnen oder die Entwicklung der Bedeutung der von Aristoteles angewendeten Wörter betrifft, so wird man auch von diesem Standpunkt aus in der Anlage solcher Verzeichnisse das einzig sichere Mittel zur Vervollständigung und Bereicherung unserer Wörterbücher erkennen, in welchen die Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts und die darin vorkommenden Worte noch immer stiefmütterlich behandelt sind; weil es eben meist an den dazu nöthigen Vorarbeiten fehlt, zu welchen solche Specialwörterbücher in erster Reihe gehören.

Digitized by Google

2. Es ist kaum ein Jahr verflossen, seit die dritte zum Theil ganz umgearbeitete Auflage des Corpus der lyrischen Dichter Griechenlands erschienen ist; s. diese Jahrbb. 1868. S. 200 ff. Die vorliegende für die Bibliotheca Teubneriana bestimmte Ausgabe wird aber keineswegs für ein blosser Abdruck des Textes jener grösseren Ausgabe anzusehen sein, indem sie, auch abgesehen von ihrer nächsten Bestimmung, manches Neue enthält und demnach gewissermassen für ein Supplement des grössern Werkes angesehen werden kann. Ihre Bestimmung nach soll diese Anthologie zunächst dienen »in usum eorum, qui praestantissima haec Graecae poesis monumenta vel ipsi in academiis enarrant vel in philologorum seminariis explicanda proponunt vel denique in gymnasiis interpretantur«; sie enthält so ziemlich Alles, was in dem erwähnten grösseren Corpus enthalten ist, mit Ausnahme der Pindarischen Gedichte, die man allerdings auch hier nicht erwarten wird; dagegen ist hier Alles, was unter dem Namen des Babrius in neuer und neuester Zeit bekannt geworden, so wie eine Auswahl solcher Dichtungen, welche in die spätere Zeit nach Alexander dem Grossen fallen, hinzugekommen, und in beidem nicht an einen blossen Wiederabdruck der früheren Texte, sondern an eine erneuerte Durchsicht derselben zu denken, auf welche sich die vorangestellten Prolegomena critica, die fast hundert Seiten einnehmen (S. V—XCVIII), beziehen; in diesen werden die einzelnen Bestandtheile der Sammlung durchgangen und die im Text geänderten Stellen besprochen, mithin eine Art von Supplement zur grösseren Ausgabe geliefert. Die erste Abtheilung, welche die Poetae Elegiaci enthält, ist gleich der zweiten, welche die Jambographie befasst, in Folge der bemerkten Zusätze umfangreicher ausgefallen, da sie zu den fünfzig Dichtern des grössern Werkes, noch die erhaltenen hierher gehörigen Reste von zwanzig weiteren Dichtern späterer Zeit hinzufügt, unter welchen wir nur an die hervorragenden, wie Philetas, Hermesianax und Callimachus erinnern, indem von den übrigen Dichtern meist nur vereinzelte, kleine Gedichte, Epigramme u. dgl. sich erhalten haben. Unter der letzten Nummer, welche die Ueberschrift *Μυθικά* erhalten hat, finden sich verschiedenartige, meist nur aus einzelnen Versen oder Distichen bestehende Reste im heroischen oder elegischem Versmaass, die zunächst bei Suidas und ohne Namen des Verfassers vorkommen, zusammengestellt. Die Abtheilung der Jambographi, welche in dem grösseren Werke zehn Nummern befasst, ist hier zu siebenzehn angewachsen, indem hinzugekommen sind: Phoenix, Apollonius Rhodius, Charinus, Parmeno, Hermias, und die beiden Sammlungen des Babrius, welche von S. 221—342 reichen. Beiden hat der Herausgeber eine besondere kritische Thätigkeit zugewendet, der früher schon bekannten Sammlung, wie namentlich der später durch Lewis nach einer Abschrift bekannt gewordenen, welche von Menas gemacht, jetzt im britischen Museum sich befindet. Es ist bekannt, wie diese Sammlung von Fabeln,

Digitized by Google

seit sie durch Lewis nach diesem angeblichen Apographum veröffentlicht worden, manchen, man mag die Sache ansehen, wie man will, doch nicht ganz unbegründeten Verdacht erregt hat, so dass der Herausgeber, indem er diese Fabeln der früher bekannt gewordenen, minder bestrittenen Sammlung von Fabeln des Babrius anreihte, oder überhaupt in diese Anthologie aufnahm, die Frage nach ihrer Aechtheit um so weniger unbeachtet lassen konnte, als er bemüht war, diese Fabeln, in welchen er nach S. XXXIIIff. wenigstens einzelne Reste der Poesie des Babrius zu erkennen glaubt, in einer besseren, von mannichfachen Fehlern und Entstellungen gereinigten und dadurch eher lesbaren Gestalt vorzulegen. Wir beschränken uns, da hier, wo ein einfacher Bericht über das neue Werk abgestattet werden soll, nicht der Ort sein kann, näher in die Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit dieser Fabeln einzugehen, auf Mittheilung dessen, was des Herausgeber's Ansicht über diesen Punkt ist, und fügen deshalb eben so wohl die kürzere Stelle S. XXXIV: »Illud enim nego atque pernego, ex pedestribus apologorum Babrianorum expositionibus, quae quidem nunc exstant, quemquam potuisse has fabulas concinnare« wie die längere S. XXXV wörtlich bei: »Usus est novicius diasceuasta, sive ipse Menas sive alius quis illi fraudem fecit, Aesopiarum fabularum expositione pedestri, in qua germanae poesis Babrianae reliquiae plurimae servatae erant, rursus autem aliis locis omnibus poesis luminibus exstinctis sermo humi serpebat. Hinc summa inaequalitas: modo deprehendimus lumina poesis, quae nullus unquam interpolator nedum diasceuasta pinguissimi ingenii homo assequi potuit, insignem leporem et ingenii acumen, lecti sermonis elegantiam ac vocabula recondita: modo offendimur inficetiis et summo stupore, oratione plane pedestri; vel, quod gravius est, scriptoris proletarii infantia: velut cum aliae plurimae fabulae tum IX hanc inaequalitatem ostentat. Quodsi is, qui hanc novam fabularum Aesopiarum syllogen indagavit, integram quemadmodum virum honestum decuit, publici juris fecisset, optime de literis nostris esset promeritus; sed cum ipse suo periculo Babriana poematia restituere maluerit homo et audacissimus et imperitissimus, non thesaurum, sed carbones musei Britannici curatoribus vendidisse censendus est.«

Eine ähnliche Vermehrung des Stoffs zeigt die dritte Abtheilung der Poetae melici. Zu dem, was unter acht und vierzig Nummern in dem grössern Werke gegeben wird, ist hier noch Einiges hinzugekommen, so dass jetzt das Ganze zwei und sechzig Nummern zählt, während auch im Einzelnen manche Veränderungen, so wie Zusätze gemacht worden sind. Unter dem, was hinzugekommen, werden vor Allem die unter Theokrit's Namen auf uns gekommenen und in der Sammlung seiner Gedichte befindlichen Stücke Nr. XXVIII. XXIX und XXX, und das *Σύριγξ* überschriebene Gedicht zu nennen sein, auf deren Wiederherstellung besondere Sorgfalt verwendet worden ist, das Gedicht Nr. XXX *εἰς*

Digitized by Google

νεκρὸν Ἄδωνιν ist der Herausgeber geneigt eher für ein Werk des Bion anzusehen. Es folgen darauf drei dem Simmias von Rhodus beigelegte Gedichte, an dessen Autorschaft auch der Herausgeber nicht zweifelt, dann Dosiades, Besantinus: über beide Dichter und die ihnen zugetheilten Gedichte verbreitet sich der Herausgeber des Näheren S. XXXI ff. Den Schluss machen Mesomedes und Gnosticorum cantilena; dann folgen noch, wie in dem grösseren Werke Scolia, Carmina popularia, Fragmenta adespota. Nachdem der Bestand des Ganzen in dieser Weise angegeben worden, mag noch erwähnt sein, dass auch die äussere Ausstattung ganz gleichmässig den übrigen Theilen dieser Bibliotheca Teubneriana ausgefallen ist.

Nr. 3. Die neue Ausgabe des Phädrus ist ein neues Zeichen der Bemühungen der Verlagshandlung, in dieser Sammlung alter Autoren den Fortschritten der Wissenschaft stets Rechnung zu tragen und eben so sehr für das Bedürfniss der Schule wie für die gelehrte Forschung durch möglichst gereinigte, auf die Urschrift, so weit nur immer möglich zurückgeführte Texte zu sorgen mittelst neuer Abdrücke, in welchen die Ergebnisse der kritischen Forschung, so weit sie den Autor betreffen, ihre Berücksichtigung gefunden haben. Es gilt diess insbesondere von der vorliegenden Ausgabe des Phädrus, für welche zwar keine neuen handschriftlichen Quellen aufgefunden, mithin auch benutzt werden konnten, wohl aber von den noch vorhandenen ein solcher Gebrauch gemacht worden ist, dass, zumal im Hinblick auf die genauer erforschte Redeweise, und insbesondere die bessere metrische Erkenntniss, der Text dieses Autors eine vielfach verbesserte Gestalt gewonnen hat, und manche Irrthümer beseitigt worden sind, wie diess bei einem auf diesem Gebiete der Literatur so bewanderten und mit dem Sprachgebrauch und der Metrik so vertrauten Herausgeber kaum anders zu erwarten war: wir verweisen, da ein Eingehen auf das Einzelne uns hier nicht gestattet ist, nur auf die im Vorwort S. XII ff. gegebene Zusammenstellung der zahlreichen Aenderungen, welche der Herausgeber in dem von Dressler früher (1850) herausgegebenen Texte vorgenommen hat, weil daraus sein Verfahren in Wiederherstellung des Textes am besten und bequemsten erkannt werden kann. Die nähere Begründung, die freilich in diesem Vorwort nicht gegeben werden konnte, soll später in einem Aufsatz des Rheinischen Museums erfolgen, und wird man jedenfalls bis dahin sein Urtheil zurückzuhalten haben, wenn man im Einzelnen hier oder dort anderer Ansicht sein sollte: in der Mehrzahl der hier geänderten Stellen wird diess nicht der Fall sein, da die Verbesserung ziemlich klar vorliegt. In diesem Vorwort ist ein kurzer Lebensabriss des Phädrus gegeben, welcher das Wenige enthält, was darüber aus den Fabeln selbst mit Sicherheit sich ermitteln lässt, und ist auch ein Abriss der metrischen Kunst des Phädrus beigefügt, in welchem die hier vorkommenden Eigenthümlichkeiten des Phädrus, nament-

Digitized by Google

lich in der Behandlung des Trimeter, die Anwendung von Synizesen oder die Zulassung des Hiatus u. dgl. besprochen werden: dem in dem Vorwort p. VII über die metrische Behandlung im Allgemeinen ausgesprochenen Urtheil wird man wohl beipflichten; es lautet: »valde excellit (Phaedrus) metri peritia, ut tamen versus eius cura potissimum et labore, non perinde nativo quodam lepore (quem sentias magis quam describas) praestare existimem.« Dem Texte der früher schon bekannten fünf Bücher von Fabeln lässt der Herausgeber die durch Perotti erhaltenen erst in unserem Jahrhundert hervorgezogenen Fabeln, nicht zwei und dreissig, wie die gewöhnliche Angabe lautet, sondern mit Einschluss des Epilogus, ein und dreissig (da die beiden Verse, welche Fabel V bilden, richtiger von unserem Herausgeber als Schluss zu Fabel IV gesetzt sind) folgen, weil er sie für ächt hält; »mihi quidem non ovum ovo similius videtur quam illa reliquis, de quibus non dubitatur, sive rationes carminum spectaris, sive dictionum metrorumque proprietates.« Und diesem Urtheil wird man, wenn man unbefangen diese Fabeln betrachtet und mit den anerkannten Fabeln des Phädrus vergleicht, unbedenklich sich anschliessen können. Wenn diese Fabeln noch in der Ausgabe des Orelli (1831) in einer ziemlich lückenhaften und mangelhaften Gestalt erscheinen, so wird man dieselben hier in einer ganz anderen, vielfach berichtigten und ergänzten, dadurch aber lesbar gewordenen Gestalt finden, indem der Herausgeber denselben besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat. Ueber das handschriftliche Verhältniss dieser Fabeln zu den übrigen, jetzt in fünf Bücher vertheilten, haben wir noch weitere Aufschlüsse von dem Herausgeber zu erwarten, nach dessen Vermuthung Perottus eine schon verstümmelte Abschrift jenes Urcodex benutzte, aus welchem die (noch vorhandene) Pithou-Rosambosche und die (verbrannte) Rheimser Handschrift stammen. Allerdings ist die ganze Sammlung der Fabeln des Phädrus in ihrem ursprünglichen Bestande kaum mehr erhalten; aus dem ersten Buch fehlen uns Fabeln, und der geringe Umfang des jetzigen zweiten und fünften Buchs lässt ebenfalls auf einen ursprünglich bedeutenderen Umfang schliessen, mithin auf den Verlust einzelner Fabeln, wie sie vielleicht jetzt unter diesen dreissig von Perottus abgeschriebenen sich befinden. Denn, wie bemerkt, an der Aechtheit dieser letztern ist nicht wohl zu zweifeln. Dagegen hat der neue Herausgeber wohl mit gutem Grunde die in der früheren Ausgabe unter Appendix II und III beigefügten Fabeln des sogenannten Romulus u. s. w. weggelassen, da sie nicht in gleicher Weise, wie die vorausgegangenen, auf das Alterthum einen Anspruch erheben und für wirkliche Producte des alten Fabeldichters gelten können, worüber wohl kaum ein Zweifel herrschen wird.

Digitized by Google

Imp. Justiniani Institutionum libri quatuor cum praefatione et ex recognitione Ph. Eduardi Huschke. Lipsiae. in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. XIX und 205 S. in 8.

Nachdem die Institutionen des Gajus sammt den übrigen Resten der vorjustinianischen Jurisprudenz eine Aufnahme in die Bibliotheca Scriptt. Graecc. et Romm. Teubneriana gefunden und in einer vielfach verbesserten Gestalt geboten waren (siehe diese Blätter Jahrg. 1867 S. 951 ff.), durften wohl auch Justinian's Institutionen billigerweise erwartet werden, und kann man sich nur freuen, dass ihre Herausgabe in die Hände desselben Gelehrten gefallen ist, dem wir auch die eben erwähnte Herausgabe der Institutionen des Gajus zu verdanken haben. Es bedarf daher auch wohl kaum einer besonderen Versicherung, dass auf diese neue Veröffentlichung der Institutionen des Justinian dieselbe Sorgfalt verwendet worden ist, welche bei Gajus mit Recht die allgemeine Anerkennung gefunden hat. Neue handschriftliche Hülfsmittel standen zwar dem Herausgeber nicht zu Gebot, und, können wir wohl fragen, werden überhaupt noch neue Hülfsmittel der Art von Belang zu erwarten sein? wohl aber ist von dem, was bisher geboten war, ein solcher Gebrauch gemacht worden, wie er von einem so erfahrenen und umsichtigen Kritiker zu erwarten war, welcher stets bedacht war, den ursprünglichen Text, wie ihn die ältesten Quellen bringen, gereinigt von entstellenden Fehlern, wieder herzustellen, und ist dabei auch auf die früheren Ausgaben, zunächst auf Schrader's und Krieger's Ausgaben gebührende Rücksicht genommen. Da die Frage nach den handschriftlichen Quellen, deren Werth und Bedeutung schon früher von Schrader u. A. ausführlicher behandelt worden ist, so brauchen wir hier uns darauf nicht weiter einzulassen; nur in der Würdigung des Werthes derselben befindet sich der Herausgeber nicht in völliger Uebereinstimmung mit seinen nächsten Vorgängern, in so fern diese auf die älteren Handschriften einen so ausschliesslichen Werth legen, dass sie die Handschriften, welche nach dem zwölften Jahrhundert fallen, als die schlechtere Classe völlig bei Seite setzen und höchstens da einiger Beachtung würdigen, wo man mit der Lesart der ältern Handschriften unmöglich auskommen kann; wobei indessen übersehen wird, dass diese jüngeren Handschriften zum Theil aus besseren älteren, die wir nicht mehr besitzen, stammen, oder auch mit grössererer Sorgfalt und Genauigkeit aus diesen älteren Handschriften copirt und eben dadurch freier von Fehlern geworden sind. Sind doch selbst die ältesten handschriftlichen Reste der Institutionen, welche bis ins neunte Jahrhundert zurückgehen, von Fehlern anerkannt nichts weniger als frei, und wird schon durch diesen Umstand der unbedingte Anschluss an dieselben eine Unmöglichkeit, weil wir an gar manchen Stellen genöthigt sind, auch nach den jüngern Handschriften uns umzusehen, um daraus die richtige, oder jedenfalls

Digitized by Google

doch eine bessere Lesart, die einen Sinn gibt, zu gewinnen. Als ein Haupthülfsmittel zur Wiederherstellung des Textes, namentlich in solchen offenbar verdorbenen Stellen, betrachtet der Herausgeber, und wohl mit Grund, die griechische Paraphrase des Theophilus, weil sich aus ihr am ersten der Sinn des lateinischen, hier umschriebenen Textes erkennen und in so fern auch eine sichere Grundlage für die Versuche zur Herstellung des lateinischen Textes gewinnen lässt. Eben dieser Umstand hat den Herausgeber veranlasst, in dem Vorwort näher in eine Untersuchung sich einzulassen über das Verhältniss zwischen dieser Paraphrase und der Abfassung der Institutionen selbst, an welcher Theophilus bekanntlich einen wesentlichen Antheil hatte. Der Herausgeber kann in dieser Paraphrase nicht das Dictat eines Zuhörers erkennen, welcher den mündlichen Vortrag des Theophilus in dieser Weise niedergeschrieben: er ist vielmehr der Ansicht, dass Theophilus diese Paraphrase schon vor der Herausgabe der Institutionen ausgearbeitet, und dann gleichzeitig mit diesen veröffentlicht habe, und zwar mit Zustimmung des Kaiser's selbst; womit nicht ausgeschlossen bleibt, dass er auch, der schnelleren Verbreitung wegen, seinen Schülern dieselbe dictirt habe (S. VI). Der Herausgeber aber geht noch weiter, indem er die Frage nach der Art und Weise der Abfassung der Institutionen selbst zu beantworten unternimmt. Er macht auf die Verschiedenheit in der Fassung der beiden ersten und der beiden letzten Bücher aufmerksam, und gelangt in seiner weiteren Untersuchung zu dem Ergebniss, dass die beiden ersten Bücher dem Dorotheus, die beiden letzten dagegen dem Theophilus beizulegen seien (S. VII), während Tribonianus das Ganze leitete und überwachte. Es erklärt sich daraus Manches, was uns bei einzelnen Lesarten auffallend erscheint.

Der Text der Institutionen, wie ihn diese Ausgabe bringt, darf in mehr als einer Beziehung ein berichtigter genannt werden: an nicht wenigen Stellen, weicht er von den bisher üblichen, wie er noch in den neuesten Abdrücken sich findet, ab: S. XV u. XVI der Präfatio finden sich alle diese Stellen, in welchen der Text geändert ist, angeführt, und wird füglich darauf zu verweisen sein: eine Prüfung im Einzelnen kann bald lehren, mit welchem Grunde die Aenderung erfolgt ist, aber auch zeigen, dass die Aenderung in den meisten Fällen als eine Verbesserung betrachtet werden kann. Unter dem Text selbst finden sich nur an den Orten, wo die Lesart schwankt, die Abweichungen angegeben, wohl aber stete Verweisungen auf die entsprechenden Stellen bei Gajus, Ulpianus u. dgl., welche zur Vergleichung heranzuziehen sind. Und so kann der vorliegende Abdruck der Institutionen mit gutem Grunde der allgemeinen Benutzung empfohlen werden.

Digitized by Google

Lehrbuch der Geographie für die mittleren und oberen Classen höherer Bildungsanstalten, so wie zum Selbstunterricht von H. Guthe, Dr. phil. Lehrer der Mathem. und Mineral. am Polytechnicum zu Hannover. Erste Hälfte. (Mit dem Motto: Terra ubique domini). Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 208 S. gr. 8.

Auf die verstehende Erscheinung werden wir wohl die Aufmerksamkeit Aller derer, welche mit dem Unterricht in der Geographie sich beschäftigen oder doch an diesem wichtigen, an manchen höheren Anstalten nicht immer gehörig berücksichtigten Unterrichtsgegenstand ein höheres Interesse nehmen, richten dürfen, da dieses neue Lehrbuch durch Anordnung wie Behandlung des Stoffes von den ähnlichen Lehrbüchern sich vielfach entfernt, indem der Verf. bemüht war, darin »die Geographie in dem Geiste zu behandeln, der durch K. Ritter's geniale Neubegründung derselben sie in die Reihe der humanen, allgemein bildenden Wissenschaften angereiht hat. Es galt also, mit möglichster Beseitigung aller blos das Gedächtniss beschwerenden Details, eine in sich zusammenhängende Darstellung zu geben und dabei stets auf den Zusammenhang zwischen Natur und Mensch, Erde und Geschichte hinzuweisen.« Es mag hiernach die Anlage dieses Lehrbuches, wie auch die Ausführung, so weit sie in dieser ersten Hälfte vorliegt, bemessen werden: die grössere Ausführlichkeit und der grössere Umfang, in welchem der allgemeine Theil der Geographie im Verhältniss zu dem politischen oder statistischen behandelt ist, erklärt sich daraus zur Genüge. Ausgehend von der Eintheilung in drei Theile, in welche die Geographie zerfällt: mathematische, physische und politische Geographie, wird der erstgenannte Theil in dem ersten Buch behandelt, welches über den Erdkörper, Gestalt und Grösse, Bewegung desselben um sich selbst wie um die Sonne, und vom Monde handelt, worauf im zweiten Buch, das in grösserer Ausführlichkeit von S. 20—88 reicht, die physische Geographie behandelt ist, mithin alle die Fragen über Gebirge und Flächen, die vulkanischen Erscheinungen der Erde, Wasser und Quellen, Luftkreis, Wärmeverhältnisse u. dgl., Winde, dann die Pflanzenwelt (namentlich in ihrem Verhältniss zum Menschen, in der Vertheilung der Pflanzen über die Erde u. dgl.), in ähnlicher Weise die Thierwelt und zuletzt die Menschenwelt zur Sprache kommen. Bei diesem letzten Abschnitt kommt natürlich auch die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechts zur Sprache, die wir uns freuen, nicht in der Weise aufgefasst zu sehen, wie diess jetzt vielfach vorkommt, als wenn die einzelnen Menschenstämme sich im Laufe der Zeit an verschiedenen Stellen der Erde aus verschiedenen menschenähnlichen Affen, z. B. die Neger aus den Gorillas, entwickelt hätten: im Gegentheil unser Verf. hält an der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts fest, und erinnert zugleich an alle die Erscheinungen, welche zwischen dem Menschen und

Digitized by Google

dem Thier eine unüberbrückbare Kluft erkennen lassen und uns zwingen, die Menschheit als eine Einheit dem Thierreich gegenüberzustellen (S. 81). An diese Eröterung schliessen sich noch die weiteren Bemerkungen über die Menschenrassen und über die Sprachverschiedenheiten. Das nun folgende dritte Buch enthält den allgemeinen Theil der politischen Geographie in einer Erörterung über die verschiedenen Religions- und Culturzustände der Menschheit, so wie über die verschiedenen Staatenbildungen und Gesellschaftsformen der Erde. Buch IV—VII behandeln die einzelnen Welttheile: Australien, Amerika, Africa und Asien, in der Weise, dass bei jedem derselben die allgemeinen Verhältnisse, also Lage, Gestalt, Grösse, Bodenbildung, Bewässerung, Vegetation, Bevölkerungsverhältnisse u. dgl. besprochen und eine kurze Uebersicht der in jedem bestehenden Staaten oder Colonien beigefügt ist.

Man sieht aus dieser Darlegung, dass in dieser ersten Hälfte des Ganzen vorzugsweise die allgemeine Geographie berücksichtigt ist, aber durchweg in einer gründlichen, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung berücksichtigenden Weise. Die schönen überall eingefügten Holzschnitte, wir erinnern beispielshalber nur an die S. 28 eingedruckten über die verschiedenen Gebirgsbildungen oder S. 84 über die verschiedenen Schädel, tragen zur sicheren und besseren Auffassung nicht wenig bei. Der Druck ist sehr compress, aber ganz deutlich, ungemein Vieles ist hier auf einem verhältnissmässig geringen Raum zusammengedrängt.

A. E. Nordenskiöld: Sketch of the geology of Spitsbergen. Stockholm 1867. 8. p. 55.

Die vorliegende, von einer geographischen und einer geologischen Karte begleitete Schrift Nordenskiölds ist aus den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften ins Englische übertragen und dadurch einem grösseren Publikum zugänglich geworden. Sie verdient solches um so mehr, als sie über die geognostischen Verhältnisse jener nordischen, noch wenig gekannten Regionen eine Fülle wichtiger Mittheilungen enthält. — In der Einleitung gedenkt Nordenskiöld der wenigen Forscher, welche früher Spitzbergen besuchten — Parry, Keilhau, Lovén und Robert — und derjenigen, welche sich in neuerer Zeit daselbst aufhielten: Torrel, Lamont und besonders Blomstrand. Hieran reiht sich eine kurze geographische Schilderung von Spitzbergen. Dasselbe besteht bekanntlich aus fünf grösseren und einigen kleineren Inseln, zwischen dem 76° 26′ und 80° 50′ n. L., 10° und 26° ö. L. gelegen. Die beiden bedeutendsten unter ihnen, West- und Nordost-Spitzbergen, besitzen — wie so viele andere grosse Inseln — dreieckige Form, eine Spitze gegen Süden

Digitized by Google

gerichtet. Mit Ausnahme weniger Berge bildet das Innere von Spitzbergen ein gewaltiges Eisplateau von 1500 bis 2000 Fuss Höhe, welches vermittelst zahlreicher Gletscher in das Meer hineinragt. Die Gletscher vertreten gleichsam den Wasserlauf; denn Flüsse gibt es nicht mit Ausnahme einiger kurzer aber oft sehr reissender Gletscherströme. Wo die Küsten von Spitzbergen nicht von Gletschern bedeckt, bestehen dieselben aus ansehnlichen in viele Zacken und Spitzen endigenden Felsmassen, durch tiefe Einschnitte des Meeres von einander getrennt. Bei der geringen Entwickelung der Vegetation bieten die nackten Gesteinswände sehr deutliche, von der See aus erkennbare Profile und sind für die geologische Untersuchung von wesentlichem Nutzen. — Die geognostische Beschaffenheit von Spitzbergen ist mannigfaltig, wie folgende Uebersicht zeigt. 1) Krystallinische Gesteine. Der n., n. w., vielleicht auch der n. ö. und s. Theil der Insel-Gruppe besteht aus krystallinischen Gesteinen. Granit-Gneiss ist sehr verbreitet; er findet sich zwischen Bird und der Brandwyne Bay, auf Cap Lindhagen u. a. O. Er geht in deutlich geschichteten Gneiss über, dessen stark einfallende Schichten nach N. streichen. Der Gneiss enthält Lager von körnigem Kalk, in welchem man viele der accessorischen Bestandtheile — Chondrodit, Spinell, Wollastonit, Vesuvian, Granat — trifft, wie solche in den körnigen Kalken Finnlands und Schwedens sich finden. An mehreren Orten, besonders auf Parrys Island, werden die Gneiss-Schichten von Gängen eines grobkörnigen Granits durchsetzt, der Turmalin und Orthit enthält. — Krystallinische Schiefer sind zumal an der Wijde Bay verbreitet; sie entwickeln sich allmählig aus den Gneissen und bestehen aus Hornblendeschiefern und Quarziten, wechsellagernd mit talkigen und Glimmerschiefern und einem Petrosilex-artigen Gestein. Weil die Schichten dieser primitiven Formationen stets unter steilem Winkel einfallen oder nahezu vertikal stehen ist eine nur annähernde Schätzung ihrer Mächtigkeit nicht möglich. — 2) Hecla Hook-Formation. In beträchtlicher Ausdehnung, besonders in den Umgebungen des Berges Hecla Hook, erscheinen Schichten, die wohl der silurischen oder devonischen Formation angehören, aber keine Spur von organischen Resten enthalten, was um so mehr befremdet, als die Gesteine, aus welchen sie bestehen — Schiefer und Kalksteine — der Erhaltung von solchen nicht ungünstig. Die von N. nach S. streichenden, vielfach gestörten Schichten der Hecla Hook-Formation zeigen an mehreren Orten in ansteigender Ordnung: a) Grauer Kalkstein mit Lagen von Quarz und Calcit. b) Weisser oder grauer Quarzit mit Glimmer-Blättchen. c) Dunkelgrauer auch braunrother Thonschiefer. 3) Bergkalk. Die eben erwähnten Schiefer werden an der Nordküste der Murchison-Bay und Klaas Killen Bay von Schichten eines gelben Dolomits (die Schweden nennen ihn Ryssökalk) bedeckt, welcher keine

Digitized by Google

Versteinerungen enthält und mit wenig mächtigen Lagen von Quarzit und Flint wechselt. Bei Cap Fanshawe folgen auf die Dolomite Schichten von Kalkstein, welche viele organische Reste, zumal Korallen, führen und deren Mächtigkeit bis zu 1000 Fuss ansteigt. Die Schichten von Cap Fanshawe werden von einem Hypersthenit-Lager bedeckt. Der obersten Abtheilung des Bergkalkes gehört ein System von Schichten an bestehend aus: kalkigem Sandstein, Kalkstein, Gyps und Flint, welches zahlreiche Petrefacten — worunter Species von Productus und Spirifer — enthält. Zwischen diesen sedimentären Gebilden treten abermals Massen von Hypersthenit auf. — 4) Die Trias-Formation ist besonders an jenem Vorgebirge entwickelt, welches den Nord-Fjord von der Klaas Killen Bay scheidet. Sie besteht aus dunklem, bituminösem Kalkschiefer, Sandstein mit grossen Kalk-Nieren und Kalkstein, in welchen eine grosse Menge Petrefacten vorkommt, welche bereits von Lindström beschrieben wurden. Unter den häufigeren verdienen Erwähnung: *Nautilus Nordenskiöldi* Lindstr., *Halobia Zitteli* Lindstr. und *Halobia Lommeli* Wissm. Es sind demnach den alpinen Trias-Bildungen entsprechende Schichten, Cephalopoden-Bänke und Halobien-Schiefer. Die Gesammt-Mächtigkeit der Trias beträgt etwa 1500 Fuss. — 5) Jura-Formation ist gleichfalls auf Spitzbergen vertreten, namentlich am Berge Agardh und an der Advent-Bay. Es sind dunkle Schwefelkies-haltige Kalkschiefer und Kalksteine, so wie harte Sandsteine, welche an mehreren Stellen organische Reste enthalten, um deren nähere Kenntniss sich Lindström neuerdings verdient gemacht hat; unter ihnen am häufigsten Belemniten aus der Familie der Arcuaten, *Ammonites triplicatus* Sow., *Ancella mosquensis* v. Buch und *Cyprina inconspicua* Lindstr. Nach Lindströms Ansicht entsprechen die jurassischen Gebilde auf Spitzbergen noch am ehesten denen des Petschora-Gebietes und den zwei oberen Etagen von Moskau. In der Jura-Formation erscheinen wieder Massen von Hypersthenit. Nordenskiöld hebt es ausdrücklich hervor, wie dies auf Spitzbergen so sehr verbreitete, zwischen den verschiedenen sedimentären Ablagerungen auftretenden Gestein, allenthalben den nämlichen petrographischen Habitus zeigt: eine körnige, aus Labradorit und Hypersthen bestehende Masse, an deren Zusammensetzung sich ausserdem noch Ilmenit betheiligt; auf Klüften finden sich Calcit und Granat. Merkwürdig ist die sehr ausgezeichnete und keineswegs seltene säulenförmige Absonderung des Hypersthenit. Aus der Thatsache, dass der Hypersthenit auf Spitzbergen in so auffallend regelmässiger Wechsellagerung mit Versteinerungen führenden Schichten erscheint, ohne die geringsten Störungen in ihnen hervorzurufen glaubt Nordenskiöld schliessen zu müssen, dass derselbe nicht unmittelbar als eruptive Masse heraufgedrungen, sondern aus losen Ablagerungen verkleinerten und zerstäubten plutonischen Materials bestehe, wel-

Digitized by Google

ches im Lauf der Zeit erhärtet und in das, Hypersthenit genannte Gestein umgewandelt worden sei. — 6) Tertiär-Formationen finden sich an mehreren Orten, besonders zwischen dem Bel Sound und Ice Sound, dann an der Küste der Kings-Bay. Sie erreichen stellenweise eine Mächtigkeit von 1000—1500 Fuss und bestehen aus Kiesel-Conglomeraten, Schieferthonen mit Pyrit- und Kalknieren und aus Sandsteinen; letztere enthalten Pflanzen-Abdrücke und am Coal Harbour, auf der Südseite der Kings-Bay kleine Flötze von Braunkohle. Nach O. Heer — welcher die fossilen Pflanzen von Spitzbergen untersuchte und sehr wichtige Mittheilungen über solche machte, — gehören die Tertiär-Ablagerungen auf Spitzbergen der miocänen Periode an. **G. Leonhard.**

Ueber Melanthon's oratio continens Historiam Capnionis. Eine Quellenuntersuchung von Ludwig Geiger Dr. phil. Frankfurt a. M. Joseph Baer 1868. 76 SS. 8.

Ich versuche in dieser Abhandlung, eine Rede des grossen Reformators einer kritischen Würdigung zu unterziehen, wie sie eine solche als erste grössere Lebensbeschreibung Reuchlins verdient, bisher aber noch nicht erfahren hat. Von vornherein möchte ich eine kleine Entschuldigung des Titels wegen vorbringen. Ich habe mich durchgehends der Schreibweise Melanthon bedient. Ich habe dies gethan, weil in der grossen Ausgabe seiner Werke, die die ersten 28 Bände des Corpus Reformatorum bildet, Bretschneider dieselbe aufgebracht und durchgeführt hat. Doch kann ich nicht finden, dass diese Neuerung unter den Gelehrten sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen hat, und Reuchlin, der den Namen seines Grossneffen aus dem deutschen: Schwarzerd in das Griechische übertrug, hat jedenfalls Melanchthon geschrieben und so dürfte diese Form wieder in ihr altes Recht einzusetzen sein.

Dass Melanchthon die Rede, die den Gegenstand meiner Untersuchung bildet, verfasst habe, leidet keinen Zweifel, obgleich Martin Simon, Dekan der philosophischen Fakultät in Wittenberg, der die Rede vortrug, manchmal als Verfasser derselben angenommen worden ist. Die Prüfung der Angaben der Rede habe ich in der Weise vorgenommen, dass ich zuerst die einzelnen chronologischen — mehr oder minder positiven — durchgehe. Hier ist das von Mel. Gegebene fast durchgängig unrichtig; seine ungenaue Nachricht von Reuchlin's Reise nach Rom hat auch bei den späteren Biographen über dieses Ereigniss und andere damit zusammenhängende grosse Verwirrung hervorgerufen. Die Vollständigkeit der Angaben lässt viel zu wünschen übrig, namentlich in Beziehung auf die Schriften Reuchlins und seinen Streit mit den Kölnern; ich erwähne noch, dass Reuchlins Besuch der Universität Freiburg

Digitized by Google

(1470), seine Anwesenheit auf dem Reichstage in Worms (1495) in der Rede keinen Platz gefunden hat, den es eher, als vieles Ungehörige, verdient hätte. Aber auch das Gegebene ist in Vielem zu berichtigen, z. B. dass Wessel Reuchlin's Lehrer in der hebräischen Sprache gewesen sei, dass Reuchlin als Verfasser einer epitome historiarum anzunehmen sei u. a. m. Das Resultat der Untersuchung, die neben dem Aufweisen der Irrthümer alle Einzelheiten kritisch festzustellen sucht, ist, dass die Oratio als Quelle sehr wenig brauchbar ist, obschon dies, wie an einigen Beispielen zu zeigen versucht wird, vielfach geschehen ist, dass ferner auch ihr Werth als Kunstwerk nicht allzuhoch angeschlagen werden darf.

Ein paar Einzelheiten sei mir gestattet hinzuzufügen. Zu S. 15 Anm. 3 bemerke ich, dass in Epp. ill. vir. p. ü^{b} an Arnold von Tungern sich die Stelle findet: me quibus vixi quinquaginta sex annis et supra. Der Brief ist vom Jahr 1511, die angegebenen Worte würden daher schliessen lassen, R. sei vor 1455 geboren. Das ist indess nicht der Fall, vielmehr sind die Worte et supra redaktionelle Zuthat der Herausgeber der Epp. ill. vir. (1519). Derselbe Brief ist nämlich bereits in Pfefferkorns Beschyrmung 1516 gedruckt, wo sich diese Worte nicht finden. Dass der in Pfefferkorns Schrift mitgetheilte Text der ursprüngliche ist, ist noch aus Anderem zu schliessen, das hier nicht erwähnt werden kann.

Die S. 28. Anm. 4 nach Strauss citirte Stelle findet sich Epist. Obscur. Vir. I Nr. 18: Reuchlin qui hebraice vocatur Joannes Capnion. — Die S. 33 gemachte Bemerkung, dass ausser in einem Briefe Peutingers an Reuchlin sich in der Briefsammlung nirgends die Anrede als Bundesrichter findet, »gleichsam als hätten sich die Humanisten gescheut, ihren Führer und Freund mit einem so amtlichen Titel zu begrüssen«, ist dahin zu beschränken, dass nur die Humanisten in ihren Briefen dies unterlassen; in andern Briefen findet sich die Anrede allerdings.

Zum Schluss möchte ich einige Druckfehler berichtigen, die ich mit meiner Entfernung vom Druckort zu entschuldigen bitte. Es ist zu lesen: S. 9. Z. 7 v. o. Freunden statt Fremden. S. 26. Z. 12 v. u. Sprachschatz st. Sprachsatz. S. 43. Z. 13 v. u. 1847 st. 1347. S. 69. Z. 4 v. u. monachis st. monarchis. S. 74. Z. 7 v. u. Adami st. Adam.

Bonn. **Dr. Ludwig Geiger.**

Digitized by Google

Ausgewählte Correspondenz Napoleon's I. Mit Ermächtigung der zur Veröffentlichung derselben bestellten Staatscommission aus dem französischen übersetzt von Heinrich Kurz. Erster Band. Hildburgshausen. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868. XII und 505 S. in 8.

Das Unternehmen, das mit diesem Bande eröffnet ist, verdient gewiss alle Beachtung und Unterstützung. Die auf Befehl des jetzigen Kaisers von Frankreich herausgegebene officielle Correspondenz seines Oheims, Napoleon's I., zählt bereits 23 Quartbände mit beinahe 19000 Briefen, Noten und ähnlichen Mittheilungen, welche jedoch erst bis in die Mitte des Jahres 1812 reichen, und hiernach schon den gewaltigen Umfang des Ganzen ermessen lassen. Diess Alles nun in einer deutschen Uebersetzung wiederzugeben, war weder räthlich noch überhaupt möglich, zumal auch Manches von der Commission, nach dem vorher festgestellten Plan aufgenommen war, was nicht in dem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit anspricht, um nicht in einer für deutsche Leser bestimmten Bearbeitung füglich weggelassen werden zu können: auf der andern Seite aber war es um so wünschenswerther, und erspriesslich, dem gelehrten Forscher wie dem Freund der Geschichte, eine solche Auswahl zu bieten, die ihn nichts Wesentliches vermissen lässt und Alles das enthält, was von weiterem und allgemeinerem historischen Interesse ist. Und eine solche Auswahl liegt uns hier vor. Ausgeschieden sind alle die Briefe der grösseren Sammlung die in der bemerkten Beziehung so gut wie keine Bedeutung haben, oder rein militärischen Inhalts sind, Ordres, Weisungen u. dgl. enthaltend, welche nur für den Militär ein Interesse haben, während dagegen alle die Briefe, welche über die militärischen Operationen, Schlachten, Gefechte u. dgl. sich verbreiten und Berichte darüber enthalten, dann insbesondere diejenigen, welche die diplomatischen Verhältnisse, Unterhandlungen u. dgl. betreffen, vollständig und genau wiedergegeben sind: denn diese haben allerdings ein hohes, allgemein historisches Interesse, und sind dem Geschichtschreiber dieser Zeiten eine eben so wichtige als unentbehrliche Quelle. Auf diese Weise ist durch diese deutsche Bearbeitung die Benutzung des grossen Ganzen zu historischen Zwecken erleichtert und gefördert, und der Inhalt auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Wichtig genug ist aber dieser Inhalt, und abgesehen von Anderen, auch wohl geeignet, einen Begriff von dem Riesengeiste des Mannes zu geben, der die europäische Welt sich zu unterwerfen und seinem Willen zu fügen trachtete, und über der Sorge für das Grosse, für alle die militärischen wie politischen Verhältnisse, auch nicht das Einzelne, scheinbar unbedeutende unbeachtet lässt, der mitten unter den mächtigsten Kriegsereignissen auch die Sorge um eine Handschrift des Josephus zu Mailand, die nach Paris geschickt ist, nicht vergisst und deshalb von dem

Digitized by Google

Minister des Innern Nachricht über ihre Ankunft verlangt (Nr. 351 vom 6. Juni 1797) und eben so in einem Schreiben an die Inspectoren des musikalischen Conservatoriums zu Paris (Nr. 376 vom 26. Juli 1797) seine Theilnahme für die Förderung der Musik ausspricht. Mit Recht bemerkt der Uebersetzer S. V, wie aus dieser Correspondenz bald ersichtlich wird, »dass Napoleon seine Grösse nicht seinem Feldherrntalent verdankte, mit dem allein er kaum eine andere, als eine hohe militärische Stellung errungen hätte; wir erkennen, dass er schon in den ersten Jahren seines öffentlichen Wirkens den tiefblickenden staatsmännischen Geist und zugleich die Alles überwältigende Charakterkraft besass, der sich selbst die bedeutendsten Geister freiwillig unterordneten; wir erkennen endlich, dass er den lebendigsten Sinn hatte für alles Grosse und Schöne, für Kunst und Wissenschaft; mit Einem Worte, aus diesen früheren Briefen erkennen wir, dass der Schreiber derselben einer von ihm selbst noch ungeahnten Grösse entgegen ging.«

Auf diese frühere Lebensperiode beziehen sich auch die in diesem Band mitgetheilten Briefe, welche von dem 22. Juni 1795 an, als Bonaparte nach der Belagerung und Einnahme von Toulon zum Brigadegeneral ernannt, nicht, wie er erwartete, bei der Artillerie eine Verwendung erhielt, sondern bei der Westarmee in der Infanterie angestellt ward, und reichen bis zum 6. beziehungsweise 28. Februar 1798, befassen also insbesondere die Jahre 1796 und 1797 und die in diese Jahre fallenden Kriegszüge und Unterhandlungen in Italien, für welche sie allerdings die wichtigsten Dokumente enthalten und den Gang der Ereignisse in jeder Hinsicht aufklären und würdigen lassen. An bemerkenswerthen Aeusserungen, ähnlich so manchen die wir in unsern Tagen vernommen haben, fehlt es nicht: der aufmerksame Leser wird sie bald von selbst finden. Merkwürdig in anderer Beziehung ist auch, was z. B. wir in dem Brief an den General Clarke, dessen Neffe bei Arcole gefallen war, über diesen lesen: »er ist ruhmvoll im Angesicht des Feindes gestorben, er hat nicht einen Augenblick gelitten. Welcher vernünftige Mensch sollte nicht einen solchen Tod beneiden? Wer möchte sich bei den Wechselfällen des Lebens nicht ausbedingen, auf diese Weise aus einer oft so verächtlichen Welt zu gehen? Wer unter uns hat nicht hundertmal bedauert nicht eben so den mächtigen Wirkungen der Verläumdung, des Neides und aller hässlichen Leidenschaften entzogen zu werden, welche das Benehmen der Menschen beinahe ausschliesslich zu bestimmen scheinen?« Diess zugleich als eine Probe der Uebersetzung selbst, die sich recht gut liest, und ohne der Treue Etwas zu vergeben, fliessend und ansprechend geschrieben ist. Vorausgeschickt ist eine historische Uebersicht, als Einleitung zu den einzelnen Briefen, die Ereignisse uns vorführend; und eben so ist am Schluss ein nettes Kärtchen, welches eine gute Skizze zur Uebersicht des italienischen Feldzugs von 1796—1797 bringt, beigefügt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Katholisches Kirchenrecht und die Kirchengeschichte.

I. Schulte, Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts. Zweite Ausgabe. 1868.

Dieses Buch wird vielfach gerühmt, hat Lichtseiten wohl auch Schattenseiten. Der Verfasser dieser Arbeit will nicht läugnen, dass das Hauptwerk des Kirchenrechts in seiner Bibliothek immer die Institutionen von Devoti sind. Schulte nimmt wenig darauf Rücksicht. Zuerst die Lichtseiten:

1) Schulte geht blos vom katholischen Kirchenrecht aus. Allein wie verhalten sich dazu die Masse seiner Citate, die auch auf das Staatskirchenrecht Rücksicht nehmen, ohne alle Kritik? Den eigentlichen Gelehrten sind die Citate allerdings Ballast, weil er das Gute vom Schlechten unterscheidet. Man muss loben, dass Schulte die Ansichten des protestantischen Kirchenrechts nicht damit verbinden will. Schulte weiss recht wohl, was katholisch ist. Sehe man nur sein Buch über Eherecht, wo er den Grundsatz der bedingten Ehen, welche der protestantische Gelehrte kaum begreift, sehr gut ausführt, sogar in der von ihm verworfenen Richtung der Suspensiv-Bedingungen bei den Substantial-Voraussetzungen der Ehe nicht ob turpitudinem sondern sogar ex honestate: in der letzten Hinsicht besteht nach unsrer Ansicht auch ohne Consummation die Ehe: und die Succession der armen Frau aus der Ehe. Woher Schulte S. 166 Note 8 die Darstellung hat, kennt der Verf. dieser Schrift nicht, er hat nur die 13. Ausgabe von Walter's Kirchenrecht und die Note 5 daselbst S. 18. Aber Schulte weis nicht, dass diese Note schon vor mehreren Jahren widerlegt ist, obgleich Schulte nur den Herrn Prof. Vering anführt, der aber seine Darstellung nicht von sich genommen hat, sondern von Andern, vielleicht von Thomas v. Aquino. Sehr gut wäre es gewesen, wenn sich Schulte deutlicher ausgedrückt hätte, denn läugnen können wir nicht, dass seine zweite Auflage theilweise oberflächlich gemacht ist. Warum führt Schulte bei den gemischten Ehen nicht den Zustand zur orthodoxen Kirche an und zwar sowohl zu der nicht unirten als auch zur unirten? Diesen Vorwurf würden wir ihm nicht machen, wenn er nicht den Zustand der orthodoxen unirten Kirche in seiner neuesten Ausgabe ausdrücklich erwähnt hätte.

2) Die Literaturgeschichte des Kirchenrechts, die er in seinem Lehrbuche ebenfalls angeführt hat, gehört nicht in ein Lehrbuch

Digitized by Google

oder hätte wenigstens genauer gegeben werden müssen, als hier geschehen ist. Doch es soll dieses kein Tadel sein. Wir gedenken nur der zu weitgehenden Bestrebung von Schulte.

3) Schulte ist auch dem Inhalte nach nicht methodisch. Sein Capitel über die Gerichtsbarkeit der Kirche ist gänzlich missglückt: wir wollen uns nicht darauf einlassen, jedenfalls ist der Standpunkt unrichtig, welchen Schulte in §. 100 über die sogenannten Grundzüge des Strafverfahrens in moderner Art angeführt hat. Dieses darzustellen, namentlich in Beziehung auf den canonischen Prozess, würde zu weit führen.

4) Schulte hat, wie schon erwähnt, Rücksicht genommen auf die Staatsgesetze, so weit sie die Kirche angehen. Wir wissen wohl, dass diese Beziehung den im Kirchenrechte nicht Erfahrnen eine Lichtseite ist, wie z. B. die Note 4 zum §. 154, — allein das Kirchenrecht als solches leidet dabei: so hat Schulte die Declaration Benedicts XIV. nicht gehörig erklärt, von einer durchaus unrichtigen Ausdehnung gesprochen, S. 432 Note 9, denn ein Princip für Dispensation lässt sich gar nicht aufstellen: — nicht von der Bestrebung des Erzbisthums Freiburg, für die Erstreckung der Dispensation für Preussen auch auf die oberrheinische Kirchenprovinz, nach dem Archiv 1867 — und überhaupt gar nicht erwähnt, was zum Wesen einer Dispensation gehört, so dass die ausgedehnteste die preussische in Hinsicht der gemischten Ehen ist. Ueber das cap. 14 X de elect. 1. 6, dass zur Wahl der Bischöfe drei zugelassen werden müssen, ist noch zu verhandeln. Dass auf diese Weise Vielerlei unter einander gemischt ist, wo auch die Solidität der Arbeit leiden muss, erklärt sich leicht.

Es mag genug sein, wenn wir mit den Lichtseiten auch die Schattenseiten hervorgehoben haben.

5) Vieles findet man darin, was man in andern Büchern nicht findet, obgleich es schon lange selbst im Mittelalter gangbar war, dass ein Laie im geistlichen Gerichte angestellt werden kann, wenn der Bischof die Erlaubniss des Papstes hat. Natürlich Schulte kennt dieses aus eigener Erfahrung S. 832 Note 8. Es ist auch jetzt noch herkömmlich, wie der Verf. dieses aus dem Munde des verstorbenen Cardinals-Staatssecretärs Lambruschini hat.

6) Schulte hat die neuen Quellen gut beachtet — nicht blos die deutschen Zeitschriften, Archive u. s. w., sondern auch des Syllabus gedacht, freilich denkt er, wie er selbst bekennt, mehr der deutschen als canonischen Philosophie entsprechend, z. B. S. 135 S. 12. Die Kirche habe sich bei dem Erwerb von Vermögen nicht nach dem ewigen, sondern nach dem nationellen Privatrecht zu richten, was der Papst nie zugeben wird: ecclesia non habet nativum jus etc. wird vom Papst getadelt. Ueberhaupt ist die Darstellung Schulte's des alten deutschen practischen Rechts, was er selbst in Berlin hat kennen gelernt, nicht einstimmend mit Syllabus und

Digitized by Google

doch bemüht sich Schulte sehr, an allen Orten der zweiten Ausgabe seines Kirchenrechts kühn nachweisen zu wollen, dass seine Thesen nicht widersprechend sind von denen des Syllabus.

7) Schulte's Ansicht von dem Gewohnheitsrecht in der katholischen Kirche ist unrichtig — in der protestantischen Kirche unterscheidet man Gewohnheit und Recht nicht; jede Uebung ist gerade so, wie bei den alten Römern ein Gesetz. (Vergleiche meine Recension über Walter, Naturrecht und Politik in den Jahrbüchern 1868 S. 385 ff.)

8) Dieses Alles sind nur Andeutungen. Vieles hat man sonst bei Schulte gelernt, was in andern Büchern nicht steht, namentlich für Oesterreich, wo Schulte aber gerade jetzt sieht, wie die Staaten ihre Verträge nicht halten. Diese Recension ist kurz gefasst, aber doch wie uns scheint, besser wie manche andere.

II. Das Kirchenrecht vor und seit der Reformation.

In dem vortrefflichen Buche Phillips Kirchenrecht IX. Bd. wird man doch Manches vermissen. Hardouin in tom. III. 15. u. 16. Jahrh. stellt zuerst das griechisch und lateinisch abgefasste Florentiner Concilium dar: darauf die vom Concilium zu Basel und andere hergekommenen Widerstrebungen gegen die römische Kirche zunächst in einer gewissen Zeit der Ruhe. Wir stimmen hier durchaus mit der Recension des Wessenberg'schen Werkes durch Hefele überein. Tübinger theologische Quartalschrift des Jahres 1841 (im besondern Druck von Laupp an Hefele's Freunde). Kritische Beleuchtung der Wessenberg'schen Schrift über die grossen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Vergl. auch den Katholik von Weis 81. Band in gleichem Sinne.

Diese Zeit namentlich bis zu Leo X. ist weder von dem Engländer W. Roscoe noch von dem Franzosen Audin, wenn auch gelehrt, aber nicht immer in Beziehung auf das Kirchenrecht urkundlich dargestellt worden — namentlich die Bulle »Pastor aeternus« — auch nicht von den deutschen Geschichtschreibern Döllinger, der gar nichts von dieser Bulle hat, Alzog, beide in ihren Geschichtsbüchern, selbst nicht von Phillips III S. 325—330 — auch haben sie nicht eingesehen, dass der Papst Leo keineswegs die Verlegenheiten in Deutschland missachtete, was in dem Kirchenlexikon von Freiburg VI. Bd. S. 470 ff. nachgewiesen ist. Die Recension von Brischar in der Tübinger Quartalschrift XXVII. Jahrgang über die Geschichte des Lebens, der Lehren und Schriften Luther's von Audin S. 119. »Der Herr Verfasser hat auch nicht einen Beweis von Leo's Hirtenthätigkeit als Oberhaupt der Kirche gegeben.«

Allerdings hat das fünfte lateranensische Concilium wenig Wichtigkeit, schon der widerstrebenden französischen Könige wegen, dann aber auch weil die philosophischen Bestrebungen der Gelehr-

Digitized by Google

ten gerade von Frankreich aus erhoben wurden; so geschah es dann, dass man Julius II. und Leo X. ungerecht beurtheilte, besonders in Beziehung auf das Kirchenrecht, was wir urkundlich darzuthun gedenken.

Im Allgemeinen war Julius II. ein sehr energischer Papst, er ist dann auch später von Katholiken und Protestanten getadelt worden, dass er kriegerisch gesinnt war: sein Zweck, wie selbst Ranke sagt, (er nennt ihn eine edle Seele voll hoher und für ganz Italien dringender Pläne (Freiburger Lexicon V. 919) und ihm stimmt bei der Hallenser Professor Leo in seiner Geschichte Italiens V. S. 217) — wie auch des Julius Nachfolger Leo X., Freiburger Lexicon VI. Bd. S. 470 hochgehalten wird: — beide wollten Italien von den Feinden säubern. Auch mein verstorbener College Kortüm freute sich sehr in Julius II. einen kriegerisch gesinnten Papst zu erkennen.

Diese Dinge gehören aber alle nicht hierher, sondern nur dasjenige, was beide Päpste für die Kirche gethan haben.

Das wichtigste Buch ist der tom. IX von Hardouin, wo mit dem Concilium von Florenz angefangen, und auch das fünfte lateranensische Concilium dargestellt ist. Man findet hier die Originalreden vor jeder Sitzung des Concilii, die Conciliengeschichte und Bullen. (Ausgabe von Paris ex typographia Regia MDCCXIV.)

Vor Allem die richtige Ansicht über eine von allen Seiten verdorbene Zeit, dass nur unter ausserordentlichen Umständen der Papst äussere Gewaltmittel gegen Laien und Clerici anwenden darf, wozu sogar wir einen Standpunkt auch in unserer Zeit, wenigstens den Laien gegenüber, finden. Dass das Gegentheil nur da stattfinden kann, wo die Kirche auf ihre Zurückgezogenheit vom äussern Leben hingewiesen ist, hat selbst der Augustiner General Aegidius von Viterbo gezeigt in seiner Rede bei der Eröffnung des fünften Lateraner Conciliums, wo er sagt: Nostra autem arma sunt pietas, religio, probitas, supplicationes, vota, lorica fidei atque arma lucis, ut Apostoli verbis utar. Vieles ist ungenau bei Alzog S. 678. VII. Auflage selbst in der Literatur. Er denkt sich Julius II. sei der erste Papst, der Waffen gebraucht habe. An Julius I. denkt er freilich nicht: sondern gerade an Julius II., der zuerst gewissermassen aber noch ex professo kriegerisch dachte. Julius II. hatte gegen die Duellanten constituirt. Matthaeus lib. VII. tit. 17 und Pius V. an die Stierkämpfer tit. 18.

Allein was sind fromme Wünsche in einer trüben Zeit. Von beiden Seiten und namentlich durch die Sitten der Geistlichen, durch die neue Philosophie der Welt war der Augenblick gekommen, wo die Menschen zu einer neuen Denkart vermocht wurden: wie wir zeigen werden. Aber die Päpste haben niemals ihre Rechte aufgegeben, und wenn Döllinger davon ausgeht, das Mittelalter am Ende seines zweiten Bandes der Kirchengeschichte mit

Digitized by Google

Leo abzuschliessen, so ist eben dadurch Uns ein Weg geöffnet, dieser Zeit und des fünften Lateraner Conciliums zu gedenken.

Jeder Canonist sollte sich auf die Bulle »Pastor aeternus« berufen, und die Argumente hervorheben, die Leo X. zum Schutze der Kirche gebraucht hat, sowohl auf die Constitutio unam sanctam von Bonifaz VIII. als auch auf die Mässigung, welche Clemens V. gegeben hat in seiner Bulle meruit.

Gerade beide führt Leo X. an, und gibt uns Gelegenheit, auf die Gründe dieses in der That grossen Papstes uns zu berufen.

Niemand wird läugnen, dass die kirchliche Einheit auf die Höhe des Papstthums unter Bonifaz VIII. gegründet ist. Wenn wir auch den Ernst der Sprache nur für jene Zeit gut finden, und zugleich die Mässigkeit der Päpste herabgedrückt bis zur babylonischen Gefangenschaft, so ist es gewiss, dass das Papstthum nicht untergehen soll bei aller Ungunst, die ihm wird. Damals, früher und später, sprach man offen von einer Reform in Haupt und in den Gliedern: dass der Papst nicht nachgeben konnte, haben selbst seine Gegner der spätern Zeit eingesehen, z. B. Roscoe im III. Theil seiner Darstellung; aber die Vorsehung in der Freiheit der Bestrebung des Menschen ist eben grösser, als die Welt der Sünde: doch wird niemals überwunden, was bleiben soll — sowohl das Concilium von Florenz, was jetzt noch besteht in der unirten orientalischen Kirche (einer wahren Union, die man bei andern Unionen nicht aussprechen kann), als in der Bulle Pastor aeternus Leo's X. — wo er die Reform nicht zugibt, so wenig wie Julius II., der sich bei seiner Wahl ausdrücklich verpflichtete im Conclave binnen zwei Jahren ein ökumenisches Concil zusammenzurufen, was er freilich in dieser Zeit nicht konnte. Die Fürsten beriefen daher unbefugt ein concilium generale zusammen, und als der Papst selbst im April 1512 ein Concilium ankündigte, ging das weltliche Concilium auseinander. Das Ganze war, wie Döllinger sagt, S. 407, eine matte Copie der Vorgänge und Beschlüsse von Basel. Freilich hatte der deutsche Kaiser Max den wunderlichen Entschluss gefasst, als Wittwer selbst Papst zu werden, allein der Gedanke war so absonderlich, dass er abgewiesen wurde. Leo X. führte das lateranenische Concilium fort, und es schloss im Jahre 1517.

Die Bulle von der wir nun sprechen ist quarto decimo Kalendas Januarii 1516 im 4. Jahre Leo X. datirt d. i. 19. Decbr. 1515. Eine andere Bulle begünstigt die Mendicantenmönche und hat den Spruch: hoc est praeceptum meum, ut diligatis invicem sicuti dilexi vobis (Joan. 16). In der Hauptbulle selbst sagt er (pastor aeternus): Et cum de necessitate salutis existat, omnes Christi fideles Romano pontifici subesse, prout divinae scripturae et sanctorum patrum testimonio edocemur, ac constitutione Bonifacii papae VIII. similiter praedecessoris nostri, quae incipit: unam sanctam declaratur, pro eorundem fidelium animarum salute ac Romani pontif. et

Digitized by Google

hujus sanctae sedis suprema auctoritate et ecclesiae sponsae unitate et potestate, constitutionem ipsam sacro praesenti consilio approbante innovamus et approbamus, sine tamen praejudicio declarationis sanctae mem. Clementis papae V. quae incipit: meruit. Der Papst bestätigt also alles, was die Kirche ausgesprochen hat, und so blieb es bis zum Concilium von Trient und bis auf unsere Zeit.

Es handelt sich nun noch von drei Punkten:

a) wie sind die Quellen des katholischen Kirchenrechts gesammelt seit Leo X.

b) was bedeuten die Sammlungen von Matthaeus und Pinelli als liber septimus. Diese beiden Sammlungen in ihrem Zusammenhange sind nur bei Kunstmann, Grundzüge S. 56 hervorgehoben;

c) hängt von dem Begriffe corpus juris clausum jetzt noch Etwas in practischer Hinsicht ab:

Zu a. Die Publication durch die hohen Schulen hatte keine Bedeutung mehr, weil sie nicht mehr päpstliche Institute waren oder approbirt vom Papste, und weil die Angehörigen der Kirche auch auf andere Art nicht nur canones, sondern auch Disciplinarpunkte erfahren konnten und sollten. Auch war das Verhältniss zu den Staaten theilweise ein anderes geworden. Daher kam es

Zu b. Dass die späteren Sammlungen entweder Privatsammlungen waren, oder die Sammlung Pinelli's von der Kirche zurückgenommen wurde.

Zu c. Aus dem Worte clausum folgt freilich Nichts, es wäre denn, dass das Corpus juris Canonici als eine Quelle des weltlichen Rechts angesehen wird oder als Gewohnheitsrecht recipirt war, wogegen die späteren Bullen natürlich für die katholische Kirche gelten konnten und sollten.

Eine besondere Bedeutung hat das Corpus juris Canonici auch für die orientalisch-unirten Angehörigen der katholischen Kirche.

Um nun näher auf die Sammlungen der Quellen des canonischen Rechts einzugehen, müssen wir zuerst die Sammlungen von Matthaeus und Pinelli in Erwägung ziehen. Die erste war eine Privatsammlung und ging bis zum Concil von Trient. Die andere sollte einen öffentlichen Standpunkt einnehmen, allein es war von jeher der Zweck der Kirche über das Concil von Trient nur sich vertheidigend wie bei Pallavicini zu erklären.

Jeder neuen Arbeit — auch der des Präfecten Theiner — sollte die Prüfung vorausgehen, wie steht die katholische Kirche göttlich und positiv fest: schreitet sie fort und wie? — natürlich ohne Aufgebung eines Dogma. Lämmer hat hier eine vortreffliche Arbeit geliefert.

Bei Matthaeus sind einige Punkte wichtig, z. B. in der Ausgabe von J. H. Böhmer pg. 91. 98. 99 und als eine nicht zu verachtende Quelle muss auch die Sammlung von Pinelli ange-

Digitized by Google

sehen werden, wie der Inhalt der Sammlung in unserer Geschichte des Mittelalters angegeben ist. Diese beiden Sammlungen schliessen sich dem Corpus J. C. genau an.

Aber als eine neue Quelle treten jetzt auf:

1) die Bullarien, nämlich die Bullen und Rescripte,

2) die Gewohnheiten und deren Bedeutung.

Die Gewohnheit ist hier wirklich ein Recht: nicht die blose Uebung.

Die Kirchenbehörde muss Etwas davon wissen. Der Papst hat dieses ausdrücklich erklärt noch im vorigen Jahr durch seinen Nuncius in München (Moy und Vering Archiv 1867).

Gerade hier unterscheidet sich wie in vielen Dingen die katholische und protestantische Ansicht. Die letzte ist und bleibt Uebung — blose Uebung.

Noch gehört hierher das Verhältniss zur neuen Politik.

Was in der Kirche bis auf unsere Zeit geschehen ist, beweisen die Concordate, wovon wir eine Darstellung in unserer Encyclopädie gegeben haben.

Aber auch dieser Punkt hat sein Ende gefunden, namentlich in Deutschland.

Also bleibt nur noch ein Mittel übrig, zu dem wir übergehen müssen, und wo sich der Papst Pius IX. schon erklärt hat.

Der Zustand der Quellen der canonischen Ordnung ist folgender:

A. Das System ist bis auf unsere Tage vollendet:

a. Die erste Quelle ist das Corpus juris Canonici. Die aufgeworfene Frage, ob die Extravaganten auch Bedeutung haben, kann umgangen werden: einmal enthalten sie nichts Neues, selbst nicht das c. un. Extrav. comm. III. 4., wie in der neuesten Ausgabe §. 322 auch Richter zugegeben hat in der Note 17, und so ist sein Satz falsch: dieser Satz sei in Deutschland nicht praktisch geworden — und auf der andern Seite wurde blos bei den Protestanten durch Nichtübung ein Gesetz aufgehoben: niemals bei den Katholiken. Bickell's Ansicht über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Extravaganten ist durchaus zu verwerfen.

b. Daran schliessen sich an nicht nur die Dinge, welche bei Matthaeus und Pinelli vorkommen, sofern die Originalien authentisch sind, und wovon manche Funkte höchst wichtig sind.

c. Sofort die öffentlichen Sammlungen in den Bullarien, sowie die Constitutionen oder Rescripte, sie sind geordnet bis auf Pius IX. Dazu gehören dann auch die Concordate, die consuetudines, welche die Kirche kennt und genehm hält.

d) Die Praxis der päpstlichen Behörden und der Ordinarien in ihrem territorio. Dabei ist zu bemerken, dass auch das Concilium provinciale hieher gehört, wenn es der Papst bestätigt hat, aber nur für die Provinz. Benedict XIV de synod. dioec. ed. Mogunt.

Digitized by Google

tom. IV. p. 137. Auch diese Quellen entbehren der Einheit nicht, so wenig wie die von der Kirche gut geheisenen Gewohnheiten. Glücklicherweise haben auch die Concilien von Constanz und Basel an dieser Ordnung nichts geändert, und Alles, was dagegen gesagt ist, bleibt bloses Räsonnement. So ist auch Wessenberg's Schrift zu beurtheilen, sollte dieser Mann es auch gut gemeint haben, wie mein Freund Zell noch im Katholiken in der Biographie des Erzbischof's Hermann von Freiburg 1868 darstellt.

Nur ein Punkt ist noch kurz zu erörtern. Die Concilien gelten, weil sie die eigentlichen Gesetze sind: doch muss man nicht nur die generalia unterscheiden von den provincialia, als auch die quasi generalia, die entweder in das corpus juris aufgenommen sind, oder sonst für die ganze Welt publicirt sind. Dann gehören auch noch hieher die Erklärungen des Papstes ex cathedra.

B. Die Politik der Kirche, wenn man das Wort gebrauchen kann, richtet sich wie jedes Gesetz nach dem Zustand der geschichtlichen Entwicklung der Völker: in unsern Tagen kann sich die katholische Kirche weder um die gelehrten Ansichten ihrer Gegner noch um den Zustand der weltlichen Gesetze kümmern, und sicherlich hat dieses das Haupt der katholischen Kirche längst erkannt: Er weiss, was von den Concordaten zu halten ist, wenn die Staatsmänner sie beseitigen können; es bleibt der Kirche nichts übrig, als sich auf ihr Recht und die damit verbundenen Grundsätze der christlichen Ethik zu berufen. Viele sehen dieses voraus, denn auch in dem wahrhaft gelehrten Mann spiegelt sich seine Welt, man kann sagen — der Mensch ist die Welt natürlich nach seiner subjectiven und seiner Zeit gemässen Auffassung: er wird dadurch noch kein Pantheist.

III. Der Zweck dieser Darstellung war kein anderer, als zu zeigen, dass die Zeit Julius II. und Leo X. nicht nur der Uebergang zur neuen Zeit ist, sondern auch die katholische Kirche auf dem Höhepunkt erhalten hat, welchen sie noch jetzt einnimmt.

Die ältern und neuern Schriftsteller über canonisches Recht haben dieses nicht eingesehen, auch nicht die Biographen des Papstes Leo X., z. B. Roscoe — entschuldigt, weil er Protestant war, noch weniger Audin, am wenigsten der katholische Gelehrte Wessenberg, der weder das Kirchenrechtliche noch den Zustand der damals erhobenen Wissenschaft und Kunst in Betracht nimmt, und überhaupt den Päpsten jener Zeit (S. 583 II. Bd.) vorwirft, dass gerade durch Julius II. der kirchliche Zustand am meisten gefährdet worden sei, und auch der Verfasser dieser Schrift hatte es noch vor wenigen Jahren nicht in der von uns gegebenen Darstellung geahndet, als er seine äussere Encyclopädie des Kirchenrechts schrieb. Zwar war er S. 137 gewiss aufrichtiger als Wessenberg für Julius II. und Leo X. bedacht, aber den Zustand des fünften lateranensischen Concilium hatte er nicht vollkommen begriffen.

Digitized by Google

Er benützt daher auch diese Gelegenheit, auf sein im vorigen Jahr vollendetes Werk: »Aeussere Encyclopädie des Kirchenrechts oder die Haupt- und Hülfswissenschaften« aufmerksam zu machen, obgleich dieses Buch nur für Studierende geschrieben ist. Es war die Absicht des Verf., der nur an die Rechtswissenschaft sich anschliessen wollte, weder Biographien noch politische Verhältnisse noch Sachen der Kunst darzustellen, und in der letzten Hinsicht den Culminationspunkt unter Julius II. und Leo X. zu zeigen: ein Verhältniss, was man an sich nicht hoch genug auch für die Rechtswissenschaft und Praxis des Kirchenrechts verwerthen kann. Raphael gibt ja sogar eine bildliche Darstellung der Rechtswissenschaft. Sehr ungerecht ist daher über diese Zeit geurtheilt worden, wenn man auch fest entschlossen war, bei der Biographie Leo's X. alles darzustellen, was Rom gross gemacht hat, um die Bedeutung der ewigen Stadt zu zeigen. **Rosshirt.**

Comte, Aug., Cours de philosophie positive. Deuxième édition augmentée d'une préface par E. Littré etc. Tome I—VI. Paris 1864.

Wenn über ein Werk, das schon eine Reihe von Jahren dem Publikum vorliegt, noch spät ein Bericht erstattet wird, so kann auch wenn die Bedeutung desselben den Umfang des Berichtes bestimmen dürfte, doch selbst ein kurz gehaltener noch ein dankbarer Tribut genannt werden. Das Einzige, worauf es noch ankommen kann, ist das Bedenken, ob mit diesem kurz gehaltenen Berichte den Absichten, die der Verfasser mit seinem Werke gehabt hat, oder den Wünschen des Publikums, das erst noch hiemit bekannt zu werden wünscht, in einladender Weise gedient wird. Glücklicherweise, d. h. zum Glücke für den Verfasser und für den Nachruhm seines Strebens hat es nicht den Bearbeitern seiner Ideen seither gefehlt*), ebenso wenig an Anhängern derselben, so dass in ersterer Beziehung uns aus der Kürze unseres Berichtes kein Vorwurf erwachsen kann. Wichtiger ist das Bedenken, welches uns die Rücksicht auf das Publikum einflösst, das noch erst die Ideen Comte's aus seinem Werke kennen zu lernen wünscht, ein Bedenken, das besonders durch den Stil an Gewicht gewinnt. Hat ein Bericht, wie der vorliegende, den Zweck, das eigene Studium des Werkes nicht zu ersparen, sondern zu befördern, so mag die Aufgabe des Berichterstatters, über die Schwierigkeit der Lektüre hinwegzuhelfen, keine leichte sein, wenn er noch Klarheit

*) Vgl. Robinet: *„Notice sur l'oeuvre et sur la vie de C."* (Paris 1861); Littré: *„C. et la philosophie positive."* (Paris 1863).

Digitized by Google

mit Kürze verbinden soll. Uebrigens können wir nur einen kurzen Bericht geben, und wollen wir nunmehr, da wir unsere Vorrede erschöpft zu haben glauben, zur Sache selbst kommen, und zuerst eine Uebersicht über den Inhalt der Bände geben. Später aber wenden wir uns zu den Details, da wir sie einigermassen zu berücksichtigen denken. Die mathematische Philosophie ist im ersten Bande dargestellt; vorangeschickt sind allgemeine Präliminarien. Der zweite Band enthält die astronomische Philosophie und die Philosophie der Physik, der dritte die chemische Philosophie, und die biologische. Band IV und V ergänzen einander, jener enthält den dogmatischen Theil der socialen Philosophie, dieser den historischen Theil der letzteren, beide zusammen also die Sociologie. Ein sechster Band enthält Nachträge hiezu und allgemeine Schlüsse.

Das ist das grosse Werk des französischen Mathematikers und Philosophen August Comte, der, auch nachdem er es beendigt hatte, noch schriftstellerisch fruchtbar blieb.*) Es erschien in der Zeit von 1826—1842**), und ist neuerdings, nachdem sich ein angesehener Pariser Verleger dafür gefunden, zum zweiten Male aufgelegt worden.

Diese zweite Auflage, die Littré besorgt, der auch eine Vorrede dem ersten Bande vorgedruckt hat, haben wir vor Augen.

Die positive Philosophie, wie sie von Comte in jenen Bänden gelehrt wird, bietet bei ihrer encyclopädischen Vollständigkeit einen bequemen Ausgangspunkt für unsere Erörterungen. Gehen wir von der letzten unter den von ihm behandelten Wissenschaften, von der Sociologie, aus. Die Sociologie (Gesellschaftslehre) kann ohne genaues Verständniss der Biologie (oder Lehre von den lebenden Körpern) nicht mit Sicherheit studiert werden. Wiederum ist die Biologie, wegen der wichtigen Function der Ernährung, Jenem verschlossen, der nicht die chemischen Theorien inne hat. Letztere setzten, auf ihrem hierarchischen Punkte, alle physische Einwirkungen voraus, Schwere, Wärme, Elektricität, Magnetismus, Licht. Endlich ist die Physik, sowohl die Physik des Himmels, wie die der Erde, ein Gebiet, wo hinein man nicht vordringen kann, ohne mit jenem mächtigen Werkzeuge, der Mathematik, ausgerüstet zu sein.

Wenn man demnach die natürliche, aufsteigende, didaktische Aufeinanderfolge der Wissenschaften wieder vornimmt, so studirt man die Mathematik, um zur Physik überzugehen, von da zur Chemie, zur Biologie, zur Sociologie.

---

*) Aus seinen späteren Schriften sind noch zu erwähnen: *„Système de politique positive, ou Trinité de sociologie, instituant la religion de l'humanité"* (Paris 1851—54), *„Calendrier positiviste"* (4. Aufl. Paris 1852), *„Catéchisme positiviste"* (Paris 1853).

**) Die Geschichte der Entstehung jener Bände ist, kurz erzählt, bei *Littré, Préface* (also *Comte, Cours etc.* Band I.) p. VII u. f. zu lesen.

Digitized by Google

Doch würde diese äusserliche Aneinanderreihung, dieses *„enseignement hiérarchique“*, um französisch zu reden, nicht genügen, um in jener Encyclopädie des Wissens ein System des letzteren anzuerkennen. Zur positiven Philosophie brachte Comte die Erkenntniss mit, dass die den Substanzen immanirenden (physischen, chemischen und vitalen) Eigenthümlichkeiten eine Reihenfolge bilden, und dass dieser natürlichen Ordnung eine successive Rangordnung von Wissenschaft entspricht; diese sei das Fundament für jene äusserlich gewonnene Encyclopädie, und erhebe sie zum System des Wissens als Wissenschaft der positiven Philosophie.

Die Philosophie A. Comte findet ihre Aufgabe darin, die Natur zu befragen, und aus dieser Befragung Begriffe zu gewinnen, die zwar relativ sind, aber mindestens zuverlässige und wohlerworbene Theile einer zunehmenden Wahrheit und eine methodische Verknüpfung von mehr und mehr complicirten Auffassungen sind.

Hiermit würde auch die Definition dessen gefunden sein, was man bei ihm unter positiver Philosophie zu verstehen hat. Diese Wissenschaft untersucht nicht die ersten Entstehungsgründe, noch den Ausgang der Dinge, sondern sie stellt mit ihrem Verfahren Thatsachen fest, verknüpft sie mit einander durch unmittelbare Beziehungen.*) Die Kette dieser Beziehungen, welche die Anstrengungen des menschlichen Geistes jeden Tag erweitern, constituirt die positive Wissenschaft.

Auf den Menschen, auf die moralische Ordnung angewendet, heisst das, die Beobachtung der Erscheinungen in der moralischen Welt, mögen sie von der Psychologie, oder von der Geschichte, oder von der politischen Oekonomie geoffenbart sein, das Studium ihrer stufenweise verallgemeinerten und unaufhörlich als wahr nachgewiesenen Beziehungen dienen der wissenschaftlichen Erkenntniss der menschlichen Natur als Grundlage. Die Methode, welche jeden Tag die Probleme der materiellen und industriellen Welt löst, ist es allein, welche die auf die Organisation der Gesellschaften bezüglichen Grundprobleme lösen kann und früh oder spät lösen wird.

Wie die Comte'sche Philosophie in der Befriedigung des Wissensdurstes ihren Gegenstand, in der Methode der hierarchischen Betrachtung des gesammten menschlichen Wissens ihre eigene besitzt, so ist ihr Ziel die Auffassung einer idealen Wissenschaft, von ebenso dringender Nothwendigkeit, als die positive Wissenschaft, deren Lösungen aber, anstatt, wie sonst vorgeschrieben und dogmatisch zu sein, künftig die individuellen Meinungen und die Freiheit zu ihrem Hauptfundament haben werden. Da aber auch die Metaphysik ihr Ideal besitzt, so werden wir, um

*) Dahin äussert sich der Verf. schon in seinem Avertissement zum ersten Bande. S. 5 (d. d. Paris, le 18. décembre 1829).

Digitized by Google

Verwechselung zu verhüten, das Ideal der positiven Wissenschaft in der Absolutheit des äusseren Alls suchen müssen.*)

Die positive Wissenschaft hat vor der metaphysischen nicht allein dieses voraus, sondern auch noch etwas Anderes, nämlich, dass sie nicht ein eigenthümliches Lehr- und Organisationsprincip aufstellt, noch zu den vielen, die trotz der Philosophien noch immer die Philosophie vermissen liessen**), sondern ein solches, welches in sich die ganze Kraft der positiven Wissenschaft concentrirt.

Nach diesen für die Orientirung über den Standpunkt in den folgenden Seiten unentbehrliche Bemerkungen erlaube ich mir einen Bericht über den Inhalt der Bände selbst zu geben, unter Einschränkung auf den Kreis der Anschauungen, welche sich mit der Geschichte, zunächst berühren.

Wegen der nächstfolgenden Bände denke ich mich daher ganz kurz, fast übersichtlich zu halten.

In einer allgemeinen Einleitung *(Préliminaires généraux)* spricht sich der Verfasser über den Zweck seines Cursus oder über das Wesen und die Bedeutung der positiven Philosophie, und zweitens über den Plan aus, jedesmal in einer besonderen Vorlesung, doch nur unvollständig, wie er denn gleich von vorneherein zu verstehen gibt, dass sich z. B. über das Wesen des Cursus erst vollgültig urtheilen lasse, wenn seine verschiedenen Theile an der Reihe gewesen sind Doch erinnert er einstweilen wie an eine Aushülfe über das Fundamentalgesetz, der die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes unterworfen ist, und das darin besteht, dass jede unserer Hauptauffassungen, jeder Zweig unserer Kenntnisse nach und nach drei verschiedene theoretische Zustände durchmacht, den theologischen, den metaphysischen und den wissenschaftlichen. Er will damit sagen, der menschliche Geist wende, vermöge seiner Natur, nach einander bei jeder seiner Untersuchungen drei Methoden zu philosophiren an, die grundverschieden von einander sind. Im theologischen Zustande reihte der menschliche Geist seine Untersuchungen auf das innerste Wesen der Dinge, auf die ersten und Endursachen aller Wirkungen, die ihn treffen, kurz auf absolute Erkenntnisse. Im metaphysischen Zustande, der im Grunde nur eine einfache Modification des ersten sei, werden die übernatürlichen Agentien durch abstrakte Kräfte, wahrhaftige Entitäten (personificirte Abstraktionen) ersetzt, die den verschiedenen Wesen in der Welt inhäriren, und als fähig aufgefasst werden, aus sich selbst alle beobachteten Erscheinungen zu erzeugen. Im positiven Zustande, wo der menschliche Geist die Unmöglichkeit erkenne,

*) „*Tandisque la métaphysique*, sagt Littré, *fait l'absolu à l'image du monde intérieur, la science idéale le fait à l'image du monde extérieur.*" *Tome I, préf. p. XXXVII.*

**) Welche wohl bleibt von allen den Philosophien? Ich weiss nicht. — Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn. Vgl. Schiller, Votivtafeln.

Digitized by Google

absolute Begriffe zu erlangen, verzichte er darauf, den Ursprung und die Bestimmung des Universums zu erforschen und die inneren Ursachen der Erscheinungen zu erkennen, um sich lediglich damit abzugeben, durch den combinirten Gebrauch des Verstandes *(raisonnement)* und der Beobachtung, ihre wirklichen Gesetze, d. h. ihre unveränderlichen Beziehungen der Aufeinanderfolge und der Gleichzeitigkeit zu entdecken. Die Erklärung der Thatsachen, reducirt alsdann auf ihre wirklichen Ausdrücke, sei künftig nur noch die Verbindung zwischen den verschiedenen Einzelerscheinungen, und innigen allgemeinen Thatsachen, deren Fortschritte in der Wissenschaft mehr und mehr dahin streben, die Zahl zu vermindern.

Er meint, ein solches Gesetz auszusprechen, reiche schon hin, um in den Augen der Kenner der allgemeinen Geschichte der Wissenschaften etwas Richtiges gesagt zu haben. Nicht eine einzige unter den Wissenschaften gebe es, die nicht aus metaphysischen Abstraktionen zusammengesetzt sei, und gehe man noch zurück in die Vergangenheit, ganz oder gar von theologischen Auffassungen beherrscht sei. Es werde sich sogar*) unglücklicherweise mehr als eine förmliche Gelegenheit bieten, anzuerkennen, dass die vollkommensten Wissenschaften noch heute einige sehr deutliche Spuren jener beiden Urzustände aufbewahren. Er wendet sich an das Individuum und an seine innere Geschichte, um durch eine Parallele mit jenem allgemeinen Umschwung des menschlichen Geistes die Genauigkeit jenes Gesetzes zu beweisen. Endlich zieht er theoretische Betrachtungen herein, um auch seine Nothwendigkeit zu beweisen (S. 12—41). Nachträglich knüpft er an das Fundamentalgesetz an, und resumirt sorgfältig alle auf die gegenwärtige Lage der Gesellschaft bezüglichen Bemerkungen und bemerkt einfach, dass die gegenwärtige Verwirrung in den Geistern *(intelligences)*, in letzter Hinsicht durch die gleichzeitige Anwendung dreier durchaus unverträglicher Philosophien verschuldet werde, der theologischen Philosophie, der metaphysischen, und der positiven. Es sei klar, meint er, dass, wenn die eine jener drei Philosophien in der Wirklichkeit ein allgemeines Uebergewicht erlange, es eine bestimmte sociale Ordnung geben würde, während das Uebel vorzugsweise in der Abwesenheit jeder wahrhaften Organisation besteht. Die gleichzeitige Geltung *(coexistence)* jener drei entgegengesetzten Philosophien hindern absolut jede Verständigung über irgend einen wesentlichen Punkt. Sei also jene Anschauungsweise *(manière de voir)* exact, so handele es sich nur noch darum zu wissen, welche von den dreien durch die Natur der Dinge überwiegen kann und muss; jeder vernünftige Mensch werde, was auch vor der Zergliederung der Frage seine speciellen Meinungen haben sein können, sich anstrengen und zu ihrem Triumphe beitragen müssen.

---

*) Er meint, in verschiedenen Abtheilungen seines Cursus.

Digitized by Google

Gegenwärtig stritten sich noch die theologische Philosophie und die metaphysische um die Aufgabe, die doch über den Kräften Beider zu hoch erhaben sei, die Gesellschaft zu reorganisiren; zwischen ihnen allein bestehe noch in dieser Beziehung der Kampf. Die positive Philosophie habe sich bis heute in den Streit nur in so fern gemischt, um alle beide zu critisiren.

Er muntert dann auf, die grosse geistige Arbeit, zu der Bacon, Descartes und Galilei den Grund gelegt haben, zu ergänzen, und geradezu als System allgemeiner Ideen, welchem jene Philosophie künftighin bestimmt ist das Uebergewicht in der Menschheit zu geben, aufzurichten, und schliesst mit einer Verwahrung. Nämlich, wenn er auch der positiven Philosophie die Absicht beilege, die Gesammtheit der erworbenen Kenntnisse mit Bezug auf verschiedene Ordnungen in den natürlichen Erscheinungen, in ein einziges Ganze gleichartiger Lehre zusammenzufassen, so gehe sein Gedanke doch nicht dahin, beim allgemeinen Studium jener Phänomene sie alle als verschiedene Wirkungen eines einzigen Princips, gleichsam als einem Gesetze unterworfen betrachten zu wollen (S. 43 ff.).

Im Wesentlichen ist damit die Einleitung erledigt, und wir kommen zur zweiten Abhandlung, deren Inhalt der Plan des Cursus ist. Er giebt hier allgemeine Betrachtungen über die Hierarchie der positiven Wissenschaften d. h. über eine vernünftige Classification derselben, um sie der Reihe nach unter dem von ihm festgestellten Gesichtspunkte zu studiren. Er lehnt gleich eingangs eine Kritik seiner Vorgänger (Bacon und d'Alembert) und ihrer encyclopädischen Systeme ab, und beschränkt sich darauf, die Ursache ihrer Fehlerhaftigkeit zu erforschen S. 48 ff. Zuletzt formulirt er sein Princip dahin, dass es darin bestehe, dass die Classification aus dem Studium der zu classificirenden Gegenstände hervorgehen, und durch die reellen Verwandtschaften und die natürliche Verknüpfung, welche sie bieten, bestimmt werden muss, so dass diese Classification selbst der Ausdruck der allgemeinsten Thatsache, offenbart durch die gründliche Vergleichung der in ihr enthaltenen Gegenstände, ist.

Diese Grundregel wendet er auf den vorliegenden Fall an. Man müsse in Gemässheit der zwischen den verschiedenen positiven Wissenschaften wirklich vorhandenen gegenseitigen Abhängigkeit zu ihrer Classification übergehen; und diese Abhängigkeit könne, damit sie wirklich sei, nur aus der Abhängigkeit der entsprechenden Classification hervorgehen.

Nun giebt er sich daran, den eigentlichen Gegenstand der Classification zu umschreiben, und von der Unterscheidung der Arbeiten in speculative und Thaten auszugehen. Das Resultat ist ein doppeltes (S. 60): Erstens, da das menschliche Wissen in seiner Gesammtheit aus speculativen Kenntnissen und aus angewandten besteht, so dürfen wir uns hier nur mit den ersten beschäfti-

Digitized by Google

gen; zweitens, da die theoretischen Kenntnisse oder die sogenannten Wissenschaften sich in allgemeine Wissenschaften und in specielle theilen, so dürfen wir hier nur jene betrachten und müssen uns auf die abstrakte Physik beschränken, was für ein Interesse auch die concrete Physik uns bieten kann.

Obwohl er zwar meint, man könne jetzt zu einer genügenden Classification der Grundwissenschaften kommen, so gelangt er doch erst auf einem weiten Wege, der ihn an allen Wissenschaften fragend vorüberführt, und durch Ermittlung der gegenseitigen Abhängigkeit der verschiedenen wissenschaftlichen Studien mit Hülfe der gegenseitigen Abhängigkeit der entsprechenden Erscheinungen (S. 68 ff.) zu seinem Resultate (S. 75).

Fünf Grundwissenschaften constituiren die positive Philosophie, Astronomie, Physik, Chemie, Physiologie und sociale Physik. Ihre Aufeinanderfolge sei durch eine nothwendige und unveränderliche, von jeder Hypothese unabhängig, auf die einfache Vergleichung der correspondirenden Phänomene begründete Unterordnung bestimmt.

Er skizzirt noch den Commentar der Hauptbetrachtungen, worauf diese Classification beruht (S. 76 ff.), und schliesst nach Erstens (l. l.), Zweitens (S. 77), Drittens (S. 78), Viertens (S. 80), mit einem schon einmal gehörten Refrain (S. 85)*).

Endlich erinnert er sich, der mathematischen Wissenschaft keinen bestimmten Platz in seinem wissenschaftlichen System angewiesen zu haben (S. 85); aber man möge wissen, dass dieser Unterlassung ein Motiv zu Grunde liege, dass sie mithin nicht auf einem Vergessen beruhe. Das Motiv liege in der Bedeutung dieser so umfassenden und so gründlichen Wissenschaft.

Da wir bei dem diesem Bericht zugemessenen Raume kaum einigermassen auf die Idee eingehen könnten, welche der grosse Denker über den eigentlichen allgemeinen Charakter der Mathematik in seiner dritten Vorlesung äussert, so wollen wir uns erlauben, die allgemeinen Resultate der Untersuchung zu anticipiren (S. 86 ff.).

Bei dem jetzigen Stande unserer positiven Kenntnisse sollte man, meinte er, die mathematische Wissenschaft weniger für einen constituirenden Theil der sogen. Naturphilosophie halten, als für das, was sie seit Descartes und Newton sei, für die wahre Grundbasis dieser ganzen Philosophie, oder aber für Beides. Heute bedeute sie weit weniger durch die Kenntnisse, die übrigens sehr reell und sehr kostbar nichtsdestoweniger sind, als dadurch, dass sie das mächtigste Werkzeug hergiebt, das der menschliche Geist bei der Erforschung der natürlichen Erscheinungen gebrauchen kann. Man werde behufs genauen Verständnisses die mathematische

*) „*Tels sont donc les quatre points de vue principaux sous lesquels...*“ *cfr.* S. 43. Ist dieser Refrain nicht Zufall, so ist er Absicht, und dann gilt er als Beweis für die durchgedachte Abgemessenheit.

Digitized by Google

Wissenschaft in zwei grosse Wissenschaften theilen müssen, mit wesentlich verschiedenem Charakter, in die abstrakte Mathematik (Calcul) und in die concrete (allgemeine Geometrie und rationelle Mechanik). Diese gründet sich auf jene, und wird an ihrem Theile direkt die Grundlage für die ganze Naturphilosophie, da sie, soweit es möglich, alle Erscheinungen des Universums als geometrisch oder als mechanisch betrachtet. Nur der abstrakte Theil ist rein instrumental, da er nur eine weitgehende bewundernswerthe Ausdehnung der natürlichen Logik auf eine gewisse Reihenfolge von Deductionen sei. Die Geometrie und die Mechanik müssen dagegen als wahre Naturwissenschaften betrachtet werden, die ebenso wie alle übrigen, sich auf die Beobachtung gründen, obgleich die äusserste Einfachheit ihrer Erscheinungen, einen unendlich vollkommeneren Grad von Systemhaftigkeit *(systématisation)* mitbringen, der bisweilen den experimentellen Charakter ihrer ersten Principien hat erkennen lassen können. Aber diese beiden physischen Wissenschaften haben das Specielle, dass sie in dem gegenwärtigen Zustande des menschlichen Geistes schon viel mehr als Methode, denn als direktes Lehrgebäude gebraucht werden, und es immer mehr noch werden.

Wenn man so die mathematische Wissenschaft an die Spitze der positiven Philosophie setzt, dehne man übrigens die Anwendung desselben Classificationsprincips, das sich auf die successive Abhängigkeit der Wissenschaften als Resultat des Grades der Abstraction von ihren respectiven Erscheinungen gründe, nur noch mehr aus.

Nachdem er so den rationellen Plan, welcher ihn in dem Studium der positiven Philosophie führen soll, wie ein eigenes philosophisches Problem behandelt hat, und sein Resultat durch jene Fünfzahl der Wissenschaften, eingeleitet durch die Mathematik, also durch die Sechszahl auf eine Formel gebracht hat (vgl. S. 88), beginnt er die Entwicklung und Rechtfertigung des grossen synoptischen Tableau's, dem wir im Eingange seines Werkes begegnet sind (s. p. 7).

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Comte: Cours de Philosophie.

(Schluss.)

Wir müssen leider, wie gesagt, die Ergebnisse seines Ideenganges in der Mathematik*), in der Astronomie, der Physik**) und der Chemie***) von unserem Berichte fernhalten, da es schon ohne dies schwer wird, seiner socialen Physik in ihren Hauptresultaten volle Würdigung zu Theil werden zu lassen, und wir uns des Ferneren im Ganzen nur auf einen Bericht einlassen dür-

*) Nur das Wenigste, die Uebersicht des Inhalts, kann hier berücksichtigt werden. Nach einigen philosophischen Betrachtungen über den Kreis des mathematischen Wissens, untersucht er zuerst die Analyse; dann wird der Calcul der Functionen in den Bereich der Betrachtung gezogen. Daran schliessen sich allgemeine Betrachtungen über den Variations- und Differentialcalcül.

Hiermit hat er den Calcül beendigt, und geht zur Geometrie über. Der allgemeinen (analytischen) schickt er die specielle als Einleitung voraus.

Dann folgen drittens philosophische Betrachtungen über die Grundprincipien der rationellen Mechanik, und, nach speciellen Vorlesungen über Statik und Mechanik, noch Betrachtungen über die allgemeinen Theoreme der rationellen Mechanik.

Dies ist der Inhalt des ersten Bandes.

**) Astronomie und Physik sind der Inhalt des zweiten Bandes.

Zuerst, wie oben, philosophische Betrachtungen über den Kreis des astronomischen Wissens. Dann werden Beobachtungsmethoden, geometrische Erscheinungen an den Himmelskörpern, Erdbewegung, Keppler's Gesetze und ihre Anwendung auf das geometrische Studium der Himmelsbewegungen, Newton's Gravitationsgesetz, die Statik des Himmels, die Dynamik des Himmels, zuletzt die siderale Astronomie, sowie die positive Cosmogonie für allgemeine Betrachtungen fruchtbar gemacht.

Die Physik löst die Astronomie ab. Auch hier zuerst philosophische Betrachtungen über den Kreis des physikalischen Wissens. Darauf allgemeine Betrachtungen über Schwere, über physikalische Wärmelehre, über mathematische Wärmelehre, über Akustik, über Optik, über Elektrologie.

Hierin erschöpft sich der Inhalt des zweiten Bandes.

***) Noch müssen wir der ersten Hälfte des dritten Bandes in einer Anmerkung gedenken.

Gleicherweise eröffnet die Vorlesungen über Chemie eine philosophische Betrachtung über den Kreis des chemischen Wissens. Dann folgen allgemeine Betrachtungen über die sogenannte (oder anorganische) Chemie. Eine philosophische Untersuchung beschäftigt sich mit der chemischen Lehre von den Verhältnissen; eine zweite mit der elektro-chemischen Theorie. Den Schluss machen allgemeine Betrachtungen über die organische Chemie.

Digitized by Google

fen, der die Tragweite seiner Ideen nach einer bestimmten Seite ermisst.

Daher beginnen wir hier mit der biologischen Wissenschaft, die er in der vierzigsten Abhandlung beginnt, und von da weiter fortsetzt (Band III, S. 187). Er schickt voraus, dass er die Vorlesung eines Freundes*) über allgemeine und vergleichende Physiologie zu Grunde gelegt habe, worin zum ersten Male für Frankreich das vollständige System der Lebenswissenschaft rationell dargelegt worden sei.

Aus den verschiedenen Betrachtungen**), die diesem Gesichtspunkte untergeordnet sind, sei es mir erlaubt, die vorletzte, welche das allgemeine Studium des eigentlich sogenannten animalischen Lebens zum Gegenstande hat, in unsere Besprechung hereinzuziehen (l. l. S. 483).

Zur Einleitung dienen einige Uebersichten, welche den Zweck haben, den wahrhaften philosophischen Geist zu kennzeichnen, der bei der späteren Bildung der Theorie von der Animalität im positiven Sinne den Vorsitz führen muss. Diese Theorie, die sich wesentlich auf die Correlation der beiden Elementarbegriffe Irritabilität und Sensibilität gründet, was von jeder physischen Eigenthümlichkeit tief verschiedene Eigenschaften sind, entfernt sie für immer jede eitle Erforschung der Ursachen jenes doppelten Princips. Sie wird einzig darin bestehen, alle verschiedenen allgemeinen Erscheinungen, welche zufolge ihrer vorläufigen genauen Analyse damit in Verbindung stehen, unter einander zu vergleichen, um ihre Wirkungsgesetze zu entdecken, d. h. ihre wahren beständigen Beziehungen, sei es der Nachfolge, sei es der Aehnlichkeit. In Nachahmung jeder anderen Theorie wird sie geradezu die Bestimmung haben, dem vernünftigen Verstande die Bethätigungsart eines gegebenen animalischen Organismus, der sich unter bestimmten Umständen befindet, zum Voraus zu zeigen, oder auch, welche animale Disposition aus diesem oder jenem mit Animalität erfüllten Akte, je nach der wissenschaftlichen Grundformel***), gefolgert werden kann. Nun aber muss er in der Folge (S. 497) bekennen, dass die Elementarbegriffe Irritabilität und Sensibilität, wie man sie sich heute gewöhnlich bildet, noch nicht den wahrhaft wissenschaftlichen Charakter, der zuletzt ihrem Wesen zukommen muss, erworben hat. Das gelte besonders in dem Punkte, dass jedes dieser beiden Attribute der Animalität nicht energisch genug an

*) De Blainville's, gehalten 1829—1832 an der *Faculté des sciences* in Paris.

**) Die erste betrifft das *Ensemble de la science biologique l. l. p. 187;* die zweite die *philosophie anatomique, l. l. p. 339;* die dritte die *philosophie biotaxique l. l. p. 373;* die vierte die *Etude générale de la vie végétative ou organique l. l. p. 424;* die fünfte die obige 44ste Leçon (geschrieben am 17—22. December 1837).

***) Vgl. die 40ste Leçon.

Digitized by Google

die ausschliessliche Betrachtung eines correspondirenden Gewebes geknüpft ist. Diese unentbehrliche Bedingung sei bis jetzt seines Wissens im strengen Sinne nur bei de Blainville erfüllt worden.

Wir dürfen uns daher nicht wundern auf den späteren Seiten (S. 498 ff.), von seinem Standpunkte gegen die bis dahin noch übermächtigen Ansichten Bichat's polemisiren zu hören. Er macht diesem Physiologen den Vorwurf, die Irritabilität und Sensibilität, als mehr oder weniger inhärent allen irgend welchen Geweben, ohne irgend eine Unterscheidung von organischen und animalischen darzustellen, während, wie er S. 500 behauptet, dieselben nothwendig zwei bestimmten Geweben inhärent sind, die von dem primordialen Zellengewebe genau abgesondert sind, damit die Besonderheit der anatomischen Begriffe sich genau in Harmonie mit jener finde, welche man, *à si juste titre*, den physiologischen Ideen erhalten will, oder kurz, damit die elementaren Gedanken des Gewebes und der Eigenthümlichkeit nicht aufhören, einander vollkommen zu entsprechen.

Neben dem, dass er die Lehre Bichat's unter diesem fundamentalen Gesichtspunkte wesentlich fehlerhaft nennt, erkennt er an, dass jener Irrthum unvermeidlich war; er kommt unter der Hand sogar anerkennend auf ihn zurück.

Nachdem er die Hauptübersichten verwerthet hat, die geeignet sind die äusserste Unvollkommenheit des Studiums der Animalität um die Mitte der 30er Jahre, was die Erklärung, selbst die elementarste, der wesentlichen Erscheinungen betrifft, ins helle Licht zu setzen, kommt er wegen der Functionen der Irritabilität noch auf die animale Mechanik. Hier findet er wegen Mangels an den einfachsten Begriffen (vgl. l. l. S. 507) ein Feld zu einladenden Studien.

Die Analyse der verschiedenen wesentlichen Erscheinungen der Sensibilität findet er noch weniger vorgerückt, als die Analyse bei der Irritabilität. Der erste der drei unentbehrlichen Bestandtheile einer Erscheinung der Sensation ist der direkte Eindruck des äusseren Agens auf die Nervenextremitäten mit Hülfe eines mehr oder weniger speciellen physischen Apparats. Dieser direkte Eindruck gibt Anlass zu philosophischen Bemerkungen, die denjenigen wesentlich analog sind, die kurz vorher in Rücksicht auf die Bewegungen angedeutet worden. Unter dieser Beziehung ist die Theorie der Sensationen nothwendig den correspondirenden physischen Gesetzen untergeordnet, wie sich das besonders bei den Theorien des Gesichts und des Gehörs, verglichen mit der Optik und der Akustik zeigt, was nämlich die wahre Bethätigungsart, wie sie dem ocularen oder auricularen *(auditif)* Apparat eigen, angeht. l. l. S. 512 ff.

Das einzig wissenschaftlich Zuverlässige, ein Ergebniss der vergleichenden Anatomie, weniger der Physiologie, ist die Classifikation der Sinne, nach ihrer zunehmenden Specialität, wenn man

Digitized by Google

mit dem Tastsinn anfängt, und stufenweise weitergeht. Dies nennt A. Comte den *Ordre fondamental, suivant lequel les diverses espèces de sensations doivent être étudiées.* l. l. S. 515. In diesen Zusammenhang weist er auch die geistvolle Unterscheidung von passivem und aktivem Zustande jedes Specialsinnes hinein. Er hält es mit gewissen Physiologen bei dem Gefühl für ein Bedürfniss, die Analyse der eigentlich sogenannten Sensationen durch den allgemeinen Gang der geistigen Beschäftigungen zu ergänzen. Das sind die inneren Sensationen, die sich auf die Befriedigung verschiedener wesentlicher Bedürfnisse beziehen. Im pathologischen Zustande führt man darauf die verschiedenen Schmerzen zurück, die durch irgend eine Veränderung verursacht sind.

Eine solche Anordnung constituirt den natürlichen Uebergang zwischen dem Studium der Sensationen und dem der affectiven oder geistigen Verrichtungen, die ausschliesslich sich auf die innere Sensibilität beziehen. Comte reducirt die Vervollkommnung des Studiums der Sensationen, die Vervollkommnung im positiven Sinne darauf, mit stets gesteigerter Genauigkeit die Grundübereinstimmung zwischen der anatomischen Analyse und der physiologischen zu entwickeln.

Nach dem rationellen Studium der animalen Functionen in jeder der beiden allgemeinen Stufen *(ordres)* kommen noch als Ergänzung der elementaren Theorie der Animalität die wesentlichen auf die Bethätigungsart bezüglichen Begriffe in Betracht, welche den Erscheinungen der Irritabilität und Sensibilität gemeinsam sind.

Die Untersuchung des Schlafes, dessen Zustand in der gleichzeitigen Suspension der hauptsächlichen Irritabilitäts- und Sensibilitätsakte besteht, der übrigens verschiedene Grade bis zum Torpor des Winterschlafs bei den Thieren durchlaufen kann, führt zur Theorie der Intermittenz (l. l. S. 521). Man kommt von da, wie er sagt, auf natürlichem Wege zur Theorie der Gewohnheit, als einer Art nothwendigen Anhangs dazu (l. l. S. 523). Zuletzt restirt noch, das allgemeine Studium der Vergesellschaftung der animalen Functionen in seinen Hauptzügen anzudeuten (l. l. S. 526), zu welchem Ende er (mit Barthy) Sympathie und Synergie als zwei Arten vitaler Association auseinanderhält.

Es bleibt hier dahingestellt, um wie vieles die 60er Jahre es hier weiter gebracht haben, als die damaligen Physiologen. Comte hat nur übersichtliche Betrachtung für damals geben wollen, um auf eine dem Geiste dieser Abhandlung conforme Art den allgemeinen Zustand der sogenannten animalen Physiologie zu charakterisiren, und ihn auf die wesentlichsten Elemente zurückzuführen.

Die letzte Abhandlung des dritten Bandes und zugleich des biologischen Abschnittes hat das positive Studium der intellektuellen und moralischen, oder der Cerebralfunctionen zum Inhalt. (S. 531 ff.)*)

*) Geschrieben vom 24—31. Dec. 1837.

Digitized by Google

Er hält sich diesseits Descartes' und seiner beabsichtigten Reform der Philosophie. Indem er diese grosse Epoche zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen nimmt, unterwirft er den Standpunkt Descartes' einer Kritik, die ihm nichts übrig lässt, nicht mal die Ehre, einen Fortschritt begründet zu haben. *„Son impulsion réformatrice s'arrête brusquement en arrivant aux fonctions affectives et intellectuelles .....“* S. 531. Man muss das unter dem physiologischen Gesichtspunkte verstehen. Uebrigens wundere man sich nicht, dass jene primitive Lage der Philosophie, wie sie Descartes geschaffen, und Malebranche interpretirt hatte, trotz der immensen Fortschritte auf anderen Gebieten, die stufenweise die unvermeidliche allgemeine Umwandlung vorbereiteten, sich unverändert gleich blieb. Die Schule Boerhave's, welche in physiologischer Beziehung die Entwicklung des Cartesianischen Grundgedankens zu Fall gebracht, habe ausserhalb des Systems denselben zu respectiren fortgefahren. Das sei der Grund gewesen, warum das Studium der intellektuellen und moralischen Erscheinungen nicht von der Stelle kam! Er vindicirt Gall das Verdienst, zuerst dem Cartesischen Platonismus seine wirkliche Berechtigung in diesem letzten Rest seines alten Gebietes bestritten zu haben. Erst seitdem hat sich die moderne Wissenschaft hinreichend vorbereitet gefühlt, *„pour passer, à cet égard, comme elle l'avait déjà fait à tous les autres plus simples, de l'état critique à l'état organique, en s'efforçant, à son tour, de traiter à sa manière la théorie générale des plus hautes fonctions vitales.“ cfr. l. l.* S. 533.

Von da ab war es nicht mehr nöthig, speciell die nothwendige Ohnmacht der metaphysischen Methode für das reelle Studium der intellektuellen und moralischen Erscheinungen, sowie die unentbehrliche Verpflichtung zu erörtern, die positive Methode in angemessener Weise darauf zu übertragen. l. l. S. 536. Er charakterisirt den fundamentalsten allen verschiedenen psychologischen ideologischen Lehrsystemen gemeinsamen Fehler, er kennt die deutsche und die schottische Schule. l. l. S. 552. Endlich analysirt er den grossen Versuch Gall's, zu dem Zwecke, um den Mangel der phrenologischen Physiologie seiner Zeit zu begreifen. l. l. S. 554. Er verweilt bei diesem Thema verhältnissmässig lang, verhehlt sich, S. 563, nicht die schweren und zahlreichen Unannehmlichkeiten, die mit einer Localisation verbunden sind, aber sie gefällt ihm. Einen Einwurf, die Irresistibilität, hält er einer summarischen Prüfung für werth. l. l. S. 563. Endlich begegnet er noch einem, den einsichtsvolle Kritiker gegen die ganze Lehre Gall's erhoben haben, und der schwerer wegzubringen ist, der eigentlichen, augenscheinlich gewagten, und in vieler Hinsicht sogar irrthümlichen Localisirung. l. l. S. 567. Er sucht denselben durch die Erinnerung zu entkräften, dass Gall sich nur des allgemeinen Rechtes der Naturforscher zur Aufstellung von wissenschaftlichen Hypothesen bedient und nicht von phantastischen Flüssigkeiten, die sich

Digitized by Google

jeder Erörterung entziehen, sondern von sehr greifbaren Organen gesprochen u. s. w.

Nach dieser Würdigung des wahren philosophischen Charakters der Cerebralphilosophie deutet er kurz noch die verschiedenen unentbehrlichen Vervollkommnungen an, welche ihre Feststellung mit so viel Dringlichkeit erheischt, nämlich erstens eine gründliche und sachverständige Berichtigung der Organe und der Fähigkeiten in allen Fällen, l. l. S. 571, zweitens eine rein psychologische Analyse der verschiedenen elementaren Fähigkeiten, l. l. S. 573. Der allgemeinen und unmittelbaren Beobachtung des Menschen und der Gesellschaft sollte man eine sachverständige physiologische Würdigung der hervorragendsten individuellen Fälle aus der Vergangenheit hinzufügen. l. l. S. 576. Darnach solle also die phrenologische Analyse umgearbeitet werden. Er erwartet, dass bei der schwierigen Ausführung dieser grossen wissenschaftlichen Arbeit die Phrenologisten sich unterstützen werden. Er erinnert noch einmal an die Wichtigkeit der beiden Gebiete von allgemeinen auf die Bethätigungsart bezüglichen Begriffen, und gibt seinerseits Beiträge der Orientirung. l. l. S. 582.

In der ganzen Abhandlung ist es immer wieder Gall, und allenfalls sein Vorläufer Cabanis, auf den er zurückkommt.*) Gall's Verdienst besteht darin, ein Lehrsystem gehabt zu haben.

Mit der Biologie hat das Werk Comte's einen grossen Abschluss erreicht: *„L'analyse fondamentale du système de la philosophie naturelle se trouve ainsi enfin suffisamment opérée dans ce volume et dans les deux précédents, depuis la philosophie mathématique, qui en constitue la première base générale, jusqu'à la philosophie biologique, qui le termine nécessairement.“* .....**)

Wir erlassen dem genialen Denker hier die Ausdrücke der Bescheidenheit, womit er auf die angebliche Unvollständigkeit dieser grossen Abtheilung in seinem Werke zurückblickt, und wenden uns zu dem folgenden Bande, der mit seinen Wurzeln in der biologischen Wissenschaft haftet, zu der *Physique sociale*.

Zwei Bände sind ihr von Comte eingeräumt, wovon der erstere den dogmatischen Theil derselben behandelt, der folgende den historischen Theil. Vorab muss uns jener in seinen Hauptbetrachtungen am meisten interessiren, ja überhaupt gilt dieser Band, der vierte in der Reihe, uns für den wichtigsten und zwar in der zweiten Hälfte.

Nämlich nach einem Avertissement wird der Band mit einer Vorlesung eröffnet, die einleitende politische Betrachtungen über

*) Von Lavater ist in einer sehr späten und kurzen Anmerkung die Rede. S. 585. L. habe nur durch seine Beiträge ein Verdienst um die Lehre.

**) Ein Mitarbeiter der Zeitschrift *La philosophie positive*, Ch. Robin möchte für heute den Standpunkt des Positivismus in den biologischen Fragen wiedergeben *cfr. Philos. posit. p. 78—102, 212—233, 396—413.*

Digitized by Google

das Bedürfniss und die Zeitgemässheit der socialen Physik nach der fundamentalen Zergliederung des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes zum Inhalt hat. Wir glauben unterlassen zu sollen, von diesen hier eingehende Kenntniss zu geben. Gleichfalls glauben wir von der folgenden Vorlesung absehen zu können: Summarische Würdigung der für die Constituirung der Gesellschaftswissenschaft bisher unternommenen philosophischen Hauptversuche (Bd. IV. S. 166). Noch einer dritten Vorlesung begegnen wir, die beweist, wie gross der Preis ist, um den wir zu seiner eigentlichen Behandlung durchdringen dürfen. Aber diese dritte Vorlesung kann jedoch dem Anspruch nicht entgehen, in das Licht der Erörterung gerückt zu werden.

Der Verf. hat dem langen Weg bis zu seiner eigentlichen Wissenschaft selbst ein Wort am Schlusse der erstbezeichneten Vorlesung geliehen (vgl. l. l. S. 163), ohne sich jedoch des allgemeinen Studiums der Erscheinungen der socialen Physik zu begeben, da er eben den einzigen intellektuellen Ehrgeiz hat, die wahren Naturgesetze für eine letzte Reihe von Erscheinungen zu entdecken, die noch nicht in dieser Weise untersucht ist. *Sans la prépondérance, désormais continue, d'une telle intention, notre opération philosophique avorterait nécessairement.*

Nichtsdestoweniger hat er auf die zweite unter den obenbezeichneten Vorlesungen nicht verzichten können (vgl. l. l. S. 165). Sie beschäftigt sich in der ersten Hälfte mit Montesquieu (S. 178), und Condorcet (S. 185), und ihren grossen wegbahnenden Arbeiten, dem *Esprit des lois* und der *Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain*, eine *Equisse*, an deren Vorbereitung Condorcet's berühmter Freund, der weise Türgot nach Comte einen grossen Antheil gehabt hat. Montesquieu und Condorcet müssen trotz ihrer unwiderlegbaren Frühreife als die wahren Vorläufer betrachtet werden, die zum Aufbau einer Socialwissenschaft im positiven Sinne zuletzt führen können. Den Rest der Vorlesung nehmen einige philosophische Reflexionen über die Natur und den Gegenstand dessen ein, was man politische Oekonomie nennt (S. 193), wodurch das dringende Bedürfniss und die Zeitgemässheit der grossen philosophischen Schöpfung bestätigt werden soll (vgl. l. l. S. 207).

Die dritte Vorlesung steht in einer unmittelbareren Beziehung zur letzteren, und verdient es einige Bemerkungen, die über ihr Material orientiren. Er beginnt damit, dass er behauptet und begründet, in der Sociologie könne die positive Methode dem Wesen nach erst gewürdigt werden nach *(d'après)* der rationellen Betrachtung ihrer Hauptanwendungen, nach Massgabe ihrer gradweisen Vollständigkeit l. l. S. 210. Wie ein aufmerksames Studium der nächsten hundert Seiten dieses Bandes zeigt, ringt er nach einem leitenden Gesichtspunkte für die Ermittlung der sociologischen Gesetze. Er vermochte sie bei dem Zustande der gleich-

Digitized by Google

zeitigen socialen Wissenschaft nicht herauszuscheiden (vgl. S. 212); es war nöthig, die noch combinirten Eigenthümlichkeiten zu trennen, und zwischen dem statischen Zustande und dem dynamischen zu unterscheiden. l. l. S. 230. Diese Unterscheidung darf aber nicht des Hinblicks auf eine exakte systematische Nebenordnung ermangeln. Diese elementare Decomposition oder wissenschaftliche Dualismus, wie er die Unterscheidung jener beiden Zustände nennt, S. 232, entspricht im politischen Sinne dem Doppelbegriff Ordnung und Fortschritt, den man künftighin als in das allgemeine Gebiet der öffentlichen Vernunft gehörig *(introduite)* betrachten kann. Denn, sagt er, augenscheinlich muss das statische Studium des socialen Organismus im Grunde mit der positiven Theorie der Ordnung zusammenfallen, welche wesentlich nur in einer vollständigen und dauernden Harmonie zwischen den verschiedenen Existenzbedingungen der menschlichen Gesellschaft bestehen kann. Noch deutlicher *(plus sensiblement)* constituirt das dynamische Studium des collectiven Lebens in der Menschheit nothwendig die positive Theorie des socialen Fortschritts, welcher jeden eitlen Gedanken an absolute und unbegrenzte Vollkommenheit entfernt und natürlicherweise sich auf den einfachen Begriff einer fundamentalen Entwicklung reduciren muss.

Diese doppelte Verwandtschaft hält er für hervorragend geeignet, die allgemeine und ununterbrochene Uebereinstimmung zwischen der Wissenschaft und ihrer Anwendung zu offenbaren. Die wahrhaften Staatsmänner werden so unparteiisch würdigen können, ob es sich um eine eitle intellektuelle Uebung oder um philosophische Principien handle, die wirklich fähig seien, endlich wirksam in das gegenwärtige politische Leben einzudringen. Jene nothwendige Uebereinstimmung werde aber zuletzt als wesentlich analog der allgemeinen Harmonie erscheinen, die künftighin einmüthig als Princip wenn auch noch unvollkommen ausgeführt zwischen der biologischen Wissenschaft und dem System der Künste, die sich darauf beziehen, besonders der ärztlichen Kunst zugelassen sein werde.

Nach dieser Grundauffassung sucht er die Gesammtheit der statischen Gesetze des socialen Organismus, d. h. das ihnen eigene wahre philosophische Princip direkt in dem allgemeinen Begriffe von jener unumgänglichen universellen Uebereinstimmung *(consensus)*, welche die Erscheinungen an lebenden Körpern charakterisirt, und die das sociale Leben nothwendig im höchsten Grade offenbarte (S. 234). Dem Begriffe *consensus fondamental* sind die nächsten zehn bis zwanzig Seiten eingeräumt. Als wesentliche Bestimmung desselben erscheint (vgl. S. 254), eine der Haupteigenthümlichkeiten der sociologischen Methode zu bestimmen, nämlich die Pflicht, immer die verschiedenen socialen Aspekte gleichzeitig zu betrachten, *de considérer toujours simultanément les divers aspects sociaux, soit en statique sociale, soit, par suite, en dynamique.*

Digitized by Google

Er warnt vor der Scheidung zwischen statischem Zustande und dynamischem; so augenscheinlich vernünftig diese Auseinanderhaltung aussehe, so enthalte sie doch eine Gefahr, die man nicht heraufbeschwören dürfe, und die darin bestehe, eine unfruchtbare Aufschichtung von irrationellen Specialerörterungen zu erhalten, die weit eher das Zustandekommen der wahren politischen Philosophie gründlich hindern, als ihr nützliche Materialien verschaffen würden.

Unbestritten können nur Gesammtauffassung und Gesammtstudien heute zum direkten Zustandekommen der positiven Sociologie, sei es der statischen, sei es der dynamischen beitragen.

Nachdem er einleitungsweise sich über den Charakter des Geistes, der der statischen Sociologie eigen ist, genug ausgesprochen zu haben glaubt, kommt er (S. 261) zu der philosophischen Auffassung, die bei dem dynamischen Studium der menschlichen Gesellschaften den Vorsitz führen soll, welches unmittelbar den Hauptinhalt seiner ausführlichen Arbeit constituirt, da ihm bekannt ist, dass dieser zweite Gegenstand weniger der Nachlese bedarf, so würden weniger ausgedehnte Entwicklungen genügen können, zumal die vorausgegangenen Erklärungen die grossen Schwierigkeiten vereinfacht haben werden, gemäss der Verbindung, die vernünftigerweise zwischen der Theorie der Existenz und der der Bewegung, oder, unter dem rein politischen Gesichtspunkte, zwischen den Gesetzen der Ordnung und denen des Fortschritts vorhanden sein muss.

Constituirt nun die statische Auffassung des socialen Organismus die erste rationelle Basis der ganzen Sociologie, so ist die dynamische ihr interessantester Theil, der zugleich ihr ihr philosophisches Gepräge gibt, indem er dem Begriff Einfluss verschafft, der am meisten die sogen. Sociologie von der einfachen Biologie unterscheidet, dem Begriffe oder der Mutteridee: beständiger Fortschritt oder vielmehr stufenweise Entwickelung der Menschheit! Der wahrhafte allgemeine Geist der dynamischen Sociologie besteht darin, jeden jener aufeinanderfolgenden socialen Zustände als das Resultat des vorhergehenden und als den unentbehrlichen Beweger des folgenden aufzufassen, nach dem geistvollen Axiome des grossen Leibnitz: *Le présent est gros de l'avenir.* Seitdem habe die Wissenschaft zum Inhalt, die constanten Gesetze zu entdecken, welche diese Continuität regieren, und deren Ganzes die fundamentalen Gänge der menschlichen Entwicklung bestimmt.

Kurz, die sociale Dynamik studirt die Gesetze der Aufeinanderfolge, während die sociale Statik die der Coexistenz erforscht, so dass die allgemeine Anwendung der ersten eigentlich die ist, der praktischen Politik die wahre Theorie des Fortschrittes zu liefern, während die zweite die der Ordnung bildet.

Eine solche Definition, und daran geknüpfte verschiedene Erklärungen genügen, um klar festzustellen, dass die ununterbrochene Entwicklung der Menschheit als eine wahre stufenweise Vervollkommnung innerhalb schicklicher Grenzen betrachtet werden kann

Digitized by Google

(vgl. S. 278). Es handelt sich nur noch um das Princip der allgemeinen Grenzen, irgendwelcher politischen Bethätigung (vgl. S. 281), dessen rationeller Begriff heutiges Tags unmittelbar den idealen, absoluten und unbegrenzten Geist verscheuchen muss, der, unter dem überwiegenden Einfluss der metaphysischen Philosophie noch gewöhnlich das System der socialen Speculationen beherrscht. Das wirkliche Vorhandensein nothwendiger Grenzen, die der politischen Bethätignng durch die Gesammtheit der socialen Einflüsse auferlegt werden, soll nicht erst bewiesen, sondern das Princip derselben formulirt werden. Das gesuchte Princip ist die Modificirbarkeit der socialen Erscheinungen.

Obwohl wir zur nächsten Vorlesung übergehen sollten, will ich noch einige orientirende Bemerkungen aus der gegenwärtigen herausziehen. Drei Fundamentalmodi sind es, welche, in der Sociologie sowohl, wie in der Biologie, die wissenschaftlichen Forschungen concurrirend anwendet, Beobachtung, Experiment, vergleichende Methode (vgl. S. 295), deren Tragweite und Charakter Comte noch in dieser Vorlesung summarisch würdigt (S. 296 ff. S. 307 ff. S. 312 ff.). Als specielle Form der dritten gilt die Methode, die in einer rationellen Annäherung der verschiedenen coexistirenden Zustände der menschlichen Gesellschaft auf verschiedenen Theilen der Erdoberfläche besteht, die man besonders bei vollkommen von einander unabhängigen Bevölkerungen betrachtet. Nichts ist geeigneter, als ein solches Verfahren, genau die verschiedenen wesentlichen Phasen der menschlichen Entwicklung *(évolution)* zu charakterisiren, die seitdem fähig waren, gleichzeitig studirt zu werden, so dass dabei ihre überwiegenden Attribute hervortraten (S. 316 ff.) Indem Comte den Hauptformen der comparativen Methode in der successiven Reihenfolge ihrer zunehmenden Bedeutung folgt, kommt er zuletzt zu der Seite, welche als historische Methode bekannt ist (S. 322 ff.). Endlich kommt er noch auf eine neue vergleichende Methode, deren wesentlichen Geist er in dem vernünftigen Gebrauch der socialen Reihen sucht d. h. in der successiven Würdigung der verschiedenen Zustände der Menschheit, welche die ununterbrochene Zunahme jeder beliebigen Disposition (physischen, intellektuellen, moralischen oder politischen) in Verbindung mit der unendlichen Abnahme der entgegengesetzten Disposition, in Gemässheit der Gesammtheit der historischen Thatsachen zeigt (S. 328 ff.).

Hiermit befindet er sich am Schluss der Betrachtung über den allgemeinen für die wahre Natur der sociologischen Forschungen am Besten geeigneten Forschungsmodus. In vielen wesentlichen Punkten findet er ihn in der zoologischen Vergleichung beim Studium des individuellen Lebens äquivalent. Die sociale Reihe, wenn sie schriftlich festgestellt ist, kann weder weniger reell, noch weniger nützlich als die animale Reihe sein (S. 324 ff.).

Digitized by Google

Die nächstfolgende, nicht so umfangreiche Vorlesung über die nothwendigen Beziehungen zwischen der socialen Physik und den übrigen Fundamentalzweigen der positiven Philosophie trennt uns von dem Hauptgegenstand des gegenwärtigen vierten Bandes noch um einige 50 Seiten (S. 337 ff.).

Er hält die Betrachtung dieser Beziehungen für eine Garantie, dass die sociale Wissenschaft nicht isolirt behandelt werde, und für eine fernere, dass die wesentlichen Bedingungen der Positivität hinreichend erfüllt werden könnten. Diese Einordnung der socialen Physik in den Kreis der übrigen Fundamentalwissenschaften *(La subordonnance de la physique sociale envers l'ensemble etc.)* resultirt aus dem Rang, welche seine Hierarchie nothwendig den socialen Erscheinungen nach allen übrigen hauptsächlichen Kategorien von Naturerscheinungen, vermöge der höheren Verknüpfung, der vollständigeren Specialität, und der direkteren Personalität, welche sie sogar von den höchsten Erscheinungen des individuellen Lebens unterscheiden, anweist. Jene Einordnung begründet als solche ein Princip, das, in Bezug auf die Biologie z. B. (vgl. S. 341) Niemand unter denjenigen verkennen wird, welche, bei der wirklichen Anwendung, darauf keinen wesentlichen Bezug nehmen (S. 341—379). Vermöge jenes wahrhaft fundamentalen Princips, trachtet die neue politische Philosophie, indem sie die beiden philosophischen Bedeutungen des Wortes nothwendig einander nähert, darnach, unaufhörlich das als unvermeidlich *(inévitable)* darzustellen, welches sich zuerst als unentbehrlich *(indispensable)* und umgekehrt offenbart (S. 351). Durch die Einordnung in den Kreis der biologischen Philosophie findet sich die Sociologie sofort an das ganze System der unorganischen Philosophie geknüpft, wie er dieses (von S. 352 ab) in einer Uebersicht darlegt.

Zuletzt betrachtet er diese Philosophie auch in Bezug auf die Methode, und zeigt er die *indispensable nécessité logique de se préparer convenablement aux saines études sociales en apprenant à connaître la méthode positive fondamentale dans ses applications réelles les mieux caractérisées.*

Er weist schon auf die hohe wissenschaftliche Erneuerung hin, welche durch den allgemeinen Einfluss der Sociologie auf das System der übrigen Fundamentalwissenschaften später erfolgen wird, und deren Erforschung der Schluss des gegenwärtigen Bandes gewidmet sein wird. Hier beschränkt er sich für den Schluss der Vorlesung auf die speciellere Würdigung der unmittelbaren Rückwirkung der Sociologie auf die ganze übrige Naturphilosophie, vermöge hauptsächlicher Eigenthümlichkeiten, sei es wissenschaftlicher, sei es logischer (S. 371 ff.), und vindicirt schliesslich der historischen Methode die Bestimmung, künftighin den systematischen Gebrauch aller übrigen wissenschaftlichen Methoden zu beherrschen, und denselben eine volle Vernünftigkeit zu verschaffen, die ihnen wesentlich noch fehlt (S. 377 ff.).

Digitized by Google

Wir kommen jetzt zu einer Vorlesung, die zugleich als der Abriss der socialen Statik selbst gelten kann, und die einleitende Betrachtungen über sie enthält, oder, wie auch die Ueberschrift lautet: Allgemeine Theorie der spontanen Ordnung in den menschlichen Gesellschaften. Ich bedaure auf eine nähere Zergliederung verzichten zu müssen, die jedenfalls einen Umfang beanspruchen müsste, der über den Rahmen eines einfachen Berichts hinausgehen würde. Ebenso wenig, wie dieser Vorlesung, denke ich der folgenden eingehende Aufmerksamkeit zu schenken. Ich kann sie aus denselben Gründen nur durch ihre Ueberschrift in den Brennraum des allerdings wohlberechtigten Interesses rücken. Sie lautet: Fundamentalgesetze der socialen Dynamik oder allgemeine Theorie des natürlichen Fortschritts der Menschheit. S. 442 ff.

Der **fünfte** Band enthält den historischen Theil der socialen Philosophie, und zwar in der ganzen Ausdehnung seiner Materialien dargelegt in vier Vorlesungen, von denen die erste in allgemeinen Betrachtungen über den theologischen Urzustand der Menschheit aufgeht. Sie behandelt speciell das Zeitalter des Fetischismus.

Die zweite Vorlesung ergeht sich in einer allgemeinen Würdigung des theologischen Hauptzustandes der Menschheit und behandelt speciell das Zeitalter des Polytheismus.

Mit der dritten Vorlesung kommen wir zum letzten theologischen Entwicklungsstadium der Menschheit, zum Zeitalter des Monotheismus.

In einer vierten schliesst der Band mit einer allgemeinen Würdigung des metaphysischen Zustandes der modernen Gesellschaften. Hiermit bleiben wir bei der kritischen Epoche oder dem revolutionären Uebergangszeitalter stehen. Zunehmende Zersetzung des Kreises des theologischen und militärischen Leitung ist ihr Charakter.

Natürlich kann diese oder jene Ueberschrift nicht genügen, um eine auch nur ungefähre Vorstellung von der hohen Art der Behandlung des gegebenen Thema's zu geben, und ich muss hoffen, dass wenn die vorausgehenden Seiten dieses Berichts ihrerseits zu Erwartungen berechtigen, ich hier nicht ohne begründete Ueberzeugung zur Beschäftigung mit diesem wichtigen Bande einlade.

Die historische Würdigung der einzelnen Zeitalter hat wesentlich nur den Zweck, die Wirklichkeit und Fruchtbarkeit der in der letzten Vorlesung des vierten Bandes geradezu festgestelsten Theorie, durch eine breit angelegte und entscheidende Anwendung zu charakterisiren. Sie knüpft also an die sociale Dogmatik an, und ist dadurch dieser fünfte Band eine Fortsetzung des vierten.

Die Ausführung dieser Anwendung d. h. jener historischen Würdigung ist, damit nicht der philosophische Gesichtspunkt unter dem geschichtlichen, an gewisse Bedingungen geknüpft, mit deren

Digitized by Google

Erörterungen sich die ersten Seiten dieses fünften Bandes befassen (S. 6—22). Man muss die Vorsicht bewundern, womit er eine Epoche nach der anderen jedes Mal definirt (vgl. S. 23), indem er einerseits auf den Charakter achtet, der jeder folgenden Phase eigen ist, sodann darauf, ihre Sohnschaft *(sa filiation)* gegenüber der vorhergehenden, sowie ihre nicht weniger unvermeidliche Tendenz zu constatiren, stufenweise die folgende vorzubereiten, und so allmählich die positive Verkettung zu verwirklichen.

Die drei ersten Vorlesungen sind von Comte im Jahr 1840 geschrieben, die letzte im Jahre darauf.

Nun kommt der **sechste** Band. Eine sehr lange persönliche *Préface* leitet ihn ein. Sie erklärt sich über die Motive, welche das verzögerte Erscheinen dieses Bandes damals*) erklären sollten.

Ich darf nicht wagen, über die allgemeine Angabe hinauszugehen, welche diesem Bande im Zusammenhange des Comte'schen Systems seine Stelle anweist, um noch Raum für ein Paar allgemeinere Bemerkungen zu haben.

Dieser sechste Band enthält in seinen fünf umfangreichen Vorlesungen, aus denen es sich den Lesern dieses Berichts gegenüber allenfalls lohnen würde die letzte im Auszuge anzudeuten, Ergänzungen zur socialen Philosophie, so dass also die drei letzten Bände einen continuirlichen Zusammenhang bilden.

Die bewusste letzte Vorlesung begegnet sich in ihren Ideen, dem Endzwecke der positiven Philosophie betreffend, ungefähr mit der Absicht unserer allgemeineren und allgemeinsten letzten Bemerkungen. Um einen Bericht von den allgemeinen Schlüssen zu geben, welche diese kurze Vorlesung formulirt, will ich ihren Eingang hieher setzen: Keine der früheren Revolutionen in der Menschheit, so beginnt Comte (auf S. 723), selbst die grösste von allen, die den Uebergang vom polytheistischen Organismus des Alterthums zur monotheistischen Regierung des Mittelalters entschied, hat so tief den Kreis der menschlichen Existenz, der individuellen und der socialen zugleich verändern können, als es in einer nahen Zukunft der nothwendige Sieg *(avénement)* des vollkommen positiven Zustandes wird thun müssen, worin, wie wir erkannt haben, der einzig mögliche Ausgang der ungeheuren Schlusscrise besteht, die seit einem halben Jahrhundert die civilisirten Völker so tief *(intimement)* aufregt.«

Die bisherigen Seiten dieses Artikels sind lediglich ein unabhängiger Bericht über den *Cours de philosophie.* Ich glaube aber nicht das Vorurtheil begünstigen zu dürfen, als gebe ich allen in jenen Bänden vorgetragenen Erkenntnissen meine Zustimmung. Z. B. den phrenologischen Thatsachen, wo mir der Positivismus auf den Kopf gestellt zu sein scheint. — Weiterhin ist anlässlich der Psychologie nicht zu erkennen, welches Recht den Seelenkräften

*) Nach zwölf Jahren (1842).

Digitized by Google

innewohnt, die er annimmt, ohne ihre Herkunft zu begründen. In dieser Beziehung wird die Schule Comte's gegen Herrn Tiberghien einen schweren Stand haben, der auch die freie Forschung für sich hat.*)

In seiner Entdeckung und Begründung der Zeitalter finde ich nur theilweise d. h. nur in Bezug auf die Succession von Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus, eine Förderung des Wissens um die Geschichte; hingegen muss ich des Ferneren eine Hemmung darin bedauern, dass er das Werden in der Gegenwart (kritisches Zeitalter, positive Philosophie) schon für etwas Gewordenes, mithin positiv Gegebenes nimmt. Da vielmehr das Ergebniss des Kriticismus noch nicht erkennbar, wird die letztgenannte positive Philosophie den Anspruch, als vierte Stufe (Zeitalter) sich den drei genannten anzuschliessen, noch nicht haben. Gar das gegenwärtige kritische Zeitalter für eine selbstständig geltende Stufe anzusehen, ist vollends ein schwerer logischer Fehlgriff.

Die Probe der Ueberstürzung in dem Glauben an die Reife seiner Erkenntnisse gab A. Comte durch seinen Schritt zur Gründung einer neuen Religion.**)

Seine vier und achtzig Feiertage sowie seine neun Sacramente***), seine minutiösen Vorschriften, dazu die Ambition bei ihm selbst, die religiöse Spitze der Franzosen zu bilden, und v. A., Alles das *„throws,* wie J. St. Mill sagt, *an irresistible air of ridicule over the whole subject.“ (l. l. p. 153.)*

Die näheren Erörterungen muss ich mir hier versagen, da sie über den Zweck meines gegenwärtigen Berichts hinausgeht. Ich verweise daher kurz auf Th. Stuart Mill's Monographie über A. Comte und seinen Positivismus.†) Obwohl Engländer, der sich über eine Religion entsetzen sollte, die keinen Gott kennt, hat er, weil sie doch eine Religion ist, die in dem Leben für den Mitmenschen aufgeht, doch die innere Berechtigung dieser Stiftung nicht beanstanden mögen. Er sieht, sie hat ein Credo, und ein Gefühl, das mächtig genug ist, diesen Glauben zur That zu machen.

Auf diesem Standpunkt steht freilich der Bischof Düpanloup von Orleans nicht. So wenig ich mit vielen sonstigen Ansichten

---

*) *Tiberghien, Discours de l'ouverture. Bruxelles 1867. p. 9ff.*

**) Dieser Schritt wird den Tiefblickenden nicht über die positivste aller Erkenntnisse täuschen, dass Wissenschaft und Religion stets für alle Zukunft so unterschieden bleiben werden, wie Sprache und Gefühl unterschieden sind.

***) Z. B. Geburt, Erziehung, Heirath (zweite Heirath gilt für nicht moralisch), Standeswahl u. s. w. Transformation (oder Tod) = Uebergang aus dem objektiven in das subjektive Dasein, zuletzt Todtengericht, sieben Jahre nach dem Tode, von der Priesterschaft der H.-Religion abgehalten.

†) *Auguste Comte and Positivism* (London 1865). Die Seiten 1—124 sind der wörtliche Abdruck seines Artikels: *The Positive Philosophy of Auguste Comte* in der Westminster Review 1865. S. 339—405). Wir meinen den Anhang über *The later speculations of Aug. Comte,* S. 125 ff.

Digitized by Google

jenes gelehrten Prälaten und Akademikers sympathisire, so kann ich doch den Ausstellungen, die er an dem Cultus der positiven Religion macht, ihre Berechtigung nicht versagen. Ich kann dies um so weniger thun, als J. St. Mill von seinem Standpunkt genau so urtheilt. Dieses Mal glaube ich des Letzteren Urtheil mir aneignen zu müssen, weil ich dem Vorwurf vorbeugen muss, als ob ich in dem Priester der christlichen Religionspraxis die competente Auctorität in Sachen anrufe, die zugleich vor das Forum der Wissenschaft gehören; es hätte sonst A. Comte durchaus Theologe sein müssen. Freilich ereifert sich Msgr. Düpanloup über die Ostentation, womit der Humanitätscultus die bisherige Tagesordnung umkehrt.*) Aber man muss wissen, dass auch J. St. Mill diese Seite des Positivismus als Religion nicht blos *„ludicrous"*, sondern sogar *„really ridiculous"* findet.

Die Absicht dieses Artikels ist nicht eine Würdigung Comte's überhaupt zu geben. Daher bescheide ich mich dabei, die Stifung der Humanitätsreligion durch A. Comte in ihrem Verhältnisse zu den Religionen, die die Geschichte zu einem systemartigen Aggregate anbaute, z. B. der katholischen, in Parallele mit der Verfassung zu setzen, womit der Philosoph Locke im XVII. Jahrhundert die armen englischen Colonisten in Amerika zu beglücken gedacht hatte, die aber von dem »grossen Muster« so wenig Gebrauch machen konnten, dass sie sich gegen die Zumuthung zur Wehr setzten.**)

Im Uebrigen wird man dem *Cours de philosophie*, dem unser Artikel in der Hauptsache gilt, trotz der Ausstellungen, die wir gemacht haben, die Anregungen gönnen müssen, die er überall in der Welt gegeben hat. Zeuge dess sind die Literaturen Europa's, zunächst die westlichen und die amerikanische, durch philosophische, historische und staatswissenschaftliche Arbeiten.

Bereits hat man Werke von Littré, Mill***), Buckle †), Carey ††), in denen der Einfluss A. Comte's, ob er nun eingestanden oder verschwiegen wird, fühlbar ist, unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Auch Deutsche von Namen haben sich dem Einflusse des grossen Positivisten nicht entziehen können.

Nach diesen Auszügen, Erörterungen, Winken und Blicken eile ich zum Schluss meines Berichtes.

---

*) *L'Athéisme ou le péril social* (Paris 1868).

**) Diesen unwiderstehlich ergötzlichen Contrast hat Niemand besser zum Verständniss gebracht, als Laboulaye in seiner *Histoire des Etats-Unis*, Bd. I. Vorles. XV.

***) Vgl. über ihn Fr. Althaus: J. Mill, in der Internat. Rev. 1867. S. 336.

†) Vgl. über B.: Littré's Aufsatz in der Zeitschrift *La Philosophie positive*. Bd. II (1868). S. 54—84.

††) Ueber Carey's *Principles of social science* vgl. Eug. Roberty's Aufsatz: *L'Economie politique et la science sociale*, in der Ztschr. *La Philos. positiv. l. l. p. 108—129.*

Digitized by Google

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die in jenen Bänden vorgetragene Philosophie sich nicht mit der bisherigen Metaphysik berührt, und dass sie in der Ausdehnung ihres Inhalts durch die objektive Befragung der Natur begrenzt ist*). Sie vermehrt nicht die Zahl der Principien um ein neues, es sei denn, dass die Beobachtung ein solches genannt werden müsste.**) Keine Realität soll durch Raisonnement festgesetzt werden können.

Deutscherseits kann sich aus der ganzen einschlägigen Literatur nur ein Werk rühmen, mit Comte's Bänden zu concurrieen, — Kant's Kritik der reinen Vernunft! Trotz ihres Katholicismus sind die Franzosen durch A. Comte uns zuvorgekommen. Als Luther bei uns sein Zerstörungswerk begann, und aus der romanischen Form den Inhalt des Christenthums herauszuschälen suchte, um ihn als Material für eine deutsche Kirche zu verwenden, da war für die ruhige Arbeit der Philosophie diesseits keine Zeit. Ueberdies überlieferte Luther, der den deutschen Geist aus der mittelalterlichen Scholastik zu erlösen kam, einem neuen Zwang, dem Zwang des Bibelbuchstabens, den zu brechen nachmals Lessing berufen war.

Einem durch den Letzteren gereinigten Boden hätte eine Philosophie entspriessen können, wenn ein Säemann dagewesen wäre. Man war in Deutschland darum nicht ohne Philosophie gewesen. Der Cartesianismus, von Leibnitz durch das Malebranche'sche Filtrum herübergenommen, war schon dagewesen, und eben lieferten Idealismus und Realismus einander noch hitzige Gefechte. Ueber diesem erschien Kant, um zu zeigen, dass die romanische Entlehnung sie Alle auf den Irrweg gebracht hätte. Er war das intellektuelle Pendant zu Luther.

Was seit einem halben Jahrhundert und etwas mehr in der Philosophie geleistet wurde, bis Comte schrieb, war immer wieder Metaphysik. Wir haben kein Recht, uns darüber aufzuhalten. Denn glücklicherweise sah die Theologie nicht hinter die Larve, und fürchtete den Geist, der aus der Metaphysik sprach, da sie ihn hätte belächeln sollen. Diese Fügung machte aus der deutschen Metaphysik Etwas, was selbst ein Cousin zu bewundern kam. Sie bedingte die geistige Cultur in Deutschland, was selbst ihr grosser Zuchtmeister Heinrich Heine in seinen Betrachtungen über Deutschland hat anerkennen müssen. Aber ihre Mission kann nach den Comte'schen Ergebnissen nunmehr nur als erfüllt angesehen werden!

*) Vgl. *Littré* in seiner *Préface*, Bd. I. p. XXXI und Comte, Bd. IV, S. 214: „*La philosophie positive est d'abord, en effet, profondément caractérisée, en un sujet quelconque, par cette subordination nécessaire et permanente de l'imagination à l'observation qui constitue surtout l'esprit scientifique proprement dit, en opposition à l'esprit théologique ou métaphysique.*“

**) Vgl. *Littré, l. l. p. XLVI*: „*Le mérite de la philosophie positive est non d'avoir proposé un principe de doctrine et d'organisation, mais d'en avoir proposé un qui concentre en soi toute la vertu de la science positive, seule inattaquée et croissante.*“

Heidelberg. **H. Doergens.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mensel, Wolfgang, Unsere Grenzen. Stuttgart u. Leipzig. 1868 S. IV u. 268. 8.

Der bekannte Geschichtschreiber Menzel in Stuttgart hat hier wiederum ein Buch verfasst, welches recht zeitgemäss ist und daher wohl keiner grossen Empfehlung bedarf, indem es durch Titel und Verfasser anspricht und seine Leser finden wird. Daher wollen wir nur den Inhalt mit einigen Bemerkungen ausheben. Ohne Vorwort zeigt die Einleitung einmal in kurzem Ueberblick, wie die Deutschen nach allen Weltgegenden hin Theile ihrer Grenzen an sich freimachende Stämme eingebüsst haben, und dann wie, während die Deutschen also das Nationalitätenprinzip bald nach dem Wiener Congress verloren, Frankreich und Russland dasselbe Prinzip benutzten, um dort die romanischen hier die slavischen Stämme sich zu unterwerfen oder doch in Protektion zu nehmen. Hierauf folgen sieben Abtheilungen im Ganzen, von denen die zwei letzten als Anhang bezeichnet sind. Die ersten vier zeigen ausführlich, wie Deutschland in seinen Grenzen geschmälert worden ist. Mit Recht ist am weitläufigsten die Grenze an Frankreich behandelt. Hier zeigt der Verfasser zuerst, wie Frankreich d. h. das alte Gallien durch die römische Herrschaft gänzlich verdorben und erst wieder durch die Einwanderung der Franken d. h. der Deutschen zur Sittlichkeit, Macht und Stärke gelangte, was dann die Franzosen mit dem grössten Undank lohnten, indem sie stets gegen die Deutschen feindlich auftraten und schon Jahrhunderte lang sie fortwährend misshandelten, beraubten, mordeten, woran freilich manchmal die Deutschen durch heimliche Theilnahme oder Unthätigkeit mit die Schuld trugen. Indem der Verfasser hierbei einen ächt patriotischen Sinn kund gibt, und die Fehler der Deutschen vielfach rügt: bemerken wir doch, dass seine Vorliebe für Preussen ihn hie und da zu Unrichtigkeiten oder zur Verschweigung der wahren Ursachen bestimmt. So schreibt er immer noch (S. 31) den Basler Frieden »dem nichtswürdigen Minister Thugut« zu, während doch Preussens Verrath und Hardenbergs Hass gegen Oesterreich schuld sind, wie auch Vivenot's neueste Schriften beweisen, die der Verfasser nicht berücksichtigt. Ebenso meint der Verf S. 38, dass Oesterreich im Jahr 1866 »den unvernünftigen Krieg begonnen habe«, während doch Jedermann weiss, wie sich diess verhielt. Wie fein und kurz wird dagegen S. 75 die widerrechtliche Erwerbung des preussischen Ordenslandes erwähnt: »Der Orden wurde

Digitized by Google

durch den Abfall des deutschen Hochmeisters in Preussen Albrecht von Brandenburg aufgelöst.« Indem wir weitere Bemerkungen unterlassen, wenden wir uns weiter zum fünften Abschnitt »die deutsche Auswanderung«; so klein dieser ist (10 Seiten), so vieles enthält er, meist trauriges, Deutschland entwürdigendes, Land und Leute beschädigendes, indem aus früherer und jetziger Zeit gezeigt wird, wie schmachvoll es den Auswanderern gehe, wie sie sofort von Deutschland getrennt werden, während England, Frankreich u. a. Colonien gründen, die immer mit dem Mutterland in Verbindung bleiben. Der Verf. meint, an diesem Elende sei die Vielstaaterei schuld. Wir finden hier ein altes Erbübel, dass der Deutsche sich sofort acclimatisirt und nicht weiter an Deutschland denkt, so Hermanns Bruder in Rom, so die Vandalen in Afrika u. s. w. Der Anhang, der nicht viel kleiner ist als das eigentliche Werkchen, hat die Aufschrift: »Von der unnatürlichen Ueberschätzung des Fremden und von der Ueberschätzung unserer eigenen Nationalität.« Er besteht aus zwei Abschnitten, der erstere bespricht das »Herunterkommen des Nationalgeistes« in drei Unterabtheilungen; die erste, »die nationale Resignation« gibt manchen traurigen Blick in die deutschen Verhältnisse, wie der Deutsche sich nach und nach schämte sich einen Deutschen zu nennen wie in Hannover im vorigen Jahrhundert, und wie sie dann um nur nicht deutschen Patriotismus zu haben, für Kosmopolitismus schwärmten; hierbei wird besonders der Einfluss hervorgehoben, den die Illuminaten in Deutschland und Frankreich übten. So heisst es S 165: »Die Illuminaten lieferten Mainz in wenig Stunden den Franzosen aus.« Dies wurde schon gleich damals vorgeworfen, so von Zimmermann im Leben Tissot's, so auch von den Franzosen selbst, wie von Desodoard u. s. w. Doch hat einer von den zweien, auf welchen die Hauptschuld lastet, Wedekind immer behauptet, er sei niemals Illuminat gewesen, ja er soll sich in seinen maurerischen Schriften immer als ein Gegner des Illuminatismus gezeigt haben; freilich er wurde bald Diener eines Fürsten, später auch adlig und schrieb für den Adel; denn wie Menzel S. 167 sagt: »Die abgekühlten Illuminaten wurden grösstentheils servile Diener des napoleonischen Despotismus.« Wir übergehen die nächste Abtheilung: »Das Herunterkommen des Nationalgeistes« und bemerken nur, dass am Ende S. 192 auch der Nationalverein getadelt wird, weil »ihm die grosse deutsche Nationalpolitik in dem lächerlichen (!) Prozess Augustenburg contra Hohenzollern zusammenschrumpfte.« Damals war der Nationalverein für das Recht und für eine rechtliche Anbahnung der Einheit; nun ist er für die Gewalt und für Unrecht, sobald es die Gewalt durchsetzte. Bei der dritten Abtheilung »gutmüthige oder dummdreiste Verehrung der Vaterlandsverräther in Deutschland« sehen wir nicht beistimmend; dass der Verf. den Begriff Vaterlandsverräther allzuweit ausdehnt. Wenn er auch gerade Göthe und Kosegarten wegen ihrer

Digitized by Google

Lobgedichte auf Napoleon nicht so benennt, so wird er doch nicht leicht überreden, »dass als eigentlicher Verräther deutscher Nation Johannes Müller oben ansteht« (S. 194). Wenn Müller bald in Mainz oder Wien oder Berlin diente und wirkte — hier immer im deutschen Sinn — nnd zuletzt von Napoleon sich nach Kassel wiederum bestimmen liess und hier im deutschen Lande unter französischem Szepter Gutes zu bewerkstelligen hoffte: so kann man ihn ebenso wenig Verräther nennen, wie alle jene Deutschen, welche in ihrem deutschen Vaterlande französische Dienste annahmen. Auch ist falsch, wenn ebendaselbst bemerkt wird: »In Mainz gehörte er zu den Franzosenfreunden und erhielt das Bürgerrecht der französischen Republik«. Müller war, als die Franzosen in Mainz 19. Oktober 1792 einrückten, in Wien, und als er im November nach Mainz kam, um seine Schriften u. s. w. abzuholen, wollte ihn Custine an die Spitze der neuen Regierung stellen und machte ihm grosse Versprechungen; aber Müller wiewohl Republikaner von Geburt doch ein Mann von deutschem Charakter wies alles zurück und ging zum Kurfürsten der auf ein Zehntel seiner Einkünfte reduzirt war u. s. w., dass er in Mainz das französische Bürgerrecht erhielt, davon weiss ich kein Wort; nach dem, was Müller damals schrieb, hätte er es nicht angenommen. An Müller reiht der Verf. (S. 197) »als zweites Prachtexemplar eines deutschen Vaterlandsverräthers Georg Forster an«, welchen freilich Niemand mehr entschuldigen wird, seitdem sein Wirken in Mainz ausführlich dargelegt ist; darum haben wir auch nicht nöthig weiteres zu sagen, als dass Menzel in seiner bekannten patriotischen Gesinnung mit gerechtem Unwillen Georg Forsters und seines Verbrechens gedenket. Die weiteren Männer wie Zschokke, Crome u. a. übergehen wir wie auch Börne, wobei wir nur die Bemerkung machen wollen, dass der Verf. zu gern und zu oft, was er früher in seinem Literaturblatt oder sonst wo geschrieben hat, hier lang und wörtlich mittheilt. Vom letzten Theile des Buches »gelehrte Lügen zur Schmälerung unseres Ruhmes erfunden« führen wir nur die Titel der sechs Abtheilungen an, welche heissen: »die keltische Lüge«, »die Lüge, derzufolge die Italiener ächte Nachkommen der alten Römer sein sollen«, »die Missachtung des germanischen Ursprungs auch bei den Engländern«, »die Lüge des Panslavismus«, »die gelehrten Lügen, die zur Verachtung unserer Vorzeit geführt haben« und endlich »die gelehrte Lüge, wir Deutsche seien nur ein Volk von Denkern«! In diesen Abschnitten bewunderten wir nicht selten die manchfache Gelehrsamkeit und die vielen Kenntnisse des Verfassers auch in Dingen, die nicht gerade zu den historischen Wissenschaften gehören; eben so ist seinem Gedächtnisse nichts bedeutendes entfallen, was aus alter oder neuer Zeit in seine Darstellung gehört. Das ganze Buch aber enthält vieles, sehr vieles über Deutschlands Geschichte und Geschicke und hält überall den echt patriotischen Standpunkt fest. Daher wünschen

Digitized by Google

wir, dass jeder Deutsche, dem sein Vaterland am Herzen liegt, dies Buch lese und wieder lese; er wird Vieles finden, was er nachahmen soll, und nur weniges, was er nicht beherzigen zu müssen meinen könnte.

Rittweger, Franz, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. seit 1792; I. Custine in Frankfurt und die Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen 1792. Frankfurt 74 S. 1867. 8.

Die neuesten Ereignisse in Frankfurt erinnern vielfach an frühere Vorfälle in derselben Stadt; und so dürfen wir uns nicht wundern, dass ziemlich zu gleicher Zeit zwei Geschichtsforscher in Frankfurt sich mit der Darstellung der neueren Geschichte der Stadt befassten; ja wir begrüssen dies mit Freuden, besonders da jeder von beiden einen andern Theil aus der Geschichte dieser Zeit zum Gegenstand seiner Forschungen nahm. Rittweger, der zuerst vor uns liegt, beginnt ohne Vorrede sein grosses Geschichtswerk; denn es muss sehr umfangreich werden, da in diesem ersten Hefte kaum zwei Monate von diesen 76 Jahren (oder wie weit geht die neuere Geschichte?) dargestellt sind. Uebrigens sind diese zwei Monate thatenreicher und verhängnissvoller als manche Lustra zusammen. Der Verf. wirft nur einen kurzen Blick auf die Ursache des Krieges mit Frankreich und beginnt sofort mit der Adresse der französischen Soldaten an die deutschen Soldaten, wobei er unrichtig meint, dass Custine im Juni 1792 den Oberbefehl am Unterrhein (wohl Druckfehler statt Oberrhein) geführt habe, denn Custine stand unter dem Commando von Biron. Und nun wird einfach und klar erzählt, wie die Franzosen im Oktober nach Frankfurt vorrückten, dort zwei Millionen Gulden aus nichtssagenden Gründen begehrten und die Hälfte noch im nämlichen Monat zu zahlen zwangen, wobei mehrere Aktenstücke mitgetheilt werden; wir hätten mit noch mehrerem und nicht weniger wichtigem dienen können. Um die andere Hälfte der Custine'schen Brandschatzung abzubitten, schickte der Magistrat nach Paris zuerst zwei dann noch drei Abgeordnete, worauf sich Minister Roland für Frankfurt verwendete, dessen Schreiben an den auswärtigen Minister Le Brun vollständig mitgetheilt wird, eben so das Schreiben des bekannten Italieners Jos. Gorani an den Nationalkonvent, worin er gleichfalls die Frankfurter in Schutz nimmt und sogar eine Rückerstattung der schon bezahlten Million verlangte: da der Verf. bei dieser ungerechten Brandschatzung so sehr ausführlich ist, meint man dies geschähe wegen der preussischen Forderung im Jahr 1866; denn wiewohl der Verfasser nirgends darauf hindeutet, kann man doch manche Aeusserungen und Rechtfertigungen von Roland und Gorani ohne Zwang sofort auf die spä-

Digitized by Google

tere Brandschatzung anwenden. Darum scheint auch der Verfasser gar nicht bemerkt zu haben, wie die Mainzer Klubisten die französische Geldforderung in Schutz nahmen und der bekannte Georg Forster z. B. die Frankfurter Räuber nennt und ihnen zuruft: »Hat denn der ertappte Räuber das Recht zu wehklagen, wenn der Eigenthümer kommt und das Seinige nimmt, wo er es findet?« Forster sah jedoch später sein Unrecht ein und tadelte, dass Custine die Bürger einer freien Stadt also drückte. Ebenso wird nichts erwähnt von dem Benehmen der französischen Soldaten in Frankfurt, die meist bescheiden und gegen den Bürger freundlich waren, nichts umsonst verlangen durften und alles sogleich bezahlen mussten, wie Custine selbst am 25. Oktober geboten. Nur ihre Unreinlichkeit missfiel den Frankfurtern, und der Soldatenlärm war ihnen unangenehm; auch wurden beide auf einander ungehalten, weil die Frankfurter sich nicht dazu verstehen wollten, einen Freiheitsbaum zu setzen, wie die Franzosen begehrten. Die Eroberung Frankfurts durch die Hessen und Preussen am 2. Dezember erzählt der Verf. ziemlich ausführlich; er hätte hierbei mehrere Mainzer Schriften benutzen sollen; es scheint ihm fast nur daran gelegen zu haben, die Frankfurter Aktenstücke mitzutheilen, welche die Vorwürfe und Verleumdungen der Mainzer Klubisten vollständig widerlegten: richtig bemerkt der Verfasser S. 68: »Noch lange Zeit erforderte es, bis diese Erdichtungen von dem grossen Haufen in Frankreich auch wirklich als solche angesehen wurden.« Noch nach mehreren Jahren wollten französische Generale, die nach Frankfurt kamen, den Verleumdungen der damaligen Mainzer Zeitung den Glauben nicht versagen. Da der Verfasser die deutsche und lateinische Inschrift des Denkmals mittheilt, welches der König von Preussen vor dem Friedberger Thor den gefallenen Hessen errichten liess: so wünschte ich er hätte auch die Namen sämmtlicher Hessen, welche auf der vierten Tafel stehen, angeführt; ich erinnere mich nirgends die Namen dieser Tapfern veröffentlicht gesehen zu haben. Noch führt der Verf. kurz an, wie »Forster seinen Freund Huber in Frankfurt brieflich ermahnt, sich reisefertig zu machen, um der Rache der Franzosen zu entgehen.« In Mainz drohten nämlich manche, unter ihnen auch Forster, dass die Franzosen Frankfurt demnächst wiedererobern und keinen Stein auf dem andern stehen lassen würden; Einsichtsvollere hatten den General Custine längst erkannt und sahen ein, dass er, wie der Verf. richtig S. 73 bemerkt »von den Klubisten überschätzt und in wahnsinniger Weise verherrlicht wurde.« Zuletzt wirft der Verfasser noch einen kurzen Blick auf die Ereignisse bis zum Schlusse des Jahres 1793, wo am 23. December der König von Preussen den Einwohnern für ihre guten und reichspatriotischen Gesinnungen Dank abstatten und den wohlgesinnten Einwohnern »in vorkommenden Fällen überzeugende Merkmale seines Schutzes und seines gnädigen Wohlwollens« versprechen lässt. Ohne dass zwar der

Digitized by Google

Verfasser irgend eine Andeutung gibt, fühlten wir doch durch das ganze Büchlein eine stillschweigende Hinweisung auf 1866. Schliesslich wünschen wir, dass die folgenden Hefte bald erscheinen mögen; dieses Heft ist durch nicht wenige Druckfehler hie und da entstellt.

Heyner, C., Frankfurt am Main im Jahr 1796. Frankfurt 1867. IV u. 68 S. 8.

Wenn wir im vorigen Schriftchen keine Andeutung auf das Jahr 1866 gefunden haben, so ist dagegen dieses mit Beziehung auf die letzten Ereignisse geschrieben, indem der Verf. selbst erklärt, dass ihn aus seiner grössern Schrift: »Vierundzwanzig Jahre aus der Geschichte einer ehemaligen freien Stadt« das Jahr 1796 auszuheben, die Vergleichung mit 1866 bestimmte. Der Verf. beginnt mit dem Schluss des Jahres 1795, so dass zwischen diesem und dem vorhergehenden Schriftchen 2 Jahren fehlen, die für Frankfurt ziemlich unbedeutend waren. Nachdem er erzählt wie Clerfait, der am 29. Oktober 1795 die Franzosen bei Mainz grossartig besiegt hatte, in Frankfurt desshalb bei seiner Durchreise gefeiert wurde, und wie dann im Frühjahr 1796, wo der Waffenstillstand mit Frankreich dem Ende sich nahte, mehrfache Truppenzüge durch Frankfurt gingen: theilt er den Generalbefehl mit, den der neue Oberbefehlshaber Erzherzog Karl am 30. Mai erliess. Ich weiss nicht warum der Verfasser diesen Generalbefehl »wenig bekannt«, nennt; wir wünschten er hätte als Gegenstück den phrasenreichen und prahlerischen Aufruf vom französischen Präsidenten Carnot mitgetheilt (wiewohl eigentlich bei einer Geschichte Frankfurts beide fehlen können). Nun werden die Kriegsereignisse am rechten Ufer des Unterrheins erzählt, wie die Franzosen von Düsseldorf bis über die Lahn vordrangen, wie Erzherzog Karl sie bei Wetzlar am 15. Juni schlug und zum Rückzug zwang, wie aber dieser am Ende des Monats genöthigt wurde mit einem Theile des Heeres an den Oberrhein zu eilen, weil Moreau hier in Deutschland eingedrungen war. Der am Unterrhein zurückgelassene Befehlshaber von Wartensleben war den Franzosen nicht gewachsen, welche noch im nämlichen Monate fast überall siegend vordrangen und am 12. Juli bereits unweit Frankfurt standen Da die Oesterreicher die Uebergabe der Stadt verweigerten, begannen die Franzosen am 13. Morgens halb 2 Uhr die Beschiessung; diese war Anfangs unbedeutend, indem man von den Franzosen bald einen Aufschub bis Abends 9 Uhr erwirkte, während man indessen alles aufbot um die Oesterreicher zur freiwilligen Räumung der Stadt zu bewegen. Doch die Verhandlungen verzögerten sich, besonders da ein französischer Obrist sich verirrte, und so begann um 11 Uhr ein fürchterliches

Digitized by Google

Bombardement, das in wenigen Stunden viele Häuser zerstörte, ausserdem einen Schaden von vielen Millionen anrichtete und mehreren Menschen das Leben kostete. Das Feuer wär so entsetzlich, dass der französische Kommandant Kleber drei Feuerspritzen mit 120 Mann zum Löschen an die Thore Frankfurts schickte, die aber von den Oesterreichern nicht angenommen wurden — mit Recht — denn der Franzose, der barbarisch und mitleidlos dies starke Bombardement anfeuerte, hätte auch in gelinderer Weise die Stadt zur Uebergabe gezwungen, wenn ihm das Wohl der Stadt angelegen hätte, wie er nun erheucheln wollte. Zwar die Mainzer lobten später Klebers edlen (!) Sinn, wie sie im Jahr 1792 Custine lobten, weil er den Mainzer Armen 220 fl. schenkte, nachdem er um dieselbe Zeit in Worms, Frankfurt u. s. w. Millionen erpresst hatte. Man muss nur einem wegen Deutschlands belobten Franzosen nachspüren, und das Lob wird sich mindern. — Die Kapitulation besagt: »Die Einwohner sollen sich auf die französische Grossmuth verlassen« und verweist auf eine Proklamation des Generals Jourdan, worin denen Schutz versprochen wird, welche friedlich bei ihrem Heerde bleiben. Und sofort, als am 16. die Franzosen eingezogen waren, verlangte am 17. der General eine Kriegskontribution von 6 Millionen Livres in klingender Münze und zwei Millionen in Naturalien, wovon das erste Drittel in drei Tagen die andern bis zum 6. August zu liefern wären (später verlangte man mehr, auch 100 Pferde u. s. w.); da dies Geld trotz vieler Aufforderungen des Magistrats und trotz grosser und vieler Beiträge der Bürger doch nicht beigeschafft werden konnte, wurden in der Nacht auf den 28. Juli acht und in der Nacht auf den 7. August weiter achtzehn Magistratspersonen und Bürger als Geisseln festgenommen und nach Frankreich fortgeführt. Mit dem 18. Juli waren auch die Truppen einquartiert worden, mussten aber das ihnen zukommende Fleisch und Brod den Bürgern geben und konnten nur »Hausmannskost« verlangen. Für den Handel wollten die Franzosen auch etwas thun, aber »dass das Geschäft ganz darniederlag (heisst es S. 47) können wir als solche, die das Jahr 1866 ganz durchgekostet haben, begreifen.« Bis zum 24. August war die Hälfte der Kontributionen entrichtet; man drängte weiter, weil man fühlte, »dass die Tage der französischen Herrschaft in Frankfurt nur noch gezählte seien« (S. 52). Denn als Erzherzog Karl bei Teining die Franzosen unter Bernadotte schlug und durch weitere Siege zum schnellen Rückzug zwang, erhoben sich im Spessart und am Main die Bauern, und nahmen für die furchtbaren Gräuel, welche die Franzosen bei ihrem Anzuge überall verübt haben, eine erschreckliche Rache, von der wir viel erzählen könnten; der Verfasser gibt in einer Anmerkung die Aufforderungen von Phil. Witt im Spessart und von Obrist v. Skal in Philippsburg. Zu ersterem, der ein

Digitized by Google

Forstmann im Spessart war, kamen fünf Chasseurs und verlangten nach guter Verköstigung 100 Kronenthaler und nahmen ihm noch 700 Thaler. Sprachlos sass Witt da, als seine 4 Jägerbursche ankamen, diese eilten sofort den Räubern nach, tödteten die fünf Franzosen und fanden bei ihnen ausser dem geraubten Geld noch 160 Karoline in Gold und viel zusammengeschmolzenes Silber. Wir erzählen dies hier, weil der Verf. es nicht zu kennen scheint, indem er auch den Aufruf von Witt »ziemlich selten« nennt; wir meinen dies nicht; er ist damals mehrmals auch mit Abbildung des Helden in Frankfurt, in Mainz u. s. w. erschienen und findet sich in Frankfurt, Aschaffenburg, dahier u. a. Die Franzosen in Frankfurt nahmen Anfangs Repressalien wegen des Landsturms und erschossen drei gefangene Bauern; da zwangen die Bauern die Kaiserlichen ihnen drei französische Offiziere zu überlassen und hingen sie an Bäume bei dem Bessenbacher Schlosse; der Verf. erwähnt die Execution in Frankfurt nicht und doch wird sie auf glaubwürdige Weise erzählt. Am 6. September verliessen die Franzosen die Stadt. Wie viel die Frankfurter während der 54 Tage einbüssten, als die Franzosen die Stadt inne hatten, ist nicht angegeben, ist auch schwerlich jetzt noch zu ermitteln; doch wäre eine annähernde Berechnung schon wegen des Jahres 1866 wünschenswerth. Die Geisseln kamen im December zurück, indem das Direktorium am 2. Decemb. den Frankfurtern eine Belobung wegen ihres Verhaltens zukommen liess und ihnen bei künftigen Kriegsfällen Neutralität versprach, was schon im nächsten Jahr nicht gehalten wurde. Der Verfasser schliesst ohne Zweifel mit Hinblick auf 1866 mit den Worten: »Uns tröstet der Gedanke, dass die blosse Gewalt immer nur kurze Zeit herrschen und das Recht schliesslich stets als der Sieger über die Gewalt hervorgehen wird.«

Klein.

Pindarica. Oscar Erdmann, De Pindari usu syntactico. Halis 1867. Frid. Mezger, Disputationes Pindaricae. Schulprogramm von Hof 1866.

Es ist erfreulich, dass neben den bedeutenden Leistungen und der sonstigen Thätigkeit für die kritische Herstellung des Pindarischen Textes, welche die letzten 5 Jahre aufzuweisen haben, auch der Sprachgebrauch des Dichters fleissige Bearbeiter gefunden hat. Der Schrift von Erdmann (sechs Bogen in Octav) sind vorausgegangen E. Friese De casuum singulari apud Pindarum usu (Berol. 1866) und etwas früher Bossler De praepositionum usu apud Pindarum (Darmst. 1862), eine auch nach dem Urtheil O. Erdmanns gründliche Arbeit, in welcher die Beobachtung festgestellt ist, dass Pindar die Praepositionen vorzugsweise in ihrer ersten und eigentlichen d. h. sinnlichen Bedeutung gebrauche, und

Digitized by Google

Godofredus De elocutione Pindari (Sus. 1862) hauptsächlich die rhetorischen Wendungen und Figuren enthaltend.

O. Erdmann handelt vom Gebrauch des Genus, Numerus, der Casus, Präpositionen, Adjectiva, Pronomina, des Verbums nach genus, tempus und modus, dann vom infinitiv und participium; und schliesst daran noch Observationes de universa Pindari dictione an, worin er besonders die Eigenthümlichkeiten der pindarischen Sprache hervorhebt und zu zeigen sucht »quomodo ex ingenio poëtae fluxerint.« Natürlich gibt ihm seine Zusammenstellung auch Anlass sich auf die Erklärung einzelner Stellen einzulassen, die bisweilen mit der Textkritik sich berührt. So nimmt er gleich im ersten Paragraph Nem. V. 43 mit Boeckh ἔθνος als Apposition zu dem masc. μεταΐξαντα, doch ohne entscheiden zu wollen. Zu den neutris des Adjectivs, welche für subst. abstracta stehen, rechnet er ebendort auch δυσφρόνων Ol. II 57 (nach dem einen Schol., welches erklärt: τῶν δυσκόλων φροντίδων) und hält Mommsen's Lesart aus dem Ambros. ἀφροσυνᾶν für ebenso unwahrscheinlich als Dindorf's Aenderung in δυσφρονᾶν für unnöthig. Die Variante δυσφροσύναν wäre demnach eine Uebertragung des Adj. gen. neutr. in das abstracte Substantiv, entstanden aus Misskennung des pindarischen Gebrauchs. Es ist übrigens begreiflich, dass der Grammatiker in Beziehung auf den Text seines Schriftstellers sich möglichst conservativ verhält und die Vulgata, soweit möglich, durch den Sprachgebrauch zu schützen sucht.

In dem Paragraph über den Numerus, wo der Verf. hauptsächlich von der Vertauschung des Sing. und Plur. und dem Wechsel beider numeri in einer Periode handelt, kommt er Ziff. 6 auf das bekannte von den alten Grammatikern angenommene »schema pindaricum« zu sprechen, nach welchem auch masculina und feminina im plural. mit dem sing. des verbum verbunden sein sollen, worüber insbesondere Cobet (ad Hymn. in Cer. 494 Mnemos. X. p. 331—333) seinen vollen Spott ausgegossen hat. Erdmann sucht den Streit so zu schlichten, dass er mit Mommsen (Pindaros S. 57) den sing. zulässig erachtet, wenn das verbum vorangehe und der Dichter das folgende Subject als einen einzigen Begriff darin zusammenfasse (individualisire), wie Pyth. X 71 ἐν δ' ἀγαθοῖσι κεῖται πατρώϊαι — — κυβερνάσιες, wo jedoch der älteste cod. Vat. mit zwei Medic. κεῖνται hat, und fragm. 45, 16. Dagegen billigt er Ol. VIII 8 die Lesart λιταῖς (λιταί muss verschrieben sein) und nimmt κεχείμανται P. IX 32 für eine Pluralform. In den übrigen Stellen, wo das Verbum in Sing. nachfolgt, ist es entweder auf die Apposition zu beziehen, wie Ol. X 4 auf ἀρχά (ebenso Grumme in dem Bielefelder Programm 1866 De lectt. Pindaricis nuper a Momms. prolatis), oder auf das mit einem plural verbundene subst. im sing. wie Pyth. X 41 νόσοι δ' οὔτε γῆρας κέκραται. Isthm. IV 58 aber, das Momms. neuerdings für das sogen.

Digitized by Google

schema geltend macht, hat schon Aristarch durch eine Ellipse erklärt. Die drei von den alten Gramm. angeführten Beispiele aus Pindar werden als zu dunkel und unsicher nicht in Betracht gezogen. — Den Dual gibt E. nur im eigentlichen Sinne zu und versteht Ol. II 87 unter *γαρύετον* mit dem Scholiasten zwei ungenannte Gegner. Dies gegen Friederichs und mit Berufung auf Ellendt (über den Einfluss des Metrums etc. bei Homer).

Zum freien Gebrauch des Nomin. rechnet der Verf. auch Pyth. IX 91 *φαμὶ* (sc. *αὐτὸν*) *εὐκλεῖξαι .... ἔργῳ φυγών*. Ob aber hier nicht der Dichter von sich im Namen des Siegers spricht, den er erst v. 97 anredet *νικάσαντά σε εἶδον* —? Wenigstens lässt das Nächstvorhergehende *μή με λίποι Χαρίτων φέγγος* auch bei *εὐκλεῖξαι* eher an den Dichter denken, als dass wir eine so abnorme Construction zu Hilfe nehmen müssten, von der ein zweites Beispiel schwerlich aufzuweisen sein wird. Dabei haben wir nicht nöthig auf die vielbesprochene und schwer zu entscheidende Streitfrage zurückzukommen, ob in den Pindarischen Oden bald der Dichter bald der Chor oder letzterer überhaupt einmal von sich in erster Person rede. Den accus. *κοινωνίαν* P. I 98 will Erdmann nach Analogie anderer Stellen, wo der Acc. für den Dativus instrumentalis steht, so mit *δέκονται* verbinden, dass es gleich *δέξιν δέκονται* (accipiunt in societatem) sei, was allerdings leichter angeht als ihn appositiv zu nehmen. Den Dativ *ὀάροισι* lässt der Verf. von *κοινωνίαν* abhängig sein im Sinne von Nem. III 11 *ὀάροις — κοινώσομαι*. Allzu modern ist die Erklärung von Nem. III 33 *ὑπέραλλον αἰχμὰν ταμών* = »eine gute Klinge schlagen«, während man sonst jenen Ausdruck wörtlich, vom Fällen des riesigen Schaftes, versteht. Als acc. der Beziehung nimmt E. das neutrum des Artikels auch in Stellen wie P. X 12 *τὸ συγγενὲς* und N. VIII 42 *τὰ μὲν ἀμφὶ πόνοις*, quod ad ingenium attinet, quae ad labores ludicros pertinent, beides mit Dissen (abweichend von Boeckh u. a.), so dass in ersterer Stelle *ἐμβέβακεν* seine intransitive Bedeutung behält.

Als Genetivus qualitatis vertheidigt der Verf. mit Recht P. IV 234 *ἀνάγκας* gegen Schneidewin, Bergk, Mommsen. Ebd. 244 nimmt er *λαβρ. γενύων* als Gen. causalis mit dem Scholiasten (*κατείχετο ὑπὸ* —) und Boeckh, was gewiss richtiger ist als Dissen's: haerebat in maxillis; weil ihm aber diese Construction doch sehr kühn vorkommt, schlägt er vor zu lesen entweder *λαβροτάτᾳ* (statt —*ᾶν*) *γενύων* oder *εἶχε τὸ λαβρότατον* (statt *εἶχετο* etc.); beides sehr unglückliche Conjekturen, denn was sollte hier der Genet. partitivus und wie kommt das Fem. *γενύων* zu dem Neutrum? — Ol. II 6 *ὅπιν δίκαιον ξένων* zum Genet. partit. zu rechnen, möchte doch zu hart sein, wie auch der Verf. die Erklärung Boeckhs und Dissens zulässig findet. Dagegen verbindet er Pyth. IV 206 *λίθων* als Genet. materiae passend mit dem Adj. verbale *νεόκτιστον*, analog der Construction *ἀβάπτιστος ἅλμας* P. II 80.

Digitized by Google

Isthm. III 17 will E. *πόνοις*, was Boeckh und Dissen als Dativus commodi nehmen, mit *διέστειχον* verbinden, als Ablativ. Ob er dann *πλούτου* von *σύννομοι* abhängig macht oder es als abstr. pro concreto (*πλουσίων*) auf *πόνοις* bezieht, ist nicht gesagt. — Ueber das ganze erste strophische System dieser Ode (v. 1—18) nächstens mehr im heurigen Programm des Gymn. zu Ellwangen. — Als ethische Dative nimmt der Verf. unter andern auch P. VIII 68 *τίν*, Ol. VII 76 *σφίν*, I. 57 *οἱ* »ut referendum sit ad Jovem« (?), wenn man nicht mit Herm. *οἱ* mit dem Verbum, *αὐτῷ* mit *χαρτερὸν* verbinden wolle, wie der Verf. Ol. II 14 *σφισὶ*, VIII 83 *σφι*, N. VII 23 *οἱ* erklärt »ita ut alteri dativi explicandi gratia iis pronominibus additi sint.«

Pyth. VIII 60 will E. *ἐφάψατο* nicht mit dem Dativ, sondern (nach Friederichs) mit *μαντευμάτων* verbinden, was die gewöhnliche Construction auch bei Pindar ist, und verstehen: assecutus est vaticinia, i. e. ea quae pater (v. 46—47) ei vaticinatus erat, *σ. τ.* aber als instrumentalis »artibus ingenitis«, gleich dem *φυᾷ* v. 44. So wird allerdings der Held Alkmäon des Seherberufs enthoben, aber der Zusammenhang der Verse 58—60 wird um so unklarer. — Eine kühne, aber treffende Verbindung ist *ποσσὶν ἄπεπλος*. Nem. I 50, wo man sonst den Dativ als instrumentalis zum Verbum zieht. — Zu den Dativis modi rechnet der Verf. auch *ἀρετᾷ* an zwei Stellen, wo man ihm sonst als Zweckbestimmung nimmt: Ol. XI 20 *φύντ' ἀρετᾷ* natum cum virtute und J. I 41 *εἰ δ' ἀρετᾷ κατάκειται* si cum virtute vitam agit (wodurch man einer unerhörten Construction ausweicht). — Passender erscheint es auch P. III 36 *ὄρει* (wie schon die Uebersetzer gethan) mit E. als Dat. localis zu nehmen, da der zündende Funke in den Wald, nicht in den Berg springt.

In Betreff der zweifelhaften Erklärung der Stelle Nem. X 13 geht der Verf. von der Beobachtung aus, dass *κεῖνος* bei Pindar immer auf die nächstvorhergenannte Person, also hier auf Amphitruo zu beziehen sei, und versteht *ὅλβῳ φέρτ.* von Zeus, der auch J. VI 5 in demselben Zusammenhang *φέρτατος θεῶν* heisse. Dass dann derselbe Gedanke »Zeus kam zu Alkmene« dreimal hinter einander ausgedrückt ist (v. 11. 13. 16), genirt den Verf. nicht, indem er sich auf angeblich ähnliche Tautologien Ol. I 40. 69 und Nem. V 13 beruft. Wenn er jedoch in ersterer Stelle *μεταβᾶσαι* mit Grumme von *ἱμέρῳ* abhängig macht, wodurch zugleich das Asyndeton zweier Infinitive vermieden wird, so fällt dort die Tautologie weg und an den beiden andern Stellen ist sie kaum zu bemerken; hier aber wäre sie zu auffallend. Es wird daher Rauchensteins Erklärung von Nem. X 13, entsprechend dem gleichen von Hercules gebrauchten Ausdruck J. III 76, immer noch die angemessenste sein. Ob N. IV 69 *Γαδείρων* als genetivus comparativus von *περατόν* und *τὸ πρὸςζόφον* als accus. adverbialis zu nehmen sei, oder letzteres als nomin. und *Γαδ.* davon abhängig,

Digitized by Google

lässt der Verf. im Zweifel. — Das verbum *γιγνώσκω* Ol. VI 89. 97, VII 83 mit den Scholiasten und ebenso Ol. XIII, 4 mit Boeckh, Pyth. IV 263 mit Rauchenstein in causativem Sinn zu fassen, erklärt E. mit Recht für unnöthig und approbirt VII 68 Mommsen's (jetzt auch Bergk's) Verbesserung aus den Scholien *τελεύταθεν* anstatt *τελεύτασαν*, weil *τελευτᾶν* bei Pindar nie intransitive Bedeutung hat. — In dem schwankenden Gebrauch des Activs und Mediums will der Verf. wenigstens den Unterschied feststellen, dass Ol. VI 69 *κτίσῃ* mit dem Dativ *πατρὶ* stehe, XI 25 aber *κτίσσατο* ohne einen solchen. Bei andern Verbis findet sich kein Unterschied, ausser dass manchmal das Medium sich zur reflexiven Bedeutung hinneigt und *διδάξασθαι* Ol. VIII 59 mit Krüger zu übersetzen ist: »sich Schüler heranbilden.«

Zu dem häufigen Gebrauch des Präsens statt des Futurs bei Pindar, besonders des Part. Präs., rechnet der Verf auch *μεταλλάσσοντας* Pyth. I 52, wofür man, weil es dem Metrum entgegen ist, zwar ein anderes Verbum, aber nicht nothwendig ein Futurum zu vermuthen habe; die Scholiasten geben solche Part. Präs. in der Regel durch ein Futurum, und so auch hier. Ebenso erklärt er *ἐόντα* Pyth. IV 170 »velut jam praesentem.« Dagegen erklärt er ein Präs. histor. bei Pindar nur an einer Stelle, Pyth. V 80 *δέκονται* inmitten zweier Aoriste *μόλον* und *ἄγαγε*. — Eigen ist dem Verf. die Meinung, dass *ἵκω* aus einem Perf. von der Wurzel *ἰ—* entstanden sei. Warum sollte aber *ἱκ—* *ἡκ—* nicht ebensogut Wurzel sein als *ἀκ*, *δακ*, *δεκ*, *ἐρεικ*, *ἐρυκ*, *εἰκ*, *λακ*, *πεκ*, *πλεκ*, *τεκ*, *τηκ*? — Das auffallende *μομφὰν ἔχει* Isthm. III 54 versteht der Verf. accepit acceptamque tenet vituperationem, indem er mit Friederichs und dem Schol. den Dativ *παίδεσσιν Ἕλλ.* als Ortsbezeichnung nimmt, so dass Ajas der Getadelte ist, während man ihn sonst den Tadel auf die Griechen werfen lässt (*ἔχει* = *παρέχει*). Zu dem Folgenden (*ἀλλ' Ὁμηρός τοι τετ.*) scheint allerdings jene Erklärung besser zu passen. Leichter ginge *ἔχεν*, was Kayser vermuthet, für beiderlei Construction, wenn man die Contraction aus *ἔχεε* (von *χέω*), was zu *μομφὰν* viel besser passte, nicht zulässig finden will. — Der Inf. praes. *ἔμμεν* bei *φαντί* Ol. VII 55 durfte dem Verf. nicht auffallen; es ist der gewöhnliche Gebrauch bei *φασί*, *λέγουσι* u. dgl. Das folgende Perf. v. 57 ist unumgänglich nöthig, denn *κρύπτεσθαι* würde das »verborgen d. h. versenkt worden sein« bezeichnen, während der Dichter sagen will, dass die Insel noch verborgen gewesen sei. — Das Plusqpf. findet sich bei Pindar nur zweimal, Ol. VI 54 und J. II 39; denn *ἐμέμναντο* J. VII 26 ist es nur der Form nach.

Ueber den Gebrauch der modi mit und ohne Conjunctionen und besonders über den des Infinitiv spricht der Verf. ausführlich in §§. 11 u. 12. Er bemerkt die Verbindung von *ἄν* und Indic. Fut. *ἐρεῖ* N. VII 68 mit Verweisung auf Madvigs Syntax; die Auslassung des *ἄν* beim Optat. sowohl in affirmativer als imperativer

Digitized by Google

Bedeutung; weiterhin constatirt er, dass in Bedingungssätzen Pindar niemals ἄν oder κεν mit dem Conjunctiv verbinde, mit dem Optativ nur an zwei Stellen, Nem. VII 89 wo man aber jetzt ἀνέχοι (besser mit Bergk ἀλέγοι) und P. IV 263 ἐξερείψαι κεν (Schndw. μὲν), wozu E. bemerkt: quod scripserunt Bgk. et Momms. εἰ γάρ τις — ἐξερείψῃ κεν pindaricae orationis consuetudini repugnat. Wohl aber steht ὅταν, ὁπόταν ἐντ' ἄν mit dem Conj. in Temporalsätzen, auch in or. obliqua, und ebenso ἄν oder κεν in Relativsätzen mit Conj. oder Optativ, wogegen der letztere in Zeitsätzen nie vorkommt.

Zu den Infinitiven, die in Apposition zum Subject stehen, rechnet der Verf. auch Nem. I 27 u. X 50, indem er jedoch zugibt, dass die Construction sanfter wäre, wenn bei ἐγγενές und συγγενές der Artikel stände; als Objectsacc. erklärt er τὸ λαλαγῆσαι Ol. II 107, verbessert aber κρύφον τιθέμεν (statt τε θέμεν) mit Berufung auf P. II 39 und übersetzt: rumusculos suos volentes reddere occultatores praeclarorum facinorum. Dieselbe Schreibart schlägt auch Friese in der obenerwähnten Dissertation vor und will τὸ λαλ. als Acc. absol. in der Bedeutung des Ablativs nehmen.

Als Anakoluth neben dem folgenden Subjectsaccus. (c. Infin.) fasst E. den Dativ ἔχοντι (Lesart des Didymus und des Aristarch), obwohl es etwas stark sei, nachdem er Isthm. V 8 und 20 angeführt hat, wo ebenfalls auf den Dativ μοι (v. 8 zu εἴη hinzuzudenken) der Accusativ c. Inf. folgt.

Die häufige Auslassung der Verbums Sein, das manchmal auch mit Participien verbunden ist wie Nem. X 18. IX 32, benutzt der Verf. zur Erklärung der beiden Stellen, wo εἰ mit dem Particip vorkommt, Ol. II 56 (mit Dissen) und Nem. VII 11, wo er mit Momms. τύχᾳ liest.

Herr Fridr. Mezger behandelt 11 Stellen Pindars kritisch: Pyth. VIII 74 schlägt er vor πέρα φρονῶν st. πεδ' ἀφρόνων und übersetzt es durch »majore quam quae reliquorum est prudentia«. Dabei stützt er sich auf die Scholiasten, von denen der Eine erklärt ἐκ περινοίας, der Andere περιεκτήσατο (dieses übrigens für πέπαται) und ἐκ τῆς σοφίας δοκεῖ περιπεποιῆσθαι. Doch zu diesen Erklärungen gibt auch die handschriftliche Lesart Anlass genug (»als Weiser unter lauter Thoren«), während der »übergescheide Weise« nach Th. Ms's. Conjectur eine Art Pleonasmus wäre und doch nicht gleichviel sagte. — X 12—16 will er τὸ συγγενές als Subject auch mit ἔθηκε verbinden und ἄγον lesen statt ἀγὼν. So wird das anstössige Asyndeton vermieden, das Boeckh durch θῆκεν δὲ καὶ beseitigen wollte, aber ed. alt. wiederhergestellt hat, und ὑπὸ mit dem Accus. erhält seine richtige Beziehung und Bedeutung; Phrikias aber muss nicht der Vater des Siegers sein, der vielmehr Hippokleas heisst (v. 57), sondern ein Bruder oder anderer Verwandter. Nur ist es nicht nöthig ἐμβέβακεν causativ zu verstehen, in welcher Bedeutung Pindar das Fut. und den 1. Aor.

Digitized by Google

gebraucht (vgl. ἵστημι). — v. 21—26 ist sein Bemühen minder glücklich, denn seine Erklärung besagt nicht mehr als schon Friederichs gesagt hat; nur legt er irrthümlich einen Gegensatz in den allgemeinen Gedanken hinein, der hiervon ferne liegt. Die σοφοί sind in Verbindung mit ὑμνεῖν nicht die »Weisen«, sondern die Dichter.

Nem. I 24 trifft der Verf. mit dem Unterzeichneten in der Vermuthung zusammen, dass ὕδωρ καπνῷ φέρειν ἀντίον eine sprichwörtliche Redensart sei, welche hier das vergebliche Bemühen der Tadler des Chromios bezeichne (vgl. de Pindaro nuper emendato p. 78), nur vergleicht er sie mit der deutschen Redensart »Oel ins Feuer giessen«, welche offenbar etwas mehr enthält. Zwar sagt Hr. M. richtig: aqua fumum non opprimit, sed excitat et auget; aber die deutsche Redensart bezeichnet ein verkehrtes Mittel, die griechische nur das unrechte Ziel des Löschens. Wenn Hr. Professor Kayser in diesen Jahrbüchern 5. 48 meiner Erklärung entgegenhält: »als wenn letzteres (den Rauch vertreiben) ohne jenes (das Feuer zu löschen) möglich wäre«; so antworte ich: eben darum bezeichnet der Pindarische Ausdruck ein vergebliches Bemühen, weil man den Rauch nicht vertreiben kann, solang das Feuer nicht gelöscht ist. — Eb. v. 65 will M. dem Uebelstand des dreifachen Accusativs τινὰ — νιν — μόρον dadurch abhelfen, dass er καὶ τίνα (interrog.) sc. κτανὼν liest und die Worte καὶ bis στείχοντα als weiteren Fragesatz von φράζε abhängig macht, so dass der Seher Tiresias die Männer, welche Herkules tödten werde, einzeln namhaft gemacht hätte. Diese Aushilfe ist etwas künstlich und der zur Bekräftigung angehängte Satz τὸν — μόρον = »infestissimam eum mortem illaturum esse dixit« zumal ohne Dativ hinkt so hintendrein. Ich möchte lieber annehmen, dass der Dichter zur Vermeidung der vielen Dative sich ein Anakoluth (τινὰ στ.) erlaubt habe (wie schon De Pindaro p. 46—47).

Kühner ist die Aenderung in Nem. III 24 ὑπερόχων τε λίαν περ εὔνασε τεν. β. »et undas litoris quod quidem nimis emineret sedavit«, was der Verf. nach Hartungs Vorgang aus Eurip. Herc. Fur. 400 und aus der Bemerkung des Scholiasten entnimmt, dass τενάγη auch παρατεταμένη τις καὶ ὑπερέχουσα γῆ bedeuten könne. Dass Hercules auch die Brandung des Meeres gestillt habe, sagt Pindar nirgends; und »die Wogen mit sterblichen Rudern glätten«, wie Eurip. es ausdrückt, ist noch kein opus »vere divinum«; also lassen wir das Attribut ὑπερόχους den Seethieren, wo es durchaus nicht überflüssig ist, das schwierige ἰδία aber ist durch das matte und pleonastische λίαν περ nicht ersetzt, während die Erklärung der Schol. wie auch Kayser Jahrbücher 5. 45 und Lectt. P. p. 70 zeigt, einen befriedigenden Sinn gibt. — Nem. V 43 vermuthet Hr. M. Ἰσθμίνι' ἐπαίξας· τὰ καὶ νῦν . . . . Πυθέας. Was er so übersetzt: Tu enim, Eythymenes, Aeginae in amplexum deae Victoriae irruens varie ornatis hymnis potitus et in Isthmum contendens;

Digitized by Google

so dass ἔψαυσας auch für den Anfang des v. 43 Hauptverbum wird. Diese Auskunft ist sinnreich und empfiehlt sich durch die Andeutung der Scholien, dass Euth. auch auf dem Isthmus gesiegt habe, worauf vielleicht die Worte μετὰ τὰ προειργασμένα ὑπὸ σοῦ (so ist zu lesen, s. meine Uebersetzung III pag. 104 und de Pindaro p. 53) ebenfalls Bezug haben; wenn nur nicht Ἰσθμόν τ' — das doch kaum zu verwechseln war — von dem handschriftlichen ἦτοι μ — gar zu weit abstände. Wenn Kayser (Jahrbücher 5. 41) sagt, in meinem Vorschlag μετάιξεν τε καὶ etc. sei τε unerklärlich, so beurtheilt er ihn nach seiner Lesart ἀγάλλων, während die Codd. geben ἀγάλλει, wie er mir auch darin Unrecht thut, dass dass er bemerkt, ich hätte Ol. II 76 um den Hiat zu vermeiden, wenigstens ὃν πατὴρ ἔχει θεῶν ἑτ. vorschlagen müssen.« Nein, sosehr setze ich mich nicht »über die Gesetze der Grammatik und Metrik hinweg.« Wie oben τε, so ist hier ἔχει ἑτοῖμον mit dem Hiat ganz an seinem Platze, weil wir einen aufgelösten Trochaeus | υυυ | nöthig haben, wie in allen Epoden an derselben Stelle. Wenn ich ebend. von reinen Trochaeen rede, so geschieht es nicht zur Empfehlung meines Vorschlags, sondern zum Beweis, dass πάντων als Spondeus in v. 76 nicht zulässig sei. Dass die Dipodien kretisch enden, kommt hiebei nicht in Betracht.

Isthm. V 46 ist auch Hr. M auf die Conjectur ξείνιον statt ξεῖνον verfallen, die er in Folge dieser zufälligen Uebereinstimmung mit mir um so zuversichtlicher, wie er sagt, vorträgt. Nur schreibt er ξείνιόν μου, was vielleicht mehr Beifall findet als ξένιον ἀμόν, obgleich letzteres den handschriftlichen Zügen näher liegt. — VI 33 liest er ἀμφ' ἀρετᾷ, τὼς μὲν anstatt des unerklärlichen Ἀμφιάρηόν τε — nach den Worten des Schol. τὰς τούτων ζηλῶν ἀρετάς, was offenbar nur Erläuterung des αἰνέων ist. Ich bleibe dabei, dass ein Attribut zu Hector vermisst werde, aus welchem der Name des Sehers entstanden sein mag. Denn, wenn es sich (wie Kayser bemerkt) nur um tapfere Gegenwahr handelte, nicht auch um Vertheidigung der Vaterstadt, so würde schwerlich der Kalydonier Meleager neben Hector genannt sein. Warum also nicht mit der leichtesten Aenderung ἀμφὶ ἀρήγοντα? (ἀμφὶς gebraucht Pindar in anderem Sinn). — Endlich VII 11 verbessert der Verf. dem Sinn dem Ganzen und der Erklärung des Schol. entsprechend δειμάτων παροιχομένων, was jedenfalls besser ist als alle andern Conjecturen (auch besser als das nach καρτεράν eingeschaltete τ' —), und wobei blos μὲν verloren geht. Dass zu ἔπαυσε als Subj. θεὸς aus v. 10 herbeigezogen wird, macht ohnehin keine Schwierigkeit.

Am Schlusse p. 12—21 sind die historischen Beziehungen der Oden Pyth. XI und Isthm. VI und VII und die Composition der P. X und Nem. I u. III besprochen.

Schnitzer.

Digitized by Google

Symbolae criticae ad libellum Aristotelicum. Περὶ Ξενοφάνους, περὶ Ζήνωνος, περὶ Γοργίου. Von Director Franz Kern. (Oldenburg. Gymn. Progr. 1867).

Sehr beachtenswerthe Beiträge zu dem, was Beck, Bergk, Mullach, Bekker und von anderer Seite Brandes, Ueberweg, Zeller für die Herstellung eines richtigen Textes und für das Verständniss der obengenannten Schrift geleistet haben, die wohl eine der verderbtesten und im vulgären Texte geradezu unlesbar ist. Dass der erste Abschnitt derselben nicht von Xenophanes, sondern von Melissus aus Samos einem Zeitgenossen des Eleaten Zenon handle, ist längst anerkannt. Nur auf diesen Abschnitt beziehen sich die Verbesserungsvorschläge und Erklärungsversuche des Verfassers, die von einem gründlichen Studium des Inhalts wie von genauer Kenntniss des aristotelischen Sprachgebrauchs in Darstellung früherer Philosopheme zeugen. Ref. muss fast durchaus zustimmen und würde seine Uebersetzung der Schrift (Griech. Prosaiker, herausgegeben von Osiander und Schwab 304. Bdch. Aristot. WW. 29) hiernach jetzt an mehreren Stellen berichtigen, z. B. S. 55, bei Bekker pag. 974 a 23 b 3: nach der Lesart der bessern codd. *ἐπιπρόσθησις* nach der emend. *τῶν ἐπίπροσθεν* (st. *τῶν πρώτων*). »Wenn — — die Mischung entweder eine Zusammensetzung vieler Dinge zu Einem sei oder durch die gegenseitige Verbindung einer Verdunklung des Gemischten eintrete, so wäre im ersten Fall das Gemischte offenbar Getrenntes; sei aber eine Verdunklung eingetreten, so müssten die unter einander gebrachten Theile der Mischung einzeln bemerkbar werden, wenn der verdunkelnde Bestandtheil durch Zerreiben wieder entfernt würde; was beides nicht der Fall sei. Auf diese Art wäre nämlich das Sein in der That Vieles und erschiene uns nur nicht mehr so. Da nun diess nicht möglich sei, wie überhaupt das Seiende nicht Vieles sein könne, sondern diess nur ein falscher Schein sei (denn auch vieles andere in der Wahrnehmung überhaupt beruhe auf Täuschung, die Vernunft aber hebe sie auf), so entstehe weder das Seiende, noch sei das Sein ein Vielerlei, sondern das ewige, unendliche und in allen Beziehungen sich selbst gleiche Eins.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kern: Symbolae critt.

(Schluss.)

Weiterhin S. 56, Bekk. p. 974 b, 19, wo Herr Kern aus Felicians Uebersetzung und den verlorenen Spuren in den Handschriften den Nachsatz herausfindet *ὁμοίως μέντοι ἡμῖν πιστὸς ὢν ὁ λόγος ἐξ ἀμφοτέρων περανθείς, οὐδὲν μᾶλλον ὅτι ἓν ἢ ὅτι πολλά, δείκνυται*, sehe ich meine Uebersetzung nur bestätigt; dagegen sollte es ebend. unten, Bekk. 974 b, 29, wo K. das *μὴ* vor *πολλὰ εἶναι* wiederherstellt, heissen: »Wenn es nun wirklich zuträfe, dass die beiden Behauptungen sich widersprechen und unmöglich beides sein kann, sowohl dass etwas aus nichts entstehe, als dass die Dinge in der Welt keine Vielheit seien, so würde doch wohl der eine Satz durch den andern aufgehoben.« Und S. 57, Bekker 975 a, 7: »Ja Einige behaupten ganz fest, dass sowohl das was nicht sei, entstehe als Vieles nicht erst (*μὴ*) aus dem Nichts geworden sei.« — S. 58, Bekker 975 a, 36, vertheidigt K. das zweimalige *τὸ μὴ ὂν* mit guten Gründen, indem er auf den Satz des Empedocles hinweist, dass vom Nichtseienden weder das Entstehen noch das Vergehen ausgesagt werden könne. — S. 59, Bekker p. 975 b, 15 fällt aus »oder vielmehr Eins« nebst der Anmerkung dazu, da das *ἢ ἕν* sehr wahrscheinlich aus der Dittographie von *ἢ εἰ* entstanden ist. — S. 60 oben, B. p. 975 b, 29 ist das von Bergk hinter *ῥυσμῷ* (so Democrit) eingesetzte *διαθιγῇ καὶ τροπῇ* »Berührung und Verwandlung« überflüssig, da nach Kern's richtiger Bemerkung der folgende Plural *διαφοραῖς* auch von den Meinungen des Anaximander und Anaximenes zu verstehen ist. — Ebd. Mitte B. 975 b, 38 habe ich mit Spalding *ἔξω* statt *ἐκ* (*τῶν εἰρημένων*) gelesen und übersetzt: »eine Grenze ausser den genannten« anstatt: »nach dem (von Melissus selbst) Gesagten.« — S. 61 oben, B. 976 a, 10: Nach *ἀγένητον ὄν* ein Punct. Dann *ἔτι* statt *ἐπεὶ* (mit Bergk) und statt *ὃ περανθῆναι ὁρᾷς* (cod. Lips. *Ἀθηναγόρας* woraus Beck *Ἀναξαγόρας* gemacht hat), *ἐλέγχει* etc. *ὃ περανθῆναι αὐτὸς ἐλέγχει*, da *Ἀθηναγόρας* offenbar aus der Wiederholung des *ανθῆναι* und dem sinnlosen *ὁρᾷς* entstanden ist, so dass die Uebersetzung lauten sollte: »Ferner wenn es (das Absolute des Melissus) gleichartig und, wie er selbst sagt, Eins ist und zwar ein Körper, so hat es Theile und diese alle von gleicher Art. Denn in diesem Sinne sagt er, das All sei ein gleiches, nicht als ob es einem Andern gleich wäre, das ja

Digitized by Google

wie er zeigt begrenzt sein müsste. Ist dagegen das Unendliche (an sich) ein Gleiches, so muss es einem Andern gleich sein, also, da es deren zwei oder mehrere sind, kann es nicht Eins und nicht unendlich sein.« Ebd. Mitte, B. 977 a, 18: »Offenbar erklärt er damit jeden einzelnen Theil für Eins, weil er ein Körper ist, nicht für unendlich, denn nur das All ist unendlich« u. s. w. — Ebd. unten, B. 976 a, 26: »Mithin wären seine Theile in der Mehrzahl vorhanden, auch in kleineren und geringeren Dingen, und durchaus verschiedenartig, und es wäre in dieser Beziehung veränderlich etc. — S. 62, B. 976 a, 37: »Hat es ferner nicht etwas Ungereimtes, wenn das All als Eines nicht nach allen Seiten gleich ist? — — wenn doch nicht jedes Einzelne sich selbst gleich sein muss?, und warum soll nicht das Eine locker, das Andere dicht sein, obgleich keine Leere im Lockern ist? — — — so dass, wenn vom Universum der eine Theil dicht, der andere locker ist, das Ganze wegen dieser Beschaffenheit locker ist. Wenn aber auch das All gleichmässig voll ist, so ist es doch weniger voll als das Dichte. Wenn es nun aber auch durchaus gleich und nicht entstanden ist, und wenn damit gegeben wäre, dass es unendlich sei und dass unmöglich ein anderes auch unendlich sein könne, warum muss diess sofort auch das Eine heissen? wie kann denn das Unendliche, ohne das Ganze zu sein, Eins sein?« — S. 63, B. 976 b, 17: »so setzen auch sie (die Vielen) das Leere gleichsam als umschliessendes Gefäss voraus; allein davon abgesehen, wenn es auch kein Leeres gäbe, würde doch Bewegung stattfinden, wie denn auch Anaxagoras, der vor ihm dasselbe beweisen wollte, obgleich es ihm nicht gelungen ist zu beweisen, dass es kein Leeres gebe (*τὸ κενὸν οὐ προχωρῆσαν αὐτῷ ἀποφήνασθαι ὅτι οὐκ ἔστιν*), ausdrücklich sagt« etc. — Das sogleich folgende »Ebenso erklärt Empedocles« etc. erklärt K. so, dass der Widerspruch zwischen dieser Stelle und anderweitigen Angaben des Aristoteles über des Emp. Lehre von der Bewegung (Zeller, Philosophie der Griechen 2. Aufl. I, p. 337) wegfällt: er verbindet nämlich *τὸν ἅπαντα χρόνον* mit *συγκινούμενα* und übersetzt »per omne tempus mixtionis«, den Gegensatz *ὅταν δὲ . . . συγκριθῇ ὡς ἓν εἶναι* versteht er vom Stillstehen der Bewegung. Daneben verwirft er den Beisatz *πόθεν οὖν τί κ' ἐπέλθοι*; als Glosse, durch die Jemand den Vers des Emped. ergänzen wollte, der in den Fragmenten vielmehr so lautet: *οὐδέ τι τοῦ παντὸς κενεὸν πέλει οὐδὲ περισσόν*, welche letzteren Worte hier folgen. Die ganze Stelle muss nun in der Uebersetzung so lauten: »Ebenso erklärt auch Emp., dass die in Verbindung tretenden Dinge die ganze Zeit (der Vereinigung) beständig sich bewegen, ohne dass er im Universum eine Leere zulässt; aber auch nachdem die Mischung vollendet ist, so dass alles zusammen Eins ist (ohne weitere Bewegung), bleibt nichts Leeres und auch kein Ueberschuss, sagt er.« S. 63 unten, B. p. 976 b, 35 verwirft K. mit Recht, wie mir scheint, die von Mullach aus Felicians latein.

Digitized by Google

Uebersetzung aufgenommene Einschaltung der Negation nach *ἀλλὰ*, unter Berufung auf Aristot. Phys. III 6, wo gegen Melissus behauptet wird *πολλὰ εἶναι ἄπειρα δυνάμει, οὐδὲν ἐνεργείᾳ*, er streicht zugleich mit Beck das *οὔτε* zwischen *ἕν* und *ἄπειρον*, so dass der Satz lautet: »Demnach muss weder Alles ewig noch ein Unendliches sein, sondern viele Unendlichkeiten.« — S. 64, B. 976 b, 37 ist so zu berichtigen: — »da, wenn das All das Eine ist, doch Bewegung statt findet und es (das All) in dem Verhältniss von Mehr und Weniger Unterschiede und Veränderungen annimmt, ohne dass ein Körper dazukommt oder hinwegkommt« (*οὐδ' ἀπογιγνομένου* statt der sinnlosen Worte *εἰ δ' ἄρα τινός οὐ τοῦ [σώματος]*); »und wenn es Vieles ist, weil dann alles wechselweise sich mischt und trennt.« — Den Schluss endlich (B. 977 a, 4) stellt K. so her, dass er wie oben in der erstgenannten Stelle *πρόσθησις* beibehält, sodann *ἢ καὶ ἀποτριβέντος τοῦ ἐπίπροσθεν ἕτερα ἑτέρων φαίνεσθαι* (cod. Lips.) ..., *ἀλλ' οὗτοι γε .... γίγνεσθαι μέρος ..... ἀλλὰ μεμιγμένα μὴν* (st. *μηδ'*) *ὁποσαοῦν αὐτοῦ μέρη* liest; d. h. »Denn die Mischung darf weder eine Verdunklung noch eine Zusammensetzung in dem Sinne sein wie er es meint, so dass entweder zum voraus eins vom andern getrennt wäre oder nach der Entfernung des verdunkelnden Bestandtheils die Trennung zum Vorschein käme; aber es darf auch nicht blos aneinandergelegt sein, dass irgend ein beliebiger Theil der Mischung neben einen beliebigen so zu liegen käme, dass die verbundenen Theile nicht von einander gelöst werden könnten; sondern jeder einzelne Theil der Mischung muss mit allen übrigen gemischt sein.« Woran dann richtig der letzte Satz sich anschliesst: »Denn da es keine Atome gibt, so ist jeder Theil mit jedem ebenso gemischt wie das Ganze gemischt ist.«

Nur an einer Stelle scheint mir der Verf. des Programmes unrichtig construirt zu haben: B 976 a, 28 *τί κωλύει καὶ πλείω ὄντα ἑνὸς μεγέθει ἄπειρα εἶναι*; übersetzt er »quid obstat quominus res complures (non numero sed) unius rei magnitudine infinitae sint?« Dies ist nicht nur unverständlich, sondern auch dem Zusammenhang zuwider. Nach letzterem muss *ἑνὸς* genetivus compar. sein, was auch dem Sprachgebrauch angemessen ist. Es folgen unmittelbar die Worte: »wie Xenophanes sowohl die Tiefe der Erde als die Höhe der Luft als unendlich annimmt. Und der Zusatz *ἑνὸς* zu *πλείω* ist hier gar nicht überflüssig, da sich alles um den Begriff der Einheit dreht. — An einer andern Stelle B. 976 b, 8 hat er einen müssigen Zusatz nach *διὰ τί καὶ ἓν τοῦτο ἤδη προσαγορευτέον*; nemlich *καὶ ἀγέννητον ὄν* unangefochten stehen lassen, was eine auffallende Wiederholung aus dem Bedingungssatze *εἰ δὲ καὶ ἔστι καὶ ἀγέννητόν ἐστι* und wahrscheinlich eine Randglosse ist.

Ueber den Verfasser der Schrift äussert sich Hr. Kern nur beiläufig p. 28 Note **: »scriptor, sive Theophrastus est sive alius

Digitized by Google

quidam Peripateticorum« —; ihren ächtaristotelischen Ursprung wird nach Zeller's Ausführungen (a. a. O.) Niemand mehr aufrecht halten wollen.

Zu der zuletzt genannten Stelle B. 976b, 8 sagt der Verf. cum de hoc loco, tum de toto scriptoris consilio in refellendis Melissi placitis propediem alio loco uberius disseram. Möge es, wenn diess geschehen ist, ihm gefallen auch die beiden andern Abschnitte der pseudoaristotelischen Schrift seiner kritischen Behandlung zu unterziehen. **Schnitzer.**

Anacreontis Teti quae vocantur Συμποσιακὰ ἡμιάμβια ex Anthologiae Palatinae volumine altero nunc Parisiensi post Henricum Stephanum et Josephum Spalletti tertium edita a Valentino Rose. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII XXV und 70 S. in 8.

Die Sammlung der kleinen, unter Anakreons Namen auf uns gekommenen Gedichte — *Ἀνακρέοντος Τηΐου συμποσιακὰ ἡμιάμβια* lautet die Aufschrift derselben in der einzigen davon noch vorhandenen Handschrift — hat noch unlängst in Bergk's dritter Auflage der Poetae Lyrici p. 1046 ff., eine sorgfältige Behandlung erfahren: hier erscheinen diese Gedichte in einem Abdruck, der vor Allem Beachtung verdienen wird, weil er sich auf eine neue, genaue Vergleichung der bemerkten, einzigen Handschrift stützt, von welcher einst Henricus Stephanus die Abschrift genommen, nach welcher er erstmals im Jahre 1554 zu Paris diese Gedichte herausgab, welche seitdem mehrfach wieder abgedruckt und auch commentirt worden sind, auch manche Aenderungen und Verbesserungsvorschläge (wie noch in der eben erwähnten letzten Ausgabe von Bergk) hervorgerufen haben, ohne dass jedoch die Handschrift selbst, welche Salmasius noch im Jahre 1607 zu Heidelberg sah, auf's Neue eingesehen und verglichen worden wäre; wenn man nemlich von dem 1781 zu Rom durch Spalletti gegebenen Nachstich absieht, der aber nicht einmal besonderer Genauigkeit sich erfreut. Während der Handschrift der Anthologie, seit sie im Jahre 1815 von Paris aus in ihre alte Heimath zurückgekehrt ist, von verschiedenen Seiten eine so genaue kritische Erforschung und Untersuchung zu Theil geworden ist, dass wenigstens über die einzelnen Lesarten u. dgl. kaum mehr ein Zweifel herrschen kann, war diess bei dieser Sammlung Anakreontischer Gedichte nicht der Fall. Diese Sammlung nemlich bildete einen integrirenden Theil der Handschrift der Griechischen Anthologie, welche in der kurfürstlichen Bibliothek zu Heidelberg, daher Palatina genannt, sich befand. Diese Handschrift wanderte bekanntlich im Jahre 1623 über die Alpen nach Rom mit den übrigen handschriftlichen Schätzen

Digitized by Google

dieser Bibliothek. Da nun bei der Verpackung, wie Theiner berichtet, zufolge der dem Leo Allatius ertheilten Instruction, die äusseren Decken oder Einbände der Handschriften abgerissen wurden, um den Transport zu erleichtern, so mag diess auch bei dieser Handschrift der Fall gewesen sein, da sie in Rom einen neuen, päbstlichen Einband, denselben, den sie noch jetzt trägt, gleich anderen Handschriften, die ebenfalls neue Einbände bekamen, erhielt. Bei dieser Gelegenheit mag die Trennung oder Lösung der Blätter, welche (von Fol. 615 an) die Anacreontischen Lieder enthalten, stattgefunden haben, und wurden diese in einen besondern Band gebunden, der übrigens dieselbe Nummer mit dem andern Bande, wie es scheint, behielt; nach ihm veranstaltete auch Spalletti den eben erwähnten Nachstich. Als nun in Folge des Friedens von Tolentino im Jahre 1797 aus der alten, in Rom besonders aufgestellten Palatina von der französischen Commission vierzig Handschriften zur Abführung nach Paris ausgelesen wurden*), befand sich darunter auch der Codex der Griechischen Anthologie, aber auch der von ihm getrennte, besondere Band der Anakreontischen Gedichte. Auffallend bleibt es immerhin, dass in dem damals aufgestellten Verzeichniss der aus dem Vatican nach Paris entführten Handschriften nur die eine mit Nr. 23 bezeichnete Handschrift der Anthologie aufgeführt ist**), ohne dass der Anakreontischen Gedichte, die in einen besondern Band gebunden waren, Erwähnung geschieht. Dass sie aber damals nach Paris gekommen, ist unzweifelhaft, eben weil sie jetzt noch dort sich befindet und nicht früher, bei irgend einer andern Gelegenheit dahin gekommen sein kann. Als nun im Jahre 1815 die aus der Palatina von Rom nach Paris entführten Handschriften für die alte Heimath requirirt wurden, kamen dieselben, auch mit Einschluss des Cod. 23 der Anthologie, der allein in dem gedruckten Verzeichniss aufgeführt war, sämmtlich nach Heidelberg zurück: von dem losgerissenen und als besonderen Band gebundenen Theile, welcher die Anakreontischen Lieder enthält, war keine Rede; es kam dieser Band nicht mit den andern Handschriften und mit der Anthologie zurück, er blieb also in Paris zurück: ohne dass die diesseitigen Commissäre davon wohl Etwas wussten oder nur eine Ahnung davon hatten, weil sie sonst gewiss die nöthige Reclamation hätten ergehen lassen, und die alliirten Mächte gewiss diese Reclamation unterstützt hätten. Es ist bekannt, dass die französischen Behörden damals wenig Neigung zeigten zur Abliefe-

*) Dass die französischen Commissäre eine sehr gute Auswahl getroffen, lässt sich nicht in Abrede stellen, dass sie aber dabei durch den Rath Niebuhr's unterstützt wurden, erscheint als eine neue Thatsache; s. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter II. p. 548.

**) S. das Verzeichniss bei Friederich Gesch. d. nach Rom entführten Heidelberger Bibliothek S. 61 ff.

Digitized by Google

rung derartiger handschriftlicher Schätze; zogen sie doch, wie Ref. aus dem Munde eines der damaligen Beamten der Bibliothek vernommen hat, die Rückgabe so lange hin, bis eine Compagnie Grenadiere, als Execution, in dem Hofe der Bibliothek (in der Rue Richelieu) aufgestellt war; sie werden daher auch die besonders gebundene Handschrift der Anakreontischen Gedichte, da sie nicht von ihnen verlangt und in dem gedruckten Verzeichniss nicht besonders genannt war, lieber zurückbehalten haben*); sie beobachteten daher auch klüglich ein Schweigen, in Folge dessen die Handschrift minder beachtet war und wie für verschollen angesehen ward; es ist uns nicht bekannt, dass irgend ein, zumal deutscher Gelehrter sie eingesehen oder Näheres darüber mitgetheilt hätte. Daher hat der Herausgeber das Verdienst, diese Handschrift wieder an das Tageslicht gezogen zu haben, indem er sie in Paris selbst einsah und eine genaue Vergleichung mit dem von Stephanus erstmals früher gelieferten Texte vornahm, wobei er auch, zur weiteren Vervollständigung, die in Leiden jetzt unter den Codd. Vossiani (Nr. 18) befindliche Abschrift, welche Henricus Stephanus sich von dieser Handschrift genommen und nach welcher er den Druck veranstaltet hatte, benützte, nachdem durch die Vermittelung des in der gelehrten Welt rühmlichst durch seine Fürsorge wie durch seine Gefälligkeit bekannten Herrn Du Rieu, dieselbe ihm zugekommen war. Henricus Stephanus hatte nämlich als junger Mann im Jahre 1551 zu Löwen diese Abschrift von der Handschrift gemacht, welche damals im Besitze eines gelehrten Britten Johannes Clemens sich befand, und nach dessen Tode (1572) durch Kauf von den Erben desselben in die Pfälzische Bibliothek zu Heidelberg überging. Der Herausgeber hat eine genaue Beschreibung dieses Apographums, das von der Hand des Stephanus selbst geschrieben, eine verschiedene Schrift in seinen verschiedenen Theilen erkennen lässt, gegeben, dann aber auch einer weiteren Erörterung die Frage unterzogen, wie der genannte Britte in den Besitz dieser (damals noch nicht in zwei Bände von einander gerissenen) Handschrift gelangt sei: er vermuthet, dass diess auf einer Reise in Italien geschehen sei; wiewohl es ihm selbst auffallend erscheint, dass in Italien, wenn anders dort Clemens die Handschrift erwarb, die etwa vom Orient aus dahin gebracht worden, auch keine Spur ihrer Kenntniss bei den Gelehrten jener Zeit vorkommt, zumal Janus Lascaris schon ihm Jahre 1494 die Anthologie des Planudes zu Florenz herausgegeben hatte. Es ist diess auffallend und wird die

*) So blieben auch dreizehn hebräische Handschriften in Paris zurück, die ihren Rückweg in die alte Heimath nicht fanden; s. Liebrecht in der Allgem. Zeitg. 1862 Beilage Nr. 310 vom 6. November, Petzold im Neuen Anzeiger 1862 S. 365 ff. Auch der berühmte Codex der Minnesänger, der zu Paris jetzt sich befindet, gehört nach Heidelberg: wie er aber nach Paris gekommen, liegt im Dunkeln, da er nicht zu den nach Rom gewanderten Handschriften gehört,

Digitized by Google

Schwierigkeit, über die Herkunft dieser Handschrift zu einem sichern Resultat zu gelangen, erhöht durch die Beschaffenheit der Handschrift selbst, welche in Folge des Einbandes, den sie zu Rom erhalten, keine äusseren Zeichen oder Spuren bietet, aus welchen sich irgend Etwas über ihre Herkunft entnehmen liesse. Dass sie aus dem Orient stammt, aus Griechenland, oder, was uns wahrscheinlicher dünkt, aus Constantinopel oder aus irgend einem Orte Kleinasiens nach Italien gekommen ist, mag immerhin glaublich erscheinen: vielleicht hat sie ein ähnliches Schicksal gehabt, wie die ebenfalls nach Heidelberg mit der Anthologie aus Rom und Paris zurückgekommene Handschrift des Lysias — die älteste, urkundliche Quelle des Textes — welche, wie Ref. in diesen Jahrbüchern 1841 S. 743 ff. nachgewiesen, aus Nicäa stammt, dahin aber wohl aus Constantinopel, etwa zur Zeit der Eroberung dieser Stadt durch die Lateiner (1203. 1204) gekommen sein mag. Ein gleiches mag in Bezug auf die einzige noch vorhandene Handschrift der Anthologie anzunehmen gestattet sein: mehr als blosse Vermuthung ist es indessen nicht. Jedenfalls verdient aber der Herausgeber allen Dank, dass er dieser wichtigen Frage nach der Herkunft der Handschrift alle Aufmerksamkeit zugewendet und deshalb sogar das Leben und die Reisen des genannten gelehrten Britten einer eingehenden Untersuchung unterzogen, und deshalb sogar S. XX ff. einen Abdruck der diese Reisen betreffenden Notizen beigefügt hat.

Nach dieser ältesten und einzigen handschriftlichen, seit Stephanus, wie bemerkt, eigentlich nicht mehr benutzten und verglichenen Quelle hat nun der Herausgeber einen Abdruck gegeben, bei welchem sorgfältig unter dem Texte alle Abweichungen der Handschrift, so wie des Stephan'schen Apographums und des von demselben im Druck gegebenen Textes bemerkt sind, in Verbindung mit anderen auf die ursprüngliche Beschaffenheit des Textes bezüglichen Bemerkungen, welche bei manchen dieser kleinen Gedichte auch näher auf die Zeit der Abfassung derselben uns zu führen vermögen, wie, um nur Einen Fall der Art anzuführen, bei Nr. 6, welches Gedicht in's 10. Jahrhundert gesetzt wird, und immerhin zeigen kann, dass die Sammlung, wie sie jetzt in dieser Handschrift vorliegt, Aelteres und Neueres gemischt enthält, dessen Ausscheidung keine geringe Schwierigkeit bietet, auch wenn man die Mehrzahl dieser Gedichte noch vor das vierte Jahrhundert n. Chr. verlegen will. Fragt man aber, ob auch nur ein einziges derselben auf den alten Sänger von Teos sich mit Grund zurückführen lasse, so antworten wir mit dem Herausgeber S. IX, »hoc et ignoramus et ignorabimus.« Allerdings ist durch die Vorlage dieser Sammlung nach der ältesten und einzigen handschriftlichen Quelle eine Untersuchung dieses Gegenstandes in so fern erleichtert, als dazu eine sichere Grundlage gewonnen ist, von welcher die weitere Forschung auszugehen hat.

Digitized by Google

Näher in die Behandlung einzelner Stellen oder einzelner Lesearten einzugehen, kann hier nicht am Orte sein, wo wir nur eine einfache Berichterstattung beabsichtigen, aus welcher zur Genüge hervorgegangen ist, wie jede kritische Behandlung dieser Reste, im Ganzen, wie im Einzelnen, auf diese Ausgabe und die damit gegebene Grundlage zurück zu gehen hat, eben weil der Text, den die Handschrift bringt, ein im Ganzen vielfach entstellter, nichts weniger als von Fehlern freier genannt werden kann, für dessen Berichtigung der Herausgeber bestens gesorgt hat. Noch beigefügt am Schlusse erscheint unter der Aufschrift Anacreon monachus der Abdruck eines lateinischen Gedichtes von 216 kleinen gereimten Versen aus einer Erfurdter Handschrift. Es ist jedenfalls ein Product des Mittelalters, und zwar wohl des schon späteren, empfiehlt sich aber durch die nette Fassung und durch eine eigenthümliche Nachbildung der unter dem Namen des Anakreon auch noch in der spät Griechischen, Byzantinischen Zeit gepflegten Poesie.

Der unterzeichnete Referent kann diese Gelegenheit, wo es sich um eine der werthvollsten Handschriften der alten Palatina zu Heidelberg handelt, nicht vorübergehen lassen, ohne eine Bemerkung beizufügen, zu der er sich durch eine unlängst erschienene Schrift veranlasst sieht. Die Wegführung dieser Palatina, (die übrigens keine Universitätsbibliothek, sondern eine kurfürstliche Bibliothek war) von Heidelberg über die Alpen nach Rom im Jahr 1623, hat, wie Jedermann weiss, Deutschland einen literärischen Schatz entzogen, wie damals wenigstens in Deutschland keiner aufzufinden war: um so näher liegt daher die Frage, wem die Schuld dieses grossen Verlustes beizumessen sei. Auch Ref. musste sich diese Frage vorlegen, als er vor bereits drei und zwanzig Jahren dieses Ereigniss quellenmässig darzustellen und in sein rechtes Licht zu setzen bemüht war. Er ist aber damals zu keinem andern Ergebniss gelangt, oder vielmehr, er konnte nach den bis dahin bekannt gewordenen Quellen zu keinem andern Resultat gelangen, als zu dem von ihm damals ausgesprochenen, wornach die Hauptschuld auf Maximilian I. fällt, welcher hiebei eben so sehr durch politische, wie finanzielle Rücksichten geleitet war, und durch die in der Form einer Schenkung überlassene Bibliothek der gegen den Pabst eingegangenen Verbindlichkeiten am ersten sich entledigen konnte. Neue Dokumente darüber sind inzwischen nicht zu Tage getreten; Caraffa, der päbstliche Nuntius, auf dessen Theilnahme an den desfalsigen Verhandlungen Ref. schon früher hingewiesen, rühmt sich in der seitdem (zu Wien 1860 von J. G. Müller) herausgegebenen Relazione dello stato del Imperio S. 277 etc. seiner Mitwirkung bei diesem Ereigniss. Um so auffallender musste es dem Ref. erscheinen, in der jüngst erschienenen Biographie Maximilian's I. (von Schreiber München 1868. S. 293) diese Schuld Maximilian's in Abrede gestellt zu sehen, indem schon vorher dem

Digitized by Google

Pabst von dem Kaiser die Bibliothek versprochen gewesen, dieser darüber schon verfügt, noch ehe Heidelberg erobert gewesen, Maximilian aber für die erlangte Kurwürde sich dadurch dem Pabste dankbar zu zeigen geglaubt habe, dass er dessen Legaten Leo Allatius die schon vom Kaiser versprochene Bibliothek ausgeliefert, der Pabst aber als oberster Leiter des Kirchengutes ein Eigenthumsrecht auf diese aus den Büchern der aufgehobenen katholischen Klöster der Rheinpfalz zusammengesetzte Bibliothek gehabt habe. Das letztere ist jedoch unseres Wissens nie von päbstlicher Seite behauptet worden, wohl aber hat der Cardinal Consalvi, als man die Herausgabe der noch in Rom befindlichen Handschriften der Palatina verlangte, in seinem Erwiederungsschreiben vom 30. Decbr. 1815, in welchem dieses Ansinnen abgelehnt ward, als Grund der Ablehnung angegeben, dass die Ueberlassung dieser Bibliothek von Seiten Maximilian's an den Pabst keine eigentliche Schenkung, sondern eine gerechte Vergütung für die geleisteten Subsidien gewesen, oder wie die eigenen Worte lauten: questa donazione non dirsi meramente gratuita, ma piu tosto remuneratoria, e come una quista ricompensa ai soccorsi apprestati.« Und dass diese Aeusserung des Cardinals keine blosse Phrase enthält, sondern volle Wahrheit, hat Ref. hinreichend früher nachgewiesen. Auch war dieser handschriftliche Schatz zu Heidelberg nicht blos aus eingezogenem Klostergut gebildet: die Mehrzahl der Handschriften war durch Kauf oder Schenkung in die kurfürstliche Sammlung gekommen, wie diess ja selbst bei der oben erwähnten Handschrift der Anthologie und der Anakreontischen Gedichte der Fall ist: dass aus aufgehobenen Klöstern Einzelnes auch dahin gekommen, wollen wir damit nicht in Abrede stellen.

Noch auffallender aber erscheint uns die Angabe, dass der Kaiser, noch vor der Eroberung Heidelbergs schon über die Bibliothek verfügt habe. So sehr wir auch der festen Ansicht sind, und diess auch des Näheren früher begründet haben, dass vor der Eroberung Heidelbergs über die Bibliothek bereits verfügt worden und Tilly im Besitz der darauf bezüglichen Ordres gewesen, so ist doch die Einmischung des Kaisers in diese Verhältnisse Etwas so ganz Neues, mit Allem dem, was bisher über diese Sache bekannt geworden, im Widerspruch stehendes, dass vor Allem nach den Beweisen für eine solche Angabe verlangt werden muss. Der Biograph Maximilian's führt in einer Note zu jener Stelle an: »Acten des 30jährigen Kriegs 1623 Fasc. II. Tom. CIII. Reichtagsakten. Regensburg den 25—30. Febr. 1623. Decretensammlung, München den 27. Novbr. 1623.« Mit dieser allgemeinen Verweisung wird man sich aber nicht befriedigt finden können: man hat wohl ein Recht, den Wortlaut dessen zu erfahren, was in diesen Akten steht; und was es überhaupt für Dokumente sind, auf welche diese Behauptung sich stützt, an deren Richtigkeit so lange wohl ein Zweifel erlaubt sein wird, als er nicht durch bestimmte officielle

Digitized by Google

Aktenstücke beseitigt ist. Was wir also im Interesse der Wahrheit verlangen, wäre die Veröffentlichung der angeführten Aktenstücke, und zwar getreu nach ihrem Wortlaut: daraus allein wird sich die nöthige und so wünschenswerthe Aufklärung über diesen Gegenstand gewinnen lassen. Es ist diese aber um so nöthiger, als nach den Wiener Akten des geh. Haus- und Hofarchivs, der Kaiser, durch Seb. Tengnagel um Schutz für die Heidelberger Bibliothek gebeten, diesen auch wirklich zugesagt und an den General Spinola den Befehl ergehen liess, dafür zu sorgen, dass im Fall der Einnahme Heidelbergs, die Bibliothek weder beschädigt, noch verschleppt, sondern bis auf Weiteres in sichere Verwahrung genommen werde. (So steht bei Mailath, Geschichte des österr. Kaiserstaats III S. 95. 96.) Hiernach hätte also der Kaiser gerade das Gegentheil von dem gethan, was ihm hier nachgesagt wird. Endlich bemerken wir noch, dass Leo Allatius keineswegs die hohe Stelle eines päbstlichen Legaten bekleidete, sondern erster Scriptor der Vaticana war, und als päbstlicher Commissär auf Empfehlung des ersten Custoden der Vaticana, des gelehrten Alemanni, zur Aufnahme und Abführung der Palatina nach Deutschland geschickt ward, weil er allerdings zu einem solchen Geschäft gewiss die tauglichste und am meisten befähigte Persönlichkeit war.

Chr. Bähr.

Sedulii Scoti carmina inedita ex codice Bruxellensi descripsit Aemilius Grosse. Regimonti Pr. typis expressit A. Schultz. MDCCCLXVIII 16 S. in gr. 4to.)*

Die Brüsseler Handschrift des zwölften Jahrhunderts Nr. 10735, aus welcher uns in dieser Schrift eine Anzahl von Gedichten eines erst in der jüngsten Zeit bekannt gewordenen Dichters des neunten Jahrhunderts mitgetheilt wird, hat schon frühe die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, wie die im Eingang dieser Schrift erwähnten Anführungen von Hänel, Pertz und Reiffenberg beweisen können, und wenn wir richtig unterrichtet sind, hat sogar der vor Kurzem zu Wolfenbüttel verstorbene Bibliothekar Dr. Bethmann diese Gedichte zur Veröffentlichung in den Monumentt. Germaniae abgeschrieben, ohne dass bis jetzt, wie diess auch mit den zahlreichen noch ungedruckten Briefen des Alcuin der Fall ist, eine gewiss wünschenswerthe Veröffentlichung durch den Druck erfolgt wäre. Wir müssen daher mit Dank annehmen, was uns auf andern Wegen ans diesem Gebiet irgendwie zukommt, und haben daher auch dem Herausgeber unseren Dank auszusprechen für die

*) Eine Gratulationsschrift: Illustrissimo gymnasio Thorunensi tria saecula feliciter transacta congratulantur rector et praeceptores Collegii Fridericiani Regimontani.

Digitized by Google

Veröffentlichung dieser Gedichte, deren es in Allem sechzehn sind, ausgewählt aus einer grösseren Zahl von hundert Gedichten, welche diese Handschrift unter dem Namen des Sedulius uns bringt: einige von denselben sind, wie wir gleich zeigen werden, bereits durch den Druck bekannt geworden. Reiffenberg selbst hatte in dem Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique quatrième année (1843) S. 75 und insbesondere S. 87 ff. Einzelnes von diesen Gedichten mitgetheilt, namentlich das an den Bischof Hartgar zu Lüttich gerichtete Gedicht, welches hier die erste Stelle einnimmt, und, wie wir aus der Vergleichung des Textes ersehen, manche Abweichung bietet, wobei uns jedoch der von Hrn. Grosse gelieferte Text der jedenfalls richtigere zu sein scheint; eben so verhält es sich mit dem zweiten der hier mitgetheilten Gedichte, aus welchem aber bei Reiffenberg einige Verse, wir wissen nicht aus welchem Grunde ausgelassen sind; auch das hier unter Nr. VIII mitgetheilte Gedicht über die Niederlage der Normannen hat Reiffenberg S. 96 ff mitgetheilt, ohne jedoch über das Metrum, in welchem dieses Gedicht sich bewegt, sich zu klar zu sein, während unser Verfasser es ganz richtig in sapphische Strophen abgetheilt hat, die uns das Bemühen des Dichters, auch diese Form der altrömischen Poesie nachzubilden, recht deutlich erkennen lassen, während er sich sonst meist in Hexametern und Distichen, nach der Sitte der karolingischen Dichter, gefällt. Reiffenberg hat noch den Anfang mehrerer andern Gedichte mitgetheilt, die jedoch kein besonderes Interesse erregen. Dagegen hat unlängst Dümmler in dem Jahrbuch für Vaterländische Geschichte I. Jahrgg. (Wien 1861. 8.) unter Nr. IV. S. 167 ff. aus derselben Handschrift fünf Gedichte herausgegeben, welche auf den Markgrafen Eberhard von Friaul sich beziehen und allerdings ein gewisses historisches Interesse besitzen; sie sind mit Ausnahme eines einzigen, das ebenfalls in sapphischen Strophen gehalten ist, in Distichen abgefasst: das von unserm Herausgeber unter Nr. XIII mitgetheilte Gedicht befindet sich ebenfalls unter diesen fünf und zwar an letzter Stelle: wir haben die beiden Texte genau verglichen, und abgesehen von der Schreibart Nortmannos und Normannos, nur an zwei Stellen eine — und nicht einmal erhebliche — Abweichung gefunden; Vs. 3 hat die Handschrift, welcher Hrn. Grosse folgt:

quem nobis Alpes, quem Longobardia remisit

während Hr. Dümmler, um den metrischen Fehler zu heben, misit gesetzt hat; und allerdings lässt es sich bei einem Dichter, welcher so sorgfältig, auch im Metrum, die altrömischen Dichter nachzubilden versucht, kaum annehmen, dass er eine Sylbe zu viel in den Hexameter gebracht hat. Die andere Abweichung ist Vs. 37, wo wir bei Dümmler finden:

Diligitis Christum, sic Christus diligit illum

während unser Herausgeber, ohne Zweifel richtiger gibt:

Diligit is Christum, sic Christus diligit illum.

Digitized by Google

Die übrigen zwölf Gedichte, welche der Herausgeber mittheilt, erinnern wir uns nicht, irgend wo sonst bereits gelesen zu haben, sie erscheinen daher als Inedita, welche ihrem Inhalt nach sich theils auf denselben Bischof Hartgar und dessen Nachfolger Franco beziehen, theils (wie Nr. VIII) auf Carl den Grossen und (wie Nr. X) auf seinen Sohn Ludwig. Hiernach lasst sich auch die Lebenszeit dieses gelehrten Jren bemessen, welcher zu Lüttich die Stelle eines Presbyters und eines Lehrers begleitete, und seine gelehrte Thätigkeit, die uns bisher nur aus theologischen Schriften (Erklärung von Evangelienabschnitten, paulinischen Briefen u. dgl.) bekannt war, die übrigens auch den Kreis der Schule befasst zu haben scheint (wir denken an die ihm beigelegten Commentarii in artem Eutychii, in artem Donati), auch durch gelehrte Poesien, der Sitte jener Zeit gemäss, kund zu geben suchte; und dürfen wir wohl mit Dümmler (a. a. O. S. 171) die Abfassung dieser Gedichte, jedenfalls der meisten derselben, in die Jahre 840 bis etwa 860 verlegen. Die Gedichte, welche uns nun hier der Herausgeber in einem durchaus getreuen und genauen Abdruck vorlegt, bei welchem jede, auch die geringste Abweichung von der Handschrift unter dem Texte bemerkt ist, tragen ganz den Charakter der im karolingischen Zeitalter wieder auflebenden altrömischen Poesie an sich, welche selbst die Formen der heidnischen Mythologie in den an christliche Bischöfe, wie hier an den Bischof Hartgar zu Lüttich, gerichteten Dichtungen nicht verschmäht; und dass sich darauf der Dichter nicht wenig zu gut thut, sieht man unter Anderm aus dem unter Nr. XV hier mitgetheilten Gedichte an den genannten Hartgar, wo die Muse Calliope den betrübten Dichter mit den Worten Vs. 19. 20 tröstet:

»Sedulia sum, ave, tumosae filius amnis,
Tu Maro Leodii Musigenumque comes.«

und auf dergleichen Redensarten stossen wir mehrfach in diesem Gedichte. Wir werden uns daher auch wohl nicht daran stossen, wenn Petrus Vs. 117 als claviger astrisoni Olympi bezeichnet wird: immerhin aber werden diese Dichtungen, als beachtenswerthe Zeugnisse der gelehrten Bildung wie des Geschmackes jener Zeit, unsere Aufmerksamkeit anzusprechen haben, und verdienen dieselben wohl in ihrer Vollständigkeit an das Tageslicht gezogen zu werden. Man kann daher nur wünschen, dass der Herausgeber, der hier einen so schönen Anfang der Veröffentlichung gemacht hat, dieser weiteren Aufgabe sich unterziehe, und erwarten selbst aus dieser Veröffentlichung des Ganzen dieser Dichtungen, selbst abgesehen von Anderem, auch einigen historischen Gewinn, wie er selbst aus den wenigen bis jetzt veröffentlichten Proben sich entnehmen lässt.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Ausflug nach Neapel und dem Normannen-Archipel im Sommer 1867 von Dr. H. K. Brandes, Professor und Rector am Gymnasium zu Lemgo. Detmold. Meyer'sche Hofbuchhandlung 1868. 88 S. in 8.

Wir sind den früheren Ausflügen des Verf. stets in diesen Blättern gefolgt und gedenken daher auch gerne dieses neuen Ausfluges, an dem man ein gleiches Interesse wie an den früheren nehmen wird, da er dem Leser durch die frische und lebendige Erzählung des Gesehenen und Erlebten nicht minder anziehend wird. Gegenstand des letzten Ausflugs war Norwegen (siehe diese Jahrbb. 1867 S. 202 ff.); diesmal ist Ziel der Reise Neapel mit seinen Umgebungen, welches von Marseille aus schnell zur See erreicht ward, und so konnte der Verfasser, als Freund des Alterthums und selbst als gelehrter Forscher desselben wohl seine Reiseschilderung beginnen mit dem Berichte des jüngern Plinius über die Eruption des Vesuv, die seinem Oheim das Leben kostete. Der Verfasser selbst unterliess es auch nicht, vor Allem das einst verschüttete Pompeji zu besuchen, und gibt uns von dem Eindruck, den die zum Theil wieder ausgegrabene Stadt auf den Besucher macht, der in ihren jetzt todten Strassen wandelt, ein treues Bild, wobei er selbst die einzelnen besonders merkwürdigen Punkte hervorhebt und beschreibt. Dass ein so rüstiger Wanderer, wie der Verfasser, auch den Vesuv besteigen würde, war zu erwarten: auch davon erhält der Leser eine lebendige Schilderung. Nicht minder wird Neapel, die Stadt, uns geschildert, mit den näheren Umgebungen, dann die Inseln Ischia und Capri. Von einer Fortsetzung der Reise nach Sicilien, wie sie beabsichtigt war, hielt jedoch der Ausbruch der Cholera in diesem Lande zurück: der Verf. musste darauf verzichten und entschloss sich zur Abreise, welche ihn dann nicht minder schnell zur See nach Marseille und von da nach Paris führte, um von hier aus noch einen Ausflug in das so wenig im Ganzen besuchte westliche Frankreich zu machen. Im Fluge gelangt der Verf. nach der Bretagne: die Seestadt Brest, Rennes, die eigentliche Hauptstadt des Landes, dann St. Malo bilden die hervortretenden Punkte der Reisebeschreibung: ein Ausflug von St. Malo nach der englischen Insel Jersey reiht sich daran. Mit grosser Schnelligkeit ward die Rückreise über Paris in die deutsche Heimath ausgeführt: in anderthalb Tagen und zwei Nächten war der Reisende von der Insel Jersey und aus dem Normannen-Archipel in das Lippe'sche Land gekommen und begrüsste mit Freuden wieder den Teutoburger Wald und seine grünen Buchen. »Nachdem ich, so schliesst auch diesmal der Verfasser seinen anziehenden Bericht, Neapel geschaut, habe ich das Kleeblatt der Schönheiten Europa's gesehen. Und soll ich — um nach der französischen Redeweise: donner la pomme à une Dame, meinen Ausdruck zu model-

Digitized by Google

liren — einer der drei Schönen den Apfel ertheilen, so bekommt ihn nicht die schwedische Hauptstadt, wiewohl sie zwischen Mälar und Ostsee so lieblich und anmuthig daliegt, so bekommt ihn nicht der Golf von Neapel, wiewohl uns die Grossartigkeit seiner Natur so gewaltig ergreift und fesselt, so bekommt ihn der Bosporus mit dem hochthronenden Stambul, seinen Moscheen, seinen schlanken Minarets und dunklen Cypressenwälder, auf welchen ein Zauber ruhet, den weder Stockholm, noch Neapels prächtiger Golf zu erwecken vermag.«

Von demselben Verfasser erschien:

Die deutschen Wörter aus der Fremde zusammengestellt von Dr. H. K. Brandes, Prof. und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1868. 98 S. 8.

Im vorigen Jahre hatte der Verf. eine Zusammenstellung von Wörtern deutschen Stammes, welche in der französischen Sprache vorkommen, in einer kleinen Schrift geliefert, deren diese Jahrbb. 1867. S. 640 gedacht haben. Die vorliegende hat nicht so wohl die sogenannten Fremdwörter in unserer Sprache zum Gegenstand, deren leider so viele in unsere Sprache eingedrungen sind, wie unsere Fremdwörterbücher — wir erinnern nur an das Heyse'sche, das vollständigste von allen, zur Genüge zeigen können, sondern er bespricht hier solche Ausdrücke, welche bei uns längst eingebürgert, von den besten Rednern und Schriftstellern gebraucht, ächt deutsch zu sein scheinen, es jedoch in Wahrheit nicht sind, sondern ursprünglich einer andern Sprache angehören. Eine nahmhafte Zahl solcher Wörter, an fünfhundert, wird nun hier in alphabetischer Reihenfolge vorgeführt, und jedes derselben auf seinen Ursprung zurückgeführt, nicht ohne weitere Erörterungen, welche sich über die Ausdrücke verwandter Sprachen verbreiten. Dass darunter auch im Einzelnen noch Manches problematische vorkommt, ist begreiflich: so z. B. bei dem Wort Dose (als Büchse, wie Tabacksdose), welches von dem Griechischen δόσις Gabe hergeleitet wird, indem es zuerst die daraus genommene Gabe, die Prise bedeutet habe. Eher mag man begreifen, wie Dult, als Abkürzung von Indult genommen, oder Brief aus dem lateinischen brevis, breve hergeleitet wird; oder Pantoffel aus dem mittellateinischen pantofla, jedoch mit dem Bemerken, dass es deutschen Ursprungs sei, gebildet von dem oberdeutschen Bandsohle, d. h. einer Sohle mit einem Bande. Eben so wird Zinn, das man von dem Lat. stannum herleiten will, für ächt deutsch erklärt, von der Wurzel zi, ti, di, diu, welche das Helle, Lichte, Hervortretende ausdrückt. Dagegen Zins wird von dem lateinischen

Digitized by Google

census hergeleitet und zwar richtiger wohl als von centum. Diess sind nur ein paar Beispiele, womit auf eine Zusammenstellung aufmerksam gemacht werden soll, die im Einzelnen Manches Interessante auch dem, der lateinischen oder griechischen Sprache nicht Kundigen, zu bieten vermag.

Wörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Haacke, Oberlehrer am Gymnasium zu Hirschberg. Leipzig. Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1868. 207 Seiten in 8.

So lange noch die Biographien des Cornelius Nepos ein Gegenstand der Schullectüre bilden, wozu sie schon von Aemilius Probus am Ende des vierten christlichen Jahrhunderts bestimmt waren, und was sie auch, wir wollen es wenigstens hoffen, als ältestes Schulbuch noch ferner bleiben werden, erscheinen eigens dazu angelegte Wörterbücher, welche den gesammten Sprachschatz dieser Biographien befassen, als ein Bedürfniss für den Schüler, welchem ein blosser lateinischer Text (und diess ist nach unserem Ermessen das beste) in die Hände gegeben wird. Aus einem solchen Bedürfniss ist auch das vorliegende Wörterbuch hervorgegangen, welches zu diesem Zweck empfohlen werden kann, da es nicht blos den Anforderungen der Vollständigkeit entspricht, durch Aufnahme aller einschlägigen Wörter, sondern auch und insbesondere durch die Art und Weise, in welcher bei jedem einzelnen Worte, namentlich bei den Verbis, die verschiedenen Bedeutungen, wie sie im Gebrauch sich ergeben, aufgeführt und erklärt werden: denn hier tritt zunächst der Nutzen hervor, den ein solches Hülfsmittel dem Schüler, der es gebraucht, zu bieten vermag. Wir verweisen beispielshalber auf Worte, wie die Verba capio, cognosco, facio und fio, fero, gero, jubeo, sum, oder wie die Substantiva gratia, imperium, potestas, oder wie die Partikeln cum, ut, quo und quod, oder wie die Präposition in u. dgl. m. Auch auf Ableitung wie auf Synonymik ist dabei stets gebührende Rücksicht genommen. Die Eigennamen, eben so wohl Personennamen, wie geographische Bezeichnungen von Ländern, Landschaften und Städten sind sämmtlich aufgenommen und erklärt: bei den Namen der Art, welche aus dem Griechischen stammen, ist auch die betreffende Bezeichnung in griechischer Schrift beigefügt, und in so fern Nichts ausgelassen oder übersehen, was dem Gebrauche und der Benützung förderlich sein kann. Aus diesen Gründen glauben wir dieses Wörterbuch wohl empfehlen zu können. Es schliesst sich dasselbe zunächst an die Ausgabe des Cornelius Nepos von Dietsch an, aber es sind auch die andern Ausgaben, die in dem Gebrauch der

Digitized by Google

Schüler gewöhnlich sich befinden, in der Art berücksichtigt, dass auch Schüler, welche jene Ausgabe nicht besitzen, doch das Wörterbuch recht gut gebrauchen können.

Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Lindemann. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1868. 8. Zweite Lieferung. Lessing's Leben, Gedichte, Fabeln, Mina von Barnhelm und Emilie Galotti. S. 235. Dritte Lieferung. Göthe's Iphigenie. Hermann und Dorothea. S. 146. Vierte Lieferung. Schiller's Leben und Gedichte S. 218.

Das Unternehmen, von dessen erster Lieferung in diesen Jahrbüchern S. 392 Bericht erstattet worden, nimmt, wie die hier angezeigten drei weiteren Lieferungen oder Bändchen beweisen, von denen übrigens jedes auch besonders abgegeben wird, einen raschen und erfreulichen Fortgang, und ist die Ausführung nicht hinter den bei dem Erscheinen des ersten Bändchens gehegten Erwartungen zurückgeblieben: die Auswahl erscheint zweckmässig und mit Einsicht veranstaltet; für das Verständniss des Lesers ist durch die vorausgehenden Einleitungen, wie die nachfolgenden Anmerkungen gut gesorgt, und mag in dieser Hinsicht insbesondere an die vierte Lieferung erinnert werden, in welcher eine recht gute Lebensschilderung und Würdigung Schiller's gegeben ist, während die Anmerkungen uns in das Verständniss der einzelnen im Ganzen wohlausgewählten Gedichte auf befriedigende Weise einführen. Wir haben wenigstens kein Gedicht vermisst, welches die Aufnahme verdient und von dieser Sammlung ausgeschlossen worden wäre, die daher der Aufmerksamkeit und Theilnahme des deutschen Publikums mit Grund empfohlen werden kann.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hüffer, H., Oestreich und Preussen gegenüber der französischen Revolution bis zum Abschlusse des Friedens von Campo Formio. Bonn. Marcus 1868. 490 S. in 8.

Das überschriftlich genannte Werk reiht sich den besten und empfehlenswerthesten Erscheinungen der neuesten Geschichtsliteratur an, ein Ausspruch den gewiss Jeder mit uns theilen wird, der mit demselben Bekanntschaft gemacht hat. Diese Arbeit ist auch in so ferne besonders wichtig, als der Verfasser, gestützt auf Nachforschungen in den Archiven von Wien, Berlin und Paris, auf dem Wege der Vergleichung zu völlig sichern Resultaten gelangt. Dadurch unterscheidet sie sich von den Arbeiten derjenigen Gelehrten, welche bei Behandlung desselben Gegenstandes, bloss der preussischen Quellen sich bedienten, wesentlich; was ihr aber vollends Werth verleiht, das ist die in der modernen deutschen Geschichtschreibung zur Seltenheit gewordene Unparteilichkeit, welche von den die Geschichte zu Parteizwecken missbrauchenden Schriftstellern geradezu behohnlächelt wird »Unparteilichkeit, auf welche die älteren deutschen Geschichtschreiber so hohen Werth legten, ist gegenwärtig fast zum Schimpfe geworden«, bemerkt Ritter in seinem Briefe an Ranke über deutsche Geschichtschreibung, sehr richtig.

Der ruhigen und rein objectiven Darstellung Hüffers danken wir es, dass die Stellung Oesterreichs zu den grossen Fragen, welche die damalige Zeit bewegten, in einem zu den Auslassungen mancher Geschichtschreiber völlig verschiedenen Lichte erscheint, dass über so viele ausgestreute falsche Beschuldigungen den Lesern die Augen geöffnet werden und das, was lediglich Eingebung tendenziöser Gehässigkeit ist, seiner Wirkung beraubt ist. Hierin hat ihm zwar Vivenot (Herzog Albrecht von Sachsen Teschen) trefflich vorgearbeitet, was Herr Hüffer auch anerkennt, doch aber nicht in dem Maasse, mit welchem er die Mängel des Vivenot'schen Werkes rügt. Das seinige ist nicht bloss der bemerkten Vorzüge und besseren Form wegen von grösserem Gewichte, sondern auch desshalb, weil das Publikum vermuthen könnte, der Oesterreicher Vivenot habe bloss pro domo gesprochen. Die nun wahrzunehmende Uebereinstimmung beider Autoren wird und muss bewirken, dass die Wahrheit endlich durchdringt. Dabei widerfährt denen die gerechte Vergeltung, welche übersahen, dass sie für ihren Nachruhm schlecht gesorgt haben, indem sie unterliessen, der Wahrheit Zeugniss zu geben.

Digitized by Google

In der Uebersicht, welche H. Hüffer vom Ausbruche des Revolutionskrieges bis zum polnischen Aufstande in den zwei ersten Abschnitten gibt, geht er auf Untersuchungen über das, was die dem Kriege mit Frankreich und dem Bündnisse mit Oesterreich abholde Partei in Preussen ingeheim braute, nicht ein. Was Vivenot darüber und über die preussische Kriegsführung mittheilte, bleibt demnach Gegenstand einer künftigen quellenmässigen Untersuchung, denn mit der Darstellung Anderer, auf welche sich Hüffer beruft, kann man sich desshalb, weil Vivenot's Ausführung in »einem heftigen Tone« gehalten ist, nicht begnügen, auch sind es wahrlich nicht »einzelne Stellen«, welche bei Vivenot vom Lossagen Preussens von der deutschen Sache bald nach dem Beginne des Krieges gefunden werden. So viel gesteht unser Verfasser aber doch zu, »dass die Oesterreicher zum Kampfe immer geneigt waren, während Möllendorf absichtlich jede wirksame und energische Bewegung, die auch den bedrängten Herren in Belgien hätte Luft machen können, verhindert hat.« Die Deutung, welche er der Abneigung der preussischen Minister und Generäle gegen den Krieg am Rhein aus den vom polnischen Aufstande hergeholten Gründe gibt, ist ungenügend, weil diese Abneigung »einer zahlreichen Partei« schon bestand, als Bischofwerder den Bundesvertrag mit Oesterreich in Wien verhandelte. Dass diese Partei den Krieg absichtlich so schmählich führen liess als es Thatsache ist, dass sie ingeheim mit den Franzosen anknüpfte und den Baseler Frieden vorbereite, dass endlich der König, trotz seiner ehrenhaften Gesinnungen, doch der Spielball in den Händen dieser Partei war, dürfte wohl nicht leicht fallen, gänzlich in Abrede zu stellen. So ganz ausdrücklich und in aller Form hat es der Verfasser auch nicht gethan; er geht bloss, Preussen schonend, darüber hinweg.

Gegen die schwere Beschuldigung: Oesterreich habe Belgien freiwillig geräumt und dadurch den Verlust des linken Rheinufers herbeigeführt, eine von Sybel verfochtene Behauptung, hat sich Hr. Hüffer in einer glänzenden, seinen Gegner von einer Position nach der andern verdrängenden Widerlegung ergangen. Das Ungereimte dieser Beschuldigung leuchtet schon aus natürlichen Gründen ein. Ist es denkbar, dass eine Regierung dem Feinde eine Provinz freiwillig überlässt, wenn ihre Streitkräfte zur Behauptung derselben ausreichen? Als Beweggrund der Räumung Belgiens wird die Concentrirung der österreichischen Armee zum Behuf einer kräftigen Action in den polnischen Angelegenheiten angegeben. Die Thatsache, dass Oesterreich bei den polnischen Unruhen sich völlig passiv verhielt, und die Gränzhuth nur schwach verstärkte, widerlegt diese willkürliche Annahme. Massgebend in dieser Frage sind die veröffentlichten Schreiben des Kaisers an den Prinzen von Coburg und an Clerfayt. So bestimmte, nachdrückliche, stets sich gleichbleibende Befehle, Belgien zu behaupten, den Rhein nicht zu überschreiten, gestatten keinen Zweifel, dass die dem Wiener

Digitized by Google

Cabinette unterstellte Absicht, Belgien aufzugeben, eine Chimäre ist. Kaiser Franz war ein gerader und loyaler Charakter. An ein Spiel mit Willenserklärungen, wie Hr. von Sybel es voraussetzt, ist bei ihm nicht zu denken. Zudem hatte der Kaiser für die Behauptung Belgiens noch ein persönliches Motiv. Er musste es fühlen und fühlte es gewiss, dass der schon beim Beginn seiner Regierung eintretende Verlust einer der blühendsten Provinzen seines Reichs, eine für ihn ungemein nachtheilige Wirkung haben musste. Die strengen Befehle, die bitteren Klagen, die zuversichtlichen Erwartungen vom erneuerten Vorrücken, alle diese in den Briefen an seine Generäle getroffenen Momente, zeugen von seinem gegen Belgiens Verlust sich sträubenden Ehrgefühl. Es ist auch gar nicht denkbar, dass Thugut in diesem Punkte anders als sein Herr gesinnt gewesen wäre. Es ist dafür auch kein Zeugniss aufgebracht worden, während die Stelle in Pelsers Bericht an Thugut »der Kaiser betrachte die Niederlande à la vérité comme une possession onéreuse,« falsch interpretirt wird, wenn man sie so versteht, diese Besitzung sei eine Last, (deren der Kaiser wünscht, sich zu entledigen.) Une possession onéreuse bedeutet in der Amtssprache, eine Besitzung, deren Verwaltung einen grossen Kostenaufwand heischt.

Hier glauben wir auch einige Worte über den unzählige Male zu heftigen Ausfällen gegen Oesterreich benützten Austausch Belgiens gegen Bayern, einschalten zu sollen. Dieses Project bestand allerdings, so lange Cobenzl Einfluss hatte, Thugut aber gab es gleichsam vom Tage seiner Ernennung auf. In einem Schreiben aus Berlin an Holtz, den preussischen Gesandten in Petersburg heisst es: »Der neue Minister ist der Meinung, dass, um die Würde seines Herrn zu retten, Oesterreich auf den Tausch von Bayern verzichten, auf eine Betheiligung an der Theilung von Polendeingen, und den Rest der Entschädigung in einer Erweiterung der Gränzen nach Frankreich hin, bestehen müsse.« Wir wissen nebstdem, dass Kaiser Franz die bestimmte Erklärung gab, auf Bayern keine Ansprüche zu machen. Mit den Worten stimmen die Handlungen vollkommen überein. Wenn es wahr wäre was behauptet wird, nämlich: »Die folgende Zeit bewies, dass der Gedanke Bayern zu erwerben, niemals aufgehört hatte, der Lieblingsplan der Thugutschen Politik zu sein«, so hätte es gewiss keine bessere Gelegenheit zu seiner Verwirklichung gegeben, als der im Jahr 1799 erfolgte Tod des Churfürsten Karl Theodor. Höchst unzufrieden mit der undeutschen Politik seines Agnaten und Nachfolgers, des Herzogs von Zweibrücken, konnte der Kaiser den eingetretenen Regierungswechsel ganz leicht zur Wegnahme benützen. Ist es geschehen? Während man das Thugut'sche Gelüst, Bayern zu erwerben, selbst noch i. J. 1799 aufwärmt, empfing der Kaiser den 9. März dieses Jahres Maximilians Gesandten, den Grafen Törring-Seefeld, und nahm das Notifikationsschreiben vom Ableben Karl Theodors und

Digitized by Google

vom Regierungsantritte seines Nachfolgers, entgegen. Der Spuck mit dem Gelüst auf Bayern ist, gleich anderen Anschuldigungen, bloss desshalb so lange getrieben worden, um Oesterreich an eigennützigen Absichten Preussen gleichstellen zu können; dass aber die Wahrheit immer, wenn auch spät, ans Tageslicht kommt, hat man vergessen.

Der Verfasser erzählt im 5. Kapitel den Hergang mit dem Baseler Frieden wahrheitsgetreu, gibt auch zu, dass er »in der That den unglücklichen Ausgang des Krieges und das unermessliche Elend einer langen Reihe von Jahren hauptsächlich verschuldet hat«, bestrebt sich aber dessenungeachtet für denselben durch eine Auseinandersetzung der Verschiedenheit der Interessen Oesterreichs und Preussens, eine mildere Auffassung zu gewinnen. Diesfalls stellt er die Vortheile voran, welche Oesterreich vom Reiche zog. »Oesterreich, meint er, müsse man sagen, zog vom Reich nicht weniger Vortheile als das Reich von ihm. Unter den grössern Staaten war Oesterreich der einzige, der in der Erhaltung der Reichsverfassung noch einen wesentlichen Vortheil für sich selbst erblicken konnte.« Dieser Ansicht müssen wir auf das Bestimmteste widersprechen, denn sie ist thatsächlich ganz unrichtig. Gerade das umgekehrte Verhältniss fand statt. Allerdings zog Deutschland die grössten Vortheile von Oesterreich, dessen Streitmacht und Einfluss auf die auswärtigen Verhältnisse Deutschlands den ausgiebigsten Schutz gewähren konnten, was aber gab Deutschland dagegen, was konnte es Oesterreich dagegen geben, da dieses eine vollkommen selbstständige Stellung einnahm? Der Verfasser führt von den Vortheilen, welche Oesterreich empfing, den Besitz der höchsten Reichsgewalt an. Wollte Gott, Oesterreich hätte sie nie besessen, dann stünde es um seine inneren Verhältnisse gewiss besser. Der Besitz der deutschen Krone lag nicht im Landesinteresse, sondern im dynastischen. Warum überliessen denn die deutschen Fürsten seit 400 Jahren den Habsburgern dieses glanzvolle Gut? An Ambition hat es ihnen doch gewiss nicht gefehlt. Sie thaten es, weil sie nicht Lust hatten, die Interessen des eigenen Landes denen von Gesammtdeutschland zu opfern, den ausschweifenden Anforderungen, welche das Reich an das Oberhaupt stellte, zu genügen. Wir Oesterreicher, wir die am besten beurtheilen können, was uns die Reichskriege eingetragen haben, wissen z. B. sehr wohl, dass der Revolutionskrieg, aus dem Preussen angeblich wegen Erschöpfung seiner Geldmittel sich zurückzog, den Grund zur Zerrüttung unseres Staatshaushaltes und zum Bankrott von 1811 gelegt hat. Aber unser Verfasser gibt auch zu bedenken, »dass die österreichischen Rüstungen doch grossentheils aus englischen Hilfsgeldern gedeckt wurden, woraus zu ersehen sein soll, dass mittelbar die Einkünfte des Kaisers aus der Verbindung mit dem Reiche beträchtliche Vortheile zogen.« Diese Aeusserung regt in uns den Wunsch an, dass ein Lands-

Digitized by Google

mann die Mühe nehmen möge, die Kriegskosten Oesterreichs vom Jahre 1792 bis zum Frieden von Campo Formio mit den englischen Subsidien zusammenzustellen. Da würde sich dann zeigen, dass diese nicht die Halbscheid von jenen gedeckt haben, abgesehen von den ungeheueren Verlusten am Menschencapital bei Kriegen, die zu gleicher Zeit in Deutschland und in Italien geführt werden mussten. Unser Verfasser urtheilt übrigens seiner lobenswerthen Gewohnheit gemäss, diessfalls noch sehr milde, denn andere deutsche Geschichtschreiber haben gar herausgefunden, dass Oesterreich mit den englischen Hilfsgeldern sich bereichert habe.

Das Machtverhältniss Oesterreichs kam nicht, wie der Verf. annimmt, vom Reich, sondern es entsprang aus der eigenen Grösse und Stärke. Was Oesterreich leistete, ist vom Reiche meist schlecht anerkannt und vergolten worden. Hätte Kaiser Franz nach Abschluss des Baseler Friedens die deutsche Krone niedergelegt und sie aufheben lassen, wem es belieben mochte, so würde man nicht im Stande gewesen sein ihn eines Unrechts zu zeihen, denn er war nicht verpflichtet, an der deutschen Sache sich selbst zu Grunde zu richten.

Gehen wir nun auf die Schilderung vom Verhältnisse Preussens ein. Der Verfasser bezeichnet es als dem österreichischen »beinahe entgegengesetzt.« Preussen sagt er, zog aus der Reichsverbindung unmittelbar nur geringe Vortheile. Bei der Auflösung konnte ein wesentlicher Zuwachs von Seiten nicht mehr lebensfähiger Reichsstände (unter welche er doch nicht Hannover zählen wird) kaum ausbleiben, besonders wenn man sich des guten Willens oder gar der Hilfe Frankreichs versichert halten durfte. Freilich mochte ein lebhaftes Nationalgefühl sich dagegen auflehnen, und eine fernesehende Politik sich bewusst werden, dass die französische Macht, wenn einmal durch preussische Unterstützung oder Zulassung, gegen Oesterreich zum Ziele gelangt, dann um so gefährlicher gegen Preussen sich wenden könne. Diese Erwägungen sind den preussischen Staatsmännern in jenen Tagen nicht ganz ferne geblieben, nur wirkten sie nicht stark und dauernd genug, um zu einem festen entschiedenen Handeln den Muth zu geben.« Weiter wird ausgeführt, dass politisches Nationalgefühl überall fehlte, und Preussen zum Unterschiede von Oesterreich weder eigenes Gebiet noch eigene werthvolle Interessen zu vertheidigen hatte, dazu kam noch die finanzielle Rücksicht und die unglückliche Wendung des Krieges.

Wir bedauern in dieser Herleitung keine Milderungsgründe für das Urtheil über den Baseler Frieden und keine Anhaltspunkte zu einer anderen Auffassung als die herrschende ist, finden zu können, verkennen jedoch keineswegs die gute dem Verfasser innewohnende Absicht, sein aus Vaterlandsliebe hervorgehendes Streben, die trennenden Gegensätze möglichst auszugleichen.

Digitized by Google

Im 6. Kapitel: »Die dritte Theilung Polens« zeigt sich wieder recht deutlich die Unparteilichkeit des Verfassers, oder um diese noch genauer zu bezeichnen, — seine Ehrlichkeit. Wie bekannt schlossen Russland und Oesterreich im Jahr 1785 einen Vertrag sammt einer geheimen Declaration, worin festgesetzt ist, dass, falls eine dritte Macht, namentlich Preussen, einen der beiden Verbündeten angreifen oder den Kaiser in der Ausführung der für seine Entschädigung erforderlichen Massregeln mit Waffengewalt hindern sollte, beide versprechen, sich dem gemeinschaftlichen Feinde mit aller Macht zu widersetzen.

Von dieser geheimen Uebereinkunft entlehnt Hr. von Sybel den Anlass, ein sogenanntes politisches System Thuguts auszumalen, worin vom Schlimmen nichts als die Begründung mangelt, und zu behaupten, durch die erwähnte Convention sei Preussen zum Baseler Frieden von Oesterreich gedrängt worden. Dagegen weist Hüffer nach, dass diese geheime Declaration beinahe 60 Jahre verborgen blieb und erst im Jahr 1852 von Miliutin aus dem Petersburger Archiv bekannt gemacht wurde. Sodann erklärt er die Auffassung derselben als ein Angriffsbündniss für unberechtigt, weil es ganz und gar einen defensiven Charakter an sich trägt. »An einen Angriff auf preussisches Gebiet, sagt er, ist gewiss nicht gedacht, und man weiss gar nicht, was man unter diesem »Aufbieten russischer Waffenhilfe gegen preussische Ostprovinzen« (Sybels Conjectur) sich vorstellen soll.« Das Alles lässt sich nicht bestreiten, doch kommt noch zu erwägen, dass, da man in Berlin von dieser geheimen Erklärung keine Kenntniss hatte, sie den Beweggrund zum Friedensschlusse von Basel unmöglich geben konnte. In den offiziellen Erklärungen Preussens über diesen Frieden und in all' den zahlreichen darüber erschienenen Streitschriften ist dieser Convention mit keiner Silbe gedacht. Würde Preussen unterlassen haben, sie zur Grundangabe des Friedensschlusses zu machen, wenn es darum gewusst hätte? Dieser wurde den 5. April 1795 unterzeichnet, der Vertrag mit Russland und die geheime Declaration war es seit 5. Jänner 1795. Da die Unterhandlungen in Basel für Oesterreich kein Geheimniss waren, und mehr als ein Friedensschluss nämlich ein Kriegsbündniss zwischen Frankreich und Preussen befürchtet wurde, so erklärt sich der Preussen betreffende Passus in der Declaration aus eben dieser Befürchtung. Statt also grundlos anzunehmen, Oesterreich habe dabei einen Angriff auf Preussen im Sinne gehabt, dürfte die bemerkte Stipulation gerade das Gegentheil, den vorzusehenden Fall einer Aggression Preussens andeuten.

Damit kein Oesterreichs Ansehen und Credit untergrabendes Moment ungenützt bleibe, hat man die Mähre von der Verwendung des toskanischen Gesandten Carletti in Paris behufs der Unterhandlung eines Separatfriedens Oesterreichs mit Frankreich um den Preis des linken Rheinufers, auch hervorgesucht und geltend ge-

Digitized by Google

macht. Inzwischen weist Hüffer in einer eingehenden das ganze 6. Kapitel umfassenden Untersuchung, den gänzlichen Ungrund dieser Angabe nach. Vor ihm hatte es Vivenot aus österreichischen Quellen gethan. Wir fügen dem bei, dass es geradezu lächerlich klingt, den toskanischen Gesandten zum Unterhändler eines Separatfriedens Oesterreichs genannt zu hören, da eben zu jener Zeit wegen der politischen Haltung des Grossherzoges ein heftiger Unwille, und zwischen den Höfen von Wien und Florenz eine grosse Spannung bestand.

Das 1. Kapitel des zweiten Buches ist den »Präliminarien von Leoben gewidmet.« Hier wird unter Anderm bemerkt: »Alles was Luchesini Ungünstiges (über Thugut) zu melden weiss, findet in einer neueren Darstellung einen Widerhall, nur dass der Bearbeiter die in einer Fluth von Depeschen zerstreuten Ingredienzen zu einem Extract zusammen gezogen hat, kräftig genug um, wie wir zuweilen in Märchen lesen, einen gewöhnlichen Menschen, geschweige einen Minister, in ein Ungeheuer zu verwandeln.« Auch Sybels Porträt weicht von diesem Bilde nicht sehr erheblich ab. Beide holten ihre Pinselstriche vornämlich aus den »Lebensbildern«, doch vermissen wir in ihren Schilderungen selbst die eine dem Thugut von Hormayr zugestandene Tugend, die, gänzlicher Uneigennützigkeit. Sybel bezeichnet Thugut als »denjenigen Mann, welchem Frankreich den Sieg im Revolutionskriege und Oesterreich seine heutige Weltlage verdankt.« Sollte man nicht glauben, hier sei ein Schreibfehler unterlaufen; statt Thugut habe Herr von Sybel Haugwitz setzen wollen?

Hüffers Auffassung von Thuguts Charakter und seinem Systeme entspricht der Wahrheit und richtigen Erkenntniss. »Am meisten, sagt er, setzte mich in Verwunderung, dass ich von der Treulosigkeit und Verstellung, die für neuere Schriftsteller fast sprichwörtlich geworden ist, keine Beweise finden konnte. . . . Dieser wegen seiner Falschheit verrufene Mann ist beinahe der einzige Diplomat, dem ich eine Unwahrheit nachzuweisen nicht im Stande wäre.« — Sein System lässt sich in wenige Worte fassen. Es bestand in einem unbeugsamen Festhalten an der Kriegspolitik. Als die Präliminarien von Leoben im Conferenzrathe berathen wurden, stimmte er der Einzige von den Räthen für die Fortsetzung des Krieges. Selbst im Jahr 1800 als die Dinge noch weit schlimmer standen, wollte er nichts vom Frieden hören. In einem uns vorliegenden Gesandtschaftsbericht ist diesfalls gesagt: »Der Kaiser ist für seine Person von den allenthalben erscheinenden, die Fortsetzung des Krieges begleitenden Gefahren überzeugt, nicht ganz dasselbe behauptet man von B. Thugut, und nach dem Charakter dieses Ministers ist es nicht unglaublich, dass er lieber ein Aeusserstes wagen, als von seinen alten Ideen, den künftigen Frieden auf die Integrität und nicht auf Indemnisation zu bauen, abgehen werde.« Das beste Zeugniss hat ihm Erzherzog

Digitized by Google

Karl, den man unter seinen Gegnern begreift, ausgestellt. »Gestern, heisst es in einem andern Bericht, hat Thugut in aller Stille die Staatskanzlei verlassen. Sehr merkwürdig soll die Conferenz bei Seiner Majestät gewesen sein, in welcher dieser Minister in Gegenwart des Erzherzoges Karl zum letztenmal mündlich referirte. Das Gespräch gab den Anlass zu einem politischen Compte rendu, dessen Inhalt zwei Hauptfragen berührte, nämlich erstens, welche Beweggründe für die Fortsetzung des Krieges, ungeachtet die russische Allianz thatsächlich gesprengt war, bestanden, und zweitens, welche Gründe das Ministerium bewogen, sich den seitherigen französischen Propositionen zu verschliessen? In den Aufschlüssen über beide Punkte soll Thugut ganz die Beistimmung des Erzherzoges Karl erhalten haben, der seitdem geäussert hat, dass Baron Thuguts Verdienste nicht allenthalben in gleichem Grade, und auch hier nicht, nach Gebühr anerkannt werden.«

Die von G. Hüffer angestellten Untersuchungen über die Präliminarien von Leoben liefern das bemerkenswerthe Resultat, dass bei denselben die Integrität des Reichs nicht aufgegeben, das linke Rheinufer nicht abgetreten wurde. Er nimmt hiervon in dem Abschnitte: »Urtheile neuerer Schriftsteller« Anlass sich über die hier vielfach verbreiteten Irrthümer zu beschweren, so wie über die Gehässigkeit, mit der man alles was dabei vorgegangen, zum Nachtheil des Kaisers zu wenden suchte. Dahin gehört auch der Satz: »Bei Denen die Thugut kannten, galt es als ausgemacht, dass Frankreich die Rheingränze erlangen könne, wenn nur die Entschädigung für Oesterreich an der rechten Stelle ausgesucht war, z. B. in Bayern. Diese Aeusserung gilt noch dazu der Zeit vor Mantuas Eroberung, als gerade Bayern, wie wir sahen, von Frankreich unablässig dem Kaiser angeboten aber ebenso oft von ihm zurückgewiesen wurde. . . . Wenige Seiten später, heisst es dann auch wieder für die Zeit, wo eben Alvinzy sich zum Entsatze Mantuas anschickte: Selbst Thugut verbarg seinen Vertrauten nicht mehr, dass ihm um den Preis der Rheingränze der Friede nicht zu theuer erkauft scheine; die Integrität des Reichs war eine gleichgültige Sache, wenn eine tüchtige Entschädigung für Oesterreich heraussprang. Selbst dem Verdachte wird Raum gegeben, die Friedenspartei in Wien habe durch die fehlerhafte Aufstellung des Heeres in Friaul absichtlich eine Niederlage herbeigeführt.«

Uns will bedünken, der Kern einer solchen Darstellung, welcher Hüffer noch viel weiter in der Widerlegung folgt, besteht in dem Streben, in den Präliminarien ein Seitenstück zum Baseler Frieden aufstellen zu können. Das wird ganz klar aus den Schlussworten: »Thugut hat zu Leoben die Politik von Basel und die Sonderbündnisse von 1796 noch überboten. Und, sagt Hüffer, wenn der Kaiser in Berlin die Unterzeichnung der Präliminarien anzeigen, und durch den Fürsten Reuss die Hoffnung auf einen anständigen und rühmlichen Frieden aussprechen lässt, so erkennt

Digitized by Google

man in dieser ganz wahrheitsgemässen Mittheilung eine in der Miene des Biedermanns auftretende Verschlagenheit, gegen welche die Berliner Diplomaten, so schlau sie sich dünkten, doch nur Stümper waren.«

Obgleich auf den Abschnitt über die Präliminarien noch etliche andere folgen, so knüpfen wir doch an diesen die Rücksprache über den Frieden von Campo Formio, womit das Werk schliesst. Dieser Theil desselben ist der reichhaltigste und interessanteste, die Krone des Ganzen. — Der Verfasser beginnt ihn mit der Uebereinkunft zu Montebello, zu welcher Merveldt und der toskanische Gesandte de Gallo als österreichische Bevollmächtigte gesandt wurden. Die Wahl eines fremden Diplomaten wird auffallen und ist, erinnern wir uns recht, auch dem Buonaparte auffällig gewesen. Wir erklären sie mit der Bemerkung, das sie das Werk der Friedenspartei in Wien gewesen ist. Befürchtend, das Zustandekommen des Friedens könnte von der ausschliesslichen Gesandtenwahl Thugnts vereitelt werden, setzte diese Partei, an deren Spitze die Königin von Neapel stand, die Mitsendung des ihr ergebenen Marchese de Gallo durch. Wie verfehlt diese Wahl war, erkennt man leicht aus dem, was Hüffer über de Gallos Verhandlung mit Buonaparte berichtet. Die Zögerungen, welche in den Friedensverhandlungen später eintraten, werden ebenso ausführlich und gründlich wie die zu Passeriano und Udine stattgefundenen Conferenzen, bei denen sich besonders Cobenzl als gewandter und eifriger Vertreter seiner Regierung auszeichnete, berichtet. Ueber die mittlerweile zwischen Frankreich und Preussen gepflogenen Unterhandlungen, deren Gegenstand ein von französischer Seite angesonnenes Angriffs- und Vertheidigungsbündniss gegen Oesterreich sein sollte, erhalten wir ebenfalls umständliche Aufschlüsse. Preussen ging zwar auf dieses Ansinnen nicht ein, hatte aber doch schon früher der Republik Zugeständnisse hinsichtlich der Secularisationen gemacht. Hierüber verlautete in Wien Folgendes: »Der russische Hof hat dem kaiserlich österreichischen im Vertrauen Preussens Vermittlungsanträge zwischen Oesterreich und Frankreich mitgetheilt. Dadurch ist der Berliner Hof in keine geringe Verlegenheit gesetzt worden, da das preussische Mediationsproject geradezu auf die Theilung des deutschen Reiches ging. Als der Berliner Hof erfuhr, dass Russland seine Projekte verrathen habe, liess er durch den Residenten Cäsar seine Vermittelung hier (in Wien) anbieten.«*)

Das lautet nicht unwesentlich verschieden von dem, was unser Verfasser von den preussisch-französischen Negociationen berichtet. Bei denen, welche die Bevollmächtigten Oesterreichs mit Buonaparte pflogen, bestand Thugut auf den genauen Vollzug der Präliminarien, allein weit entfernt an sie sich zu halten, stellte Buona-

*) Gesandtschaftsbericht.

Digitized by Google

parte ganz neue und immer andere Bedingungen. Wenn man aus Hüffers detaillirten Mittheilungen wahrnimmt, welche Anstrengungen die österreichischen Bevollmächtigten machten, um leidlichere Bedingungen zu erstreben, wie lange sie diese Bemühungen fortsetzten, und wie oft das gänzliche Scheitern des Friedensgeschäfts bevorstand, so kann man sich der Ansicht unmöglich verschliessen, dass Oesterreich für den Frieden von Campo Formio nicht verantwortlich gemacht werden kann. Wir betrachten ihn als das letzte Glied der Kette, deren Ring der Baseler Friede war.

Wir können die Anzeige von diesem trefflichen Werk nicht schliessen, ohne über einen in der Einleitung berührten Punkt uns auszusprechen. In der Umschau, welche der Verf daselbst über die Literatur des von ihm behandelten Zeitabschnittes anstellt, hebt er insbesondere die neuesten geschichtlichen Darstellungen desselben hervor, und bemerkt dazu: »Ihre Verfasser bekennen sich aufs Entschiedenste zur Ansicht, dass nur mit dem Ausscheiden Oesterreichs aus der deutschen Staatenverbindung, durch den Einfluss und die Führung Preussens, die Geschicke unserer Nation sich zum Bessern wenden und die Hoffnung auf eine staatliche Einigung sich erfüllen werde. Sie haben vielfach für diesen Zweck gewirkt, und nicht leicht wird Jemand in Abrede stellen, dass nicht auch diese historischen Werke in gleichem Sinne wirken sollten und wirksam geworden sind.« Indem er sodann ausführt, wie bei der Rechtfertigung Preussens hinsichtlich des Baseler Friedens und Preussens Neutralität zu Werke gegangen wurde, wie man die desshalb laut gewordenen Vorwürfe zu entkräften gesucht hat, sagt er weiter: »Vornämlich glaubte man aber die Entschuldigung Preussens in heftigen Vorwürfen gegen Oesterreich zu finden, welches durch eine neidische treulose Politik, die Fortdauer eines Bündnisses für Preussen unmöglich, und den Frieden unumgänglich gemacht hat. Mit Vorliebe hob man hervor, Oesterreich selbst habe noch weit Aergeres als diesen Frieden sich erlaubt, indem es zunächst die Niederlande ohne Noth dem Feinde preisgegeben, dann sich stets geneigt gezeigt hat, gegen den Erwerb Bayerns oder bedeutende Vortheile in Italien, den Franzosen das linke Rheinufer auszuliefern, um endlich in den Verträgen von Leoben und Campo Formio diese Geneigtheit in der schmachvollsten Weise zu bethätigen.« Das heisst mit kurzen Worten: Um Preussen zu rechtfertigen, hat man sich falscher Anklagen gegen Oesterreich, also unehrenhafter Mittel bedient. Diesem Ausspruche könnte man auch die Zweifelfrage anhängen, ob bei dem bemerkten Verfahren der zahlreichen Parteigänger dieser Farbe durchweg deutscheinheitliches Streben oder auch nur rein preussischer Patriotismus gesehen werden könne, ob nicht subjective Gründe dabei walteten? Das sei nur nebenbei bemerkt, denn im Grunde hat es geringe Bedeutung.

Digitized by Google

Die folgende Auseinandersetzung des Verfassers richtet sich gegen die Gegner der kleindeutschen, jetzt grosspreussischen Partei. Sie vermochten, sagt er, keine durchgreifenden Ansichten zu bewirken, auch das Werk des Herrn v. Vivenot hat diese Hoffnungen nicht erfüllt. Auch dieser Schriftsteller habe seine apologetischen Ansichten vornämlich durch heftige Beschuldigungen des Gegners zur Geltung zu bringen gesucht. Dieser Parteikampf erregt den Verfasser zur Klage, dass, »nicht genug, dass in älteren Tagen Frankreichs Uebergewicht hauptsächlich dadurch entschieden wurde, dass es gelang, Deutsche gegen Deutsche aufzuhetzen, man jetzt noch erfahren müsse, wie selbst die Erinnerung, die geschichtliche Darstellung jener Ereignisse, die alte Zwietracht aufs neue zu entfachen, oder doch zu verstärken sich geeignet zeigt.« Dieser keineswegs grundlosen Beschwerdeführung eine Erinnerung beizufügen, scheint uns angemessen und selbst nöthig zu sein. In einer Reihe von Jahren hat die kleindeutsche Partei planmässig und mit vereinten Kräften die giftigsten Pfeile auf Oesterreich geschleudert, unzähliger Lügen und Verleumdungen sich bedient, um diesen Staat, seine Regierung und Dynastie, auf geschichtlichem und publicistischem Wege alles Ansehens und Einflusses und der Zuneigung der Nation zu berauben. Neben diesem beharrlich festgehaltenen schnöden Trugspiel verhielt man sich österreichischerseits bis noch ganz vor kurzem leider völlig passiv, theils weil die Regierung den hohen Werth der Geschichte für den Staatszweck verkannte, und theils weil den Oesterreichern durch den unvernünftigen Verschluss der Archive die Mittel zur Berichtigung der öffentlichen Meinung entzogen waren. Der Vorwurf des Verfassers durch die österreichische Geschichtsbehandlung Zwietracht zu säen, wäre desshalb, ist sie anders ernstlich gemeint, grundlos und unverdient, denn Vivenots Werk ist die erste und einzige Erscheinung einer Polemik, bei welcher Ton und Mass verfehlt sind. Aber wir fragen, ob es Verwunderung erregen könne, wenn die von angesehenen deutschen Geschichtschreibern geschürte Erbitterung bei einem warmfühlenden Oesterreicher endlich einmal zum Ausbruche kommt, zumal als die Absicht zu entzweien, gewiss nicht dabei besteht?

Vivenot ist von unserem Verfasser nicht ganz nach Verdienst gewürdigt worden, denn die gröbsten Entstellungen und gräulichsten Verleumdungen hat doch er vor ihm aufgedeckt und entkräftet. Und auf das kam es doch hauptsächlich an. Dass H. Hüffers Leistung inhaltsreicher, gründlicher, gediegener ist, dass er den Vorgänger an kritischer Einsicht, an tieferem Eindringen in den behandelten Gegenständen übertrifft, dass er sowohl in der Form wie im Inhalt vor ihm den Vorrang erstrebte, gestehen wir gerne zu, können aber desshalb nicht zugeben, dass Vivenot zur Seite geschoben wird, ganz absehend von der wegwerfenden Herabsetzung, welche er von seinem Gegner erfuhr. Mögen die Fachmänner sich versichert halten, dass Oester-

Digitized by Google

reicher von echtem Gepräge, solche denen die charakterlose Scherwenzelei vor deutschen Gelehrten fremd ist, von dem gegen sie angewandten Unglimpf, sich nicht im mindesten beirren lassen.

Der in umschriebener Form ausgedrückte Wunsch des Verf. es anerkannt zu sehen, dass ihm, unabhängig von den Neigungen und Gegensätzen unserer Tage für die Bildung des Urtheils ausschliesslich das Streben nach historischer Wahrheit und Gerechtigkeit massgebend gewesen ist, trägt die Bürgschaft der Erfüllung in sich, weil es nicht verkannt und nicht geläugnet werden kann, dass er wahr und gerecht urtheilte und darstellte.*) **K.**

Cicero's zwei Bücher von der Weissagung. Uebersetzt und erklärt von Dr. Raphael Kühner. Stuttgart. Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung 1868. XX und 169 S. klein 8.

Den verschiedenen, von demselben Gelehrten gelieferten deutschen Bearbeitungen der philosophischen Schriften des Cicero, zuletzt noch den Tusculanen in zweiter Ausgabe (s. diese Jahrbb. 1866 S. 945 ff.), reiht sich auch diese Bearbeitung der Bücher von der Weissagung in jeder Hinsicht würdig und den Erwartungen entsprechend an. Dieselben Eigenschaften, welche bei den eben erwähnten Bearbeitungen der Bücher von den Pflichten, vom Wesen der Götter u. s. w. hervorgehoben worden sind und diese Bearbeitungen in jeder Beziehung empfehlen, treten auch in dieser Bearbeitung durchweg hervor und empfehlen dieselbe nicht minder dem, der entweder ohne Kenntniss oder doch nicht bei genügender Kenntniss der lateinischen Sprache den Inhalt dieser Schrift näher und sicher kennen lernen will, als demjenigen, der in dieser Uebersetzung und Erklärung einen Führer sucht, auf den er sich bei seiner Lectüre verlassen kann, der ihn überall auf den richtigen Sinn hinweist, und ihm zugleich diejenigen sachlichen Erklärungen gibt, die zum Verständniss des Ganzen wie des Einzelnen nothwendig erscheinen. Der Uebersetzung selbst geht auch hier eine Einleitung voraus, in welcher alle die bei der Abfassung der Schrift zu berücksichtigenden Verhältnisse, die Anlage derselben und ihre Tendenz, die Zeit der Abfassung, die Art der Behandlung des Gegenstandes, gründlich und befriedigend erörtert werden, unter Benutzung der darüber bisher angestellten Forschungen; es schliesst sich daran noch eine genaue Inhaltsübersicht der Schrift nach den

---

*) Die Schreibweise Oestreich, deren der Verfasser sich bedient und welche in anderen deutschen Ländern immer gebräuchlicher wird, ist fehlerhaft. Von der Urform Ostar-richi kommt durch den Umlaut regelmässig Oesterreich, wesshalb die Form Oestreich eine Verstümmlung dieses Landesnamens ist.

Digitized by Google

einzelnen Kapiteln an, so dass wir auf diese Weise im Stande sind, bequem den Gang der Untersuchung und die Ergebnisse, zu welchen sie führt, zu erkennen. Was nun die Absicht betrifft, welche Cicero überhaupt mit der Abfassung dieser Schrift verband, welche der Schrift über das Wesen der Götter unmittelbar nachfolgte, so scheint bei ihr Cicero allerdings dieselbe Tendenz verfolgt zu haben wie bei dieser, unmittelbar vorausgehenden: die Verbreitung richtiger und reiner Ansichten von Gott und göttlichen Dingen durch Beseitigung des damit nicht zu vereinigenden Aberglaubens, der in der römischen Welt, zumal in seiner Verbindung mit dem Staatswesen und der Anwendung, die davon zu politischen Dingen gemacht wurde, oft doch gar zu grell hervortrat. »Cicero, so bemerkt der Verf. S. XIV mit gutem Grunde, erkannte sehr wohl die politische Wichtigkeit des Glaubens an eine Weissagung, und wollte nur von ihr den Aberglauben getrennt wissen, nicht aber dass zugleich mit dessen Beseitigung auch die Religion aufgehoben würde.« Davon hielt ihn schon seine politische Ueberzeugung ab, die ihn aber auch eben so dahin führte, alle die Auswüchse möglichst zu beseitigen, welche eben seinem politischen Streben — der Erhaltung der bestehenden, republikanisch-conservativen Verfassung Roms — nur nachtheilig sein konnten. Auch schrieb Cicero ja nicht für die Masse der Nation, sondern für die höheren, gebildeten Stände, die aus politischen Rücksichten diesem Aberglauben huldigten oder ihn vielmehr für ihre politischen oder persönlichen Zwecke zu benutzen trachteten. Wir lassen desshalb zugleich als Probe der Uebersetzung die Stelle folgen, in welcher Cicero, nachdem er die Weissagung aus den Träumen gänzlich verworfen (II, 71), dann im folgenden Cap. 72 also sich darüber auslässt:

»Denn, um die Wahrheit zu sagen, ein Aberglaube, der sich über die Völker verbreitet, hat sich fast Aller Gemüther und der menschlichen Schwäche bemeistert. Diess ist in den Büchern von dem Wesen der Götter gesagt worden, und auch in dieser Abhandlung habe ich darauf hingearbeitet. Denn ich glaubte sowohl mir selbst als meinen Mitbürgern zu nützen, wenn ich den Aberglauben gänzlich vernichtete. Keineswegs aber — und diess will ich sorgfältig verstanden wissen — wird mit der Vernichtung des Aberglaubens auch die Religion vernichtet. Denn es geziemt sich für einen weisen Mann die Anordnungen der Vorfahren durch Beibehaltung der heiligen Gebräuche und Ceremonien zu erhalten; und die Schönheit der Welt und die Ordnung in den Himmelsräumen zwingt uns das Geständniss ab, dass es ein erhabenes und ewiges Wesen gebe, und dass dieses von dem menschlichen Geschlechte verehrt und bewundert werden müsse. Sowie deshalb die mit der Erkenntniss der Natur verbundene Religion befördert werden muss, ebenso müssen alle Wurzeln des Aberglaubens ausgerottet werden. Denn er bedroht, bedrängt und verfolgt dich, wohin du dich auch wenden mögest, magst du auf einen Wahr-

Digitized by Google

sager oder auf ein Omen hören; magst du opfern oder nach einem Vogel ausschauen; wenn du einen Chaldäer oder einen Opferschauer siehst; wenn es blitzt, wenn es donnert, wenn es einschlägt; wenn etwas einem Wunder Aehnliches zur Welt gekommen oder geschehen ist; Dinge von denen meistens nothwendig Etwas sich ereignen muss, so dass man niemals ruhigen Gemüthes bleiben kann. Eine Zuflucht für alle Mühseligkeiten und Kümmernisse scheint der Schlaf zu sein. Aber aus ihm selbst entspringen die meisten Sorgen und Befürchtungen. Diese würden aber an sich weit weniger Einfluss ausüben und mehr verachtet werden, wenn nicht die Philosophen sich als Beschützer der Träume aufgeworfen hätten, und eben nicht gerade die verachtetsten, sondern besonders scharfsinnige Männer, die Folgerichtiges und Widersprechendes erkannten, ja die schon fast für vollendet und vollkommen angesehen werden. Wenn Karneades nicht ihrer Anmassung entgegengetreten wäre, so würden sie jetzt vielleicht allein für Philosophen gelten. Gegen diese fast allein ist meine Erörterung und mein Streit gerichtet, nicht weil ich sie am Meisten geringschätzte, sondern weil sie ihre Ansichten mit dem grössten Scharfsinne und der grössten Klugheit zu vertheidigen scheinen.«

Und dieser Probe können wir wohl noch eine andere anreihen, welche dem ersten Buch entnommen ist, in welchem Cicero durch seinen Bruder Quintus die Gründe für die Weissagung auseinandersetzen lässt, und zwar nach der Lehre der Stoa, die auch darin dem Volksglauben oder vielmehr Aberglauben sich anzubequemen suchten; wir lesen hier cp. 49:

»Wenn ich auch nicht auseinandersetzen kann, weswegen Jedes geschehe, und nur zeige, dass das, was ich erwähnt habe, wirklich geschieht; antworte ich damit nicht genügend dem Epikur oder dem Karneades? Wie? wenn sogar für die künstliche Weissagung ein leichter Grund vorhanden ist, und für die göttliche ein etwas dunklerer? Denn was aus den Eingeweiden, was aus den Blitzen, aus Wunderzeichen, aus Sternen vorausgeahnt wird, das ist durch langjährige Beobachtung aufgezeichnet. Es erzeugt aber die Länge der Zeit bei allen Dingen durch langwierige Beobachtung eine unglaubliche Wissenschaft, die auch ohne Anregung und Antrieb der Götter stattfinden kann, wenn das, was aus jeder Erscheinung erfolgt und das, was eine jede Sache bedeutet, durch häufige Wahrnehmung durchschaut worden ist. Die zweite Art der Weissagung ist, wie ich gesagt habe, die natürliche; diese muss durch die scharfsinnige physische Forschung auf die Natur der Götter bezogen werden, aus der, wie die gelehrtesten und weisesten Männer geurtheilt haben, unsere Seelen geschöpft und entnommen sind; und da Alles mit ewigem Sinn und göttlichem Geiste angefüllt und durchdrungen ist, so müssen nothwendiger Weise die menschlichen Seelen durch die Verwandtschaft mit dem göttlichen Geiste angeregt werden. Aber im Wachen dienen die Seelen den Bedürfnissen

Digitized by Google

des Lebens und trennen sich von der göttlichen Gemeinschaft, da sie durch die Bande des Leibes behindert sind. Selten ist eine gewisse Gattung derer, welche sich von dem Körper lossagen und sich zur Erkenntniss der göttlichen Dinge mit aller Sorge und mit Eifer hinziehen lassen. Die Weissagungen dieser sind nicht das Werk göttlichen Dranges, sondern menschlicher Vernunft; denn von Natur sehen sie die Zukunft voraus, wie z. B. Ueberschwemmungen und die dereinstige Verbrennung des Himmels und der Erde. Andere aber, die in dem Staatswesen geübt sind, sehen, so wie wir es von dem Athener Solon wissen, eine sich erhebende Tyrannei lange voraus, diese können wir Vorsichtige (prudentes), das heisst Vorsehende (providentes) nennen, Weissagende (divinos) aber auf keine Weise, eben so wenig als wir den Thales aus Milet, der, um seine Tadler zu widerlegen und zu zeigen, dass auch der Philosoph, wenn es ihm gelegen, Geld erwerben könne, alle Oelbäume auf dem Milesischen Gebiete, ehe sie zu blühen angefangen hatten, zusammengekauft haben soll. Er hatte vielleicht vermittelst irgend einer Wissenschaft bemerkt, dass die Oelbäume ergiebig sein würden. Und derselbe soll auch zuerst die Sonnenfinsterniss, welche unter der Herrschaft des Astyages eintrat, vorhergesagt haben.«

Und dieser Stelle mag noch eine dritte folgen, die in gleicher Weise zeigen kann, in welcher Weise der Uebersetzer seiner Aufgabe nachgekommen und wie es ihm gelungen ist, treu auf der einen Seite das Lateinische Original wiederzugeben, und auf der andern Seite uns dasselbe in einer fliessenden, klaren und wohl verständlichen Sprache vorzuführen; wir nehmen dazu die Stelle aus II, 2, wo Cicero, nachdem er die damals von ihm erschienenen Schriften aus dem Gebiete der Philosophie und Beredsamkeit aufgeführt hat, also fortfährt:

»Das waren unsere bisherigen Schriften. Zu den übrigen schritten wir mit frischen Muthe und mit dem Vorsatze, wenn nicht irgend ein bedeutenderes Hinderniss in den Weg träte, kein Feld der Philosophie übrig zu lassen, das nicht in lateinischer Sprache aufgeklärt und zugänglich gemacht würde. Denn welchen grösseren oder besseren Dienst können wir dem Staate erweisen, als wenn wir die Jugend belehren und bilden? zumal bei diesen Sitten und zu diesen Zeiten, in denen sie so gesunken ist, dass sie nur durch gemeinsame Anstrengung gezügelt und in Schranken gehalten werden kann. Nicht aber glaube ich erreichen zu können — und das kann man nicht einmal verlangen, — dass alle Jünglinge sich zu diesen Studien wenden. O dass es nur wenige thäten! und die Thätigkeit dieser wird sich im Staate weit genug ausdehnen können. Ich meinerseits werde auch durch diejenigen für meine Arbeit belohnt, die schon im vorgerückteren Alter in meinen Schriften Beruhigung finden; durch ihre Lust zum Lesen wird mein Eifer zu schreiben von Tage zu Tage lebhafter angeregt, und ich

Digitized by Google

habe ihrer mehr, als ich glaubte, kennen gelernt. Auch das ist herrlich und für die Römer ruhmvoll, dass sie in Betreff der Philosophie die Griechischen Schriften nicht nöthig haben. Diess werde ich sicherlich erlangen, wenn ich meine Pläne ausführe. Und zur Entwicklung der Philosophie hat mir das schwere Unglück des Staates Anlass gegeben, da ich weder während des Bürgerkrieges nach meiner Weise den Staat vertheidigen, noch auch unthätig sein konnte, und auch Nichts, was meiner mehr würdig gewesen wäre, zu thun fand. Es werden mir daher meine Mitbürger verzeihen oder vielmehr Dank wissen, dass, als der Staat in der Gewalt eines Einzigen war, ich mich weder verbarg, noch mich aufgab, noch an mir verzweifelte, noch mich so benahm, als ob ich dem Manne oder den Zeiten zürnte, noch ferner so schmeichelte oder das Schicksal des Anderen bewunderte, als ob ich mit meinem eigenen unzufrieden wäre. Denn das gerade hatte ich von Platon und der Philosophie gelernt, dass es in den Staaten gewisse natürliche Umwälzungen gebe, so dass sie bald von den Vornehmen bald von dem Volke und bald von einem Einzelnen regiert werden. Da diess unserem Staate widerfahren war, so begann ich damals, als ich meiner früheren Aemter beraubt war, diese Studien zu erneuern, theils um hiedurch hauptsächlich mein Gemüth von den Beschwerden zu erleichtern, theils um meinen Mitbürgern auf jede mögliche Weise nützlich sein zu können.«

Was die Erklärung betrifft, so ist dieselbe in den unter dem Text gesetzten Anmerkungen enthalten, in welchen nicht blos Alles, was in das Gebiet der Philosophie gehört, und die philosophische Beweisführung betrifft, in befriedigender Weise erörtert ist, sondern auch die zahlreich in dieser Schrift von Cicero, nicht absichtslos, eingestreuten historischen Nachrichten, Erzählungen u. dgl. die als Belege der Erörterung dienen, durch die nöthigen Erklärungen und Nachweisungen verständlich gemacht werden. Der Leser dieser Schrift dürfte hier wohl nichts vermissen, was zu seiner Aufklärung und damit zum vollen und richtigen Verständniss der Schrift dienen kann.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Arnaud de Brescia et les Hohenstaufen, ou la question du pouvoir temporel de la papauté au moyen âge, par Georges Guibal, ancien élève de l'école normale, agrégé d'histoire, docteur ès lettres. Paris, 1868. 300 p.

Die Frage nach der Berechtigung und Nothwendigkeit des Kirchenstaates gehört durchaus nicht allein der Gegenwart an, sie ist schon im Mittelalter theoretisch und praktisch vielfach zur Erörterung gekommen. Sie bildet auch den Gegenstand des vorliegenden Werkes, welches sich durch Lebendigkeit der Darstellung und geistreiche Behandlung des Stoffes in nicht minderem Grade auszeichnet, wie das frühere Werk desselben Verfassers: »Le poëme de la croisade contre les Albigeois ou l'épopée nationale de la France du Sud au 13. siècle (Toulouse 1863), durch welches Herr Guibal zuerst in so vortheilhafter Weise sich als Geschichtsforscher bekannt gemacht hat. Wir kennen seitdem seine umfassende Belesenheit, auch in der deutschen historischen Litteratur, seine gründliche Kenntniss und sorgfältige Benutzung der zeitgenössischen Quellenschriften; wir kennen auch seinen Protest gegen die nach Weltherrschaft strebende, die gewaltsamsten Mittel benützende Hierarchie, welche dem schönen Süden Frankreichs, der Heimath des Verfassers, so namenlose Leiden bereitet hat.

Arnold von Brescia ist ihm der Repräsentant jener Lehre, welche schon damals die Trennung von Staat und Kirche forderte. Nicht als ob Arnold zuerst sie aufgestellt hätte; der Verf. selbst weist nach, wie Paschalis II. schon von diesem Boden aus den Investiturstreit zu lösen versuchte, wie Gerhoh von Reichersberg, selbst S. Bernhard die Ausscheidung der Kirche forderten aus den weltlichen Angelegenheiten, welche sie verunreinigten. Aber Arnold von Brescia, der kühne Schüler Abaelards, hatte allein den Muth, alle Folgerungen aus seiner Lehre zu ziehen und zur That überzugehen; während Paschalis II. die Regalien des hl. Peter ausgenommen hatte, griff Arnold gerade diese an, er stellte sich an die Spitze des republicanisch erregten römischen Volkes, welches dem Vorbild der lombardischen Communen nachstrebte, und der Traum einer römischen Republik, welche die Nachfolgerin der altrömischen Respublica zu sein wähnte, wurde verwirklicht. Doch fehlte die Kraft, und es fehlte ein Kaiser, welcher auf diese Gedanken einging. Friedrich Barbarossa war viel zu sehr Legitimist um auf die neue Lehre zu horchen, viel zu sehr Mann der That, um auf die hochtrabenden Phrasen der Römer etwas zu geben. Er schlug die Römer und liess Arnold von Brescia verbrennen.

Digitized by Google

Dass mit Arnold seine Lehre nicht unterging, ist sicher genug; immer wieder taucht sie auf in verschiedenen Formen, unter verschiedenen Verhältnissen. Herr Guibal hat mit grosser Lebendigkeit und zugleich mit sorgfältiger Kritik jene Ereignisse geschildert, er geht über zu der Geschichte Friedrichs II. Er berührt kurz die Geschichte seiner früheren Jahre, er verweilt dann ausführlich bei den letzten Jahren des Kampfes auf Leben und Tod zwischen Kaiserthum und Pabstthum. Ihm ist Friedrich II. in diesem letzten Kampf der Träger von Arnolds Lehre, entschlossen die Kirche zu säcularisiren; er verbindet sich dazu mit den gleichgestimmten französischen Baronen, er ruft die fremden Fürsten auf, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Von dieser Auffassung ausgehend, bekämpft der Verf. Huillard-Bréholles, der Friedrich II. vielmehr die Absicht beilegt, sich selbst an die Spitze der Kirche zu stellen.

Es ist kein Zweifel, dass sich von Friedrich Aeusserungen der Art nachweisen lassen, welche zu Salimbene's Angabe stimmen, er habe die Kirche zu apostolischer Armuth zurückführen wollen. Allein ein grosser Unterschied besteht zwischen Aeusserungen, die in einem erbitterten Kampfe gethan werden, und einem ernstlich gefassten und verfolgten Plan. Ich glaube, dass wir genauer unterscheiden müssen, als gewöhnlich geschieht. Vor allen Dingen muss man sich die Lage der Dinge in Rom klar machen. Wenn Friedrich Barbarossa von der übermüthig ihm entgegentretenden römischen Republik nichts wissen will, so verhält er sich dagegen 1167 den Römern gegenüber ganz anders; er bestätigt ihnen ihren Senat, indem er sich selbst die Einsetzung desselben vorbehält. Die Hoheit des Reiches über die Stadt Rom und den Kirchenstaat war unter Karl dem Grossen völlig anerkannt, und unter Heinrich VI. so sehr befestigt, wie nur je zuvor. Innocenz III. hatte das geändert, und Friedrich II. die Selbständigkeit des Kirchenstaates anerkannt; dass er aber nach dem Ausbruch des Kampfes jenen Zustand herzustellen suchte, liegt in der Natur der Dinge. Darin aber sah man durchaus noch keine Säcularisation; die nutzbaren Rechte blieben dem Pabst, nur die Oberhoheit, die höchste Gerichtsbarkeit vindicirte sich der Kaiser. Der Pabst kam dadurch nur in die Stellung der übrigen Reichsbischöfe in Bezug auf seinen weltlichen Besitz. Von der Lehre eines Arnold von Brescia ist das noch weit entfernt.

Anders steht Friedrich gegenüber der Person des Pabstes Innocenz IV., der ihn verfolgt, den er bekriegt und dem er vorwirft, seine Pflicht zu versäumen. Ihn bekämpft er mit steigender Heftigkeit, je mehr alle Friedensverhandlungen an der Hartnäckigkeit des Pabstes, an seinem Hasse scheitern. Gegen ihn werden alle Mittel angewandt. Die Bettelmönche als seine fanatischen Diener werden rücksichtslos verfolgt. Petrus de Vinea verspottet sie in einer schonungslosen Satire. Wenn aber wieder von diesen einzelne dem Kaiser sich zuwenden, wie Br. Elias, der General der

Digitized by Google

Minoriten, so werden auch sie wohl aufgenommen und benutzt. So rühmt sich der Dominicaner Br. Arnold, dass der Kaiser auf seine Ideen einer Kirchenreform bereitwillig eingegangen sei; er greift in der schärfsten Weise die verweltlichten Prälaten an, und beweist (denn wahrscheinlich ist doch auch dieser Brief von ihm), dass Innocenz IV. der wahre Antichrist sei.*)

Wenn wir aber mit einiger Sicherheit erfahren wollen, wie Friedrich II. der Kirche gegenüben gesinnt war, was nicht bloss ein hingeworfener Gedanke, ein Mittel des Kampfes war, sondern ein ernstlicher, wohl überlegter Plan, so müssen wir ihn als Regenten betrachten. Hat er in Deutschland auch nur irgend einen Versuch gemacht, ein Bisthum einzuziehen, und den Bischof auf sein geistliches Amt, mit nothdürftigen Einkünften zu beschränken? Und wenn in Deutschland vielleicht die Umstände das nicht gestatteten, hat er in seinem Erbreich, wo er doch wirklich Herr war, irgend einen Schritt in dieser Beziehung gethan? nicht im mindesten. Er hat die Verbindung seiner Geistlichkeit mit dem römischen Hofe verboten, wie er nicht anders konnte. Zuwiderhandelnde hat er strenge bestraft. Er hat auch der Kirche Lasten auferlegt, deren er nicht entbehren konnte. Uebrigens aber hat er die ganze geschichtlich gewordene Gestaltung der Kirche nicht angetastet. Da er aber ein wirklicher Regent war und sein wollte, so konnte er doch nicht die von ihrem Haupt abgeschnittene Kirche sich selbst, d. h. der Anarchie überlassen. Er beklagt sich bitter, dass der Pabst seine eigentliche Aufgabe, die Handhabung von Zucht und Ordnung in der Kirche, vernachlässige, und was blieb ihm anders übrig, als sie selbst in die Hand zu nehmen? Er hat das in der That gethan und die Verwaltung der apulischen Kirche durch Petrus de Vinea besorgen lassen; die Berechtigung dazu fand er in der stark betonten Heiligkeit seines von Gott ihm verliehenen Amtes; es war sogar in der sogenannten Monarchia Sicula fast dasselbe schon unter seinen Vorfahren rechtlich anerkannt gewesen. Die von Heinrich VIII. in England eingenommene Stellung lässt sich damit wohl vergleichen. Es ist sehr möglich, dass Friedrich II. voraussah, es werde nie wieder ein Pabst kommen, mit dem ein geordneter Staat auskommen könne; möglich dass er den König von Frankreich zu einem ähnlichen Verhalten zu bestimmen wünschte: das Pabstthum hätte so allmählich seine Unterlage verloren. Aber zunächst blieb für die Zukunft die Einigung mit einem wahrhaft kirchlichen Pabste vorbehalten.

Das ist meiner Auffassung nach die von Huillard-Bréholles in seinem Leben des Petrus de Vinea aufgestellte und trefflich be-

*) Fratris Arnoldi Ord. Praed. de correctione ecclesiae epistola ed Ed. Winkelmann, Berolini 1865. Diese merkwürdige kleine Schrift scheint noch wenig bekannt geworden zu sein. Ich habe sie in meinen „Geschichtsquellen" p. 521 angeführt.

Digitized by Google

gründete Ansicht, über die man von allen Seiten hergefallen ist, ohne sie zu widerlegen, ja zum Theil sogar, ohne sie zu verstehen.

In dieser Beziehung also kann ich dem Grundgedanken des Herrn Guibal nicht beistimmen. Friedrich II. mag gelegentlich arnoldistische Ideen geäussert, sich ihrer bedient haben, aber als einen eigentlichen Träger dieser Ideen vermag ich ihn nicht anzuerkennen. Staat und Kirche waren zu sehr verwachsen, die Macht der Gewohnheit und des Herkommens zu stark, als dass diese Ideen einen gekrönten Vertreter hätten gewinnen können; sie lebten fort und wurden von Zeit zu Zeit neu geboren in demokratischen Bewegungen, allein in England, wo sie theoretisch vielen Anklang gefunden hatten, scheute sich schliesslich das Parlament, in die mit allen Interessen der herrschenden Classen verwachsenen Verhältnisse einzugreifen; in Böhmen wurden die schon praktisch durchgeführten Ideen in Blut erstickt: erst den mächtigeren tiefer gehenden Bewegungen der neueren Zeit blieb es vorbehalten sie theilweise ins Leben zu führen.

Wenden wir uns nun den Einzelheiten des vorliegenden Buches zu, so finden wir darin eine ungemein lebendige Darstellung, aus den besten Quellen geschöpft. Der Verf. liebt es sehr, charakteristische Anecdoten und Aussprüche zu verwerthen, und benutzt daher besonders gern so reichhaltige Schriftsteller wie Br. Salimbene und Matthäus Paris, deren Glaubwürdigkeit in Einzelheiten nicht immer sicher ist. Doch möchte ich nicht behaupten, dass die nöthige Vorsicht ausser Acht gelassen sei. Zu diesen Schriften gehören aber auch die Tagebücher des Matteo Spinelli di Giovenazzo, welche freilich bis jetzt überall arglos benutzt, und auch in die Mon. Germ. aufgenommen sind. Seitdem aber hat Wilh. Bernardi in einer Schrift über diesen Autor (Berlin, in Comm. bei Weber, 1868. 4.) darin eine moderne Fälschung erkannt, und Herm. Pabst, von dem die Ausgabe in den Mon. Germ. herrührt, hat in den Gött. Gel. Anz. seine Zustimmung ausgesprochen.

Dass nicht immer die neuesten Ausgaben benutzt sind, dürfen wir dem Verf. nicht übel nehmen; die Ausgabe der Briefe Wibalds in der Bibliotheca Rer. Germ. von Jaffé ist ihm unbekannt geblieben: sie würde ihn vor dem Irrthum bewahrt haben, Wibald p. 84 als Erzkanzler zu bezeichnen. Wir möchten ihn und seine Landsleute auf die Bibliotheca historica medii aevi von Potthast, mit dem kürzlich erschienenen Supplement, als das beste Hülfsmittel zur Orientirung verweisen. Andere kleine Irrthümer sind p. 81 die Versetzung von Corvei nach Hannover, p. 214 der Bischof von Salzburg statt Erzbischof, p. 166 Waldstadt statt Wahlstatt. Hier aber kann ich auch der Beschuldigung nicht zustimmen, dass Friedrich II. sich um den Angriff der Tataren nicht bekümmert habe; bedrängt wie er durch Aufstände und Abfall von allen Seiten war, konnte er kaum der neuen Gefahr nachdrücklich begegnen, aber es sammelte sich doch unter K. Konrad ein Heer von Kreuzfahrern

Digitized by Google

bei Esslingen. Glücklicher Weise war die Gefahr vorüber, ehe dieses Heer in Thätigkeit kam.

Wir können nicht schliessen, ohne noch etwas über die Citate zu sagen. Sie sind in seltsamer Weise gemischt aus neuen und alten Schriften, und leisten häufig nicht, was meiner Meinung nach Citate leisten sollen. Man kann nicht voraussetzen, dass der Leser die Bücher alle zur Hand habe, und wo es möglich ist, soll wenigstens eine Andeutung darüber gegeben werden, was da zu finden ist. Z. B. p. 74 wird gesagt, dass Arnold von Brescia den niederen Clerus zu seinen Ansichten bekehrt habe, Mart. et Dur. II, 554—557. Es ist eine Stelle aus Wibalds Briefsammlung, aber die hätte näher bezeichnet, am liebsten die beweisenden Worte angeführt werden sollen. Aehnlich verhält es sich, wenn zu einer merkwürdigen Aeusserung Friedrichs II. p. 193 citirt wird Raumer IV, 434, oder p. 244 zu einem Ausruf des Pabstes, Mignet im Journal des Savants 1864, oder p. 258 Nicolaus de Curbio und Gregorovius, die doch nicht coordinirt sind. Führt Gregorovius jene Stelle zuerst an? oder giebt er eine Erläuterung dazu? das sollte gesagt sein. Dergleichen Citate sind sehr häufig; dem Leser, welcher nicht eine grosse Bibliothek zur Hand hat, nützen sie gar nichts, und wenn er ein solches Citat glücklich gefunden hat, entdeckt er vielleicht, dass die bezeichnete Stelle einer Bulle oder eines kaiserlichen Manifestes ihm an anderer Stelle leicht zugänglich war. Immer müsste die ursprüngliche Quelle genau bezeichnet sein, welche man dann häufig an verschiedenen Orten aufsuchen kann, neuere Werke aber nur, wenn eine eigenthümliche Meinung oder Ausführung des Verf. in Betracht kommt. Hat aber z. B. Mignet (ich kann nicht deshalb einen ganzen Jahrgang des Journal des Savants durchblättern) dort eine neue Quelle mitgetheilt, so war es leicht in wenigen Worten darüber Auskunft zu geben.

Diese Bemerkungen sind etwas weitläufiger ausgefallen, weil auch andere Werke dergleichen Betrachtungen bei dem Ref. hervorgerufen haben. Von dem Verf. aber hoffen wir, dass er uns fernerhin nicht minder werthvolle geschichtliche Arbeiten vorlegen möge, als würdiges Mitglied der neueren historischen Schule in Frankreich, welche in Genauigkeit und Gründlichkeit der Forschung mit den alten Benedictinern wetteifert. **W. Wattenbach.**

Grammaire historique de la langue française. Cours professé à la Sorbonne en 1868, par Gaston Paris. Leçon d'ouverture. Paris, Libraire A. Franck. 1868. 30 p. 8.

Es gewährt ein besonderes Vergnügen zu sehen wie eine Wissenschaft sich Bahn bricht. Vor mehr als 30 Jahren war es mir vergönnt, in Wien den ersten Vorträgen über deutsche Rechtsge-

Digitized by Google

schichte beizuwohnen. Die damals gedruckten einleitenden Vorträge meines Freundes E. F. Rössler über die Behandlung und Bedeutung der Geschichte des Rechts in Oesterreich berührten mich ganz eigenthümlich: was im übrigen Deutschland längst anerkannte Thatsache war, musste hier als etwas ganz neues, vielen alten Vorurtheilen widersprechendes, sorgfältigst vertheidigt und in seiner Bedeutung dargelegt werden. Genauere Ueberlegung belehrte mich, dass auch bei uns jener Zeitpunkt noch nicht so gar weit zurückliege, nicht weiter wie gegenwärtig in Oesterreich der eben bezeichnete. Ganz ähnlich stehen wir jetzt in Deutschland den Bestrebungen gegenüber, die Grammatik historisch zu machen. Es ist ebenfalls nicht lange her, dass wir gelernt haben, unsere Sprache in dieser Weise zu behandeln, und keineswegs ist diese Methode schon überall durchgedrungen; in Frankreich wird man hoffentlich nach einigen Jahrzehnten mit Erstaunen sich erinnern, dass zuerst im Jahr 1868 dieser Disciplin an der Sorbonne Raum gegeben wurde, und man wird nicht vergessen, dass Herr Gaston Paris zuerst diese Vorträge eröffnet hat.

Herr Gaston Paris gehört zu einer Gruppe jüngerer Gelehrten, welche sich vorzugsweise mit Benutzung deutscher Wissenschaft gebildet haben, und die Vorzüge unserer wissenschaftlichen Methodik in Frankreich einheimisch zu machen bestrebt sind, indem sie dieselbe verbinden mit der eleganten Weise der Behandlung des Stoffes und der geschmackvollen Darstellung, welche die besseren französischen Werke auszeichnet. Sein Hauptwerk: Histoire poétique de Charlemagne, behandelt den karolingischen Sagenkreis und die daraus erwachsene Litteratur; seine Étude sur le rôle de l'accent dans la langue française, ist specieller sprachwissenschaftlicher Art. Seine und seiner Freunde Bestrebungen lernen wir aber vorzüglich kennen aus der Revue critique d'histoire et de littérature, in welcher deutsche gelehrte Werke in gründlich eingehender Weise gewürdigt werden, und auf französische eine ernstliche Kritik angewandt wird, wie man sie dort nicht gewohnt ist und trotz aller Urbanität der Form nur ungern sich gefallen lässt. Vor allem aber ist es die Nothwendigkeit strenger wissenschaftlicher Methode, worauf immer wieder hingewiesen wird, vorzüglich auch gegenüber dilettantischen Versuchen über grammatische Gegenstände, und der Mangel eines Lehrstuhls für die geschichtliche Behandlung der französischen Sprache ist wiederholt ernsthaft beklagt worden. Wir haben es deshalb als ein höchst erfreuliches Ereigniss zu betrachten, dass es gelungen ist, diesen Studien Eingang zu verschaffen und hauptsächlich deshalb habe ich auf diese Leçon d'ouverture hinweisen wollen. Ich habe nur hinzuzusetzen, dass in ihr der vorliegende Gegenstand in ebenso lichtvoller wie geschmackvoller Weise behandelt wird; die Nothwendigkeit einer geschichtlichen Behandlung der französischen Grammatik, für welche es bei uns wohl keines Be-

Digitized by Google

weises mehr bedarf, wird in unwiderleglicher Weise dargelegt, die Aufgabe in ihre verschiedenen Theile zerlegt und ihrem Umfange nach begrenzt, die Bildung und der Entwickelungsgang der französischen Sprache in scharfen Umrissen anschaulich gezeichnet und an einigen Umrissen erläutert. Wir sind daher durch diese Probe wohl zu der Hoffnung berechtigt, dass ein guter Erfolg die verdienstlichen Bemühungeu des Verfassers krönen werde.

W. Wattenbach.

Ueber das von Anselm Schramb und Hier. Pez veröffentlichte Breve Chronicon Austriacum Authore Conrado de Wizzenberg, Abbate Mellicense. Von Dr. Andreas von Meiller, wirkl. Mitglied der kais. Akad. d. Wissenschaften. Wien 1868. 4. Aus dem 18. Bande der Denkschriften der phil. hist. Classe. 88 S.

Die Wiener Akademie der Wissenschaften hat sehr viel für die Landesgeschichte gethan, aber merkwürdiger Weise fehlt unter den vielen Zielen, welche sie sich gesetzt hat, eine systematische Sammlung der Geschichtsquellen des Landes. Der Grund liegt freilich nahe; im ersten Eifer, um nicht mit Vorarbeiten viel Zeit zu verlieren, wurden für die Sammlung der Fontes nur neue, bisher ungedruckte Quellen bestimmt. Ist auch das Princip nicht strenge eingehalten, so widerstreitet es doch einer chronologisch geordneten Sammlung, welche auch die längst gedruckten aufnehmen könnte. Und doch bedürfen diese so dringend neuer Ausgaben!

Einer wenig beachteten Quelle hat sich jetzt der Dr. A. v. Meiller angenommen, welcher vorzüglich durch seine Regesten der Babenberger und der Salzburger Erzbischöfe schon die grössten Verdienste um die Landesgeschichte sich erworben hat. Es ist das die kleine Geschichte des Babenberger Hauses, welche auf Begehren Liupolds VI. ein Melker Conventuale verfasst hat; denn mit dem ersten Herausgeber in dem Verfasser den damaligen Abt zu sehen, berechtigt uns nichts Auch weist Herr v. Meiller nach, dass der Auftraggeber wahrscheinlich noch nicht Herzog, sondern Erbprinz war, die Schrift also kurz vor 1177 verfasst sein wird. Der unglückliche Verfasser wird ferner einer unbarmherzigen Kritik unterzogen, und nicht die Werthlosigkeit seines Machwerks nachgewiesen, sondern auch die Nachlässigkeit des Autors, welcher mindestens die Chronik des Babenbergers Otto von Freising doch billig hätte kennen müssen. Seine Unwissenheit über die Anfänge des Babenberger Hauses ist in der That staunenswerth; dafür aber gibt er eine Nachricht, welche lange Zeit als feststehende Thatsache der österreichischen Geschichte betrachtet worden ist, dass nämlich Liupold I. nach der Belehnung mit der Markgrafschaft,

Digitized by Google

welche in fabelhafter Weise erzählt wird, die Burg Melk einem homo potentissimus Gizo abgenommen und zerstört habe, und daselbst 12 Canoniker eingesetzt, damit nie wieder eine Burg dort errichtet werden könne. Gegen diese Erzählung ist vorzüglich die Kritik des Herausgebers gerichtet; sie scheint als locale Ueberlieferung eine gewisse Autorität zu haben, allein theils melden die Annalen von Melk nichts der Art, theils finden wir thatsächlich in späterer Zeit eine landesherrliche Feste auf dem Melker Berg erwähnt, und auf der andern Seite verträgt sich die Existenz jener Congregation nicht mit der Passio Cholomanni, von welcher ich freilich nicht zugeben kann, dass sie, wie p. 15 gesagt wird, bald nach 1020 verfasst sei, vgl. Geschichtsquellen p. 438. Diese ganze Nachricht wäre jedoch nur von localer Bedeutung, wenn nicht durch Wolfgang Laz die Ansicht aufgebracht wäre, und sich bis jetzt behauptet hätte, dass jener Gizo niemand anders sei als der Ungarnfürst Geisa. Herr v. Meiller verfolgt durch alle folgenden Schriftsteller hindurch diese Ansicht bis auf die Gegenwart, hat jedoch übersehen, dass auch Büdinger p. 466 sich dagegen ausspricht, dass Melk damals erst den Ungarn abzugewinnen gewesen sei; vorzüglich aber die ganz entschiedene, mit der seinigen völlig übereinstimmende Kritik von S. Hirsch, Jahrbb. Heinrichs II, I, 137. Sehr ausführlich weist der Verf. nun die Unstatthaftigkeit einer so weiten Ausdehnung der ungarischen Grenze nach, und bemüht sich mit grosser Gründlichkeit und genauer Ortskenntniss die wirklichen Grenzverhältnisse festzustellen. Hieran schliesst sich als Anhang ein Verzeichniss sämmtlicher Raubzüge der Ungarn, mit einigen werthvollen topographischen Erörterungen; einige Ergänzungen dazu sind den jetzt erst durch Giesebrecht wieder entdeckten Annales Altahenses zu entnehmen.*) Die erste, allerdings auffallende Erwähnung eines Einfalls der Ungarn in das deutsche Reich im Jahr 862 durch Hinkmar von Reims wird p. 60 ganz brevi manu abgewiesen und für eine Interpolation erklärt, was denn doch erheblichen Bedenken unterliegt.

Uebrigens aber sichern diese positiven Untersuchungen der Abhandlung einen bleibenden Werth, wenn auch der Melker Autor verdienter Nichtachtung verfallen sein wird.

Ein lapsus calami ist es, wenn p. 12 der 957 verstorbene Liudolf als Herzog von Schwaben im Jahr 974 genannt wird; zu p. 25 bemerke ich, dass der pons Guncil doch wohl ohne Zweifel Güns ist, welches in den Ann. S. Emmerammi als castellum Guntionis vorkommt, s. Mon. Germ. SS. XI, 11 n. 47.

Vorzüglich dankenswerth sind auch die bei der Musterung sämmtlicher österreichischer Chronisten, die am Schluss tabellarisch

*) In diesen findet sich auch a. 1052 für Pressburg die von Meiller bezweifelte Form Preslawaspurch, woraus unzweifelhaft der neuere Name verkürzt ist Böhmisch heisst es Brzetislawa, und es ist zu beachten, dass auch Lundenburg Brzeclawa heisst.

Digitized by Google

zusammengestellt sind, über diese gegebenen Nachweise; möge Herr v. Meiller der Bearbeitung dieser Litteratur auch ferner seinen kritischen Scharfsinn und seinen wahrhaft staunenswerthen Fleiss zuwenden. **W. Wattenbach.**

Johann Friedrich Böhmer's Leben. Briefe und kleinere Schriften durch Johannes Janssen. 3 Bände. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1868.

In einem Briefe vom 4. Jan. bemerkt Böhmer über den Ref., dass er eine sonderliche Vorliebe für ihn (Böhmer) habe. Damals ihm persönlich noch nicht bekannt, habe ich ihn in Wien kennen gelernt und in Frankfurt zuweilen besucht. In der That hatte ich durch das Studium seiner Regesten eine hohe Achtung vor ihm gewonnen, und diese steigerte sich, je mehr ich in mannigfaltigen geschichtlichen Werken die Spuren seiner Anregung, seines Rathes, seiner freigebigen litterarischen Mittheilungen fand. Denn von materieller Unterstützung hörte man wohl reden, aber jede öffentliche Erwähnung derselben war verpönt; den bedeutenden Umfang seiner Wirksamkeit in dieser Beziehung lässt erst das vorliegende Werk erkennen. Höchst eigenthümlich, ja ehrwürdig war der Anblick des alternden, schon kränkelnden Mannes in seinem Arbeitszimmer: die höchste Einfachheit, der Mangel fast jeder Bequemlichkeit, alles nur für Arbeit hergerichtet, eine grosse weisse Katze seine einzige Gesellschaft. Dabei klagte er immer, dass er mit seinen Arbeiten nicht zum Abschluss kommen könne, massenhaften Stoff aufgespeichert habe, aber zur Ausgabe nicht komme. Unwillkürlich wünschte man ihm Hülfe, eine jüngere Kraft zur Unterstützung, allein das widersprach seiner ganzen Eigenart. Ueberhaupt war er ein Sonderling, das hörte man von allen, und man konnte auch recht bittere Klagen über ihn hören. Davon sagt uns die vorliegende Biographie nichts, sie zeigt uns nur die Lichtseite, und es ist auch wohl besser, dass andere Seiten vergessen werden. Denn ganz unbegründet sind doch wohl jene Klagen nicht gewesen. Der Verf. der Lebensbeschreibung hat ihm in den letzten Jahren seines Lebens sehr nahe gestanden und viel Gutes von ihm erfahren; er hat mit grosser Liebe das Lebensbild gezeichnet, hauptsächlich aus Aufzeichnungen des Verstorbenen und brieflichen Aeusserungen zusammengesetzt. Es ist ein wehmüthiges Bild, das vor liegt: ein reich angelegter Geist, frühzeitig durch pedantische Erziehung eingeschnürt, dann von der romantischen Zeitrichtung ergriffen, mit grossen Entwürfen sich tragend, endlich in relativ untergeordneter Thätigkeit seinen Beruf findend und seine ganze Lebensrichtung mit stiller Resignation als verfehlt betrachtend. Nicht als ob ich seine gelehrte Arbeit gering anschlagen wollte,

Digitized by Google

seine Regesten, sein Frankfurter Urkundenbuch, seine Fontes sind bahnbrechende Arbeiten von grösstem Werthe, und für die Wissenschaft ist es wohl ohne Frage ein Glück, dass er durch die Verbindung mit dem Freiherrn von Stein und dem Unternehmen der Monumenta Germaniae auf diese Wege geführt wurde, aber er selbst hielt noch lange an der Absicht grosser darstellender Werke fest, durch welche er auf die Ansichten der Zeitgenossen bedeutend einzuwirken hoffte. Uns können seine Arbeiten vollkommen genügen, aber seinen Absichten und Wünschen genügten sie nicht. Er erinnert in dieser Hinsicht an Lappenberg.

Was aber seine Lebensrichtung, seine Gesinnung betrifft, so war sie sehr entschieden und lebhaft vaterländisch, und dieses Vaterland konnte er sich nur in der Form von Kaiser und Reich denken. Er war anfangs so wenig conservativ, dass er Sand's That enthusiastisch begrüsste; später aber konnte er sich mit den liberalen Bestrebungen in keiner Form befreunden.

Seinen Standpunkt hat er niemals aufgegeben, aber die Briefe der letzten Jahre enthalten Aussprüche, welche seine klare Einsicht zeigen, dass sein Weg zu keinem Ziele führe, nur könne er keinen andern mehr einschlagen. Diese Stimmung spricht sich z. B. aus in den Worten (3, 377): »Fickers Reichsfürstenstand that mir weh, weil ich daraus entnahm, dass die Zerfahrenheit der deutschen Reichsverfassung doch noch grösser war, als ich mir schon vorgestellt hatte.« Und manche andere Stelle liesse sich beibringen. Einen jungen Freund, der ihm eine Schrift widmen will, warnt er 3, 198: »Es ist schön in der Jugendzeit, wenn auch nicht ohne Grundsätze und Gesinnung, doch ohne Partei sein zu dürfen, und dadurch den Achtbaren in allen Parteien menschlich näher zu stehen.« Er ist weit entfernt, Andern für seine Richtung gewinnen zu wollen, deren Unfruchtbarkeit er schmerzlich empfindet. Der Schwärmerei für das alte Reich entsprang auch seine Hinneigung zur katholischen Kirche, die bestärkt wurde durch die Vertiefung in die altdeutsche Kunst, und den Künstlerkreis, in welchem er in Rom lebte. Damals war er ganz überwiegend diesen Interessen zugethan; hauptsächlich durch den Freiherrn von Stein ist er den historischen Arbeiten zugeführt. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen die Reformation, als die Ursache der Spaltung Deutschlands, aber der Glaube seiner eifrigen Freunde fehle ihm. Darin steht er gerade so da wie Gentz, so unähnlich übrigens beide sind. Als sein Freund Hübsch ihn drängt katholisch zu werden, antwortet er ihm die merkwürdigen Worte (3, 352): »Sonst weisst Du ja wohl, was für ein unschuldiges Leben ich führe, und weisst auch wohl was das heisst, im neunzehnten Jahrhundert leben.« Ueberhaupt, so leidenschaftlich in seinem Gefühl Böhmer einer bestimmten Parteirichtung zugethan war, so wenig liess er sich je dadurch den Blick trüben; wie er 2, 341 schreibt: »Ich mache die Augen gern auf.« So spricht er sich auch 1845 an Hurter 2, 400 sehr

Digitized by Google

entschieden gegen die Einführung der Jesuiten aus, und äussert 2, 429 seine Verwunderung, dass Hurter zwei Söhne in der Propaganda erziehen lasse: »Welche Erziehung können sie dort bekommen? eine für das Vaterland brauchbare gewiss nicht.« Stets ging ihm die Wahrheit, in der Vergangenheit wie in der Gegenwart, über alles. Er duldete keine Selbsttäuschung und hatte da allerdings sehr eigenthümliche Erfahrungen zu machen.

Unsäglich zuwider war ihm Preussen als der Keil, welcher Deutschlands Einheit zersprengt hatte, aber er konnte sich doch nicht verhehlen, dass man dort gut arbeitete; ja dass man für seine Arbeiten gerade da besonders lebhafte Anerkennung hatte. Er hat sich gegen uns Rankianer immer sehr spröde verhalten, aber das hielt uns nicht ab, ihm zu huldigen. Es war ihm erstaunlich unangenehm, dass gerade Jaffé die päbstlichen Regesten vollendete, eine Arbeit die er von den österreichischen Klöstern erhofft hatte; aber er wusste sich zu überwinden, und hat auch Jaffé später freundlich aufgenommen. Als ihm endlich 1856 der Wedekindsche Preis zuerkannt wurde (den er sogleich an den Luzerner Kopp weiter gab), da war er gewissermassen entwaffnet. Er spricht sich darüber 3, 176 sehr schön gegen Maria Görres aus, nicht ohne einen wenig schmeichelhaften Seitenblick auf Baiern.

Mit Pertz war er trotz aller Verschiedenheit anfangs herzlich befreundet; später traten mehr und mehr Differenzen dazwischen, aber dennoch behielt er immer grosse Hochachtung und sprach diese, Angriffen seiner Correspondenten gegenüber in entschiedenster Weise aus, z. B. 2, 450; 3, 409 mit dem Schlusswort: »Denn es giebt immer nur Einen Pertz.« Um so betrübender ist es, dass Pertz doch auch in dieses Buch einen Misston hat bringen müssen, indem er auf Janssens wiederholte Anfragen weder Briefe mittheilte, noch auch nur überhaupt antwortete (1, 125). Eine Anzahl älterer Briefe ist aus den Concepten mitgetheilt, wie denn Böhmer häufig oder fast regelmässig seine Briefe zuerst im Concept schrieb; die späteren Concepte aber sind zufällig mit anderen Papieren in Pertz's Hände gekommen und vergeblich zurückgefordert. Es giebt eben auch in der Beziehung nur Einen Pertz.

Während nun Böhmer in Norddeutschland bereitwillige Anerkennung fand, und den dortigen Bestrebungen seine Billigung nicht vorenthalten konnte, erlebte er dagegen an seinen süddeutschen Schützlingen weniger Freude. Waren doch selbst Ficker und Janssen geborene Preussen, wenn auch nicht aus den Landestheilen, wo man noch zum Svantivit betete, als der Westen schon zu hoher Cultur vorgedrungen war.

In hohem Grade bemerkenswerth und achtungswerth ist es, wie wenig sich Böhmer durch seine gemüthliche Vorliebe über die Schwächen der Arbeiten seiner Freunde verblenden liess. Auch den Liebsten, Kopp (2, 416. 490) und Chmel gegenüber sprach er sich zwar in der schonendsten Form, aber doch deutlich ge-

Digitized by Google

nug aus. Ueber andere wissenschaftlich werthlose Producte aber schreibt er (3, 263): »Was an innerer Verarbeitung des Stoffes, was an Gehalt fehlte, hat man dann vielfach durch salbungsvolle Redensarten ersetzen wollen, die ein verstorbener Freund von warm kirchlicher Gesinnung fromme Brühe zu nennen pflegte.« Und über seine Münchner Freunde 2, 425: »Sonst musste ich mir auch diessmal wieder eingestehen, dass in dem ganzen katholischen Kreis für meine Studienmanier wenig Entsprechendes ist. Die Herren haben mehr Gesinnung und Ansicht, als jene Detailbegründung, auf welche ich ausgehe, und darin liegt auch wohl die Ursache, weshalb sie wenig oder keine Schüler ziehen.« An blossen Tendenzbüchern hatte er gar kein Gefallen.

Noch schlimmer aber erging es ihm mit seiner gemüthlichen Zuneigung im Grossen. Er hatte bei jeder Gelegenheit die grossartigen, glänzenden Seiten der Hierarchie im Mittelalter hervorgehoben, er stand entschieden auf ihrer Seite gegen die Staufer und musste es nun erleben, dass man das gar nicht anerkannte und ihm auf der vaticanischen Bibliothek die Arbeit fast unmöglich machte. Theils aus persönlicher Gereiztheit, theils aus wirklichem Kummer, dass die römische Curie dem Bilde, das er sich von ihr gemacht, der Aufgabe die er ihr zuwies, sogar nicht entsprach, äussert er sich in der bittersten Weise über ihre Versunkenheit; er will eine eigene Schrift darüber verfassen, und hat sich wenigstens gelegentlich in der Vorrede zum Additamentum primum (1841) scharf genug darüber ausgesprochen. In den Briefen spricht er 1850 (3, 26) von einer Geistlichkeit »der Wissen und Ernst entschwunden, aber die Intriguen geblieben.« Und 1851 in Bezug auf die vat. Bibliothek (3, 41): »Rom ist noch heute verkäuflich, wie zu Jugurtha's Zeit . . . . alles muss den dortigen Chinesen abgehandelt oder abgezwungen werden, auf gut orientalisch.« Und p. 77 von Prokesch: »Möge er mit dem rechten Quos ego! dorten auftreten, was bei diesen Chinesen allein von Wirksamkeit ist.« Vgl. auch p. 105. Nicht viel anders ergeht es ihm mit Oesterreich, dem seine ganze Vorliebe gehört, von dem er so viel erwartet, und wo er schliesslich mit den wirklichen Leistungen sogar wenig zufrieden ist. Und nun gar Baiern! Er verfasst als werthvollste Unterlage für bairische Geschichtsforschung die Wittelsbacher Regesten, und deckt dabei, in schonendster Weise wie er meint, einige Gebrechen auf. Er hofft auf Anerkennung und findet nur erbitterte Feindschaft; bei den neu hervorgerufenen Bestrebungen für baierische Geschichte wird er gänzlich fern gehalten und von der Neigung, nach München überzusiedeln, wird er gründlich geheilt. So schreibt er 3, 285: »Dagegen haben sie mir die in der Vorrede zu den Wittelsbachern enthaltenen Wahrheiten gar übel genommen, weil ich, zwar schonend gegen die Personen, doch nicht gerade durch Anbetung der Mandarinenknöpfe meine Aussprüche wohlgefälliger gemacht hatte. So ist es denn gekommen, dass ich in den Publicationen der ersten

Digitized by Google

historischen Commission, selbst da wo ich sie vielleicht veranlasst hatte, wie im Wittelsbacher Urkundenbuch, mit meinen bösen Regesten nicht genannt bin, obgleich man es nicht verschmähte, dieselben, so gut man es eben vermochte, zu benützen.« Ganz vortrefflich sind auch 3, 302 seine Bemerkungen über die Gefahr »einen zugleich so beschränkten und so starken Herkules (das baierische Volk) toll zu machen.«

So kommt es, dass bei aller Abneigung gegen die Bo-Russen, wie er sie zu nennen pflegt, die schärfsten Aeusserungen dieser Briefe doch nicht gegen Preussen, sondern gegen die römische Curie, Oesterreich und Baiern gerichtet sind. Er schreibt 2, 341 sehr bezeichnend: »Wie ich von Herzen gesinnt bin, wissen Sie. Aber ich mache die Augen gern auf.« Gemüthlich ging ihm das sehr nahe, und hat in den letzten Jahren einen merklich veränderten Ton der Briefe zur Folge.

Mehr als einmal spricht sich Böhmer über den Werth von Briefsammlungen aus, er empfiehlt namentlich die Briefe Johannes von Müllers, und tadelt es scharf, wenn jüngere Leute gegen solche Lectüre empfindlich sind. In gleicher Weise können nun auch seine Briefe empfohlen werden. Gerade weil die von ihm hervorgerufenen oder geförderten Werke so oft nicht seinen Wünschen entsprachen, findet sich eine Fülle der vortrefflichsten Bemerkungen und Rathschläge, wie z. B. 3, 181 über die Reichsgeschichte des Luzerner Kopp: »An Zuverlässigkeit und Vollständigkeit bis ins Kleine wird dieser doch von keinem Andern übertroffen, und seine Arbeit kann in dieser Beziehung nicht hoch genug geschätzt werden. Lesbar ist sie freilich nicht, weil sie Allgemeines und Besonderes in unbegreiflicher Weise durch einander schlingt (man kann doch sonst nicht zugleich durch einen Tubus und durch ein Mikroskop sehen), und sich auf ergänzende und die Resultate ziehende Betrachtung gar nicht einlässt.« Sehr treffend sagt er 2, 416: »Wenigstens war es mein Plan, eben durch meine Regesten künftige Geschichtserzählungen von solchem Ballaste zu befreien.« Und er selbst hat eben in seinen Einleitungen in meisterhafter Weise das Wichtige und Bedeutende hervorzuheben verstanden. Rechnen wir dazu die kleinen, diesem Werke beigegebenen Schriften, so erwacht wohl das Bedauern, dass Böhmer nicht zu grösserer Productivität genöthigt war; es ist möglich, dass er als akademischer Lehrer eine freiere Entwickelung genommen und grössere Wirksamkeit gewonnen hätte. Denn unverhältnissmässige Zeit kostet ihm die Verwaltung seines Vermögens und auch fremder Angelegenheiten, sowie sein Verhältniss zum Städelschen Museum, sein Amt als Bibliothekar. Daraus vorzüglich entspringen auch die Aergernisse, die ihn mehr und mehr verbittern. Es ist bedauert worden, dass aus den Briefen nicht mehr verletzende Aeusserungen gestrichen sind; ich kann das Bedauern nicht theilen. Man hätte dann den echten Böhmer nicht, und wenn nach einer Seite hin gestrichen wäre, hätte die andere

Digitized by Google

Grund sich zu beklagen. Vielmehr bin ich dem Dr. Janssen für seine heldenmüthige Rücksichtslosigkeit recht dankbar. Auch möchte ich nicht einen Brief missen; vielmehr vermisse ich den sehr schönen und höchst charakteristischen 3, 172 erwähnten Brief an Chmel, der doch dem Herausgeber vorlag. Für Historiker ist auch sachlich manches von Wichtigkeit, wie z. B. Sickel die Bemerkung 2, 301 über K. 96 wird zu beachten haben. Ausserdem aber enthalten die Briefe eine sehr grosse Fülle des rein menschlich Anziehenden und Ansprechenden, wie namentlich das ganze Verhältniss zur Görres'schen Familie und die treue Freundschaft für Clemens Brentano sehr schön ist; dazu aber eine Menge von Thatsachen und Aeusserungen zur Kenntniss jener Zeiten und vorzüglich der romanisch-katholischen Kreise. Man wird sie vielfach als Fundgrube benutzen, oft durch kecke Aeusserungen verletzt oder erfreut werden, manche Sonderbarkeit belächeln, schliesslich aber doch immer mit hoher Achtung von dem Manne scheiden, der mit dem ehrenhaftesten Charakser eine Fülle von Liebe und Freundschaft, und eine brennende, aufopfernde Liebe zu wissenschaftlicher Forschung und zur Förderung der vaterländischen Geschichte verband.

Herr Dr. Janssen hat seine nicht leichte Aufgabe in sehr anerkennenswerther Weise gelöst; zum Zeichen, wie genau ich das Werk durchgenommen, lasse ich die Verbesserung einiger Fehler folgen: II, 175 l. Conversion st. Conversation; 252 Repatti l. Repetti; 292 Wiebold l. Wicbold; p. 300 ist Estensi'sche eine unverzeihliche, leider nicht unerhörte Setzer-Unart, die Böhmer am wenigsten hätte durchgehen lassen; p. 363 rovale l. novale; 395 Divis sum laudis pro l. Dives s. l. pre; 404 partie l. parti; 405 Arbeiten aus seiner Kanzlei l. Arbeiter; 3, 271 Helfrich l. Helfert.

Uebrigens ist Ausstattung und Druck vortrefflich.

W. Wattenbach.

---

1) Homer's Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Friedrich Ameis. Erster Band. Erstes Heft. Gesang I—III. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1868. VIII u. 128 S. gr. 8.

2) Anhang zu Homer's Ilias. Schulausgabe von K. F. Ameis. I. Heft. Erläuterungen zu Gesang I—III. Leipzig (wie oben) 92 S. gr. 8.

Der in diesen Jahrbüchern schon früher und noch zuletzt Jahrgg. 1868 S. 462 ff. ausgesprochene Wunsch, von dem Verfasser eine ähnliche Bearbeitung der Ilias zu erhalten, wie die nun vollendete und in mehreren Auflagen bereits verbreitete der Odyssee ist mit dem Erscheinen dieses ersten Heftes und des dazu gehörigen Anhangs in Erfüllung gegangen. Zwar ist im Ganzen für die

Digitized by Google

Ilias in manchen Beziehungen, namentlich auch was die Erklärung betrifft, fast mehr geschehen, wie für die Odyssee, aber nicht in der Art und Weise der Behandlung, welche der Verf. in der Odyssee mit so viel Nutzen und Erfolg eingeschlagen hatte. Als gründlicher und genauer Kenner des Homer, der homerischen Sprache, so wie der gesammten neueren, auf Homer bezüglichen Literatur war er gewiss berufen zu einer solchen Bearbeitung der Ilias, welche in ähnlichen Gränzen, wie die der Odyssee gehalten und in gleicher Tendenz auf Alles das Rücksicht nehmend, was dem Schüler wie dem Lehrer frommt (für letzteren in dem Anhang), auch zu den gleichen Erfolgen berechtigt. Es hat sich auch der Verf. in diesem seinem Plan eben so wenig wie in der Ausführung durch entgegengesetzte Urtheile beirren lassen, er ist ruhig aber festen Schrittes der gesetzten Aufgabe nachgegangen und hat in der Bearbeitung der drei ersten Bücher, welche in diesem ersten Hefte enthalten sind, zur Genüge gezeigt, wie diese Bearbeitung sich ganz gut neben die der Odyssee stellen lässt, von gleichem Geiste durchdrungen, mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit in allen Einzelheiten abgefasst ist. Es wäre überflüssig, in die Art der Behandlung hier noch weiter einzugehen, indem diess Gegenstand der früheren Besprechungen der Odyssee gewesen ist, und, nachdem die Ausgabe in mehreren Auflagen bereits grosse Verbreitung gewonnen hat, auch als bekannt wohl vorausgesetzt werden kann. In die allgemeine homerische Frage hat sich auch hier der Verfasser nicht eingelassen: wir verhehlen es uns nicht, eine wenn auch nur kurze Einleitung über Entstehung und Bildung des Gedichtes, Gang und Zusammenhang desselben, die Art der Ueberlieferung u. dgl. würde nicht unerwünscht gewesen sein; wenn es anders nicht die Absicht des Verfassers ist am Schlusse des Ganzen Etwas der Art beizufügen. Denn je genauer der Schüler, der diese Ausgabe gebraucht, mit Allem was auf die Sprache, wie auf das richtige Verständniss des Einzelnen und die Auffassung sich bezieht, bekannt gemacht wird, um so mehr wird in ihm das Verlangen entstehen, auch über die allgemeinen Verhältnisse, unter denen diese Gedichte entstanden sind, eine Aufklärung und ein Verständniss zu gewinnen, das zugleich ihn diese Gedichte richtig würdigen lässt, und vor irrthümlichen Ansichten zu bewahren vermag.

Mit grosser Sorgfalt ist auch hier die Erklärung der einzelnen, zumal der dem Homer eigenthümlichen Worte gegeben (mehrfach auch unter Hinweisung auf die bereits in den Anmerkungen zur Odyssee gegebenen Erklärungen), weil davon zunächst die richtige Auffassung abhängt, es ist aber auch darüber der Zusammenhang der einzelnen Theile des Gedichtes, und der Gang desselben nicht übersehen, sondern wird auf derartigen Nachweis stets Rücksicht genommen. Wir glauben nicht, dass der Schüler in dieser Hinsicht Etwas vermissen wird, dass er vielmehr in sorgsamer Benützung dieser Ausgabe bald mit der Lectüre der homerischen

Digitized by Google

Gedichte vertraut wird und die hier sich darbietenden Schwierigkeiten bald, und nicht auf Kosten der Gründlichkeit, überwinden lernt. Die schon in der letzten Ausgabe der Odyssee getroffene Einrichtung, längere Erörterungen, die aber doch in Bezug auf die dem Schüler zu gebende Erklärung nicht zu umgehen waren, in einen mehr für den Lehrer als für den Schüler bestimmten Anhang zu verlegen, ist auch bei der Ilias angewendet, wo es zumal an einzelnen Controversen in der kritischen wie in der sprachlichen Behandlung wahrhaftig nicht fehlt, überdem hier manche noch weiter in das Gebiet der höheren Kritik zielende Fragen in Betracht kommen, wie z. B., um nur Einen Fall der Art zu berühren, die Frage nach dem Schiffscatalog Il. II, 484 ff., die der Verf. S. 58 ff. nicht umgehen konnte, zumal in Bezug auf die hier in neuester Zeit vorgeschlagene strophische Gliederung in der Fünfzahl von Versen, die sich indessen nicht ohne Gewalt durchführen lässt: dass der Verf. im Texte selbst sich darauf eingelassen hat, war ohnehin von seiner Umsicht zu erwarten, die überhaupt von derartigen, mehr oder minder unsicheren Vermuthungen sich fern gehalten und die urkundlich gegebene Grundlage nicht verlassen hat. Eben so hat er im streng exegetischen Theile mit Vorsicht sich auf das eingelassen, was aus dem Gebiete der sprachvergleichenden Forschung von Manchen vielleicht in allzu grosser Ausdehnung herübergezogen worden ist: und wir können es uns schon gefallen lassen, wenn *μῆνις* Vs. 1 bemerkt wird, dass auch im Sanskrit mânas den auf gekränktem Ehrgefühl beruhenden Unmuth oder Groll bezeichne: weiter zu gehen würden wir jedoch nicht für rathsam halten, wenn auch gleich, wie schon bemerkt worden, dieser Anhang nicht für den Schüler, sondern zunächst für den Lehrer bestimmt ist, und diesem wohl eine Anregung zu weiterer Forschung zu geben vermag, wie diess bei manchen, dem Gebiet der Sprachvergleichung oder des Sanskrit entnommenen Bemerkungen (s. z. B. Autenrieth zu II, 318. III, 206. 229. 277), um nicht ein Mehreres anzuführen, der Fall ist. Andererseits aber ist dieser Anhang auch als eine Art von Rechenschaftsablage des Verf. zu betrachten, zumal in kritischen Dingen, wo es sich um Aufnahme oder Beibehaltung dieser oder jener Lesart handelt, und hier eine nähere, wenn auch meist nur kurz gefasste Begründung nicht zu umgehen war.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Homers Ilias von Ameis. I.

(Schluss.)

Im Ganzen hat hier der Verfasser einen vernünftigen, conservativen Gang eingehalten, der ihn von dem Eingehen in manche der in neuester Zeit vorgeschlagenen Aenderungen bewahrt hat, der ihn auch, und mit gutem Grunde, oftmals zum Festhalten an den Lesarten Aristarch's bewogen hat. So z. B. Vs. 11 wird *ἠτίμασεν* beibehalten, für *ἠτίμησ'*; und gleich darauf Vs. 14 ebenfalls beibehalten *στέμματ' ἔχων* für das von Mehreren vorgeschlagene und von Döderlein aufgenommene *στέμμα τ' ἔχων*, worin, wie richtig bemerkt wird, eine Abschwächung des Gedankens liegt; eben so wird Vs. 15 Aristarch's Lesart *καὶ λίσσετο* beibehalten und gegen das neuerdings von Bekker wieder vorgezogene *καὶ ἐλίσσετο* vertheidigt, für welches man dann eher *καὶ ἐλλίσσετο* zu erwarten gehabt hätte. Eben so wird Vs. 17 die Conjectur *Ἀτρεΐδα* (im Dual) abgelehnt und das handschriftlich überlieferte *Ἀτρεΐδαι* beibehalten. Auch Vs. 20 wird man dem Verf. Recht zu geben haben, dass er zu der Lesart *παῖδα δέ μοι λύσαιτε* zurückgekehrt ist, die Wolf in *παῖδα δ' ἐμοὶ λῦσαί τε* geändert hatte; abgesehen davon, dass *λύσαιτε* auf guter handschriftlicher Quelle beruht, liegt in dem als Imperativ aufzufassenden Infinitiv *λῦσαι* eine hier unzulässige Härte. Nach Aristarchus schreibt der Verf. Vs. 52 *θαμειαί* (für *θαμεῖαι*) und Vs. 64 *ὅς κ' εἴποι* (für *εἴπῃ*), eben so Vs. 97: *Δαναοῖσιν ἀεικέα λοιγὸν ἀπώσει*, und wird diese Lesart näher begründet und vertheidigt. Eine längere Erörterung ist dem Vs. 98 vorkommenden *ἑλικώπιδα κούρην* zu Theil geworden, um die Bedeutung des Epithetons in dem Sinne von glanzäugig, mit glänzenden Augen nachzuweisen, und zugleich, auch in Bezug auf ähnliche Ausdrücke, noch weiter auszuführen. Eben so wird Vs. 108 das doppelte *οὔτε* (die Lesart des Aristarchus für *οὐδέ*) beibehalten und gerechtfertigt. Aber die Athetese von Vs. 139, welche Aristarchus annahm, dem Einige Neuere folgten, wird abgelehnt, dagegen Vs. 142 Aristarchs Lesart *ἐν δ' ἑρέτας* (für *ἐς δ' ἑρέτας*) mit Recht beibehalten. Vs. 156 ist eben so richtig *μεταξύ* beibehalten, wofür Bekker, ohne genügenden Grund *μεσηγύς* in den Text gesetzt hat; und im folgenden Vs. 157 Aristarch's Lesart *σκιόωντα* (statt *σκιόεντα*) aufgenommen und näher begründet. Unangetastet dagegen bleibt der von Zenodotus und Aristarchus athetirte Vs. 177; die gegebene Auffassung

Digitized by Google

des Verses unterstützt allerdings seine Beibehaltung; denn *πολεμοί τε μάχαι τε* sind genannt hier als die natürlichen Folgen der vorausgegangen *ἔρις*, der Streitsucht, als die natürlichen Ausflüsse derselben. Auch Vs. 260 (*ἤδη γάρ ποτ' ἐγὼ καὶ ἀρείοσιν ἠέ περ ὑμῖν*) entfernt sich der Verf. von Aristarch's *ἡμῖν*, und gibt von *ὑμῖν* (d. i. *ἠέ περ ὑμεῖς ἐστέ*) eine befriedigende Erklärung, die uns *ἡμῖν* als minder passend erscheinen lässt. Aber Vs. 265 *Θησέα τ' Αἰγεῖδην, ἐπιείκελον ἀθανάτοισιν*) wird die wahrscheinliche Unächtheit oder vielmehr die spätere Einschiebung dieses Verses, der auch in mehreren Handschriften fehlt, durch die hinzugefügten eckigen Klammern angedeutet; dagegen der eben so von Aristarch und nach ihm von Neueren getilgte Vs. 296 für ächt und für nothwendig erkannt. Vs. 282 wird *αὐτὰρ ἐγώγε*, das Manche im Sinne eines erklärenden *γάρ* fassen, richtiger aufgefasst: doch ich wenigstens, ich dagegen, da es überall, wo es vorkommt, den Gegensatz zu einer andern Person oder Sache bildet. Zu einer näheren Erklärung gibt in Vs. 291 (*τοὐνεκά οἱ προθέουσιν ὀνείδεα μυθήσασθαι*) *προθέουσιν* Veranlassung, indem Aristarch's Erklärung angenommen und gerechtfertigt wird, der Sinn demnach ist: »laufen deshalb ihm Schmähworte im Reden voran?«, da *προθέουσιν* doch nicht den Sinn von *προτιθέασιν* (freistellen, d. i. erlauben, gestatten) annehmen kann; der von Einigen gemachte Vorschlag, der selbst Aufnahme in den Text gefunden hat: *προθέωσιν* wird, und wir glauben auch hier mit gutem Grunde abgelehnt. Die Athetese der Verse 366—392 durch Aristarchus und Andere wird nicht anerkannt, schon im Hinblick auf die Bemerkungen der alten Scholien; auch Vs. 412 wird Aristarch's (*ὅτ' ἄριστον Ἀχαιῶν οὐδὲν ἔτισεν*, wo *ὅτ'* im Sinne von *ὅτι* genommen wird, verlassen, und *ὅ — τ* gesetzt, welches im Sinne von *ὅτι τε* gefasst worden soll; dass er nemlich — nicht ehrte, als Erklärung des vorausgegangenen *ἣν ἄτην* (»seine Verblendung, die er erkennen soll«). Wenn hier noch einiger Zweifel gestattet sein kann, so wird dagegen Vs. 424 die Beibehaltung von Aristarch's Lesart: *χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα* (statt *μετὰ δαῖτα*) keinem Zweifel unterliegen, eben so die Beibehaltung von *ἔπονται* in den folgenden Worten: *θεοὶ δ' ἅμα πάντες ἕσονται*, wodurch zugleich die übrigen Schwierigkeiten, welche diese Stelle einigen Erklärern gegeben hat, am besten beseitigt worden, wie die ausführlicher hier gegebene Erörterung darthut. Mit gleichem Recht ist Vs. 432 (*οἱ δ' ὅτε δὴ λιμένος πολυβενθέος ἐγγὺς ἵκοντο*) nach Aristarchus *ἐγγὺς* aufgenommen statt *ἐντός*, was dem Sinne zuwider läuft; dasselbe ist der Fall Vs. 434 mit Aristarch's Lesart *ἀφέντες* (statt *ὑφέντες*): *ἱστὸν δ' ἱστοδόκῃ πέλασαν προτόνοισιν ἀφέντες καρπαλίμως*, indem *ὑφίημι* bei Homer stets darunter legen oder stellen bedeutet, *ἀφέντες* aber hier so viel ist als loslassend, d. i. senkend, auch Vs. 435 (*τὴν δ' εἰς ὅρμον προέρεσσαν ἐρετμοῖς*) wird das Aristarcheische *προέ-*

Digitized by Google

ρεσσαν (statt προέρυσσαν) belassen, sowie Vs. 447 (τοὶ δ' ὦκα θεῷ ἱερὴν ἑκατόμβην ἐξείης ἔστησαν κ. τ. α.) ἱερὴν als Lesart des Zenodotus und Aristarchus beibehalten für κλειτήν, und Vs. 519 der Nominativ Ἥρη ὅτ' ἄν μ' ἐρέθῃσιν ebenfalls als Lesart des Aristarchus (für den Dativ Ἥρῃ), was durch die hier gegebene Begründung sicher gestellt wird.

Wir haben im Vorausgehenden eine Reihe von Stellen des ersten Buches angeführt, und könnten eben so auch mit den folgenden Büchern fortfahren, wenn wir anders glaubten, dass eine weitere Beweisführung für unser schon oben ausgesprochenes Urtheil über diese neue Bearbeitung der Ilias nöthig wäre. Denn auch in den beiden andern Büchern der Ilias ist der Verf. nicht anders verfahren, und liessen sich die gleichen Beweise daraus beibringen, wie z. B. zu III, 867, die Erklärung von βαρβαρόφωνος im Sinne der Thucydideischen Auffassung I, 3. Aber den Zusatz zu Vs. 872: »Νάστης, der wie ein eitles Mädchen mit seinem Goldschmuck prangend in das Kriegsgetümmel zog, erinnert recht lebhaft an Murat unter den Feldherrn Napoleons I.«, würden wir als minder passend, lieber weggelassen haben. Indessen, wie man auch darüber denken mag, das im Einzelnen hier Erwähnte, und so Vieles Andere, was wir hier eben so gut aus der Erklärung der beiden andern Bücher im Anhang anführen könnten, mag zur Genüge darthun den Geist dieser Behandlung, die in Allem hervortretende Rücksicht auf das Bedürfniss des Schülers, wie des Lehrers, bei aller Gründlichkeit der Behandlung selbst, die Nichts übersieht, jeden Einwurf beachtet; insbesondere aber wird man daraus auch ersehen, wie wenig der Verf. geneigt ist, den mancherlei Conjecturen, wie sie in neuester Zeit zu einzelnen Versen und Worten gemacht und sofort selbst in den Text aufgenommen worden sind, sich hinzugeben, wie er vielmehr mit aller Besonnenheit sich an das, was, wenn auch alt, doch sicher und bewährt ist, hält, wie er unnöthige Athetesen eben so ablehnt, als unnöthige Aenderungen in den Formen, mit welcher Vorsicht er sich in solchen Dingen, wie z. B. in Bezug auf das Digamma Aeolicum verhält, weil er wohl weiss, dass eine für den Gebrauch der Schule, wie selbst für das Privatstudium angehender Leser des Homer bestimmte Ausgabe zwar allen sicheren und festbegründeten Resultaten der gelehrten Forschung Rechnung zu tragen hat, aber auch auf der andern Seite auch sich fern zu halten hat von dem, was auf blosser Vermuthung, wenn sie auch noch so geistreich auf den ersten Blick erscheinen mag, beruht, und dennoch oft als eine bedenkliche, ja manchmal gefährliche Neuerung erscheint. Dass auch die sachliche Erklärung, sei es in Bezug auf geographische oder antiquarische Gegenstände oder solche, die in den Bereich der Götterlehre und der religiösen Anschauungen fallen, mit gleicher Sorgfalt und Umsicht behandelt ist, haben wir am Schlusse noch zu erwähnen. Und so können wir nur wünschen,

Digitized by Google

dass der Verf. auf diesem Wege fortfahren und in gleichem Geiste auch an die Bearbeitung der übrigen Bücher der Ilias schreiten möge. Er kann dann auch des Erfolges sicher sein.

Chr. Bähr.

Die Literatur über die Königinhofer Handschrift.

Die in neuerer Zeit aus der Königinhofer Handschrift veröffentlichten Gedichte haben bald darauf mehrfache Anfechtung von Seiten der Kritik erfahren, welche die Unächtheit dieser altböhmischen Gedichte darzuthun gesucht hat. Auf der anderen Seite haben die Böhmen neulich die 50jährige Auffindung dieser Handschrift (den 16. Sept. 1817) als Anlass zu einer grossen nationalen Festlichkeit benützt, was darauf schliessen lässt, dass die böhmischen Gelehrten, welche diese Feier geleitet, an ihrer Aechtheit festhalten; sie sprechen diese Ansicht auch schriftlich und mündlich überall aus.

Dies ist gewiss eine auffallende Erscheinung, welche einer näheren Prüfung und Untersuchung werth zu sein scheint; um so mehr als die von Sybel's historischer Zeitschrift (Jahrg. 1859, Bd. I, 127—152 u. II, 87—111 u. 112—117) zwischen Büdinger und Palacky hierüber gepflogenen Verhandlungen den Eindruck des Ungenügenden und Unvollständigen machen. Thatsache ist wenigstens, dass sich die Vertheidiger der Aechtheit genannter Handschrift seither nicht geschlagen gegeben und dies auch in einer Reihe in Böhmen erschienener Schriften öffentlich ausgesprochen haben; worauf freilich auch die Gegner wiederum die Antwort nicht schuldig geblieben sind. Die bedeutendste Schrift von gegnerischer Seite ist die von J. Feifalik: Ueber die Königinhofer Handschrift, Wien 1860; unter den Vertheidigern der Aechtheit stehen obenan J. und H. Jirecek: Die Aechtheit der Königinhofer Handschrift kritisch nachgewiesen, Prag 1862. Wir wollen es in Nachstehendem versuchen, in möglichster Objektivität den Stand der Streitfrage, wie er jetzt vorliegt, wiederzugeben, und das Urtheil daran knüpfen, zu welchem uns die für und wider vorgebrachten Gründe zu berechtigen scheinen.

Es sei uns verstattet, eine kurze Beschreibung des Streitobjektes vorauszuschicken, das uns der jetzige Museumsbibliothekar von Prag, Herr A. J. Vrtátko, der vor einigen Jahren eine photographische Ausgabe der Handschrift mit einer ins kleinste Detail gehenden Beschreibung derselben publicirt hat, im verflossenen Sommer zu zeigen die Güte hatte. Es ist eine Sammlung in altböhmischer Sprache geschriebener, theils epischer, theils lyrischer Gedichte, welche ihrem Inhalte nach mit unserem deutschen Nibelungenliede und mit den Liedern der Minnesänger verglichen wer-

Digitized by Google

den können. Das Vorhandene ist jedoch ein Torso, indem von der im Duodez-Format geschriebenen Handschrift, ausser zwei schmalen Streifen, nur zwölf vollständige Pergamentblätter übrig sind und ihre sechs epischen und acht lyrischen Gedichte nach den Ueberschriften sich als Bruchstücke einer grösseren Sammlung zu erkennen geben; sie sind als das 26. 27. u. 28. Kapitel des dritten Buches bezeichnet.

Die epischen Gedichte sind folgende: 1) Jaromir und Oldrich, ein Bruchstück, in welchem, nach den Angaben der Geschichts- und Sprachforscher Safarik, Palacky u. A., die im J. 1004 erfolgte Vertreibung des Polenkönigs Boleslav des Kühnen und die Wiedererhebung des Herzogs Jaromir auf den böhmischen Thron gefeiert wird. 2) Benes Hermanov (Hermanns Sohn), Beschreibung einer Niederlage der Sachsen, welche im Jahr 1203 unter dem Markgrafen Dietrich von Meissen, während König Ottokar I. mit seinem Kriegsherrn zur Unterstützung der Sache Otto's IV. gegen Philipp von Schwaben in Deutschland abwesend war, eingefallen waren, um die Verstossung der Königin Adele, Dietrich's Schwester, zu rächen, durch einen kühnen Ueberfall der böhmischen Bauern unter der Leitung eines Herrn von Waldstein jedoch wieder vertrieben wurden. 3) Jaroslav, ein ziemlich umfangreiches Triumphlied über einen von dem Herrn Jaroslav von Sternberg am 24. Juni 1421 über die Tataren erfochtenen Sieg bei Olmütz. 4) Cestmir und Vlaslav oder der Sieg von Herzog Neklau's Heerführer Cestmir über den Fürsten Vlaslav von Saaz, aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts. 5) Ludise und Lubor, Schilderung eines altböhmischen Kampfspieles, in welchem Herr Lubor drei Gegner überwindet und dann von der schönen Fürstentochter Ludise einen Kranz von Eichenlaub erhält. 6) Zaboj und Slavoj oder vom Siege über Ludiek (Ludwig), nach der Annahme Jirecek's, ein Siegeslied der heidnischen Böhmen über die Vertreibung eines zu ihrer Christianisirung und Unterjochung im J. 805 von Karl M. abgesandten Kriegsheeres.

Die acht lyrischen Gedichte sind betitelt: 1) Zbyhon oder die Klage eines Jünglings um die ihm geraubte Geliebte und die Rettung derselben aus den Händen des Räubers Zbyhon, 2) das Sträusschen, 3) die Erdbeeren, 4) der Hirsch, 5) die Rose, 6) der Kukuk, 7) die Verlassene und 8) die Lerche. Zbyhon und der Hirsch sind episch-lyrischer Art.

Ueber den Rhythmus und die Versart hat natürlich nur der gründliche Kenner der böhmischen Sprache und Literatur ein kompetentes Urtheil; Safarik, welcher diesen Ruhm in anerkannter Weise besass, urtheilte darüber folgendes*): »In den meisten herrschte ein, nach den Begriffen unserer Theorie, streng geregel-

*) Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von J. M. Grafen von Thun, mit Einl. v. Safarik und Anm. v. Palacky, Prag 1845, S. 30ff.

Digitized by Google

tes Versmass; in einigen, namentlich in den drei Gedichten Cestmir, Zaboj und der Hirsch waltet dagegen ein freier, nicht leicht unter das Gesetz unserer Verskunst und Metrik zu bringender Rhythmus. Wiewohl von Ton und Zeitmass im Sinne der deutschen oder griechischen Metrik bei diesen Kindern der Natur nicht die Rede sein kann, so wenig als vom Reime, der bis auf ein paar zufällige Consonanzen gänzlich fehlt, so ist doch der Versbau nicht verwahrlost, sondern ein fühlbarer, oft eindringlicher Rhythmus wird bewirkt, theils durch die regelmässige Wiederkehr einfacher oder den Wechsel manchfacher Redezeilen, oft mit feststehenden Ruhepunkten in der Mitte, theils durch die gewählte Stellung längerer oder kürzerer Worte, wodurch die Rede für unser Ohr bald einen trochäischen, bald einen daktylischen, bald einen aus beiden gemischten, seltener einen jambischen Gang gewinnt. Ein einfacher fünfsilbiger Vers mit daktylisch-trochäischer Gliederung ist der des Sträusschens; ein sechssilbiger mit trochäischem Gange der des Zbyhon; ein siebensilbiger mit trochäisch-daktylischer Gliederung der der Rose; ein achtsilbiger mit trochäischem Gange und regelmässigem Einschnitte nach der vierten Silbe der der Ludise; endlich ein zehnsilbiger ebenfalls mit trochäischer Gliederung und regelmässigem Einschnitte nach der vierten Silbe der des Oldrich und des Jaroslav. Alle diese Versarten kommen in der Volkspoesie anderer Slaven, besonders der Serben und Kleinrussen, und zwar gerade in den ältesten und schönsten Liedern, äusserst häufig vor; namentlich ist der zehnsilbige Vers in den bewundernswürdigen Heldenliedern der Serben so vorherrschend, dass man ihn mit Recht den epischen Vers der Slaven nennen kann. Eine zweizeilige Strophe, die erste acht-, die zweite sechssilbig, mit trochäischer Gliederung, ist in den Erdbeeren und der Verlassenen; eine vierzeilige Strophe, die erste und dritte Zeile siebensilbig, die zweite und vierte sechssilbig, mit trochäisch-daktylischem Gange, ist in der Lerche; eine vierzeilige Strophe, die erste und dritte Zeile achtsilbig mit regelmässigem Einschnitt nach der vierten Silbe, die zweite und vierte Zeile siebensilbig, mit trochäisch-jambischer Gliederung, ist in dem Kukuk; endlich eine vierzeilige Strophe, die erste Zeile achtsilbig, die zwei folgenden siebensilbig, die letzte fünfsilbig, mit trochäisch-daktylischem Gange, ist im Benes Hermanov. . . Dieser regelmässige (in den kleinrussischen und besonders in den serbischen Volksliedern höchst gebräuchliche) Versbau war wohl durch die Bestimmung dieser Lieder bedingt; es sind nämlich solche, welche von den alten Slaven bei ihren Festen und Spielen bei Musik und Tanz gesungen wurden und zum Theil noch heutzutage von den Serben und andern Slaven so gesungen werden; wogegen Heldengedichte, wie Cestmir und Zaboj, oder Lieder, wie der Hirsch, von zünftigen Volkssängern dem versammelten Volke bei dem einfachsten Saiteninstrument, dem Monochord, nur cantillirend, wie noch jetzt bei den Serben, vorgetragen wurden. Diesen anscheinend freien und

Digitized by Google

regellosen, weit älteren und kühneren, im Grunde aber sehr effektvollen Rhythmus möchten wir in Ermanglung eines passenden Wortes, im Gegensatz zu dem indoeuropäischen, den semitischen nennen, weil er der Poesie einiger semitischen Völker, z. B. der Hebräer, vorzugsweise eigen ist, wiewohl er auch in der persischen, slawischen, skandinavischen u. s. w. angetroffen wird.« Jirecek macht noch ausserdem darauf aufmerksam, dass die epischen und lyrischen Gedichte der Königinhofer Handschrift reich an Alliterationen und Assonanzen sind; sie wären in dieser Beziehung also den stabreimartigen Gesängen unserer altdeutschen Heldenlieder, wie des Hildebrandliedes u. A. zu vergleichen.

Sobald dieselben durch ihren Finder, den Literaten und nachmaligen Bibliothekar des Prager Museums W. Hauka veröffentlicht wurden, so erregten sie sofort in ganz Böhmen ein ungeheures Aufsehen und alle Hände regten sich, in Kirchen und Schlossgewölben nach den übrigen Stücken dieser altböhmischen Liedersammlung und überhaupt nach jeder Art altböhmischer Literaturdenkmäler zu forschen. Man war auch so glücklich, wenn gleich nicht die übrigen Bestandtheile der Königinhofer Sammlung, so doch eine Reihe anderer, derzeit auch im Prager Museum aufbewahrten, altböhmischen Handschriften aufzufinden. Die wichtigsten, seither häufig die Schwestern der Königinhofer genannt, sind folgende drei: 1) das Gericht der Libusa, ein Gedicht, in welchem die Gründerin der Stadt Prag, die weise Tochter des im achten Jahrhundert herrschenden Herzog Krok, ihre Entscheidung eines Streites zweier böhmischer Herren und ihre Erwählung Premysl's, des Stammvaters des bis 1305 in Böhmen in männlicher und in weiblicher Linie noch bis auf den heutigen Tag in Oestreich regierenden Fürstenhauses, verherrlicht wird. Diese Handschrift wurde dem böhmischen Museum im Jahr 1818 von einem Ungenannten zugesandt; man hat indessen ermittelt, dass dieselbe in dem Schlosse Grünberg von dem gräflich Colloredo'schen Rentmeister Joseph Kovar aufgefunden worden ist, sie heisst daher: die Grünberger Handschrift. 2) Ein Lied an den Wyshchrad, die älteste Burg von Prag und 3) ein Minnelied des von jeher den Minnesängern zugezählten böhmischen Königs Wenzel I., von dem jedoch zweifelhaft ist, ob das Böhmische das Original oder nur die Uebersetzung des auch im Deutschen vorhandenen Liedes ist.

Das sind nun die Schriftstücke, um die es sich handelt. Als dieselben im Jahr 1818 durch den Druck veröffentlicht wurden, fiel es durch Jahrzehnte hindurch keinem Menschen ein, einen Zweifel an ihrer Aechtheit zu hegen. Nur die Grünberger Handschrift wurde im Jahr 1824 von Dobrovsky wegen ihrer geheimnissvollen Einsendung durch einen damals noch Unbekannten in Anspruch genommen, und die, seither von Palacky und Safarik (1840) zurückgewiesene Vermuthung ausgesprochen, das Gericht der

Digitized by Google

Libusa möchte eine Nachbildung von Herder's »Fürstentafel« sein. Die übrigen Gedichte dagegen wurden bald in unzähligen Abdrücken unter dem Volke verbreitet und von Jedermann als höchst interessante und werthvolle Ueberreste der durch die Stürme der Zeit und hauptsächlich durch die sog. Gegenreformation von 1620—1780 leider fast gänzlich vernichteten altböhmischen Literatur hochgeschätzt. Sie wurden auch in das Russische, Polnische, Krainische, Illyrische, Serbische, Oberlausitzische und Kleinrussische übersetzt. J. Bowring übertrug sie ins Englische, E. Quinet und F. G. Eichhoff ins französische. In Deutschland wurden sie von Göthe (Werke Bd. XXXII, 407 und XXXIII, 321) für ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit erklärt; er hat auch eines dieser Lieder »das Sträusschen« seinen Gedichten einverleibt (Bd. II, 341). Ebenso wurden sie gelegentlich auch von Anderen, besonders von dem Freiherrn de la Motte Fouqué, hochgepriesen, und Herr Hanka, ihr glücklicher Finder, von allen Seiten mit Zeichen der Anerkennung und der Ehre überhäuft.

Erst zu Anfang der 1840er Jahre wurde von dem böhmischen Gelehrten Kopitar die Vermuthung geäussert, dass die Königinhofer Handschrift ein Produckt der Neuzeit sein könnte; und diese Vermuthung, so schwach begründet sie auch war und so energisch die Abweisung, die sie im Jahr 1845 durch den gelehrten Safarik erfuhr, sollte nach Ablauf weniger Jahre scheinbar zur vollen Gewissheit werden. J. Feifalik wagte es im Jahr 1858 im Aprilheft der Wiener Gymnasialzeitung als seine feste Ueberzeugung auszusprechen, dass die in Böhmen so hoch gepriesenen Gedichte, wenn sie auch nicht allen Werthes baar wären, doch nur Produkte der Neuzeit und die sie enthaltenden Handschriften Falsifikate irgend eines modernen Dichters seien, der sich dieses Mittels bedient habe, um seinen eigenen oder seiner Nation Ruhm dadurch zu erhöhen. Aufs Lebhafteste hat ihm hierin Max Büdinger in von Sybel's historischer Zeitschrift, wie in einer besonderen Schrift beigepflichtet und hat sich von seiner Ansicht auch nicht durch eine scharfe Entgegnung Palacky's abwenden lassen; wie denn von Wien aus im folgenden Jahre noch ein anderer Angriff gegen die Aechtheit der Königinhofer Handschrift erfolgte, nämlich durch E. J. Schwammel in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften von 1860, Bd. XXXIII, 179—218. Wir haben das Urtheil Weber's (Allgem. Weltgesch. VI. S. 139) jedenfalls als ein Echo der von Feifalik, Büdinger und Schwammel ausgesprochenen Ansichten anzusehen.

Wenn nun aber eben diese Ansichten in Böhmen nirgendwo Beifall finden können, vielmehr von fast allen hervorragenden Literatur-, Geschichts- und Sprachkennern aufs Entschiedenste als ungerechtfertigte und unhaltbare bezeichnet werden, so wird es gewiss am Platze sein, von Allem angesichts der mit grossem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verfassten Schrift der

Digitized by Google

Herren Jirecek, die für und wieder die Aechtheit sprechenden Gründe nochmals abzuwägen, bevor in Deutschland hierüber ein feststehendes Urtheil gebildet wird.

Die Gegner der Aechtheit machen zunächst darauf aufmerksam, dass bei der Grünberger Handschrift ihre anonyme Einsendung nothwendiger Weise Verdacht errege; die Art und Weise aber, wie die Königinhofer solle aufgefunden worden sein, erinnere ganz an die bekannte Geschichte mit Simonides; es sei kaum glaublich, dass eine solche Pergamenthandschrift in dem Kellergewölbe eines Kirchthurms bei alten Pfeilern u. dgl. aufbewahrt worden sei, und dass Herr Hauka, wie er selbst angegeben, zuerst geglaubt, sie sei mit lateinischer Schrift beschrieben, und erst nachher im helleren Raum der Kirche erkannt habe, dass die Schrift eine böhmische und ihr Inhalt ein so vortrefflicher sei.

Auf diese die Wahrheitsliebe und die Ehrenhaftigkeit des inzwischen verstorbenen Herrn Hauka in ein sehr schiefes Licht stellende Anschuldigung hat man in den Jahren 1858—1859 von Prag aus eine förmliche gerichtliche Untersuchung der betreffenden Vorgänge angeregt, alle noch aufzutreibenden Zeugen eidlich vernommen und die in Frage stehenden Lokalitäten und Eventualitäten auf das Sorgfältigste zu erforschen gesucht. Als Resultat dieser Untersuchung wird Folgendes angegeben: Bezüglich der Grünberger Handschrift habe sich als zweifellos gewiss herausgestellt, dass dieselbe von dem Rentmeister Kovar in einem Wirthschaftsgewölbe des Schlosses Grünberg aufgefunden, von diesem dem Stadtdechanten Baubel in Nepomuk überbracht und von da endlich im Jahr 1818 durch den Finder selbst, der eben nicht genannt sein wollte, dem neu gegründeten Prager Museum eigenhändig übergeben worden sei; bezüglich der Königinhofer aber sei durch zwei noch lebende Augenzeugen der Auffindung derselben und durch vier andere Männer, welche von dem inzwischen verstorbenen Kaplan (Bortsch) und Kirchendiener (Vaninra) Berichte über diesen Fund bekommen hätten, bis ins Einzelste eidlich erhärtet worden, was Herr Hauka damals veröffentlicht habe.

Man wird auf Grund dieser gerichtlichen Angaben zu der Annahme genöthigt sein, dass Herr Hauka sicherlich von dem Vorwurfe einer wissentlichen und absichtlichen Fälschung freizusprechen ist. Aber er könnte von den bei der Auffindung betheiligten Geistlichen oder sonstigen Personen getäuscht worden sein! Die Gegner behaupten das und bringen eine Menge Gründe vor, welche dies nicht nur als möglich und wahrscheinlich, sondern auch als völlig gewiss erscheinen liessen. Die Handschriften entsprächen, sagen sie, schon in paläographischer Hinsicht den Anforderungen nicht, welche an solche aus früheren Jahrhunderten gemacht werden müssten.

Das wäre ein gewichtiger Einwand; aber die Vertheidiger berufen sich in dieser Beziehung auf die Autorität von Pertz, wel-

Digitized by Google

cher dieselben als »aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammend« erklärt habe (Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde IX, 465) und geben wohl zu, dass sie in der Schreibweise einzelner Buchstaben und Silben manche Eigenheiten darbieten, wie sich denn auch Herr Hauka verschiedene Nachbesserungen erlaubt habe, um die Schrift leserlicher zu machen, dass aber eben diese Eigenheiten nebst den leicht ersichtlichen und ganz ungekünstelten Nachbesserungen Hauka's gerade ein Zeugniss für deren Aechtheit bildeten. Man wird deshalb von dieser Seite aus keine wirklich begründeten Zweifel hegen dürfen; der Anblick der Handschrift (und wir haben sie uns genau zeigen lassen) machte auch für den Unbefangenen keineswegs den Eindruck, dass sie künstlich alt gemacht sei und dass hier eine Fälschung vorliege. Doch lässt sich freilich eine solche Frage bei den grossen Schwierigkeiten der Paläographie nur auf Grund langwieriger und höchst sorgfältiger Untersuchungen erledigen.

Ungleich mehr Beachtung verdienen die auf die Sprache und Metrik, das Mythologische und Geschichtliche der Königinhofer Gedichte gegründeten Einwendungen. Was die Sprache betrifft, so behaupten die Gegner ihrer Aechtheit, der Verfasser gebe sich als einen Mann zu erkennen, welchem wohl die Regeln des Neu-, aber nicht des Alt-Böhmischen bekannt gewesen, und suchen diese Behauptung durch verschiedene philologische Ausführungen, denen wir hier natürlich nicht nachgehen können, zu begründen.

Es ist für den Deutschen schwierig, wo nicht gar unmöglich, sich auf dieses Gebiet einzulassen, um so mehr als erst wenige Jahrzehnte vergangen sind, seit die durch zwei Jahrhunderte hindurch fast gänzlich vernachlässigte böhmische Sprache (durch Dobrovsky, Jungmann, Kollár u. A. angeregt) wiederum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen geworden ist, Forschungen, welche noch kaum als abgeschlossen anzusehen sein dürften. Sollte es aber nicht doch alle Beachtung verdienen, wenn Männer wie die Herren Jirecek in ausführlichster Weise darthun, dass Schrift und Sprache der Königinhofer Handschrift (um diese handelt es sich ja vornehmlich) ganz das Gepräge des Altböhmischen an sich trage, dessen Eigenthümlichkeit in neuester Zeit aus verschiedenen, unzweifelhaft uralten böhmischen Literaturdenkmälern völlig konstatirt ist, und dass Herr Hauka oder sonstwer im Jahr 1817 die dem Altböhmischen eigenthümliche Schreibart und Sprachbildung noch gar nicht hätte treffen können, da dieselbe erst seit dieser Zeit näher bekannt geworden ist? Verdient es nicht Beachtung, dass sie dem Herrn Büdinger u. Feifalik mehrere grobe Sprachfehler nachzuweisen vermögen, die sie sich in ihren Kritiken hatten zu Schulden kommen lassen?

Es sei hier bemerkt, der Unterschied zwischen dem Alt- und Neu-Böhmischen ist so bedeutend, dass das Volk z. B. die neuerdings von Erben in der ursprünglichen Gestalt herausgegebene

Digitized by Google

Postille Husens, wie uns cechische Geistliche versichert haben, nur schwer zu lesen vermag; und doch steht Hus schon an der Schwelle des Neu-Böhmischen, da er der Begründer der bis auf den heutigen Tag noch geltenden und mit wenig Abänderungen auch im Bücherdruck befolgten neuen böhmischen Orthographie ist, ein Reformator auch der böhmischen Sprache, wie Luther einst der deutschen.

Es sei ferner bemerkt, dass allerdings noch eine Reihe, meist erst in neuerer Zeit bekannt gewordener uralter böhmischer Schriftwerke vorhanden sind. Dazu gehören hauptsächlich folgende: das aus der Zeit Cyrill's und Methud's stammende Lied: Hospodine pomilnj ny, Herr erbarme dich unser; die von dem heil. Procop, dem ersten Abte des Klosters Sazava, um's Jahr 1030 verfasste altslavische Evangelienhandschrift, welche auf eine unbekannte Weise nach Rheims gekommen ist und dort lange Zeit bei der Salbung der französischen Könige zum Schwure diente, deren Sprache jedoch erst in neuerer Zeit wieder erkannt wurde*); das sogenannte Wenzelslied, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert, ein Bittgebet an Herzog Wenzel den Heiligen (928—935), welches unter Vortragung seiner Fahne beim Beginn der Schlacht gesungen zu werden pflegte; die sog. Alexandreis, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammend, in einem schönen Exemplar auf dem Prager Museum aufbewahrt und auch sonst vielfach vorhanden, z. B. auf der erzbischöflichen Bibliothek daselbst; die nach deutschen Mustern gearbeiteten Dichtungen aus demselben Jahrhundert: Tristram, Tandarias, Stillfrid, die Legenden vom heil. Procop, die Jugend Jesu u. A.

Die Gegner der Aechtheit machen weiter geltend und legen ein besonderes Gewicht darauf, dass die Gedichte der Königinhofer Handschrift lediglich Nachbildungen der in diesem Jahrhundert erst wieder bekannt gewordenen altserbischen Volkslieder seien; sie stimmten mit diesen nach Inhalt und Form, vor Allem im Versbau, zum Theil auf eine so überraschende Weise überein, dass jeder Kenner jener sie auf den ersten Blick für eine Nachahmung derselben halten müsse; wären sie wirklich altböhmische Dichtungen, so müssten sie, wie so viele andere Literaturproducte aus der älteren Zeit den Reim haben.

Darauf antworten Palacky und Jirecek: unsere Volksgesänge haben allerdings viel Verwandtschaftliches mit denjenigen der Serben, auch der Russen und der übrigen slavischen Völkerschaften; sie haben aber auch ein eigenthümlich nationales Gepräge und dies lässt sich in den Königinhofer Gedichten von keinem Unbefangenen verkennen; spricht doch auch das dafür, dass nur zwei derselben den in der serbischen Volkspoësie üblichen zehnsilbigen Vers haben, die übrigen meist den achtsilbigen. Was

*) Reuss, Gesch. der hl. Schrift N. T. 1853. §. 447.

Digitized by Google

aber den Reim betrifft, so ist zuzugeben, dass er in Böhmen seit dem 14. Jahrhundert in der Kunstpoësie von Deutschland aus immer mehr Aufnahme gefunden hat und dass man von dieser Zeit an keine reimlosen Gedichte mehr findet, daraus folgt aber nicht, dass dies auch im 13. Jahrhundert und früher hätte ebenso der Fall sein müssen. Der Reim war den Böhmen schon seit der Einführung des Christenthums durch die kirchlichen Lieder bekannt, die Volkspoësie jedoch war und blieb ihm noch lange Zeit abhold. Sie bedurfte desselben auch gar nicht, da der Vortrag der Gedichte doch meist nur in einem modulirten Recitiren bestand, wobei es hauptsächlich auf eine richtige Accentuirung oder Hervorhebung des sachlich Bedeutenden ankam. Die böhmische Benennung der Sänger war im 13. Jahrhundert: pievci, d. h. Recitatoren, und von dem Vorhandensein Solcher an den Höfen der Herzöge Wladislav I. u. II. im 12. Jahrhundert hat man sichere historische Kunde; in der Königinhofer Chronik werden sie bei der Krönung Wenzel's II. im Jahr 1297 neben den Sängern als besondere Klasse hervorgehoben; in der Katharinenlegende erklären die von der Heiligen überwundenen Gelehrten, ihnen habe bisher kein Gelehrter widerstanden, aber der Jungfrau sei hier nicht einmal ein Recitator (pievce) oder Redner gewachsen. — Diese Entgegnung erscheint uns als vollkommen befriedigend.

Die der Handschrift in mythologischer Hinsicht gemachten Ausstellungen könnten wir wegen ihres offenbar höchst unbedeutenden Gewichtes übergehen. Aber sie berühren eine Sache, welche von allgemeinem Interesse ist und darum eine Erwähnung verdient. Zwar nicht Büdinger, aber Feifalik wirft dem Verfasser derselben nämlich vor, er verrathe eine schlechte Kenntniss der Göttervorstellungen der heidnischen Böhmen, indem er überall, statt persönliche, bestimmte Namen tragende Gottheiten zu erwähnen, nur im Allgemeinen von »Göttern« (bozi) rede. »Für erhofften und erfochtenen Sieg werden den ‚Göttern' Opfer gebracht; das ist für böhmische Heiden des 9. und 10. Jahrhunderts eine unmögliche Ausdrucksweise; ein böhmischer Heide jener Zeit hätte gewusst, dass seine »Götter« mit dem Siege nichts zu thun haben, dass dieser von einem einzigen sehr bestimmten Gotte abhänge, und den Namen dieses Gottes hätte der Heide gewusst. Wenn es weiter heisst, dass die »Götter« einen guten Sänger lieben, so ist dies eben ein Verstoss, denn die heidnischen Böhmen schrieben die Sangeskunst gewiss einem ganz bestimmten Gotte zu.« Ausserdem seien die zwei einzigen darin vorkommenden Götternamen Vesna und Morana in verkehrter Bedeutung gebraucht, indem jene als Lebens- und diese als Todesgöttin angeführt werde, beide Namen bedeuteten die »Frühlingsgöttin«.

Darauf antworten die Herren Jirecek: dass die letztere Behauptung eine total unbegründete sei, darüber könne kein Kenner des Böhmischen auch nur den leisesten Zweifel haben; dass die

Digitized by Google

Morana nur die Todesgöttin und die Göttin des Winters bedeuten könne, gehe aus der Wurzel des Wortes (mar = mori) unzweideutig hervor*), und die Wurzel us (sanscr. vas = lucere), wie auch das russische Wort Vesnaki = Frühlingslied, zeige klar, dass Vesna die Göttin der heiteren Jahreszeit, des Lichtes und Lebens bezeichne. Was aber die erstere Behauptung betrifft, so zeigen sie in höchst interessanter Ausführung, dass das Eigenthümliche der heidnischen Religion der Slaven eben darin bestanden habe, dass sie, Einen Gott als Weltbeherrscher anerkennend, den Himmel und die Naturkräfte vergöttert und verehrt hätten. Die heidnischen Slaven, dies bezeugen Procopius von Caesarea**) und ebenso der böhmische Dechant Kosmas († 1125), dachten sich die ganze Natur von höheren Wesen belebt. Jede Quelle, jeder Berg, jeder Hain hatte seinen Gott. Die Naturerscheinungen waren nichts Anderes, als Wirkungen der die bezüglichen Elemente bewohnenden und bewegenden Gottheiten, die eben deshalb nach ihrer Thätigkeit verschiedene Namen trugen, als Perun des Donners, Stribog des Windes, Svarog des Lichtes, Veles des Hausviehes, Siva der Feldfrüchte, Vesna des Frühlings und Lebens, Morana des Todes und Winters u. s. f. Je gewaltiger und erschütternder die Erscheinung war, desto mächtiger und ehrfurchtgebietender war der sie beherrschende Gott. Daraus erklärte es sich, dass der Urheber des Donners und Blitzes ihnen als der höchste, die Welt beherrschende Gott galt, dass man bei diesem einen Naturkultus aber keine Gottheiten findet, welche Handlungen der Menschen, wie etwa den Krieg, den Gesang u. dgl. zum Gegenstand ihrer Wirksamkeit gehabt hätten. — Dass die Königinhofer Gedichte diese Anschauungen auch theilen oder voraussetzen und z. B. nur von Opfern reden, welche den »Göttern« und nicht »einem bestimmten Gotte« dargebracht worden, muss sonach nicht als ein Zeugniss gegen, sondern als ein höchst bedeutendes für ihre Aechtheit angesehen werden.

Aber es kommen geschichtliche Angaben und Beziehungen darin vor, welche nur in unsrem Jahrhunderte, nimmermehr jedoch vor 6—8 Jahrhunderten gemacht sein konnten! Mit diesem Angriffe sind Büdinger, Feifalik und Schwammel als mit dem stärksten aufgetreten und haben sich zum Beweise ihrer Behauptung auf folgendes bezogen: das Gedicht Jaromir und Oldrich erweise

*) Der Friedhof bei Emmaus in Prag heisst noch heute: Na Morani; eine verrufene Stelle an der Moldau unterhalb Prag: Podmorani; in Böhmen heisst das Sprüchwort: gegen den Tod ist kein Kraut = Proti Morenie neni korenie.

**) De bello gothico III, 14: Sclaveni et Antae unum Deum, fulguris effectorem hujus universitatis solum agnoscunt, eique boves et cujusque generis hostias immolant. Fatum minime norunt, nedum illi in mortales allquam vim attribuant. . . Praeterea fluvios colunt et nymphas et alia quaedam numina: quibus omnibus sacrificant et inter sacrificia conjecturas faciunt divinationum. — Procop's, des Geschichtschreibers Justinian's, Geschichtswerke sind bekanntlich mit grosser Sachkenntniss geschrieben.

Digitized by Google

sich bei genauerer Prüfung lediglich als einen matten Auszug aus dem Berichte, welchen der erste im 16. Jahrhundert lebende bekannte Chronist Wenzel Hajek über diesen Vorfall gegeben, und dem Dichter desselben sei noch ausserdem das Missgeschick begegnet, eben nach dem Berichte dieses Hajek im 11. Jahrhundert schon von »Trommeln« zu reden, während solche zu jener Zeit in Böhmen noch eine gänzlich unbekannte Sache gewesen seien. Dasselbe sei auch bei der dem Gedichte Jaroslav zu Grunde liegenden Tatarenschlacht der Fall, auch dies erweise sich lediglich als einen Abklatsch der von Hajek darüber erzählten Mährchen, mit der Tendenz, in dem Helden Jaroslav einen Vorfahren der so gut national-böhmisch gesinnten Grafen von Sternberg zu verherrlichen. In dem Gedichte Bones Hermanov endlich habe man auf dieselbe Weise, und auch wieder nach Hajek, die Familie der Herren von Waldstein hervorzuheben gesucht.

Schwere Anklagen! Es scheint, dass gerade sie, trotz der Zurückweisung, die sie zum Theil schon von Palacky erfahren haben, auf eine Anzahl deutscher Gelehrten einen so tiefen Eindruck gemacht haben, dass sie sich für die Unächtheit der Königinhofer Handschrift entscheiden zu müssen glaubten. Es unterliegt auch keinem Zweifel, wären diese Anklagen wirklich begründet, so wäre die gelehrte Welt im Jahr 1817, wie noch selten, angeführt worden; denn wenn die Königinhofer epischen Gedichte Nachbildungen der Hajek'schen Chronik wären, so könnten sie nicht aus alter Zeit stammen, so müssten sie moderne Fälschungen sein.

Doch hören wir zuvor die Verantwortung der Böhmen, Palacky und Jirecek weisen zunächst schlagend nach, dass der Gebrauch der Trommeln bei den Böhmen und andern slavischen Völkern im 11—13. Jahrhundert allerdings vorhanden war und berufen sich dafür auf die Chronik des Prager Domherrn Vincentius, welcher ausdrücklich hervorhebt, dass ein unter den Fahnen Friedrich Barbarossa's stehendes böhmisches Kriegsheer bei der Eroberung von Mailand im Jahr 1158 durch die Trommel (tympanum bellicum) allarmirt zu werden pflegte*), auf Cosmas, welcher ihren Gebrauch bei dem Empfange des Herzog Bretislav II. im Jahr 1092 erwähnt**), auf ihr Vorkommen zu jener Zeit, in den russischen, polnischen und ungrischen Heeren.***)

*) Ebenso berichtet von demselben Herrn Radevicus: Quanta poterat velocitate Vladislaus suis arma capere jubet; ipse cum electis militibus et tibicinis et tympanistris praeit. Nostri (Theutonici) ex sono tubarum et tympanorum amici regis adventum cognoverunt.

**) Pertz Monum. XI, 100: Quem adenientem in urbem Pragam laetis choreis per diversa compita dispositis tam puellarum, quam juvenum modulantium tibiis et tympanis et per ecclesias pulsantibus campanis, plebs laetabunda suscepit.

***) Der Chronist Martinus Gallus (aus dem 12. Jahrh.) schreibt über einen im Jahr 1110 unternommenen Feldzug des polnischen Herzogs Boleslav nach Böhmen: vexillis erectis, tubis canentibus, agminibus ordina-

Digitized by Google

In Beziehung auf das Gedicht Jaromir und Udalrich weisen sie nach, dass die tadelnden Bemerkungen Büdinger's und Feifalik's lediglich auf einer missverständlichen Auffassung des darin erzählten Vorganges (einer Vertreibung der Polen aus Prag im Jahr 1004) beruhten; sie verlegten den Vorfall auf den Wyshehrad, während er doch nach den übereinstimmenden Zeugnissen aller Chronisten auf der Prager Burg (dem Hradcin) vorgekommen sei.

Ausführlicher wird das Gedicht Jaroslav, jedenfalls das Bedeutendste der ganzen Sammlung, besprochen; an diesem kommt eigentlich auch die ganze Streitfrage zur Entscheidung. Die Gegner behaupten, wenn man die dem Gedichte zu Grunde liegende Thatsache näher untersuche, so erweise sich Alles als Unwahrheit, was darin von der Ermordung einer Tatarenfürstin und von der Heldenthat eines Herrn Jaroslav von Sternberg gesagt sei, ja die ganze Tataren- oder Mongolenschlacht sei nichts als eine Fiktion; vergleiche man, was der Chronist Pribrik Pulkava (zur Zeit Karl's IV. lebend) darüber berichte, so ersehe man, die wirkliche historische Thatsache habe in nichts Anderem bestanden, als darin, dass die Tataren im Jahre 1241 den Herzog Heinrich von Polen und Schlesien besiegt und erschlagen, vor dem gegen sie zu Felde ziehenden König Wenzel I. geflohen seien und nach Ungarn durch Mähren eilend, dieses halb und Oestreich dazu verwüstet hätten; Pulkava habe zwar den Vorfall zuerst in der lateinischen Recension seiner Chronik etwa so erzählt, wie später Hajek und auf Grund dessen die Königinhofer Handschrift, in der zweiten, böhmischen Recension aber habe er alle diese Einzelheiten weggelassen und den Vorfall nur in der oben bezeichneten, einfachen Weise erzählt; dies müsse aber um so mehr ins Gewicht fallen, als er nach seiner eigenen Versicherung in dieser zweiten Recension seiner Chronik, »von Karl IV. mit neuen Hülfsmitteln unterstützt, nur die durch Denkmäler gesicherte Geschichte zu schreiben beabsichtigt habe«; sein früherer Bericht müsse ihm also selbst als unrichtig und nicht beglaubigt vorgekommen sein.

Die Herren Jirecek entgegnen hierauf: man kann allerdings daran zweifeln, ob der Tatareneinfall in den Jahren 1237—1241 durch die Ermordung einer Prinzessin derselben durch Deutsche veranlasst worden sei; Thatsache aber ist und nicht nur durch Pulkava und Hajek, sondern auch durch alte Breslauer Berichte*) und durch ein gegenwärtig im Vatikan befindliches Schreiben eines ungrischen Dominikaners, Namens Julian**), bestätigt, dass in

---

tis, tympanis resonantibus paullatim per campos Bohemiae patentes bellum quaerens et non inveniens incedebat, bei Pertz Monum. XI, 472. Von den Russen und Ungarn berichtet dies die Ypatiever Chronik ad a. 1151, 1152 und 1216; der russische Fürst Georg hatte (im Jahr 1216) 60 Trommeln und Trompeten.

*) Klose, Geschichte von Breslau 1781.

**) Dieser Julian, welcher mit andern Dominikanern nach Ungarn und Asien vordringen wollte, schreibt an den päpstlichen Legaten Bischof von

Digitized by Google

ganz Schlesien, Böhmen und Ungarn die Sage davon verbreitet gewesen ist; deshalb konnte sie auch in dem Gedichte Jaroslav aufgenommen werden. Wenn darin ferner die Rede davon ist, dass die Tataren, bevor sie mit den Böhmen in Kampf geriethen, zwei Königreiche erobert haben, so ist diese Angabe in neuester Zeit durch den Abdruck einer Volhynischen Chronik (1843) in überraschender Weise bestätigt worden. Dass aber die Tataren, nachdem sie den Grossfürsten von Kiew und die Polen besiegt hatten, wirklich nur durch eine bei Olmütz erlittene schwere Niederlage durch die Böhmen (24. Juni 1241), wobei auch einer ihrer Fürsten gefallen, an einem weiteren Vordringen in Mitteleuropa gehindert worden sind, wird, wenn man den Berichten Pulkava's, Hajek's, auch Dalimil's und Dlugos's nicht glauben wollte, durch die in unserer Zeit bekannt gewordenen altrussischen Annalen, deren Glaubwürdigkeit noch von keiner Seite angefochten worden, ausdrücklich bestätigt, und geht auch aus einem Briefe hervor, welchen Kaiser Friedrich II. am 3. Juli 1241 an den König von England gerichtet hat und worin er eines männlichen Widerstandes der Böhmen gegen die Tataren Erwähnung thut.*) Auch ist aus alten böhmischen Urkunden mit voller Sicherheit nachzuweisen, dass ein Herr Jaros (abgek. für Jaroslav) unter den Königen Wenzel I. (1230—1253) und Ottokar II. (1253—1278) als Mundschenk, Truchsess und Burggraf eine hervorragende Rolle in Böhmen und Mähren spielte und dass seine Familie früher den Beinamen derer von Slivno und nachher derer von Sternberg geführt hat: warum sollte nicht anzunehmen sein, dass er sich in der Tatarenschlacht bei Olmütz ebenso als Heerführer ausgezeichnet habe, wie er es später in der Schlacht von Kroissenbrunn gegen die Ungarn (1260) notorisch gethan hat?

Perugia: Primum autem bellum Tartarorum sic est inchoatum: dominus erat in terra Gotta, Gurgutam nomine, qui sororem habebat virginem, parentibus defunctis suae familiae praesidentem et more virili ut dicitur se gerentem. Expugnavit quendam ducem vicinum. Dux ille praevaluit in pugna et eam, quam prius habuit adversariam, captivavit, ipsam in captivitate positam violavit et turpiter decollavit. Dies habe dann Gurgutam zu einem Kriegszuge gegen die Fürsten bewogen und die weitere Bewegung der Tataren hervorgerufen.

*) Er schreibt darin: Secunda pars Tartarorum Boemiae fines ingressa est et aggressa substitit, rege illius terrae cum suis comitibus viriliter occurrente. Diese Worte weisen offenbar auf eine grössere Schlacht hin.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Die Literatur über die Königinhofer Handschrift.

(Schluss.)

Man könnte nur die Bezeichnung des Tatarenfürsten mit dem Namen Kublaj bedenklich finden, weil ein Kublaj, ein Enkel des berühmten Dschingischan († 1227) erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als Gross-Chan der Mongolen erwähnt wird. Hier kommt jedoch in Betracht, dass dieser Kublaj nach den Angaben Marko-Polo's beim Antritte seiner Regierung im Jahr 1256 schon 43 Jahre alt war und also im Jahr 1241 oder im 28. Jahre seines Lebensalters schon eine solche Berühmtheit erlangt haben konnte, dass man in Böhmen aus einem begreiflichen Missverständnisse alle Tatarenfürsten Kublaiden nennen konnte.*)

Auf diese Weise werden alle gegen das Gedicht: Jaroslav erhobenen Bedenken beseitigt. Bezüglich des Benes Hermanov aber weist Jirecek nach, dass die Hajek'sche Erzählung auf einen ganz andern Vorfall, als den im Gedichte erwähnten geht und dass deshalb von einer Nachbildung jenes keine Rede sein könne. Büdinger verlegt die im Gedichte erwähnten Thatsachen in die Zeit der Minderjährigkeit König Wenzel's II. (1278—1281), während welcher Böhmen durch die Einfälle und Raubzüge der benachbarten Meissner, Sachsen, Brandenburger u. A. viel zu leiden hatte; alle einzelnen Angaben weisen jedoch auf einen sonst nicht näher bekannten Einfall der Sachsen hin im Jahr 1203, zur Zeit als Ottokar I. seiner Königskrönung wegen mit seinen Kriegern in Merseburg bei Otto IV. abwesend war. Und dass es damals einen adeligen Herrn, Namens Benes, des Hermann Sohn und Ahnherr der Waldsteine, in der Gegend des nördlichen Böhmens gegeben hat, ist urkundlich nachzuweisen.

Wir haben in Obigem die Gründe angegeben, welche für und wieder die Aechtheit der Königinhofer Handschrift geltend gemacht werden. Wägen wir sie gewissenhaft ab, so müssen wir ehrlich gestehen, die Wagschale sinkt unbedingt zu Gunsten ihrer Ver-

*) Köppen, Lamaische Hierarchie und Kirche, Berlin 1859. S. 95 erzählt: „Als Dschingis auf dem Sterbebette lag und seine Söhne und Enkel ihn umstanden, liess er, so erzählt man, ein Bündel Pfeile bringen, und nachdem jene ihre Kraft daran versucht, sprach er zu ihnen: Haltet zusammen, wie dies Pfeilbündel, und achtet auf die Worte des Knaben Chubilai. (Er hat damit die einstige Grösse dieses seines Enkels vorausverkündet)."

Digitized by Google

theidiger. Was von Büdinger und Feifalik dagegen vorgebracht worden ist, hat den Schein der Wahrheit für sich, aber auch nur den Schein, und er verschwindet, sobald man die Sache näher untersucht. Ist nun ausserdem die über den Vorgang der Auffindung gepflogene gerichtliche Untersuchung, wie früher erwähnt, zu Gunsten der von Hauka hierüber gemachten Angaben ausgefallen, so sollten wir glauben, die deutsche Kritik hat kein Recht, dem böhmischen Volke den Besitz eines uralten und von ihm hochgeschätzten Nationaleigenthumes streitig zu machen. Wir können den Missbrauch tadeln, welchem die sog. ultracechische oder panslavistische Partei schon seit 50 Jahren und neuestens wieder damit getrieben, indem sie die Königinhofer Handschrift vielfach als Mittel zur Erweckung und Schürung eines unberechtigten Deutschenhasses benützt hat, vielleicht sogar zu weit tragenden politischen Bestrebungen, die wir nicht zu billigen vermöchten (denn Böhmen ist seit bald 1000 Jahren ein zum deutschen Reiche gehöriges Land); das darf uns aber nimmermehr zur Fällung eines so parteiischen Urtheiles berechtigen, wie es z. B. in der Weber'schen Weltgeschichte (B. VI, S. 139) vorliegt.

Die ganze Frage wird übrigens auch vom ästhetischen Standpunkte aus beurtheilt werden müssen. Was sollen wir aber da sagen? Büdinger urtheilt*): »uns persönlich und anderen in der Literatur verschiedener Völker erfahrenen Männern machen die Dichtungen der Königinhofer Handschrift den Eindruck, als ob sie einem Gemüthe entsprungen sein müssten, das rohe Gehässigkeit unter dem Mantel empfindsamer Weichlichkeit zu verbergen suche — und Beides ist ächter Volksdichtung fremd.« Dagegen beruft sich Palacky**) auf Göthe, »der, für das Schöne in allen Formen und unter allen Himmelsstrichen empfänglich, auch für die Königinhofer Handschrift sich begeistert habe«; J. Wenzig, ein äusserst gründlicher Kenner der gesammten böhmischen Literatur, schreibt***): »sie enthält nicht etwa wilde Ergüsse einer ungeschlachten, barbarischen Natur; es sind bei einiger verzeihlichen Gereiztheit nationaler Empfindung menschenwürdige Ideen, die sich mit Schönheitssinn in ihr aussprechen, gekrönt von zweien der höchsten, für die der Mensch entbrennen kann, den Ideen der Religion und des Vaterlands. . . Zugleich liefert die Handschrift ein unwiderlegliches Zeugniss, dass die böhmische Poësie, keine von aussen her entlehnte, einer fremden nachcopirte, sondern einheimische Originalpoësie war, die sich selbst von der Dichtungsweise der übrigen slavischen Stämme unterschied.« Safarik weist darauf hin, dass die lyrischen Gedichte der Königinhofer Handschrift

*) Von Sybel's histor. Zeitschr. Jahrg. 1859, I, 149.
**) Ebendas. II. 100.
***) J. Wenzig, Blicke in das böhm. Volk, s. Gesch. u. Literatur. Leipz. 1855, S. 43f.

Digitized by Google

den Componisten Tomasek zu trefflichen, originellen Werken, der Tonkunst angeregt hätten.*)

Wir werden am Besten thun, bei diesem Gegensatze der Meinungen den Leser sich sein eigenes Urtheil bilden zu lassen, indem wir einige Proben vorlegen.

Die Rose.

Ach du Rose, holde Rose!
Musstest du so früh erblühen!
Kaum erblüht traf dich der Frost,
Kaum bereift, so warst du welk,
Kaum verwelkt, so fielst du ab!

Lange sass ich, spät am Abend
Sass bis zu des Hahnes Ruf,
Nichts erwarten konnt' ich mir
Span und Kien hat ich verbrennt.

Da entschlumm're ich und träume
Als ob mir, dem Unglückskind,
Von den Fingern rechter Hand
Abgestreift der Goldring würde,
Und der Edelstein entgleite:
Ach den Stein, ich fand ihn nicht —
Des Geliebten harr' ich noch.

Die Verlassene.

Ach ihr Wälder, dunkle Wälder
Miletiner Wälder**),
Warum grünt ihr immer wieder
Winters, wie im Sommer?

Gerne möcht' ich wohl nicht weinen,
Nicht das Herz mir quälen;
Aber sagt, ihr guten Leute
Wer sollt' hier nicht weinen?

Wo mein Vater, lieber Vater?
Ach, ins Grab vergraben!
Wo die Mutter, gute Mutter?
Ach, grasüberwachsen!
Hab' nicht Bruder, hab' nicht Schwester
Und mein Trauter — ferne!

*) Gedichte aus Böhmens Vorzeit, Prag 1845, S. 13.

**) Miletin liegt zwischen dem durch seine Naturschönheiten und Wallenstein'schen Erinnerungen, auch durch die Ereignisse des Jahres 1866 merkwürdigen Jicin und der Festung Königgrätz.

Digitized by Google

Der Kukuk.

Ein' Eich' im weiten Felde,
Auf der Eiche sitzt ein Kukuk,
Und er rufet und er klaget,
Dass nicht immer währt der Frühling.

Ei,' wie reift' im Feld' Getraide,
Wenn es stets nur Frühling bliebe?
Wie im Garten reiften Aepfel,
Wenn es stets nur Sommer bliebe?
Und wie bange wär' dem Mädchen,
Wenn es immer einsam bliebe!

Das Sträusschen.

Lüftchen durchwehet
Fürstliche Wälder:
Liebchen nun laufet
Hin zum Bache,
Füllt die beschlagenen
Kübel mit Wasser.

Bringt ihr die Welle
Schwimmend ein Sträusschen,
Duftende Blumen
Veilchen und Rosen.

Dirnchen bemüht sich
Sträusschen zu fischen,
Gleitet, ach gleitet
In die kühle Fluth.

Wenn ich es wüsste,
Herrliches Sträusschen,
Wer dich in lockern
Boden gepflanzet:
Würde ihm geben
Goldenes Reifchen.

Wenn ich es wüsste,
Herrliches Sträusschen,
Wer dich mit zartem
Baste gebunden:
Ihm aus den Haaren
Gäb' ich die Nadel.

Digitized by Google

Wenn ich es wüsste,
Herrliches Sträusschen,
Wer dich der kühlen
Fluth überlassen:
Ihm von dem Kopfe
Gäb' ich meinen Kranz.

Von den epischen Gedichten ist es schwierig, Proben zu geben, da sie sämmtlich umfangreich sind und jedes seine besonderen Vorzüge hat. Wir beschränken uns darauf, Stücke des bedeutendsten derselben, des Jaroslav, mitzutheilen und das Fehlende durch eine kurze Inhaltsangabe zu ersetzen.

1. Ich verkünd' euch hochberühmte Sagen
Grosser Schlachten, grimmig blut'ger Kriege
Habet Acht und sammelt eure Sinne,
Habet Acht, ihr werdet Wunder hören!

In dem Lande, dessen Hauptstadt Olmütz,
Ist ein Berg von nicht zu grosser Höhe,
Klein sogar, und Hostejnov sein Name;
Wunder wirket dort die Gottesmutter.

Lange war in unserm Lande Friede,
10. Lange blühte Wohlstand unterm Volke;
Bis im Osten sich ein Sturm erhoben
Ob der Tochter des Tataren-Chanes,
Die ein Christenvolk um Edelsteine
Goldgeschmeid und Perlen hat erschlagen.

Nun wird Vs. 15—103 die Ermordung dieser Tatarenfürstin und die blutige Rache berichtet, welche der Chan dafür durch die Eroberung der russischen Reiche Kiew und Nowgorod und durch die Besiegung der Ungarn im Süden und der Polen im Norden genommen.

104. Jede Hoffnung schwindet nun den Christen,
Und der Jammer mehret sich durch Jammer;
Klagend beten sie zu ihrem Gotte
Um Erlösung von Tataren-Wüthen:

»Stehe auf, o Herr! in deinem Zorne,
110. »Von des Feindes Drängen uns befreie!
»Unterjochen will er unsre Seelen,
»Und vertilgen, wie der Wolf die Schafe!

»Zweimal wurden wir im Kampf besieget;
»Die Tataren überfluthen Polen,

Digitized by Google

»Nah und näher plündern sie die Länder,
»Schon bis Olmütz ist ihr Grimm gedrungen.«

Schweres Leid erhebt sich in den Gauen,
Nichts bleibt sicher vor der Heiden Wüthen.
Einen Tag, zwei Tage ward gestritten
Und der Sieg neigt sich auf keine Seite.

Weh! es wächst und wächst der Tatare Unzahl
Wie im Herbst das Abenddunkel wächset,
Und in Mitten dieser Tatare-Haufen
Die das Land gleich Fluthen überschwemmen,
Schwankt das Christenthum gleich einem Nachen,
Strebt mit Macht hinan zu jenem Hügel,
Wo die Gottesmutter Wunder schaffet.

»Auf! ihr Brüder, dort hinauf!« ruft Wneslav
Mit dem Schwert die Silbertartsche schlagend,
Hoch die Fahne ob dem Haupte schwingend.
All, ermannt, stürzen auf die Tatare
Dicht gedrängt, ein starker Heeresklumpen.
Wie wenn Feuer aus dem Boden sprühet,
Raffen sie sich aus der Tatare Obmacht
Auf den heil'gen Hügel hin im Rückschritt.

Oben, nach dem waldbegränzten Gipfel,
Stellen sich in breit're Reih'n die Krieger,
Sich am Fuss zu dichtem Keile drängend;
Schirmen rechts und links sich mit den Schilden
Legen scharfe Speere auf die Schultern,
Hintermann dem Vormann, dem der dritte;
Pfeilgewölk vom Berge auf die Tatare,

Jetzt deckt dunkle Nacht die ganze Erde,
Hüllt die Erd' und das Gewölb des Himmels,
Und sie schliesst den Christen und den Tatare
Gen einander wuthentbrannte Augen.
Wall und Graben werfen auf die Christen
Um den Berg herum im nächt'gen Dunkel.

Am andern Tage greifen (Vs. 146—201) die Tataren das verschanzte Lager der Christen von allen Seiten an, vermögen es aber nicht zu erstürmen; doch fällt der tapfere Wneslav pfeildurchbohrt vom Walle und am dritten Tage beginnen die Krieger in der glühenden Sonnenhitze bittern Durst zu leiden. Weston schlägt vor, sich zu ergeben.

Digitized by Google

Wratislav da, wie der Ur auffahrend,
Packet Weston mit den starken Armen,
Ruft: »Verräther! Schandfleck du der Christen!
»So verderben willst du wack're Männer?
»Nur auf Gottes Gnade frommt die Hoffnung
»Nicht auf Knechtschaft bei den wilden Heiden.
»Gott hat uns gestärkt am heissen Mittag:
»Hülfe wird den Hoffenden er senden.
»Schämet euch, ihr Männer, solcher Reden,
»Wollt euch ja des Heldenmuthes rühmen.
»Sollten wir vor Durst hier auch verschmachten,
»Wär' der Tod von Gott uns zugemessen:
»Geben wir uns hin dem Schwert der Feinde,
»Würden Selbstmord wir an uns begehen.
»Gott, dem Herrn, ist Sklaverei ein Gräuel,
»Sünde, selbst das Joch sich aufzulegen.
»Mir nach kommt, ihr Männer, die so denken,
»Mir nach, zum Altar der Gottesmutter!«

Ihm die Menge folgt zur heil'gen Stätte:
»Stehe auf, o Herr! in deinem Zorne,
»Und erhebe uns vor unsern Feinden;
»Hör die Stimmen, welche zu dir rufen!
»Eingeschlossen sind wir von den Feinden,
»Löse du die Schlingen wilder Heiden,
»Tränke du mit Wasser unsre Gaumen!
»Dankgebete bringen wir als Opfer.
»Schlage nieder unsres Landes Feinde,
»Tilge ewig sie, in Ewigkeiten!«

Seht! ein Wölkchen an dem reinen Himmel!
Wind erhebt sich, furchtbar rollt der Donner,
Schwarz umwölkt verfinstert sich der Himmel,
Blitz auf Blitz in die Tataren Zelte.
Strömend nährt ein Guss des Hügels Quellen.

Und dem bedrängten Häuflein nahen aus allen Gauen Hülfsschaaren; der Kampf, die letzte Schlacht beginnt auf's Neue, doch wieder fängt die kleine Zahl der Christen an, zu weichen (Vs. 237 bis 265).

Ha! da flieget Jaroslav der Adler,
Harten Stahl auf seiner Brust, der mächt'gen,
Unterm Stahle Muth und Heldenstärke,
Unterm Helme scharfsinnige Klugheit,
Aus den glüh'nden Blicken sprühet Kühnheit;
Jagt entrüstet, wie der wilde Löwe,
Wenn nach warmem Blut der Rachen lechzet,

Digitized by Google

Wenn, verwundet, er verfolgt den Jäger:
So ergrimmet stürzt er in die Heiden;
Ihm die Böhmen nach wie Hagelwetter.

Kutlajs Sohne rennt er scharf entgegen,
Da entsteht ein Kampf vor allen grimmig:
Mit den Speeren rennen sie zusammen,
Die zerbrachen mit gewalt'gem Krachen.
Jaroslav, schon ganz mit Blut geröthet,
Schwinget nun das Schwert nach Kublajs Sohne
Und durchhaut ihn quer vom Hals zur Hüfte;
Leblos sinkt er hin zu andern Leichen,
Dass sein Köcher mit dem Bogen rasselt.

Da entsetzen sich die wilden Horden
Schleudern fort die klafterlangen Spiesse,
Wer nur laufen kann, der rennt von dannen,
Dorthin, wo sich früh die Sonne hebet:
Und befreit von Heiden war die Hanna.*)

In der Art dieses Gedichtes sind nun auch die übrigen abgefasst. Wir sollten glauben jeder unbefangene Leser müsste Gefallen daran finden und über ihren dichterischen Werth anders urtheilen, als Büdinger gethan, selbst wenn sie nicht von einem Dichter aus dem 14. Jahrhunderte, sondern von Herrn Hauka oder Professor Svoboda (fast den einzigen Personen, auf welche der Verdacht fallen kann) verfasst wären. In Böhmen versichert man jedoch, was diese beiden Männer sonst in dichterischer Hinsicht producirt und mit ihrem Namen im Böhmischen veröffentlicht hätten, reiche nicht von Ferne weder in der Form, noch im Inhalte an dasjenige hin, was in der Königinhofer Handschrift vorliege und in ganz Böhmen sofort nach seinem Erscheinen mit so grosser und allgemeiner Begeisterung aufgenommen worden sei.**)

---

*) Die Hanna heisst der äusserst fruchtbare Theil Mährens, der sich an der Hanna, einem Nebenflusse der March, ausbreitet.

**) Seit ihrem Erscheinen hat sich unter der cechischen Nation auch eine merkwürdige geistige Regsamkeit kundgegeben. Seit dem Jahr 1818 ist eine wahre Fluth literarischer Productionen jeder Art in böhmischer Sprache zu Tag getreten, während im 18. Jahrhundert bis 1780 auch nicht ein einziges böhmisch geschriebenes Werk von einiger Bedeutung erschienen ist, und von da bis 1818 nur wenige. An der Prager Universität hat man seither eine besondere Lehrkanzel für böhmische Sprache und Literatur errichtet, und werden dermalen von etwa 200 Vorlesungen jeweils gegen 25 in cechischer Sprache gehalten. Die früher meist deutschen Mittelschulen haben eine solche Umwandlung erfahren, dass von 23 jetzt 10 eine cechisch, 7 gemischt und nur noch 6 rein deutsch sind; ähnlich ist's mit den Volksschulen ergangen. In der Matice ceska ist seit bald 50 Jahren ein Fonds zur Herausgabe böhmischer Bücher gegründet worden, auf dessen Kosten schon höchst bedeutende Werke, z. B. das grosse Jungmann'sche Wör-

Digitized by Google

Es wird deshalb sowohl bezüglich ihrer, als auch der Grünberger Handschrift, des Minneliedes Wenzels und einer aus dem 13. Jahrhundert stammenden, auch auf dem Prager Museum aufbewahrten sogen. Mater verborum bei dem verbleiben müssen, was Jacob Grimm im Jahr 1840 in einem Dankschreiben an den mehrgenannten Safarik ausgesprochen hat: »Als mir das Facsimile von Libusa in die Augen fiel, waren alle Zweifel gehoben; so etwas muss ächt, kann nicht gefälscht sein. Stutzig machen durfte jeden die seltsame Auffindung des Bruchstückes, nachdem schon die Königinhofer Handschrift abenteuerlich genug entdeckt worden war; und dass auch ein Minnelied von Wenzel an den Tag kam, welches bestimmt schien, einem altdeutschen Gedicht die Originalität zu rauben, nährte oder steigerte den Verdacht. An der Mater verborum hatte ich nie gezweifelt, höchstens mir möglich gedacht, dass einzelne Einschaltungen gewagt worden seien. Doch jetzt wird durch ihr Verdienst hoffentlich alles niedergeschlagen und mit ungetrübter Freude wollen wir nun Vortheile ziehen aus den gesicherten Denkmälern. Kopitar, denke ich, wird nunmehr nachgeben und dann von beiden Seiten aller Groll bald vergessen sein.«

L. Krummel.

Corso di lezioni di filosofia razionale ossia sistema psiche-ontologico del professore P. Antonino Maugeri, socio di varie academie nazionali ed estere e preside della facoltà filosofico-literaria in questa regia università di Catania. vol. terzo. Catania, stabilimento tipografico di C. Galatola nel R. ospizio di beneficenza. 1867.

Der verstorbene berühmte Rechtsforscher Mittermaier, dessen unermüdetes wissenschaftliches Streben nicht nur den juristischen, sondern auch den vielfach mit diesen zusammenhängenden philosophischen Wissenschaften zugewendet war, hat zuerst auf das interessante Werk des Antonino Maugeri in diesen Blättern

---

terbuch, gedruckt worden sind. Durch die Königinhofer Gedichte liessen sich eine Reihe von Männern zu ähnlichen und zum Theil vorzüglichen Dichtungen begeistern; unter ihnen ragt besonders der geistvolle J. Kollár mit seiner aus 600 Sonnetten bestehenden und trotz ihrer antideutschen Färbung auch dem Deutschen zu empfehlenden „Tochter der Slava" hervor. Das Bedeutendste ist jedoch von den Böhmen während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Geschichtsforschung geleistet worden; die Namen Safarik, Palacky, Tomek, Gindely sind weltbekannt. Nimmt man hinzu, dass Böhmen in dieser Zeit auch in Landbau und Gewerbe, Industrie und Handel erstaunliche Fortschritte gemacht hat, wie auch seine Bevölkerung von 3 auf 5 Millionen angewachsen ist, — sollte dies Alles blos in einen zufälligen und nicht auch in einem causalen Zusammenhang mit der Auffindung der Königinhofer Handschrift stehen?

Digitized by Google

aufmerksam gemacht*), und der Unterzeichnete liess eine ausführliche Anzeige desselben folgen.**) Mit dem vorliegenden Bande ist das verdienstvolle Unternehmen zum Abschlusse gekommen. Das Werk zerfällt in drei Bände. Der erste enthält die allgemeinen Grundsätze der Wissenschaft und untersucht die Natur des Gedankens an sich. Dieser Theil wird von dem gelehrten Herren Verfasser rationelle Protologie (protologia razionale) genannt. Der zweite handelt von der Beziehung des Gedankens zum Organismus des Körpers (rationelle Phrenologie), der dritte erforscht den Gedanken in seinen Elementen oder in der Natur und dem Ursprung der Ideen (rationelle Ideenlehre, ideologia razionale).

Der dritte Theil des psychisch-ontologischen Systemes oder die rationelle Ideenlehre zerfällt in sieben Hauptstücke. Das erste Hauptstück behandelt die zum Studium der Ideenlehre nothwendigen Vorbegriffe, das zweite die Natur der Ideen, das dritte den Ursprung derselben, das vierte ihre Entwicklung (svolgimento) das fünfte die absoluten Ideen, das sechste die relativen, das siebente die Nothwendigkeit der Sprache für den vollständigen Ausdruck der Ideen.

Das erste Hauptstück (Vorbegriffe der Ideenlehre) gibt eine kurze Bedeutung des ersten und zweiten Theiles des ganzen Systems, eine geschichtliche Entwicklung der Ideenlehre, eine Untersuchung über die Grundlage der Ideenlehre nach den Ansichten Kant's, Locke's, Hegel's, Galuppi's, Cousin's, sodann nach Rosmini, Acquisto, Gioberti und Martini, endlich nach Tedeschi, Mancini, Corleo, di Giovanni und Allievo. Auf die Lehren dieser Philosophen folgt sodann des Herren Verfassers eigene Ansicht über den genannten Gegenstand.

Das zweite Hauptstück (von der Natur der Ideen) untersucht die verschiedenen Arten der Ideen, die ihnen entsprechende Wirklichkeit, ihre Nothwendigkeit und Allgemeinheit, den Streit der Philosophen über die Allgemeinheit der Ideen, den Unterschied der Idee von jedem andern sinnlichen oder intellectuellen Element, die göttlichen und menschlichen Ideen.

Das dritte Hauptstück (vom Ursprung der Ideen) entwickelt die Meinungen der Philosophen über den genannten Gegenstand, den Nachweis des Irrthums des sensualistischen Ideenursprunges, die Materie und Form der Ideen, das Hervorgehen der Erfahrung aus den Ideen, die philosophische Bedeutung der angebornen Ideen, die Untersuchung über das Ursprüngliche oder Apriorische im Verstande.

Im vierten Hauptstück, welches die Entwicklung der Ideen enthält, kommen die Entstehungsart der absoluten Ideen, der lo-

*) Jahrg. 1866. Nr. 15.
**) Jahrg. 1866. Nr. 56 und 57.

Digitized by Google

gische Process in der Entstehung relativer Ideen, die abstracten Art- und Gattungsideen, der Inhalt und Umfang derselben, das logisch und ontologisch Absolute, im fünften die transcendentale und empirische Zergliederung der Ideen, die Idee: Gott, All, die Ideen: Substanz und Accidenz, Ursache, Wirkung und Wechselwirkung, Einheit und Zahl, Raum, Zeit, Einheit, Aehnlichkeit und Gleichheit zur Sprache. Im sechsten, welches die relativen Ideen umfasst, werden die Nothwendigkeit der absoluten Ideen zur Bildung relativer, das subjective und objective Element jeder absoluten oder relativen Idee, die Grundlage des Bewusstseins des innern Menschen für die Wissenschaft der Ideen dargestellt.

Das siebente und letzte Hauptstück (von der Sprache) enthält die verschiedenen Nachforschungen über Natur und Ursprung der Sprache, die verschiedenen ausserwesentlichen und bleibenden Zeichen für die mündliche und schriftliche Sprache, die Meinungen der Gelehrten über den Ursprung der Sprache und die Beziehung und den wechselseitigen Einfluss des Wortes und des Gedankens. Das Ganze ist auch in diesem Bande, wie in den beiden frühern, in der Form von Vorlesungen dargestellt. Der dritte Band enthält in den sieben angegebenen Hauptstücken 48 Vorlesungen.

Der gelehrte Herr Verf. unterscheidet hier die von selbst und durch die Reflexion entstehende Thätigkeit des Bewusstseins. Der von freien Stücken sich darstellende Act des Bewusstseins nimmt das Ich als eine ursprüngliche Thätigkeit in einer dunkeln, undeutlichen, aber unleugbaren Weise wahr, die Thätigkeit besteht hier im Fühlen und sonst in nichts; das Ich fühlt nur, indem es sich empfindet, dass irgend etwas, seine Thätigkeit Beschränkendes ist. Vor der Reflexion des Bewusstseins schwindet dieser empfindende Act der Seele, weil die Reflexion, welche der auf sich selbst gerichtete Gedanke ist, nur erkennt, dass das Ich das Nichtich durch sein Leben, seine Thätigkeit, seine Kraft empfindet. So wird das Ich als empfindend (Leib), als denkend (Geist) von der Welt als dem Nichtich unterschieden. Diese Unterscheidung findet nur statt durch ein Licht oder eine Idee (per un lume ossia per un' idea). Diese Idee ist nicht von der Reflexion »erfunden, gesetzt oder geschaffen.« Die Reflexion erfindet nicht, setzt und schafft nicht, sie findet nur das im Innersten des Bewusstseins schon Vorhandene. Gedanke, Empfindung und Reflexion setzen ein angeborenes Licht (lume ingenito) voraus, von welchem sie stammen. Die Reflexion findet, dass das Ich und Nichtich in beständigem Flusse, ewigem Wechsel, in einem begrenzten, unaufhörlich sich ändernden, neu gestaltenden Zustande sind; sie erkennt eine Grundlage für diese Veränderung und Begrenzung und so erhebt sich die Vernunft mit Macht zum Unveränderlichen, Nothwendigen, zum Absoluten, weil nur in einem solchen Gedanken dasjenige gefunden wird, welches Allem zu Grunde liegt und selbst keinen weiteren Grund mehr hat. So

Digitized by Google

geht das Absolute dem Relativen, der Gedanke der Empfindung des Ichs und Nichtichs voraus. Zwei entgegengesetzte Elemente, Gedanke und Empfindung, finden ihren Mittelpunkt (si incentrano) im Ich und bilden die Grundlage einer wahren Anthropologie. Den Gedanken an sich (die Principien desselben) behandelt die Protologie, den Gedanken in Verbindung mit dem Organismus durch die Empfindung die Phrenologie, den Gedanken in der Entwicklung der verschiedenen Ideen des Geistes oder der den Gedanken bildenden Ideen die Ideologie des gelehrten Herren Verfassers. Sehr richtig sagt der Herr Verfasser S. 10: »Der wahre eigentliche Mensch fängt dann an, wenn die Intelligenz sich in ihrer Beziehung zur Empfindung entwickelt, das Ich sich durch das Nichtich erkennt und das Nichtich durch seine Beziehung zum Ich erkannt wird. Aus dieser wechselseitigen Beziehung geht hervor, dass mit der grössern Entwicklung der Intelligenz der Körper von dem Ich mehr wahrgenommen wird, mit der zunehmenden Empfindungs- und Wahrnehmungsfähigkeit des mit dem Ich ein Ganzes bildenden Nichtichs oder Leibes sich auch das Ich immer mehr entwickelt. Diese wechselseitige Beziehung ist durch die Einheit der Grundlage erklärbar, welche der aus Geist und Körper bestehende Mensch ist. Das: Ich fühle und das: Ich denke haben ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt in der Natur des geistigen Wesens, das uns bildet, sie sind die beiden Elemente unserer auf eine Grundlage zurückzuführenden Natur. Wenn also das Ich erst durch das Nichtich zum klaren Bewusstsein seiner selbst gelangt, und wenn das Nichtich immer schärfer wahrnehmbar durch die deutlichere Unterscheidung des Ichs wird, so folgt daraus, dass man zum Behufe einer gründlichen Kenntniss der Vermögen des menschlichen Geistes das zu ihrer Entwicklung unumgänglich nothwendige Verhältniss, den menschlichen Organismus, nicht übersehen darf.«

Die Ideologie, der Gegenstand des vorliegenden Bandes, untersucht den Gedanken in seinen letzten Bestandtheilen. Sie ist darum »die Wissenschaft des Wesens, der Entwickelung und der Gesetze der Ideen.«

Der Herr Verf. beginnt mit einer geschichtlichen Andeutung, Als Vater dieser Wissenschaft bezeichnet er Sokrates (S. 16). Als Vollender derselben im Alterthume nennt er Plato und Aristoteles und schreibt dem letzteren mit Recht die richtigere Auffassung zu (S. 17). Von da geht er zu Cartesius über und berührt die verschiedenen Ansichten des 17. u. 18. Jahrhunderts. Die Ideenlehre wird als die Grundlage aller Wissenschaften aufgestellt (S. 28). Aus der geschichtlichen Uebersicht der Ideenlehre werden zur näheren Untersuchung die Ansichten der bedeutendsten Denker der neueren Zeit hervorgehoben. Der Herr Verf. beginnt mit Kant. Wenn er auch des letzteren Verdienst und dessen grosse und tief eingreifende Gesichtspunkte (vaste e profonde vedute) anerkennt;

Digitized by Google

so tadelt er doch denselben gewiss mit Unrecht, dass er zu einem seinem ursprünglichen Zwecke entgegengesetzten Ziele gelangt sei. Wohl hat er Recht, wenn er als Kant's Zweck die Untersuchung des Erkenntnissvermögens bezeichnet. Dadurch nahm Kant aber nicht, wie S. 40 geklagt wird, der Erkenntniss »ihre Realität«, und dadurch nöthigte er den Geist nicht, sich »auf einen Kreis von Erscheinungen und Täuschungen (illusioni) zu beschränken.« Kant begründete im Gegentheile die Gewissheit der Erfahrungserkenntniss, zog mit Sicherheit die Grenzen zwischen Wissen und Glauben und gab dem letzteren eine bessere zureichendere Grundlage. Von ihm aus muss die weitere philosophische Forschung beginnen, weil er durch eine Kritik des Geistes die Wege und Grenzen unserer Erkenntniss bestimmt hat. Nach der Beurtheilung der Ideenlehre Locke's, Hegel's, Cousin's und mehrerer italienischer Philosophen der Neuzeit geht der Herr Verf. zur Entwicklung seiner Ansicht über. Höher, als die Lehren Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's, die er ihrer theils negativen, theils pantheistischen Resultate wegen zurückweist, stehen ihm ihrer Bestrebungen und Erfolge wegen Schleiermacher, Krause und Herbart (S. 59). Von dem letzteren sagt er: »Wir können mit den Herren von Salinis und von Scorbiac sagen: Herbart's System ist ein feierlicher Protest gegen den Idealismus Kant's und Fichte's und gegen den Pantheismus Schelling's und Hegel's. Wir wollen uns in keine Untersuchung einlassen, ob es dem Philosophen von Göttingen immer gelungen ist, diese beiden Irrthümer zu widerlegen, aber das dürfen wir sagen, dass seine Schule eine in Deutschland berühmte ist, und dass sie Namen, wie Strümpel, Drobisch, Hartenstein und andere, unter ihre Anhänger zählt.« Der Herr Verf. glaubt, dass die Italiener Galuppi, Rosmini und Gioberti höher, als unsere deutschen Koryphäen stehen, während sie doch eigentlich ihre ganze philosophische Bildung den Deutschen verdanken und als Eklektiker kaum auf Originalität Anspruch machen können. Er sagt von Galuppi, er habe sich den deutschen Anmaassungen (alle pretensioni germaniche) mit aller Kraft widersetzt, von Rosmini und Gioberti, sie hätten einen weiteren, aber auch tief eindringenden Weg bei ihren Untersuchungen eingeschlagen, von d'Acquisto, Tedeschi, Martini, Corleo, sie hätten gegen das Vorherrschen (prevalenza) der deutschen Schulen gewirkt und die Entwickelung des Gedankens auf eine der Menschennatur angemessenere Weise durchgeführt, von Pagano, di Giovanni, la Rosa, Bonucci, sie seien Freunde eines wahren Ontologismus, sie fänden als Gegner des Idealismus und Pantheismus im göttlichen schaffenden Wesen den wahren Grund der Ideenlehre, wodurch auch allein für die Erscheinungswelt objective Realität gewonnen würde (S. 60 und 61). Alle diese genannten Philosophen stimmen mit der Ansicht des Hrn. Verfassers überein, nach welcher der menschliche Geist ohne die Idee des Absoluten nicht zur Entfaltung und Vervollkommnung kommen

Digitized by Google

kann. Die Idee des Absoluten ist ihm die Mutter, die fruchtbare Ernährerin (feconda altrice) aller andern Ideen, das Licht für den Verstand, die Leiterin für die Vernunft und der die verborgensten und schwierigsten Probleme der Wissenschaft auflösende Schlüssel (S. 61). Doch darf das Absolute weder das Rosmini'sche noch das Gioberti'sche sein, nicht das erste, weil es wirklich und nicht blos möglich ist, Rosmini aber es als ein unendliches Seinkönnen betrachtet, nicht das zweite, weil »das Absolute des Philosophen von Turin eine rechtmässige Nachkommenschaft des deutschen Absoluten (una prole legittima dell' assoluto alemanno) ist.« Er will weder die vom subjectiven Standpunkte ausgehende Theorie Rosmini's, noch die den objectiven festhaltende Gioberti's, sondern das beide Standpunkte auf die höhere Grundlage einer rationellen christlichen Weltanschauung zurückführende psychisch-ontologische System. Von Pagano führt er die in Neapel 1864 erschienenen neuen Elemente des vernünftigen und allgemeinen Rechtes zum Gebrauche der italienischen Schulen an. Professor Antonio Catara Lettieri gab Dialoge über das Schauen (sull' intuito), Messina, 1860, heraus, welchen ein grosses Gewicht beigelegt wird. Franceseo Bonucci, Professor der Physiologie an der freien Universität Perugia, schrieb Principien der Anthropologie (Perugia, 1866). Das Buch ist »kurz, aber voll von tiefen philosophischen Gedanken; es ist, die Erfahrung und die Vernunft zu vermitteln, bemüht.«

Der Herr Verfasser unterscheidet 1) die Natur, 2) den Ursprung, 3) die Entwicklung und 4) die Gesetzmässigkeit (legittimità) der Ideen.

Die Natur der Ideen hängt von ihren Beziehungen ab; denn diese bilden die wesentlichen Bestandtheile der Ideen, und machen die Idee zu dem, was sie an sich selbst ist. Nun haben die Ideen eine dreifache Beziehung 1) zum Subject und der vorstellenden Kraft, von welcher sie ausgehen, 2) zum Object, welches das Subject afficirt, zum Gegenstande, dessen Vorstellung sie sind, 3) auf sich selbst, wornach eine Idee von der andern verschieden ist. Auf das Subject bezogen, erhält die Idee einen intellectuellen, auf das Object bezogen, einen sinnlichen und in ihrer Beziehung auf sich selbst einen über das beschränkt-Intellectuelle hinausgehenden Charakter (S. 70). Dem ersten entspricht das empirische Element der Idee, ausgesprochen in dem: Ich fühle, dem zweiten das reine Element (elemento puro), weil die Thätigkeit der Seele die Erscheinung der Sinnlichkeit vergeistigt (intellettualizza) und sich durch das: Ich denke geltend macht, dem dritten das allen Ideen und ihrer sub- und objectiven Beziehung zu Grunde Liegende, die angeborene Idee Gottes (S. 70). Die Ideen können demnach in zwei Hauptverhältnissen betrachtet werden, im Verhältnisse zum Endlichen und zum Unendlichen oder Absoluten. Aus jenem gehen die zufälligen oder sich verändernden Ideen (le idee contingenti), aus diesem die nothwendigen (le idee necessarie) hervor. Die zufälligen Ideen sind

Digitized by Google

nach Ort, Zeit und Person verschieden; bald sind sie zu einer Zeit, bald sind sie nicht; sie sind im menschlichen Verstande nicht nothwendig vorhanden. Die nothwendigen Ideen sind zu jeder Zeit und in jedem Raume dieselben. Die Zahl der relativen oder zufälligen Ideen ist unendlich; sie sind Einzelvorstellungen, welche nach den auf das Subject wirkenden äussern Umständen wechseln. Sie erhalten ihre Gültigkeit erst durch die allgemeinen und nothwendigen Ideen. Der Mensch kann das Zufällige also nicht ohne das Nothwendige, das Relative nicht ohne das Absolute denken. Die Hauptmerkmale der wahren Idee sind Nothwendigkeit, Allgemeinheit und Objectivität. Ausser den zufälligen und nothwendigen Ideen, welche aus der Beziehung auf einen Gegenstand entstehen, gibt es auch Ideen, hervorgehend aus ihrer wechselseitigen Beziehung auf einander. Es sind Beziehungen, in welche der Geist die Ideen bringt. Sie sind für den Geist und im Geist vorhanden, in der Natur nur unter bestimmten Voraussetzungen. Die Beziehungen einer Idee zur andern, eines Urtheils zum andern, einer Sache zur andern sind unendlich. Es handelt sich darum, ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung, ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit, ihre Gleichheit oder Ungleichheit, ihre Identität und Verschiedenheit zu erkennen.

Der Herr Verf. beginnt mit der Objectivität der Idee. Sie ist ein Bild, die Vergeistigung eines Dinges, hat also eine objective Natur. Eine Idee kann Gegenstand einer Idee werden, wie das Ich in den Thätigkeiten seiner Intelligenz Gegenstand seiner selbst (oggetto a se medesimo) werden kann. Daher unterscheidet man eine logische und eine wirkliche Objectivität (obbjettività reale). Aber jede objective Vorstellung ist zugleich auch subjectiv, weil kein Object ohne Subject möglich ist. Das Band, welches Subject und Object zur Einheit verknüpft, ist die Idee oder Vorstellung. Mit jeder Idee wird an ein Etwas gedacht; die Idee muss also entweder eine reale oder mindestens eine logische Objectivität haben. Selbst die mathematischen Ideen sind objectiv, weil sie logische, für den Geist vorhandene Verhältnisse zum Gegenstande haben. Aber die Idee ist auch unmöglich ohne subjective Beziehung. Wo kein Vorstellendes ist, gibt es keine Vorstellung. Das Vermögen des unendlichen Vorstellens liegt in der Grundlage der Menschenvernunft, der ewigen oder absoluten Vernunft, Gott. Der Mensch hat also durch seine Sinnlichkeit die Beziehung zur Welt, durch seine Vernunft die Beziehung zu Gott. Aber auch die Welt hat die Fähigkeit eines unaufhörlichen Wirkens auf das menschliche Subject und dieses Wirken ist ohne Gott undenkbar. So ist die höhere, die Welt und die Menschen, das Nichtich und das Ich zur Einheit und Ganzheit verbindende Einheit Gott und seine Vorstellung die allen Ideen zu Grunde liegende Idee.

Von der Objectivität geht der Herr Verf. zur Nothwendigkeit der Ideen über. Den nothwendigen stellen wir die zufälligen Ideen

Digitized by Google

gegenüber (S. 83). Die nothwendigen Ideen sind dem menschlichen Verstande wesentlich eigen; sie sind in allen Menschen. Die zufälligen werden mit einem wechselnden Modekleide (abbigliamento di moda) verglichen und ihre Wahrheit geht nur aus ihrer Prüfung durch die nothwendigen Ideen hervor. Der Herr Verf. fragt, ob im strengen Sinne des Wortes empirische oder zufällige Ideen existiren Inwiefern man die unbedingte und die unter gewissen Bedingungen stattfindende Nothwendigkeit unterscheidet, sind alle Ideen nothwendig (S. 84). Die empirischen Ideen d. h. Vorstellungen von Gegenständen der Sinnenwelt finden nur unter den reinen oder nicht empirischen Ideen des Raumes und der Zeit statt (S. 84). Als eine weitere Eigenschaft der Idee wird die Allgemeinheit genannt. Zwar existiren in der Natur nur Einzelwesen und jedes Einzelwesen ist durch besondere Merkmale von dem andern unterschieden; aber in allen Individuen zeigt sich eine Einheit, welche sich als Gattung, Art, Unterart darstellt. Die Vorstellung, wie das Einzelne ist, ist für uns nur durch den Begriff als das Allgemeine erkennbar in jedem Theile und in dem Theil des Theiles. Die Untersuchung führt den Herren Verf. auf die Entwicklung des Nominalismus, Realismus und Conceptualismus und ihre Bedeutung für die Wissenschaft. Es werden die Ansichten des Alcuin, Scotus Erigena, Berengar, Lanfranc, Anselm von Canterbury einerseits, des Roscellin und seiner Anhänger anderseits erwähnt. Die Nominalisten halten die Individuen allein für das wahrhaft Existirende und die sinnliche Erkenntniss, durch die man nur Individuen und individuelle Eigenschaften, Thätigkeiten, Zustände, Verhältnisse zum Bewusstsein bringt, für die einzige Erkenntnissquelle. Darum waren auch alle bekannten Sensualisten und Materialisten dem Nominalismus ergeben. Der Herr Verf. nennt Bayle, Hobbes, Shaftesbury, Condillac, Tracy, la Mettrie, Helvetius, den Verfasser des système de la nature und sagt vom Nominalismus: »Wenn man die Existenz der allgemeinen Ideen absolut bestreitet oder ihnen alle und jede Art von Realität abspricht, kann man auch nichts mehr von den Dingen als gewiss behaupten, weil jede nothwendige Behauptung etwas Allgemeines ausdrücken muss, und wir kommen unvermeidlich zum Skepticismus, da die Empfindung der Sinne nur das Einzelne als wirklich wahrnimmt.«

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Maugeri: Lezioni di filiosofia razionale.

(Fortsetzung.)

Nimmt man aber mit dem Realismus die allgemeinen Ideen allein als das wahrhaft Wirkliche an, und betrachtet die Individuen nur als die Formen oder Modifikationen der allgemeinen Ideen, dann sind es die Ideen, welche, zusammen das Ganze bildend, einander und der höchsten absoluten Idee als der alleinigen Realität untergeordnet sind. Die Ideen werden Modifikationen des Absoluten, das vorhandene Einzelne verschwindet und der Menschengeist »verirrt sich in die Anschauungen des Pantheismus.« Gegenüber diesen extremen Ansichten nimmt der Herr Verf. ein allgemeines und besonderes Element in den Ideen an. Die allgemeinen und besondern Merkmale haben an den Dingen ihre physische, in den Vorstellungen ihre logische Wirklichkeit. Der Herr Verf. stellt die Vermittlung Abälard's, die Behauptungen des Wilhelm von Champeaux, ferner der Thomisten und Scotisten, des Occam und seiner Nachfolger dar. Die vernünftige Ansicht ist nach ihm durch den Conceptualismus vertreten. »Wenn man, heisst es S. 104, dem Peter, Paul u. s. w. und nicht dem Hunde, dem Pferde, dem Elephanten das Prädicat Mensch beilegt, so findet sich in jenen eine individuelle Wirklichkeit, welche den Geist bestimmt, als gewiss zu urtheilen, dass jene Individuen der allgemeinen Kategorie der menschlichen Natur unterliegen. Aber das Urtheil ist eine geistige Thätigkeit, welche sich auf das individuelle Element bezieht. Man nehme dieses individuelle Element hinweg und man hat keine gültige Grundlage zu einem Urtheile mehr. Daher existirt die allgemeine Idee im Verstande und, wie die Individuen, auf die sich das Urtheil bezieht, wirklich existiren, so hat das Allgemeine seine objective Grundlage in der äussern Wirklichkeit. So bleibt das Allgemeine ein Begriff und gewinnt dennoch äusserlich als das gemeinschaftliche Merkmal in den einzelnen Dingen seine Realität« (S. 105).

Es ist ein Irrthum der Sensualisten, dass nach ihnen die Worte: Eindruck, Empfindung, Wahrnehmung, Begriff, Anschauung, Vorstellung, Idee, Gefühl denselben Sinn haben, weil sie Alles auf die Empfindung zurückführen. Nach Andern enthält die Idee alles Sinnliche und Geistige, was aus ihr entwickelt wird. Die Idee darf weder mit der Empfindung, noch mit dem die Idee habenden Ich verwechselt werden. Sie ist daher auch vom Eindruck und Gefühl verschieden. Die Empfindung nimmt den Eindruck in's Bewusst-

Digitized by Google

sein auf. Das Ich wird dadurch modificirt; doch diese Modifikation ist wohl ein Gefühl, aber keine Idee; denn diese existirt nicht in einem Theile des Körpers; sie ist im Verstande; sie erregt nicht, wie die Empfindung, Schmerz oder Behagen im Körper. Durch das Studium des Bonaventura und Thomas von Aquino kam man zum Unterscheiden der göttlichen und menschlichen Ideen. Da die Ideen den Charakter der Objectivität, Nothwendigkeit und Allgemeinheit haben, sind alle ewig und unveränderlich und darum zuletzt »in Wahrheit göttlich« (S. 113). Sie sind die »Typen oder Urbilder der Weltordnung.« Die Idee liegt im Sub- und Object und verbindet beide. Im Ich hat sie ihr subjectives, in der Wirklichkeit ihr objectives Element. Sie gestaltet sich relativ in jedem Einzelnen nach der organischen und logischen Einrichtung desselben. In der subjectiven Umgestaltung der Ideen liegt der Unterschied ihres menschlichen Charakters von dem göttlichen oder dem Charakter derselben an sich selbst in seiner Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Nothwendigkeit.

Das dritte Hauptstück handelt vom Ursprunge der Ideen. Mit Cousin's Worten bezeichnet der Herr Verf. den Ursprung des Gedankens als einen Fluss, an dem man nicht leicht bis zu seinem Anfange zurückgehen kann; denn seine erste Quelle ist »ein Geheimniss, wie der Ursprung des Nils« (S. 119). »Wo, lesen wir in unserm Buche, sollten wir die flüchtigen Erscheinungen kennen lernen, welche den aufkeimenden Gedanken begleiten? Etwa in dem ersten Menschen oder Adam, der zugleich denkend oder redend aus den Händen des Schöpfers hervorging? Oder sollen wir in die verborgenen Tiefen des Bewusstseins hinabsteigen, um mit zitternder Hand den dichten Schleier (la densa cortina) zu heben, welcher die Wiege (culla) des menschlichen Gedankens bedeckt? Sollen wir etwa den Säugling fragen, ob er wirklich denkt und ob er ein geistiges Element in sich trägt? Wollten wir das Erste thun und auf den ersten Menschen zurückgehen, so haben wir ja schon eine vollendete Thatsache im vollendeten Menschenalter vor uns, in der vollendeten Entwicklung aller Körper- und Geisteskräfte, also keine Grundlage, die uns das Entstehen der Gedanken im Andern erklärt. Wollen wir nach den Anfängen in der Entwicklung forschen, so gibt es gewiss keinen einzigen Menschen, der sich in den ersten Augenblick seines Lebens zurückversetzen und mit dem Gedächtnisse die ursprünglichen Erscheinungen seiner Intelligenz zergliedern kann; denn in der Zeit, wo das kleine Kind lebt und denkt, kann es nicht auf sein Leben und Denken achten und kann keine Reflexion im Gedächtnisse bewahren, die niemals stattgefunden hat. Eben so wenig kann man den Säugling selbst fragen, was könnte er von einer ihm selbst unbekannten Erscheinung sagen?« In der Frage nach dem Ursprunge der Ideen wird eine Lebensfrage erkannt und die Hauptansichten der Philosophen werden in Betreff dieses Gegenstandes auf drei Klassen zurückgeführt. Entweder leitet man den Ursprung der Ideen nämlich von den Sinnen

Digitized by Google

oder von der Empfindung und von der Uebung anderer Vermögen ab, oder man lehrt, dass sie angeboren seien. Die erste Ansicht wird durch den Satz ausgedrückt: Nihil est in intellectu, nisi prius fuerit in sensibus. Als Beispiele werden die Sankia, Demokrit, Epikur, Locke, Condillac, Destutt-Tracy, Helvetius, Holbach, La Mettrie, Saint-Lambert, von den neuesten Taine, Moleschott, Büchner, Reymond, die Positivisten angeführt. Hier wird Alles von der Empfindung abgeleitet und diese ist zuletzt eine sich bis zum Gehirne fortpflanzende Bewegung. Eine zweite Ansicht ist durch jene vertreten, welche die Ideen aus der allmähligen Entwicklung unserer Geistesvermögen entstehen lassen. Manche unter den Anhängern dieser Ansicht unterscheiden drei Arten von Ideen, 1) diejenigen, welche aus den Sinnen, zweitens aus dem Verstande, 3) aus beiden zugleich hervorgehen. Diesen rein menschlichen Ursprung der Ideen nehmen Galuppi, Tedeschi, Mancino, d'Acquisto, Romano und Andere an. Eine dritte Klasse leitet die Ideen von Gott ab und betrachtet sie als angeboren. Die verschiedenen Ansichten Plato's, Augustin's, Cartesius', Leibnitzen's, Malebranche's, Gioberti's, Rosmini's werden hier entwickelt und beurtheilt. Die Beurtheilung beginnt mit dem Sensualismus, dessen von Condillac ausgesprochener Satz lautet: »Alle unsere Ideen kommen von den Empfindungen. Selbst d'Alembert bemerkte dagegen, als neues Problem entstehe die Frage, wie die Empfindungen unsere Ideen hervorbringen. In der Bestimmung dieses Wie geriethen die Sensualisten auf die ärgsten Widersprüche. Die Empfindung ist aber von der Idee durchaus verschieden. Jene ist eine blosse Bewegung des Nervensystems von der Peripherie zum Mittelpunkte, eine subjective Modifikation des Ichs, nichts für sich Bestehendes, eine Wirkung des in unsere Sinne Fallenden; die Idee dagegen ist eine geistige Thätigkeit, auf ein Object bezogen, etwas im Ich, das sich von diesem als ein Anderes unterscheidet, das im Verstande ist und bleibt und sich in ihm bildet. Die Empfindung ist ganz individuell, die Idee hat etwas Allgemeines, ist unveränderlich und nothwendig; jene ist subjectiv, diese objectiv. Die Gesetze der Empfindung sind nicht die Gesetze der Intelligenz. Vollkommene Sinne sind nicht nothwendig mit einer vollkommenen Intelligenz verbunden. Beispiele werden aus der Thierwelt hergenommen. Es gibt Thiere, welche einzelne Sinne vollkommener, als der Mensch besitzen, und doch übertrifft dieser alle an Intelligenz.« Die Unhaltbarkeit des aus dem Sensualismus hervorgehenden Materialismus wird nachgewiesen (S. 130 u. 131). »Wenn die Idee aus der Empfindung entspränge, heisst es S. 134, so müsste man den Grundsatz aufstellen: Die Empfindung ist die Ursache, die Idee ist ihre Wirkung. Nun aber muss die Wirkung, wie man sich ausdrückt, in der Ursache entweder virtualiter oder eminenter enthalten sein und die Wirkung kann keine Merkmale enthalten, welche nicht in der Ursache enthalten sind, da die Ursache der Wirkung vorangeht. Auch können Ursache und Wirkung

Digitized by Google

nicht von einander getrennt begriffen werden. Wir entdecken aber in der Idee Merkmale, welche in der Empfindung nicht vorhanden sind und wir können zwischen beiden das sie als Ursache und Wirkung verknüpfende Band nicht finden. Allgemeinheit und Nothwendigkeit finden sich als Merkmale in der Idee. Wir können von vielerlei Empfindungen afficirt werden, ohne dass wir ihnen entsprechende Ideen haben, wir können aber auch eine lange Reihe von Ideen ohne diesen entsprechende Empfindungen bilden.« »Wir schliessen die Augen, sagt der Herr Verf., wenn wir unsere Gedanken sammeln wollen. Unsere Gedanken sind in der Einsamkeit und Dunkelheit lebendiger, als in der Gesellschaft und im strahlenden Lichte.« Die Empfindung wird »eine Art zu sein« (maniera di essere) genannt, hervorgebracht von einer auf eines unserer Organe wirkenden Bewegung, welche bis zum Gehirne fortgepflanzt und vom Ich wahrgenommen wird (S. 135). Die Empfindung gibt wohl den Stoff, aber dieser erhebt sich zu keiner Idee ohne die Thätigkeit des Geistes. Alles, was wir denken, muss in uns zur Vorstellung (der Unterzeichnete fügt hinzu, zum Begriffe werden; denn, wenn wir die Vorstellung nicht begreifen, denken wir nicht. S. 138 werden folgende Sätze des scharfsinnigen Rosmini über die Empfindung und Idee angeführt: 1) durch die äusseren Werkzeuge (Organe) des Körpers erhalten wir die Empfindung, z. B. der rothen Farbe. 2) Um eine Empfindung zu haben, muss man ihrer bewusst sein. 3) Die bewusste Empfindung reicht nicht hin, zu entscheiden, ob die rothe Farbe von Aussen komme oder nicht. 4) Es ist dazu die Wahrnehmung des Verstandes nöthig, in welcher sich Empfindung und Idee vereinigen. Die Empfindung ist dann das Erkannte, die Idee das Erkennende. 5) So trennen wir die Idee, welche uns die rothe Farbe erkennen macht, von der Empfindung, welche der mittelst der Idee erkannte Gegenstand ist. 6) Die Empfindung ohne Idee bleibt also ein uns unbekannter Gegenstand und ohne die Idee (tolta l'idea) für uns unbrauchbar. 7) Die Idee ist die Form, welche den Stoff zur Erkenntniss bringt, die rothe Farbe wird durch die Idee ein empfundener und erkannter Gegenstand. Man kann gegen diese Sätze Rosmini's zwei Einwendungen geltend machen. Wenn die Ideen nicht von den Empfindungen der Sinne abhingen, so könnte der Mensch Ideen ohne Empfindung haben. Es gäbe also Farbenvorstellungen ohne Sehapparat, Töne ohne das Gehörwerkzeug, Geruch ohne Geruchsnerven u. s. w. Nun wissen wir aber, dass die ersten Naturforscher, wie Cuvier, Lacepede u. s. w. den Grad der Ideen nach der Vollkommenheit des Organismus und der Sinne ermessen. Daher müssen wir eine unbedingte Abhängigkeit der Ideen von den Sinnesempfindungen annehmen. Ferner ist die Erfahrung die unerschöpfte Quelle aller unserer Erkenntnisse. Die Erfahrung wird aber nur mittelst der Sinne gewonnen. Also hängen unsere Erkenntnisse wesentlich von der Sinnesempfindung ab (S. 138 und 139). Der Herr Verf.

Digitized by Google

begegnet diesen Einwendungen durch die Annahme eines doppelten Elementes in der Idee, eines stofflichen oder aposterioristischen und eines formellen oder apriorischen. Zur Bildung der Ideen ist nämlich ausser dem Stoffe die Thätigkeit des Geistes oder das Denken nöthig. Dieses Denken muss einen Stoff haben, der es bestimmt; dieser Stoff ist concret, einzeln, veränderlich und kann nur von der Sinnesempfindung oder den Sinnen wahrgenommen werden. Aber darum ist diese Empfindung noch keine Idee, sie muss von der Intelligenz befruchtet werden. Unser Geist muss zugleich sinnlich und geistig das betrachten, was er mit dem äussern Sinne oder mit dem innern in Beziehung auf die Geistigkeit oder Idealität empfindet, welche er mit dem Verstande sieht. Nur durch diese Erhebung zum Gegenstande des Verstandes entsteht die Idee und jene Erhebung ist ohne eine absolute geistige Grundlage unmöglich. Ohne die innere formende Thätigkeit des Geistes, ohne das Denken werden z. B. die durch ein Buch entstehenden Empfindungen verschiedener Einwirkungen, werden die verschiedenen dadurch veranlassten Lebensstimmungen keine Idee eines Buches (S. 140 u. 141). Die Form kann nur vom Verstande kommen, wenn auch die Sinne den Stoff bieten. Condillac hat mit seiner Statue den grossen Unterschied des Sensibeln und Intelligibeln übersehen. Die Erfahrung der Sinne ist nicht allein die Quelle der Erkenntniss. Es ist die innere geistige Thätigkeit, die unsere Erfahrungserkenntniss begründet. Mit Kant sagt der Herr Verf.: Mit der Erfahrung beginnen alle unsere Erkenntnisse, aber nicht alle kommen aus der Erfahrung. Die Erfahrung besteht aus wahrhaft (veramente) erkannten Thatsachen. Die Erkenntniss geht aber nicht von der Sinnlichkeit, sondern vom Verstande aus. Als Bedingungen, unter denen die Erfahrung Quelle der Erkenntniss ist, werden bezeichnet: 1) die sinnlichen Erscheinungen, 2) die Aufmerksamkeit des Geistes auf sie, 3) die Thätigkeit des Verstandes, 4) die Vereinigung der objectiven und subjectiven Bestandtheile. Zugleich wird auf diejenigen Denker des Alterthums und der Neuzeit hingewiesen, welche für die angeborenen Ideen auftraten. Daran reiht sich die Ansicht des Herrn Verf. selbst. Unser erstes Erkennen findet durch Urtheile statt. Nun aber legen wir im Urtheile einem Subjecte ein Prädicat bei. Das Prädicat ist aber immer eine Idee, welche allgemeiner, als das Subject ist. Ohne die allgemeine Idee des Prädicats können wir dem Subjecte nichts beilegen. »Wenn ich sage, heisst es S. 162, dieser Körper ist weiss, oder zwei und eins sind gleich drei, so könnte ich weder die Weisse des Körpers noch die Gleichheit von $2+1$ und 3 behaupten, wenn ich nicht schon vorher einen allgemeinen Begriff von Weiss und von Gleichheit gehabt hätte Den genannten Urtheilen gehen also diese als allgemein voraus und ohne eine solche allgemeine Idee kann unser Verstand kein Urtheil bilden.« Woher kommt nun dieser allgemeine Begriff? Der Herr Verf. stellt folgende mögliche Quellen desselben auf: 1) die

Digitized by Google

Sinnesempfindung, 2) die Abstraction, 3) das Urtheil, 4) die Reflexion, 5) die Empfindung unserer eigenen Existenz. Durch keine dieser Quellen löst sich nach ihm das philosophische Problem. Da er nun alle diese Quellen verwirft, so kommt er zur alleinigen und letzten Möglichkeit, die ihm als Wirklichkeit erscheint, zur Lehre vom Angeborensein der allgemeinen Ideen. Doch muss hier bemerkt werden, dass wohl der Keim zu diesen Ideen in uns liegen muss, weil sich nur da eine Idee entwickeln kann, wo eine Entwicklungsfähigkeit derselben liegt, dass diese aber erst durch Affection oder Anregung von Aussen, also durch einen äussern Factor der Erfahrung zur Entwicklung gelange. Man muss also zur Entstehung der Gedanken ein dem Menschen angebornes, in ihm liegendes Element annehmen. Es ist die Grundlage alles Wissens, die Zeugerin aller Ideen, es geht als das absolute, allem Denken zu Grunde liegende Element auch schon dem eigenen Bewusstsein voraus, weil es das Uranfängliche ist. Das Wesen und Leben der Seele besteht im Gedanken. Ohne ihn ist es nicht vorhanden. Vom ersten Augenblicke an ist der Gedanke das Wesen des Ichs. Die Empfindungen und die sich nach ihnen richtenden Gedanken sind veränderlich und vergänglich; aber diesen Gedanken liegt ein Allgemeines, Nothwendiges und Unveränderliches, das Denken an sich zu Grunde, welches dem Wechselnden vorausgehen muss, weil dieses ohne jenes nicht denkbar ist. Das absolute Denken ist der Keim (germe) der menschlichen Intelligenz. Dieses dem Einzeldenken Vorausgehende führt zur Idee: Gott.

Das vierte Hauptstück handelt von der Entwickelung (svolgimento) unserer Ideen. Zuerst werden die absoluten Ideen behandelt. Wenn in der Idee nichts von Sinnlichem oder von der Sinnesempfindung als Inhalt liegt, ist sie eine »reine, aprioristische, absolute.« Wenn das Ich bei ihrer Bildung durch die Erfahrung bestimmt wird, haben wir »empirische, aposterioristische oder bedingte Ideen.« Unter jenen hebt er die ewigen hervor, welche als Hauptideen die Grundlage für alle andern Ideen bilden, wie »Einheit und Zahl, Substanz und Accidens, Ursache und Wirkung, Zeit und Raum, Geist und Körper, Gott und All.« Sie sind die wesentlichen Ideen des menschlichen Verstandes. Mit Recht kann bezweifelt werden, ob man den Körper unter die absoluten Ideen zählen kann. Denn die Schranke gehört wesentlich zum Begriffe des Körpers. Hier wird aber das Wort absolut von dem Herren Verf. in einem andern Sinne, als in dem gewöhnlichen genommen. Er denkt sich dieselben als Ideen, welche Voraussetzungen für alle sinnliche Wahrnehmung sind, ohne welche wir die relativen oder empirischen Ideen nicht bilden können. Immer ist die Empfindung nur Materie oder Stoff der Idee und wird erst wirkliche Idee durch die Form oder das vom Geiste hinzutretende Allgemeine. Wenn wir einen vor uns liegenden Gegenstand Rose nennen, so können wir dieses nur durch eine für alle wirklichen und denkbaren Rosen anwend-

Digitized by Google

bare Rosenvorstellung, und, wenn wir finden, dass die Rose eine Blume und die Blume ein Körper ist, so ist dieses immer wieder nur durch den Gedanken eines Allgemeineren, das Vorausgehende in allen seinen Einzelheiten Umfassenden möglich und dieses ist dann, wie hier der Körper, für die vorausgegangenen Ideen das Nothwendige, ohne welches jene weder gebildet, noch gewusst werden können, oder, wie es der Herr Verf. nennt, gegenüber der relativen, abhängigen die »absolute Idee.« Ohne die Idee eines Absoluten oder Aprioristischen können wir darum keine Idee bilden. Das Absolute ist das Ursprüngliche im Geiste, mit ihm beginnen alle Ideen und werden auf dieses zurückgeführt (S. 188). Wenn man die Ideen auf die Gegenstände bezieht, so sind jene entweder concret oder abstract und diese gehören der Art oder der Gattung an. Es wird gezeigt, wie durch Analysis und Synthesis die Abstractionen entstehen. Daran reiht sich die Untersuchung über Inhalt (comprensione) und Umfang (estensione) der Ideen. Zuerst wird das umgekehrte Verhältniss der Zahl der Individuen, welche unter eine Idee gehören und der Allgemeinheit der Idee hervorgehoben. Der Inhalt gibt den eigentlichen Begriff der Idee, nur durch ihn wissen wir, was die Idee ist. Wir bekommen die particuläre Idee, welche aber ohne Beziehung auf die allgemeine, sie umfassende keinen Werth und keine Bedeutung hat. Das Allgemeinste ist aber das Absolute. Es ist die Grundlage aller unserer Erkenntnisse. Der Herr Verf. unterscheidet das logisch und ontologisch Absolute. Das Absolute wird entweder aufgefasst als das, was frei von jeder es beschränkenden Bedingung ist, was den Grund seiner Existenz in sich selbst hat, als das Sein in sich und durch sich selbst, als die Grundlage und Spitze in der Pyramide alles Wirklichen oder es wird als der allgemeinste nothwendige Begriff gedacht, als die Resultante der Verstandesthätigkeit, welche die nothwendige Folie für alle andern Begriffe bildet. Im ersten Falle ist es das ontologisch, im zweiten das logisch Absolute. Beide haben den Charakter der Unabhängigkeit, Nothwendigkeit und Allgemeinheit; aber es ist ein Unterschied zwischen einer nothwendigen Wahrheit und einer absoluten Existenz. Man darf die Bejahung eines Urtheils nicht mit der Existenz eines Wesens verwechseln. Der Herr Verf. wirft Bardili, Hegel und Schelling vor, dass sie beide Begriffe als identisch ansahen und verwechselten (S. 201). Es ist nicht nothwendig, dass dem Gedanken eines Absoluten auch ein absolutes Sein (un' assoluto reale) entspreche. Das ontologisch Absolute ist demungeachtet die Grundlage, die Urbedingung alles Seins und Denkens. Das »Ich fühle« ist mit Bewusstsein nicht möglich ohne ein diesem vorausgehendes: Ich denke und das Letztere nicht ohne die relative und diese nicht ohne die absolute Vernunft (S. 206—208).

In der Untersuchung der absoluten Ideen insbesondere wird die transcendentale und empirische Analyse der Ideen unterschie-

Digitized by Google

den. Die Ideen sind die Vermittlung (mezzo), wodurch wir die vorgestellten Gegenstände erkennen. Dabei ist der Process ein doppelter, ein transcendentaler und empirischer. Nach dem ersten wird das Innerliche, der Begriff in seinem Wesen, das, was von ihm in uns, abgesehen von der Erfahrung und den Sinnesorganen, liegt, nach dem zweiten der Gegenstand als blosse Erscheinung der Sinne, nicht als das, was er ist, sondern als das, als was er erscheint, genommen. Die Verschiedenheit der Erscheinungen hängt von verschiedenen Umständen ab und diese ändern die Natur der Gegenstände an sich nicht. Ein mit Schnelligkeit kreisendes Vieleck scheint uns ein Kreis, ein in's Wasser getauchtes Ruder gebrochen, die Sterne scheinen kleine am Firmament leuchtende Lampen (lucignoli) und diese Erscheinungen wechseln immerdar. Doch setzen sie ein Dauerndes, welches die Natur eines Wesens bildet, voraus. Die Idee des Wesens kommt also nicht von dem, was erscheint, sondern von dem, was ist (di cio, ch'è). Die transcendente Entwicklung sucht die Idee in ihrem aprioristischen Wesen auf. Halten wir uns bloss an diese, so erhalten wir keine Materie und verlieren uns in der Einseitigkeit des Idealismus. Wir erhalten nur die Gedankenwelt der Idealisten (sarebbe il mondo degli idealisti). Daher müssen wir damit die empirische Entwicklung verbinden und nur durch die Verbindung beider Wege, des transcendentalen und empirischen, des realen und idealen, des psychischen und ontologischen, erhalten wir die wirkliche Welt in ihrer Wahrheit und finden die ihr zu Grunde liegende Einheit, Gott. Der Herr Verf. untersucht die Idee: Gott nicht hinsichtlich der Frage nach ihrer Existenz oder Realität, sondern hinsichtlich der Art, wie man auf sie kam, und hinsichtlich ihrer Beschaffenheit. Er will zuerst die verschiedenen Ansichten der Zeitgenossen untersuchen, dann diejenigen hervorheben, welche am meisten der ideologischen Entwicklung des Gedankens (allo svolgimento ideologico del pensiero) entsprechen. Seit Kant hat sich der Begriff Gottes nach und nach in den Begriff der Natur umgewandelt. Schelling macht ihn zu einem bewusstlosen Absoluten, Hegel zu einer »progressiven Entwicklung des Gedankens, welcher zuletzt mit dem Sein sich identisch denkt.« Das Ich und Nichtich sind Wirkungen, welche von einer letzten von nichts Anderm abhängigen, Alles bewirkenden Ursache abhängen. »Dieser für uns unaussprechliche Act des Absoluten, durch welchen die Wesen sind, ist die Schöpfung.« Das Absolute ist also mein Schöpfer und der Schöpfer dessen, was ausser mir ist (del fuor di me). Die Ursache ist ein von nichts abhängiger, freier Wille. Die Idee Gottes ist die eines »absoluten, unendlichen, denkenden Schöpfers der sinnlichen und geistigen Natur.« Man unterscheidet eine dreifache Wirklichkeit, 1) die subjective, »sinnlich geistige« oder das Ich, 2) die »objective, äusserlich sinnliche« oder die Welt, 3) die »objectiv geistige Realität« oder Gott (S. 221). Der Begriff des Ichs und des Alls ist ohne den Begriff

Digitized by Google

Gottes und der Begriff Gottes und des Universums ohne das Ich unmöglich. Daher muss der menschliche Verstand eine dreifache Idee, die kosmologische, psychologische und theologische Idee, haben.

Die verschiedenen Lehren von der Substanz werden entwickelt. Der Herr Verf. zählt die Wahrnehmungen (accorgimenti) an der Idee der Substanz auf, macht uns mit den Hauptsystemen, welche sich darauf beziehen, bekannt, entwickelt die Lehre Locke's und Condillac's, welche die Substanz zu einem blossen Worte machen wollen, Bruno's und Spinoza's, welche die endliche und unendliche Substanz als gleich betrachteten (identificarono), des Berkeley, der den Begriff des Körpers mit seinem idealistischen Skepticismus vernichtet, Kant's, welcher die Substanz zu einer blossen Verstandeskategorie macht und die pantheistische Auffassung, aus welcher er besonders Hegel's Ansicht vom Werden hervorhebt, sucht alle diese Lehren zu widerlegen und verbindet damit seine eigene Ansicht von der Unerweisbarkeit und der Unmöglichkeit des Beweises der Substanz. Er hält sich an die Thatsache der Existenz der Substanz. Zuerst frägt es sich, was die Substanz ist. Ist sie einfach oder zusammengesetzt? Wäre sie zusammengesetzt, so müssten die sie bildenden Theile andere Substanzen oder reine Accidenzen sein. Wenn eine Zahl Substanzen die Substanz bildete, so würde man immer noch fragen (si chiederebbe), ob die letzten Componenten Substanzen oder Accidenzen seien. Man würde eine unendliche Reihe von Substanzen erhalten, ohne je ein letztes Element zu gewinnen, während eine Verbindung von Substanzen doch immer e i n e Substanz voraussetzt, durch welche sie sich eben verbinden. So ist e i n e Substanz und nicht eine Vielheit von Substanzen. Aber auch die Accidenzen können keine Substanz bilden. Denn sie können 1) nicht ohne die Substanz existiren, 2) sind sie der Zahl nach unendlich und sind das, was seiner Natur nach an einem Andern ist, also auch etwas voraussetzt, in und an dem es ist; 3) müssen die sich zusammensetzenden oder verbindenden Theile v o r dem Zusammengesetzten sein und die Accidenzen müssten also, wenn sie die Substanz ausmachten, vor derselben existiren, was dem Begriffe des Accidens widerspricht, da dieses nur das ist, was an und in der Substanz existirt. Die Substanz ist also einfach. Sie fällt als solche nicht in die Sinne, sie ist im Geiste und ist nothwendig, so dass ohne ihren Begriff keine Erkenntnisse möglich sind. Die Idee der Substanz ist unleugbar in uns; aber wie ist sie entstanden? Die sensualistische Schule führt ihren Ursprung auf die Sinne zurück, die idealistische nimmt angeborene Ideen an. Beide Ansichten werden als einseitig und unhaltbar bezeichnet und zur Entstehung jeder Idee ein dreifaches Element unterschieden, ein empirisches, ein rationelles und ein angeborenes (S. 239). Wie die Idee der Substanz eine allgemeine, nothwendige und wesentliche unseres Geistes ist und wir ohne sie die Eigenschaften und das Ding nicht unterscheiden könnten, so findet die »Allgemeinheit, Nothwendigkeit

Digitized by Google

und Wesentlichkeit« auch ihre Anwendung auf die Idee der Ursache. Jede Wirkung setzt 1) ein Wirkendes voraus, durch welches bewirkt wird, 2) ein Element oder einen Stoff, aus dem die Wirkung besteht, 3) einen Plan (piano) oder eine Idee, nach welcher die Wirkung stattfindet, 4) ein Ziel oder einen Zweck, der durch sie erreicht wird. Das Wirkende ist die causa efficiens, das Element die causa materialis, die Idee die causa formalis, der Zweck die causa finalis. Hier wird von Aristoteles ausgegangen und daran die Entwicklung der Ansichten der anderen Philosophen geknüpft. Von diesen werden besonders die Lehren der Encyklopädie, Locke's, Leibnitzen's, Kant's, Reid's, Dugald-Stewart's, Maine de Biran's, Galuppi's, Hume's behandelt. Die Ursache ist die »Substanz in Thätigkeit« (S. 253). Wie die Substanz nur eine ist, so auch die Ursache; Substanz und Ursache ist die Vernunft. Auch in der Bildung der Ursache sind drei Elemente, ein »empirisches, rationelles und angebornes.«

Haben wir eine Idee der Ursache und, wenn wir eine solche haben, wie sind wir dazu gekommen, auf welchem Wege haben wir sie gebildet? Der Herr Verf. nimmt die Existenz dieser Idee als Thatsache an und spricht sich mit Entschiedenheit gegen Hume's skeptische Gründe aus. Auf dreifachem Wege könnte die Idee der Ursache entstehen, auf dem der Erfahrung, des Nachdenkens und der Vernunft (S. 253). Von den Sinnen und der äussern Erfahrung kann diese Idee nicht entstehen; denn die Empfindung zeigt uns wohl Erscheinungen in einer Aufeinanderfolge; aber sie gibt uns die Gewissheit nicht, dass das eine Phänomen das andere bewirkt, oder dass die Existenz des einen ohne die des andern unmöglich ist. Immer bleibt das die Erscheinungen verknüpfende Band den Sinnen verborgen. Das Gesicht zeigt mir, dass der Schnee am Feuer schmilzt, aber es kann mir die Ursache des Schmelzens nicht offenbaren; die Kraftwirkung des Feuers auf den Schnee bleibt unsichtbar. Durch den Sinn wird das Band der Ursache und Wirkung nie bekannt. Gewissheit in der Erkenntniss der Natur können wir nur durch das Princip der Causalität haben. Das könnte aber, da uns die Empfindungen nur Einzelnes geben, nie stattfinden, wenn nicht schon in uns vor der Empfindung die Idee der Causalität läge. Hilft uns vielleicht die innere Erfahrung, die Welt der Thatsachen unseres Bewusstseins, zu dieser Idee? Das Bewusstsein zeigt uns fortwährend, dass wir thätige Wesen sind, dass wir die Macht haben, uns selbst zu ändern und diese Aenderung auf die Körper ausser uns auszudehnen, dass wir dadurch Wechselfälle hervorrufen (cambiamenti), deren Urheber wir selbst sind. Diese Macht ist der Wille und die Handlungen, durch die er sich offenbart, sind die Aufmerksamkeit und die Anstrengung der Muskelkraft (sforzo muscolare). Auch die Aufmerksamkeit ist eine Anstrengung der Seele, welche die flüchtigen Eindrücke beherrscht und einen aus ihnen festhält. Die Kraftanstrengung liegt in unserer

Digitized by Google

Macht, es hängt von uns ab, die Eindrücke zu hemmen, aufzuheben, stark oder schwach, schnell oder langsam zu leiten, fortzusetzen, wieder aufzunehmen u. s. w. Unser Bewusstsein sagt uns, dass solche Handlungen nicht Eigenschaften in uns, sondern Erscheinungen einer andern Substanz sind, Thatsachen, hervorgebracht durch die Macht unseres Willens. In der Muskelkraft liegt noch etwas Mehr, weil in dieser unsere Macht sich auf unser Inneres und auf die Aussenwelt erstreckt. Wenn wir den Arm bewegen, weil wir ihn bewegen wollen, so haben wir das Bewusstsein, dass unser Wille die Ursache der Bewegung ist. So scheint uns die innere Erfahrung zur Bildung der Causalitätsvorstellung genügend. Allein auch dieses ist zur Bildung der Idee der Ursache nicht hinreichend. Das Nachdenken muss dazu treten und jene Verknüpfung enthüllen, welche vereinzelte Thatsachen nicht gewähren können. So kommt zum empirischen Elemente das rationelle hinzu. Was zeigt uns nun das Nachdenken? Es offenbart uns, dass unser Bewusstsein gewisse Thatsachen in sich festhält, es beobachtet eine Reihe von Strebungen (voleri), welche sogleich von einer Reihe von Gedanken und Bewegungen begleitet sind, zugleich erkennt es, dass beim Aufhören der ersten auch die zweiten aufhören, dass diese nie ohne jene stattfinden. Das Nachdenken findet in uns ein thätiges, wirkendes Princip. Ich, der ich nachdenke, fühle und erkenne, dass ich selbst derjenige bin, der gehen oder sitzen will, dass ich selbst der bin, der den Arm ausstrecken, der einen Körper ergreifen (afferrare) oder von sich stossen will, und dass ich selbst der bin, der dieses denkt. Solche Erscheinungen stellen mich als die Ursache von andern dar. Aber auf diese Weise erhalten wir nur einen Begriff einer empirischen und particulären, also veränderlichen Ursache. Die Idee der Ursache muss aber nothwendige Elemente in sich tragen für jedes Ereigniss, jede Thatsache und Thätigkeit. Der Satz, den die Causalität ausdrückt: »Alles, was zu existiren anfängt, muss seine Ursache haben« oder »jede Wirkung setzt eine Ursache voraus«, ist ein allgemeiner und nothwendiger Satz. Wie kann nun die Idee einer Einzelursache zum absoluten Princip einer Causalität werden, also zu einem Princip für alle Erscheinungen, alle endlichen und veränderlichen Existenzen? Darum will der Herr Verf. noch ein drittes Element, die Vernunft, hinzufügen, welcher diese Idee angeboren ist. Wenn das Gesetz in der Vernunft liegt, wird es erst ein allgemeines und unveränderliches. Die absolute Vernunft ist es, welche der Einzelvernunft zu Grunde liegt. In jener liegt die unveränderliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit des Causalitätsgesetzes; sie selbst ist die ewige, nothwendige und unveränderliche Causalität, welche sich gegenüber der äussern und innern Erfahrung, dem Nachdenken und der Vernunft des Einzelnen unwandelbar geltend macht (S. 253—261). Die bedingte Existenz führt nothwendig zu einer unbedingten Ursache. Jene ist die Wirkung, diese die Ursache (S. 261).

Digitized by Google

Nach der Causalität wird die Idee der Einheit und der Zahl behandelt. Wir können keinen Gedanken haben, ja es kann keine Existenz angenommen werden, es ist uns unmöglich, die äussern Existenzen und uns selbst zu denken ohne das Gesetz der Einheit, welches ein Gesetz der Intelligenz ist. Es ist eine so nothwendige Grundidee derselben, als die Idee der Substanz und der Ursache. Die Einheit ist die Bedingung der Existenz, aber nicht die Existenz selbst. Die Einheit ist Einfachheit, Untheilbarkeit. Alle Sprachen beweisen diese im Menschen vorhandene Idee. Ist auch die Einheit an sich dieselbe, so erhält sie doch durch ihre verschiedenen Beziehungen in der Anwendung verschiedene Namen. Man spricht von arithmetischer, geometrischer, chemischer, organischer, dynamischer Einheit und gegenüber dem Geiste von logischer und metaphysischer Einheit. Wir könnten die Idee der Einheit nicht auf die Vielheit anwenden, wenn jene nicht ursprünglich in unserem Geiste als nothwendig und allgemein begründet wäre. So theilen wir dem zusammengesetzten Vielen des Körpers die Einheit mit, wenn wir von jenem sagen: Das ist ein Körper. Das erste Element der Zahl ist die Einheit. Die Zahl entsteht durch Eins und Eins. Sie ist die Synthesis oder das Aggregat der Einheiten. Dazu gehört ein dreifaches Element. Das erste Element ist das Sein, die Existenz der Dinge, die Realität des Gedankens selbst. Was sollen wir zählen, wenn keine Dinge, keine Gegenstände, keine Ideen existiren? Nichts lässt sich nicht zählen. Das zweite Element ist das Verhältniss einer Zusammengehörigkeit oder Aehnlichkeit (somiglianza). Nur, wenn sich Dinge einer Klasse, z. B. des Menschen, Löwen, Stieres wiederholen, entsteht die Zahl. Das dritte Element ist das Unterscheiden, weil wir nur dann zählen können, wenn wir erkennen, dass das Eine nicht das Andere ist. Die Zahl ist entweder der Gedanke, welcher in einer gemeinsamen Idee die verschiedenen Einheiten zusammensetzt, oder die logische Beziehung der Einheiten, so dass eine im Geiste die andere voraussetzt, oder die Fähigkeit des Geistes, diese Ideen nach Belieben zu vervielfältigen, die abstracten Ideen der Einheit mit einander zu verbinden oder von einander zu trennen. So hat die Zahl ihr empirisches Element im Sein, ihr rationelles und subjectives in der Intelligenz (S. 262—270).

Es folgt die Idee des Raumes. Zuerst soll das Wesen des Raumes erkannt und dann die Wirklichkeit desselben dargethan werden. Es fragt sich, ob der Raum nicht eine blosse Täuschung, ein sinnliches Wort ist. Der Herr Verf. unterscheidet gegenüber der Anschauung des Raumes die psychologische, die logische und die ontologische Frage (S. 275). Die psychologische Frage hat die Merkmale zu untersuchen, die sich mit der Vorstellung des Raumes in uns verknüpfen und nach der Entstehung und Entwicklung dieser Idee zu forschen. Die logische Frage bestimmt, ob dieser Idee ein wirklicher Gegenstand ausserhalb des Geistes ent-

Digitized by Google

spreche, ob der Raum eine nothwendige Bedingung, eine Form unseres Geistes sei. Ontologisch ist die Untersuchung, ob der Raum etwas Wirkliches in der Natur, oder eine Eigenschaft der Substanz, oder ein Attribut Gottes ist. Die Wahrnehmung des Körpers ist ohne die Idee des Raumes unmöglich. Alle Körper sind im Raume und folgen sich in der Zeit. Der Raum wird von dem Herren Verf. als der Ort, in welchem die Körper enthalten sind, oder als die Ausdehnung, in welcher wir die Körper sich befindend glauben, bestimmt. Der gemeinsame Sinn von Raum und Zeit bezieht sich auf ein Verhältniss der Existenzen zu einander in ihrem Zugleichsein und in ihrer Aufeinanderfolge; aber das Verhältniss ist ideal und drückt die Möglichkeit aus, da doch die Existenzen wirklich und real sind. Nach der ersten (idealen) Auffassung sind Raum und Zeit eins und unendlich, nach der zweiten (realen) getheilt oder vielfach und beschränkt. So besteht der Begriff aus zwei Elementen, einem absoluten und relativen. Nach jenem erhält man eine ununterbrochen fortlaufende Quantität, nach diesem eine unterschiedene oder discrete. Das Continuum muss immer als eins und unendlich vorgestellt werden, es schliesst jede Grenze aus; das Discrete ist das Viele und Begrenzte. Das absolute Element ist der reine oder blosse Raum, das relative der empirische Raum oder der Raum in der Beziehung der Körper zu einander. Aber, wie das Discrete nicht ohne das Continuum, wenn auch das Continuum ohne discretes sein kann, so ist auch der empirische Raum ohne den reinen unvorstellbar, während man den reinen ohne den empirischen denken kann (S. 277). Soll man den Raum unendlich (infinito) oder unbegrenzt (indefinito) nennen? Man darf beide Ausdrücke nicht verwechseln. Das Unbegrenzte drückt die Unmöglichkeit für den menschlichen Geist aus, dem Raume eine Grenze zu setzen; es deutet auf die Beziehung des Ichs zum Gegenstande. Das Unendliche ist ein positives Attribut des Gegenstandes selbst und kann nur Gott zukommen. Der Raum ist unbegrenzt, weil die Einbildungskraft, wenn sie über die Grenze des Erschaffenen hinausgeht, immer noch ein unermessliches Leeres findet und die Phantasie neue Grenzen stellen muss. Der unbegrenzte Raum ist eine nothwendige und allgemeine Idee, weil wir alle Dinge hinwegdenken können, ohne dass wir desshalb den Raum hinwegdenken müssen, der sie enthält. Der Begriff der Existenz der Körper ohne Raum widerspricht sich. Doch es widerspricht sich nicht, den Raum ohne Körper zu denken. Die Idee des Raumes muss also der Idee des Körpers vorausgehen. Die Idee des Raumes entsteht weder aus der Erfahrung, noch aus einem von der sinnlichen Wahrnehmung ausgehenden Schlusse. Die Sinne erkennen nur Sinnlichwahrnehmbares und Sichtbares. Der Raum ist weder sinnlich wahrnehmbar, noch sichtbar. Der Schluss kann aus der sinnlichen Wahrnehmung nichts ableiten, was nicht in ihr liegt. Wenn uns ein Körper gegeben ist, stellen wir ihn nothwendig in den Raum,

Digitized by Google

aber in einen Raum ohne Grenzen. Der Geist erhebt sich unmittelbar vermöge einer dem Begriffe des Raumes allgemeinen und nothwendigen Eigenschaft. Der Körper gibt nur das empirische Element her, aber es ist die Vernunft, welche über den empirischen Stoff nachdenkend einen reinen Begriff gebildet hat (S. 278). Die Erfahrung gibt nur den ersten Anstoss, aber die Vernunft erst den Begriff.

Die logische Untersuchung forscht, ob der Raum eine vom Geiste, der ihn vorstellt, unabhängige Realität habe, oder ob er eine einfache Form des Geistes sei. Es handelt sich also um die Frage der Sub- oder Objectivität des Raumes. Die erste Frage ist leicht zu beantworten. Der Raum ist keine blosse Form der Sinnlichkeit, unter welcher man sich die Körper vorstellt. Er existirt wirklich und unabhängig von dem ihn vorstellenden Geiste. Das fordert die logische Macht unseres Verstandes, der in der Natur alle Existenzen als vom menschlichen Geiste unabhängig und für sich existirend denken kann. Der Raum ist, ob wir denken oder nicht. Den Raum zur subjectiven Anschauung zu machen, ist ein Irrthum Kant's (S. 280). Die Idee des Raumes stellt den Raum als Object vor. Der Raum ist darum schon in der Idee und für die Idee objectiv; die Objectivität kann eine ideale oder reale sein. Die ideale ist dann vorhanden, wenn sich die Idee einen geistigen Gegenstand, einen Gedanken, ein Urtheil, einen Schluss an sich vorstellt, real, wenn es sich um ausserhalb des Ichs existirende und vom Ich unabhängige Wesen handelt. Der Raum ist eben, da in ihm die Körper vorgestellt werden müssen, ausserhalb des Geistes, er hat also eine reale Objectivität.

Die ontologische Untersuchung forscht nach der Beschaffenheit oder Natur des Raumes, sie fragt, ob er eine Substanz oder ein Attribut der Substanz sei. Der Raum ist keine körperliche Ausdehnung, wie die Cartesianer sagen. Der Körper ist eine gestaltete, feste, undurchdringliche, theilbare, endliche, bewegliche und ausser der eigenen Bewegung auch einer Bewegung durch Körper von aussen her fähige Ausdehnung. Diese Eigenschaften hat der Raum nicht, er kann also keine körperliche Ausdehnung sein. Was ist er denn? Ist er ein Körper oder ein Geist, eine Substanz oder ein Attribut? Der Raum ist kein Körper, weil er nicht aus unterschiedenen Theilen zusammengesetzt ist, und, weil, wenn auch jeder Körper zusammengesetzt ist, doch nicht alles Zusammengesetzte Körper sein muss. Er ist auch kein Geist, weil zwar jeder Geist einfach, aber nicht alles Einfache Geist ist. Wenn der Raum eine Substanz oder ein Wesen wäre, so würde er dieses nur sein nach den Merkmalen der Einfachheit, Unveränderlichkeit und Unendlichkeit, Eigenschaften, welche Gott zukommen. Er müsste entweder ein von Gott verschiedenes Wesen oder Gott selbst sein. Im ersten Falle erhielten wir zwei ewige, unendliche, absolute Wesen. Diese Zweiheit ist ein logischer Widerspruch, also undenkbar. Im zweiten

Digitized by Google

Falle wäre Gott der Raum, in welchem sich die Körper bewegen. Dieses aber kann die Philosophie nicht denken. Wäre ferner der Raum eine Substanz, so könnte er nicht das allen Dingen Gemeinsame sein, weil ein Wesen nichts ist, als eben das Wesen selbst und die Körper zu blossen Modifikationen des Raumes heruntersinken müssten, was unvernünftig ist. Der Raum ist auch kein Attribut der Substanz. Wir können den Raum nicht als Attribut Gottes betrachten, weil wir in diesem Falle Gott als ein aus Theilen zusammengesetztes Wesen annehmen müssten. Die Körper sind zerstörbar, der Raum nicht. Wenn auch die Körper vernichtet werden, immer bleibt noch der Raum übrig. Er ist also auch kein Attribut des Körpers.

Was die Zeit betrifft, so ist sie so innig mit dem Raume verbunden, dass man von jener wiederholen muss, was man von diesem gesagt hat. Zuerst wird nach den Ansichten der Philosophen geforscht, dann werden die Merkmale der Zeitidee angegeben, daran knüpft sich eine Erforschung des Ursprungs und der Frage nach der Sub- oder Objectivität der Zeit. Die Zeit ist Wahrnehmung des Seins und Nichtseins, das Sein und Nichtsein ist Anfangen und Aufhören. Darin besteht die Aufeinanderfolge. Die Zeit offenbart uns die Dauer und das Fortbestehen in der Aufeinanderfolge. Ohne das Fortbestehen ist der Wechsel (cambiamento) in der Aufeinanderfolge undenkbar. Es ist ein ununterbrochenes Zusammenhängen in der Folge für die Ereignisse der Aussenwelt und unsere eigenen Gedanken. Die Zeit, in den Dingen, von denen sie untrennbar ist, betrachtet, ist der Wechsel zwischen Sein und Nichtsein, im Verstande die Wahrnehmung der Aufeinanderfolge oder des Seins und Nichtseins, sie ist also objectiv und subjectiv zugleich (S. 286—294).

Wir kommen nun zu den Ideen der Identität, der Gleichheit und Aehnlichkeit. Der Gegenstand des Denkens ist das Sein, aber auch das Nichtsein ist sein Gegenstand, nicht als absolutes Nichts — denn ein solches wird nicht gedacht und kann nicht gedacht werden —, sondern als relatives Nichts, d. h. als Grenze oder Beschränkung des Seins. Durch diese Idee des Seins und relativen Nichtseins entstehen in uns die Ideen der Identität und Verschiedenheit, der Gleichheit und Ungleichheit, der Aehnlichkeit und des Unterschiedes. Die Identität, Gleichheit und Aehnlichkeit fallen unter die Kategorie des Seins, ihre Gegensätze unter die des Nichtseins. Wenn wir das Sein nur auf sich selbst bezogen und ohne Beziehung auf ein Anderes denken, erhalten wir die Idee der Identität. Das Identische (von idem) ist Dasselbe oder das sich selbst Gleiche. Mit der Beziehung auf ein Anderes zeigt sich die Idee des Unterschiedes, der Aehnlichkeit, Verschiedenheit. Die Gleichheit bezieht sich auf die Quantität, die Aehnlichkeit auf die Qualität, die Identität auf beide zugleich. Die Identität besteht in der Dauer, in dem ununterbrochenen Fortbestehen der Qualität

Digitized by Google

und Quantität, ohne dass das Wesen irgend einen Wechsel oder eine Veränderung erleidet. Das Sein kann aber auch angesehen werden als ein untheilbares oder noch nicht getheiltes Ganzes und wird dann Eines genannt. Die Wellen eines Flusses, welche seiner Mündung (foce) zuströmen, sind wirklich nicht identisch oder dieselben; wohl können sein und sind die nachfolgenden Wellen vielleicht den vorausgegangenen entweder in der Grösse oder in der Beschaffenheit gleich oder ähnlich; aber die ersten Wellen sind nicht mehr da, andere zeigen sich an ihrer Stelle. Vollständige Identität kann in den organischen Einzelwesen nicht sein, weil diese sich verändern. Man kann mit Locke nicht die Meinung theilen, dass ein zum Pferde werdendes Fohlen (polletro) wirklich identisch sei, weil es weder dieselbe Quantität, noch dieselbe Qualität, noch weniger dieselbe Quantität und Qualität zugleich hat. Man kann dieses auch nicht von den unorganischen Wesen behaupten, in denen sich ebenfalls das Werden als Charakter zeigt. Man unterscheidet die logische und substantielle Identität. Die erste besteht in der Beziehung relativer oder endlicher Ideen auf gewisse Eigenschaften, die zweite in dem einen und einfachen Sein selbst. Es gibt ein Sein höher, als die organischen und unorganischen Wesen, dem der Name der substantiellen Identität zukommt; es ist dieses »die menschliche Seele«. Nur dadurch nimmt der Geist den Wechsel aller Dinge wahr, dass er das Bewusstsein seiner eigenen Identität in allen Veränderungen hat. Bewusstsein und Gedächtniss sind nur Mittel für die persönliche Identität, nicht diese selbst. Sie beruht in der einfachen und einen Natur der Seele. Der Herr Verf. spricht sich mit Entschiedenheit gegen die Hegel'sche Lehre von der Identität des Seins und Denkens, wie gegen das so genannte Werden Gottes aus. Die Identität kann vollständig und unvollständig sein. Die letztere ist entweder Aehnlichkeit, bezogen auf die Qualität, oder Gleichheit, bezogen auf die Quantität des Gegenstandes. Die sinnlichen Wahrnehmungen geben wohl die äussere Veranlassung zu den Ideen der Identität und des Unterschiedes, sie bieten den Stoff zu diesen Ideen; aber dazu tritt das analytische und synthetische Denken, und endlich ist es die Vernunft, welcher diese Ideen ursprünglich eigen sind, und welche aus sich durch diese Mittel die genannten Ideen entwickelt (S. 295 bis 301).

Die bisher behandelten Ideen sind die »absoluten« oder diejenigen, welche dem Menschengeiste ursprünglich und vor der Beziehung zur Aussenwelt eigen, in allen Menschen dieselben, wesentlich und nothwendig sind.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Maugeri: Lezioni di filiosofia razionale.

(Schluss.)

Den »absoluten Ideen« werden nun »die relativen« entgegengesetzt. Die relativen Ideen beziehen sich auf die veränderlichen, begrenzten Einzelwesen der Aussenwelt, setzen aber, um zur Erkenntniss derselben zu kommen, das Absolute oder das Nothwendige, Allgemeine und Unveränderliche in der Idee als die ursprüngliche Form der Erkenntniss voraus. Die relativen Ideen sind die Einzelideen oder die Vorstellungen der einzelnen Gegenstände, Eigenschaften, Thätigkeiten, Verhältnisse, Zustände. »Das Absolute, heisst es S. 309, ist das Licht für den Geist und der Geist ist das Licht für die Aussenwelt. So macht in der logischen Ordnung das Absolute den Geist thätig und vorstellend, und der Geist nimmt wahr und bildet sich die Idee des ausserhalb seiner Vorhandenen.« Der Geist hängt vom »Absoluten« ab, während er das »Relative« wahrnimmt.

Der Herr Verf. geht vom Unterschiede der absoluten und relativen Ideen zur Bestimmung ihrer Elemente über. Er sucht nachzuweisen, dass jede Idee ein subjectives und ein objectives Element habe. Die Idee ist das Bild oder die Vorstellung eines Gegenstandes, sie muss also einen gegenständlichen oder objectiven Bestandtheil haben. Selbst, wenn man die Idee einer Idee hat, hat man ein Objectives; denn hier ist die Idee das Object der Idee. Aber es kann nichts Vorgestelltes ohne ein Vorstellendes, kein Object ohne Subject sein, beide gehören nothwendig zusammen. So liegt in jeder Idee auch ein subjectives Element. Zur Idee gehört nothwendig der Geist. Er besteht aus Sinnlichkeit und Vernunft. Im Geiste vereinigen sich beide Richtungen des Erkennens. Man nehme den Geist hinweg, in welchem sich die verschiedenen Wahrnehmungen vereinigen, man beraube den Geist der analytischen und synthetischen Kraft und man hat keine Ideen mehr. Sinnlichkeit und Vernunft bilden die subjective Seite der Ideen; aber wie findet dieses statt? Das Ich steht in inniger Verbindung mit dem Nichtich und mit dem Absoluten. Mit dem Nichtich hängt das Ich durch die Bejahung und Verneinung zusammen; denn es empfindet sich selbst, indem es sich einem Gegenstande entgegensetzt. Es verneint sich, indem es das Nichtich bejaht, es bejaht sich, indem es das Nichtich verneint, und in diesem wechselseitigen Bejahen und Verneinen nimmt es sich selbst in der Beziehung zur wechselseitigen

Digitized by Google

Schranke wahr. So bilden Bejahung und Verneinung das Band zwischen Ich und Nichtich. Mit dem Absoluten hängt das Ich durch ein transcendentes und nothwendiges Verhältniss zusammen, weil es den ewigen Kampf des Ichs und Nichtichs, die relativen und veränderlichen Erscheinungen nicht ohne das Absolute und Unveränderliche begreifen kann. So hängen die veränderlichen Dinge mit dem Unveränderlichen zusammen. Das Ich hat die Doppelbeziehung zum sinnlichen und übersinnlichen Nichtich oder zur reinen oder absoluten Vernunft, der göttlichen Wahrheit selbst. Mit der Annahme des subjectiven und objectiven Elementes in der Idee will der Herr Verf. weder »dem Subjectivismus« Kant's, noch dem »Objectivismus« Schelling's huldigen, sondern ein »vermittelndes System« (sistema medio) aufstellen, welches »die beiden Extreme versöhnen soll« (S. 310—317).

Als die letzte und höchste Entwicklung der Vernunft wird die Thatsache des im menschlichen Bewusstsein vorhandenen Princips bezeichnet, mit welchem die Wissenschaft der Ideen beginnt. Dieses Princip, der Ausdruck der Nothwendigkeit des Seins und Erkennens, ist das Licht, welches unser Bewusstsein und unsere Intelligenz erleuchtet. Das Princip ist die absolute Wahrheit oder Gott. Die empirischen und intellectuellen Thatsachen finden ihre Begründung allein in der absoluten, welche beiden zu Grunde liegt und ohne welche die Entwicklung jener beiden unmöglich ist. Die Nothwendigkeit für das Sein der Einzeldinge und das Erkennen der Einzelvorstellungen geht erst von dieser absoluten Thatsache aus.

Der Herr Verf. geht zur Nothwendigkeit der Sprache für die vollständige Entfaltung der Ideen über.

Zuerst wird in anziehender Weise der Einfluss der Sprache auf die gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und sittlichen Zustände hervorgehoben. »Das Wort ist allmächtig. Die Schlachten bei den Pyramiden und bei Marengo, die Kreuzzüge und der lombardische Städtebund, die Aufstände in Italien und Sicilien hängen noch mehr von der Macht des Wortes, als von der Kraft des Armes ab.« Der Herr Verf. unterscheidet die metaphysische, traditionelle, grammatische und logische Untersuchung. Die metaphysische Untersuchung bezieht sich auf die Frage, wie der Mensch zur Sprache kam, ob er sie von sich oder von einem Andern, oder von wem er sie gelernt habe. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache ist eine doppelte, die eine geht auf die Thatsache, die andere auf die Möglichkeit derselben. Der Thatsache nach ist uns der Ursprung der Sprache unbekannt, weil uns die erforderlichen historischen Quellen fehlen. Es handelt sich also um die Möglichkeit des Entstehens der Sprache. Hier werfen wir die Frage auf: »Konnte der Mensch aus sich selbst eine Sprache bilden und lernen? Wenn er dieses allein nicht konnte, konnte er die Sprache von Andern lernen und, wenn er sie von andern lernte, waren diese Andern Menschen, Engel oder nur allein Gott?«

Digitized by Google

Man kann den Menschen in der Einsamkeit und in der Gesellschaft betrachten. In der Einsamkeit hat er kein Bedürfniss der Sprache. Es wird bloss bei den Tönen der Freude und des Schmerzens bleiben. Ohne Zusammenhang mit Andern kommt die Sprache, die zur Mittheilung dient und ohne Beziehung zu Andern auch ohne Motiv für den Willen ist, nicht zur Entwicklung. »Ohne Gesellschaft wird die Sprache nicht.« Was ist nun zuerst geworden, »die Gesellschaft« oder »die Sprache«? Dies ist ein »unaufhörliches Räthsel« und es steht darum nur so viel fest: »Der Mensch hat die Sprache von Andern gelernt.« Wenn der Mensch die Sprache von Andern gelernt, fragt der Herr Verfasser, »wer waren diese Andern«? Waren sie Menschen, so stossen wir auf »dieselbe Schwierigkeit«, weil der Mensch die Sprache »nicht aus sich allein lernen kann.« Wenn er sie von Engeln gelernt hätte, müsste der Mensch in einer Beziehung zu Engeln stehen, wovon wir nichts wissen. Es bliebe also nichts Anderes übrig, als: »die Sprache kommt von Gott.« Der Herr Verf. theilt die verschiedenen Ansichten der Philosophen und Theologen mit. Er geht zur Entwicklung seiner eigenen Ansicht über. Jeder Mensch hat den Trieb, seine eigenen Gedanken, Zustände und Thätigkeiten andern mitzutheilen. Dieser unwiderstehliche Trieb offenbart sich auf vielfache Weise. Der Mensch braucht dazu ein Mittel oder Zeichen. Jedes System von solchen Zeichen ist eine Sprache. Die Zeichen können natürliche und künstliche sein. Zur ersten Art gehören die Gebärden, Berührungen (toccamenti) und das laute Tönen der Stimme (gridi). Alle drei zusammen bilden auch die Sprache der That, die ursprünglich und natürlich von selbst stattfindet, Begleiterin des Menschen in der Einsamkeit und Gesellschaft. Das Berühren gibt der Gebärde mehr Nachdruck und das Geschrei drückt die innere Gemüthsbewegung aus. Es ist eine allgemeine Sprache, die von Jedem verstanden wird. Solche Sprache eignet sich nur für die Anwesenden; für die Abwesenden wird die künstliche oder conventionelle Sprache gebraucht. Ausser Gebärde, Berührung und Ton werden noch als Zeichen aufgestellt die Schiffssignale, die Telegraphenzeichen, die Zeichen geheimer Gesellschaften, z. B. der Freimaurer. Darauf folgt das Streben nach dauernden Zeichen, die Schriftsprache, ferner Gemälde, Münzen, Inschriften, Grabmäler, Triumphbögen, Säulen, Statuen u. s. w. Die flüchtigen und dauernden Zeichen der Sprache werden durch das Band der mündlichen Ueberlieferung verknüpft. Symbole, Keil-, Bilderschrift, Münzen, Denkmale pflanzen in ähnlicher Weise die Gedanken der Vergangenheit auf die Gegenwart über. Von der schriftlichen Zeichen- oder Bildersprache ging der Mensch zur alphabetischen Schriftsprache über. Hinsichtlich des Ursprungs der Sprache stehen sich zwei Hauptansichten geradezu entgegen. Die erste behauptet, der Mensch habe die Sprache aus sich und ohne irgend eine andere Hülfe gebildet; die zweite lautet: Der Mensch konnte ohne die

Digitized by Google

Vermittlung Gottes sich keine Sprache bilden. Der Herr Verf. erstrebt eine Vermittlung beider Ansichten, welche er dahin abgibt: »Gott hat dem Menschen, als er ihn schuf, zugleich die Fähigkeit, die Organe und das Bedürfniss der Sprache gegeben, er hat ihn als von Natur gesellig erschaffen, gab ihm die Intelligenz, Gott hat nicht den Adam in der Sprache unterrichtet. Adam gab selbst nach der Bibel den Thieren die Namen. Der Mensch bildet sich nach der ihm von Gott verliehenen Kraft die Sprache. So hat die Sprache ihre ursprüngliche Grundlage in der Natur des Menschen. Ohne Sprachfähigkeit, ohne Sprachwerkzeuge, ohne Vernunft und ohne das Bedürfniss des Sprechens würde sich der Mensch keine Sprache bilden.«

Zum Schlusse wird die Bedeutung des Wortes für die Idee und das Verhältniss beider entwickelt (S. 355—362). Hier entstehen die Fragen: Kann der Mensch ohne die Hülfe der Zeichen denken? Kann er den Gedanken ohne ein Wort bilden? Der Herr Verf. glaubt ungeachtet der entgegenstehenden Lehren Anderer, dass der Mensch ohne den Gebrauch der Zeichen, ohne Sprache denken kann. Das Wort ist das Zeichen, die Idee ist die bezeichnete Sache. Wenn das Wort die Offenbarung der Idee ist, so muss diese jenem vorausgehen. Auch muss der Mensch über die Zeichen zuerst nachdenken, die er für die Gedanken brauchen will. Das Wort ist nur zur Erinnerung nöthig. Hier zeigt sich seine Wichtigkeit für den Gedanken. Die Taubstummen und manche Wilden zeigen uns, dass man ohne Worte denken kann. Aber demungeachtet ist der Einfluss der Sprache auf die Entwicklung des Gedankens gross. Das Wort ist im eigentlichen Sinne die Sprache der Intelligenz. Die Einrichtung der Sprache ist ganz der Beschaffenheit des Gedankens nachgebildet und jede wesentlichen Bestandtheile und alle Formen des Wortes spiegeln sich in dem Gedanken ab. Die allgemeine, den Gedanken offenbarende Formel ist das bejahende oder verneinende Urtheil. Jedes Urtheil aber wird gebildet durch die Idee einer Substanz, einer Eigenschaft und eines beide verknüpfenden Verhältnisses. Dem Urtheile entspricht in der Sprache der Satz, der Substanz das Subject, der Eigenschaft das Adjectiv, der Verknüpfung das Zeit- oder Handlungswort. Wie man die Gedanken trennt und verbindet (Analysis und Synthesis), so trennt und verbindet man auch die Worte. Der Herr Verf. schliesst mit den Worten: »Der Ursprung der Sprache ist eine göttliche Anordnung und eine menschliche Bildung.«

Das vorliegende Buch des rühmlichst bekannten Herren Verfassers gibt uns nicht nur über die philosophischen Ansichten desselben, sondern auch über die philosophischen Zustände Italiens vielfachen Aufschluss. Es liefert den klarsten Beweis, wie genau man sich auch in diesem Lande mit den philosophischen Hauptfragen beschäftigt, mit den philosophischen Systemen des Auslandes vertraut macht und sie zu einer geistesfreien Bildung des

Digitized by Google

Volkes verarbeitet und verwerthet, wie man auch hier auf geschichtlicher und kritischer Grundlage die Wissenschaft zu fördern und einseitige und unfruchtbare Extreme der Parteileidenschaft zu überwinden, die feindlichen Gegensätze zu vermitteln und zu versöhnen versucht. Der Herr Verf. hebt die Ansichten Galuppi's, Gioberti's und Rosmini's besonders hervor, welche wir schon früher angedeutet haben und welche den Einfluss der deutschen Philosophie auf die italienische deutlich bekunden; er geht dabei seinen eigenen Weg und ist auf diesem bemüht, das realistische und idealistische, das objective und subjective Princip der Philosophie zu einer höhern Einheit zu verbinden, welche er in dem göttlichen Elemente der absoluten Vernunft findet. Wir wünschen dem gehaltvollen, vielfach zum Selbstdenken anregenden, die wichtigsten Fragen der Psychologie und Ontologie mit Geist und Sachkenntniss behandelnden Buche, welches bereits in Italien einen mächtigen Anklang gefunden hat, auch in Deutschland eine möglichst grosse Verbreitung. **v. Reichlin-Meldegg.**

Chrestomathia Ciceroniana. Ein Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen von C. F. Lüders, Dr. phil. ordentlichem Lehrer am Johanneum zu Hamburg. Zweites Heft. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. XXV u. S. 206 in gr. 8.

Das zweite Heft dieses Lesebuchs, welches zunächst für die zweite und drittoberste Classe unserer Gymnasien bestimmt ist, um den Schüler mit Cicero's Sprache und Ausdruck völlig vertraut zu machen, beginnt mit zwei Stücken, die gewissermassen noch dem ersten Hefte zuzuzählen sind, insofern sie auf den Orient und Griechenland sich beziehen, während dieses zweite Heft auf Rom und die römische Geschichte, so wie auf Cicero's Persönlichkeit bezügliche Lesestücke, aus Cicero's Schriften sorgsam ausgewählt, bringt. In der Anordnung der einzelnen Stücke ist zwar eine sachliche Ordnung befolgt, jedoch eine solche, welche ein Aufsteigen von leichteren zu schwereren Stücken erkennen lässt, und auch darin dem Bedürfniss der Schule zu entsprechen sucht. Zuerst kommen Stücke aus der früheren Geschichte Roms, insbesondere der Königsgeschichte und den ersten Zeiten der Republik, meist den Büchern De republica entnommen; dann folgen einzelne Züge aus dem Leben römischer Feldherrn und Staatsmänner, namentlich aus den punischen Kriegen, und der darauf folgenden Zeit, wobei der jüngere Scipio Africanus und die Gracchen besonders bedacht sind; daran reihen sich Lobreden, Charakteristiken, Schilderungen, einzelne Züge aus der Literatur- und Sittengeschichte; darauf ein eigener Abschnitt, der lauter einzelne auf Sicilien be-

Digitized by Google

zügliche, zunächst aus den Verrinen ausgewählte Stücke enthält, und eben so ein weiterer Abschnitt, welcher einzelne Züge aus Cicero's Leben enthält, welche sich auf seine geistige Bildung, wie auf seine politische Thätigkeit beziehen: einen passenden Schluss macht der aus der Vorrede zum zweiten Buch De divinatione entnommene Bericht Cicero's über seine literärische Thätigkeit und die verschiedenen nach einander in's Publikum gebrachten Schriften. Der andere Haupttheil des Ganzen, »theoretische Stücke« überschrieben, enthält einzelne Abschnitte aus Cicero's philosophischen Schriften theoretischen Inhalts, insofern sie auf einzelne Lehren der Wissenschaft im Allgemeinen und im Besondern sich beziehen, also zuerst einige Stücke über Welt und Natur, dann über Gott, Gottesdienst, Orakel, über den Menschen und die Unsterblichkeit, über die Wissenschaft und wissenschaftliches Streben im Allgemeinen, über Sitte, Tugend, Glück, über den Staat (d. h. die verschiedenen Formen des Staates, über die beste Regierungsform u. dgl.), endlich über Rede und Kunst. Diese Stücke bieten allerdings, wie es die Natur des Inhalts mit sich bringt, schon etwas mehr Schwierigkeit und bilden daher auch passend den Schluss der ganzen Auswahl, die übrigens doch die Lectüre ganzer Schriften Cicero's, wie z. B. vollständiger Reden, oder der kleineren philosophischen Schriften (z. B. Cato, Lälius) nicht überflüssig machen wird. Gegen die von dem Verf. getroffene Auswahl selbst wird man wohl kaum erhebliche Einwendungen machen können, und was die deutschen, erklärenden Anmerkungen betrifft, die unter den Text gestellt, dem Schüler die Lectüre erleichtern sollen, so berücksichtigen dieselben einerseits das Grammatisch-Sprachliche, in welcher Beziehung man vielleicht eine grössere Beschränkung wünschen mag, andernseits suchen sie besonders die sachlichen Punkte zu erörtern, so dass der Schüler hier keiner weiteren Nachhülfe bedürfen wird. Was das Erstere betrifft, so würden wir z. B. zu Stück 89 (De divinat. I, 27) die Erklärung: »se colligere sich sammeln, Tuscul. 4, 36« lieber weggelassen haben, weil diess der Schüler in dem Lexicon leicht finden kann, wenn er es nicht schon vorher weiss. Eben so S. 9 die Note: cum »während, obgleich« so wenig man auch andere Bemerkungen über die Construction von cum mit dem Perfect Indicativ (S. 8), und Aehnliches der Art wird tadeln wollen. Dagegen, glauben wir, konnten füglich wegfallen Erklärungen wie: »dediti ausgeliefert« (S. 57) oder »institutum — Beginnen, daher Vorbild« (S. 57), oder »inauratus vergoldet« (S. 66), oder »erant apud illum es lagen in« (S. 73), oder »angulus Winkel, Schlupfwinkel« (S. 75), oder »cessare, feiern, rasten« (S. 82), oder »potestas Gelegenheit« (S. 89), oder »nisi ut, es sei denn zu dem Zweck« (S. 89), eben so auch S. 69: »hac tanta celebritate famae: bei so gefeiertem Rufe« (wo übrigens im Text wahrscheinlich durch ein Versehen steht: hac tanta celaritate famae); es liessen sich noch andere Beispiele der Art anführen, auf welche wohl der Her-

Digitized by Google

ausgeber bei einer neuen Auflage sein Augenmerk zu richten hat. Auch die in eckigen Klammern beigefügte Bemerkung S. 12 »Numa wie Romulus Geschöpfe der Sage, N. Gegenstände oder Ergänzung zu R.: Religionsstifter und Kriegsheld, abstrakte Charaktere« würden wir lieber weggelassen haben, da sie in ein Schulbuch kaum passt, zumal die Richtigkeit des Satzes wahrhaftig nicht unbestritten ist. Auch die Vergleichung unserer Fürstentitel mit dem Beinamen des Jupiter, Optimus Maximus S. 15 scheint uns nicht am Platze. Wir wollen diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, zumal die sprachliche Erklärung im Ganzen mit vieler Sorgfalt behandelt, und in strenger Auseinanderhaltung der Bedeutung einzelner scheinbar verwandter Wörter auf die Synonymik aller Orten gebührende Rücksicht genommen ist, eben so auch auf die Constructionsverhältnisse, auf den Gebrauch der Partikeln, der Tempora, der Modi u. dgl. Und so wird man wohl wünschen, dass der Zweck dieser Chrestomathie, ein gründliches Studium der Schriften des Cicero zu fördern, erreicht werde. Noch ist zu erwähnen, dass diesem zweiten Heft eine gut geschriebene Biographie Cicero's vorausgeht, welche auch den Charakter Cicero's in Betracht zieht, und ein richtiges Urtheil über ihn als Mensch, als Staatsmann und als Schriftsteller darlegt. Bei der in unsern Tagen mehrfach sich aufspreizenden Sucht, Cicero's Charakter herabzuziehen und, im Widerspruch mit der geschichtlichen Ueberlieferung, ihn möglichst niederzusetzen, werden solche Urtheile, wie wir sie hier lesen, um so mehr befriedigen.

P. Ovidii Nasonis Ex Ponto libri quatuor. Ad codicum fidem emendavit adparatu critico instruxit Otto Korn phil. Dr. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. XXXII u. 213 S. gr. 8.

Während die libri Tristium in der neueren Zeit einigemal besonders herausgegeben und auch commentirt worden sind, war von den inhaltsverwandten Elegien, welche in den vier Büchern Ex Ponto zusammengestellt sind, noch keine besondere Ausgabe vorhanden. Und doch galt es auch hier, den Text dieser Gedichte, der so wenig wie in den andern Dichtungen des Ovidius von Interpolationen mancher Art frei geblieben ist, auf die älteste Ueberlieferung, so weit nur immer möglich, zurückzuführen. Dieses war daher auch das Ziel, welches sich der Herausgeber gestellt und in dieser neuen Ausgabe in befriedigender Weise zu erreichen gesucht hat. Da die Frage nach der handschriftlichen Ueberlieferung dieser Gedichte hier in den Vordergrund tritt, so war diese Frage vor Allem zu erledigen. Der Herausgeber hat schon früher in mehreren Aufsätzen diesen Gegenstand behandelt: in der Praefatio

Digitized by Google

theilt er die Ergebnisse seiner desfalsigen Forschungen mit, so wie eine genaue Uebersicht und Würdigung der von ihm zur Herstellung des Textes benutzten Handschriften. Ausser den bis in das sechste oder siebente Jahrhundert zurückgehenden Blättern zu Wolfenbüttel, welche einige Reste enthalten, ist es zunächst eine Hamburger Handschrift, welche für den Text dieser Gedichte massgebend wird, leider aber nicht das Ganze enthält, da sie nur bis III, 4, 67 reicht: Alles Andere fehlt. Diese Handschrift, von andern Gelehrten schon untersucht und dem neunten oder zehnten Jahrhundert beigelegt, dürfte indessen wohl mit Ritschl eher dem zwölften zugezählt werden: darauf wenigstens führt die Schriftprobe, welche, als ein getreues Facsimile, dieser Ausgabe beigegeben ist, weit eher, als auf eine frühere Zeit. Es soll damit jedoch der Werth der Handschrift nicht verringert werden, die einen von allen den Interpolationen, welche in der andern Classe meist späterer Handschriften mehr oder minder angetroffen werden, weit freieren Text bietet. Nur Eine Handschrift ist es, welche der Hamburger Handschrift nahe liegt, und für die in dieser fehlenden Theile gewissermassen einen Ersatz bringt, wenn sie auch nicht derselben Quelle, aber doch einer nicht minder guten entstammt, nemlich der von Harles genau verglichene Cod. Bavaricus, welcher, wie der Verf. glaubt, in München jetzt sich befindet, worüber wohl Näheres zu ermitteln wünschenswerth wäre, um so mehr als dieser Codex durch Annäherung an die Hamburger Handschrift eine gewisse Bedeutung und Wichtigkeit gewinnt, die übrigens der Herausgeber keineswegs übersehen hat. Von geringerem Gewicht sind die übrigen mehr oder minder interpolirten Handschriften, wie sie hier S. XVI ff. nach einander aufgeführt und beschrieben werden. Dass die Strassburger Handschrift, welche an erster Stelle in dieser Classe von Handschriften erscheint, nicht dem eilften Jahrhundert, wie Heinsius meinte, zuzuzählen ist, sondern eher ins zwölfte oder dreizehnte gehört, wie unser Verf., der die Handschrift selbst in Händen hatte, glaubt, hat gewiss seine Richtigkeit. Wir übergehen die übrigen Handschriften dieser Classe, da sie von geringerem Werth für die Gestaltung des Textes sind, für welchen, wie schon bemerkt, zunächst die Hamburger Handschrift nebst dem Bairischen Codex die Grundlage abzugeben hat. Diess hatte im Ganzen auch Merkel erkannt: nur ist der Herausgeber, in der Durchführung dieses Grundsatzes mit mehr Strenge und in ausgedehnterer Weise bei seiner Ausgabe des Textes verfahren, die dadurch allerdings von den bisherigen Texten sich wesentlich unterscheidet. Uebrigens hat der Verfasser ausser der erwähnten Strassburger noch Wolfenbüttler, Basler und Carlsruher Handschriften verglichen, welche dieser selben Classe zuzuweisen sind: unter dem Text gibt er eine genaue Zusammenstellung der abweichenden Lesearten dieser Handschriften, so wie auch der übrigen, in dem Heinsius'schen Apparat zu Berlin befindlichen Collationen, wobei

Digitized by Google

es ihm nicht um blosse Anhäufung eines kritischen Apparates zu thun war, »non quo magnos fructus redundaturos esse crederem, sed ut quantopere saeculis progredientibus, ea quae Ovidius scripsit, a vera genuinaquae forma declinavissent, uno quasi conspectu manifestum fieret«, wie wir S. XXX lesen, und wird man für die dabei aufgewendete Mühe und Sorgfalt nur dankbar sein können, da sie jedenfalls keine vergebliche und nutzlose war. Auch ward an Raum dadurch gewonnen, dass für die nur an einem oder dem andern Orte aus meist ganz neueren Handschriften beigebrachten Varianten des Heinsius'schen Apparates ein allgemeines Zeichen gewählt ward. So liegt der kritische Apparat immerhin doch in derjenigen Vollständigkeit vor, welche zur Beurtheilung und Würdigung des Ganzen wie des Einzelnen nothwendig ist. Ausserdem findet sich unter diesem aus Handschriften zusammengebrachten Apparat noch eine weitere Zusammenstellung der Lectionum varietas Heinsii et Merkelii, wodurch die Uebersicht erleichtert wird, indem alle Abweichungen des Textes dieser Ausgabe von dem Text, den früher Heinsius und zuletzt Merkel gegeben, daraus ersichtlich sind. Es ist aber der Herausgeber, wie man eben daraus ersehen kann, mit aller Umsicht verfahren, auch da, wo einzelne Lücken hervortreten, welche man später irgendwie auszufüllen versucht hat. So z. B. I, 2 fehlt der Pentameter zu dem Hexameter Vs. 9 (»videris audebo tibi me scripsisse fateri«) in der Hamburger und Bairischen Handschrift, in der letztern ist am Rande der in den Handschriften zweiter Classe ergänzte Pentameter (»audebo propriis ingemuisse malis«) beigeschrieben; unser Verf. hat ihn aber ganz aus dem Texte ausgelassen, da dieser Vers schwerlich von Ovidius herrührt, sondern einer neueren Zeit angehört. Ob mit gleichem Recht I, 7, Vs. 66 (»officii causa pluribus esse dari«) aus dem Texte entfernt worden, als eine spätere Ausfüllung einer Lücke, wagen wir nicht zu entscheiden; die beiden oben genannten Handschriften enthalten diesen Vers; eher wird man die Auslassung des in der Bairischen Handschrift fehlenden und von neuerer Hand an den Rand bemerkten Vers 44 in Eleg. IV, 3 (»indigus effectus omnibus ipse magis«) billigen; Merkel hatte vor diesen Pentameter, wie vor den zu ihm gehörigen Hexameter den Obelus gesetzt. Gleiche Vorsicht zeigt der Herausgeber in der Annahme von fremdartigen Einschiebseln, da er nur in verhältnissmässig wenigen Stellen seine Ansicht durch die Einklammerung derselben kund gegeben hat, auch hier meist in Uebereinstimmung mit Heinsius, Bentlei u. A., was stets in der Annotatio critica sich bemerkt findet; so z. B. I, 4, das Distichon Vs. 31 und 32, oder II, 6, das Distichon Vs. 23 und 24; nicht so sicher erscheinen III, 1, die nach dem Vorgang von Röper als unächt eingeklammerten Verse 109—112 und 115—118: in den Handschriften erster Classe stehen sie. Von diesen hat sich der Herausgeber darin entfernt, dass er die Aufschriften oder Adressen der ein-

Digitized by Google

zelnen Briefe, wie sie in der ersten Classe der Handschriften nicht minder wie in der zweiten sich finden, weggelassen, und nur in den kritischen Anmerkungen sie aufgeführt hat: er ist nemlich der Meinung, dass diese Aufschriften (welche Merkel noch im Texte stehen liess) nicht von Ovidius selbst herrühren, sondern von den Scholiasten zugesetzt seien. Da die Person, an welche das Gedicht gerichtet ist, gewöhnlich am Eingang genannt wird, so konnte daraus allerdings wohl die Aufschrift von späteren Grammatikern entnommen und an die Spitze gestellt worden sein: aber wird man wohl entgegnen, es konnte diess am Ende eben so gut auch von Ovidius selbst geschehen, als er die Elegien in die noch vorhandene Sammlung zusammenstellte und ordnete; denn dass die einzelnen Elegien des jetzigen Ganzen erst nach dem Tode des Ovidius durch irgend einen Andern gesammelt und in der gegenwärtigen Reihenfolge zusammengestellt worden seien, wird nicht zu erweisen sein. Wo offenbar verdorbene Stellen oder Worte sich finden, welche die Kritik noch nicht zu bessern vermocht, oder wo sie überhaupt noch nicht das Richtige gefunden, ist ein Sternchen vorgesetzt, wie z. B. um wenigstens einen Fall der Art anzuführen, IV, 16, 15 (»quique suam Trisemem [Troezena] inperfectumque dierum« etc.) oder 25 (»Trinacriusque suae Persidos auctor« etc.). Indessen es kann nicht unsere Absicht sein, dem Herausgeber noch weiter in die Kritik des Einzelnen zu folgen, da wir nur einen getreuen Bericht über das zu geben beabsichtigen, was diese neue Ausgabe im Ganzen wie im Einzelnen bietet. In dieser Beziehung haben wir aber insbesondere noch aufmerksam zu machen auf den von S. 148—213 in doppelten Columnen und mit kleinerer Schrift hinzugefügten Index, welcher alle einzelnen Worte, welche in diesen Elegien vorkommen, und so, wie sie vorkommen, enthält, und auf diese Weise den ganzen Ovidischen Sprachschatz in seiner Anwendung in diesen Gedichten überschauen lässt: es ist diess eine jedenfalls sehr mühsame Arbeit gewesen, die um so grössere Anerkennung erheischt, als dieses Wortverzeichniss mit der grössesten Genauigkeit durchweg gemacht ist. Dass die äussere Ausstattung dieser Ausgabe eine vorzügliche zu nennen ist, bedarf wohl kaum noch einer besonderen Erwähnung.

Der Vokalismus des Vulgärlateins von Hugo Schuchardt. Dritter Band. Nachträge und Register. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. IV und 356 S. gr. 8.

Die schon bei dem Erscheinen des zweiten Bandes dieses Werkes in Aussicht gestellten Nachträge liegen hier in einem ansehnlichen Bande vor und bilden in der Fülle dessen, was sie bringen, eine wesentliche Ergänzung und Vervollständigung des

Digitized by Google

reichen Details, welches in den beiden Bänden zur Lösung der gestellten Aufgabe angehäuft ist, eben so wie sie auch zu weiterer Bestätigung der allgemeinen Erörterungen dienen, welche in dem Werke selbst niedergelegt sind. Es ist in den frühern Anzeigen dieser Blätter Jahrgang 1866 S. 874 ff. und 1867 S. 479 ff. eine Uebersicht des Gegenstandes und des Inhalts der beiden ersten Bände dieses Werkes gegeben, das auf den umfassendsten und ausgedehntesten Studien beruht, und uns eben so sehr mit dem Charakter und Wesen der altrömischen Vulgärsprache, wie mit den Verhältnissen, welche auf die Bildung der aus ihm hervorgegangenen sogenannt romanischen Sprachen ihren Einfluss geäussert, bekannt zu machen und damit das Entstehen dieser Sprachen selbst darzulegen sucht, in genauer Verfolgung aller der Uebergänge und Veränderungen, welche bei den einzelnen Vokalen stattgefunden haben. Weiter fortgesetzte Studien auf diesem schwierigen und dunkeln Felde haben dem Verfasser zahlreiche neue Belege zu dem bereits Gegebenen geliefert und finden sich dieselben in diesen Nachträgen zusammengestellt, in welchen dann auch die verschiedenen, in der Zwischenzeit erschienenen Schriften, welche auf die hier behandelten Gegenstände sich beziehen, berücksichtigt worden sind. Ja selbst einige Handschriften, und zwar solche, welche bis in das fünfte — siebente Jahrhundert zurückgehen, haben Beachtung gefunden und gleichfalls Veranlassung zu einzelnen neuen Belegen und damit zur Vermehrung des reichen Materials gegeben. Alle diese neuen Belege im Einzelnen hier nahmhaft zu machen, kann nicht unsere Aufgabe sein, wohl aber kann die Versicherung gegeben werden, wie durch diese neuen Zusätze die in dem Hauptwerk über die Veränderungen der einzelnen Vokale und über die Uebergänge derselben bemerkten Angaben, so wie die darüber aufgestellten Sätze und Regeln eine Bestätigung gewonnen haben, welche manche neue Aufschlüsse über das Wesen und den Charakter der alten Vulgärsprache, die wir so wenig kennen, weil sie eben nicht in Schrift angewendet worden, bringt, eben so sehr aber auch einen Blick in die Bildung der neueren romanischen Sprachen werfen lässt. Allerdings wird das, was von diesen Sprachen noch in seiner älteren Form jetzt vorhanden ist, noch mancher näheren und eingehenden Erforschung bedürfen: Manches darauf bezügliche ist auch in diesen Nachträgen angeführt, eben so wohl in Bezug auf das Romanische des heutigen Graubündtens wie auf das der (romanischen) Donauländer und der Sardischen Dialekte, über welche in neuester Zeit durch die Bemühungen heimischer Forscher Manches ans Tageslicht gezogen worden ist, wodurch das Material, aus dem wir die Kenntniss dieser Mundarten zu entnehmen haben, bedeutend vermehrt worden ist. Und diess führt auch zu weiteren Resultaten, hinsichtlich der Stellung, die jede einzelne dieser Mundarten zu den andern einnimmt, wie denn z. B. das Sardische jetzt als Mittelglied zwischen dem Spanischen und Italienischen erscheint;

Digitized by Google

eben so wie von den beiden romanischen Mundarten Graubündtens die eine sich mehr dem Nordwestromanischen, die andere, ladinische, mehr dem Italienischen zuneigt. Vgl. S. 32 ff. Man ist in neuerer Zeit bemüht, diese Mundarten zu heben und mehr zur Schriftsprache auszubilden: die Zeitungen, welche in dieser Mundart jetzt von wissenschaftlich gebildeten Männern geschrieben werden und Gegenstände der Wissenschaft wie der Politik behandeln, liefern davon einen, für den Ref. wenigstens überraschenden Beweis. Bei den romanischen Mundarten der Bewohner der untern Donauländer hat der Verf. auch auf die unlängst von Rösler (s. diese Jahrbb. S. 951 ff.) aufgestellten Behauptungen Rücksicht genommen: wenn hiernach in den nördlich von der Donau gelegenen Ländern die römische Cultur und die römische durch Trajan angesiedelte Bevölkerung gänzlich untergegangen und erst später im Mittelalter wieder durch die von dem andern Donauufer herübergezogenen römischen Ansiedler ersetzt worden sein soll, so erheben sich dagegen wohl manche Bedenken, auf welche hier einzugehen der Ort nicht ist; auch unser Verf. glaubt in der römischen Colonialbevölkerung des gesammten Mösien's, nicht blos der Dacia Ripensis, die Ahnen der heutigen Rumänen zu erkennen; s. S. 43. Und dafür gibt, wie wir es ansehen, die Sprache immerhin einen Hauptbeweis ab, da ihre Fortdauer und ihr dermaliger Bestand sich auf andere Weise kaum genügend wird erklären lassen. Eben so werden wir auch dem Verf. beistimmen können, wenn er S. 44 ff. darzuthun sucht, dass auch in Pannonien und Illyricum das Latein wirklich Volkssprache gewesen und als solche sich ziemlich lange behauptet hat: die von ihm beigebrachten, einzelnen Beweise sprechen wenigstens für diese Annahme.

Wir haben diess nur angeführt, um zu zeigen, wie auch den allgemeinen Punkten in diesen Nachträgen eine gleiche Berücksichtigung zu Theil geworden ist; den Hauptinhalt der Nachträge bilden allerdings die Zusätze, die zu den einzelnen Beispielen der Lautveränderungen gegeben werden, und hier müssen wir allerdings auf die Schrift selbst verweisen. Noch aber haben wir im Besondern des Register's zu gedenken, welches von S. 325—354 reicht, und mit einem genauen Inhaltsverzeichnisse, d. h. der Angabe der einzelnen Abschnitte des ganzen Werkes S. 355—356 beschlossen ist. Dieses Register nemlich ist kein alphabetisches über die einzelnen, in beiden Bänden sammt den Nachträgen vorkommenden oder behandelten Worte, sondern ein sachliches, insofern es über den Inhalt des Buches sich nach einzelnen sachlichen Rubriken verbreitet, und das Betreffende unter jeder einzelnen Rubrik zusammenstellt, mit Verweisung auf die betreffenden Seitenzahlen der drei Bände. Zuerst kommt die Rubrik: Allgemeines, mit den Unterabtheilungen: Quellen und Hülfsmittel, Schrift (d. h. Schriftzeichen) und Sprache; dann Lautlehre mit den Unterabtheilungen: Betonung, Quantität, Vokalismus, Consonantismus; dann

Digitized by Google

Flexion (Declination und Conjugation), Wortbildung, Syntax, Lexicographie, Wortableitung und Rechtschreibung. So ist am Ende für den, der das Buch zu gelehrten Zwecken gebraucht, eben so und vielleicht selbst besser gesorgt, als durch die Anlage eines alphabetischen Registers, das zu diesem Zwecke weniger genügen würde. Nur deutscher Fleiss und deutsche Ausdauer hat ein Werk der Art zu Stande zu bringen vermocht, das in seiner Fülle von einzelnen, aller Orten her beigebrachten Belegen zu allen Lautveränderungen, wie sie auf diesem Gebiet vorkommen, zugleich eine Grundlage für weitergehende Untersuchungen bildet, und für die Lexicographie, wie selbst für die Grammatik eine reiche Ausbeute gewährt. Druck und Papier, kurz die äussere Ausstattung ist gleichmässig den beiden ersten Bänden, d. h. eben so vorzüglich zu nennen.

Dr. Theodor Menke, Bibelatlas in acht Blättern. 1868. Gotha, Justus Perthes. In Folio.

Dieser Atlas empfiehlt sich eben so durch seine Vollständigkeit und Genauigkeit, als durch die sorgfältige Benutzung Alles dessen, was die Forschungen der neuen und neuesten Zeit, die verschiedenen Reiseunternehmungen u. dgl. zur näheren Kunde der Geographie und Topographie des heiligen Landes, im Ganzen wie im Einzelnen, gebracht haben. So beruht dieser Atlas auf gründlichen und umfassenden Studien, welche Nichts, was über diesen Gegenstand in neuer und neuester Zeit ermittelt worden, unbeachtet gelassen haben, und wenn namentlich in der Topographie Jerusalem's noch manche controverse, zur vollen Aufklärung noch nicht gebrachte Punkte uns entgegentreten, so hat es der Verf. vorgezogen, lieber der Verschiedenheit der Auffassung durch hiernach gestaltete Pläne Ausdruck zu geben, als durch einen Machtspruch, zu welchem die geführte Untersuchung noch nicht reif ist, die Sache zu entscheiden. Dabei darf wohl auf den streng historischen Charakter dieses biblischen Atlas hingewiesen werden, welcher genau die Zeiten unterscheidet und für jede Periode die betreffenden Karten bringt, so dass dieser Atlas eben so gut für die eigentlich biblische Zeit, als für die spätere, und selbst für die Zeit der Kreuzzüge benutzt werden kann und auf der Schlusstafel VIII uns eben so auch die Gegenwart geboten ist. So wird man in Bezug auf die Reichhaltigkeit des Einzelnen nicht leicht einen ähnlichen Atlas finden, der mit dem vorstehenden die Vergleichung auszuhalten im Stande wäre. Eine jede der acht Tafeln, aus welchen das Ganze besteht, enthält an den Seiten und Ecken der darauf befindlichen Hauptkarte eine Anzahl kleinerer Nebenkarten und Pläne, so dass fast jede Tafel eine besondere Zeitperiode im Ganzen wie im Einzelnen dar-

Digitized by Google

stellt. Darum beginnt Blatt 1 mit einer Völkertafel nach der Genesis cp. 10, wobei auf einer Nebenkarte im rechten Eck auch eine Völkertafel nach Josephus gegeben ist, während auf dem untern Rande noch eine weitere Erdtafel des alten Testaments, eine Erdtafel des Kosmos Indikopleustes aus dem sechsten und zwei andere aus dem vierzehnten Jahrhundert nach Chr. so wie ein Ueberblick der dem Homer bekannten Theile der Erde angebracht ist. Das zweite Blatt zeigt als Hauptgegenstand: die nördlichen Semiter und die östliche Hälfte des Mittelmeers; aber darunter befindet sich eine Reihe von Cartons, welche die Reiche Juda und Israel, dann das Reich Juda in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts vor Chr., Tyrus, das Land der Canaaniter, zwei Pläne der Ruinen von Ninive (im engeren und weiteren Kreis) und eben so zwei Pläne der Ruinen von Babylon enthalten: dass die letzteren Lokalitäten, so gut wie Tyrus in einem biblischen Atlas Berücksichtigung finden müssen, wird Niemand bestreiten; da bei Babylon die Ansichten über die Lage der Hauptpunkte auseinandergehen, so ist neben dem eigentlichen Plan der Ruinen mit Bezug auf die jetzige Gestaltung, noch ein weiterer Plan der Burgen nach Opper's Ansicht hinzugekommen. Das dritte Hauptblatt bringt zunächst eine Karte des heiligen Landes, welche die Gebiete der zwölf Stämme Israels vor dem Exil darstellt, mit einer Reihe von kleineren Kärtchen, welche Canaan zur Zeit der Patriarchen und zur Zeit, als David zu Hebron wohnte (nebst einigen ganz kleinen Nebenkärtchen), dann die Sinaihalbinsel und das gelobte Land zu Moses Zeit (ebenfalls mit einigen kleinen, äusserst nett gezeichneten Nebenkärtchen der Bai von Sues, der Sinaigegend u. s. w.) darstellen; Jerusalem ist mit einem grösseren und kleineren Plane (dieser nach Robinson), so wie mit einem Plane der Umgebung bedacht. Auf dem vierten Blatt sind mehrere kleinere Karten und Pläne zusammengestellt, welche die nächst folgende Zeit betreffen, und auch hier dem streng historisch-chronologischen Gang Rechnung tragen, zuerst Syrien und Phönicien zur Zeit des persischen Reiches, die jüdischen Ansiedelungen zu Esra und Nehemia Zeit nebst einem Plan von Jerusalem, und einem Kärtchen der vier Weltreiche des Propheten Daniel, so wie des persischen Reichs. Dann folgt Judäa zur Zeit der Maccabäer, ebenfalls mit einem Plane von Jerusalem, und einer Karte mit dem Reiche des Antiochus Epiphanes; den untern Raum des Blattes nehmen fünf Cartons ein, welche Judäa und Phönice darstellen nach den verschiedenen Perioden: erstens zur Zeit Alexanders des Grossen und seiner nächsten Nachfolger, dann zur Zeit des Antiochus Epiphanes (176—164 vor Chr.), zur Zeit des Alexander Jannäus (104—79 vor Chr.), nach den Einrichtungen des Pompejus und Gabinius (64—61 vor Chr.) und nach den Einrichtungen des Marcus Antonius (37 vor Chr.). Das folgende Blatt bringt Judäa und die Nachbarländer zu Christi und der Apostel Zeit; ausser einem grösseren

Digitized by Google

Plan von Jerusalem sind noch sechs kleinere beigegeben, welche den Stadtplan nach der Auffassung von Tobler, Fergusson, Kiepert, Robinson, Kraft und Sepp bringen: so lassen sich auf diese Weise die Abweichungen dieser Gelehrten in der Bestimmung einzelner für diese Zeit insbesondere in Betracht kommenden Lokalitäten bequem übersehen: und bei der Bestrittenheit so mancher dieser Punkte war dieser Ausweg wohl der beste, den der Verf. ergreifen konnte, um nicht einer Ungerechtigkeit oder Ungenauigkeit beschuldigt zu werden: dass er darum die eigene Ansicht nicht aufgegeben, ersieht man aus dem bemerkten grösseren Plan. Oben ist ein besonderes Kärtchen zur Darstellung der Reisen des Apostel Paulus angebracht. Die Cartons des unteren Raum's dieses Blattes stellen Judäa und seine Nachbarländer dar zur Zeit vor Christi Geburt, zur Zeit des Pontius Pilatus in den letzten Jahren des Königs Agrippa I. (44 nach Chr.) und zur Zeit des Felix und Festus (53—61 nach Chr.); eine besondere Karte von Galiläa reiht sich noch daran: die schon christliche und römische Zeit ist auf der nächstfolgenden Tafel dargestellt. Hier erscheint das heilige Land nach Ptolemäus, dann eine grössere Karte von Palästina nach dem Onomasticon des Eusebius und Hieronymus, so wie eine kleinere, welche Galiläa, Batanäa und Trachonitis zur Zeit des Antoninus Pius darstellt. Zwischen beiden finden sich eingeschoben Pläne von Constantin's Kirche des heiligen Grabes und von der Basilica der Geburt Christi zu Bethlehem, beides nach de Vogué, weiter ein Plan der Aelia Capitolina im zweiten Jahrhundert nach Chr., und ein anderer, der die Aelia im vierten — sechsten Jahrhundert n. Chr. darstellt; darunter ist der das heilige Land betreffende Abschnitt der Peutinger'schen Tafel gegeben. Acht kleine Kärtchen füllen den unteren Raum dieses Blattes: Palästina nach Plinius, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christus, Strassen des Itinerar. Antonini, der Tabula Peutinger., des Itiner. Burdigal. (333 nach Chr.), dann Palaestina Arabia im vierten, im fünften und im sechsten Jahrhundert nach Chr. Das siebente Blatt enthält das heilige Land zur Zeit der Kreuzzüge mit einer besonderen Beikarte von Galiläa; grössere, sehr genaue Pläne von Jerusalem und der Umgegend, ein kleinerer nach Marinus Sanutus (dessen Karte vom heiligen Land ebenfalls die eine Seite des Blattes einnimmt), so wie ein Plan der Kirche des hl. Grabes. Das letzte, achte Blatt ist dem Palästina der Gegenwart gewidmet; ein genauer Plan des jetzigen Jerusalems, so wie eine besondere Karte der Umgegend von Jerusalem ist auch hier beigegeben, und eine weitere Karte mit der Fortsetzung der Hauptkarte nach Norden zu mit dem Libanongebirge, Beirut, Gebel u. s. w. noch beigefügt.

Wir haben in Vorstehendem absichtlich den Inhalt der einzelnen Blätter dieses Bibelatlas etwas genauer angegeben, damit man daraus ersehe, was man von diesem Atlas zu erwarten und darin zu finden hat: man wird sich überzeugen, dass das über die Voll-

Digitized by Google

ständigkeit dieses Atlas oben ausgesprochene Urtheil wohl begründet ist, dass überhaupt in diesem Atlas Nichts vermisst wird, was zur geographischen Darstellung des heiligen Landes in alter und neuer Zeit erforderlich ist. Zu dieser Vollständigkeit gesellt sich aber auch eine gewiss nicht minder zu beachtende Genauigkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in Bearbeitung der einzelnen grösseren wie kleineren Karten und Pläne auf der Grundlage ähnlicher früheren Leistungen, wie eigenen Studiums in der auf die Geographie Palästina's bezüglichen Literatur alter und neuer Zeit. Das Vorwort weist auf einige Punkte der Art hin, die aber zugleich einen Begriff geben können von den Schwierigkeiten, welche mit der Ausführung verknüpft waren. Und noch ist ja nicht jede Schwierigkeit gehoben, noch nicht ist Alles im Einzelnen klar und sicher gestellt: dass wir aber nur auf dem bei diesem Unternehmen eingeschlagenen Wege dazu gelangen können, zumal wenn die auch in unsern Tagen wieder fortgesetzten Untersuchungen über einzelne Punkte der Topographie von dem erwünschten Erfolg begleitet werden, kann nicht bezweifelt werden. Es mag diess namentlich von der Topographie von Jerusalem gelten, worüber der Verfasser selbst bemerkt, dass, aller bisherigen Forschungen ungeachtet, dieser Theil der biblischen Geographie noch sehr im Argen liegt. »Für das traditionelle heilige Grab, schreibt er, folgert aus meinen Ansetzungen, dass es an einer topographisch durchaus angemessenen Stelle steht und die Frage nach seiner Aechtheit sich lediglich nach dem Werth oder Unwerth der nicht topographischen Argumente, die Kaiser Constantin und seine Zeitgenossen für die Identität des damals aufgefundenen Grabes mit dem Grabe Christi haben konnten, richtet.« — Was endlich die chartographische Ausführung betrifft, die Reinheit des Stiches u. s. w., so ist diese eine vorzügliche zu nennen.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

The Legendary Ballads of England and Scotland compiled and edited by John S. Roberts. With Original Illustrations and Steel Portrait. London. Frederik Warne & Comp. 1868. XI und 628 Seiten Octav. (Preis 7 Schilling).

Es ist bei der in allen Fächern täglich mehr anschwellenden Litteratur nichts geringes, in den Besitz selbst nur der nothwendigsten Erscheinungen kommen zu wollen, auch selbst für den, der gerade nicht die curta domi supellex auf das strengste zu berücksichtigen hat. Darum sind die wohlfeilen Ausgaben jetzt so sehr an der Tagesordnung und dass dieselben sich auch bei unsern Nachbarn jenseits des Canals als unabweisliche Nothwendigkeit herausgestellt, ersehen wir aus zahlreichen Beispielen. Freilich ist dabei zunächst das sogenannte grössere Publicum ins Auge gefasst; indess dem Gelehrten kommt ein brauchbares und zugleich wohlfeiles Buch nicht minder gelegen, ein Umstand, der keiner besonders nachdrücklichen Versicherung bedarf. Was hier im allgemeinen gesagt ist, findet auch speciell auf die Volksliederliteratur seine Anwendung, die jetzt bereits eine sehr stattliche und zugleich kostspielige Bibliothek repräsentirt, so dass, wenn für den Fachmann die seit so langen Jahren ersehnte, unlängst endlich zu Stande gekommene Herausgabe von Percy's Folio Manuscript einerseits höchst willkommen ist und er sie mit nicht gewöhnlicher Genugthuung verwirklicht sieht, letztere doch durch den bedeutenden Preis dieses Werkes gar sehr gemindert wird und deshalb gewiss nur wenige Privatbüchereien in den Besitz derselben werden gelangen können. Auch Maidment's vor kurzem erschienene Scottish Ballads and Songs, haben sich in genannter Beziehung neben Percy's Folio gestellt, während im Gegentheil die rubricirte Publication sich einer sehr weiten Verbreitung eher erfreuen dürfte. Der Herausgeber, aus der ländlichen Umgebung einer schottischen Grafschaft (Forfarshire) stammend, und in Folge davon seit frühester Jugend mit der Volksdichtung vertraut und ihr zugethan, hat es sich angelegen sein lassen, im Verein mit dem Verleger eine sehr umfangreiche Balladensammlung (ungefähr 250 Nummern) in besonders eleganter Ausstattung durch einen sehr mässigen Preis einem grossen Kreise zugänglich zu machen. Was den Inhalt betrifft, so sind die darin enthaltenen Stücke fast sämmtlich der erzählenden Gattung beizuzählen und umfassen historische wie sagenhafte Stoffe, Ernst und Scherz, obwohl einzelne besonders berühmte Poesien anderer Art, wie The Marchioness of Douglas

Digitized by Google

(Waly, waly), — Edward, Edward, — Lady Bothwell's Lament (Balowe) u. s. w. nicht mangeln. Eine irgendwelche Eintheilung der Balladen hat der Herausgeber nicht versucht, vielmehr eine solche absichtlich vermieden, um Abwechslung zu bieten und das Interesse wach zu erhalten. Neues findet sich aber darin nicht und der sämmliche Stoff ist bisher erschienenen Sammlungen entnommen, in welcher Beziehung Roberts bedauernd bemerkt: »Kleine Bruchstücke und einzelne Strophen alter, noch nicht herausgegebener Lieder sind mir zwar noch gegenwärtig, aber obwohl ich in meiner Heimath nach vollständigen Fassungen oder selbst nur grössern Fragmenten von unedirten Balladen eifrig nachgeforscht, so sind meine Bemühungen doch bisher ohne nennenswerthen Erfolg geblieben, da die sich im Volke immer mehr verbreitende »Aufklärung« so wie die durch wohlfeile Bücher und in Lieferungen erscheinenden Publikationen genährte, stets wachsende Leselust die ungedruckte Literatur unserer Vorfahren ganz und gar aus der Welt geschafft hat.« An das Volk auch richtet sich diese »popular collection«, welcher deshalb Erklärungen nicht leicht verständlicher Ausdrücke beigegeben sind; doch hätten sie selbst für den englischen Leser, wie es scheint, häufiger sein können, da z. B. sogar viele von denen fehlen, die selbst Walter Scott beizufügen für nöthig erachtete. Ausserdem geht jeder Ballade eine gewöhnlich kurz gefasste, zuweilen aber auch ausführlichere Einleitung voran, worin auf die Quelle so wie auf die zum Verständniss unerlässlichsten Umstände hingewiesen ist. Die schöne Ausstattung, wozu ausser einigen hübschen Illustrationen und Percy's Porträt auch ein eleganter Einband gehört, habe ich bereits hervorgehoben, so dass von dem Gesichtspunkte des Herausgebers, der durchaus keine wissenschaftlichen Zwecke im Auge hatte, die vorliegende Sammlung eigentlich nur zu loben ist. Gleichwohl müssen wir das von Roberts eingeschlagene Verfahren in der Textbehandlung gar sehr bedauern und zwar um so mehr, als seine Arbeit sich ihres reichen Inhalts und doch zugänglichen Preises wegen auch gelehrten Bücherbrettern empfiehlt und nöthigenfalls dazu dienen könnte, manche andere Sammlung bis zu einem gewissen Punkte entbehrlich zu machen; allein das leidige Collationiren hat auch hier Platz gegriffen und zwar hält Roberts die Richtigkeit einer solchen Behandlung der Balladen namentlich nach dem, was Aytoun hierüber gesagt, für über allen Zweifel erhaben. In Deutschland hingegen ist man in dieser Beziehung ganz anderer Ansicht (s. z. B. den trefflichen Aufsatz von Lemcke »Ueber einige bei der Kritik der traditionellen schottischen Balladen zu beobachtende Grundsätze« in Ebert's Jahrb. für roman. u. engl. Literatur 4, 1 ff., besonders S. 12 ff.) und fühlt sich vielmehr sehr geneigt in einem solchen Verfahren ein »contaminare fabulas« im eigentlichsten Sinne des Wortes zu sehen; Roberts hat dasselbe im ausgedehntesten Umfange in Anwendung gebracht.

Digitized by Google

»Bei der Collationirung der einzelnen Balladen habe ich, bemerkt er in Bezug darauf, alle neuern Interpolationen, so weit ich sie zu erkennen vermochte, zu beseitigen versucht, so wie andererseits keine einzige Ballade, die in mehr als einer Gestalt existirt, aus meinen Händen in die des Druckers übergegangen ist, ohne dass ich die verschiedenen Versionen derselben reiflich erwogen. Bei der Zusammenstellung einiger habe ich nicht weniger als fünf verschiedene Fassungen benutzt. . . Professor Aytoun hat in der Einleitung zu seiner vortrefflichen Sammlung das Collationsverfahren so unwiderleglich vertheidigt, dass man diese Frage ohne den geringsten Zweifel für entschieden ansehen muss, und für mich bloss zu erwägen blieb, wie ich die Arbeit, die ich mir selbst auferlegt, auf das beste ausführen könnte. Sollte dies gewissenhaft geschehen, so war sie nicht leicht, wie jeder sehen muss, und der bloss kritische Leser dürfte gar manches auszusetzen finden. Doch bin ich mir bewusst, dass ich meine Aufgabe mit innigster Liebe unternommen und zu Ende gebracht, dass ich nichts ohne die sorgfältigste Erwägung gethan und häufig die Arbeit eines Tages durch die des darauffolgenden ersetzt habe, wenn eine sorgfältigere Prüfung der vorhandenen Autoritäten dies zu erheischen schien.« So der Herausgeber, und es ist nur Schade, dass er seine grosse Mühe und Fleiss nicht zweckmässiger verwandt. Nur ganz ausnahmsweise sind abweichende Versionen derselben Ballade mitgetheilt, wenn nämlich die Abweichung zwischen ihnen gar gross ist und sie daher nicht mit einander verschmolzen oder »collationirt« werden konnten, wie z. B. bei den von Scott und von Ritson gegebenen Fassungen von »The two Corbies« der Fall ist, und so noch bei einigen andern; als Regel jedoch erscheint das oben bezeichnete Verfahren. Das ist freilich sehr schlimm und muss der vorliegenden Arbeit bei Benutzung für wissenschaftliche Zwecke wesentlichen Eintrag thun. Indess bis zu einem gewissen Grade möchte sie gleichwohl für den, der sie zu handhaben versteht, in Ermangelung anderer Sammlungen auch in jener Beziehung nicht ganz unbrauchbar sein; jedenfalls aber wird sie zu einer immer mehr verbreiteten Kenntniss derartiger Poesien mächtig beitragen, welche überhaupt in den letzten Jahren auf mancherlei Weise gefördert worden ist; ich erwähne z. B. die zwar ähnlich aber doch mit grösserer Vorsicht behandelten »Early Ballads« von dem durch seine anderweitigen Arbeiten auf dem Felde der altenglischen Literatur ehrenvoll bekannten Robert Bell, der eine Sammlung von vierzig der schönsten altenglischen und schottischen Balladen mit Einleitungen (die von Andern so auch von Roberts mehrfach benutzt worden) und den nöthigsten Erklärungen zu dem Preise von Einem Schilling (bei Griffin u. Co.) hat erscheinen lassen. Es wird wie man sieht in England auf diesem Felde rüstig gearbeitet und das richtige Verfahren soll sich endlich dort wohl auch Bahn brechen, obwohl selbst in Deutschland die Ansichten über einige

Digitized by Google

Punkte in Betreff der Volkspoesie noch nicht endgiltig entschieden und festgestellt sind, wie ich bei anderer Gelegenheit hervorzuheben Gelegenheit finden werde.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Curious Myths of the Middle Ages. By S. Baring-Gould. Rivingtons. London 1868. First Series (2d. ed.) 286 Seiten. Second Series 374 Seiten Octav.

Der Verf. vorliegenden Werkes ist uns bereits mehrfach bekannt geworden; wir haben ihn als Mitarbeiter oder Autor verschiedener in dieser Zeitschrift besprochenen Schriften kennen gelernt (Jahrgg. 1868. S. 81 ff. 313 ff.), und namentlich an letzterer Stelle auf die rubrizirte Arbeit hingewiesen. Aus derselben erhellt wiederum, dass Herr Baring-Gould oder vielmehr Rev. Baring-Gould (denn er ist Geistlicher, obwohl er sich nicht auf allen Titeln der von ihm herausgegebenen Bücher so bezeichnet) mit der Litteratur des Mittelalters und zwar namentlich nach deutschen Forschungen sehr vertraut ist, wie ich dies auch schon früher hervorgehoben; nur wäre zu wünschen, dass er die Gewährsmänner, die er benützt, öfter, ja viel öfter namhaft mache als es geschieht, ein Umstand, den ich gleichfalls bereits verschiedene Male zu erwähnen Anlass gefunden und auf den ich hier um desto mehr zurückkommen muss, als er diesmal viel greller in die Augen fällt. Herr B.-G. hat zwar, wie er sagt, sein Buch für ein grösseres Publikum geschrieben, dem vielleicht weniger daran liegt zu wissen, an welchen Quellen er geschöpft; allein wozu dann andererseits die augenfällige Ostentation tiefer Gelehrsamkeit, auch wo letztere ganz überflüssig erscheint? Herr B.-G. hätte den Zweck seines Buches vollkommen erreicht und zugleich einen grössern Beweis litterarischer Ehrlichkeit gegeben, wenn er weniger prunkend in Bezug auf sich, aber gewissenhafter hinsichtlich seiner deutschen Vorlagen zu Wege gegangen wäre, indem es wohl vorkommt, dass manche seiner Abhandlungen nichts als blosse Uebersetzungen sind, wobei nur Einzelnes umgestellt oder Unbedeutendes hinzugethan ist. Freilich, wo er englische Arbeiten benutzt, ist er sorgfältiger und vergisst nicht sie namhaft zu machen; das begreift sich, lässt aber das andere Verfahren in um so ungünstigerm Lichte erscheinen. — Wenden wir uns nun zu den einzelnen Gegenständen, die er hier behandelt hat, so brauchen wir die dabei benutzten deutschen Werke nicht erst zu nennen, da sie bei uns allbekannt sind und die einfache Aufzählung jener wird genügen, wobei ich nur hin und wieder eine Bemerkung hinzufüge. In der First Series findet man also: I. The Wandering Yew (der ewige Jude). — II. Prester John. Hier ist dem Verfasser die treffliche Untersuchung Gustav

Digitized by Google

Oppert's »Der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. Berlin 1864« unbekannt geblieben (vgl. meine Anzeige in den Gött. Gel. Anz. 1864. S. 2063 ff.). — III. The Divining Rod (Die Wünschelruthe). — IV. The Seven Sleepers of Ephesus. — V. Wilhelm Tell. Bei diesem Aufsatz macht der Verf. folgende sehr richtige Bemerkung: »Der Alterthumsforscher fühlt sich manchmal mit Pilatus zu fragen versucht: »»Was ist Wahrheit?««, wenn er sieht, wie historische Thatsachen sich unter seinen Händen in mythologische Fabeln auflösen; und er lernt bald die nachdrücklichsten Ansprüche auf Zuverlässigkeit bezweifeln und in Frage stellen.« Herr B.-G. erzählt dann weiter folgende Anecdote. Als Sir Walter Raleigh im Gefängnisse den zweiten Band seiner Weltgeschichte schrieb und eines Tages gedankenvoll am Fenster stand, wurde seine Aufmerksamksit plötzlich durch einen Vorfall im Gefängnisshofe rege gemacht. Er sah nämlich, wie ein Mann, den er der Kleidung nach für einen Offizier hielt, von einem andern einen Schlag erhielt, worauf er ohne Weiteres den Degen zog und damit den Angreifer durchbohrte, der dann zu Boden sank, vorher jedoch den Mörder mit einem Stocke niederschlug. In diesem Augenblicke kam die Wache herbei und schaffte den bewusstlosen Offizier so wie den Leichnam des Ermordeten fort. Am Tage darauf wurde Raleigh von einem vertrauten Freunde besucht und erzählte ihm die nähern Umstände und den Ausgang jenes Vorfalls, musste jedoch zu seinem grössten Erstaunen hören, dass er sich in Betreff all' dieser Dinge vollständig irre, obwohl sie sich vor seinen Augen zugetragen. Der sein sollende Offizier war nämlich durchaus kein solcher, sondern der Diener des spanischen Gesandten und hatte selbst den ersten Schlag geführt; auch hatte nicht er den Degen gezogen, sondern der Andere ihm denselben von der Seite gerissen und ihn damit durchbohrt, ehe Jemand es hindern konnte, worauf einer der Umstehenden den Mörder mit seinem Stocke zu Boden streckte, einige Leute von der Dienerschaft des Gesandten aber den Leichnam forttrugen. Raleigh's Freund fügte noch hinzu, dass der Mörder auf Befehl der Regierung festgenommen worden sei und alsbald vor Gericht gestellt werden solle, da der Getödtete einer der vornehmsten Diener jenes Gesandten gewesen wäre. — »Nichts für ungut, sagte Raleigh als er dies hörte, aber ich kann nicht so sehr im Irrthum sein, wie du glaubst, bester Freund; denn ich habe Alles selbst mit angesehen, da es sich unter meinem Fenster zutrug und der Mann fiel auf dem Fleck dort nieder, wo der Pflasterstein über dem Boden emporragt.« — »Bester Raleigh, versetzte der Freund, als der Streit stattfand, sass ich gerade auf jenem Steine und bekam diese leichte Schmarre ins Gesicht, als ich dem Mörder den Degen entriss; ich gebe dir mein Ehrenwort, dass du dich in jedem einzelnen Umstand ganz und gar versehen hast.« Als Sir Walter wieder allein war, nahm er den zweiten Band seiner Weltgeschichte, so weit er fertig geschrieben war und warf

Digitized by Google

ihn ins Feuer, wobei er vielleicht dachte: »Wenn ich meinen eigenen Augen nicht trauen kann, wie soll ich an die Wahrheit auch nur des zehnten Theils derjenigen Ereignisse glauben, die sich viele Jahrhunderte vor meiner Geburt zugetragen haben!« — So berichtet das Journal de Paris May 1787 nach den Letters on Litterature by Robert Heron (d. i. John Pinkerton 1785) und Herr B.-G. fügt die Frage hinzu: »Aber woher erhielt Pinkerton diese Anekdote?« — VII. The Dog Gellert. Die bekannte Sage, wornach ein Hund das in einer Wiege liegende Kind seines Herrn in dessen Abwesenheit gegen eine Schlange vertheidigt, und zur Belohnung dafür von demselben bei seiner Nachhauseknnft getödtet wird. — VII. Tailed Men. Ein oft besprochenes Thema, das, wie es scheint, noch immer nicht definitiv entschieden ist. Namentlich in Betreff der Niam-Niam ist oft behauptet worden, dass sie geschwänzt seien, obwohl ich bei Leitschuh, Die Entstehung der Mythol. S. 9 die Bemerkung finde: »Der Reisende Lejean, der bei einem Raubanfall einen Nyam-Nyamneger aus dem äussersten Süden von Sudan tödtete und eine Frau gefangen nahm, hat nachgewiesen, dass der angebliche Schwanz nur eine Verzierung an einem Kleidungsstück sei, welches in eine Art Fächer auslaufe und, von der Ferne gesehen, das Ansehen eines Schwanzes biete.« Herr B.-G. führt jedoch einen interessanten und ausführlichen Bericht des Dr. Hübsch, Hospitalarztes zu Constantinopel an, der im J. 1852 in letzterer Stadt Individuen jenes Volkes mit Schwänzchen von $1\frac{1}{2}$—2 Zoll Länge sah, und im Ausland 1858 S. 1103 »Ueber die geschwänzten Menschen auf den Sundainseln« berichtet der Verf. Julius Kögel, unter Anderem, dass er einen Mann aus Chonbon auf Java gesehen, der ein $1\frac{1}{2}$ Zoll langes Schwänzchen hatte. Bastian in der Zeitschrift für Völkerpsychol. 5, 153 f. bemerkt: »In der Fürstenfamilie vom Stamm Dschaidwa (in Purbunder) bewahrte sich das geschwänzte Körperanhängsel ihres Vorfahren Hanuman in den Descendenten, die sich dessen rühmten.« — VIII. Antichrist and Pope Joan. Hier sind Döllinger's abschliessende Untersuchungen (Die Pabstfabeln des Mittelalters, München 1863) nicht zur Kenntniss des Verf. gekommen. — IX. The Man in the Moon. Bemerkenswerth ist, dass man in der Gyffynkirche in der Nähe von Conway, Nord-Wales, in einem Felde der Decke eine Abbildung des Mondes mit dem darin befindlichen Manne und seinem Reisbündel sieht, welche Figur im Text mitgetheilt ist, so wie die eines Siegels, das sich der Schenkungsurkunde eines gewissen Walter vom Jahr 1335 angehängt findet und eine Abbildung desselben Mannes mit Bündel und Hund und der Umschrift: »Te, Waltere, docebo, cur spinas phebo gero«, bietet. Eigenthümlich ist der Ausdruck phebo; soll das heissen »im Monde«? Auch im Brittischen Columbien herrscht, wie Herr B.-G. anführt, die Vorstellung von dem Manne im Monde. — X. The Mountain of Venus (Der Venusberg). — XI. S. Patricks Purgatory. — XII. The

Digitized by Google

Terrestrial Paradise. — In dem Appendix C gibt der Verf. dann noch einen kurzen Aufsatz über die »Fatality of Numbers.« Hiermit schliesst der erste Band; wir kommen nun zur Second Series. Diese enthält: I. S. George. — II. S. Ursula and the Eleven Thousand Virgins. — III. The Legend of the Cross; liefert unter anderm einen erneuten Nachweis, dass das Kreuz auch ausserhalb des Christenthums und schon vor demselben ein religiöses Symbol verschiedener Völker gewesen. Herr B.-G. hält dafür, dass dasselbe einen Theil jener Urreligion bildete, von der sich unter allen Völkern der Erde Spuren finden, daher weist er die Phallustheorie zurück, nach welcher Kreuz und Phallus identisch sein sollen, räumt dagegen ein (Appendix A), dass der Ursprung jenes Symbols eher noch im Blitz und noch mehr in den uralten Reibehölzern zum Feueranzünden gefunden werden könne. — IV. Schamir. Bekannt ist Paulus Cassel's Aufsatz über diesen Gegenstand. S. auch F. L. W. Schwartz, Die poetischen Naturanschauungen der Griech. Röm. und Deutschen Bd. I. S. 78 ff. Berlin 1864. — V. The Piper of Hameln. Nach Harrison's »Highlands of Aethiopia« führt der Verfasser einen mit der Rattenfängersage verwandten Aberglauben der Abyssinier an, wonach die Hadjiuji Madjuji dämonische Pfeifer sind, welche auf Ziegen durch die Dörfer reiten und durch ihre Musik die Kinder auf unwiderstehliche Weise hinter sich her und ins Verderben locken. — VI. Bishop Hatto. Der Verf. hat sich fast ganz an meinen Aufsatz »Der Mäusethurm« in der Zeitschrift für deutsche Mythol. 2, 405 ff. 3, 307 ff. gehalten; dagegen sind ihm meine Zusätze in den Heidelb. Jahrb. 1862 S. 936 ff. unbekannt geblieben. — VII. Melusina. — VIII. The Fortunate Isles. Bei Gelegenheit der hier besprochenen Schiffsbegräbnisse erfahren wir, dass noch vor zwei Jahren in Cleveland (Yorkshire) der Leiche eines Mannes ein Licht, ein Penny und eine Flasche Wein mit in den Sarg gelegt wurde; das Licht, um ihm auf dem Wege zu leuchten; der Penny um das Fährgeld zu bezahlen, und der Wein um ihm als Nahrung zu dienen. — IX. The Swan-Maidens. — X. The Knight of the Swan. — XI. The Sangreal; soll bardisch-druidischen Ursprungs sein! Spukt denn nach den Untersuchungen von Wright, Stephens, Nash u. A. das Druiden- und Bardenthum noch immer in England? — XII. Theophilus. — Ich habe, wie man sieht, fast nur die Titel der von Herrn B.-G. behandelten Gegenstände namhaft gemacht, da es mich zu weit geführt haben würde, ausführlich auf dieselben einzugehen und sie zu ergänzen oder zu berichtigten, wo sie Ungenügendes oder Unrichtiges bieten. Doch so viel erhellt immerhin, dass sie für das grössere Publikum sämmtlich von nicht geringem Interesse sind, sowie auch selbstverständlich ist, dass unter der Feder eines auf diesem Felde so bewanderten Schriftstellers, wie Herr B.-G. selbst für den Fachgelehrten manches Neue und Belehrende abfällt. Doch kann ich

Digitized by Google

mich von dem Werke nicht ohne die Bemerkung verabschieden, dass die wiederholt zu Tage tretende tiefe Abneigung gegen die Dissenters, denen Rev. Baring-Gould gern hämisch etwas am Zeuge flickt, sich für einen Diener des Herrn und Bruder in Christo gar nicht schicken will und nur zu lebendig an das biblische Wort vom Balken und Spahn erinnert.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit von Prof. E. L. Rochholz. Berlin 1867. Erster Band. Deutscher Unsterblichkeitsglaube. II und 335 Seiten. Zweiter Band. Alldeutsches Bürgerleben. 335 Seiten Octav.

Der Name des Verf. vorliegender Untersuchungen gewährt hinlängliche Bürgschaft dafür, dass dieselben sehr viel Neues, Anziehendes und Belehrendes enthalten; denn auf dem von ihm zur Durchforschung vorzugsweise erwählten Gebiete, dem des deutschen Volkslebens im ausgedehntesten Sinne des Wortes, ist Rochholz eine Autorität, welche durch vielfache und vortreffliche Arbeiten sich ein wohlverdientes Ansehen erworben, und dies wird sich durch die hier gebotenen Ergebnisse nicht unbedeutend erhöhen, auch wenn sich hier und da gegen Einzelnes Einwendungen erheben lassen oder auch ein Gesammtresultat nicht immer zweifellos erscheinen sollte. Die Wege, auf denen Rochholz den Leser führt, bieten unter allen Umständen vielfache schöne Früchte, die sich jedenfalls so oder so verwerthen lassen; überall tritt seine umfassende Gelehrsamkeit zu Tage, die nur wenig Gelegenheit zur Nachlese bietet, zumal da hin und wieder Manches, namentlich Bekannteres, wie man annehmen kann, absichtlich unerwähnt bleibt. Wenn ich daher in der nachfolgenden übersichtlichen Inhaltsangabe der vorliegenden Arbeit einzelne Bemerkungen nur zögernd biete, so geschieht dies aus dem eben angeführten Grunde, der dem Ref. mehrfache Beschränkung auferlegt und nur andeutungsweise einen Beweis der besondern Aufmerksamkeit zu geben gestattet, die er dem lehrreichen Werke gewidmet. Im ersten Bande »Deutscher Unsterblichkeitsglaube« finden wir also behandelt I. Gold, Milch und Blut. Mythologisch. Hier wird die ursprüngliche Identität dieser Dinge in der Volksanschauung besprochen; freilich »das Gold des ältesten Götterhimmels war nicht Metall, sonst würde es nicht schon allenthalben auf Milch und Blut des Himmels geführt haben, sondern es war goldrahmige Milch, goldgelb gebuttert vom goldhaarigen weisshäutigen Arier im goldenen Vliese der Lämmer.« — Hinsichtlich der S. 15 erwähnten »säugenden Männer« verweise ich auf meine Bemerkungen im Philologus 24, 160f. Nr. II; auch Kapitän Franklin theilt aus Richardson's Tagebuch eine Geschichte

Digitized by Google

von einem Chippewäer, mit, der nach dem Tode seiner Frau deren dreitägiges Kind an die Brust legte und säugte. Klemm, Culturgeschichte 2, 84. — Der von Rochholz 1, 50 angeführte Aberglauben, dass man die Milch nie mit einem schneidenden oder stechenden Instrumente umrühren solle, sonst empfinden die Milchkühe Schmerzen am Euter oder ergeben rothe Milch, schliesst sich sehr genau an jene unter Naturvölkern, aber auch sonst noch, weit verbreitete Vorstellung, welche den objectiven mit dem subjectiven Zusammenhang verwechselt und von Tyler in seinen Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit u. s. w. Deutsch von Müller S. 162 ff. eingehend und lehrreich besprochen worden ist, welche Stelle, namentlich S. 162—164, auch die von Rochholz 1, 182—183 in Betreff der Schnitzel von Hand- und Fussnägeln, so wie des abgeschnittenen Haares angeführten abergläubigen Meinungen treffend erläutert. — II. Ohne Schatten, ohne Seele erörtert den Mythus vom Körperschatten und Schattengeist. Zu der S. 97 erwähnten Sage über das Waizenkorn im Munde der todten Geliebten Karls des Grossen s. meine Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1866. S. 1639 f. wo wahrscheinlich gemacht ist, dass dieselbe aus dem Orient stammt. — III. Oberdeutsche Leichenbräuche. Die Leidfarbe war einst wahrscheinlich Weiss und ist es theilweise noch, wie Rochholz zeigt, der hierbei auch auf die Chinesen hätte verweisen können. Wenn er ferner S. 135 anführt, dass nach indischer Sage alle Kinder aus dem kugelrunden Kürbis kommen, so vergleiche man hiermit Schott, Wallachische Märchen Nr. 23, wo Trandafiru bei Nacht ein Mensch, bei Tag aber ein Kürbis ist. Tyler a. a. O. S. 139 f. berichtet: »Es ist wohlbekannt, dass in einem grossen Theile Afrika's der Gebrauch herrscht, sobald Zwillinge geboren werden, einen oder beide auf der Stelle zu tödten. Unter den Wanyamwezi wird einer der beiden stets getödtet, und seltsam genug, der allgemeine Brauch unter diesen Stämmen ist, dass die Mutter einen Flaschenkürbiss in Häute wickelt, die sie mit dem überlebenden Kinde schlafen legt und nährt. Unter den Betschuanen ist es Sitte für verheirathete Frauen, eine Puppe mit sich herumzutragen, bis sie ein Kind haben, wo dann die Puppe abgelegt wird. Eine dieser Puppen befindet sich im Londoner Missionsmuseum und sie besteht einfach aus einem langen Flaschenkürbiss, der mit Perlenschnüren umwickelt ist.« — Die Sitte, den Bienen den Tod des Hausherrn anzuzeigen (1, 147 ff.), ist auch in England weit verbreitet; siehe A. Kuhn, Westphäl. Sagen 2, 47. Choice Notes from Notes and Queries. Folk-Lore. London 1859. p. 208 ff. — »Der Raum des römischen Grabes, der die Aschenurnen enthielt, hiess bekanntlich, wie das Flugloch des Taubenkobels columbarium, weil jener Raum vielleicht dem Fluge der Seele dienen sollte«, bemerkt Rochholz 1, 152; diese Erklärung ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich und die gewöhnliche wohl auch die richtige. — Die auf der nämlichen Seite angeführte Stelle des ahd.

Digitized by Google

Physiologus über den Vogel Charadrius erhält ihre Erklärung durch den von Aelian Hist. Anim. 17, 13 angeführten altgriechischen Volksglauben, aus welchem jener deutsche sich herausgebildet hat, wenn er wirklich je ins Volk gedrungen. — Zu der deutschen Sterbekerze (Rochholz 1, 166 f.) gehört auch die chinesische gleichfalls zur Todtenwanderung dienende Papierlaterne (ebend. 1, 189). Dass Spuren desselben Gebrauchs sich noch jetzt in England finden habe ich an dieser Stelle Jahrg. 1868 S. 647 aus Baring-Gould's Curious Myths 2, 294 f. angeführt. — In Betreff der von Rochholz 1, 207 f. besprochenen sich an das »Nachweinen« heftenden Vorstellungen s. auch meine Bemerkungen in den Gött. Gel. Anz. 1861 S. 437. Schenkl in Pfeiffer's German. 11, 451. Auch die Bergamasker sagen: »Das Weinen ist den Todten zuwider und schadet den Lebenden«; s. Ida von Düringsfeld, Das Sprichwort als Kosmopolit 1, 148. — IV. Der Knochencultus. »Religionen, denen das Knochengerüste als Sitz des Lebens galt und in weiterer Folge als Mittel zum Wiederaufleben, mussten in ihrem Todtencultus den Gebeinen des Begrabenen besondere Sorgfalt widmen und eine gleiche auch auf den Knochenbau der Hausthiere übertragen, zumal so lange der Mensch im Hirtenstande lebte und auf die Heerde als auf sein tägliches Brot verwiesen war.« — Ueber die »Schädel als Trinkschalen« s. auch noch meine Nachweise hier Jahrgang 1862. S. 362 Anm. Füge hinzu Journ. Asiat. IVme sér. 16, 249: »Acim fut l'un des premiers disciples de Mahomet appelés Ansar ou auxiliaires. Il avait tué dans le combat d'Ohod Moucâfy et Djoulas, dont la mère, nommée Soulâfah, jura que si jamais elle avait la tête d'Acim, elle ne ferait plus usage d'autre coupe que de son crâne pour boire le vin.« Ferner d'Herbelot s. v. Schaibek (4, 138 der deutschen Uebersetzung): »Bei einigen Geschichtschreibern findet man, Schach Ismael habe, nachdem er den Schaibek, einen Sohn des Uzbek Khan, geschlagen und getödtet, aus seiner Hirnschale eine Tasse, mit Gold und Edelsteinen besetzt machen lassen, und habe gewöhnlich aus derselben getrunken. Dies ist eben der Ismael, der vier oder fünf Jahre nachher, im Jahre der Hedschrah 920 von dem othmanidischen Sultan Selim dem Ersten überwunden und in Stücken gehauen worden ist.« — Zu den Nachweisen über den »singenden Knochen« (Rochholz 1, 243 f.) gehören auch die von mir oben Jahrg. 1868 S. 309 zu Schneller's Nr. 51 gegebenen. — Die Beinhäuser und Schädelbauten bespricht Rochholz 1, 291 ff. dass dergleichen Knochengebäude auch zu andern als den dort angenommenen Zwecken errichtet wurden, erhellt aus meinen Anführungen im Philol. 26, 730. Vergl. auch Hahn, Griech. und Albanes. Märchen 1, 317 (Thüren aus Menschenköpfen) und 2, 7 (Thüren aus Menschenknochen). — V. Das Allerseelenbrod, aus der Geschichte des deutschen Grabcultus, handelt vom Kornopfer und Kuchenopfer. Warum Rochholz 1, 304 die »Hülle und Fülle« von Broten durch »Kruste und Krume« erklärt, leuchtet

Digitized by Google

mir nicht recht ein, da ihm die Entrichtung der Mordbusse durch Hüllen und Füllen so wie der daraus entstandene figürliche Ausdruck gewiss nicht unbekannt ist; vgl. 1, 318 und meine Bemerk. in Pfeiffers Germ. 10, 107 ff. Hier will ich noch hinzufügen, dass ein solches Wergeld für Thiere (Katzen) auch im altspanischen Rechte galt; s. Ferd. Wolf, Ein Beitrag zur Rechts-Symbolik. Wien 1865. S. 43 (Sitzungsberichte der phil. hist. Classe u. s. w. Bd. LI S. 109). — Auffallend ist der von Rochholz 1, 320 erwähnte Umstand, dass Graf Richard, Herzog von der Normandie, seinen steinernen Sarkophag unter der Dachrinne der von ihm erbauten Abtei Fécamp errichten liess. Man vergleiche hiermit das von mir oben Jahrg. 1868. S. 82 Angeführte, wonach Kinder ehemals in England am Fuss der Kirchenmauer und unter der Dachrinne (in the Kirk neath the rain) begraben wurden. — Mit dieser Abhandlung schliesst der erste Band und wir wenden uns nun zu dem zweiten, dessen Gegenstand das »Altdeutsche Bürgerleben« bildet und folgende Abtheilungen umfasst. I. Die deutschen Wochentage, geschildert nach dem Grund ihrer wechselnden Namen und Zeitbräuche. Hierzu bemerke ich, dass die französische Redensart »être né coiffé« (2, 12) ganz genau der Deutschen »im Helm geboren sein« entspricht, da »coiffé« eben »Helm, Glückshäubchen« bedeutet. — Wenn ferner die mit ihrem geliebten Sigurd sterbende Brynhild verordnet (2, 20), dass man zwischen ihre beiden Leichen ein Schwert lege, wie damals als sie beide Ein Bett bestiegen und man sie mit ehelichem Namen nannte, so geht daraus keineswegs hervor, dass beim Beilager fürstlicher Verlobter es Vorschrift war, ein baares Schwert zwischen das Brautpaar zu legen. Der Grund, warum damals Sigurd dies that, war ein ganz anderer; vgl. Helreidh Brynh. 12. Grimm, Rechtsalt. 168 ff. Keller, Rom. des Sept Sages CCXXXV Anm. 1. Dyocletianus Leben Einleit. 64. Basile Pentam. 1, 131 (meiner Uebersetzung). — Die Methode, die Wochentage nach ihrer Folgezahl zu benennen (2, 27), hat sich bei den Portugiesen und Griechen behauptet, wo sie noch jetzt in Gebrauch ist. — Der nordische Namen des Sonnabends »laugardagr (2, 55) bedeutet »Badetag«, weil am Schluss der Woche gebadet wurde, weshalb er auch »thvättdagr« heisst; s. Grimm, Myth. 115. Weinhold, Altnord. Leben 374. — II. Das Alemanische Haus. Dass das Aufhängen von Thierhäuptern unter den Giebeln der Gebäude, wovon Rochholz 2, 85—88. 154 spricht, ein Ueberrest früherer unter zahlreichen Völkern verschiedener Welttheile geübter Thieropfer ist, welche wiederum an die Stelle der noch ältern Menschenopfer getreten waren, womit man Bauwerke aller Art vor Feinden oder sonstigem Schaden zu sichern meinte, habe ich dargethan in Pfeiffer's German. 10, 406 ff. so wie im Philol. 21, 687 ff. 23, 679 ff. 24, 179 ff. 26, 727 ff. Vgl. Rochholz 2, 93 ff. Bemerkenswerth sind auch die 2, 94 und 168 ff. erwähnten, zum Schutz von Gebäuden u. s. w. unter dieselben vergrabenen oder darin einge-

Digitized by Google

mauerten Eier, worüber das von mir German. 10, 408 Angeführte zu vergleichen ist. — Auf S. 135 erwähnt Rochholz die bekannte Sitte der Nordlandsfahrer, welche die miteingeschifften Pfeiler des heimatlichen Hochsitzes aus dem Schiffe ins Meer zu werfen und sich da anzusiedeln pflegten, wo jene landeten. Dass in ältester Zeit auch die griechischen Kolonienführer so zu verfahren pflegten, habe ich im Philol. 26, 729 ff. wahrscheinlich zu machen gesucht. — III. Roth und Blau die deutschen Leibfarben. Ueber die Hegung durch Seidenfaden und Seil (2, 206—209) vergleiche meinen Aufsatz im Philol. 19, 582 ff. »Zur Erklärung einer Stelle des Stephanos von Byzanz und des Nonnos« und den Nachtrag in den Gött. Gel. Anz. 1865. S. 454. Eine japanesische Sage erzählt, dass, nachdem die den Himmel erleuchtende grosse Gottheit aus ihrem Felsenhause durch die Thür gezogen worden, der Gott Nakatomi und der Gott Imu-be das »bannende Seil« herbeizogen und sprachen: »Mögest du nicht wieder hineingehen.« Pfitzmaier, Die Theogonie der Japaner 2. Abtheil. Wien 1865. S. 27 (Sitzungsber. der philos. hist. Classe u. s. w. Bd. 48. S. 466). Was die von Simrock, Mythol. 527 (2. Aufl.) im Zusammenhang mit jener Hegung besprochene Kette betrifft, welche man um mehrere Kirchen in Tirol geschlungen findet, so begegnet man Spuren dieses Brauches auch in der Bretagne; siehe Villemarqué, Barzaz-Breiz »La Peste d'Elliant« 1, 93 (IVme éd.), wo eine Mutter, die ihre neun Söhne an der Pest verloren, zu Gott fleht: »Enterrez mez neuf fils, et je vous promets un cordon de cire qui fera trois fois le tour de vos murs.« Der Herausgeber bemerkt hierzu: »Cette sorte de voeu remonte à une haute antiquité. Un concile tenu à Nantes, en 658, l'autorise expressément. Ap. D. Morice Hist. de Bret. preuves t. I col. 229.« S. auch ebend. 1, 143 das Gelübde des Lez-Breiz an die heilige Anna, ferner F. M. Luzel, Gwerziou Breiz-Izel, Lorient 1868 p. 123, wo der nach St. Jakob in der Türkei (?) pilgernde Dom Jean Derrien einem Türken begegnet und von demselben am Leben bedroht also zu dem Heiligen ruft: »Monsieur saint Jean le bienheureux, — Je voulais aller à votre maison: — Je vous ferai un présent, — Qui sera beau, le jour de votre pardon. — Je vous donnerai une ceinture de cire, — Qui fera le tour de toute votre terre; — Le tour de votre maison et du cimetière, — Et de toute votre terre bénite; — Qui fera une ou deux fois le tour de votre maison, — Et viendra se nouer au crucifix.« Gleicherweise ruft das. p. 129 eine ertrinkende schwangere Frau den heiligen Mathurin für ihr ungetauftes Kind zu Hilfe und verspricht ihm unter anderm: »Je vous donnerai une ceinture de cire, — Qui fera trois fois le tour de votre terre; — Qui fera trois fois le tour de votre cimetière et de votre chapelle, — Et trois tours à la tige du crucifix; — Trois tours à la tige du crucifix; — Et viendra allumer sur l'autel.« — IV. Deutsche Frauen vor dem Feinde. Mit diesem Abschnitt, der gleich allen übrigen den darin erörterten

Digitized by Google

Gegenstand auf die anziehendste Weise behandelt, schliesst das vorliegende Werk. — Dass nun bei einem so vielseitigen Stoffe, den ich nur in seinen Hauptabtheilungen summarisch bezeichnet habe, sich hin und wieder einzelne Ergänzungen hinzufügen lassen, wird Niemand Wunder nehmen, ebensowenig dass sich hie und da ein Versehen (oft nur ein Schreibfehler) einschleicht, wie ich deren einige im Obigen angedeutet, anderes habe ich übergangen, wie wenn 1, 229 »Biarkamál« statt »Krakumál« oder 2, 132 aus Jornandes »quasi semideus« statt »semideus« angeführt ist; ebenso erhellt aus dem Original der 1, 63 angeführten Stelle Theokrits (*ἐντὶ δὲ πικρὸς — καί οἱ ἀεὶ δριμεῖα χολὰ ποτὶ ῥίνι κάθηται*), dass Pan keinen »verderbenschwangern Dunst ausathmet.« Dergleichen Lapsus calami wollen nicht viel sagen; mehr schon lassen sich gegen die zuweilen herbeigezogenen druidisch-bardischen Geheimlehren Einwürfe erheben (1, 23 ff. 258. 268 ff.); das ist ein Alp, den man ebenjetzt abzuschütteln bemüht ist und freilich trotz der Untersuchungen von Nash, Stephens, Wright, Holtzmann und Andern nicht so leicht los werden wird. Aber auch dies und Aehnliches bezieht sich blos auf einzelne Punkte; dagegen wirkt die Darstellung des Verfassers viel öfter hemmend oder störend, indem er nicht selten den innern Zusammenhang der von ihm entwickelten Gedanken mehr dem Leser zu suchen überlässt als ihn selbst darlegt und häufig ist diese Aufgabe eine nicht ganz leichte. Verursacht wird, wie es scheint, diese knappe Fassung oft durch den Reichthum des von allen Seiten mit unermüdlichem Fleisse herbeigeschafften Stoffes, der sich nicht immer in den ihm angewiesenen Platz geschmeidig fügen will. Rochholz hat wohl selber empfunden, wie er das laut der Vorrede Angestrebte nicht ganz nach Wunsch erreicht, da er zuweilen (aber nicht oft genug) »zum Schluss des Aufsatzes« es für nöthig erachtet »auf seinen leitenden Gedanken zurückzuweisen, wenn dieser sich etwa hinter der Fülle des Materials manchmal verborgen haben sollte.« Ein Beispiel, so weit es sich in Kürze mit Bezug auf einen einzelnen Punkt bieten lässt, gewährt 2, 116 ff. wo es so heisst: »Der Lehrsatz, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer, war unsern Ahnen lange vor Hippokrates begreiflich, denn ihnen war der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunst. Die Göttin, welche erfunden hatte, das Getraide durch Rösten essbar zu machen und zu Brot auszubacken, war zugleich unsere Mütter- und Kindheitsgöttin, ihr war der Menschenleib als die Geburtsstätte überwiesen. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte 36, 70 von Ocrisia, der Königin Tanaquil Sklavin, die in der Asche des Ofens sitzend schwanger geworden; so wurde Servius Tallius geboren, der Nachfolger im Reiche. Wen gemahnt dies nicht an unsern Märchennamen Aschenbrödel? Der Ofen steht nur noch auf drei Beinen, der Ofen knackt, er will einfallen, bezeichnet uns die nahe Niederkunft der Hausfrau; drei Kinder aus einem Ofen heissen

Digitized by Google

sprichwörtlich die Kinder einer Mutter u. s. w.« Hier frägt es sich zuvörderst, woraus denn eigentlich erhelle, dass bei »unsern Ahnen« der Gott der Herdflamme zugleich der Gott der Geburtshilfe und der Heilkunst war. Ferner, was soll es heissen, dass die Göttin, die das Rösten des Getreides und das Brotbacken erfunden (Fornax?) zugleich unsere Mütter- und Kindesgöttin und ihr der Menschenleib als Geburtsstätte überwiesen war? Soll damit gesagt sein, wie auch das Darauffolgende glauben lässt, dass Zeugung und Geburt als ein Backprocess und deshalb der Mutterleib als ein Ofen betrachtet wurde? Dass solche Vorstellungen in ältester Zeit hinsichtlich der Menschenschöpfung gegolten haben mochten, habe ich allerdings in Benfey's Or. und Occid. 2, 277 ff. gezeigt. Ferner: meint Rochholz, dass Ocrisia durch die Ofenasche (vielmehr Herdasche) schwanger geworden? Allein man nimmt gewöhnlich und ganz richtig den Hauslar als Erzeuger des Servius an; s. hierüber überhaupt Preuner, Hestia 385 ff., der auch weiss, dass bei Ocrisia keineswegs an ein Aschenbrödel, sondern an eine viel höhere Stellung zu denken ist. An dergleichen Zweifel nun, wie die angeführten, ist die allzu gedrungene Ausdrucksweise des Verf. Schuld, die er wohl oft hätte vermeiden können. Indess sehen wir von allen diesen und ähnlichen Ausstellungen sehr gern ab, da die Gesammtergebnisse von Rochholz's Forschungen, wie bereits bemerkt, zweifelsohne der Mehrzahl nach richtig, stets aber anregend, gedankenreich und belehrend sind, wobei namentlich zu beachten, dass er »mancherlei von ihm zuerst gefundene Schriftwerke gebraucht und eine nicht geringe Zahl von Thatsächlichkeiten, Sagen und Bräuchen hier zum erstenmal aus seinen handschriftlichen Sammlungen mitgetheilt hat.« Des Neuen und Schönen hat Rochholz also viel geboten, und um so mehr ist es zu bedauern, dass einem so reichhaltigen Werke, welches der Fachgelehrte gar häufig nachzuschlagen Veranlassung haben wird, kein Sachregister beigegeben und daher der Gebrauch desselben bedeutend erschwert worden ist.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Die Opfer mangelhafter Justiz. Gallerie der interessantesten Justizmorde aller Völker und Zeiten. Von Dr. Karl Löffler, früheren Redacteur der Berliner Gerichts-Zeitung, Ritter etc. Jena, Hermann Costenoble 1868. Erster Band. XIII u. 461 S. Zweiter Band 414 S. in 8.

Diese Schrift scheint, wenn wir nach der Vorrede einen Schluss zu machen berechtigt sind, bestimmt, einen neuen Impuls zu der in unserer Zeit mehrfach angeregten Abschaffung der Todesstrafe zu geben, welche der Verf. für eben so ungerecht als unnütz erklärt: und dem entspricht auch das auf das Titelblatt gesetzte

Digitized by Google

Motto von Erskine: »Erhebt Eure Augen und seht über Euren Häuptern das Bild Eures Gottes, der unschuldig verurtheilt und gerichtet wurde! Und dennoch wollt Ihr eine Strafe beibehalten, die, wenn sie einmal an einem Unschuldigen vollstreckt wurde, durch Nichts wieder gut gemacht werden kann?« Der Verfasser dachte wohl diesen Zweck am besten dadurch zu fördern, dass er in dieser Schrift eine nahmhafte Zahl von Fällen zusammenstellt, in welchen erweislich eine ungerechte Verurtheilung erfolgte, und der ungerecht Verurtheilte es mit dem Leben oder lebenslänglichem Kerker zu büssen hatte, ohne dass das wider ihn begangene Unrecht wieder gut zu machen war. Der Verf. beschränkt sich nicht auf die blosse Angabe von derartigen ungerecht ausgefallenen Verurtheilungen, sondern er giebt von jedem einzelnen Fall eine ausführliche, wo möglich den gerichtlichen Akten selbst entnommene Darstellung, die des Pikanten nicht entbehrt, und den bekannten Erzählungen des Pitavel sich an die Seite stellen lässt, da sie der Frische und Lebendigkeit nirgends entbehrt, daher auf zahlreiche Leser rechnen kann, zumal da der Verf. meist die Thatsachen und die Akten selbst reden lässt, und weiterer Betrachtungen und Urtheile sich enthält, die sich unwillkürlich dem Leser aus der ganzen Darstellung ergeben. Nur in dem einen, vielleicht nicht einmal ganz hierher gehörigen Abschnitt: »die Opfer des 2. Dezember 1851 in Frankreich« (I S. 213) ist diess, der Natur der Sache nach, weniger der Fall; es handelt sich hier um Vorfälle in einer ausserordentlichen Zeit eines Kriegszustandes, bei welchem derartige ungerechte und unbewiesene Verurtheilungen leider vorzukommen pflegen: und dass diess auch bei dieser Veranlassung stattgefunden, wird man, auch wenn man alle die hier angeführten Data nicht für vollkommen begründet erachten wollte, schon wegen des summarischen Verfahrens, leider begreiflich finden. Um so interessanter ist die darauf folgende aktenmässige Darstellung eines allerdings noch im Jahre 1783 erfolgten Processes wegen Zauberei, welcher mit einem Todesurtheil der Anna Göldi in der Schweiz, im Lande Glarus, endigte, wohl das letzte Beispiel der früheren sogenannten Hexenprocesse; darauf folgt, aus noch neuerer Zeit, aus dem Jahre 1848, der wider den Tischlermeister Alm wegen Gattenmord erhobene Process, der mit einer Verurtheilung auf lebenslängliche Gefangenschaft endete. Und ein gleiches Interesse nehmen auch die andern in dem ersten Bande gegebenen Erzählungen — es sind deren in Allem eilf — in Anspruch. Der zweite Band, welcher sieben derartige Erzählungen enthält, beginnt mit dem höchst interessanten Fall des Bruder Leclade aus dem Ende der vierziger Jahre zu Toulouse. Der Nothzucht und der darauf gefolgten Ermordung eines jüngern Mädchens beschuldigt, ward Leclade zu den Galeeren verurtheilt, und starb als Galeerensträfling, während bald nach seinem Tode sich seine Unschuld durch das Geständniss des wirklichen Mörders herausstellte. Bekanntlich

Digitized by Google

hat dieser Fall, auch um anderer Umstände und Beziehungen willen, damals grosses Aufsehen erregt, was die Aufnahme dieses Falls um so mehr rechtfertigen kann. Auch die an sechster Stelle erzählte Verfolgung des Divisionsauditeur Nicolai zu Berlin, wenn es sich auch nicht um Leben und Tod hier handelt, gibt einen interessanten Einblick in büreaukratische Verhältnisse, wie man sie kaum für möglich halten sollte. Der letzte Abschnitt ist der Verfolgung der Zigeuner in Frankreich unter Ludwig XIV. gewidmet. So bietet das Ganze eine anziehende Lectüre, die ein zahlreiches Publikum schon finden wird.

Xenophon's Griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz, Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. Zweites Heft. Buch V—VII. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. 177 S. gr. 8.

Das erste Heft dieser neuen Auflage mit den vier ersten Büchern der Hellenica erschien in dem Jahre 1866, und ist desselben in diesen Jahrbüchern (1866. S. 960) auch bereits gedacht worden. Mit dem zweiten Hefte, das die noch fehlenden drei Bücher enthält, ist die neue Auflage vollendet, die sich, wie schon bei Gelegenheit des ersten Heftes bemerkt worden, mit gutem Grund eine vermehrte und verbesserte nennen kann. Was die Kritik des Textes betrifft, so ist der Herausgeber hier mit aller Vorsicht zu Werke gegangen, die Abweichungen des Textes seiner Ausgabe sind in der Kürze bemerkt in dem auch diesem Hefte beigefügten Anhang, aus dem man zur Genüge ersieht, wie dem Herausgeber auch das Neueste in dieser Hinsicht nicht entgangen ist, wiewohl Kritik von dieser für die Schule wie für das Privatstudium zunächst bestimmten Ausgabe eigentlich ausgeschlossen ist, und daher auch meist nur da in Betracht gezogen wird, wo sie mit der Erklärung selbst in einen näheren Zusammenhang steht, wie z. B. gleich am Eingang des fünften Buches. Das Hauptaugenmerk des Herausgebers ist, der Bestimmung seiner Ausgabe entsprechend, auf die Erklärung gerichtet, zu welchem Zweck insbesondere die sprachlichen Erörterungen dienen, welche den Schüler mit der Sprache und Ausdrucksweise Xenophon's näher bekannt machen und schon aus diesem Grunde Beachtung verdienen; die sachliche Erklärung ist nicht minder berücksichtigt und dient dazu insbesondere auch das S. 156 ff. beigefügte Namenverzeichniss der Personen, wie der Orte und Völker; die diesem Namenverzeichniss vorausgehende chronologische Uebersicht, in welcher Jahr um Jahr die Hauptereignisse des Krieges, unter Anführung der betreffenden Stellen Xenophon's, angegeben sind, S. 151 ff. ist eine zweckmässige Zugabe.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Christenthum und moderne Cultur. Studien, Kritiken und Charakterbilder von Julius Hamberger, Doktor der Philosophie und Theologie. Neue Folge. Erlangen. Andreas Deichert. 1868. XII u. 252 S. 8.

Vier Jahre sind es, dass Professor Dr. Julius Hamberger, dem theologischen und philosophischen Publikum längst werth als geistvoller Schriftsteller, unter dem gemeinschaftlichen Titel »Christenthum und moderne Cultur« eine Reihe von Studien, Kritiken und Charakterbilder der Oeffentlichkeit übergeben hat. Das mit des Herrn Verf. bekannter Tiefe, Milde und Klarheit geschriebene Buch fand die freundlichste Aufnahme. Nun ist unter dem nämlichen Titel eine zweite Reihe von mannigfaltigen Aufsätzen gefolgt, nicht weniger anziehend als jene erste. Die Versöhnung von Offenbarungsglauben und Weltbewusstsein, von Glauben und Wissen, von glaubensvollem und glaubensleerem, von religiösem und irreligiösem oder doch profanem Wissen erscheint als das Ziel, welchem zu dienen das vorliegende Buch bestimmt ist. Und was entspräche mehr dem innersten Bedürfnisse der neuen Zeit, was entspräche heutzutage mehr dem Berufe eines Schriftstellers und Lehrers als auf jenes Ziel hinzuleiten? Willkommen daher ein Werk, welches in Exempeln und Beurtheilungen und Untersuchungen dem unauslöschlichen Verlangen des durch einseitige Cultur zerrissenen Menschen den schweren Weg erleichtert!

Der innewohnende Gedanke, von welchem die sämmtlichen einzelnen Aufsätze des Buches getragen sind, ist der Gedanke der Verklärung, und von den zwanzig Stücken, welche das Werk enthält, ist das fünfzehnte noch besonders dieser Idee und ihrer Erläuterung gewidmet. Da es uns hier nicht möglich ist, auf alle die einzelnen Aufsätze näher einzugehen, so wird es uns gestattet sein, wenigstens besagter Abhandlung etwas ausführlicher zu gedenken; hinsichtlich der übrigen Stücke werden wir uns mit einer nur kurzen Angabe ihres Gegenstandes bescheiden müssen.

Verklären ist dem Herr Verf. mit Bezug auf den bibl. Sprachgebrauch synonym mit Verherrlichen, und zwar entweder in dem Sinne, dass ein schon an sich selbst Herrliches und Vollkommenes zur Anerkennung gebracht, oder in dem Sinne, dass ein bis dahin an sich selbst noch im Stande der Niedrigkeit und Trübheit Befindliches der ihm zustehenden ganzen Lebensfülle theilhaftig gemacht und hiemit zur reinsten Klarheit und zum vollsten Lichtglanz erhöht wird. Die Verklärung selbst kann wie die leibliche

Digitized by Google

Sphäre so auch das geistige Gebiet betreffen; ja die geistige Verklärung ist die Voraussetzung der leiblichen, so dass letztere ohne erstere nicht stattfinden könnte. Was aber die leibliche Verklärung insbesondere anlangt, so kann sie sich noch innerhalb des Erdenlebens ergeben, wie bei Moses und wie beim Heilande selbst, als dessen Angesicht leuchtete wie die Sonne und seine Kleider weiss wurden wie ein Licht: hier wird das Irdische von der Herrlichkeit des Ueberirdischen durchstrahlt. Anders wieder ist es mit der leiblichen Verklärung im vollen Sinne des Wortes: da tritt eine gänzliche Auflösung des Irdischen und die durchgängige Erhöhung desselben zum Ueberirdischen und Himmlischen ein; es herrscht eine nicht blos gradweise, sondern wesentliche Verschiedenheit vom früheren Zustande.

Allein, so fährt der Herr Verfasser fort, die wirkliche Anschauung oder Wahrnehmung jener vollendeten Gebilde ist uns hienieden, in der Regel wenigstens, nicht gegönnt; denn wir gehören dermalen nicht der Welt der Vollendung, sondern nur der Erdenwelt an. Demungeachtet können wir uns der Realität himmlischer Vollendung versichern. Diess nämlich geschieht vermöge unseres Begriffes von Gott und seiner Allvollkommenheit: die Welt, in welcher als in seinem Werke Gott der Allvollkommene sich spiegelt, kann gleichfalls nur den Charakter der höchsten Vollkommenheit in sich tragen; es wird ihr also die reichste Fülle des Lebens einwohnen müssen, und es wird ebendiese in dem reinsten aus ihr aufleuchtenden Schönheitsglanze ersichtlich werden. Solches wäre weder der Fall, wenn es nur geistige Wesen gäbe, noch kann die dermalige irdische Materialität, in der die Macht des Todes herrscht, dem Willen Gottes und einem Organismus entsprechen, in welchem jedes einzelne Glied theilhaftig werden soll der Herrlichkeit aller anderen und alle zumal von der Kraft des Ewigen durchdrungen sein sollen. Und diesen aus Gottes Liebe und Vollkommenheit sich ergebenden Weltplan sollte Gott nicht zur Verwirklichung bringen können?

Endlich — und es macht nun der Herr Verfasser die Anwendung auf einzelne theologische Lehren — ist die Idee der himmlischen, durchaus lichten und klaren Herrlichkeit von der grössten Bedeutung für die Theologie, nicht blos für die Lehre von Christo im Stande der Herrlichkeit und nicht blos in der Lehre vom hl. Abendmahl und nicht blos in der Lehre von der Auferstehung der Gläubigen; sie ist auch von Wichtigkeit für die Lehre von Gott, der, wenn er schon Geist genannt wird, doch nicht ohne Leiblichkeit zu denken ist, wie denn die Schrift nicht umsonst an vielen Stellen dem Herrn Gliedmassen und Sinnorgane zuschreibt; sie ist unentbehrlich ferner für die Feststellung der Lehre von der göttlichen Dreipersönlichkeit, sie wirft erhellendes Licht insbesondere auf Gottes schöpferische Thätigkeit: denn jenem Grundgedanken zu Folge kann die Trägheit und Materialität, die sich uns im

Digitized by Google

Universum in den allerweitesten Dimensionen darstellt, nicht in Gott, nicht in der Natur der Dinge, sondern nur im Abfall freier, intelligenter Wesen ihre Ursache haben; und wenn, wie sowohl nach 1. Mos. 1, 2 als auch gemäss den Belehrungen der Geologie angenommen werden muss, eine gewaltige Zerrüttung der körperlichen Welt noch vor der Erschaffung des Menschen stattgefunden, so ergibt sich hieraus eine schon in der Engel- oder Geisterwelt erfolgte Empörung gegen Gottes heiligen Willen und ergibt sich auch diess, dass an dem Fortbestand jener Zerrüttung der Mensch die Schuld trägt, indem er sich auf dem hohen Standpunkt, zu welchem er vermöge der Gottebenbildlichkeit erhoben worden war, nicht behauptet, sondern durch die abtrünnigen Geister von demselben sich hat herniederziehen lassen. Um aber die Kluft, welche so die sündige Menschheit von Gott trennte, auszufüllen, ist Gott selbst als Mensch in irdischer Niedrigkeit in die Welt eingegangen und hat Gehorsam geübt und hiedurch bei ihm selbst, dem Menschensohn, auch zu seiner leiblichen Verklärung den Grund gelegt und seine leibliche Verklärung in der Auferstehung und Himmelfahrt vollendet. Wie aber für die Lehre von Gott, von der Schöpfung, von der Erlösung, so macht der Gedanke der himmlischen Leiblichkeit sich nicht minder geltend in den göttlichen Voranstalten für die Erlösung und in dem Werke der Heiligung, in letzterem Betracht z. B. in den Sacramenten, welche dazu bestimmt sind, den Grund eines höheren leiblichen Daseins in uns zu legen; und selbst der lebendige Glaube setzt eine theilweise Läuterung oder Verklärung unseres leiblichen Wesens voraus, vermöge deren ihm in unserem Inneren der Stoff, das Material dargeboten wird, worin er sich ausprägen, Gestalt gewinnen und zur wirksamen Kraft gedeihen kann.

Derart wird die Idee der Verklärung erläutert und begründet und in das Einzelne verfolgt. Und wer möchte die hohe Bedeutung solcher Idee nicht nur für die Theologie, sondern für das gesammte Wissen und das vom Wissen durchleuchtete Leben in Abrede stellen! Wir begrüssen freudig eine Lehre von so unendlicher Fruchtbarkeit, eine Lehre, welche schon Franz v. Baader so sehr betont hat, eine Lehre, welche zu untersuchen und sich anzueignen namentlich manchen Richtungen des Protestantismus so noth thäte. Gleichwohl können wir hinsichtlich der vorliegenden Abhandlung einige Bedenken nicht unterdrücken.

Der Herr Verf. setzt Verklären (δοξάζειν) gleich mit Verherrlichen; uns scheint es als ob das Wesen der Verklärung näher getroffen würde mit dem Worte Offenbaren oder Manifestiren, mit Offenbaren des Verborgenen, mit Manifestiren des Occultirten, ein Offenbaren und Manifestiren, welches, um des Höhern und des Niedern willen sich herablässt und in dieses eingeht und es erweckt und emporhebt, auch als ein Befreien und Heiligen desselben sich fassen lässt. Und was die Verklärung selbst betrifft, so

Digitized by Google

hat nach unserem Dafürhalten der Herr Verf. zu wenig unterschieden zwischen dem verklärenden Act und dem Verklärtwerden einerseits und dem Verklärtsein oder der Verklärtheit andrerseits; er nimmt Verklärung vorzugsweise in dem letzteren Sinne, im Sinne von Verklärtheit und Vollendung. Gerade aber auf den vermittelnden Act dürfte das meiste Gewicht zu legen sein, um hinzuleiten auf die Lehre von der Vollendung überhaupt und auf die hievon wieder abgeleiteten Lehren. Dieser vermittelnde Act jedoch bezieht sich immer zunächst nur auf das Sinnfällige, auf das Leibliche, auf die Natur und erst hiedurch auf das Geistige: insofern und um Vermischung zu vermeiden möchten wir die Bezeichnung »geistige Verklärung« gar nicht angewendet wissen, sondern nur von einer leiblichen, nur von der Verklärung des Natürlichen sprechen. Zwar soll, wie der Herr Verf. will, die von ihm sog. geistige Verklärung (Erhebung des Gemüthes, Erhellung des Geistes) die Voraussetzung sein für die leibliche; allein wodurch soll die geistige Befreiung bewerkstelligt werden? Hat nicht vielmehr diese die Verklärung des Natürlichen, die Aufrichtung und Weisung und Heiligung des Natürlichen zur Voraussetzung, so wie eine schon mehr oder minder verklärte (wiederhergestellte) Welt den Menschen bei seiner einstigen Schöpfung empfing und ihn als den Späteren bei der Geburt gewissermassen noch immer empfängt? Sind es auch z. B. nicht die Sacramente, bei denen erst durch Verklärung des Natürlichen der Geist frei zu werden hat? Allerdings soll beim Menschen das Geistige als das Obere über das Leibliche als das Untere herrschen — und diess hat wohl der Herr Verf. mitbestimmt zu jenem Urtheil, dass die geistige Verklärung Voraussetzung sei für die leibliche; allein wie es bei der Verklärung des Natürlichen darauf ankommt, das in ihm liegende und darniederliegende Ewige, für die Ewigkeit Bestimmte, Jenseitige, Gottbildliche hervortreten zu lassen, und demgemäss jene Verklärung nicht eigentlich zu fassen ist als eine Verklärung des Natürlichen zum Geistigen, sondern als eine Verklärung zum Göttlichen aus dem Stand des Ungöttlichen, so soll auch bei dem Geiste das Göttliche frei werden aus dem Ungöttlichen und Widergöttlichen, ein Freiwerden, welchem sicher irgend eine Verklärung des Leiblichen vorangehen muss, obschon weiterhin der Geist auch diesem seinem Befreier zu dessen eigener weiteren Befreiung dienen kann: in beiden, in Natur und Geist, soll das eingeborene Göttliche sich ausprägen, die Natur aber ist, wie dermalen die Sachen stehen, für des Geistes Bewährung die unerlässliche Grundlage und Anrede und Anregung, und auf sie und ihre Erscheinung bezieht sich vor Allem jener umkehrende und emporhebende Act, welchen wir Verklärung heissen: die Verklärung, in der sich Himmlisches und Nichthimmlisches, dem letzteren zum Heile, vermälen, ist, um mit altdogmatischem Worte zu reden, das miraculum naturae im weitesten Sinne; an sie erst schliesst sich bei dem Menschen und ihr ana-

Digitized by Google

log ist das miraculum mentis, die Heiligung und Erleuchtung der Seele.

Den Beweis für die Realität der Idee der Verklärung, d. h. der Vollendung, führt der Herr Verf. aus dem Begriffe der göttlichen Vollkommenheit. Absehend von dem anscheinenden Cirkel, in welchem derselbe sich bewegt, wenn er hinwieder p. 182 die Vollkommenheit Gottes mittelst des Gedankens der himmlischen Leiblichkeit sichern will, wollen wir vielmehr uns fragen, woher der Beweis zu entnehmen ist, wenn die göttliche Vollkommenheit nicht schon vorausgesetzt werden und nicht blose Hypothese für die Theorie sein soll. Nach unserer Ueberzeugung ist aller sog. Beweis für die Idee Gottes wie nicht minder für die Unsterblichkeit der Seele und so auch für die vollendete Natur lediglich vom Selbstbewusstsein zu führen, von einem Selbstbewusstsein, welches, wenn schon der Potenz nach von Anfang an dem Menschen innewohnend, doch erst im Laufe des Lebens und mit Hülfe des gesammten Lebens und unter inneren und äusseren Kämpfen sich entwickelt: kraft eines solchen umfassenden Selbstbewusstseins wissen wir, dass die dermalige Natur, die wir bewohnen, noch nicht der in unserem Geiste treibenden Endbestimmung entspricht, eine Natur, die der Mensch selbst zum Theil künstlich und auf mannigfache Weise erst noch für sich zurichten muss, eine Natur, deren eigentliches Antlitz er erst durch des Erkennens Arbeit gewinnen und anticipiren will; da kommt allerdings der Geist sich vor wie in der Fremde, aus welcher er zurückstrebt in die Heimath, wo ihm die Natur ein offener und klarer Spiegel wäre und wo beide die Ehre dessen verkünden, nach dessen Bild sie geschaffen sind.

Derartige und ähnliche Bedenken nun sind es, welche sich uns bei der Lectüre des in Rede stehenden Aufsatzes nahe legen. Gerne möchten wir noch länger hiebei verweilen, gerne auch noch auf die interessanten Anwendungen eingehen, welche der Herr Verfasser auf verschiedene Gebiete macht. Wir glauben z. B. nicht beistimmen zu dürfen, wenn er meint, dass Gott die gesammte körperliche Welt in der reinsten Klarheit und vollsten Herrlichkeit wie mit Einem Schlage durch sein allmächtiges Schöpferwort aus dem Nichtsein in das Dasein hervorgerufen habe. Denn sind die Geister nicht vollendet erschaffen worden, sondern so, dass sie, die Freien, sich erst selbst zu entscheiden hatten für die göttliche Gemeinschaft, warum soll denn gerade die natürliche Region bereits vollendet gewesen sein? sollte sie nicht vielmehr ebenfalls in jenem Mittelzustand gewesen sein, der den Geistern selbst zur Anfrage und Prüfung dienen konnte ähnlich wie das Paradies auf Erden den ersten Menschen? wäre die körperliche Welt wirklich vollendet gewesen, wie hätte solcher Zustand durch der Geister Empörung corrumpirt werden können? — Allein wir müssen uns hier begnügen, auf das ungemein anregende, inhaltreiche und so anziehend geschriebene Werk selber nur hinzuweisen.

Digitized by Google

Uebrigens beginnt die Reihe der vorliegenden Aufsätze mit einer Erinnerung an König Max II. von Bayern und an seine Liebe zur Wissenschaft. Es folgen Abhandlungen über Erkenntnisslehre, über Meister Eckhart, den Vater der deutschen Speculation, über Nicolaus Malebranche, den tiefsinnigen Philosophen, über die theologischen Versuche Emmanuel Swedenborg's. Daran reihen sich Charakteristiken eines Justus Möser, eines Friedr. Heinr. Jacobi, eines Friedr. Thiersch, eines Heinr. Steffens. Dem zweiten Band von Moriz Carriere's Werk »Ueber die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung« ist gleichfalls ein besonderer Abschnitt gewidmet. Ernst Renan's »Leben Jesu« wird in einer folgenden Abhandlung zum Anlass, den Hauptinhalt der göttlichen Offenbarung aus der Idee Gottes abzuleiten. Auch M. Perty's Buch »Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur« kommt weiterhin zur Besprechung. Es schliessen sich hieran treffliche Abhandlungen über die Stigmatisation und über die Verzückung, sowie der oben von uns herausgehobene Aufsatz über die Verklärung. Ferner finden wir Mittheilungen aus dem Jugendleben Franz von Baader's sowie in Zusammenhang mit der bekannten Festschrift Karl Phil. Fischer's eine Abhandlung über B.'s Theosophie in ihrem Verhältniss zu den Systemen von Schelling und Hegel, von Daub und Schleiermacher. Thesen über Feuer und Licht, Seele und Geist, ein Aufsatz über mystische Bibelauslegung, sowie eine Abhandlung über den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten bilden den Beschluss des reichen Bandes.

Mit Einem Worte: das vorliegende Werk, welches seinem Inhalte nach Gemüth und Geist ergreift und fördert und hinsichtlich seiner Form sich einer sehr gefälligen Darstellung rühmen könnte, ist ganz geeignet, den vielen bisherigen Freunden von H.'s Schriften viele neue Freunde hinzuzuthun. **Rabus.**

Philosophische Schriften von Dr. Franz Hoffmann, ordentlichem Professor an der Universität Würzburg, Ritter des Michaelordens erster Klasse und auswärtigem Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München. Erster Band. Erlangen, bei Andreas Deichert. 1868. LII und 579 S. gr. 8.

Es ist bekannt, wie grosse Verdienste Prof. Dr. Franz Hoffmann im Interesse einer christlichen Philosophie bereits sich erworben hat zu einer Zeit, welche von entgegengesetztem Streben voll ist, im Interesse einer christlichen Philosophie, als deren vorzüglichsten Repräsentanten aus der Reihe der dahingeschiedenen Meister der letzten Periode er den tiefsinnigen Franz von Baader uns kennen lehrt. Unter den grössten Opfern hat er im Vereine mit ausgezeichneten Männern die Herausgabe der Werke Baader's

Digitized by Google

unternommen und durchgeführt; in trefflichen Einleitungen zu einzelnen Bänden jener Gesammtausgabe, in Erläuterungen, in Kritiken, Reden, Abhandlungen, selbstständigen Schriften ist er immerfort bemüht bewesen, die theistische, mit der Offenbarungslehre und überhaupt mit dem Gegebenen und Historischen enge zusammenhängende und mit den höchsten Principien verwachsene Philosophie Baader's zu vertreten und zu erklären. Zwar steht er in seinen Bestrebungen nicht allein: Männer wie Hamberger und Lutterbeck sind ihm getreulich zur Seite; auch hat vor einigen Jahren »Zur hundertjährigen Geburtsfeier Franz v. Baader's« Karl Philipp Fischer ein gewichtiges Zeugniss für B. abgelegt, und vor mehreren Decennien schon verkündete J. H. Fichte, dass die Lehre B.'s eine der wenigen sei, welche eine Zukunft habe; in der That hat jeder speculative Denker der Gegenwart Baadern mehr oder weniger zu verdanken, und unleugbar gewinnt dieser Forscher immer mehr Anerkennung; beredtere Worte auch als neulich Alexander Jung in seiner Schrift »Ueber Franz von Baader's Dogmatik als Reform der Societätswissenschaft und der gesellschaftlichen Zustände« (Erlangen 1868) den Zeitgenossen an das Herz gelegt hat, dürften schwerlich in dieser Sache sich aussprechen lassen. Dennoch erscheint Franz Hoffmann wie der Mittelpunkt solcher Bewegung und wird nicht müde, seinerseits das begonnene Werk zu vollenden. So sind kürzlich von ihm erschienen »Die Weltalter, Lichtstrahlen aus Franz v. Baader's Werken« (Erlangen, Besold 1868), eine Zusammenstellung von bald mehr bald weniger ausführlichen, immer aber inhaltsschweren Gedanken Baader's über menschliche Entwicklung, über das Verhältniss von Glauben und Wissenschaft, über Gott, Schöpfung, Erlösung und Weltvollendung; und gleichen Geist athmet der vorliegende erste Band von Hoffmann's philosophischen Schriften.

Die Vorrede macht uns bekannt namentlich mit der Geschichte der Baader'schen Philosophie; ihr ist beigegeben eine Ansprache an die Freunde und Verehrer solcher Philosophie, eine Ansprache, die uns einen Blick thun lässt in die weittragenden Entwürfe des Herrn Verfassers.

Theils Reden sind es, theils bereits früher einzeln gedruckte, da und dort zerstreute Abhandlungen von vorwiegend polemischer Richtung gegen verschiedenartige Bestrebungen innerhalb der neueren Philosophie, im Ganzen fünfzehn Stücke und von diesen mehrere mit reichen Beilagen und Anmerkungen versehen, welche den gegenwärtigen ersten Band füllen.

I. Eine Rede über die Idee der Universitäten, gehalten beim Antritte des Rectorats, eröffnet die Sammlung; auf historischer Basis wird als der Zweck der Universitäten herausgestellt, dass dieselben Bildungsstätten eines wahrhaft freien Geistes sein sollen: dabei wird namentlich der Rolle gedacht, welche der Philosophie in Beziehung auf die einzelnen Wissenschaften zukommt; die interes-

Digitized by Google

sante Beilage handelt von der Geschichte der Universitäten. II. Es folgt eine für die historische Würdigung der Baader'schen Lehre wichtige Abhandlung über das Verhältniss B.'s zu Hegel und Schelling, ein Abdruck der Vorrede zur zweiten, 1850 erfolgten Ausgabe von B.'s Kleinen Schriften; drei auf die erste Ausgabe sich beziehende Recensionen werden eingehend beleuchtet: die Anzeige in Noack's Jahrbüchern für Wissenschaft und Leben, Jahrgang 1848, ferner eine Anzeige von W. Reuter im Berliner theologischen Repertorium, und endlich ein Aufsatz in den Münchner Gelehrten Anzeigen von demselben Jahre. In der Entgegnung auf diese Recensionen wird der Nachweis geliefert, wie B. von Anfang an und vor Schelling's theistischer Wendung der entschiedenste Repräsentant des christlichen Theismus war. III. Hieran reiht sich eine Rectoratsrede über die Bedeutung der Facultäten für die Entwicklung der Wissenschaft; insbesondere wird beachtet die begründende Stellung der Philosophie zu den vorwiegend empirischen Wissenschaften, und zwar nicht einer pantheistischen, sondern einer christlichen Philosophie, welche wie die B.'s von den Tiefen Gottes aus, die der Geist zu erkennen vermag, das All der Dinge zu begreifen sucht. IV. Die nun folgende Entgegnung auf die Ausstellungen Erdmann's in seiner Anzeige der sämmtlichen Werke B.'s hat um so grösseres Interesse als Erdmann es ist, welcher in seiner Geschichte der neueren Philosophie mit der ihn überhaupt auszeichnenden Sachkenntniss dem Philosophen Baader eine bedeutsame Stelle im Entwicklungsgange der neueren Philosophie eingeräumt hat.

V. Der fünfte Abschnitt ist eine Recension der trefflichen Schrift August Weber's »Ein Blick in das Leben der Natur und des Geistes.« Im ersten Theil dieser Schrift gibt Weber den Naturforschern die Wahrheit der Atomistik für die Sphäre des Materiellen zu, verkennt aber keineswegs, dass ausser den Atomen und ihren Lagerungen noch Anderes existire. An jenem Zugeständniss jedoch nimmt Hoffmann Anstoss und beweist, dass Weber seine theilweise Atomistik nicht besser begründet habe als die Atomisten ihre Theorie überhaupt zu begründen pflegen. Indessen erscheint es uns als eine vornehmlich durch die Denkwissenschaft erst noch zu lösende Aufgabe der Zukunft, dynamistische wie atomistische Uebertreibungen auf das gebührende Mass zurückzuführen. VI. Es folgt eine Kritik des offenen Sendschreibens von Dr. Michelis als einer Herausforderung zum wissenschaftlichen Kampfe an die Vertreter des neuen Materialismus in Deutschland. Diese Kritik, so sehr sie eine gewandte und eindringende Widerlegung des Materialismus ist, entbehrt nach unserem Dafürhalten jener Milde, welche ein Schriftsteller wie Michelis wohl beanspruchen darf; auch mag der Herr Verf. übersehen haben, dass die betreffende Schrift nicht schon eine Vernichtung des Materialismus, sondern, wie der Titel sagt, erst eine Herausforderung zum wissenschaftlichen Kampfe

Digitized by Google

an die Materialisten sein will. VII. Es schliesst sich hieran noch eine Anzeige der Streitschrift Frohschammer's (Menschenseele und Physiologie) gegen Carl Vogt.

VIII. Die weiter angereihte Rectoratsrede über den Werth und die Bedeutung der Philosophie ist besonders anziehend durch den Nachweis des Einflusses, welchen die Philosophie als die höchste und allumfassende Wissenschaft auf das praktische Leben übt, und nicht minder durch den Nachweis des Zusammenhangs einer philosophischen Weltanschauung mit dem moralischen Standpunkt und der inneren Vollendung ihres Urhebers oder Trägers. Beigegeben sind der Rede zahlreiche, vorwiegend auf die Geschichte der Philosophie sich beziehende Anmerkungen. IX. Der neunte Abschnitt ist die academische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Schiller's. Nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Philosophen Schiller wird da eine verhältnissmässig hohe Bedeutung zugestanden; denn »wenn derselbe seine kühnen philosophischen Streifzüge allerdings hauptsächlich in das Gebiet der Kunst machte, so werfen doch die von ihm errungenen ästhetischen Wahrheiten in mannigfacher Weise neues Licht auf eine Reihe von Problemen der Anthropologie und ganz besonders der Ethik und Politik wie auch der Philosophie der Geschichte«. Auch dieser Rede sind werthvolle Anmerkungen beigefügt. X. Es schliesst sich hieran die Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Universität zu Berlin, eine Festschrift, welche die Gottesidee des Anaxagoras, des Sokrates und des Platon und den Zusammenhang dieser Idee mit den betreffenden Lehren von der Welt und dem Menschen behandelt. Des Anaxagoras Lehre wird dargelegt als dualistischer Theismus; während jedoch bei Anaxagoras das naturwissenschaftliche Interesse so überwiegend ist, dass er weder zur genügenden Begriffsbestimmung des höchsten Geistes noch zur Ausbildung des Ethischen gelangt, begründet dagegen eine Ethik der vom Selbstbewusstsein aus erfasste Monotheismus des Sokrates; Platon's monotheistische Lehre aber, nach allen Seiten hin die Philosophie als universelle Wissenschaft entwickelnd, wird bezeichnet als Monadologie.

XI. Das elfte Stück ist eine Beleuchtung und Widerlegung jenes Angriffes, welchen Thilo in seiner Schrift »Die theologisirende Rechts- und Staatslehre u. s. w.« auf Baader versucht hat. Die Abwehr zielt aber nicht nur auf Thilo, sondern im Interesse des Theismus, welchen Baader vertritt, auf die Herbart'sche Lehre überhaupt, sowie andrerseits auf die Hegel'sche Philosophie, mit welcher nach Thilo die Baader'sche in gewisser Verwandtschaft stehen soll. XII. Daran reiht sich eine Vorlesung über den Theismus, von dessen Princip allein die Vollendung der Philosophie erwartet werden könne, sowie über mehrfache Formen des Pantheismus und die daraus sich ergebenden Widersprüche, eine Vorlesung, welche zu Würzburg vor einer Versammlung gebildeter Männer und Frauen gehalten wurde. Ihr sind erläuternde Anmerkungen

Digitized by Google

beigegeben. XIII. Es folgt eine Recension von Frohschammer's Schrift über die Aufgabe der Naturphilosophie und ihr Verhältniss zur Naturwissenschaft; unser Recensent findet, dass Fr. an die Atomistik, gegen die er doch ankämpft, Zugeständnisse macht, welche diese Anschauung nichts weniger als überwinden. XIV. Der vierzehnte Abschnitt ist eine auf den Inhalt des obigen neunten Abschnittes sich zurückbeziehende ausführliche Abhandlung über den dualistischen Theismus des Anaxagoras und den Monotheismus des Sokrates und Platon, nachdem die Gesellschaft für Philosophie zu Berlin die erwähnte Jubelschrift zum Gegenstand von Discussionen gemacht und dieselben ihrem Hauptinhalte nach in der Zeitschrift »Der Gedanke« veröffentlicht hatte. XV. Den Schluss bildet die academische Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's; höchst interessant ist die Darstellung der Grundgedanken oder vielmehr des Geistes, wovon die gesammte Philosophie Fichte's getragen und bewegt ist; sehr dankenswerth sind die beigegebenen Andeutungen der Fichte'schen Philosophie.

Wir müssen uns begnügen, mit diesem kurzen Umriss auf den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes hingewiesen zu haben. Das Buch ist ein neuer Beweis von dem unerschütterlichen begeisterten Feuereifer, mit welchem der Herr Verfasser eintritt nicht nur für Baader's Philosophie, sondern hiedurch auch für eine christliche, mit der Bestimmung des Menschen versöhnten Philosophie. Möchte daher die Sammlung jene Theilnahme erwecken, welche unserer Zeit so noth thut. **Rabus.**

Geologische Beschreibung der Insel Tenerife. Ein Beitrag zur Kenntniss vulkanischer Gebirge von K. v. Fritsch und W. Reiss. Winterthur. Verlag von Wurster u. Comp. 1868. 8. S. XVIII und 494.

Es ist bekannt, welches Aufsehen einst Leopold von Buchs klassische Schilderung von Tenerife machte, wie sie zum Studium vulkanischer Phänomene anregte. Aber die Ansichten, die der grosse Geolog in seinem Meisterwerke niederlegte lassen sich mit den Anschauungen nicht mehr vereinigen, welche durch die Fortschritte in Geologie und Chemie begründet sind. Mit lebhaftem Danke muss man es daher anerkennen, dass Tenerife, die Hauptinsel des canarischen Archipels, die seit L. v. Buch keine neue Bearbeitung erfahren hat, durch zwei bewährte Forscher, wie K. v. Fritsch und W. Reiss, in sehr eingehender Weise geschildert wird. Das vorliegende Buch enthält eine solche Fülle interessanter Beobachtungen und Thatsachen, darauf gestützter Folgerungen und scharfsinniger Schlüsse, dass wir es zu dem Bedeutendsten zählen können, was in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Geologie geleistet wurde.

Digitized by Google

Das Werk zerfällt in zwei, für sich bestehende Theile. Der erste, geologisch-topographische gibt, nach einer kurzen allgemeinen Uebersicht, eine sehr detaillirte Beschreibung der einzelnen Theile der Insel. Es lassen sich auf Tenerife der innere Bau und die Entstehungs-Geschichte vulkanischer Gebirge besonders gut auffassen; denn es führen die frischen, von Vegetation entblössten, bis in die historische Zeit hineinragenden Ausbruchs-Massen den successiven Aufbau sehr deutlich vor Augen, während die in den alten Gebirgen durch die Gewässer gebildeten Durchschnitte das Innere solcher blosslegen; es ist auf Tenerife die Möglichkeit geboten, die Art und Weise zu beobachten, wie alte, von den Gewässern zerrissene Gebirge unter neueren Laven begraben werden. — Der ausführlichen Schilderung eines jeden Inseltheiles ist noch ein Abschnitt beigefügt, in welchem dessen verbreitetste Gesteine beschrieben werden; ein »Rückblick« zu jedem Abschnitt gibt in sehr geeigneter Weise eine Zusammenfassung der wichtigsten Thatsachen. — Der geologisch-topographische Theil enthält auch eine kurze Geschichte der Ausbrüche auf Tenerife. Dieselbe geht, einigermassen vollständig, nur bis zum Jahre 1496 zurück; im vorigen Jahrhundert erfolgten Ausbrüche in den Jahren 1704, 1705, 1706 zumal aber im Jahr 1798. — K. v. Fritsch und W. Reiss schliessen den ersten Theil ihres vortrefflichen Werkes mit folgenden, die Bildungs-Geschichte von Tenerife betreffenden Worten: alle Verhältnisse, welche wir an Tenerife beobachten können, führen uns die Wirkung nur zweier Kräfte vor Augen; der vulkanischen Thätigkeit und der Erosion des süssen sowohl als des salzigen Wassers. Alle Thatsachen führen uns zu der Annahme, dass die Insel gebildet sei durch die während längerer Zeiträume sich immer wiederholenden vulkanischen Ausbrüche, dass es ein durch Aufschüttung entstandenes Gebirge ist, dessen jetzige Gestalt bedingt wird durch die Art und Weise der Ablagerung des vulkanischen Ausbruchs-Materials und die in demselben bei einer langsamen Hebung durch Erosion erzeugten Veränderungen.

Der zweite, petrographisch-mineralogische Theil der geologischen Beschreibung von Tenerife enthält eine grosse Menge äusserst wichtiger Beobachtungen. Die Verfasser theilen hier zunächst die von ihnen adoptirte Cassification vulkanischer Gesteine mit und sprechen sich bei dieser Gelegenheit — wie sie bereits auch in früheren Schriften gethan — sehr entschieden gegen den noch vielfach festgehaltenen Unterschied zwischen Laven einerseits und Trachyten, Basalten u. s. w. anderseits aus. Durch gewichtige Gründe wird dargethan, dass kein wesentlicher durchgreifender und allgemeiner Unterschied, weder in geognostischer noch in petrographischer Beziehung obwaltet. Der Werth der sehr sorgfältigen Beschreibung der Gesteine — nicht allein von Tenerife, sondern auch von den übrigen canarischen Inseln — wird noch sehr erhöht durch die zahlreichen Analysen von Mineralien und Felsarten, welche meist in den Laboratorien zu Heidelberg und Zürich

Digitized by Google

ausgeführt wurden. Die Eintheilung der beschriebenen Gesteine ist folgende: 1) Dichte Gesteine der Trachyt-Gruppe; Trachyt, Andesit, Phonolith. 2) Dichte Gesteine der Basalt-Gruppe; Tephrit, Basanit, Basalt. 3) Körnige Gesteine; Sanidinit, Dolerit. 4) Glasige Gesteine; Trachytpechstein, Obsidian, Bimstein. 5) Eutaxit. 6) Veränderte vulkanische Gesteine. — An die Beschreibung der canarischen Gesteine reiht sich eine Betrachtung der Gemengtheile der Laven und eine Anzahl sehr interessanter Bemerkungen über die Entstehungs-Weise der wesentlichen Gemengtheile. Den Schluss bildet ein Verzeichniss der wichtigeren Mineral-Vorkommnisse der Canaren. — Das vorliegende Werk, dessen Bedeutung wir mehrfach hervorzuheben versuchten, da es dem Mineralogen, Geologen und Chemiker eine reiche Quelle der Belehrung gewährt hat durch die verehrliche Verlagshandlung von Wurster in Winterthur eine würdige Ausstattung erfahren.

G. Leonhard.

Lehrbuch der physikalischen Mineralogie von Dr. Albr. Schrauf, Custos des Hofmineralien-Cabinetes, Docenten für physikalische Mineralogie an der Wiener Universität u. s. w. II. Band. Lehrbuch der angewandten Physik der Krystalle. Mit 130 dem Texte eingedruckten Holzschnitten. 8. Wien 1868. Wilh. Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. S. 426.

Als Aufgabe der Krystallphysik betrachtet der Verfasser die Lösung der Frage nach den Beziehungen, welche zwischen morphologischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften bestehen. Mit grosser Sorgfalt hat Derselbe die zahlreichen Untersuchungen über Krystallphysik gesammelt und durch die eigenen — bekanntlich hohe Anerkennung verdienenden — Forschungen vermehrt unter einem einheitlichen Gesichtspunkte sehr vollständig und klar dargestellt. Schon bei den Anfangs-Gründen einer Krystall-Kunde ahnte man Einheit der Form und des Wesens der Körper, die Fortschritte der Wissenschaft legten dies stets deutlicher dar. Dass mit den morphologischen Eigenschaften Wärme, Electricität und Magnetismus zusammenhängen ist bereits durch viele Beobachtungen dargethan; der Einfluss der Gestalt auf das Licht hingegen seit den Entdeckungen von Malus, Fresnel und Brewster ausser Zweifel gesetzt. Dies bisher unvermuthete, innige Bündniss zwischen Morphologie der Krystalle und Optik rechtfertigt es, wenn der Verf. die Lehre vom Lichte sehr ausführlich behandelt hat, was bei dem Mangel eines Lehrbuches der Optik um so grössere Anerkennung verdient.

Ein eingehenderes Studium des verdienstvollen und gründlichen Werkes zeigt uns als eines der Hauptmotive, welche den Verfasser bei seinen Forschungen leiteten: wie die physikalischen Agentien von den molekularen Bewegungen der Materie abhängig und die

Digitized by Google

axialen Veränderungen derselben in den Krystallen so wie die Krystall-Form selbst von der axialen Lagerung der Grundstoff in dem Grundmolekül der Verbindung abzuleiten. Auf diesem Wege dürfte es vielleicht in Zukunft gelingen: aus der Kenntniss der in einer Verbindung auftretenden Grundstoffe Form und Eigenschaften der Verbindung abzuleiten — somit das Problem der Krystallphysik zu lösen.

Das nachfolgende Inhalts-Verzeichniss gibt am besten von Eintheilung und Plan des Buches Rechenschaft.

I. Abtheilung. Die allgemeinen Eigenschaften der Materie (S. 3—73). Kap. 1. Gewicht und Volumen der Materie. Kap. 2. Ueber die Abhängigkeit der Dichte von der chemischen Zusammensetzung. Kap. 3. Einfluss der Krystall-Bildung auf die Dichte. Die Variationen des Atom-Gewichtes in isomorphen Reihen. Kap. 4. Cohäsion und Elasticität. Kap. 5. Härte, deren Beziehung zu Atom-Volumen und Cohäsion.

II. Abtheilung. Die optischen Eigenschaften der Körper im Allgemeinen (S. 73—175). Kap. 6. Licht; Theorie der Transversal-Vibrationen der kleinsten materiellen Theilchen. Kap. 7. Refraction und Dispersion des Lichtes; Spectral-Analyse. Kap. 8. Doppelbrechung; Polarisation durch Brechung und Reflexion. Kap. 9. Absorption und Reflexion farbigen Lichtes; Farbe und Glanz; Phosphorescenz und Fluorescenz. Kap. 10. Licht und Materie. Molekulartheorie des Lichtes. Kap. 11. Die optischen Atomzahlen; die Ableitung der Krystall-Form von Verbindungen aus den Atomen der Grundstoffe.

III. Abtheilung. Die optischen Eigenschaften doppelt brechender Medien. Kap. 12. Die Wellenfläche doppelt brechender Medien. Kap. 13. Dioptrisches Verhalten planplaner Krystall-Platten; Richtung des Strahles und seiner Schwingungs-Ebene. Kap. 14. Bestimmung der Brechungs-Exponenten. Kap. 15. Die farbigen Interferenz-Erscheinungen in Krystallplatten. Kap. 16. Bestimmung des optischen Charakters und der Axenlage; Beziehung der Orientirung der optischen Eigenschaften zur Krystall-Form. Kap. 17. Entstehung und Variation der Doppelbrechung durch die Aenderungen der Temperatur und axialen Dichte. Mineral-Varietäten. Allotropien und Polymerien. Allomere Körper.

IV. Abtheilung. Die thermischen und magnetisch elektrischen Verhältnisse krystallisirter Körper. Kap. 18. Die Verhältnisse der strahlenden Wärme. Kap. 19. Ueber die geleitete Wärme. Kap. 20. Die elektrischen Verhältniss krystallisirter Körper. Kap. 21. Die magnetischen Erscheinungen an Krystallen.

Wie im ersten Bande die Lehre der Gestalt, so ist in vorliegendem zweiten Bande die Lehre der physikalischen Charakteristik, den Forschungen der Neuzeit entsprechend, abgehandelt und gelangt somit der theoretische Theil der »physikalischen Mineralogie« zum Abschluss.

Die Ausstattung des Werkes durch W. Braumüller ist eine vorzügliche. **G. Leonhard.**

Digitized by Google

Homeri Odyssea. Ad fidem librorum optimorum edidit J. La Roche. Pars prior. Accedunt tabulae XI specimina librorum exhibentes. XLVII und 283 S. Pars posterior. Accedunt testimonia veterum et Indices. 358 S. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. in 8.

Nachdem der Verfasser vor zwei Jahren in einer eigenen Schrift (»die homerische Texteskritik im Alterthum. Leipzig 1866«; s. diese Jahrbb. 1866. S. 921 ff.) eine geschichtliche Darstellung der Behandlung des Textes der homerischen Gedichte im Alterthum, und zwar von Pisistratus an geliefert, und damit weitere Erörterungen sprachlich-kritischer Art über einzelne in Schreibung wie Auffassung bestrittene Worte, die in diesen Gedichten vorkommen, verbunden, sowie in einem eigenen Anhang ein Verzeichniss aller der bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften der homerischen Gedichte gegeben hatte, lässt er nun eine Ausgabe der Odyssee folgen, deren Charakter ein rein kritischer ist. »In comparanda hac nova Odysseae editione — so beginnt das Vorwort — ante omnia id mihi proposueram, ut textum ederem, qui optimorum librorum auctoritate niteretur et in adnotatione de fide cujusque scripturae redderem rationem.« Um dieses Ziel zu erreichen, war vor Allem nöthig eine Vergleichung der noch vorhandenen Handschriften der Odyssee, so wie die Heranziehung Alles dessen, was aus den Schriften alter Erklärer und Grammatiker über einzelne Lesarten im Texte entnommen werden kann. In welcher Weise der Herausgeber dieser Aufgabe nachgekommen, lässt sich schon aus den Prolegomenen entnehmen, in welchen über diese Punkte näher berichtet wird. Zuvörderst werden die Handschriften verzeichnet und beschrieben, welche von dem Herausgeber für seine Ausgabe benützt worden sind: die meisten derselben sind von ihm selbst verglichen worden, auch sind auf den dem ersten Band beigefügten eilf Tafeln getreue Schriftproben derselben enthalten, welche ein Urtheil über das Zeitalter der Schrift und damit der betreffenden Handschrift ermöglichen; die ehedem Pfälzische, jetzt Heidelberger Handschrift befindet sich nicht unter diesen Handschriften, welchen sie, wenn man von der einzigen Venetianer Handschrift (Codex Venetus Marcianus nr. 613, hier mit dem Buchstaben M. bezeichnet) absieht, im Alter kaum nachstehen dürfte, wie denn überhaupt keine dieser Handschriften über das dreizehnte Jahrhundert zurückgeht. Genau das Verhältniss dieser Handschriften zu einander zu bestimmen, wird schon darum schwierig, weil sie auf keine gemeinsame Quelle sich zurückführen lassen: was zur näheren Aufklärung darüber dienen kann, ist von dem Herausgeber aufgeboten worden, welcher zu diesem Zwecke zuerst eine Zusammenstellung aller einzelnen, in den einzelnen Handschriften ausgelassenen oder hinzugefügten Versen gegeben hat, indem daraus, wie auch aus gewissen abweichenden Lesarten, welche gleichmässig in mehreren Handschriften vorkommen, sich ein gewisser Zusammenhang dieser Handschriften und

Digitized by Google

eine Art von Verwandtschaft derselben mit einander folgern lässt. Die Untersuchung ist mit aller, ja mathematischen Genauigkeit geführt: und doch dürfte sie kaum ausreichen, bestimmte Familien oder Classen dieser Handschriften aufzustellen, weil sie eben eine verschiedenartige Abstammung zeigen. Weiter wird in eingehender Weise das Verhältniss besprochen, in welchem die noch vorhandenen Handschriften zu den Recensionen der Alexandrinischen Grammatiker, unter welchen bekanntlich die des Aristarchus die erste Stelle einnimmt, stehen; es hat sich hier herausgestellt, dass diese Handschriften im Ganzen mehr mit den Recensionen übereinstimmen, welche gewöhnlich als *αἱ κοιναί* bezeichnet werden, und nicht sowohl in das Zeitalter des Didymus fallen, sondern in das dritte und vierte christliche Jahrhundert, auch Manches wieder aus Aristarchs Recension aufgenommen hatten. Der Verf. hat sich die Mühe genommen, die Stellen zu sammeln, in welchen alle Handschriften von der Recension des Aristarchus abweichen, eben so die verschiedentlich aufgenommenen Glossen, durch welche die richtige Lesart aus dem Texte gedrängt worden ist; und daran noch eine Reihe weiterer Erörterungen geknüpft, welche die Synthesis wie die Parathesis, die Aspiration, die Accente, die Anwendung des Jota Subscriptum und Anderes der Art betreffen.

Was nun den Text selbst angeht, wie er in dieser Ausgabe geliefert ist, so wird man bald wahrnehmen, dass der Herausgeber sich vorzugsweise an die Handschriften hält, von diesen auch im Ganzen seltener sich entfernt, um eine Lesart des Aristarchus oder eines andern Grammatikers, die ihm richtiger erscheint, aufzunehmen, wie er denn immerhin der Ansicht ist, die auch wir für die richtige halten, dass es jetzt für uns weder zulässig, noch selbst räthlich ist, über die Textesrecension der gelehrten Alexandriner noch hinauszugehen, sondern unser Bestreben vielmehr dahin gerichtet sein muss, diese Recension in möglichster Reinheit wieder herzustellen. Was die Frage nach den unächten oder später eingeschobenen Versen betrifft, so war für den Herausgeber gleichfalls die handschriftliche Autorität massgebend; er schreibt S. IV: »versus damnavi eos tantum, qui a libris vel omnibus vel pluribus absunt: eos, qui in libris feruntur, etiamsi Homero abjudicandi aut alieno loco positi videantur, uncis non inclusi.« Dass daher auch die Anwendung des Digamma auf sehr wenige Stellen, wo solches durch die Handschriften gegeben ist, sich beschränkt, wird man begreiflich finden. In orthographischen Dingen hielt sich der Herausgeber an die von den alten Grammatikern festgestellten Regeln. Zur Beurtheilung des Textes, und gewissermassen als Grundlage desselben dient die zweifache Annotatio, oder wie es hier heisst, der Commentarius, welcher unter dem Text in zwei Abtheilungen sich befindet: die obere (Varia lectio) enthält die Zusammenstellung der aus den Handschriften sich ergebenden abweichenden Lesarten; die untere (Adnotatio critica) führt diejenigen Abweichun-

Digitized by Google

gen an, welche als Lesarten verschiedener Grammatiker auf anderm Wege uns zugekommen sind; bei den Lesarten der Handschriften ist von offenbaren Fehlern, wie sie in denselben mehr oder minder zahlreich vorkommen, abgesehen worden, nur solche Abweichungen sind verzeichnet, »ex quibus aliquid redundaret«, wie der Herausgeber sich ausdrückt: auf diese Weise ist der kritische Apparat nicht allzu sehr angeschwollen, und doch Nichts Wesentliches übergangen; dazu kommt, dass, was einzelne Fehler betrifft, die zur Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Handschriften zu einander dienen können, darauf schon in den Prolegomenen gebührende Rücksicht genommen worden ist. Auf die Erklärung hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, es lag diess nicht in dem Plan und in der Absicht desselben, indem er bei dieser Ausgabe sich rein auf die Kritik des Textes beschränkt hat. Und allerdings ist ein gereinigter und auf die urkundliche Ueberlieferung möglichst zurückgeführter Text das Erste, was zu einer richtigen Erklärung nöthig ist. Wir erhalten hier eine Ausgabe der Odyssee, welche den kritischen Apparat in möglichster Vollständigkeit zusammengestellt bietet, und hat es der Herausgeber bei dieser Zusammenstellung an Mühe und Sorgfalt nicht fehlen lassen, wie Jeder gern anerkennen wird, der zu kritischen Zwecken von dieser Ausgabe einen Gebrauch macht. In das Einzelne dieser Kritik einzugehen, und über einzelne Lesarten, die in dem Text Aufnahme gefunden, uns auszulassen, zumal solche, wo wir des Herausgebers Ansicht nicht zu theilen vermögen, kann nicht unsere Aufgabe hier sein, wir haben nur die Absicht durch eine genaue Angabe dessen, was diese Ausgabe dem gelehrten Forscher der homerischen Gedichte bietet, auf dieselbe aufmerksam zu machen, und in weitere Kreise damit einzuführen. Eine besondere Erwähnung verdienen noch die am Schluss des Textes im zweiten Bande S. 264 ff. beigefügten Testimonia veterum, welche eine Zusammenstellung aller Anführungen einzelner homerischer Verse enthalten, die bei andern Schriftstellern, Geschichtschreibern, Geographen, Grammatikern, Rhetoren, in den verschiedenen Scholien zu Homer wie zu andern Schriftstellern, vorkommen: gewiss eine dankenswerthe Zusammenstellung, die auch zugleich Zeugniss geben kann von welcher Bedeutung und von welchem Einfluss die homerischen Gedichte auf die gesammte griechische Literatur bis in die spätesten Zeiten herab waren. Darauf folgen zwei Indices S. 343 ff. in doppelten Columnen, von welchen der eine sich zunächst über die einzelnen Worte erstreckt, welche eine abweichende Schreibung bieten, der andere über sprachlich-grammatische Abweichungen in dem Gebrauch und in der Anwendung der Accente, des Augments, der verschiedenen Casus, des Genus, der Modi und Tempora sich verbreitet. Einige Addenda und Corrigenda machen den Schluss.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Kritik der Römischen Archäologie des Dionysius von Halikarnass von Prof. Adolf Kiessling. Basel, 1868. 4to. 20.

Der Verfasser benützt den Anlass, welchen ihm die Promotionsfeier des Pädagogiums gibt, um in der Einladungsschrift dazu Nachträge zu seiner Ausgabe des Dionysius von Halikarnass, welche bekanntlich bis zum 9. Buch der Römischen Archäologie gediehen ist, mitzutheilen. Ref. glaubt den Besitzern derselben einen kleinen Dienst zu thun, wenn er die vielen treffenden Vorschläge K.'s hier verzeichnet und einiges beifügt hinsichtlich der Stellen, worüber er anderer Ansicht ist.

Es muss I, 16 (20, 16) auffallen, wenn die Aboriginer Städte wie Antemnae, Tellene, Tibur gegründet haben sollen, während gleich nachher berichtet wird, dass diese früher von den Sikelern bewohnt waren; K. vermuthet daher, mit Vergleichung von I, 20 (25, 2) Dionysius habe nicht *πόλεις ἔκτισαν* geschrieben, sondern *π. ᾤκησαν*. In I, 20 (24, 29) werden als digammirte Wörter *Ϝελένη*, *Ϝάναξ*, *Ϝοῖκος* und *Ϝανήρ* angeführt. Letzteres ist in dieser Eigenschaft sonst unbekannt, doch liess man es bisher gelten. Aber K. macht jetzt auf die Lesart der besten Handschrift *Ϝαήρ* aufmerksam. Sollte es auch eigentlich *ἀϜήρ* heissen, darf man demungeachtet nicht den Autor corrigiren wollen, der ein anlautendes *F* ausdrücklich annimmt, was jedesfalls noch eher angeht als *ἀνήρ* zu digammiren. Mit richtiger Terminologie wird (p. 5) in VI, 96 (327, 21) *θρίαμβον — καταγαγών* geschrieben statt *θ. — ἀγαγών*; und II, 2 (119, 17) die nothwendige Angabe des Olympiadenjahres durch *ἔτει ά τῆς ἑβδομηκοστῆς Ὀλ.* nachgetragen, wo man sich bisher mit der Nennung der Olympiade, in welcher Rom gegründet worden, begnügte, es hiess nemlich *ἐπὶ τῆς ἑ. Ὀ.* Besonders schön und einleuchtend ist die Verbesserung der scheinbar lückenhaften Stelle II, 22 (141, 12) *αἱ προσαγορευόμεναι τοῦτο δὲ συντελοῦσι*: statt einen Ausfall nach dem Particip anzudeuten, erkennt K. jetzt in dem corrupten *τοῦτο δὲ* die Bezeichnung *τουτολᾶται* mit Benutzung von Varr. L. L. VII, 44: tutulati dicti ii, qui in sacris in capitibus habere solent ut metam, id tutulus appellatus ab eo quod matres familias crines convolutos ad verticem capitis quos habent vitta velatos, dicebantur tutuli. Einen wirklichen Ausfall ergänzt derselbe II, 50 (174, 25) mit richtigerer Angabe der Stelle, wo man die Lücke anzunehmen hat, als in seinem Texte: dort fallen die *** vor *ἣν λυμαινομένων*, statt auf das Relativum den durch II, 53 dargebotenen Satz *τοῖς σφετέροις*

Digitized by Google

διεῖλον folgen zu lassen; das Particip setzt aber die Nennung der fremden Gemeinde, welche die römischen Colonisten, wie es häufig geschah, misshandelte, und dieser als des Objectes voraus, also fehlt noch *τῶν δὲ Καμερίνων τοὺς ἐποίκους*. Zwei bedeutende Emendationen macht K. in II, 47 (170, 18 und 171, 6). An erster Stelle wird *νεωτέρους* nach *πατρικίους* transponirt, was durchaus nothwendig ist, wenn nicht der Widersinn entstehen soll, dass nur die neuern und jüngeren Mitglieder des Adels den Namen Patricier führten; an zweiter konnte man sich bei der Aenderung *ἀπὸ τόπων* für *ἀπὸ πάντων*, wo die Rede von den Curien ist, welche theils von Männern, theils von Ortschaften ihren Namen hatten, beruhigen; Sintenis ist der Evidenz seiner Correctur ganz gewiss, I, 27: me cum *τοπικαὶ* illae *φυλαὶ* Servii Tullii, de quibus est 4, 14., 671, 6 advertissent, ut hoc loco *ἀπὸ τόπων* esse suspicarer, mox vidi tam certo eam coniecturam testimonio confirmari posse, ut nihil dubitationis relinquatur: praebet id Plutarchus in vita Romuli 20 — *πολλαὶ γὰρ* (*φρατρίαι*) *ἔχουσιν ἀπὸ χωρίων τὰς προσηγορίας*. Und doch beweist auch dies Citat nicht, dass Sintenis den Wortlaut unserer Stelle getroffen habe: aus *τόπων* oder *χωρίων* war die Corruption *πάντων* nicht möglich, wol aber, was K. jetzt herstellt, aus *πάγων*. Gelegentlich bemerken wir, dass 170, 17 *σὺν* eine Variante zu *προσκαταλέξαντας* zu sein scheine, und 171, 3 *παλαίτερον ἔτι* für *παλαίτερόν τε* bereits von Sylburg corrigirt wurde, was aber Sintenis (1, 27), Kiessling schon in der annotatio crit. und Ref. entgangen war Jahrb. f. Phil. Bd. 87, p. 7. Wie Wissen und subjective Ansicht entsprechen sich *γνῶσις* und *γνώμη*, dieses verlangt die Ausdrucksweise des Historikers II, 70 (198, 21). Unbedenklich durfte K. in dem Texte II, 73 (203, 19) an *δήμῳ* ohne Interpunction *περὶ γοῦν τῶν ἱερῶν* anschliessen; neue Correctur ist jetzt noch *γοῦν* für *οὖν*. Vortrefflich muss auch IV, 15 (22, 32) das jetzt mit evidenten Argumenten gegen Sintenis (Litt. Centralblatt 1865, 742) vertheidigte *τὰ ποίμνια διενυκτέρευεν* genannt werden. Dionysius spricht von den Nachtquartieren für die Heerden, welche in gefährlichen Zeiten auch den Landleuten vorübergehend Schutz gewährten. Das unbillige Urteil, welches Sintenis über diesen Vorschlag, wie über den IV, 25, 4 (22, 11) *κόσμον* für *ἐθισμὸν* zu lesen, l. c. aussprach, ist um so mehr tadelnswerth, als beide nur in der annotatio critica ein bescheidenes Plätzchen gefunden haben. Ref. fügt hinzu, dass auch IV, 10 (16, 21) *εἰσῄει* für *εἰσπίπτει* (33, 4) *αἰεὶ* für *ἄγειν*, VI, 62 (286, 1) und 80 (306, 13) die Tilgung von *μένει* und *μένειν*, jenes nur mit der Correctur *μὲν* vernünftigerweise von niemanden beanstandet werden können, und S.'s Behauptung alle diese Stellen seien vollkommen richtig überliefert, in dem Munde eines so scharfsinnigen Kritikers sehr befremden müssen. Dasselbe findet Anwendung auf die l. c. verworfenen Lesarten K.'s VI, 51, (213, 3) [*λιμὸν*] 22, (239, 20) *καλὸν τέλος ἐπιθεὶς* 87, (316, 22) *απαντα τὰ καλα*

Digitized by Google

μαραίνοντα χρόνον, denen wir schon früher unsern Beifall gezollt haben, dafür aber zu grosser Nachsichtigkeit (s. Hermes I, 473) bezüchtigt wurden, auch auf VI, 50 (272, 16) denn da kann ὄντες oder γενόμενοι, welches K. an die Stelle von ἔνδον setzt, zu τειχήρεις kaum fehlen, vgl. VI, 57 (279, 21) ὅπως μὴ τειχήρεις ἔσονται. IX, 15 (248, 5) τειχήρεις μένοντες, freilich war darum das Adverbium nicht zu tilgen nöthig. In VI, 43 (263, 28) war K. nur der Conjectur Sylburg's gefolgt, welcher ἐπὶ ταῖς προκλήσεσι τῶν δικαστηρίων, wenn auch mit gewohnter Behutsamkeit empfiehlt; περὶ τῆς προκλήσεως ist blos eine Variation von jener, die sich von der corrupten Vulgata ἐπὶ τῆς ἐκκλησίας weniger entfernt. VI, 74, (299, 12) ist es ein starkes Stück, wenn S. εἶναι für richtig halten konnte, wo K. nur nicht das dem Buchstaben nach unzuzulässige ποιῆσαι verlangen durfte, sondern wie Ref. l. c. p. 46 θεῖναι. IV, 46 (66, 24) hält K. mit Recht den Zusatz τῆς δουλείας, welcher in derselben Beziehung IV, 27 (40, 13) und VI, 72 (297, 27) nicht vorkömmt, für ein Glossem. Eine frühere gebilligte Aenderung, die Sintenis diss. II, 23 empfahl, ἑκάστους für ἕκαστος, V, 68 (198, 21) hebt sich jetzt, wenn man nur nicht nach τύχης interpungirt; ebenso ist VI, 13 (227, 10) ἄρσαντες hergestellt. Nicht glücklich hat Cobet VI, 16 (230, 31) in den Novae lectiones p. 289 zu διηγοῦντο gerathen für ἐξῆγον; kaum denkbar ist der Uebergang von jenem in dieses, aber unzweifelhaft der aus ἐξήνεγκον, welches überdies durch Stellen wie IV, 13, VIII, 2 bestätigt wird. Eben so sicher ist VI, 22 (239, 2) die Versetzung von καταδρομαῖς vor διεφθαρμένων, was zugleich die Symmetrie der sorgfältig gegliederten Periode herstellt, welche sonst in dem einen Gliede, das die Heerden betrifft, an Mangel litte, in der andern zu viel hätte. Sehr ansprechend und mit mehreren Beispielen belegt ist VI, 28 (246, 7) ἀφορήτους ὕβρεις vorgeschlagen für ἀπορρήτους ὑ. wol auch VI. 29 (247, 6) οὐσίας richtiger als οἰκίας, und VI, 47 (267, 25) gewiss nicht daran zu zweifeln, dass bei ἀμαθεῖ entweder πλήθει oder ὄχλῳ fehle. VI, 50 (272, 21) gewinnt der Gedanke sehr, wenn das καὶ vor ἐφ' ἡμῖν nicht, wie Sintenis diss. II, 22 gestrichen, sondern zu καίτοι erweitert wird. VIII, 86 (215, 8) ist τέως ebenso sinnwidrig, wie τέλος angemessen.

Ausser diesen vorzüglich den Gedanken des Schriftstellers herstellenden Emendationen, wollen wir jetzt diejenigen erwähnen, in denen eine genaue Kenntniss des Sprachgebrauchs von D. sich zeigt. Hieher gehört die zu I, 22 (27, 5) gemachte Observation, dass er Citationen aus andern Schriftstellern gewöhnlich im Präsens beibringt, seltener im Perfekt, den Aorist wendet er nur dann an, wenn er bei der Angabe der abweichenden Meinung anderer mehr erzählt als citirt. Daher ist l. c. γράφει für ἔγραψε, I, 79 (98, 13) aber γέγραφε für τῇ γραφῇ zu lesen. Der Artikel muss noch an mehreren Stellen herein, wie II, 21 (140, 17), I, 75 (92, 25), II,

Digitized by Google

55 (179, 32) und 62 (188, 25), auch II, 27 (141, 3) und VI, 26 (244, 9) die Conjunction τε II, 41 (164, 5) aber nicht II, 12 (130, 32), wo sie Sintenis, die eigenthümliche Sprechweise des Autors übersehend, anbringen wollte; diese gibt K. mit τοὺς ἐν τῷ φρονιμωτάτῳ τότε ὄντας ἡλικίας wieder, und berichtigt damit seinen nach S. geänderten Text ἐν φρονιμωτάτῃ τε ὄντας ἡλικίᾳ καὶ κτέ. Darnach ist auch VI, 49 (278, 20) ἡλικίας ἐν τῷ κρατίστῳ τότε ὄντα mit K. zu corrigiren, ausserdem wol auch συνέσεως statt συνέσει. Gegen Cobet wird II, 55 (179, 10) οὐ πολὺν — τόπον ἀπέχον genügend geschützt, er meint nemlich Mnem. IX, 319, es könne nur οὐ πολὺ stehen, unbekannt mit V, 38 (157, 3), IX, 57 (309, 6); ebenso vertheidigt K. gegen denselben das Participium in III, 5 (215, 12) ὑπὸ λύπης κρατούμενον, indem er nicht weniger als sieben Belege dafür beibringt. In VI, 26 (244, 13) verlangt er, wol mit Recht ἐν χειρῶν νόμῳ, doch geht die Behauptung, ἐν χειρὸς ν. sei völlig sinnlos, zu weit. Die allein übliche Construction des transitiven Verbums πομπεύειν wird II, 67 (195, 12) durch die Aenderung ζώσας hergestellt. Genauer ist jedenfalls VIII, 64 (181, 17) οὐχ οἷοί εἰσιν, indem das Uebelwollen so von dem Unvermögen οὐχ οἷοίτε εἰσίν unterschieden wird, es fragt sich nur, ob diese Differenz überall beobachtet wurde.

Zweifelhaft erscheinen uns noch die Vertauschungen von Präpositionen in compositis, wie I, 2 (3, 12 war, um die öftere Repetition des κατα zu vermeiden, K. ἀντέσχεν verlangt für κατέσχεν, die Sache ist nicht so schlimm, da καταγωνισάμενοι schon zur folgenden Periode gehört, IV, 48 (68, 27) wird auch κατακρυφθέντα neben den gleichbeginnenden Verben zu halten und ἀυτοκρυφθέντα nicht durchaus nothwendig sein. Eher lassen wir IV, 47 (67, 3) ἐπελογίζοντο und VI, 70 (294, 20) ἐξειπεῖν für die aus demselben Grund verworfenen Verba ἀπελογίζοντο und προειπεῖν gelten; minder sicher dürfte III, 70 (312, 32) ἀνέκρινε für διέκρινε sein. Simplex statt compositum ist I, 65 (79, 19) καὶ λύσασθαι, soll heissen καταλύσασθαι, umgekehrt VI, 76 (302, 32) καὶ δεῖ· ἐψεύσασθε für das καὶ διεψεύσασθε des Urbinas, in welchem δεῖ der Corrector über die Zeile setzte. In VI, 20 (236, 28) soll τοῦτον τὸν (sc. φθόνον) den Vorzug erhalten vor τὸν, weil in den codd. τοῦ stehe, doch ist jenes nicht natürlich genug, und die Vertauschung beider Buchstaben ja nicht selten. Kurz vorher l. 21 ist ἐν ἴσῳ etwas zu unbestimmt; vielleicht fiel ἁμαρτίας oder ein ähnlicher Begriff nach δόξαντες aus.

An den Schluss unserer Anzeige mögen die Stellen treten, worüber wir dem Verf. nicht beipflichten können. Das Motto αἱ δεύτεραί πως φροντίδες σοφώτεραι passt auf seine meisten Retractationen, nur vielleicht nicht auf solche, wie I, 41 (50, 21) wo ἀγέλῃ β. ἑπόμενος nicht so treffend ist, wie das früher in den Text gebrachte ἀγέλην β. ἐπισπώμενος, indem in diesem ein spöttischer Ausdruck liegt, wie er hier sehr gut passt. Auch II, 47 (171, 2)

Digitized by Google

wird *γέρας* statt des früher nicht bezweifelten *μέρος* keine annehmbare Aenderung heissen dürfen: warum soll *τοῦτο τὸ μέρος ὁμολογεῖν* nicht = 'in dieser Hinsicht übereinstimmen' bedeuten können? Neu ist der Vorschlag II, 6 (124, 22) *τινας — φερομένους*. Aber *φασιν* scheint zum Subject die Augurn zu haben, und nicht im Sinne von vulgo ferunt gesetzt; Object von *μηνύειν*, was wir hinzudenken müssen, ist die Wahl zum Magistrate; das Verbum legt also auch seine Bedeutung nicht, wie K. annimmt, ab; die anwesenden Vogelschauer sagen zu, wenn auch kein Zeichen erschien, kein Blitz. Der Hiat *φερόμενοι ἀστραπὴν* wäre alsdann nur durch Umstellung zu beseitigen; statt diese zu versuchen, wird man lieber daran zweifeln, ob die sonderbare Notiz von D. herrühre. VI, 15 (230, 17) begnügte sich K. das unmögliche *ἐξ* einzuschliessen; jetzt vermuthet er, es sei verstümmelt aus *δεξιᾷ*, wo *δὲ* vorausgeht; aber das Epitheton ist sehr entbehrlich. V, 24 (141, 10) erklärt *οὐκέτι γὰρ* nur das *ἀνέστειλε*; nachdem Cocles einige Zeit die Kämpfer cominus abgewehrt hatte, zogen sich die folgenden etwas zurück, und wagten nur eminus ihm zuzusetzen. Insofern wird man an der etwas nachlässigen Form der Erzählung sich nicht stossen und kein *οὐκέτ' ἄρα* nöthig finden. II, 62 (188, 16) verlässt K. Büchelers Vorschlag, *γενόμενος* zu streichen und *ἐδόκουν* nach *δεδωκέναι* einzuschieben; es ist da die Rede von den Sabinern des Tatius, welche mit den Bürgern des Romulus gleichgestellt zu sein behaupteten. Daher wird nicht das von Kiessling jetzt gewünschte *γλιχόμενοι* jenes *γενόμενοι* ersetzen dürfen, denn damit wären die perfectischen Infinitive unverträglich; eher ginge *διατεινόμενοι*, was auch den Schriftzügen nach leichter in *γενόμενοι* verdorben wurde. Ein ähnliches Uebersehen der Concinnität in den tempora verbi hat VI, 19 (234, 25) auf K.'s kritisches Verfahren Einfluss gehabt, indem er statt *ἐπιλαθόμενοι*, welches mit *ἐκβεβηκότες* und *πεποιηκότες* nicht harmonirt, mit Klammern, wie ehemals, zu versehen, vorzieht, den Ausfall einiger zum aoristischen Particip gehörigen Worte vorauszusetzen, womit nur eine sehr pleonastische Bereicherung der Stelle gewonnen ist. Freilich ist schwer zu erklären, von wo jenes *ἐπιλαθόμενοι* herrührt, es könnte aber nach *μεθίενται* untergebracht werden. In VI, 29 (247, 4) ist es Ref. nicht gelungen, mit der Behauptung, das *κατὰ Οὐολούσχων* Glossem sei und nicht *κατ' αὐτῶν*, bei K. durchzudringen. Es bedarf nur der Versetzung letzterer Worte nach *ἐπὶ τὸν* und durchaus keiner ausdrücklichen Beziehung des freiwilligen Eintritts in die Armee, was die ebenfalls einfach ausgedrückte Antithese l. 9 erweisen kann. Sehr annehmbar scheint VI, 28 (246, 6) die Correctur *ὡς* für *ἃς*, und die schon von Stephanus getroffene *ἀναγκασθησομένων* statt des Accusatives, nur fragt es sich, ob das Particip nicht entbehrt werden könne, wenn man nichts ändert als den Accent von *ὑπομένειν*. Eben so wird bei genauerer Betrachtung VI, 49 (270, 13) die Transposition von

Digitized by Google

οὗτοι παραλαβόντες κτέ. vor Ὀλυμπιάδος κτέ. nicht für nothwendig erachtet werden; denn die nähere Bezeichnung des Spurius Cassius mit ὑφ' οὗ — ἀπέστησαν kann man nicht so missverstehen, wie K. es für möglich hält. V, 36 (155, 15) kann offenbar in der Beschreibung der Localität nicht mit ὃς (sc. αὐλὼν) fortgefahren werden, da ἡ φέρουσα ὁδὸς sich damit nicht verträgt. Aber es bedarf auch nicht der Aenderung ἐξ οὗ, was K. in seiner Ausgabe hat, oder des ὅθεν, was er jetzt in Vorschlag bringt; man braucht nur einfach ὃς zu streichen. Auf ähnliche Weise verhält sich der Verf. zu VI, 83 (311, 9), indem er eine frühere etwas gewaltsame Fassung aufgibt, und eine ebenfalls nicht leichte annimmt: für οὐδὲν ἂν οἰόμεθα δεῖν ehemals οὐδένα ποιησόμεθα λόγον, jetzt οὐδεν δεόμεθα λέγειν. Warum soll aber οἰόμεθα nicht bleiben dürfen, indem nach δεῖν etwa εἰπεῖν ausfiel? Auffallend ist, was K. zu III, 15 (233, 27) anmerkt: »ὀλίγοις lässt sich, wenn es auch recht müssig zugesetzt ist, zur Noth verstehen, aber so oft ich diese Stelle überlese, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, auch hier sei, wie so oft ὀλίγοις aus λόγοις entstanden.« Dennoch gibt keines von beiden einen befriedigenden Sinn; man schreibe vielmehr ὀλίγους und verbinde es mit dem vorhergehenden, wodurch wir den Gedanken erhalten: wenn sie so trefflich sind, wie es von wenigen gerühmt wird. In III, 21 (242, 1) soll das erste ἀλλὰ mit ἆρ' vertauscht werden; besser lässt man es ganz weg. IV, 23 (32, 30) ist der Vorschlag τυφλοτάτοις statt φαυλοτάτοις zu schreiben, mehr speciös als sicher. VI, 20 (236, 3) hätten wir das εἰ δὲ μὴ des Urbinas nicht zu εἰ μηδὲ verwendet, sondern zu εἰ δὴ μή; in der Ausgabe ist δὲ weggeblieben. VI, 74 (299, 15) hat K. von unserem κοινωνῆσαι für κοινωνεῖσθαι Gebrauch gemacht, denn aus κοινωνεῖν, wie im Texte steht, wäre die Vulgate schwerlich hervorgegangen. Dies führt ihn auf einen entsprechenden Fall in VII, 51 (63, 11), wo er mit Grund zweifelt, ob ἀντιπράττεσθαι durch ἀντιπράττειν ersetzt werden könne, was Reiske glaubte; er räth zu ἀντιτάττεσθαι. Vielleicht ist diese dem Gedanken genügende Besserung doch noch nicht Herstellung des ursprünglichen, sondern, worauf eben die Corruptel zunächst leitet, ἀντιπαρατάττεσθαι; wenn auch dies Compositum zunächst nur auf ὁμοῦ πάντας und nicht auf ἰδίᾳ ἕκαστον bezogen werden kann. Eine recht scheinbare, aber schwerlich haltbare Conjectur macht K. zu VIII, 25 (130, 23), wo er einen Gegensatz zu διαλλαττομένῳ nothwendig findet und dazu die Lesart φιλονεικοῦντες im Chisianus benutzt; φιλονεικοῦντι wäre, wenn es sicher stände, vielleicht nicht zu bestreiten. Indess kann D. den Gegensatz in milderer Weise angedeutet haben in den Worten ὑποτίθεσθαι σοι δι' εὔνοιαν, die τιμιώτατοι aber bedürften grade, wenn man φιλονεικοῦντι lesen wollte, eines Zusatzes, wie φίλων, wozu der von K. vermisste nach dem Superlativ leicht weggefallene Artikel τῶν genügte; ἐκ τοῦ συνεδρίου beizufügen, wäre weniger passend, da ja Coriolan die

Digitized by Google

Gesandten als Senatoren kennt und mehr durch ihre freundschaftliche Theilnahme als durch ihre hohe Stellung bestimmt werden soll. Ebenfalls ansprechend, aber auch nicht überzeugend ist endlich VIII, 35 (144, 14) die Aenderung *βουλῆς* für *πόλεως*; mit *τοὺς προχειρισθέντας ὑπὸ τῆς π.* bezieht sich Coriolan nicht auf die Erzählung, welche der Geschichtschreiber 127, 11 (c. 22) vorausgeschickt, sondern auf die Worte des Minucius 128, 9 (c. 23) *ἥκομέν τε ἀποσταλέντες ὑπὸ τοῦ κοινοῦ πρέσβεις οἱ προὔχοντες ἡλικίᾳ τῶν πατρικίων καὶ περὶ σὲ προθυμότατοι*, durch welche zugleich der eben vertheidigte Ausdruck *οἱ τιμιώτατοι τῶν φίλων* eine gewisse Bestätigung erhält.

An zwei Stellen, die vorübergehend in der Abhandlung erscheinen, nehmen wir ausserdem Anstoss: hat II, 44 (167, 50) Dionysius wirklich ein sonst für barbarisch geltendes *ἐπιθήσωσι* schreiben können? und ist II, 50 (174, 26) das stark hellenistische *τροπωσάμενοι* im Munde des classisch-gebildeten Autors denkbar, an der Stelle des sonst immer gebrauchten *τρεψάμενοι*?

Kayser.

Aesthetik auf realistischer Grundlage. Von J. H. v. Kirchmann. Erster Band. Verlag von Julius Springer. 1868. X u. 336 S. Zweiter Band. 360 S. gr. 8.

Der ehemalige Appellationsgerichtspräsident v. Kirchmann, durch eine Reihe von Schriften in der literarischen Welt bekannt, hat im Jahre 1864 den ersten Band eines Werkes veröffentlicht, welches der idealistischen Richtung der Philosophie gegenüber die Grundlage zu einem neuen Realismus legen will. Er nennt sein Buch: »die Philosophie des Wissens« und wirft hier die Frage auf, wie das Sein zum Wissen gelangen könne. Er hält an dem Unterschiede von Sein und Wissen fest, will aber eine »besondere Brücke nachweisen, welche von dem einen zu dem andern überführt.« Er nennt sein System Realismus. Sein und Wissen haben nach ihm denselben Inhalt und sind nur in der Form verschieden. Das Wahrnehmen vermittelt beide. Es ist die Brücke, welche vom Sein zum Wissen hinüberführt. S. 2 des ersten Bandes der vorliegenden Aesthetik sagt er: »In der Wahrnehmung fliesst der Inhalt eines Seienden in ein anderes mit Wahrnehmung begabtes Seiende oder Wesen über und vereint sich mit demselben in der Form des Wissens, während dieser Inhalt in dem Gegenstande nur in der Form des Seins besteht.« Demnach liegt der Unterschied des Seins und Wissens lediglich in der Form, der Inhalt ist derselbe. Die Consequenz ist wohl eine materialistische. Da alles Sein nur durch das Wahrnehmen vermittelt wird, da ferner das Wissen nur ein Sein in anderer Form und alles durch das Wahrnehmen gewusste Sein ein stoffliches oder materielles ist, so wird

Digitized by Google

auch das Wissen als Seiendes für ein materielles Sein genommen werden müssen. Das stoffliche Sein stellt sich nur in einer andern Form dar. Erklärt aber der Herr Verf. die Ausdrücke: Form und Inhalt als »für die berührten Unterschiede nicht zureichend«, wenn sie »vom Seienden abgenommen werden«, so entsteht die Nothwendigkeit, in anderer Weise den Unterschied des Seins und Wissens anzudeuten. Der gelehrte Herr Verf. ist wohl in seinem Rechte, wenn er dem Idealismus, wie er sich seit Leibnitz darstellt, den Vorwurf macht, dass er Alles aus dem Geiste heraus entwickle, Alles in den Geist verlegen wolle, da doch Alles, was der Idealist in die Seele hineinlegt, nicht ohne die Afficirung des Objectes, nicht ohne die Erfahrung entsteht. Aber der Realismus ist sicher eben so einseitig, wenn er den Geist zu einer tabula rasa macht, in welche Alles von Aussen her hingeschoben wird. Läge nichts ursprünglich im Innern, so könnte sich auch nichts aus ihm entwickeln und zur Entwicklung der Frucht sind die reizenden Potenzen von Aussen und die im Keime liegende Entwicklungsfähigkeit von Innen gleich nothwendig.

Auf die realistische Erkenntnisstheorie stützt nun der Herr Verf. seine Aesthetik. Die Lehre vom Schönen gründet sich nach ihm lediglich auf Beobachtungen, auf Erfahrung, und auf dieser Grundlage wird hier ein ausführlicher Versuch der Schönheitslehre im Allgemeinen und Besondern gegeben.

Der erste Band umfasst folgende Abschnitte: 1) die Erkenntniss des Schönen (S. 1—39), 2) die Welt des Schönen (S. 39—47), 3) den Begriff des Schönen (S. 47—75), 4) das Seelenvolle des Schönen (S. 75—187), 5) die Bildlichkeit des Schönen (S. 187—266), 6) die Idealisirung des Schönen (S. 266—320), 7) das Sinnlich-Angenehme des Schönen (S. 320—336); der zweite Band hat die Abschnitte: 1) die Besonderung des Schönen (S. 1—105), 2) die Vollendung des Schönen (S. 105—252), 3) den Genuss des Schönen (S. 253—276), 4) die Erzeugung des Schönen (S. 276—302), 5) die Geschichte des Schönen (S. 302—338), 6) das verzierende Schöne (S. 338—360).

Der Herr Verf. bekämpft die Annahme eines »einfachen obersten Princips a priori« für das Gebiet des Schönen und Sittlichen. Er will in der Aesthetik verfahren, wie in der Naturwissenschaft und Alles allein aus der Erfahrung ableiten. Er sucht die bisherige Methode des Idealismus oder einer den Idealismus und Realismus vermittelnden Philosophie in der Wissenschaft vom Schönen zu verlassen und »offen mit den Principien des Realismus heranzutreten.« Das »vorhandene Schöne« soll die »Grundlage« der Untersuchung sein. Die Wahrheit der Begriffe und Gesetze erhält erst ihren Probierstein an dem »vorhandenen Schönen.« So entsteht aus der Beobachtung »allmählig« ein »Schatz fester allgemein anerkannter Wahrheiten« (S. 37). Die Wissenschaft des Schönen ist nur »der

Digitized by Google

Spiegel, welcher den allgemeinen Inhalt des seienden und einzelnen Schönen in der Wissensform wiederspiegelt« (S. 38). Man geht also vom Gebiete des »seienden Schönen« oder von der »Welt des Schönen« aus (S. 39). Das Gebiet des Schönen zerfällt in »drei Abtheilungen«: das Naturschöne, das Kunstschöne und das »verzierende Schöne« (S. 40). Das Naturschöne umfasst wieder »zwei Gebiete«, das »Naturschöne im engern Sinne und das geschichtlich Schöne«, jenes enthält das unorganisch und das organisch Schöne. Im geschichtlich Schönen wird wieder das »Erhabene« und »einfach Schöne« unterschieden. Das Kunstschöne ist entweder »elementar« oder ein »Kunstwerk« (S. 41). Die einzelnen Künste sind: 1) die »landschaftliche Kunst« (»Gartenkunst«), 2) die Baukunst; 3) die Plastik (»einschliesslich der Pantomime und schönen Tanzkunst«); 5) die Tonkunst und 6) die Dichtkunst. Als Vermittlerin zwischen dem Natur- und Kunstschönen wird die »landschaftliche Kunst« bezeichnet. Das »verzierende Schöne« dient zur »Verzierung eines realen Gegenstandes oder einer realen Thätigkeit« (S. 44—46). Durch »abwechselnde Benutzung des Wahrnehmens und Denkens, des Trennens, Verneinens und Beziehens des gegebenen Stoffes«, durch »Vergleichen des Gefundenen mit den Auffassungen früherer« gelangt man bei der Bestimmung des Begriffes des Schönen »allmählig zu festen Ergebnissen, welche die Probe bestehen und als die Wahrheit sich herausstellen« (S. 48). Auf diesem Wege sollen die drei das Schöne bestimmenden Merkmale aufgefunden werden: 1) die Bildlichkeit, 2) ein »seelenvolles Reales«, 3) die Idealisirung. So wird die Definition des Schönen aufgestellt: Das Schöne ist »das idealisirte Bild eines seelenvollen Realen« (S. 52). Die Grundlage hat es in den Gefühlen des Menschen (S. 53). Hier werden die idealen Gefühle von den realen unterschieden. Sie werden als die Bilder der »ihnen entsprechenden realen Gefühle erweckt« (S. 58). Nach den Charakteren des Schönen ergibt sich die Besonderung seines Begriffes. Zu den drei Bestimmungen des Schönen: Bildlichkeit, seelenvolles Reales und Idealisirung, soll noch als »viertes« Merkmal das »sinnlich Angenehme« hinzutreten (S. 71). Der Herr Verf. setzt das Wesen des sinnlich Angenehmen in »seine Bedeutungslosigkeit und sinnliche Wirkung.« »Während, heisst es S. 71, die Elemente des Bildes nur dadurch schön sind, dass sie auf ein seelenvolles Reale und auf reale Gefühle hinweisen, und dadurch zu einem Bedeutenden werden, ist das sinnlich Angenehme im Schönen ohne alle solche Beziehung, und erfreut nur durch den sinnlichen Vorgang bei seinem Wahrnehmen. Zu diesem sinnlich Angenehmen gehören die Wellenlinien der Gestalten, die reinen, tiefen, glänzenden Farben, die sanften Uebergänge, und wieder die starken Gegensätze« u. s. w. So fügt der Herr Verf. zu seiner S. 62 gegebenen, von dem Ref. mitgetheilten Definition des Schönen S. 72 noch das neue Merkmal hinzu: Das Schöne ist »das idealisirte, sinnlich ange-

Digitized by Google

nehme Bild eines seelenvollen Realen.« Auf die Auffindung, Begründung und Besonderung des Schönheitsbegriffes folgt die Entwickelung der einzelnen, das Schöne bestimmenden Merkmale. Mit dem Seelenvollen des Schönen wird begonnen und von da zur Bildlichkeit, Idealisirung und dem sinnlich-Angenehmen der Uebergang gemacht.

Als das Seelenvolle (erstes Hauptmerkmal des Schönen) wird das »von den Gefühlen erfüllte Reale« (S. 75) bestimmt. Zuerst wird darum das Reale untersucht. Das Reale ist, wie der Herr Verf. sagt, »weit ausgedehnter, als das Wirkliche«; denn es umfasst 1) »auch das Wahrgenommene, was wegen seines Widerspruchs mit anderm Wahren zwar in der Wissenschaft nur als ein Schein gilt, aber in dem Volke noch als ein Seiendes festgehalten wird, weil sein Widerspruch noch nicht allgemein gekannt ist« und 2) das »Nichtwahrgenommene, was durch keine sichern Schlüsse aus dem Wahrgenommenen sich ableitet«, dessen »Dasein nur geglaubt wird« (S. 76). So wird der Inhalt des weltlichen und religiösen Glaubens Stoff für das Schöne. Nur, so lange der Glaube das reale Gefühl wirklich gibt, welches bildlich dargestellt werden soll, übt das Schöne seine Macht. So sollen die Kunstwerke mit religiösem Inhalte nach der Ansicht des Herrn Verf. durch das »Erlöschen ihrer Religion« an der Wirksamkeit des Schönen verlieren. Er glaubt darum, dass die Epen des Homer und die Dramen des Aeschylos nicht mehr den Genuss gewähren, wie in jenen Zeiten, wo der Glaube an ihren religiösen Inhalt noch bestand« (S. 79). Ein Gleiches wird von den Meisterwerken Raphaels, Michael Angelos, Murillos u. s. w. behauptet. Sie sollen »ihre volle Wirkung auf den grössten Theil der Gebildeten nicht mehr üben«, weil diese den »Glauben an ihren Inhalt verloren haben.« So wird auch von Dante's Komödie und Klopstocks Messiade geurtheilt.

Um schön genannt zu werden, muss das Reale »seelenvoll« sein. Seelenvoll wird das Reale durch die »Gefühle des Menschen« (S. 87). Die Gefühle bilden »den Inhalt des Schönen.« Der Herr Verfasser unterscheidet zwei Arten von Gefühlen 1) die Lust- und Schmerzgefühle, 2) die Gefühle der Achtung. Daher herrscht im Schönen das Individuelle (S. 90).

Der Herr Verf. untersucht nun zuerst die Lust- und Schmerzensgefühle, dann die Gefühle der Achtung, hierauf den sich zwischen den verschiedenen Arten der Gefühle ergebenden Widerstreit und schliesst mit der Frage, ob das Wollen und Handeln des Menschen durch diese Gefühle mit Nothwendigkeit bestimmt wird oder ob der Wille frei ist. Diese Punkte schickt er der Erörterung des »seelenvollen Realen« voraus. Sieben Ursachen von Lustgefühlen werden unterschieden: 1) die Lust aus dem Körper, 2) aus dem Wissen, 3) aus der Macht, 4) aus der Ehre, 5) aus fremder Lust, 6) aus dem Leben, 7) aus dem Bilde der Lust (S. 95). Die Lustgefühle aus den sechs ersten Ursachen werden

Digitized by Google

reale, aus der letzten Ursache ideale Gefühle genannt. Die Lust aus fremder Lust führt den Herrn Verf. zur Untersuchung des »Princips der Liebe im Christenthum.« Wir lesen hierüber S. 100: »Indem das Christenthum die Liebe zum Princip seiner Moral erhebt, liegt darin zunächst ein Widerspruch. Das sittliche Handeln kann nur aus Achtung vor den Geboten Gottes erfolgen; jede Einmischung eines Beweggrundes der Lust hebt die Reinheit des sittlichen Handelns auf, wie dies bei einem Handeln aus Liebe geschieht. Es war nur der Kampf gegen den in der Welt vorherrschenden Egoismus, welcher die Begründer der christlichen Moral in das andere Extrem, in die Liebe, trieb. Für sich allein ist aber die Liebe ebenso unfähig, das Glück der Menschen zu begründen, wie der Egoismus. Dieser Mangel der christlichen Lehre wird nur praktisch weniger bemerkbar, weil die natürlichen Triebfedern des Egoismus schon dafür sorgen, dass die Einseitigkeit der Liebestheorie sich nicht voll verwirklicht und ihre Mängel offenbart.« Die Lust »aus dem Bilde der Lust« ist die »Lust aus dem Schönen.« Der Gegensatz ist die Lust aus dem »Bilde des Schmerzlichen« oder die Lust aus dem »Hässlichen.« Von den Lust- und Schmerzensgefühlen werden die »Achtungsgefühle« unterschieden. Mächtige Persönlichkeiten werden für den Menschen »Auctoritäten.« Der Beweggrund, aus welchem ein gewisser Seelenzustand hervorgeht, ist hier nicht das Gefühl der Lust, sondern ein Gefühl, welches aus einem Sollen hervorgeht und sich als Achtung äussert. Ihre Besonderungen sind »Staunen, Bewundern, Ehrfurcht, Andacht, Anbetung, Heiligung, Aufgehen in die Herrlichkeit und Majestät eines Erhabenen und Heiligen« (S. 113). Das Gebot der Auctorität ist das »Sittliche.« Das Sittliche ist »sachlich grundlos« (sic); es ist »nur sittlich, weil es die Auctorität gebietet.« Die Auctoritäten, welche etwas sittlich machen, während es »kein sachliches Princip für den Inhalt des Sittlichen« gibt, sind 1) »Gott«, 2) die »Fürsten«, 3) die »Auctorität des Volkes«, 4) die »Auctorität des Vaters gegenüber den unmündigen Kindern« (S. 114). Recht und Sittlichkeit sind darum »nur positiv.« In der »übergrossen Macht der Auctoritäten« liegt die Quelle alles Sittlichen. Daher ist die Auctorität nur so lange eine Quelle der Sittlichkeit für uns, als ihre Macht andauert (S. 115).

Der Mensch, die Natur und die »überirdische Welt« werden als der Stoff des seelenvollen Realen behandelt, und zugleich wird gezeigt, dass es überall die menschlichen Gefühle sind, welche das Reale zu einem seelenvollen d. i. Lebendigen und Bedeutenden machen.

Ein zweites Hauptmerkmal des Schönen ist die Bildlichkeit. Sie bezieht sich auf das Einzelne des Naturschönen, auf die bildenden Künste, auf die Musik und Dichtkunst. Man hat gegen die Bildlichkeit der Musik die »Unbestimmtheit« der Bedeutung des musikalischen Kunstwerkes eingewendet. So sagt Hanslick,

Digitized by Google

in derselben Melodie, in welcher Florestan im Fidelio die Worte: »O namenlose Freude« jubelt, könnte Pizarro wüthen: »Er soll mir nicht entkommen«; das Allegro der Zauberflöte passe eben so gut als »Vokalconcert zankender Handelsjuden.« Der Herr Verf. erwiedert auf diesen Einwand, dass, »wenn man der Musik die Unbestimmtheit ihres Bildes vorwerfe, dieses wesentlich aus einem falschen Begriffe des musikalischen Bildes herkomme.« »Man verlangt dann, fährt er S. 214 fort, dass die Musik, wie die Malerei, ein Sichtbares, eine in anschauliche Gestalten und Bewegungen ausgehende Handlung darstellen solle. Dies vermag allerdings die Musik nicht, und deshalb können ihre Bilder auch nicht diejenige Bestimmtheit haben, welche den sichtbaren Elementen des Realen innewohnt.« Als weitere Eigenthümlichkeiten des Schönen ergeben sich aus dessen Bildlichkeit die Freiheit, die Reinheit, die Bestimmtheit.

Als das dritte Hauptmerkmal gehört zum Begriffe des Schönen die »Idealisirung.« Sie ist neben dem Seelenvollen und der Bildlichkeit die dritte Bestimmung desselben. Die Idealisirung hat eine reinigende und verstärkende Richtung, so wie eine solche, welche, »von der Natur des Materials bestimmt, in der Auswahl der Gegenstände und in der Art ihrer Nachbildung diesem Material Rechnung trägt, die eigenthümlichen Vortheile desselben im Vergleich zu dem Realen benutzt und auch dadurch das Bild über sein Reales erhöht« (S. 269). Die »Besonderung der Idealisirung« wird nach ihrer Beziehung zu den bildenden Künsten, zur Musik, zur Dichtkunst und zum Naturschönen dargestellt (S. 273—292). Die Gränzen der Idealisirung werden auf das »Natürliche« und »Sittliche« bezogen (S. 292—320). Ein besonderer Abschnitt wird zur Bestimmung des »sinnlich Angenehmen« im Schönen verwendet. Das »sinnlich Angenehme« wird als eine Bestimmung im Begriffe des Schönen angesehen, welche diesem zwar »mehr äusserlich anhaftet«, jedoch »ebenfalls als eine allgemeine Bestimmung des Schönen anerkannt wird.« Das »Wesen des sinnlich Angenehmen jedes Schönen liegt, wie der Herr Verf. sagt, in seiner Bedeutungslosigkeit.« Es weckt nur »reale Gefühle«, welche zu den idealen »bei dem Genusse des Schönen« hinzutreten. Es ist, »näher betrachtet, eine Lust aus dem Körper«; doch ist diese Art von Lust von den andern Arten der körperlichen Lust durch den Vorgang und die Organe, welche die Lust vermitteln, verschieden. Das Gefühl wird beim sinnlich Angenehmen des Schönen »durch die Sinnesnerven« vermittelt. Der körperliche Vorgang ist die »Sinneswahrnehmung selbst.« Nicht »der geistige Theil der Wahrnehmung«, sondern der »körperliche Vorgang« ist die Ursache des sinnlich angenehmen Gefühles bei dem Schönen. Zugleich wird eine Besonderung des sinnlich Angenehmen im Schönen nach der Verschiedenheit der Sinne, den Arten des Schönen, dem Unterschiede des Materials und der Künste und nach dem Gegensatze des Natur- und Kunstschönen

Digitized by Google

angedeutet und bei der Darstellung der Unterschied der Sinne zu Grunde gelegt (S. 324—334). Der erste Band schliesst mit einer Hervorhebung des »Werthes«, welchen das Sinnlich-Angenehme für das Schöne hat. Er liegt in der Kräftigung und Verstärkung, welche die von dem »Schönen erweckten idealen Gefühle durch den Hinzutritt realer Gefühle erhalten.« »Indem jene (die idealen Gefühle), heisst es S. 334, für sich leicht in Nebel und Unbestimmtheit zerfliessen, werden sie davor durch den Hinzutritt der letzten geschützt und deshalb hat die Kunst das Sinnlich-Angenehme für keine Art ihres Schönen entbehren mögen.«

Der zweite Band beginnt mit der Besonderung des Schönen. Hier werden die drei Bestimmungen des Schönen: das Seelische, das Bildliche und die Idealisirung unterschieden. Die Besonderung nach dem Seelischen trennt das »Erhabene« und das »einfach Schöne.« Im Erhabenen werden der Begriff des Erhabenen, das Natur-Erhabene, das Geistig-Erhabene, das Edle (Gegensatz das Gemeine) und das Tragische gesondert. Das Einfachschöne ist entweder ein solches »im engern Sinne« oder das »Komisch-Schöne« (sic). Im letztern werden besonders der Begriff des Komischen, das Einfach-Komische, das Witzig-Komische und der Humor behandelt. Die Besonderung nach der Bildlichkeit unterscheidet das Bildliche im Natur- und Kunstschönen, die Besonderung nach der Idealisirung das Ideal- und das Naturalistisch-Schöne, das Form- und das Geistig-Schöne, das Symbolisch- und das Klassisch-Schöne. Das Gefühl des Erhabenen ist kein Lustgefühl; es entspringt aus dem Gefühl der »Achtung, der Ehrfurcht vor der Auctorität.« Dieser Gefühlszustand ist der Gegensatz der Lustgefühle. Es ist ein »Vergehen des eigenen Selbst in der Hoheit der gegenüberstehenden, gegenwärtigen, unermesslichen Macht.« Darum bekämpft der Herr Verf. Kant's und Schiller's Ansichten vom Erhabenen. Er sagt S. 10 des zweiten Bandes: »Kant verlegt das Wesen des Erhabenen zwar auch in die übergrosse Kraft, allein er missversteht gänzlich die Natur der in dem Beschauer später eintretenden Erhebung. Dadurch wird die Definition des Erhabenen von Kant und Schiller falsch, indem sie es bezeichnen als ein Vermögen des Widerstandes der Vernunft, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Das Erhabene ist in dieser Definition kein Gegenständliches, sondern in die Seele des Beschauers verlegt; eine Annahme, welche der Beobachtung gänzlich widerspricht. Ueberdem ist diese Definition nur von dem Naturerhabenen hergenommen, obgleich auch die Auctoritäten, Gott, zu dem Erhabenen gehören. Hier würde Kant selbst den Widerstand der Vernunft gegen Gott nicht als den eigentlichen Gegenstand der Erhabenheit festhalten wollen. Das Wesen des Erhabenen ist aber überall dasselbe; auch in dem Naturerhabenen ist es der ganze Mensch, der von dessen Kraft erschüttert ist und seine Nichtigkeit ihm gegenüber empfindet. Auch hier wird keine Idee herbeigeholt und über das Natur-

Digitized by Google

erhabene gestellt, sondern der Mensch geht mit seinem ganzen Wesen in die Naturkraft ein und erhebt sich erst wieder, wenn er in ihrer Bewunderung sich selbst verliert und die Trennung und Gegenstellung seiner selbst gegen die erhabene Macht vergisst.« An Vischer wird gerügt, dass nach ihm das Erhabene und das Komische aus einem Widerstreite der in dem Schönen enthaltenen zwei Momente des Bildes und der Idee hervorgehen, die Idee reisse sich, wie er sagt, hier aus ihrer Einheit mit dem Bilde im Schönen los und halte ihm als dem Endlichen ihre Unendlichkeit entgegen; so gelte das Erhabene als ein sich Widersprechendes, das Wesen des Schönen verlange eine Genugthuung für das verkürzte Recht des Bildes und diese könne nur in einem neuen Widerspruche bestehen, indem sich das Bild der Durchdringung der Idee widersetze und ohne sie als das Ganze behaupte; so entstehe das Komische. Diese Auffassung Vischer's wird »komische Poësie« genannt, welche »keine Wissenschaft« sei. »Das Seelische (Idee), wird S. 11 gesagt, und das Aeussere (Bild) sind in jedem Schönen in gleicher Weise vorhanden, auch in dem Erhabenen ist kein Missverhältniss beider, sonst wäre sein Bild bedeutungslos oder unverständlich. Nur die unermessliche Grösse des Inhalts als Kraft und die ihr entsprechende sinnliche Aeusserung, als Bild, macht den Unterschied des Erhabenen von dem Schönen aus. Es ist allerdings ein Missverhältniss bei dem Erhabenen, aber nicht zwischen seinem Inhalte und seinem Bilde, sondern zwischen diesem Inhalt und dem Zuschauer. Alles Erhabene ist es nur durch seine Unmessbarkeit für den Zuschauer. Gott ist für sich selbst kein Erhabenes und eben so wenig der König für sich selbst. Nur das Missverhältniss zwischen der Kraft des Zuschauers und der Kraft in dem Gegenstande hebt diesen in das Erhabene. Indem Vischer dagegen die Erhabenheit aus einem Missverhältniss innerhalb der Elemente des Schönen selbst abzuleiten sucht, macht dies seine Darstellung nicht blos falsch, sondern auch völlig unverständlich.« Dem Schönen wird das Hässliche gegenüber gestellt. Es ist »das Bild eines von Schmerz erfüllten Realen« (sic). Die Art dieses Schmerzes ist dabei »gleichgültig« (S. 37). Das »Komische« in seinem Unterschiede vom einfach Schönen, welches die Gefühle der Lust »durch Mitgefühl mit den gleichen Gefühlen des Gegenstandes erweckt«, ruft das »Gefühl einer heitern Erhebung in dem Zuschauer hervor, welche sich äusserlich in einem Lächeln kenntlich macht und bei hohem Grade (des Komischen) bis zum lauten Lachen ansteigen kann« (S. 43). Schon im wirklichen Leben zeigt sich eine reale heitere Erhebung. Das Komisch-Schöne ist dann »das idealisirte Bild solcher realen Vorgänge.« Als solche reale Vorgänge werden 1) ein verkehrtes Handeln, 2) eine Unkenntniss dieser Verkehrtheit von Seite des Handelnden, 3) ein leichter Schaden, der daraus dem Handelnden erwächst, und 4) das Wissen um diese Verkehrtheit von Seite der Umstehenden bezeichnet. Die

Digitized by Google

heitere Erhebung durch das Komische ist nicht mit der Erhebung durch das Erhabene zu verwechseln. Im Erhabenen ist das »Fürsichsein des Ichs in die Majestät des Erhabenen aufgegangen«; die Erhebung des Komischen ist nur »die Erhebung aus Ehre« (sic, S. 44).

Ein neuer Abschnitt handelt von der Vollendung des Schönen oder dem Kunstwerke. Der Herr Verf. beginnt mit der Bestimmung des Begriffes: Kunstwerk und unterscheidet die Auffindung, die Composition und die Begründung dieses Begriffes. Hierauf untersucht er die Mannichfaltigkeit des Kunstwerkes, insbesondere das »dichterische Handlungsbild« nach Weltlage, Handlung, Anfang, Mitte, Ende, das »Handlungsbild in den bildenden Künsten«, das »Stimmungsbild«, die Mannichfaltigkeit der Gegensätze, die Eintheilung der Kunstwerke. Hieran reiht sich die Darstellung der Einheit des Kunstwerkes, der Lösung im Kunstwerke, der Idealisirung desselben und der Verbindung der Künste. Die Einheit des Kunstwerkes ist eine Einheit im Realen und eine Einheit im Schönen, letztere nach den innern und äussern Einheitsformen. Der Lösung im Kunstwerke geht der Begriff »der Lösung« überhaupt voraus. Diese wird als Lösung im Handlungs- und Stimmungsbilde unterschieden. Die Verbindung der Künste ist eine Verbindung entweder der bildenden oder der »zeitlichen« oder der bildenden und zeitlichen Künste zugleich. Das Schöne ist »elementar«, wenn es das einfache Bild einer einfachen Empfindung ist. Das Schöne hält sich hier in beiden Beziehungen (der Empfindung und dem Bilde) »innerhalb des Elementaren.« Wenn dagegen das Schöne nach Inhalt und Form sich ausdehnt, wenn die Gefühle eine Mannichfaltigkeit annehmen und die Form deutlicher und umfassender wird, so tritt das Schöne über das Elementare hinaus. Es treten dann neue Bestimmungen zu dem allgemeinen Begriff desselben hinzu, und, wenn ein solches reichere Schöne diese Bedingungen erfüllt, so wird es ein Kunstwerk« (S. 105). Die Lösung im Kunstwerke wird »das innerliche Ende des Kunstwerks« (!) genannt. Das Ende beschäftigt sich mit dem Ende der Form (der Handlung), die Lösung mit dem Ende des Inhalts (der Gefühle). In der Lösung wird nämlich ein Ende gefordert, welches »für die durch das Werk aufgeregten idealen Gefühle einen beruhigenden, befriedigenden Abschluss gewährt« (S. 208). Zu den Künsten mit einem »zeitlichen Material« werden die Musik, die Dichtkunst und die »Plastik mit lebendigen Personen« gezählt (S. 235). Die Verbindung der bildenden Künste erstreckt sich auf Baukunst, Plastik und Malerei, aus der Verbindung der zeitlichen Künste, der Musik und Dichtkunst, geht hauptsächlich die Oper hervor, aus der Verbindung der Plastik mit der Dichtkunst die Schauspielkunst, mit der Musik die Tanzkunst. Besondere Abschnitte entwickeln den Genuss, die Erzeugung und die Geschichte des Schönen, wie endlich zum Schlusse das »verzierende Schöne.« Beim Genusse des Schönen

Digitized by Google

werden seine Bedingungen und Arten unterschieden und darauf das Urtheil über das Schöne gegründet. Zur Erzeugung des Schönen werden die Bestandtheile dieser Erzeugung, der Styl in der Kunst und die Vorbedingungen dieser Erzeugung angedeutet. Der Geschichte des Schönen und ihrer Gesetze geht eine Untersuchung über die Geschichte überhaupt und ihre Gesetze voraus. Was das »verzierende Schöne« betrifft, stellt der Herr Verf. den Begriff und die Gesetze desselben voran, geht sodann zu seiner »Besonderung« über und schliesst mit der Wirkung des verzierenden Schönen. Als Bedingungen des Genusses bezeichnet er die sinnliche Wahrnehmung, den »Hinzutritt von Beziehungen des Denkens« und die »Kenntniss der Bedeutung des Wahrgenommenen.« Die Erzeugung des Schönen findet durch den Künstler statt. Die Vorgänge innerhalb der Seele werden von der äussern Ausführung oder Versinnlichung des innern Bildes unterschieden. Es handelt sich hier um Auffindung des Stoffes innerhalb des Realen, um Composition und Idealisirung. Der Hauptweg für die Beschaffung des Stoffes ist die Conception. Der Herr Verf. spricht sich gegen die »Begeisterung« als eine Vorbedingung zur künstlerischen Erzeugung des Schönen aus. S. 296 sagt er: »Hegel und Andere fordern von dem Künstler auch eine Begeisterung, mit der er an die Erzeugung des Schönen gehen solle. Hegel selbst löset indess diese Begeisterung wieder auf, wenn er sagt: »Sie heisst nichts Anderes, als von der Sache ganz erfüllt werden, ganz in der Sache gegenwärtig sein und nicht eher ruhen, als bis sie zur Kunstgestalt ausgeprägt, in sich abgerundet ist.« Dies ist keine Begeisterung mehr, sondern nur die besonnene, von seinem Zweck erfüllte Thätigkeit, wie sie zur Vollendung jeder grösseren Arbeit, auch ausserhalb der Kunst, (sic) nöthig ist.« Der Herr Verfasser bekämpft ferner die »sehr verbreitete und von den Systemen viel verfochtene Ansicht«, dass »eine Bedingung für die Entfaltung der Kunst vor Allem die politische Freiheit der Nation sei und sucht das Gegentheil, da er Alles auf äussere Beobachtungen gründen will, durch geschichtliche Thatsachen zu erweisen (S. 299). Die Aufgabe der Geschichte der Kunst ist ihm die Darstellung der Veränderungen, welche die »Kunst und das Schöne zeitlich durchlaufen haben.«

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kirchmann: Aesthetik.

(Schluss.)

Die Entwicklung des Schönen ist ein Theil der allgemeinen geschichtlichen Entwicklungen. Sie ist ohne die allgemeine Geschichte nicht zu verstehen. Dem Gebiet des Natürlichen steht das Gebiet des aus der Thätigkeit des Menschen Hervorgegangenen gegenüber. Hier ist nicht, wie in der Natur, ein Kreislauf, sondern eine »vorwärtsgehende Bewegung.« Die Geschichte umfasst darum das Gebiet 1) des menschlichen Wissens, 2) der Güter, 3) das sittliche Gebiet (hier sind die Auctoritäten des Vaters, des Fürsten, des Volkes die Quellen), 4) das Gebiet des Glaubens, 5) das »Handeln der Auctoritäten« oder die politische Geschichte, 6) das Gebiet des Schönen (S. 304—307). Dagegen, dass man das Wesen der Geschichte in die Freiheit, die Humanität, die allgemeine Liebe und Gleichheit, die vernünftige Liebe, das sittliche Element gesetzt hat und noch setzt, wird S. 316 gesagt: »In alle diese Täuschungen geräth die Wissenschaft und die öffentliche Meinung nur deshalb, weil man gewöhnt ist, das Sittliche als ein Unbedingtes und in seinem Inhalte Unveränderliches, Ewiges und Heiliges anzusehen. Für den Einzelnen ist diese Auffassung die natürliche und innerhalb seines beschränkten Daseins die wahre, an der die Philosophie nie rütteln wird. Allein, wenn solche Meinung sich über ihr Gebiet und ihre Zeit erhebt und das für ihre Zeit Unbedingte als ein in Ewigkeit Unbedingtes hinstellt, so ist die Philosophie genöthigt, dagegen aufzutreten, die wahren Grundlagen des Sittlichen aufzudecken und zu zeigen, dass es nur in dem Natürlichen, in der Macht und Lust, seine Wurzeln hat, und dass der sittliche Inhalt eben so wechselt, wie aller geschichtliche Inhalt überhaupt.« Das »persönliche Moment« ist in der Geschichte »der Zufall.« Sie ist kein „Belag" (statt Beleg) für die „sittlichen und Rechtsauffassungen der Gegenwart." Sie bleibt für „alle Zeiten" das „Fatum der Alten", „dessen Unerforschlichkeit weder mit religiösen noch mit sittlichen Ideen erschlossen werden kann" (S. 317). Auch in der Geschichte der Kunst wirkt nicht ein Princip, sondern eine Mannigfaltigkeit von Kräften, nicht die Nothwendigkeit oder Gesetzmässigkeit allein, sondern der durch die Person bedingte „Zufall." Der Herr Verf. unterscheidet zwei Perioden in dieser Geschichte. Die erste Periode umfasst die ältesten Zeiten der Völker, insbesondere den Orient und Aegypten, sodann

Digitized by Google

die Griechen und Römer, und endet mit dem Untergange des weströmischen Kaiserreichs, die zweite Periode bewegt sich vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Ueber das verzierende Schöne heisst es S. 338: „Sein Unterschied von dem Kunstschönen liegt in der ihm fehlenden Freiheit. Letzteres will nur ideal sein, nur den idealen Gefühlen dienen; das verzierende Schöne schmiegt sich dagegen nur einem Realen an, was um realer Zwecke willen für die reale Welt gebildet wird. Es ist damit in seiner selbstständigen Entfaltung gehemmt. Es entsteht dadurch ein Widerstreit zwischen dem Realen und Idealen, die verschmelzen sollen und doch ihrer Natur nach dies nicht vermögen. Indem das Ideale keine realen Ziele kennt, bewirkt es bei seiner freien Entfaltung eine Hemmung in der realen Nutzbarkeit des Gegenstandes; indem umgekehrt der reale Zweck sich auf das vollkommenste verwirklichen will, muss er nothwendig das Ideale beschränken." Das verzierende Schöne ist bei den rohen Völkern „das einzige Schöne." Es geht auch bei den Kunstvölkern dem Kunstschönen voran. Das verzierende Schöne äussert seine Wirkung auch bei „schmerzlichen Gelegenheiten." Dahin werden Trostreden, Trostbriefe, Trauerkleidung und Trauermusik gerechnet. Durch das verzierende Schöne dringt die Kunst immer weiter in die reale Welt ein. Das Reale umhüllt sich mehr mit dem Idealen. Wie Philosophie und Wissenschaft in unserm Jahrhunderte ihren „aristokratischen ausschliesslichen Charakter" abzulegen und „Gemeingut Aller" zu werden suchen, so erwartet der Herr Verf. auch von der Verbindung der Kunst und Wissenschaft neue „Bahnen und Ziele, von denen die Gegenwart kaum eine Ahnung hat."

Der gelehrte Herr Verf. zeigt im vorliegenden Werke eine genaue Bekanntschaft mit der philosophischen und ästhetischen Literatur, wie mit den berühmteren Kunstwerken der Vorzeit und Gegenwart, besonders aus dem Gebiete der Dichtkunst, der Malerei, Plastik und Musik. Auch fehlt es seiner Arbeit nicht an Bemerkungen, welche von einem feinen ästhetischen Tacte und einer richtigen Auffassung des ästhetischen Stoffes zeugen. So sagt er beispielsweise S. 245 des ersten Bandes sehr richtig: „Will der Maler einen fröhlichen Menschen malen, so muss er die Mienen, die Geberden, die Bewegungen aufnehmen, die in dem realen Menschen mit der Fröhlichkeit verbunden sind; will der Componist die Schwermuth musikalisch darstellen, so muss er sich an die Weisen, an den Rythmus, an die Zeitmaasse halten, in denen der schwermüthige Mensch sich äussert; will der Dichter die Verzweiflung eines erhabenen Geistes schildern, so muss er ihn die Gedanken, die Entschlüsse aussprechen lassen, wie sie die Monologe des Faust enthalten. Kein Dichter kann an diesen gegenständlichen Verbindungen von Seelischem und Sinnlichem auch nur das Leiseste ändern, ohne die Bestimmtheit oder Verständlichkeit seines Bildes zu beschädigen. Hier ist der Punkt, wo der Künstler die Natur zu

Digitized by Google

studiren hat; denn nur an ihr kann er diese Verbindungen kennen lernen. Sie sind zugleich von so unendlicher Mannigfaltigkeit, von so wunderbarer Feinheit, dass ihre Kenntniss niemals ganz abgeschlossen ist, dass jeder grosse Künstler deren neue entdeckt und damit im Stande ist, in seinen Werken Originale zu geben, welche trotzdem von Jedem verstanden werden. Es ist also nichts verkehrter, als die Meinung, dass die Begründung des Schönen auf die Gefühle die Gegenständlichkeit desselben zerstöre und die Wissenschaft des Schönen unmöglich mache. Zugleich erhellt nun erst die Bedeutung des Naturschönen in vollem Maasse. Während Hegel und seine Schule es nur als die unvollkommene Vorstufe zur Schönheit gelten lassen, ist es vielmehr die Grundlage aller Schönheit überhaupt; nur an ihm können diese Verknüpfungen des Seelischen mit dem Aeusseren erkannt werden. Die seelenvolle Natur einschliesslich der des Menschen ist die wahre Lehrerin der Schönheit; sie öffnet dem eifrigen Künstler ihren Mantel und lässt ihn die geheimen Fäden sehen, an denen das Aeussere von dem Innern bestimmt wird und zu dem Spiegel von jenem herabsinkt; nun erst vermag der Künstler ihr zu folgen und seine Bilder mit dem Seelischen zu erfüllen, was allein sie zu einem Schönen erhebt.« S. 269 führt der Herr Verf. zur Verdeutlichung der Idealisirung folgendes treffende Beispiel an: »Die Photographie hat das Seelenvolle und das Bildliche des Schönen; es fehlt ihr nur die Idealisirung und nur deshalb ist sie kein Schönes. Die Photographie gibt die feinen Härchen, die kleinen Flecken, die zufälligen Verletzungen der Haut, wie sie das Original im Moment der Aufnahme hat, obgleich sie ein Seelenloses und Zufälliges sind. Die Photographie gibt die Züge der Stimmung, welche im Moment der Aufnahme bestehen, wenn sie auch dem Charakter und Temperament des Originals widersprechen; sie copirt das Seelenlose, was durch den Zwang des Stillsitzens selbst in die geistreichen Gesichter sich eindrängt. Dies Alles thut der Maler nicht; er reinigt sein Bild von diesen zufälligen, störenden oder nichtssagenden Elementen. Die Photographie bietet ferner das Nebensächliche mit derselben Genauigkeit, wie das Wichtigere« u. s. w. Ueber das Erhabene lesen wir im zweiten Bande S. 12: »Die idealistischen Systeme sprechen neben einem Erhabenen der Kraft auch von einem erhabenen des Raumes und der Zeit. Allein der leere Raum und die leere Zeit sind beide kein Erhabenes; sie werden es erst durch ihre Erfüllung oder durch ihre Gränzenlosigkeit oder durch ihre Wirkungen, insofern sie in all diesen Beziehungen sich als Bewahrer unermesslicher und gewaltiger Kräfte dem Menschen gegenüber darstellen. So ist die dunkle Nacht uns erhaben, wenn sie zugleich als die Bewahrerin von Mächten gilt, die in dieser Dunkelheit als unerforschlich und als unermesslich gelten; so ist der Sternenhimmel ein Erhabenes, weil dieser gränzenlose Raum zugleich von Welten mit ungeheuern Kräften erfüllt vorgestellt wird. Zimmer-

Digitized by Google

mann sagt richtig: »Der Schlummer der in der Tiefe des Meeres ruhenden gewaltigen Kräfte ist es, der das ruhende Meer so erhaben macht.« Aehnlich sagt Solger im Erwin: »Schweigen kann erhaben sein wegen der nicht entwickelten Kraft.« Es ist die Kraft in der Ruhe, die Fr. v. Schlegel für das Schönste erklärt. So erscheint der Zeitablauf von Jahrtausenden als ein Erhabenes nur, wenn er als eine Macht gefasst wird, der kein Werk des Menschen und kein lebendes Wesen auf die Länge widerstehen kann. Nur deshalb sind die Ruinen von Theben, die Campagna von Rom ein Naturerhabenes; sie sind das Bild der gewaltigen, Alles zerstörenden Macht der Zeit. Eben so sind die Pyramiden Aegyptens neben ihrer Grösse auch deshalb erhaben, weil sie der zerstörenden Macht der Zeit seit Jahrtausenden getrotzt haben, mithin eine gleich erhabene Gegenkraft darstellen. Es ist falsch, wenn Vischer die Erhabenheit des ewigen Juden aus der unendlichen Fortdauer seines Lebens überhaupt ableitet. Das Erhabene desselben liegt vielmehr darin, dass er sterben will und nicht kann. Er ist ein Bild jenes Verlangens der Seele, aus den Fesseln des Ichs heraus in das Gefühl des Vergehens seiner selbst einzutreten; er ist das Bild eines Menschen, der übersättigt von dem Leben nach dem Aufgehen in das Ewige verlangt, das Bild jenes furchtbaren Zwiespaltes in der Seele, wenn sie auf ewig an das Selbstische, an die Lust des Lebens fest gebannt, ihr anderes Theil, das Vergehen in das Erhabene, was hier der Tod ist, nicht erreichen kann. Dieser Kampf wird erhaben durch das Uebermenschliche, zu dem das dichterische Bild des Juden gesteigert ist.« Sehr wahr ist, was S. 178 des zweiten Bandes von der modernen Romanliteratur gesagt wird. »Die freiere Behandlung, heisst es daselbst, welche der Romanstoff gestattet, hat allmählig dahin geführt, dass die grosse Masse der Romanschreiber kaum noch daran denkt, dass ihre Aufgabe ist; ein Kunstwerk herzustellen. Die meisten modernen Romane enthalten nur elementare Schönheiten und erfüllen die Bedingungen des Kunstwerkes nicht. Viele können nur dem verzierenden Schönen beigezählt werden, weil die realen Interessen des Zeitvertreibs, der Befriedigung politischer oder religiöser oder socialer Parteileidenschaften oder die Zwecke der Belehrung dabei vorherrschen und dem Schönen die freie Entwicklung nicht gestatten.«

So gerne Ref. auch solche einzelne Vorzüge des vorliegenden Buches anerkennt, so ist derselbe doch mit der Anlage des Ganzen und seiner Durchführung in vielen Einzelnheiten des Stoffes nicht einverstanden. Der Herr Verf. geht von seiner »Philosophie des Wissens« aus und beginnt mit dem Satze, dass Sein und Wissen dem Inhalte nach identisch, nur der Form nach verschieden sind. Offenbar aber geht das Wissen aus einem Afficirtwerden des wissenden Subjectes durch das Object hervor. Dieses Afficirtwerden des Subjectes ist seine Empfindung. Das Object ist für uns die Empfindung. Aber das Sein selbst, welches in uns diese Empfin-

Digitized by Google

dung hervorruft, ist ein Anderes, als die Empfindung. Grün, gelb, roth, schwarz sind Gesichtsempfindungen, laut, leise — Tonempfindungen, welche für uns und von uns empfunden werden. Ihr Sein muss auf die Verschiedenheit in der Richtung und Geschwindigkeit der Schwingungen des Lichtäthers und der Atmosphäre zurückgeführt werden. So verhält es sich auch mit den Geschmacks-, Geruchs- und Tastempfindungen. Immer liegt den subjectiven Empfindungen ein Bewegen gewisser Stoffe zu Grunde, so dass unser Wissen von den Farben, Tönen, dem Geruche, Geschmacke, der Wärme, Kälte u. s. w. des Gegenstandes ein Anderes ist, als der Gegenstand, von welchem die Empfindungen ausgehen, die nicht in dem Objecte an sich haften, sondern lediglich in uns als subjective Wirkungen auf unsere Sinneswerkzeuge erscheinen. So ist der Unterschied des Seins und Wissens kein bloss formeller. Sein und Wissen »fliessen aber auch durch das Wahrnehmen nicht ineinander.« Sein bleibt Sein ausser uns, objectiv, gegenständlich, Wissen in uns, subjectiv, durch subjective Wirkungen oder Empfingungen bestimmt. Indem der Herr Verf. aber von der inhaltlichen Identität des Seins und Wissens ausgeht und auf dieses Princip seine Aesthetik aufbaut, geht er ja selbst von einem apriorischen Erkenntnissprincip aus, welches er doch entschieden nach seinem Realismus für die Aesthetik perhorresciren muss. Die Wissenschaft vom Schönen soll auf »realistischer Grundlage«, auf Beobachtungen der Natur, des Geistes, der Kunstwerke, auf Wahrnehmen und Denken d. h. Vergleichen, Trennen und Verbinden des Wahrgenommenen, gewonnen werden. Darum soll von keinem apriorischen Princip in der Aesthetik ausgegangen werden und die Aesthetik Erfahrungswissenschaft sein, nach der Methode der Naturwissenschaft ihre Anschauungen entwickeln. Die idealistischen Systeme von Plato bis Hegel werden bekämpft und von dem Herren Verf. einseitig genannt. Verfällt er aber nicht selbst in den Fehler, welchen er den Idealisten zum Vorwurfe macht, wenn er sich der Theorie eines einseitigen Realismus zuwendet? Die Idealisten wollen alle ihre Vorstellungen, so auch die des Schönen, aus dem Innern der Seele heraus apriorisch vor aller Erfahrung vermittelst der dialektischen Methode entwickeln. Entwickelt sich aber irgend eine Vorstellung im Menschen ohne äussere Einwirkung, ohne Afficirung desselben durch ein ausserhalb seiner vorhandenes Object, ohne Afficirung der Organe seines Leibes, ohne Empfindung des Aeussern? So ist wohl ein solcher Idealismus, wie er sich seit Leibnitz gestaltete und in der Hegel'schen Philosophie zu einem dialektischen Gedankenprozess wurde, einseitig genug. Er modelt die Welt nach seinen Begriffen, anstatt dass er erkennt, dass sich die Begriffe nach den Eindrücken der Welt formen müssen, ja dass sie ohne diese für den Geist nicht vorhanden sind und vom Geiste nicht entwickelt werden können. Ist aber darum jener Realismus, welchen der Herr Verf. adoptirt und auf die Aesthetik anwendet, etwa

Digitized by Google

minder einseitig? Alle Einwirkungen der Welt bringen im Geiste keine Vorstellung zu Stande, wenn er nicht vorher Geist d. i. Vorstellungsfähigkeit selbst ist. Mit Recht hat Leibnitz der Behauptung der Realisten, dass nichts im Verstande liege, was nicht vorher in die Sinne gekommen sei, den Satz entgegengestellt: Nil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, nisi intellectus. Der intellectus ist aber nicht Nichts, keine leere Tafel, kein inhaltsleeres Papier, sondern das, was die Keime zu demjenigen in sich trägt, welches sich durch den Reiz von Aussen entwickelt. Läge nicht der Keim des Schönen in der Seele, er könnte nicht durch Beobachtung, durch blosse äussere Erfahrung zur Entfaltung gelangen. So ist allerdings im Menschen ein angeborener Schönheits- und Kunstsinn, ein ästhetischer Tact, ein Innerliches, Apriorisches, das zur äussern Einwirkung oder Erfahrung hinzutreten muss, damit für den Menschen das Schöne erzeugt werde und vorhanden sei. Der psychische Factor des Idealismus und der somatische des Realismus oder Entwicklungsfähigkeit und Reiz von Aussen müssen sich zum Producte des Schönen verbinden. Es entsteht weder durch den einen, noch durch den andern Factor getrennt. Das Schöne soll ein »Seiendes« sein und wird nun nach dem Herren Verf. durch Beobachtung aufgefunden und durch Beobachtungen findet man seine Principien und Gesetze. Das Schöne ist aber kein Seiendes, sondern ein Werdendes. Der Mensch erzeugt es durch seine Empfindung in der Natur, im Geiste, in der Kunst. Es wird durch den Menschen und ist dann im Menschen. Es muss also erst für mich werden, um in mir zu sein. Es ist kein Vorhandenes, Fertiges, Aeusseres, welches nur gleich einem äussern Erfahrungsgegenstande bloss durch das Wahrnehmen aufgefasst wird.

Der Herr Verf. stellt das Geschichtlich-Schöne unter die Kategorie des Naturschönen und doch ist zwischen Natur und Geschichte ein grosser Unterschied. Jene bezieht sich auf die Gesetze der Nothwendigkeit in der stofflichen Existenz und Entwicklung, diese auf das Werden, die Entwicklung des Menschengeistes, auf die Offenbarung der Freiheit des Willens in Thaten. Das Geschichtlich-Schöne gehört darum nicht dem Natur-Schönen, sondern dem Geistes-Schönen an. Das Kunstschöne ist nicht als »elementar« und als »Kunstwerk« zu unterscheiden. Im Kunstwerke selbst liegt das Kunstschöne. Die landschaftliche Kunst oder Gartenkunst ist nicht eine besondere schöne Kunst. Was an ihr Kunstschönes ist, gehört dem Gebiete der Baukunst und Plastik oder der Zeichnungskunst und Malerei an. Ausser dem Kunst- und Naturschönen ist wohl das Geistesschöne, welches das eigentliche Schöpferische des Kunstschönen ist, nicht aber das »verzierende Schöne« als eine besondere Art des Schönen zu unterscheiden. Dieses ist ein Kunstschönes, niederer in seinen Anfängen, oder in seiner Anwendung auf reale Gegenstände und reale Thätigkeiten. Es ist nicht abzusehen, warum der Herr Verf. so sehr gegen den Idealismus eifert,

Digitized by Google

da er selbst ein »seelenvolles Reales« für den Begriff des Schönen verlangt. Die Seele im Realen nennt er die Bedeutung, das »Bedeutende« in demselben. Wodurch erhält aber der reale Gegenstand anders seine Bedeutung, als durch seine Idee, durch den Begriff, der sich in ihm verwirklicht? Das, was der Gegenstand für mich ist, der Begriff, die Idee, die sich in ihm ausdrückt, macht ihn für mich bedeutend, gibt ihm die Seele, macht ihn zu einem, wie der Herr Verf. will, »seelenvollen Realen.« Spricht sich dieses nicht auch in der Vischer'schen Einheit der Idee und des Bildes aus? Die »Idealisirung«, die als ein neues Erforderniss des Schönen von dem Herren Verf. aufgestellt wird, liegt ja schon darin, dass man das Seelische oder Ideelle des realen Gegenstandes auffasst und darstellt. Es ist allerdings richtig, dass das Schöne seine »Grundlage in den Gefühlen des Menschen« hat. Aber nun sollen wir erkennen, was schön ist, sollen die Merkmale des Schönen aufstellen, sollen diese auf Natur und Geist und die sie verknüpfende Kunst anwenden. Dies kann aber nur dadurch geschehen, dass wir einen Begriff vom Schönen haben. Man fühlt das Schöne und, ohne es zu fühlen, geht seine Vorstellung nicht in uns auf. Die Wissenschaft aber — und das ist die Aesthetik — kann sich mit der Quelle des Schönen oder dem ästhetischen Gefühle nicht begnügen; sie will wissen, also das Gefühl auf Begriffe zurückführen. Gefühle ohne Begriffe führen in das Gebiet des Phantastischen, Excentrischen, der Träumerei. So hat die Wissenschaft ihre Grundlage in den sich auf die Gefühle des Schönen beziehenden Begriffen und Gesetzen. Als viertes Merkmal des Schönen kann unmöglich das »Sinnlich-Angenehme« hinzukommen. Allerdings ruft das Schöne in uns ein Gefühl der Lust oder des Wohlgefallens hervor. Kant hat die Lust des Schönen zum Unterschiede vom Nützlichen oder Angenehmen ein »uninteressirtes Wohlgefallen« genannt. Das Angenehme wirkt auf den Trieb, das Nützliche auf das Begehrungsvermögen. Die Lust, die den Trieb bestimmt, oder sich auf die äusseren realen Zwecke bezieht, ist keine reine Lust, die bei der blossen Empfindung des Wohlgefallens stehen bleibt; sie will ein Anderes und ist darum immer durch die Einwirkung eines Andern, nicht zur Empfindung Gehörigen gestört oder getrübt. Ein Bild, das die sinnlichen Triebe kitzelt, so angenehm auch die Gefühle der Sinnlichkeit dabei sein mögen, kann wohl schön sein; aber nicht dieser Kitzel macht es schön, er ist weder ein Haupt- noch ein Nebenbestandtheil des Schönen; er stört im Gegentheile diesen Genuss. Das Schöne ruft allerdings eine Lust in uns hervor und, wenn man unter dieser reinen Lust am Schönen, unvermischt mit der Aufregung der Begierde, das Sinnlich-Angenehme versteht, dann ist es eben eine Wirkung des Schönen, nicht aber ein zum Begriffe des Schönen gehöriges Merkmal. Der Herr Verf. scheint dieses selbst zu fühlen, spricht darum zuerst von seinen drei Hauptmerkmalen des Schönen, dem Bilde,

Digitized by Google

dem seelenvollen Realen und der Idealisirung und behandelt das »sinnliche Angenehme« als »Merkmal des Schönen« erst später und abgesondert. Nach dem Herren Verf. ist das seelenvolle Reale ein Hauptmerkmal des Schönen; er selbst legt das Seelenvolle des Realen in das Bedeutende desselben, und doch setzt er das Wesen des Sinnlich-Angenehmen in seine »Bedeutungslosigkeit.« Wenn nun das Seelenvolle und Sinnlich-Angenehme nach ihm Merkmale des Schönen sind, wie ist dieses zugleich ohne Widerspruch möglich, da im Schönen das »Bedeutungslose und das Bedeutende« zugleich Merkmale sein sollen?

Da auch Gegenstände des Glaubens zum Stoffe des Kunstschönen werden können, so will der Herr Verf. die Schönheit der darauf gegründeten Kunstwerke von der Macht dieses Glaubens abhängig machen, so dass sie, wenn der Glaube, aus dem sie hervorgehen, nicht mehr herrscht, ihre Schönheit verlieren. Er führt als Beispiele Homers Epen und Aeschylos' Dramen, die Werke des Raphaël, Michaël Angelo, Murillo u. s. w. an. Allein gerade die Thatsache, dass diese Werke von dem Herren Verf. »Meisterwerke« genannt werden, beweist, dass etwas in ihnen liegt, was sie über alle Zeiten eines specifischen Glaubens erhebt. Das wird wohl von dem Herren Verf. zugegeben, allein zugleich behauptet, dass jene Werke nicht mehr den Genuss gewähren, wie zu »jenen Zeiten, wo der Glaube an ihren religiösen Inhalt noch bestand.« Refer. möchte das Gegentheil behaupten. Wenn solche Werke als Gegenstände eines herrschenden Glaubens und mit dem Auge des Glaubens gelesen und gesehen werden, so mischt sich in das Gefühl des Schönen noch ein anderes, nicht zu ihm gehöriges, das uninteressirte Wohlgefallen störendes Gefühl. Gerade dadurch, dass man frei von den Einflüssen des Glaubens das Kunstwerk betrachtet, gewinnt das Gefühl des Schönen an Intensivität und Macht. Hier wird nicht das Heilige angebetet, sondern das Schöne, das, was an diesem nicht wechselt, über allen Zeitlauf erhaben ist, empfunden und bewundert. Beten und Andacht, aus religiösen Gefühlen hervorgehend, sind nicht mit der heitern, ungetrübten Lust des Schönen zu verwechseln. Was wir an Dante's Komödie und Klopstock's Messiade weniger schön finden, weil die Zeit des Glaubens entschwunden ist, ist auch in der That das weniger Schöne an ihnen. Was nur unter der Voraussetzung des Glaubens schön ist, ist nicht wahrhaft schön; denn das wahrhaft Schöne ist in und durch sich schön und wird nicht durch die wechselnden Meinungen des Tages bestimmt. Wenn auch im Schönen das »Individuelle« herrscht, d. h., wenn alles Schöne sich auch individualisirt; so ist es doch immer eine Idee, die des Schönen, die sich im Individuellen darstellt. So ist es ja auch mit dem Individuum. Es hat nicht nur den specifischen, sondern auch den generischen Typus. Es ist die Verwirklichung der allgemeinen Idee oder Gattung im Individuum. Von den Lust- und Schmerzensgefühlen werden die

Digitized by Google

Gefühle der Achtung unterschieden und auf das einfach Schöne und Erhabene zurückgeführt. Nach des Ref. Dafürhalten sind die alten Cyrenaiker mehr im Rechte, wenn sie alle Gefühle auf angenehme und unangenehme, oder Lust- und Schmerzensgefühle zurückführen; denn auch die Achtung erweckt in uns ein Gefühl der Lust. Man kann sie daher nicht mit dem Herren Verf. als völlig von einander verschieden ansehen. Ebenso wenig kann man demselben beistimmen, wenn er alle Ursachen der Lust auf sieben verschiedene Arten zurückführt. Man kann die Lust aus dem Wissen nicht von der Macht und Ehre trennen; denn auch im Wissen liegt eine Macht und eine Ehre. Die Lust aus dem Bilde ist ferner keine andere Lust, als die aus der Sache selbst. Denn dadurch erweckt das Bild in uns eben die Lust, dass man es zur Sache selbst macht. Die Lust aus fremder Lust ist nur dadurch eine Lust, dass sie unsere eigene wird. Wie kann man das Leben aus dem Körper von der Lust aus dem Leben trennen, da ja nur dann aus dem Körper eine Lust entsteht, wenn in ihm das Leben ist? Weit passender würde man die geistigen Lust- und Schmerzgefühle von den körperlichen unterscheiden und zu den ersteren die intellectuellen, ästhetischen, religiösen und sittlichen Gefühle zählen. Hierin allein liegt die Ursache des Unterschiedes der realen und idealen Gefühle. Die Gründe gegen das Princip der Liebe im Christenthum sind unhaltbar. Die wahre Sittlichkeit geht nicht aus der Achtung vor dem Gebiete der Auctorität (Gottes) hervor; sie gründet sich auf eine innere Nöthigung, auf die Stimme des Gewissens. Die Achtung ist nicht der Grund der Sittlichkeit, sondern die Folge derselben. Wer nur gut ist, weil er ein Gebot der Auctorität, also ein äusseres Gebot achtet, ist nicht aus einem eigenen, sondern aus einem fremden Bestimmungsgrunde sittlich. Ihm fehlt also die Freiheit, die Grundbedingung jedes sittlichen oder moralisch imputirbaren Zustandes. Das Handeln aus Liebe soll das Einmischen eines fremden Beweggrundes, nämlich der Lust an fremder Lust, sein und dadurch das sittliche Handeln aufheben. Hier wird die Empfindung, die eine Folge der Liebe ist, mit der Liebe selbst verwechselt; denn die Liebe ist die Hingabe der eigenen Person an eine andere, das Leben für eine andere Person, also nicht egoistisch, sondern die Verneinung jedes Egoismus. Sie »trägt und duldet Alles«, wie der Apostel sagt. Gewiss zerstört die Liebe das Glück anderer nicht, sondern sie fördert es; denn ein wahres sittliches Gemeinwesen kann nur durch die Liebe aus dem innersten Wesen des Menschen hervorgehen.

Das Hässliche als den Gegensatz des Schönen möchten wir nicht das »Bild des Schmerzlichen« nennen. Denn auch in das Gefühl des Schönen und Erhabenen kann sich das Gefühl des Schmerzlichen mischen, wie bei der Darstellung des Todes eines grossen Mannes. Der Anblick bleibt, wenn auch vielleicht uns schmerzlich stimmend, schön oder erhaben, niemals aber kann er

Digitized by Google

hässlich genannt werden. Die Gefühle der Achtung sollen aus der Macht der »Auctoritäten« hervorgehen. Es gibt aber nicht nur äussere Auctoritäten, sondern auch innere, wie das Sittengesetz, die Idee des Schönen, Wahren, Guten, Heiligen. Auch vor ihnen hat der Mensch Achtung, ja er gibt mit dem Aufgeben dieser Achtung die Achtung gegen seine innere menschliche Würde auf. Der Herr Verf. ist darum im Unrechte, wenn er in derselben Weise die Moral, wie die Aesthetik, auf seiner realistischen Grundlage entwickeln will. Die Moral geht nicht aus der Achtung vor einem äussern Gebote, wie dem Gottes, des Fürsten oder des Volkes, sondern lediglich aus der Achtung vor dem Sittengesetze hervor. Dieses aber wird von dem Gewissen des Menschen selbst aufgestellt, und, so verschieden auch auf niederen Stufen der Entwicklung die Ansichten der Menschen von gut und schlecht sein mögen, sie stimmen, sobald sich auf einer höhern Stufe der Bildung der Geist der Humanität und inneren Freiheit entwickelt, in dem Wesentlichen der Sittlichkeit überein. Es verhält sich mit dem Sittlichen eben so, wie mit dem Schönen. Beide sind nichts Gemachtes, aus blossen äusseren Beobachtungen Entstandenes, sondern in der Menschennatur Ursprüngliches, verschiedene nothwendige und innerliche Seiten eines und desselben Charakters der Humanität. Das Sittliche ist also nicht »sachlich grundlos«; es ist im Wesen der Menschennatur begründet. Die Stimme des Gewissens füllt das Sittengesetz aus, nicht das »Gebot der Auctorität.« Der Herr Verf. kennt keine andern Auctoritäten, als Gott, den Fürsten, das Volk und den Vater für unmündige Kinder. Die erste Auctorität fällt für diejenigen hinweg, welchen der Glaube an Gott fehlt, die letzte für jene, welche mündig geworden sind. Es bleiben also für diese nur noch die beiden Auctoritäten: Fürst und Volk übrig. Es gibt aber ein Recht, das nicht von der Willkür des Fürsten und den jedesmaligen Launen eines Volkes abhängt, wie es in gleicher Weise auch eine von Fürst und Volk und jeder äussern Auctorität unabhängige Sittlichkeit gibt. Nicht die »übergrosse Macht« ist die Quelle des Sittlichen. Sonst wäre das grosse Verbrechen, wenn es ein Gebot einer übergrossen fürstlichen Auctorität ist, die sittlichste Handlung und es könnte wohl kaum ein Laster gedacht werden, welches nicht unter diesem Auctoritätsprincip die sittliche Weihe empfinge. Soll das »Andauern der Macht« über »das Andauern der Auctorität« entscheiden? Wenn das ist, so ist das Gehorchen gegenüber der despotischen Auctorität Sittlichkeit, so lange die Macht der Bajonette dauert. Kriecherei und Servilismus erscheinen dann als Tugenden. Wer sich gegen die Auctorität auflehnt, handelt dann unsittlich. Freilich kann sich das Blatt wenden. Auf die höchste Despotie folgt die Revolution. Nun tritt jene andere Auctorität, die Macht des Volkes, ein. Nun haben wir auch wieder ein anderes Gebot der Auctorität und damit eine andere Sittlichkeit. Die Sittlichkeit wechselt hier, wie die Mode, und die

Digitized by Google

Tugend wird Klugheit, welche sich der jedesmaligen Auctorität zu fügen weiss. Wo bleibt hier das Gewissen, die sittliche Freiheit, die Tugend? Sie ist gleich der Schönheit ein realistisch Gemachtes, nicht im Wesen des Menschen Begründetes.

Dass das Sinnlich-Angenehme nicht in der Bestimmung des Schönheitsbegriffes liegt, wie der Herr Verf. will, wurde schon gezeigt. Gesteht er doch selbst, dass es dem Schönen »nur äusserlich anhaftet.« Das, was ihm nur äusserlich anhaftet, gehört aber nicht zu seinem Innerlichen, also nicht zu seinem Kern und Wesen. Wie kann nun behauptet werden, dass es »als eine allgemeine Bestimmung des Schönen anerkannt werden müsse.« Wenn es, wie der Herr Verf. selbst eingesteht, nur eine Folge der »Lust des Körpers« ist, wenn es nur »reale«, also rein sinnliche Gefühle weckt, wenn es nur eine Empfindung der »Sinnesnerven«, nur eine Folge der sinnlichen oder realen Einwirkung auf diese ist, wie kann es da als »viertes Merkmal« für den Begriff des Schönen gelten? Hier kann man wohl nicht mit dem Herrn Verf. von einer »Besonderung des Sinnlich-Angenehmen im Schönen« nach der Verschiedenheit der Sinne, den Arten des Schönen, dem Unterschiede des Materials und der Künste und nach dem Gegensatze des Natur- und Kunstschönen sprechen oder den Unterschied der Sinne bei der Darstellung zu Grunde legen, weil eben das Sinnlich-Angenehme kein wesentlicher Bestandtheil der Idee des Schönen ist und damit alle diese unterschiedenen Beziehungen jenes so genannten Bestandtheiles nothwendig hinwegfallen. Durch das Sinnlich-Angenehme werden die Gefühle des Schönen weder gekräftigt, noch verstärkt; denn, was die Triebe und das Begehrungsvermögen aufregt, den Menschen von Innen nach äussern oder sinnlichen Zwecken treibt, kann unmöglich zur Verstärkung einer auf reiner Lust am Schönen begründeten Empfindung dienen. Nicht »Nebel« und »Unbestimmtheit« sind ohne das Hinzutreten des Sinnlich-Angenehmen im Schönen. Das Schöne gefällt, weil es schön ist, ohne äussern Beweggrund, ohne eine Beziehung auf einen äussern Zweck. Mit dieser Beziehung hört die Freiheit und Reinheit der Schönheitsidee auf. Diese Beziehung gerade umgibt sie mit einem Nebel und einer Unbestimmtheit, durch welche man das Schöne vom Angenehmen und Nützlichen kaum zu unterscheiden im Stande ist.

Im zweiten Bande sieht sich der Herr Verf. nach der Anlage des Buches genöthigt, Vieles von demjenigen, was der erste Band enthält, zu wiederholen. Der zweite Band soll die Besonderung, die Vollendung, den Genuss, die Erzeugung, die Geschichte des Schönen und das verzierende Schöne entwickeln. Offenbar gehört der logischen Ordnung nach die Erzeugung des Schönen vor seine Besonderung und Vollendung, und das verzierende Schöne in den ersten Band, wo vom verzierenden Schönen, überhaupt vom Begriffe des Schönen gehandelt wird. Da der Herr Verf. schon im ersten Bande die verschiedenen Arten des Schönen behandelt hat,

Digitized by Google

so muss er auch hier wieder die Bestimmungen des Erhabenen, des Einfach-Schönen, des Komischen, des Natur- und Kunstschönen wiederholen. Da er im ersten Bande schon die besonderen Künste darstellt, so muss er ihre Besonderung auch hier theilweise wiederholen. Da er schon im ersten Bande das verzierende Schöne zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat, so muss er auch hier schon Gesagtes wieder sagen.

Bei der Besonderung nach dem Seelischen wird das Edle unter das Erhabene gestellt, obschon das Edle noch lange nicht erhaben ist. Wir unterscheiden selbst im gewöhnlichen Leben und nach dem gemeinen Sprachgebrauche die edle und die erhabene Handlung, sowie die edle und erhabene Gefühlsstimmung. So ist die Unterstützung eines kranken leidenden Menschen in uneigennütziger Aufopferung wohl edel, aber nicht erhaben. Das Edle geht immer auf das sittliche Element, während sich das Erhabene auf die Unermesslichkeit der Grösse und Kraft bezieht. Ein Sturm, die Eruption eines Vulkans kann erhaben, aber niemals edel sein. Ebenso gehört das Gemeine eher zum Hässlichen und ist unter jener Kategorie darzustellen, während es auch als Gegensatz unter der Rubrik des Erhabenen nicht an seiner rechten Stelle ist. Auch kann man das Komische mit seinen verschiedenen Arten nicht unter das Einfach-Schöne bringen. Der Herr Verf. scheint dies wohl selbst zu fühlen, da er das Einfach-Schöne wieder in das Einfach-Schöne im engern Sinne und in das Komische eintheilt. Das Erhabene ist übrigens dem Komischen nicht so sehr entgegengesetzt, dass das mit jenem verbundene »Achtungsgefühl« nicht auch mit einem Lustgefühl verbunden sein könnte. Schon Kant sagte richtig, dass das Uebergrosse und Uebermächtige des Erhabenen, uns demüthigend, in uns eine Unlust erweckt, dass wir aber bald finden, dass wir es sind, welche die Idee des Unendlichen in das eigentlich nur relativ Grosse verlegen, dass wir dadurch bald unserer Ueberlegenheit bewusst werden, dass so aus der anfänglichen Unlust ein Gefühl der Befriedigung, eine Lust erzeugt wird, zu deren Empfinden aber allerdings ein grösserer Grad von Bildung gehöre. Es ist also das sich auf das Erhabene beziehende Gefühl nicht, wie der Herr Verf. will, der wirkliche Gegensatz des Lustgefühls. Es gehört dazu nicht bloss »ein Vergehen des eigenen Selbst in der Hoheit der gegenüberstehenden unermesslichen Macht«, sondern ein Wiederfinden dieses Selbst, ja ein Erkennen, dass die vom Geiste ausgehende Idee des Unendlichen höher steht und unermessbarer ist, als alles scheinbar unermessliche, äusserlich Grosse. Kant hat also nicht, wie ihm vorgeworfen wird, die »im Beschauer entstehende Erhebung missverstanden.« Es wird an Kant und Schiller getadelt, dass sie das Erhabene »in die Seele des Beschauers« verlegten. Wohin sollten sie das Erhabene aber anders verlegen? Das uns Gegenüberstehende ist allerdings erhaben; aber es ist an sich, wenn auch noch so gross erscheinend, immer nur relativ gross;

Digitized by Google

denn es lässt sich ein Grösseres denken. Die Idee des Unendlichen und Unermesslichen legt der »Beschauer« in den Gegenstand, der ihm erhaben erscheint, er nimmt die Idee, die er in den Gegenstand legt, aus seiner Seele. Seine Seele kommt durch diese Idee in die ihn erhebende Stimmung. Auch bei Gott ist es nicht anders; denn die Idee des Göttlichen liegt im Menschen; er nimmt sie aus seiner eigenen Seele. Jean Paul sagt: »Gott müsst ihr im Herzen suchen«! Wenn auch »der ganze Mensch« von dem Erhabenen »erschüttert wird«, so fühlt sich auch der ganze Mensch wieder gehoben und vom ganzen Menschen geht die Idee des Erhabenen aus und in dem ganzen Menschen liegt sie. Sagt doch der Herr Verf. selbst von allem Realen, dass es nur durch die Gefühle »seelenvoll« wird, welche wir in den Gegenstand hineinverlegen. Die Idee wird nicht »herbeigeholt«, sondern sie ist im Menschen und geht vom Menschen aus. Dass das Erhabene und Komische widerstreitende Momente sind, wie Vischer sagt, kann wohl kaum bestritten werden. In dem Erhabenen herrscht die Idee, im Komischen das Bild vor. Man wird daher auch zweckmässiger das Einfach-Schöne, das Erhabene und Komische unterscheiden, als mit dem Herrn Verf. das Einfach-Schöne wieder in das Einfach-Schöne und Komische auflösen und mit ihm das Einfach-Schöne als den eigentlichen Gegensatz des Erhabenen betrachten. Das Einfach-Schöne verhält sich gegenüber dem Komischen und Erhabenen indifferent; denn es ist weder komisch, noch erhaben; es ist einfach schön und nichts weiter. Auch das Erhabene und das Komische sind schön; aber nicht alles Schöne ist komisch oder erhaben. Das Komische und Erhabene sind einander widerstreitende Arten des Schönen: denn das Erhabene ist nie komisch und das Komische nie erhaben. Mit Unrecht wird darum Vischer's auf einer richtigen Grundlage ruhende Unterscheidung »komische Poësie« genannt. Das von Vischer angedeutete Missverhältniss der Elemente des Schönen im Komischen und Erhabenen, das Missverhältniss des Bildes nämlich und der Idee, soll im »Inhalt« und im »Zuschauer« liegen. Allein der Inhalt ist eben das Bild, und die Idee kann nirgend anderswo liegen, als im Zuschauer, d. h. in der Seele des Zuschauers. Wir kommen also immer wieder auf den von Vischer hervorgehobenen Widerstreit der Idee und des Bildes im Erhabenen und Komischen zurück. Auch durch den Beisatz des »Heiteren« kann das Komische nicht als »Erhebung« betrachtet werden, die letztere findet nur beim Erhabenen ihre Anwendung. Ein Widerspruch liegt wohl auch darin, dass das Naturschöne nicht eine Vorstufe der Schönheitsvollendung sein, dass es keine untergeordnete Stellung haben und doch das Kunstwerk die »höchste Vollendung des Schönen« sein solle. Wenn der Herr Verf. die »Lösung« im Kunstwerke behandelt, und diese Lösung »das innerliche Ende des Kunstwerks« nennt, so ist dieser Ausdruck unpassend gewählt und unrichtig bezeichnend. Zu allererst entsteht die Frage, wor-

Digitized by Google

auf dieses Innerliche geht, auf das Innere des Kunstwerkes oder auf die Seele des Betrachters. Sodann handelt es sich darum, ob das Ende das Ende für den Widerstreit und Kampf unserer Gemüthsstimmungen ist, oder ob es sich auf das Kunstwerk beziehen soll. Das Alles deutet der unbestimmte Ausdruck nicht an. Der Hr. Verf. muss darum diese unbestimmte Begriffsbestimmung näher erklären. Die Lösung bezieht sich auf das Ende des Inhaltes, wie er sagt, also der Gefühle d. h. die durch das Werk aufgeregten idealen Gefühle sollen zuletzt einen befriedigenden Abschluss gewähren. Das drückt aber »das innerliche Ende des Kunstwerkes« wahrhaftig nicht aus; denn nicht im Kunstwerke, sondern in uns findet die Lösung statt, und nicht das Kunstwerk, sondern der Widerstreit der aufgeregten, gegen einander kämpfenden Gefühle hat ein Ende. Unpassend werden jene Künste, in welchen die Anschauungsform der Zeit vorherrscht, die »zeitlichen« Künste genannt; denn das Zeitliche bezeichnet mehr ein Endliches, Vergängliches, als das, was es hier andeuten soll, ein in der Zeit vor sich Gehendes. Der »Zufall« hat weder in der Geschichte überhaupt, noch in der Sondergeschichte der Kunst einen Einfluss, weil das persönliche Moment, das allerdings in beiden Geschichtsformen wirkt, kein zufälliges ist. Auch die Person, wie sie ist, trägt das Gepräge der Zeit, der jedesmaligen Beschaffenheit des Landes, der Rasse, des Volkes, aller äussern Einwirkungen. Sie ist nur in einer Zeit, so wie sich diese gestaltet, möglich, in einer andern nicht. Bei bestimmten Factoren muss ihre Einwirkung diese sein und keine andere. Die Dinge gestalten sich so, weil die Personen so sind, und die Personen sind so, weil die Dinge so sind. Es ist ein nothwendiger Cyklus von Einwirkung des Allgemeinen und Besonderen. Die Geschichte hat darum, wie die Geschichte der Kunst, allgemeine Gesetze ihrer Entwicklung. Gewiss ist die Begeisterung, ungeachtet dieses S. 296 des zweiten Bandes bestritten wird, eine Vorbedingung zur Erzeugung des Schönen. Hierin stimmen wir Hegel und seiner Schule vollkommen bei. Der Künstler schafft kein wahres Kunstwerk ohne Begeisterung. Diese ist nicht mit Schwärmerei zu verwechseln; denn zum Wesen wahrer künstlerischer Begeisterung gehört Besonnenheit, welche der Schwärmerei fehlt. Wird die Begeisterung von Hegel »aufgelöst«, wenn er sagt, man müsse »von der Sache ganz erfüllt sein«? Darin besteht ja eben die mit Besonnenheit verbundene Erhöhung unserer ästhetischen Gefühle, welche wir Kunstbegeisterung nennen, dass »wir von der Sache ganz erfüllt, ganz in der Sache gegenwärtig sind und nicht eher ruhen, als bis sie zur Kunstgestalt ausgeprägt, in sich abgerundet ist.« Der Herr Verf. stellt die Begeisterung der Besonnenheit gegenüber; allein beide sind keine feindlichen Gegensätze, sondern zu einander nothwendig gehörende, sich wechselseitig ergänzende künstlerische Elemente. Die Begeisterung ist keine wahre künstlerische Begeisterung ohne Besonnenheit und die Besonnenheit des schaffenden Künstlers hat nur dann

Digitized by Google

einen Werth, wenn sich mit ihr Begeisterung verknüpft. Man löst die Begeisterung durch die Besonnenheit nicht auf, sondern gibt ihr dadurch das sie von der blossen Schwärmerei unterscheidende Merkmal. Dass sich die Begeisterung auch auf andere Gegenstände ausserhalb der Kunst beziehen kann, z. B. auf Religion, sittliches Handeln, politisches oder wissenschaftliches Wirken, ist gewiss. Aber dieses zeigt nur, dass die Begeisterung einen generischen und die ästhetische einen specifischen Charakter hat. Immer wird sie sich auf das Reich der Ideen, nie auf das Gebiet blos mechanischer Bewegung beziehen. Wir möchten mit dem Herrn Verf. nicht die Behauptung aufstellen, dass die politische Freiheit der Nation nicht der Gestaltung der Kunst förderlich sei. Nur der freie Geist kann wahre Kunstwerke schaffen. Der Mangel an äusserer oder politischer Freiheit wirkt störend und hemmend auf die innere Freiheit, die sich in der Wissenschaft, Kunst und sittlichen Praxis offenbarende Freiheit des Geistes zurück und hält die schaffende Thätigkeit des Willens auf. Die sechs Gebiete der Geschichte sind nicht scharf abgegränzt. Es ist nicht zu rechtfertigen, das Gebiet »der Güter« vom Gebiet »des Wissens«, vom »sittlichen Gebiet«, von »politischer Geschichte« u. s. w. zu trennen; denn wir müssen körperliche oder reale und geistige oder ideale Güter unterscheiden. Auch kann nicht abgesehen werden, warum das Gebiet »des Glaubens an Auctoritäten« und des »Handelns der Auctoritäten« abgesondert wird, da es sich doch in beiden Fällen um Auctoritäten in activer und passiver Auffassung handelt. Zudem ist das »Gebiet des Sittlichen« mit den Auctoritäten Gottes, des Fürsten, des Volkes und des Vaters für die Unmündigen nicht erschöpft. Die Sittlichkeit verliert alle Bedeutung und aller Unterschied des Moral- und des positiven Rechtsgesetzes hört auf, wenn das Sittliche als etwas bloss auf äussere Auctorität Gegründetes, als ein Veränderliches, nicht als ein Ewiges, Unveränderliches und Heiliges von dem Herrn Verf. betrachtet wird. Wer die Meinung von dem Ewigen und Unveränderlichen der wahren Sittlichkeit in der Menschennatur als eine »Täuschung« ansieht, kann die Forderungen des Gewissens nur für vorübergehende Anschauungsweisen eines von der Auctorität abhängigen Geistes halten. Man kann nicht behaupten, dass die Auffassung des Unveränderlichen im Begriffe des wahrhaft Sittlichen »nur für den Einzelnen die natürliche sei.« Das Sittliche ist dem Herren Verf. nur ein für »das beschränkte Dasein«, also für eine bestimmte Zeit, nicht aber ein ewig d. h. zu jeder Zeit Unbedingtes. Die sittliche Idee geht aber verloren, wenn es kein in sich und durch sich, also unveränderlich Gutes gibt; denn ein solches kann allein den Inhalt des Moralgesetzes bilden. Auch in der Geschichte ist ein sittliches Moment; auch sie ist eine Erscheinung der sittlichen Freiheit des Menschengeschlechtes. Darum herrscht in der Kunst, welche, wie die Menschheit, ihre Geschichte hat, so überwiegend auch in ihr das

Digitized by Google

»persönliche Element« ist, nicht »der Zufall«, sondern die Gesetzmässigkeit des Schönen in der Natur und im Geiste. Was der Herr Verf. S. 338 des zweiten Bandes zum Belege für das »verzierende Schöne« anführt, beweist nur, dass dieses der erste Anfang des Kunstschönen oder die Anwendung des Kunstschönen auf reale Zwecke, Gegenstände und Thätigkeiten, nicht aber, dass es eine besondere Art des Schönen und vom Natur- und Kunst-Schönen zu unterscheiden ist. Es ist darum unrichtig, dass es dem verzierenden Schönen »an Freiheit fehlt«, dass es durch einen »Widerstreit zwischen dem Idealen und Realen« entsteht. Es kann sich hier nur um das handeln, was an der Verzierung schön ist, und zum Charakter der Idee des Schönen, die sich in jedem Schönen ausdrückt, gehört nothwendig Freiheit der künstlerischen Gestaltung. Was an dem verzierenden Gegenstande wirklich schön ist, ist ideal und in diesem selbst kann kein Widerstreit mit dem Realen liegen, zumal, wenn es, was ja der Herr Verf. selbst behauptet, sich dem »Realen anschmiegt.« In diesem Anschmiegen an das Reale liegt kein Widerspruch, sondern im Gegentheile eine Durchdringung des Realen durch das Ideale, was zum Wesen des Schönen gehört. Nur, in wiefern das verzierende Schöne ein Kunstschönes ist, kann man es wirklich schön nennen. »Trostreden, Trostbriefe und Trauerkleider« sind an sich nicht schön zu nennen; sie gehören weder unter das Kunst- noch unter das verzierende Schöne. Ist etwas schön an ihnen, so wird es dieses nur durch die sich in ihnen offenbarende künstlerische Schönheit. Das Kunstschöne kann kaum receptiv, niemals aber productiv »Gemeingut« Aller werden, weil dazu ein eigenthümliches Gemüth von Seite des Beschauers oder Hörers, und ein besonderer Genius von Seite des Schöpfers gehört. In dieser Hinsicht wird, wenn man dabei die Aristokratie des Geistes im Sinne hat, die Kunst immer einen »aristokratischen« Charakter behaupten. Ref. stimmt in den Wunsch des Herren Verf. ein, welchen dieser am Schlusse seines Werkes ausspricht, dass zahlreiche Geister durch die immer grössere Verbreitung des Schönheitssinnes geweckt werden mögen, deren Kräfte bisher zu keiner Entfaltung und Aeusserung kamen, und dass Kunst und Wissenschaft, durch diese neuen Elemente gestärkt und verjüngt, Bahnen betreten und Ziele erreichen, »von denen die Gegenwart kaum eine Ahnung hat.« Mögen diese Bahnen und diese Ziele den Anforderungen des echten Kunstgenius entsprechen und nicht in ästhetische Phrasenmacherei ausarten!

v. Reichlin-Meldegg.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und in seiner Beziehung zu Geschichte und Leben der Menschen. Zur Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung. Von Professor Dr. J. Kutzen. Zweite, vielfach veränderte und grossentheils umgearbeitete Ausgabe. In zwei Bänden. Ferdinand Hirt, Verlags- und königliche Universitäts-Buchhandlung. Breslau 1867. Erster Band. XVI und 409 S. Zweiter Band. VIII und 464 S. in 8.

Die erste Auflage dieses Werkes, welche im Jahr 1855 erschien, ward in diesen Jahrbb. 1856. S. 75 ff. besprochen: es ward dasselbe als eines von den wenigen Büchern bezeichnet, das mit der Belehrung, die es bringt, auch die Belebung vaterländischen Wissens und vaterländischer Gesinnung verbindet, und es mag diess um so mehr zur Empfehlung des Buches dienen, als der Verfasser dieses Ziel auf einem so soliden Wege zu gewinnen sucht, indem er vor Allem mit dem Grund und Boden bekannt zu machen sucht, auf welchem das deutsche Volk erwachsen ist, um daraus den nothwendigen Gang seiner Entwicklung zu bestimmen; der Verf will eine Darstellung der Natur unseres Vaterlandes in dessen charakteristischen Zügen und in allen Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen in Vergangenheit und Gegenwart liefern und dadurch zu einer richtigen Erkenntniss und Auffassung der Entwicklung unseres Volkes, wie des Ganges seiner Geschichte führen. Dasselbe Ziel schwebte dem Verf. auch bei der Bearbeitung dieser zweiten Auflage vor: es wurden die inzwischen erschienenen beachtenswerthen Werke der Literatur in Betracht gezogen und mit den unverrückt auf das bemerkte Ziel gerichteten Studien auch wiederholte Reisen verbunden, um durch eigene Anschauung zu einer richtigen Auffassung der Naturverhältnisse zu gelangen. So erscheint allerdings das Werk in der neuen, hier vorliegenden Gestalt nicht ohne manche Veränderung, so wie nahmhafte Erweiterung; gar Manches hat in Folge dessen eine andere und richtigere Fassung erhalten, die als eine Verbesserung in der That gelten kann: mehrere Abschnitte sind ganz neu hinzugekommen, und eben so sind manche Gegenden, welche sich nach der Ansicht des Verfassers durch ein grösseres Mass von Eigenthümlichkeit und Bedeutung vor andern auszeichnen, auch mit grösserer Ausführlichkeit dargestellt worden. Wir werden uns daher auch nicht wundern, dass das Werk, das in der ersten Auflage einen Band von 507 Seiten enthielt, nun zu zwei Bänden mit beinahe neunhundert Seiten

Digitized by Google

angewachsen ist, so wenig sonst auch in dem Plan und der Anlage des Ganzen eine Aenderung eingetreten, daher auch die einzelnen Abschnitte beibehalten worden sind, wenn gleich unter manchen Veränderungen und mit manchen Zusätzen, wodurch die Zerlegung des Ganzen in zwei Bände, die an Umfang sich ziemlich gleich stehen, herbeigeführt ward, für den Gebrauch des Werkes aber gewiss besser gesorgt ist.

Der erste Band befasst die vier ersten Abschnitte, von dem vierten jedoch nur die Abtheilung, welche die Berg- und Hügellandschaften von Böhmen und Mähren nebst Nordösterreich, so wie das fränkisch-schwäbische Stufenland befasst; die andere Abtheilung, welche das oberrheinische Stufenland oder die oberrheinische Ebene, so wie die Stufenlandschaft Ober-Lothringens oder der oberen Mosel schildert, beginnt den zweiten Band, was auch damit motivirt wird, dass diese Abtheilung in näherer Beziehung zu dem im fünften Abschnitt behandelten Gegenstande (die mittelrheinischen und westphälischen Plateau- und Berglandschaften) steht; der fünfte Abschnitt nebst den beiden folgenden Abschnitten füllen den zweiten Band aus. Die Anmerkungen, welche die nöthigen Beweisstellen und sonstige Erläuterungen oder Nachweisungen enthalten, sind am Schluss eines jeden der beiden Bände beigefügt; das Register über beide Bände am Schluss des zweiten Bandes. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier wird befriedigen und dürfte sogar vor der ersten Auflage den Vorzug verdienen.

So hat die neue Auflage wesentlich gewonnen, nicht blos in quantitativer Hinsicht, sondern auch, setzen wir ausdrücklich hinzu, in qualitativer. Alle die Eigenthümlichkeiten des Bodens, die auf die menschlichen Verhältnisse seiner Bewohner mehr oder minder einen Einfluss äussern, werden hervorgehoben, und was in der ersten Ausgabe hier und dort nicht hinreichend darüber bemerkt schien, wird in dieser zweiten weiter ausgeführt: insbesondere hat es der Verfasser in derselben nicht fehlen lassen an ausdrucksvollen Schilderungen einzelner hervorragender Orte, und zwar solcher, die durch die Natur begünstigt darum auch einflussreicher geworden sind. Wir greifen zu einem nahe liegenden Beispiel. Während in der ersten Auflage Heidelberg kaum mit ein Paar Zeilen bedacht war, als die ländlich-schönste Stadt Deutschlands, die alle Reisende bezaubere, die Keiner noch verlassen, ohne sich wieder nach ihr zu sehnen, lesen wir nun folgenden Zusatz, den wir gern auch in diese Spalten aufnehmen. »Hier, so lesen wir S. 19 Bd. II, verbindet sich Alles, um sie zu einer der angenehmsten zugleich und merkwürdigsten Städte zu machen, — mit der herrlichen Gegend, die, wie wenige, durch eine in ihrer Eigenthümlichkeit äusserst seltene Vereinigung von Berg, Wasser und Ebene bevorzugt ist, das milde Klima, das uns so mannigfaltig, namentlich aus den Geländen der Weinrebe ringsum anhaucht, die Poesie des Studentenlebens, die freilich seit einer Reihe von Jahren, be-

Digitized by Google

sonders durch den gewaltigen Zufluss von Fremden, die auf der Eisenbahn dem dadurch an Wohlhabenheit sichtbar wachsenden Orte jeden Sommer zuströmen, an diesem alten Musensitze mehr und mehr schwindet, und die prachtvollen Trümmer des Schlosses, einst der schönste Fürstensitz Deutschlands, noch heute an Reichthum und Pracht der Architektur von keinem andern erreicht, jetzt als Ruine die schönste, umfangreichste und fast herrlichst gelegene unter allen Burgtrümmern, noch immer ein Stolz Deutschlands, die deutsche Alhambra.

»Es zieht ein leises Klagen
Um dieses Hügels Rand,
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutschen Land!«

»Die Lage der Stadt und Umgegend«, sagt Göthe, »hat etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiss, was denkende Künstler von der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben.« Auch bei Frankfurt und Mainz ergeht sich der Verf. in ähnlichen Ausführungen, die man mit gleicher Befriedigung lesen wird. Sollen wir noch ein anderes Beispiel der Art anführen, so wollen wir auf die in der neuen Auflage hinzugekommene Schilderung der Porta Westphalica verweisen Bd. II, S. 125: »Nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor ist die Porta, sondern ein freundliches Querthal, durch welches derselbe bereits seit vielen Jahrhunderten sich weniger eine Bahn zu brechen, als vielmehr zu nagen brauchte. Es hat wohl die sechsfache Breite seines gewöhnlichen Bettes und bildet eine vollkommen flache und ebene Schwelle, auf der zu dessen beiden Seiten die schönsten Wiesen und Ackerfelder ausgebreitet liegen, ohne alles Geröll und ohne eine Spur von Felsen. Die Weser durchfliesst demnach das Thor jetzt für gewöhnlich in sehr friedlicher und bequemer Weise, und ihr stiller Lauf steht in einem auffallenden Contraste zu dem einstigen wilden Zerreissungswerke, wovon die schroffen Felsen- und Bergabhänge umher Zeugniss geben. Eben dieser Breite wegen, bis zu welcher sich die Gebirgslücke der Porta ausdehnt, und in welcher sie zugleich bis auf das allgemeine Bodenniveau des Landes herabgeht, fällt sie von allen Seiten her, wo man das Wesergebirge erblicken kann, sofort in's Auge und erscheint in der Landschaft als ein sehr auffallender Gegenstand. Von der Weserbrücke der Stadt Minden aus bietet sich am Besten der Ueberblick des Ganzen dar.

Die Porta Westphalica ist in den Umrissen ihrer Gestaltung und ihrer Position eine so eigenthümliche Erscheinung unter den Gebirgspforten, dass sie ziemlich einzig in ihrer Art dasteht, und dass es in unserem Erdtheile nichts ihr völlig Gleiches gibt, wenn

Digitized by Google

auch häufig Aehnliches sich findet. Letzteres ist besonders im Jura der Schweiz der Fall, wie denn dieses Gebirge sich am meisten unter allen europäischen Gebirgen mit unseren Weserketten in Parallele stellen lässt; denn wir finden in beiden dieselben Schichten, in beiden die gleiche Reihefolge derselben über einander, in beiden nur gehobene Sedimente, nichts Eruptives oder Vulcanisches, in beiden ähnliche grosse Längenthäler, nur dass sie im Jura noch zahlreicher und die Berge noch viel höher gehoben sind, in beiden reichlich Querdurchbrüche, im Jura »Klusen«, französisch »Cluses« genannt, welche als Durchbrüche und Auslässe von Seen und Flüssen anzusehen sind; jedoch sind die Klusen dieses Gebirges alle sehr eng, oft nur schluchtenartig, von kleinen und meist wilden, mehr pittoresken, als nationalökonomisch wichtigen Bergflüssen durchsetzt. Umsonst suchen wir daselbst den Durchbruch des Gebirges durch einen grossen, schiffbaren Strom, umsonst eine Kluse, die so ganz bis auf den Boden durchschnitten, so breit geweitet und so glatt und schön ausgeebnet wäre, wie unsere Porta. Daher kommt es, dass, wenn auch Verkehrswege und Kunststrassen durch die Klusen des Jura ziehen, derselbe doch als eine bedeutende Schranke bis auf die Neuzeit von den grossen Heerstrassen, Marschrouten, Völkerzügen und auch von den Eisenbahnen umgangen worden ist, während, wie wir sogleich sehen werden, dies keineswegs bei der Porta Westphalica stattfindet.

Dass diese merkwürdige Schlucht allmälig eine so ansehnliche Erweiterung erfahren hat, dazu hat auch der Mensch nicht wenig mitgearbeitet; denn durch die Ausbeutung ihrer Bergabhänge zu Bausteinen und in zahlreichen, gegenwärtig durch ihr treffliches Material ausserordentlich gewinnreich verwertheten Steinbrüchen seit sehr alten Zeiten, sowie durch die gleichfalls sehr alten Wegebahnen in ihr, die in unserem Jahrhundert sich zum Kunstbau erhoben haben, sind viele Sprengungen vorgenommen, ist eine Menge Materials weggeschafft worden, und durch die während der jetzigen Eisenbahnzeit in einem ganz grossartigen Massstabe ausgeführten Leistungen dieser Art hat man, um für alle Wege, die sich gegenwärtig innerhalb der Pforte drängen, Raum zu gewinnen, dicke Felsenmauern von Hunderttausenden von Cubikfussen zu entfernen gewusst. Fasst doch jetzt die Porta innerhalb ihres Bereichs 4 oder 5 grosse Verkehrsbahnen zusammen: die breite Schiffbahn der Weser, dann eine Chaussee auf dem linken und eine zweite auf dem rechten Ufer und ferner die Eisenbahn zum Rhein und die Eisenbahn zur Ems, welche beiden indess erst ausserhalb des Thores in verschiedene Geleise und Richtungen auseinandergehen.« Ja selbst auf den Sagenkreis, der an diese Lokalität sich knüpft, wird hingewiesen und das Nöthige darüber bemerkt. Manches der Art liesse sich noch anführen, was in der neuen Auflage weiter ausgeführt, dem schönen Zweck des Ganzen wohl entspricht und möchten wir, um nur Einen unserer Wünsche hier niederzu-

Digitized by Google

legen, bei einer erneuerten Auflage den Schwarzwald, den der Verfasser weniger zu kennen scheint, etwas mehr berücksichtigt finden. War das Werk schon bei seinem ersten Erscheinen als ein empfehlenswerthes bezeichnet worden, welches die Aufmerksamkeit eines ernsteren Publikums, so wie aller derer, welche in unsern Schulen geschichtlichen oder geographischen Unterricht zu ertheilen haben, verdient, so wird dies noch mehr der Fall bei dieser erneuerten und erweiterten Ausgabe sein, die durch eine ächt vaterländische Gesinnung sich durchweg empfiehlt, und Alles, was, in Bezug auf die neuesten Veränderungen in Deutschland, nur irgendwie verletzen konnte, ferngehalten hat. Um auch davon unsere Leser zu überzeugen, setzen wir, auch zum Schluss unseres Berichtes, den Schluss des Ganzen hier bei, wie er in der zweiten Auflage, nachdem die grossen Freiheitskämpfe des Jahres 1813 erwähnt sind, jetzt hinzugekommen ist: »Möge die Erinnerung an diesen letztgenannten Riesenkampf, den längsten und einen der blutigsten Kämpfe, die je zwischen den Staaten und Völkern des neuern Europa stattgefunden haben, und an das hehre Ziel, dem er galt, mit unauslöschlicher Schrift in alle deutsche Herzen eingegraben, möge ein dankbar frommes Andenken an die Frucht desselben und an diejenigen, die sie erstritten, in uns stets lebendig sein! denn in todesmuthiger und freudiger Hingebung brachten damals unsere Väter schwere Opfer an Leib und Leben für unser gemeinsames Vaterland, für Deutschland. Und von welch' hohem Werthe, wie reich geschmückt mit Vorzügen dieses sei, haben wir auf den vorliegenden, der Betrachtung seiner Eigenthümlichkeit gewidmeten Blättern kennen zu lernen hinlänglich Gelegenheit gehabt, nicht durch schmeichlerisch verlockende Bilder schönrednerischer Phrasen, sondern, wie ich hoffe, durch die ernsteren, aber nachhaltigeren Mittel überzeugender und erwärmender Wissenschaft« (S. 435).

Neu Amerika. Von W. Hepworth Dixon. Rechtmässige, vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Nach der siebenten Original-Auflage aus dem Englischen von Richard Oberländer. Mit Illustrationen nach Original-Photographien. Jena, Hermann Costenoble 1868. XVI und 463 S. in gr. 8.

Das günstige Urtheil, das die gesammte englische Presse in ihren Hauptorganen über das Werk gefällt hat, das hier in einer nach der neuesten, siebenten Auflage gemachten Uebertragung ins Deutsche vor uns liegt, wird man auch dieser Uebertragung bereitwillig zuwenden, da sie, mit Geschick und Gewandheit veranstaltet, bei aller Treue, mit der sie das fremde Original wiedergibt, eben so auch das Anziehende der Darstellung zu bewahren gesucht hat, und daher auch unseren Lesekreisen eine willkommene

Digitized by Google

Erscheinung sein wird. Diess ist der Eindruck, den auf den Ref. die verschiedenen, hier zu einem Ganzen vereinigten Schilderungen und Bilder des Neu-Amerikanischen Lebens gemacht haben; mit steigendem Interesse folgt man dem Verf. auf seiner Wanderung, die sich von dem cultivirten Küstenlande in das Innere über die Ebenen und Gebirge bis in den fernsten Westen erstreckt und insbesondere Land und Volk der Mormonen zum Gegenstand der Erforschung genommen hat. Bei der Schilderung dieses Landes und der Sitten seiner Bewohner verweilt der Verfasser mit besonderer Vorliebe; er gefällt sich darin, die Einrichtungen der Mormonen uns in der anziehendsten Weise vorzuführen, und selbst die dort herrschende Polygamie in einem Lichte darzustellen, wornach darin keine Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes zu erkennen sei, sondern vielmehr die Absicht, dieses von aller Despotie der Ehemänner zu befreien (!) Mehr als ein Abschnitt ist der Darstellung dieser Verhältnisse gewidmet, und wenn man auch nicht geneigt sein wird, Alles in einem so rosigen Lichte zu erblicken, in welchem es hier erscheint, so wird man darum doch das Anziehende, das diese ganze Darstellang bietet, nicht verkennen wollen. Dasselbe wird man auch über einen andern Gegenstand urtheilen, über welchen sich die Darstellung noch verbreitet, wir meinen die Mittheilungen und Schilderungen, welche über eine merkwürdige religiöse Sekte, die sogenannten Zitterer, oder tanzenden Quäker nach den Beobachtungen gegeben werden, welche der Verf. während eines Besuches derselben in ihrer Hauptansiedelung am Mount Libanon zu machen Gelegenheit gefunden hatte. Auf der andern Seite wird die Reise durch die Prärien so lebendig geschildert, dass wir es uns nicht versagen können, eine Stelle daraus, als eine kleine Probe, unsern Lesern vorzulegen. »Nachdem wir bei Fort Ellworth vorbei sind (schreibt der Verf. S. 31), haben wir vor uns eine Strecke von 220 Meilen gefährlichen Landes, ohne einen einzigen Posten zum Schutze; ein Land, in welchem keine Stadt, kein Lager, kein Rancho ist, nur die Blockställe, welche für die Ueberland-Maultbiere jetzt gebaut werden. Wir sind allein mit der Natur und — der Regierungspost.

Um uns her haben wir manche Anzeichen, dass die Cheyennen und die Arrapachen in unserer Nähe sind; bisweilen sehen wir deutlich den Beweis, dass ein Späher auf einer entfernten Klippe des Smoky Hill steht, und wir bemerken blauen Rauch von einem benachbarten Bache aufsteigen. — Wir sind jetzt zwischen Big Creek und der Big Timber Station, im Herzen des romantischen Wildprettlandes, eines Landes langer, niedriger, wellenförmiger Hügel, die mit einer kurzen, süssen Grasart — dem Bündelgras — bedeckt sind, welches die Büffel gern fressen. Wir haben aufgehört, auf Klapperschlangen und Prairiehennen zu schiessen, und heben uns unsere Patronen für den edleren Gebrauch der Selbstvertheidigung auf, obschon wir in Versuchung kommen, bisweilen

Digitized by Google

einen Schuss auf ein Elennthier, eine Antilope oder einen schwarzgeschwänzten Hirsch zu wagen. Da das Hauptwild die Büffel sind, an deren festen Häuten unsere kleinen Sechsläufer nutzlos sein würden, so sitzen wir zahm in unserem Wagen nnd lassen die Heerden vorbeidefiliren; in Rotten, in Compagnien, in Batallionen, in Armeen donnern die schwarzen, zottigen Thiere vor uns her, manchmal vom Norden nach Süden, manchmal vom Süden nach Norden, aber immer laufen sie vor unserer Fronte und quer über unsere Marschroute.

Die Ebenen strotzen voll Leben, zumeist sind es Büffel, Bullen und Kühe.

Vierzig Stunden lang haben wir dieselben stets in Sicht gehabt, tausende auf tausende, zehntausende auf zehntausende; eine unzählbare Masse ungezähmter Thiere, alle von ihnen geeignet zur menschlichen Nahrung, genug, sollten wir glauben, um die Arrapachen, Comanchen- und Cheyennen-Wigwams bis in die Ewigkeit zu versorgen. Ein- oder zweimal versuchte der Fuhrmann zu schiessen, aber Furcht vor den Rothhäuten vereitelte gewöhnlich seinen Wunsch, abzufeuern. —.

Während wir die Ebenen hinangehen, eine Reihe wellenförmiger Steppen, die nirgends auf ein Dutzend Meilen flach sind, wird die Sonne über uns immer ungestümer und das Land unter unseren Füssen immer heisser. Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken schwärmen auf dem Boden und in der Luft; die Hitze ist unerträglich und erinnert uns bisweilen während der windstillen Mittagszeit an das Thal des Jordan. Wasser ist selten und schlecht, und das trockene, heisse Fieber der äusseren Natur schleicht sich in uns und verdirbt unser Blut. Der vierte Tag unserer Reise durch die Ebene war von tropischer Wärme. Das kurze, süsse Gras, das der Büffel zu fressen liebt, ist hinter uns in den niedriger gelegenen Ebenen, wo Feuchtigkeit, obschon selten, nicht ganz unbekannt ist, wie es hier manche Stunden lang zu sein scheint. Unser Pfad ist mit Skeletten von Ochsen, Maulthieren und Pferden bestreut, Raben und Wölfe sieht man an diesen Ueberresten des Maulthieres und Ochsen fett werden, zahm genug, um sich kaum von ihrem Mahle durch das Rollen unserer Wagenräder im heissen Sande stören zu lassen. Ein goldener Nebel, die Wirkung der Hitze, bedeckt die Erde, und die Fata morgana quält unsere ausgetrockneten Lippen mit der Aussicht auf Wasser, das man nie erreichen soll. Todtenstille herrscht um uns. Im Westen sehen wir eine kleine Wolke, welche anfangs nicht grösser als ein Prairiehund erscheint; weiterhin wird sie von der Grösse eines Fuchses, eines Büffels, eines Berges; in wenigen Minuten ist der Himmel mit einem schwarzen, schwefelhaltigen Leichentuche bedeckt, aus welchem häufige Blitze zu springen und zu tanzen anfangen. Ein Blitzstrahl kommt durch die stille, schweigsame Luft, wie ein Flintenschuss, plötzlich mit einem scharfen Donnerschlag. Darauf

Digitized by Google

folgt heulender Regen und Wind, der den Sand vom Boden aufwirbelt und unter die Vorhänge unseres Gebirgswagens treibt, wodurch wir mit Schmutz und Koth ganz bespritzt werden. Keine Sorgfalt kann den strömenden Regen abhalten, in wenigen Minuten sind wir durch und durch nass und fast erstickt. Vier oder fünf Stunden lang tobt dieser Sturm von Regen und Sand heftig gegen uns. Zwei- oder dreimal bleiben die Maulthiere aus Furcht stehen, wenden ihren Rücken dem himmlichen Feuer zu, und weigern sich trotz aller Ermuthigung der Stimme und Peitsche vorwärts zu gehen.

Wären sie nicht an den Wagen geschirrt, so würden sie vor dem Sturme fliehen, für ihr Leben davon fliegen, bis der Sturm nachgelassen und aufgehört hat. Da sie aber an den Wagen gekettet sind, können sie nur stehen und klagen. Sobald der Sturm vorüber ist, lugen die Sterne aus; die Luft ist kühl und rein, und wir schleppen uns durch die nasse und dampfende Ebene hin.« — Mit gleichem Interesse wird man die Schilderungen über die Indianer lesen, welche sich in diesen Gegenden herumtreiben, über die dort neu gegründeten Ansiedelungen und deren Zustände, die, wenn wir an das denken, was uns über die am Anfange dieser wellenförmigen Prairien gegründete Stadt Denver, insbesondere über die summarische dort wohl nothwendige Art und Weise, in welcher die Justiz gehandhabt wird, (s. Abschnitt 12: Prairienjustiz S. 87 ff.) erzählt wird, für den an geordnete Zustände gewohnten Europäer, der sein Leben hier keine Stunde gesichert halten wird, geschweige sein Eigenthum, wenig einladend erscheinen werden, so pikant auch die ganze Erzählung sein mag. Anziehend wird der Weg, der zu der Hauptstadt der Mormonen, dem neuen Jerusalem, führt, geschildert, so wie die Ueberraschung, welche den Wanderer ergreift, so wie er sich der Stadt nähert; es ist, schreibt der Verf. (S. 114) »deshalb kein Wunder, dass der arme Auswanderer aus einem Keller in Liverpool, aus einer Höhle in Blackwall diese Gegend wie ein irdisches Paradies ansieht, da sein Anschauungsvermögen durch religiöse Gluth und harte Entbehrungen aufgeregt ist.

Die grosse Ebene zieht sich am Fusse dieser mit Schnee bedeckten Kämme der Wasatsch-Gebirge weit in ungesehene Fernen nach Norden hin; die ganze Breite des Thales ist mit einem goldenen Nebel von überraschendem Glanze erfüllt, die Wirkung eines tropischen Sonnenscheins, welcher über Felder, die so dick mit Sonnenblumen bedeckt sind, wie ein englisches Feld mit Butterblumen, und über zahlreiche kleine Seen, Lachen und Ströme sich verbreitet; zur Linken starrt eine Bergkette, welche die Indianer Oquirrh nennen, in die Wolken und windet sich um den grossen Salzsee.

Vor uns liegt die leuchtende Stadt, das neue Jerusalem, in ihren Laubengängen und Bäumen; hinter dieser Stadt fliesst der Jordan, der die frischen Wasser Utahs durch die Ebenen nach dem

Digitized by Google

Salzsee führt, der das grosse Thal mit seinen blauen Massen verdunkelt und kühlt.

Aus dem See selbst, welcher einhundert Meilen breit und einhundertundfünfzig Meilen lang ist, erheben sich zwei purpurne und gebirgige Inseln: die Antilopen-Inseln (jetzt Kirchen-Insel genannt), und die Stansbury-Insel, während auf beiden Seiten und über die blauen Gewässer des Sees selbst hinaus Ketten von unregelmässigen und malerischen Höhen liegen, die unfruchtbaren Sierras von Utah und Nevada.

Die Luft ist balsamisch und rein, südländisch in ihrem Wohlgeruche, nordländisch in ihrer Frische. Kühle Winde kommen von den Wasatch-Gipfeln herab, auf denen während der ganzen Sommermonate Schneewehen und gefrorene Teiche belegen sind. So klar ist die Atmosphäre, dass der schwarze Felsen am Salzsee, welcher fünfundzwanzig Meilen entfernt ist, nur einige hunderte Yards vor uns zu liegen scheint, und Kämme, welche sechzig Meilen von einander entfernt sind, wie die Spitzen eines einzigen Gebirgszuges erscheinen.

Weiter das Thal hinab taucht der goldene Nebel Alles in sein prachtvolles Licht. Die Stadt erscheint wie ein weiter Park oder Garten, in welchem man unzählige Massen dunkelgrüner Bäume und hier und da einen weissen Kiosk, eine Kapelle und ein Gerichtshaus erblickt. Darüber auf einer höher gelegenen Bank ist das Lager, ein Haufen von weissen Zelten und Hütten, von dem eine Nationalregierung argwöhnisch das Thun und Treiben der Menschen in dieser Stadt der Heiligen beobachtet. Aber das Lager selbst bringt Leben in das Gemälde, einen Strich Farbe in die gelbe, weisse und grüne Landschaft.« Von der Anlage der Stadt selbst wird im nächsten Abschnitt (S. 116 ff.) eine Beschreibung gegeben, aus der wir Einiges wenigstens hier mittheilen wollen. »Die neue Stadt, deren Lage durch einen Traum bestimmt ward, ward zwischen den zwei grossen Seen, dem Utah-See und dem Salzsee ausgelegt — wie die Stadt Interlaken zwischen dem Brienzer und Thuner See — obschon die Entfernungen hier viel grösser sind, da die zwei Binnenseen von Utah wirkliche Seen sind im Vergleich zu den beiden kleineren reizenden Seechen in den Berner Alpen. Ein Fluss, welcher jetzt der Jordan genannt wird, fliesst vom Utah in den Salzsee, aber er umgürtet die Stadt nur und ist bis jetzt, da er tief unten im Thale liegt, nutzlos zur Bewässerung. Young hat den Plan, einen Kanal vom Utah-See über die unteren Bänke der Wasatch-Kette nach der Stadt zu führen, ein Plan, der viel Geld kosten und mächtige Strecken unfruchtbaren Landes fruchtbar machen wird. Wenn man die Salzseestadt sich selbst friedlich ausdehnen lässt, wird der Kanal bald gegraben sein, und die Bank, welche jetzt mit Steinen, Sand und wenig wildem Salbei bedeckt ist, wird in Weinberge und Gärten verwandelt werden.

Digitized by Google

Die Stadt, welche, wie man uns sagt, dreitausend Acker Land zwischen den Bergen und dem Flusse einnimmt, ist in Blöcken von je zehn Ackern ausgelegt. Jeder Block ist in Abtheilungen von ein und einem Viertel Acker getheilt, indem diese Quantität Landes als genug für ein gewöhnliches Haus und einen Garten erachtet wird.

Noch ist der Tempel nicht gebaut; der Grund ist gut von massivem Granit gelegt, und die Arbeit ist von einer Art, welche zu halten verspricht; aber die Tempelparcelle ist zur Zeit mit Gebäuden, dem alten Tabernakel, der grossen Laubhütte, dem neuen Tabernakel, den Tempelgrundmauern bedeckt. Eine hohe Mauer umgiebt diese Gebäude, eine armselige Mauer, ohne Kunst, ohne Festigkeit, mehr wie eine Lehmwand, als das grosse Werk, welches die Tempelfläche von Moriah umgiebt. Wenn die Arbeiten vollendet sind, wird diese Umfriedigung vorgerichtet und bepflanzt werden, um schattige Spaziergänge und einen Blumengarten herzustellen.

Die Tempelparcelle giebt der ganzen Stadt ihre Gestalt. Von jeder ihrer Seiten geht eine hundert Fuss breite Strasse aus, welche in die flache Ebene führt und in geraden Linien in offenen Raum leitet. Strassen von derselben Breite laufen mit diesen parallel nach Norden und Süden und nach Osten und Westen, jede ist mit Locust- und Ailantus-Bäumen bepflanzt und wird durch zwei Ströme Wasser abgekühlt, welche von der Seite des Hügels herabfliessen. Diese Strassen führen nordwärts nach dem Damme, und nur der geringen Anzahl Leute ist es zuzuschreiben, dass sie nicht weiter nach Süden und Westen bis zu den Seen gelangen, welche sie bereits auf dem Papiere und in der Einbildung der brünstigeren Heiligen erreicht haben.

Die Hauptstrasse läuft der Fronte des Tempels entlang, sie ist eine Strasse mit Expeditionen, Wohnungen und Werkstätten. Ursprünglich ward sie zu einer Strasse ersten Ranges bestimmt und führte den Namen Ost-Tempelstrasse; auf ihr standen, ausser dem Tempel selbst, das Rathhaus, das Zehntenhaus, die Wohnung von Young, Kimball und Wells, den drei ersten Beamten der mormonischen Kirche. Sie war einst reichlich bewässert und schön bepflanzt, aber der Handel ist in die Umfassungsmauern des neuen Tempels wie in die des alten gedrungen, und die Macht von Brigham Young ist gebrochen und vor jener der Geldmäkler und der Verkäufer von Lebensmitteln und Kleidung zurückgewichen. Banken, Kaufläden, Expeditionen, Hôtels — alle die Bequemlichkeiten der Jetztzeit — entstehen in der Hauptstrasse; an vielen Stellen sind Bäume umgeschlagen worden, um Güter auf- und abzuladen; die netten kleinen Gärten, voll von Pfirsich- und Aepfelbäumen, welche die in ihrer Mitte belegenen Adobehütten wie mit einer Laube umgaben, haben Schaufenstern und Ständen von Hökern weichen müssen.

Digitized by Google

In ihrem Geschäftstheile ist die Hauptstrasse weit, staubig, ungepflastert, nicht fertig gebaut, eine Strasse, welche die drei Stadien zeigt, welche jede amerikanische Stadt durchzumachen hat: das Blockhaus, die Adobehütte (an Plätzen, an denen Lehm und Brennmaterial leicht erreichbar sind, ist diese Stufe gleich der der Ziegel), und das steinerne Haus. Viele der besten Häuser sind noch von Holz, mehr von Adobe, den an der Sonne getrockneten Ziegeln, welche einst in Babylon und Egypten gebraucht wurden, und noch überall in Mexiko und Californien benutzt werden; wenige sind aus rothem Stein und selbst aus Granit.

Der Tempel wird aus Granit von einem nahe belegenen Hügel gebaut. Das Rathhaus ist aus rothem Stein, ebenso manche der grossen Magazine, wie das von Grobe, Jenning, Gilbert, Clawson, Magazine, in denen man Alles zum Verkauf findet, wie in einem türkischen Bazar, von Lichtern und Champagner an bis herab zu Goldstaub, gedrucktem Kattun, Thee, Federmesser, eingemachtem Fleisch und Mausefallen.

Die kleineren Läden, die Eiscrêmehäuser, die Sattler, die Barbiere, die Restaurateure, die Hôtels, und alle die besseren Wohnhäuser sind von an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut; ein gutes Material in diesem trockenen und sonnigen Klima; angenehm für das Auge, warm im Winter, kühl im Sommer, obschon solche Häuser durch einen Regenschauer zusammenschmelzen können.« Nachdem die Annehmlichkeiten der Stadt weiter im Einzelnen dargestellt sind, schliesst der Abschnitt mit den Worten (S. 123): »Die Luft ist wunderbar rein und hell. Regen fällt selten im Thale, obschon in den Bergen fast täglich Stürme vorkommen; eine Wolke steigt hinter den Hügeln im Westen auf, rollt den Kämmen derselben entlang, und bedroht die Stadt mit einer Fluth; aber wenn sie in Wind und Sturm ausbricht, scheint sie entlang der Berggipfel nach der Wasatch-Kette zu laufen, und ostwärts in die Schneegebirge zu segeln.« Weiter wird das Mormonentheater beschrieben, welches für das gesellschaftliche Leben dieses Volkes dasselbe sei, was der Tempel für sein religiöses Leben (!); dieser Tempel, wie er uns hier beschrieben wird, ist aber (S. 136) »nichts weiter als der Altar eines neuen Volkes, eines Volkes, welches ein neues Gesetz, eine neue Priesterherrschaft, eine neue Industrie, ein neues Glaubensbekenntniss und einen neuen Gott hat.« Ueber das Leben, über den Glauben und die Sitte des neuen Volkes verbreiten sich die folgenden Abschnitte in ausführlicher Weise, wobei, wie wir schon oben bemerkt, die Frage nach der Stellung des weiblichen Geschlechts einen Hauptgegenstand der Erörterung bildet, übrigens die hier in Betracht kommenden Verhältnisse in ganz anständiger Weise bespricht. Ueberhaupt wird man dem Verf. auch in allen dem gern folgen, was sonst über das sociale Leben in Neu Amerika von ihm ausgeführt wird. Ein besonderes Interesse, auch in weiterer Beziehung, gewährt noch der letzte Abschnitt,

Digitized by Google

welcher unter der Aufschrift: Union S. 455 die Ansichten des Verf. über die weitere Entwicklung des nordamerikanischen, nun wieder geeinten Freistaates darlegt, und seine Betrachtungen über die vorausgegangenen Kämpfe der neuesten Zeit und deren Folgen enthält. »In wenigen Jahren — dahin geht die Hoffnung des Verf. (S. 457 ff.) — wird der Norden und Süden wieder eins; die Staatsrechte werden vergessen sein, und der Neger wird seinen Platz gefunden haben. Eine freie Republick darf nicht hoffen, sich der Ruhe eines despotischen Staates zu erfreuen; darf nicht erwarten, die Ruhe Pekins mit dem Treiben San Franciscos, die Ordnung in Miako mit der Lebendigkeit in New York zu vereinigen. Ebbe und Fluth kann man für die Zukunft vorhersagen; einmal wird die öffentliche Meinung nach Trennung, Persönlichkeit und Freiheit hin ebben; das andere Mal wiederum nach Vereinigung, Brüderschaft und Reich hinfluthen; aber man darf annehmen, dass die Gefühlsströme von Osten nach Westen, von Westen nach Osten rollen können, ohne einen zweiten Schiffbruch herbeizuführen. Der in der Verfassung ungewiss gebliebene Paragraph, in wie weit irgend ein Staat die Macht hat, sich von den übrigen Staaten ohne ihre Erlaubniss zu trennen, ist jetzt durch Thatsachen festgestellt worden. Ein Krieg wird über diese Frage nicht mehr entstehen; aber heisse Tage werden kommen, Leidenschaften werden angeregt werden, Redner werden in's Feld ziehen, obschon das Schwert selbst nicht wieder gezogen werden mag; die eine Secte wird sich im Streite für die Menschenrechte, die andere Secte für die Macht der Staaten erhitzen. Wer kann sagen, welche Wuth am meisten entflammt?

Die eine Partei wird für persönliche Freiheit, die andere für nationale Macht einstehen. Diese Kräfte sind unsterblich. Das eine Jahrhundert wird für Unabhängkeit kämpfen, das andere für ein Reich, gerade wie entweder die anglo-sächsische oder die lateinische Meinung die vorherrschende ist. Wenn sich diese beiden Mächte abgewogen haben werden, dann, und nur dann wird die Republik sich der grössten Freiheit und der grössten Macht erfreuen. Als die Armeen nach dem Falle von Fort Sumter in Collision kamen, ward das wahre Banner des Krieges erhoben und die Schlacht auf breiteren Grundlagen angenommen. Der streitige Punkt war damals: welches Princip soll die grosse Republik auf ihre Flagge schreiben? Sollen ihre gesellschaftlichen Zustände auf die Principien der Ritterschaft oder auf die der Gleichheit gegründet sein? Soll Industrie gebrandmarkt werden? Soll das neue Amerika ein Sclavenstaat oder ein freies Gemeinwesen sein?

Unter den Mauern Richmonds ward diese Principienschlacht tapfer ausgefochten, und zwar geschah dies auf beiden Seiten mit einer Geschicklichkeit, einem Stolze und einer Tapferkeit, dass man sich dabei unwillkürlich der Angriffe von Naseby und Marston

Digitized by Google

Moor erinnerte; aber die Cavaliere gingen unter, und das Mittelalter verlor damals den letzten Boden.

Als dieser kriegerische und abtrünnige Geist inmitten von Zerstörung und Feuer sein Ende fand, tauchte der mildere Geist der Freiheit und des Friedens, welcher längst nur in dem Herzen des amerkanischen Heeres geschlummert hatte, an die Oberfläche. Eine neue Ordnung ward begonnen, anfangs mit nicht viel Stärke, und ohne Furcht und Missgriffe, aber die Herrschaft edlerer Gefühle ward angebahnt, und jedes Auge kann sehen, wie dieselbe täglich an Stärke zunimmt und an Gunst gewinnt; trotzdem dass sie gegen List und Leidenschaft zu kämpfen hat, welche verderblicher sind als Schwert. Jahre können vergehen, ehe im Süden der Wunsch in seiner ganzen Stärke hervortritt; aber die Herolde haben in das Horn gestossen, und die Soldaten ihre Flagge erhoben. Lebensfülle muss mit der Zeit kommen; für den Augenblick ist es genug, dass der Wunsch nach Einheit neu erweckt ist.« Er schliesst dann (S. 463) mit dem Wunsche: »Möge der pietätvolle Norden, welcher eben so edel in seinem Mitleide wie in seiner Tapferkeit ist, Vergangenes verzeihen! Die Todten sündigen nicht mehr, und der fromme Suchende sollte angesichts der Ueberreste eines Krieges nicht nach Staat und Partei fragen, sondern den Verirrten an seines Bruders Seite legen. Jener sonnige Abhang bei Richmond, auf welchem die untergehende Sonne zu zögern scheint, indem sie die schönen weissen Grabmäler mit Roth überhaucht, sollte für den Norden und den Süden zugleich ein Ruheplatz sein, ein Zeichen des neuen Amerika, und ein unvertilgbarer Beweis der Wiedervereinigung sowohl, wie eine bleibende Urkunde ihres Kampfes.« Wir schliessen damit unseren Bericht über dieses Werk und die daraus mitgetheilten Proben; wir zweifeln nicht, dass dasselbe zahlreiche Leser finden wird, die eben so sehr Belehrung suchen als eine angenehme Unterhaltung. Dem Titel gegenüber findet sich eine Abbildung der Hauptstrasse der Mormonen, so wie auch S. 445 eine Abbildung des neuen Capitols in Washington beigefügt ist; die übrigen Illustrationen sind Abbildungen von Robert Wilson, Sheriff von Denver, von Brigham Young u. A.

Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856). Von weiland Dr. Friedr. Lorentz, kais. russ. Staatsrath, ordentl. Professor der Geschichte u. s. w. Herausgegeben von Theodor Bernhardt. Berlin. Verlag von J. Guttentag 1867. XVI und 491 S. in gr. 8.

Dieses Buch ist hervorgegangen aus Vorlesungen, welche der Verfasser, der nach beendigter fünfundzwanziger Lehrthätigkeit in Russland, sich im Jahre 1857 nach Bonn zurückgezogen hatte,

Digitized by Google

sorgfältig niedergeschrieben, hinterliess, in einer völlig abgerundeten, auch formell abgeschlossenen Gestalt, wie der Herausgeber uns versichert, welcher, wenn auch in Manchem anderer Ansicht in kirchlichen wie politischen Dingen, doch mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit der Herausgabe sich unterzog, weil er der Ueberzeugung war, es werde das Buch einem weit verbreiteten Bedürfniss genügen (S. V). Denn des Verfasser's Absicht war darauf gerichtet, einen gebildeten Leserkreis über die nächste Vergangenheit, aus welcher die Gestaltung der Gegenwart hervorgegangen ist, gehörig zu orientiren, ihm eine Uebersicht der ganzen Entwicklung zu geben, wie sie in Europa zunächst seit der Vernichtung der Napoleonischen Macht und den Wiener Verträgen stattgefunden hat, und auf diese Weise ihn zu einem klaren Verständniss derselben zu führen. In einer einfachen und klaren, diesem Zweck entsprechenden Darstellung ist das Ganze gehalten, geeignet allerdings zu einer richtigen Erkenntniss und damit auch zu einem unbefangenen Urtheil den Leser zu führen; auch sieht man bald, wie Alles auf gründlichen Studien beruht, auch ohne dass die Belege oder Citate beigefügt sind, und der Verf. selbst angesichts der grossen Schwierigkeiten, welche die Behandlung der neuesten Zeit mit sich bringt, doch im Ganzen den Anforderungen, die man an ein solches Werk zu stellen hat, zu genügen wusste. Dazu trug aber auch nicht wenig die ganze Persönlichkeit des Verfassers bei, wie solche uns von dem Herausgeber geschildet wird. »Sein ganzes Wesen durchdrang in seltenem Grade Humanität, Milde des Urtheils, Gerechtigkeit gegen fremde Leistungen, gegen Meinungen und Bestrebungen, welche seiner eigenen Meinung schnurstracks zuwiderliefen; er schien unberührt von dem die gegenwärtige Generation beherrschenden rücksichtslosen Subjectivismus, von dem Alles bemäkelnden, Alles nur an sich selbst messenden kirchlichen und politischen Parteigeist. So war Lorentz im Stande, die überall in die Interessen unserer Tage hineinragenden Ereignisse mit einer Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Urtheils, einer Ruhe und Mässigung darzustellen, wie sie in höherem Grade nicht wohl vereinbar sind mit lebendiger persönlicher Theilnahme an den geschilderten Ereignissen. Diese aber fehlte Lorentz an keinem Punkte und bricht überall durch« u. s. w. (S. IV). Man wird, wenn man dieser Darstellung der neuesten Geschichte mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, gern diesem Urtheil beistimmen, in welchem allerdings auch eine Empfehlung der Schrift enthalten ist für den Leserkreis, für welchen dieselbe bestimmt ist. Die rein objective, und doch lebendige, selbst warme Darstellung wird ihren Zweck nicht verfehlen und der Schrift eine weitere Verbreitung sichern. Wir wollen nur ein Urtheil des Verf., das sich auf die revolutionären Bewegungen des Jahres 1849 in verschiedenen deutschen Ländern, zunächst in Sachsen bezieht, hier beifügen: »Wenn man dem armen Volke seine Sympathie nicht versagen kann, das dem Zuge seines

Digitized by Google

Herzens nach einem einigen deutschen Reiche folgte und von dem glänzenden Bilde der kaiserlichen Herrlichkeit bessere Tage hoffte, so muss man dagegen die Führer verurtheilen, denen es doch mit der Reichsverfassung nicht Ernst war und die das heiligste Gefühl des Volkes missbrauchten, um ihre republikanischen und communistischen Theorien auszuführen« (S. 389). In zwanzig, oder eigentlich ein und zwanzig Abschnitten, da der sechste doppelt ist, wird die Erzählung, die mit dem Wiener Congress beginnt, bis zu dem Ende des Krimkrieges im Jahre 1856 durchgeführt, wo sie mit den Worten schliesst: »So endigte dieser blutige Krieg, ohne für die Zukunft dauernde Zustände gegründet zu haben. Im Gegentheil liess er ein Gefühl der Unsicherheit zurück, da die alten Allianzverhältnisse zerrissen oder gestört worden waren und die Nachwehen des Krieges sich darin zeigten, dass es schwer war, wieder neue zu knüpfen. Russland zog aus dem von ihm bestandenen Kampfe den Gewinn, die Uebel erkannt zu haben, woran die Organisation sowohl seiner militärischen Einrichtungen als seiner bürgerlichen Verwaltung litt, und die Regierung des Kaisers Alexander II. hat es sich zur Aufgabe gemacht, denselben durch innere Reformen gründlich abzuhelfen. Am wenigsten ist die orientalische Frage gelöst worden: denn es lässt sich voraussehen, dass das türkische Reich in der Strömung der europäischen Cultur, in die es so gewaltsam hineingerissen worden ist, untergehen wird« (S. 466). Es war dem Verf. nicht vergönnt, das, was er bald nach dem Jahre 1856 niedergeschrieben, noch weiter über diese Zeit hinaus zu führen, da er schon 1858 von schwerer Krankheit heimgesucht, am Anfang des Jahres 1861 von neuem erkrankte und am 10. Mai sein Leben endete. Der Herausgeber hat sich nicht entschliessen können, in einer ähnlichen Weise das Werk fortzuführen bis auf unsere Tage und eine Schilderung der weiter folgenden bedeutsamen Zeit zu liefern; er beschränkt sich in dem Schlusskapitel XXI (Seite 467—480) einen Blick auf die in diese Zeit fallenden Ereignisse zu werfen, und zwar von seinem Standpunkt aus, was mit den Worten eingeleitet wird: »seitdem (d. h. seit dem Pariser Frieden im Jahr 1856) ist eine Zeit verflossen reich an grossen weltbewegenden Kriegen, reich aber auch an innern Kämpfen um constitutionelle Völkerfreiheit; sie hier auch nur in ganz flüchtigen Umrissen zu skizziren, würde eine bedeutende Erweiterung des Buches nothwendig machen. Es mag daher genügen, die allergrössten Züge der Entwicklung in den letzten zehn Jahren, vor Allem auf den uns Deutsche am nächsten berührenden Gebieten, ins Gedächtniss zurückzurufen.« Man wird die in einer blühenden Sprache geschriebene Darstellung, die nicht in das Detail eingeht, sondern eine allgemeine Betrachtung über die Ereignisse enthält, gewiss nicht ohne Interesse durchlesen: was den Standpunkt des Verfassers selbst betrifft, so mag er zunächst aus

Digitized by Google

der folgenden Auffassung deutscher Verhältnisse S. 478 entnommen werden:

»Was Deutschland auf den böhmischen Schlachtfeldern gewonnen worden ist, es war am besten zu erkennen aus der staunenden Bewunderung oder dem scheelsüchtigen Neide des Auslandes. Zum ersten Male seit Jahrhunderten weiss die deutsche Nation wiederum, wo sie sicher ihr Haupt niederlegen soll; aber sie mag Sorge tragen, den Bau des norddeutschen Bundes rasch unter ein schützendes Wetterdach zu bringen, da abermals rings am Horizonte die trüben Wolken eines drohenden Sturmes aufgehen. Die Freiheit wird in dem neuen Hause zunächst nur ein bescheidenes Plätzchen haben, allein sie wird das Kind ruhigerer und glücklicherer Tage sein, welche nicht geschreckt werden von den dunkeln Vorboten einer nahenden schweren Verwicklung. Der Aufbau des neuen Deutschlands, dem gewiss auch bald der Süden folgen wird, nimmt bis jetzt einen hoffnungsreichen Fortgang, und so dürfen wir nach den Besorgnissen der jüngsten Vergangenheit in fröhlicher Zuversicht (?) der künftigen Entwicklung entgegen gehen« — Ausser einem Register, das am Schlusse beigefügt ist, findet sich auch nach der Vorrede eine Lebensskizze des Verfassers abgedruckt.

Stammtafeln zur Geschichte der Europäischen Staaten von Traugott Gotthelf Voigtel, weiland ordentl. Professor der Gesch. und Oberbibl. zu Halle. Vollständig umgearbeitet von Ludwig Adolf Cohn, Privatdocenten der Geschichte zu Göttingen. Drittes Heft. Erste Abtheilung. Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1867. Fol.

Es kann bei dieser Fortsetzung verwiesen werden auf die Anzeige des ersten Heftes in diesen Jahrbb. 1864 S. 780 ff., wo das Nähere über die Umarbeitung, welche das Werk gefunden hat, so wie über die Zweckmässigkeit derselben bemerkt ist. In dem vorliegenden Hefte sind in gleicher Genauigkeit und Sorgfalt wie Vollständigkeit auf den Tafeln 116—156 die Stammtafeln der verschiedenen Hessischen Fürsten, der Landgrafen von Hessen, von Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt und Homburg nebst den Nebenlinien Hessen Rotenburg und Philippsthal, so wie der Kurfürsten und Grossherzoge von Hessen enthalten, dann folgen die Grafen von Nassau nach den verschiedenen Linien, die Fürsten und Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Pommern, die Fürsten von Anhalt nach ihren verschiedenen Linien, und sind bei den genannten Fürstenhäusern noch besondere Tafeln hinzugefügt, welche eine Uebersicht über sämmtliche einzelne Linien derselben enthalten. Auf diese Weise ist auch für den Gebrauch und die Benutzung des Ganzen gut gesorgt.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

1. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber künstliche Zellmembranen«, am 17. Januar 1868.

2. Vortrag des Herrn Professor Jul. Arnold: »Ueber die spezifischen Leistungen der Gewebe«, am 17. Januar 1868.

3. Vortrag des Herrn Hofrath Friedreich: »Ueber Compressionszustände der Lungen bei Volumsvermehrung des Herzens«, am 17. Januar 1868.

4. Vortrag des Herrn Professor Fuchs: »Ueber die Tertiärformation von Biaritz«, am 31. Januar 1868.

5. Vorstellung eines Kranken mit Neurotomie des zweiten Astes des n. trigeminus durch Herrn Prof. Heine am 28. Februar 1868.

6. Vortrag desselben: »Ueber Operation von Geschwülsten durch Injection«, am 28. Februar 1868.

7. Vortrag des Herrn Professor Erlenmeyer: »Ueber Kreatin und Guanidin«, am 28. Februar 1868.

8. Vorzeigung von Reliefs, welche Schichtungsverhältnisse sedimentärer Gesteine darstellen, durch Herrn Professor H. A. Pagenstecher am 24. April 1868.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Herr Professor Pagenstecher zeigte von ihm hergestellte Reliefs in Gips vor, welche verschiedene Schichtungsverhältnisse sedimentärer Gesteine zu erläutern bestimmt sind.

Das erste zeigt konkordant gelagerte mässig gehobene Schichten an einem Gebirgsstocke von alpinem Charakter. Durch den Fall der Schichten in der Richtung vom höchsten Gipfel gegen einen niedrigern hin, geschieht es, dass die oberste, jüngste Schicht nicht auf dem höchsten Gipfel, sondern nur noch auf diesem zwei-

Digitized by Google

ten stehen geblieben erscheint, während jener höchste Gipfel schon von der zweiten und eine dritte nach der andern Seite hin gelegene Spitze gar erst von einer dritten Formation gebildet wird. Danach erscheinen dann an den Abstürzen und in den Thälern noch ältere Gesteinsbildungen.

Das zweite Relief bietet diskordante Lagerung, indem sich an und auf einen stark geneigten Schiefer eine einem Quadersandstein ähnliche Formation in vollkommen horizontaler Schichtung legt, unter welcher dann wieder ein anderes Gestein erscheint.

Im dritten endlich wird ein mehrfach zu synklinischen und antiklinischen steilen Falten geknickter Schiefer von den Trümmern des Gesteins, welches ihm ursprünglich auflag, nur noch rechts und links begleitet.

Die ursprünglichen Modelle zu diesen Reliefs wurden in gewöhnlichem Töpferthon gearbeitet. Die Herstellung ist sehr leicht und man kann in ihr den Gedanken und den Erinnerungen an in Gebirgsländern beobachtete reale Verhältnisse bequem Rechenschaft tragen.

Was den Charakter der Gesteine betrifft, so bildet man mit gegen gedrückter ungleich fasriger Oberfläche der Splitter von grobem Tannenholze sehr hübschen Schiefer, mit geglättetem Holze Quader während die Finger die angefressenen und unterhölten Kalk- und Urgesteine leicht nachahmen.

Indem man den Guss in durchaus und verschieden gefärbten Gipsen ausführt und dabei die Niveaus der jeweiligen Ausfüllung in der Form der betreffenden Schicht gut anpasst und entsprechende Farben wählt, vervollständigt man das Charakterbild der Gesteine. Die Gränzlinien der Farben geben dann an den ein- und ausspringenden Winkeln des Gebirges und in den Thälern einen vollständigen Begriff von den Modifikationen im scheinbaren Fallen der nur auf einer Fläche erscheinenden Schichten, wobei die Fehler einer falschen Construktion, beim Anmalen unvermeidlich, ganz wegfallen.

Was man für kleine Mängel ansehn möchte: nicht ganz gleichmässige Vertheilung der in den einzelnen Gipsschichten gemischten Farben, Ankleben von Thonklümpchen oder Sandkörnchen in der über das Modell gegossenen Form, zufälliges Abbröckeln eines Stückchen des Gusses geben dem Relief nur ein noch natürlicheres Ansehn; wie dann die Homogenität der Massen der einzelnen Schichten durch den ganzen Stock späteren Beschädigungen bis zu einem gewissen Grade ihre Bedeutung nimmt.

Indem man mit etwas steif gewordenem Gipse operirt, würde man auch ziemlich stark gebogene Schichten in verschiedenen Farben einander folgen lassen können.

Die Vorzüge dieser Darstellungsweise in Leichtigkeit, Richtigkeit und Dauerhaftigkeit gegenüber nur aussen angemalten Reliefs aus einer oder der andern Masse sind sehr auffällig und würden

Digitized by Google

dieselben auch sehr leicht vermehrt und statt schematisch wirklich nach der Natur gemacht werden können.

9. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber discontinuirliche Flüssigkeits-Bewegungen«, am 8. Mai 1868.

(Das Manuscript wurde am 23. Oktober eingereicht.)

Die hydrodynamischen Gleichungen ergeben bekanntlich für das Innere einer incompressiblen Flüssigkeit, die der Reibung nicht unterworfen ist, und deren Theilchen keine Rotations-Bewegung besitzen, genau dieselbe partielle Differentialgleichung, welche für stationäre Ströme von Elektricität oder Wärme in Leitern von gleichmässigem Leitungsvermögen besteht. Man könnte also erwarten, dass bei gleicher Form des durchströmten Raumes und gleichen Grenzbedingungen die Strömungsform der tropfbaren Flüssigkeiten, der Elektricität und Wärme bis auf kleine von Nebenbedingungen abhängige Unterschiede die gleiche sein sollte. In Wirklichkeit aber bestehen in vielen Fällen leicht erkennbare und sehr eingreifende Unterschiede zwischen der Stromvertheilung einer tropfbaren Flüssigkeit und der der genannten Imponderabilien.

Solche Unterschiede zeigen sich namentlich auffallend, wenn die Strömung durch eine Oeffnung mit scharfen Rändern in einen weiteren Raum eintritt. In solchen Fällen strahlen die Stromlinien der Elektricität von der Oeffnung aus sogleich nach allen Richtungen auseinander, während eine strömende Flüssigkeit, Wasser sowohl wie Luft, sich von der Oeffnung aus anfänglich in einem compacten Strahle vorwärts bewegt, der sich dann in geringerer oder grösserer Entfernung in Wirbel aufzulösen pflegt. Die der Oeffnung benachbarten, ausserhalb des Strahles liegenden Theile der Flüssigkeit des grösseren Behälters können dagegen fast vollständig in Ruhe bleiben Jedermann kennt diese Art der Bewegung, wie sie namentlich ein mit Rauch imprägnirter Luftstrom sehr anschaulich zeigt. In der That kommt die Zusammendrückbarkeit der Luft bei diesen Vorgängen nicht wesentlich in Betracht, und Luft zeigt hiebei mit geringen Abweichungen dieselben Bewegungsformen wie Wasser.

Bei so grossen Abweichungen zwischen der Wirklichkeit und den Ergebnissen der bisherigen theoretischen Analyse mussten die hydrodynamischen Gleichungen den Physikern als eine praktisch sehr unvollkommene Annäherung an die Wirklichkeit erscheinen. Die Ursache davon mochte man in der inneren Reibung der Flüssigkeit vermuthen, obgleich allerlei seltsame und sprungweise eintretende Unregelmässigkeiten, mit denen wohl Jeder zu kämpfen hatte, der Beobachtungen über Flüssigkeits-Bewegungen anstellte, nicht einmal durch die jedenfalls stetig und gleichmässig wirkende Reibung erklärt werden konnten.

Digitized by Google

Die Untersuchung der Fälle, wo periodische Bewegungen durch einen continuirlichen Luftstrom erregt werden, wie z. B. in den Orgelpfeifen, liess mich erkennen, dass eine solche Wirkung nur durch eine discontinuirliche, oder wenigstens einer solchen nahe kommende Art der Luftbewegung hervorgebracht werden könne, und das führte mich zur Auffindung einer Bedingung, die bei der Integration der hydrodynamischen Gleichungen berücksichtigt werden muss, und bisher, so viel ich weiss, übersehen worden ist; bei deren Berücksichtigung dagegen in solchen Fällen, wo die Rechnung durchgeführt werden kann, sich in der That Bewegungsformen ergeben, wie wir sie in Wirklichkeit beobachten. Es ist dies folgender Umstand.

In den hydrodynamischen Gleichungen werden die Geschwindigkeiten und der Druck der strömenden Theilchen als continuirliche Functionen der Coordinaten behandelt. Andrerseits liegt in der Natur einer tropfbaren Flüssigkeit, wenn wir sie als vollkommen flüssig, also der Reibung nicht unterworfen betrachten, kein Grund, dass nicht zwei dicht an einander grenzende Flüssigkeitsschichten mit endlicher Geschwindigkeit an einander vorbeigleiten könnten. Wenigstens diejenigen Eigenschaften der Flüssigkeiten, welche in den hydrodynamischen Gleichungen berücksichtigt werden, nämlich die Constanz der Masse in jedem Raumelement und die Gleichheit des Druckes nach allen Richtungen hin, bilden offenbar kein Hinderniss dafür, dass nicht auf beiden Seiten einer durch das Innere gelegten Fläche tangentielle Geschwindigkeiten von endlichem Grössenunterschiede stattfinden könnten. Die senkrecht zur Fläche gerichteten Componenten der Geschwindigkeit und der Druck müssen dagegen natürlich an beiden Seiten einer solchen Fläche gleich sein. Ich habe schon in meiner Arbeit über die Wirbelbewegungen*) darauf aufmerksam gemacht, dass ein solcher Fall eintreten müsse, wenn zwei vorher getrennte und verschieden bewegte Wassermassen mit ihren Oberflächen in Berührung kommen. In jener Arbeit wurde ich auf den Begriff einer solchen Trennungsfläche oder Wirbelfläche, wie ich sie dort nannte, dadurch geführt, dass ich Wirbelfäden längs einer Fläche continuirlich angeordnet dachte, deren Masse verschwindend klein werden kann, ohne dass ihr Drehungsmoment verschwindet.

Nun wird in einer Anfangs ruhenden oder continuirlich bewegten Flüssigkeit eine endliche Verschiedenheit der Bewegung unmittelbar benachbarter Flüssigkeitstheilchen nur durch discontinuirlich wirkende Kräfte hervorgebracht werden können. Unter den äusseren Kräften kommt hierbei nur der Stoss in Betracht.

Aber es ist auch im Innern der Flüssigkeiten eine Ursache vorhanden, welche Discontinuität der Bewegung erzeugen kann. Der Druck nämlich kann zwar jeden beliebigen positiven Werth an-

*) Journal für reine und angewandte Mathematik. Band LX.

Digitized by Google

nehmen, und die Dichtigkeit der Flüssigkeit wird sich mit ihm immer continuirlich ändern. Aber so wie der Druck den Werth Null überschreiten und negativ werden sollte, wird eine discontinuirliche Veränderung der Dichtigkeit eintreten; die Flüssigkeit wird auseinander reissen.

Nun hängt die Grösse des Drucks in einer bewegten Flüssigkeit von der Geschwindigkeit ab, und zwar ist in incompressibeln Flüssigkeiten die Verminderung des Drucks unter übrigens gleichen Umständen der lebendigen Kraft der bewegten Wassertheilchen direct proportional. Uebersteigt also die letztere eine gewisse Grösse, so muss in der That der Druck negativ werden, und die Flüssigkeit zerreissen. An einer solchen Stelle wird die beschleunigende Kraft, welche dem Differentialquotienten des Drucks proportional ist, offenbar discontinuirlich und dadurch die Bedingung erfüllt, welche nöthig ist, um eine discontinuirliche Bewegung der Flüssigkeit hervorzubringen. Die Bewegung der Flüssigkeit an einer solchen Stelle vorüber kann nun nur so geschehen, dass sich von dort ab eine Trennungsfläche bildet.

Die Geschwindigkeit, welche das Zerreissen der Flüssigkeit herbeiführen muss, ist diejenige, welche die Flüssigkeit annehmen würde, wenn sie unter dem Drucke, den die Flüssigkeit am gleichen Orte im ruhenden Zustande haben würde, in den leeren Raum ausflösse. Dies ist allerdings eine verhältnissmässig bedeutende Geschwindigkeit; aber es ist wohl zu bemerken, dass, wenn die tropfbaren Flüssigkeiten continuirlich wie Elektricität fliessen sollten, die Geschwindigkeit an jeder scharfen Kante, um welche der Strom herumbiegt, unendlich gross werden müsste.*) Daraus folgt, dass jede geometrisch vollkommen scharf gebildete Kante, an welcher Flüssigkeit vorbeifliesst, selbst bei der mässigsten Geschwindigkeit der übrigen Flüssigkeit, dieselbe zerreissen und eine Trennungsfläche herstellen muss. An unvollkommen ausgebildeten, abgerundeten Kanten dagegen wird dasselbe erst bei gewissen grösseren Geschwindigkeiten stattfinden. Spitzige Hervorragungen an der Wand des Strömungscanales werden ähnlich wirken müssen.

Was die Gase betrifft, so tritt bei ihnen derselbe Umstand wie bei den Flüssigkeiten ein, nur dass die lebendige Kraft der Bewegung eines Theilchens nicht direct der Verminderung des Druckes p, sondern mit Berücksichtigung der Abkühlung der Luft bei ihrer Ausdehnung der Grösse p^m proportional ist, wo $m = 1 - \frac{1}{\gamma}$ und γ das Verhältniss der specifischen Wärme bei constantem Druck

*) In der sehr kleinen Entfernung ϱ von einer scharfen Kante, deren Flächen unter den Winkel α zusammenstossen, werden die Geschwindigkeiten unendlich wie ϱ^{-m}, wo $m = \frac{\pi - \alpha}{2\pi - \alpha}$.

Digitized by Google

zu der bei constanten Volumen bezeichnet. Für atmosphärische Luft hat der Exponent m den Werth 0,291. Da er positiv und reell ist, so kann p^m, wie p, bei hohen Werthen der Geschwindigkeit nur bis Null abnehmen, und nicht negativ werden. Anders wäre es, wenn die Gasarten einfach dem Mariotte'schen Gesetze folgten und keine Temperaturveränderungen erlitten. Dann würde statt p^m die Grösse log. p eintreten, welche negativ unendlich werden kann, ohne dass p negativ wird. Unter dieser Bedingung wäre ein Zerreissen der Luftmasse nicht nöthig.

Es gelingt sich von dem thatsächlichen Bestehen solcher Discontinuitäten zu überzeugen, wenn man einen Strahl mit Rauch imprägnirter Luft aus einer runden Oeffnung oder einem cylindrischen Rohre mit mässiger Geschwindigkeit, so dass kein Zischen entsteht, hervortreten lässt. Unter günstigen Umständen kann man dünne Strahlen der Art von einer Linie Durchmesser in einer Länge von mehreren Fussen erhalten. Innerhalb der cylindrischen Oberfläche ist die Luft dann in Bewegung mit constanter Geschwindigkeit, ausserhalb dagegen selbst in allernächster Nähe des Strahls gar nicht oder kaum bewegt. Sehr deutlich sieht man diese scharfe Trennung auch, wenn man einen ruhig fliessenden cylindrischen Luftstrahl durch die Spitze einer Flamme leitet, aus der er dann ein genau abgegrenztes Stück herausschneidet, während der Rest der Flamme ganz ungestört bleibt, und höchstens eine sehr dünne Lamelle, die den durch Reibung beeinflussten Grenzschichten entspricht, ein wenig mitgenommen wird.

Was die mathematische Theorie dieser Bewegungen betrifft, so habe ich die Grenzbedingungen für eine innere Trennungsfläche der Flüssigkeit schon angegeben. Sie bestehen darin, dass der Druck auf beiden Seiten der Fläche gleich sein muss, und ebenso die normal gegen die Trennungsfläche gerichtete Componente der Geschwindigkeit. Da nun die Bewegung im ganzen Innern einer incompressiblen Flüssigkeit, deren Theilchen keine Rotationsbewegung haben, vollständig bestimmt ist, wenn die Bewegung ihrer ganzen Oberfläche und ihre inneren Discontinuitäten gegeben sind, so handelt es sich bei äusserer fester Begrenzung der Flüssigkeit der Regel nach nur darum, die Bewegung der Trennungsfläche und die Veränderungen der Discontinuität an derselben kennen zu lernen.

Es kann nun eine solche Trennungsfläche mathematisch gerade so behandelt werden, als wäre sie eine Wirbelfläche, d. h., als wäre sie mit Wirbelfäden von unendlich geringer Masse, aber endlichem Drehungsmoment continuirlich belegt. In jedem Flächenelement einer solchen wird es eine Richtung geben, nach welcher genommen die Componenten der tangentiellen Geschwindigkeiten gleich sind. Diese gibt zugleich die Richtung der Wirbelfäden an der entsprechenden Stelle. Das Moment dieser Fäden ist proportional zu setzen dem Unterschiede, welchen die dazu senkrechten

Digitized by Google

Componenten der tangentiellen Geschwindigkeit an beiden Seiten der Fläche zeigen.

Die Existenz solcher Wirbelfäden ist für eine ideale nicht reibende Flüssigkeit eine mathematische Fiction, welche die Integration erleichtert. In einer wirklichen der Reibung unterworfenen Flüssigkeit wird jene Fiction schnell eine Wirklichkeit, indem durch die Reibung die Grenztheilchen in Rotation versetzt werden, und somit dort Wirbelfäden von endlicher, allmälig wachsender Masse entstehen, während die Discontinuität der Bewegung dadurch gleichzeitig ausgeglichen wird.

Die Bewegung einer Wirbelfläche und der in ihr liegenden Wirbelfäden ist nach den in meiner Arbeit über die Wirbelbewegungen festgestellten Regeln zu bestimmen. Die mathematischen Schwierigkeiten dieser Aufgabe lassen sich freilich erst in wenigen der einfacheren Fälle überwinden. In vielen andern Fällen kann man dagegen aus der angegebenen Betrachtungsweise Schlüsse wenigstens auf die Richtung der eintretenden Veränderungen ziehen.

Namentlich ist zu erwähnen, dass, gemäss dem für Wirbelbewegungen erwiesenen Gesetze, die Fäden und mit ihnen die Wirbelfläche im Innern einer nicht reibenden Flüssigkeit nicht entstehen und nicht verschwinden können, vielmehr jeder Wirbelfaden constant das gleiche Rotationsmoment behalten muss; ferner, dass die Wirbelfäden längs einer Wirbelfläche selbst fortschwimmen mit einer Geschwindigkeit, welche das Mittel aus den an beiden Seiten der Fläche bestehenden Geschwindigkeiten ist. Daraus folgt, dass eine Trennungsfläche sich immer nur nach der Richtung hin verlängern kann, nach welcher der stärkere von den beiden in ihr sich berührenden Strömen gerichtet ist.

Ich habe zunächst gesucht, Beispiele von unverändert bestehenden Trennungsflächen in stationären Strömungen zu finden, bei denen die Integration ausführbar ist, um daran zu prüfen, ob die Theorie Stromesformen ergiebt, die der Erfahrung besser entsprechen, als wenn man die Discontinuität der Bewegung unberücksichtigt lässt. Wenn eine Trennungsfläche, die ruhendes und bewegtes Wasser von einander scheidet, stationär bleiben soll, so muss längs derselben der Druck in der bewegten Schicht derselbe sein, wie in der ruhenden, woraus folgt, dass die tangentielle Geschwindigkeit der Wassertheilchen in ganzer Ausdehnung der Fläche constant sein muss; ebenso die Dichtigkeit der fingirten Wirbelfäden. Anfang und Ende einer solchen Fläche können nur an der Wand des Gefässes oder in der Unendlichkeit liegen. Wo ersteres der Fall ist, müssen sie die Wand des Gefässes tangiren, vorausgesetzt, dass diese hier stetig gekrümmt ist, weil die zur Gefässwand normale Geschwindigkeitscomponente gleich Null sein muss.

Die stationären Formen der Trennungsflächen zeichnen sich übrigens, wie Versuch und Theorie übereinstimmend erkennen las-

Digitized by Google

sen, durch einen auffallend hohen Grad von Veränderlichkeit bei den unbedeutendsten Störungen aus, so dass sie sich Körpern, die in labilem Gleichgewicht befindlich sind, einigermassen ähnlich verhalten. Die erstaunliche Empfindlichkeit eines mit Rauch imprägnirten cylindrischen Luftstrahls gegen Schall ist von Hrn. Tyndall schon beschrieben worden; ich habe dieselbe bestätigt gefunden. Es ist dies offenbar eine Eigenschaft der Trennungsflächen die für das Anblasen der Pfeifen von grösster Wichtigkeit ist.

Die Theorie lässt erkennen, dass überall, wo eine Unregelmässigkeit an der Oberfläche eines übrigens stationären Strahls gebildet wird, diese zu einer fortschreitenden spiraligen Aufrollung des betreffenden (übrigens am Strahle fortgleitenden) Theils der Fläche führen muss. Dies Streben nach spiraliger Aufrollung bei jeder Störung ist übrigens an den beobachteten Strahlen leicht zu bemerken. Der Theorie nach könnte ein prismatischer oder cylindrischer Strahl unendlich lang sein. Thatsächlich lässt sich ein solcher nicht herstellen, weil in einem so leicht beweglichen Elemente, wie die Luft ist, kleine Störungen nie ganz zu beseitigen sind.

Dass ein solcher unendlich langer cylindrischer Strahl, der aus einer Röhre von entsprechendem Querschnitt in ruhende äussere Flüssigkeit austritt, und überall mit gleichmässiger Geschwindigkeit seiner Axe parallel bewegte Flüssigkeit enthält, den Bedingungen des stationären Zustandes entspricht, ist leicht einzusehen.

Ich will hier nur noch die mathematische Behandlung eines Falls entgegengesetzter Art, wo der Strom aus einem weiten Raum in einen engen Canal übergeht, skizziren, um daran auch gleichzeitig ein Beispiel zu geben für eine Methode, durch welche Probleme der Lehre von den Potentialfunctionen gelöst werden können, die bisher Schwierigkeiten machten.

Ich beschränke mich auf den Fall, wo die Bewegung stationär ist, und nur von zwei rechtwinkligen Coordinaten x, y abhängig, wo ferner von Anfang an in der reibungsfreien Flüssigkeit keine rotirenden Theilchen vorhanden sind, und sich also auch keine solchen bilden können. Bezeichnen wir für das am Puncte (x, y) befindliche Flüssigkeitstheilchen die den x parallele Geschwindigkeitscomponente mit u, die den y parallele mit v, so lassen sich bekanntlich zwei Funktionen von x und y in der Weise finden, dass

$$\left.\begin{aligned} u &= \frac{d\varphi}{dx} = \frac{d\psi}{dy} \ldots\ldots \\ v &= \frac{d\varphi}{dy} = -\frac{d\psi}{dx} \ldots \end{aligned}\right\} 1$$

Durch diese Gleichungen wird auch unmittelbar im Innern der Flüssigkeit die Bedingung erfüllt, dass die Masse in jedem Raumelement constant bleibe, nämlich

Digitized by Google

$$\frac{du}{dx}+\frac{dv}{dy}=\frac{d^2\varphi}{dx^2}+\frac{d^2\varphi}{dy^2}=\frac{d^2\psi}{dx^2}+\frac{d^2\psi}{dy^2}=0 \ldots\ldots \Big\} \text{ 1a}$$

Der Druck im Innern wird bei der constanten Dichtigkeit h, und wenn das Potential der äusseren Kräfte mit V bezeichnet wird, gegeben durch die Gleichung:

$$V-\frac{p}{h}+C=\tfrac{1}{2}\left[\left(\frac{d\varphi}{dx}\right)^2+\left(\frac{d\varphi}{dy}\right)^2\right]$$
$$=\tfrac{1}{2}\left[\left(\frac{d\psi}{dx}\right)^2+\left(\frac{d\psi}{dy}\right)^2\right] \ldots \Big\} \text{ 1b}$$

Die Curven

$$\psi = \text{Const.}$$

sind die Strömungslinien der Flüssigkeit, und die Curven

$$\varphi = \text{Const.}$$

sind orthogonal zu ihnen. Letztere sind die Curven gleichen Potentials, wenn Elektricität, oder gleicher Temperatur, wenn Wärme in Leitern von constantem Leitungsvermögen in stationärem Strome fliesst.

Aus den Gleichungen 1. folgt als Integralgleichung, dass die Grösse $\varphi+\psi i$ eine Function sei von $x+yi$ (wo $i=\sqrt{-1}$). Die bisher gefundenen Lösungen drücken in der Regel φ und ψ als eine Summe von Gliedern aus, die selbst Functionen von x und y sind. Aber auch umgekehrt kann man $x+yi$ als Function von $\varphi+\psi i$ betrachten und entwickeln. Bei den Aufgaben über Strömung zwischen zwei festen Wänden ist ψ längs der Grenzen constant, und stellt man also φ und ψ als rechtwinklige Coordinaten in einer Ebene dar, so hat man in einem von zwei parallelen graden Linien $\psi=c_0$ und $\psi=c_1$ begrenzten Streifen dieser Ebene die Funktion $x+yi$ so zu suchen, dass sie am Rande der Gleichung der Wand entspricht, im Innern gegebene Unstetigkeiten annimmt.

Ein Fall dieser Art ist, wenn wir setzen

$$x+yi=A\left\{\varphi+\psi i+e^{\varphi+\psi i}\right\} \ldots. \Big\} 2$$

oder

$$x=A\varphi+Ae^{\varphi}\cos\psi$$
$$y=A\psi+Ae^{\varphi}\sin\psi$$

Für den Werth $\psi=\pm\pi$ wird y constant und

$$x=A\varphi-Ae^{\varphi}$$

Wenn φ von $-\infty$ bis $+\infty$ läuft, geht x gleichzeitig von $-\infty$ bis $-A$ und dann wieder zurück zu $-\infty$. Die Stromcurven $\psi=\pm\pi$ entsprechen also der Strömung längs zweier gerader Wände für die $y=\pm A\pi$ und x zwischen $-\infty$ und $-A$ läuft.

Die Gleichung 2 entspricht also, wenn wir ψ als Ausdruck der Stromescurven betrachten, der Strömung aus einem durch zwei parallele Ebenen begrenzten Canal in den unendlichen Raum hin-

Digitized by Google

ein. Am Rande des Canals aber, wo $x = -A$ und $y = \pm A\pi$, wo ferner

$$\varphi = 0 \text{ und } \psi = \pm \pi$$

ist, wird

$$\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 + \left(\frac{dy}{d\varphi}\right)^2 = 0$$

also

$$\left(\frac{d\varphi}{dx}\right)^2 + \left(\frac{d\varphi}{dy}\right)^2 = \infty$$

Elektricität und Wärme können so strömen; tropfbare Flüssigkeit muss aber zerreissen.

Sollen vom Rande des Canals stationäre Trennungslinien ausgehen, welche natürlich Fortsetzungen der längs der Wand verlaufenden Strömungslinien $\psi = \pm\pi$ werden, und soll ausserhalb dieser Trennungslinien, die die strömende Flüssigkeit begrenzen, Ruhe stattfinden, so muss der Druck auf beiden Seiten der Trennungslinien gleich sein. Das heisst, es muss längs derjenigen Theile der Linien $\psi = \pm\pi$, welche den freien Trennungslinien entsprechen, gemäss 1 b sein.

$$\left(\frac{d\varphi}{dx}\right)^2 + \left(\frac{d\varphi}{dy}\right)^2 = \text{Const} \ldots\ldots \quad 3$$

Um nun die Grundzüge der in Gleichung 2 gegebenen Bewegung beizubehalten, setzen wir zu obigem Ausdrucke von $x + yi$ noch ein Glied $\sigma + \tau i$ hinzu, welches ebenfalls eine Function von $\varphi + \psi i$ ist.

Wir haben dann

$$\begin{aligned} x &= A\varphi + A e^{\varphi} \cos\psi + \sigma \ldots\ldots \\ y &= A\psi + A e^{\varphi} \sin\psi + \tau \ldots\ldots \end{aligned} \quad 3a$$

und müssen $\sigma + \tau i$ so bestimmen, dass längs des freien Theils der Trennungsflächen $\psi = \pm\pi$ werde

$$\left(A - Ae^{\varphi} + \frac{d\sigma}{d\varphi}\right)^2 + \left(\frac{d\tau}{d\varphi}\right)^2 = \text{Const.}$$

Diese Bedingung wird erfüllt, wenn wir eben daselbst machen, dass

$$\frac{d\sigma}{d\varphi} = 0 \text{ oder } \sigma = \text{Const.} \ldots\ldots \quad 3b$$

und

$$\frac{d\tau}{d\varphi} = \pm A \sqrt{2e^{\varphi} - e^{2\varphi}} \ldots\ldots \quad 3c$$

Da ψ längs der Wand constant ist, können wir die letzte Gleichung nach φ integriren, und das Integral in eine Function von $\varphi + \psi i$ verwandeln, indem wir statt φ überall setzen $\varphi + i(\psi + \pi)$. So erhalten wir bei passender Bestimmung der Integrationsconstante.

Digitized by Google

$$\sigma + \tau i = A i \left\{ \sqrt{-2e^{\varphi+\psi i} - e^{2\varphi+2\psi i}} + \right.$$
$$\left. + 2 \arcsin\left[\frac{i}{\sqrt{2}} e^{\frac{1}{2}(\varphi+\psi i)}\right]\right\} \ldots \left\{ 3d \right.$$

Die Verzweigungspunkte dieses Ausdrucks liegen, wo $e^{\varphi+\psi i} = -2$, das heisst, wo $\psi = \pm(2a+1)\pi$ und $\varphi = \log. 2$ ist Also liegt keiner im Innern des Intervalls von $\psi = +\pi$ bis $\psi = -\pi$. Die Function $\sigma + \tau i$ ist hier continuirlich.

Längs der Wand wird

$$\sigma + \tau i = \pm A i \left\{ \sqrt{2e^{\varphi} - e^{2\varphi}} - \arcsin\left[\frac{i}{\sqrt{2}} e^{\frac{1}{2}\varphi}\right]\right\}$$

Wenn $\psi < \log. 2$, so ist dieser ganze Werth rein imaginär, also $\sigma = o$, während $\frac{d\tau}{d\varphi}$ den eben in 3_c vorgeschrieben Werth erhält. Dieser Theil der Linien $\psi = \pm\pi$ entspricht also dem freien Theile des Strahls.

Wenn $\varphi > \log. 2$ wird der ganze Ausdruck bis auf den Summanden $\pm A i\pi$ reell, welcher letztere sich zum Werthe von τi, beziehlich $y i$ hinzufügt.

Die Gleichungen 3_a und 3_d entsprechen also der Ausströmung aus einem unbegrenzten Becken in einem durch zwei Ebenen begrenzten Canal, dessen Breite $4A\pi$ ist, dessen Wände von $x = -\infty$ bis $x = -A\ (2 - \log. 2)$ reichen. Die freie Trennungslinie der strömenden Flüssigkeit krümmt sich von der Kante der Oeffnung zunächst noch ein wenig gegen die Seite der positiven x hin, wo sie für $\varphi = o$, $x = -A$ und $y = \pm A(\frac{1}{2}\pi + 1)$ ihre grössten x-Werthe erreicht, um sich dann in das Innere des Kanals hineinzuwenden, und zuletzt asymptotisch den beiden Linien $y = \pm A\pi$ zu nähern, so dass schliesslich die Breite des ausfliessenden Strahles nur der halben Breite des Kanales gleich wird.

Die Geschwindigkeit längs der Trennungsfläche und im geraden Ende des ausfliessenden Strahlen ist $\frac{1}{A}$. Längs der festen Wand und im Innern der Flüssigkeit ist sie überall kleiner als $\frac{1}{A}$, so dass diese Bewegungsform bei jeder Grösse der Ausflussgeschwindigkeit stattfinden kann.

Ich hebe an diesem Beispiele namentlich hervor, wie es zeigt, dass die Form des Flüssigkeitsstroms in einer Röhre auf sehr lange Strecken hin durch die Form des Anfangsstücks bestimmt sein kann.

Zusatz, elektrische Vertheilung betreffend. Wenn man in der Gleichung 2 die Grösse ψ als das Potential von Elektricität betrachtet, so ergibt sich hier die Vertheilung der Elektricität in der Nähe des Randes zweier ebener und sehr naher

Digitized by Google

Scheiben, vorausgesetzt, dass ihr Abstand als verschwindend klein gegen den Krümmungshalbmesser ihrer Randcurven betrachtet werden kann. Es ist das eine sehr einfache Lösung der Aufgabe, welche Herr Clausius*) behandelt hat. Sie ergiebt übrigens dieselbe Vertheilung der Elektricität, wie er sie gefunden hat, wenigstens soweit dieselbe von der Krümmung des Randes unabhängig ist.

Ich will noch hinzufügen, dass dieselbe Methode genügt, um auch auf zwei parallelen unendlich langen ebenen Streifen, deren vier Kanten im Querschnitt die Ecken eines Rechtecks bilden, die Vertheilung der Elektricität zu finden. Die Potentialfunction ψ derselben wird gegeben durch eine Gleichung von der Form

$$x + yi = A(\varphi + \psi i) + B\frac{1}{H(\varphi + \psi i)} \quad \ldots\ldots \quad \Big\}4.$$

wo H(u) die von Jacobi in den Fundamenta nova p. 172 als Zähler von sin am u entwickelte Function bezeichnet. Die belegten Streifen entsyrechen nach dortiger Bezeichnung dem Werthe $\varphi = \pm 2K$, wobei $x = \pm 2AK$ den halben Abstand der Streifen ergibt, während vom Verhältniss der Constanten A und B die Breite der Streifen abhängt.

Die Form der Gleichungen 2 und 4 lässt erkennen, dass φ und ψ als Functionen von x und y nur durch äusserst complicirte Reihenentwickelungen auszudrücken sein können.

10. Vortrag des Herrn Professor H. A. Pagenstecher: »Ueber einen neuen Entwicklungsmodus der Siphonophoren«, am 22. Mai 1868.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Der Vortragende berichtete über eine neue von ihm bei Mentone gefischte Jugendform einer Siphonophore. Dieselbe besteht aus einer bis zu einem halben Centimeter Durchmesser zeigenden, kugligen, an einem Pole wie abgeschnittenen membranösen Hülle, in welcher mit einem kurzen Strange eine kleine Siphonophorenkolonie aufgehangen ist. Die Befestigung geschieht der Art, dass einer Seits von derselben ein seiner Lage nach der Schwimmsäule vergleichbarer aber nicht mit zu Glocken differenzirten Stücken besetzter Antheil, andererseits dagegen der Achsenfaden oder Stamm sich befindet, an welchem sich durch Kerbung des Randes mehr und mehr Polypenleiber ausbilden, welche weiterhin an ihrer Basis Nesselapparate entwickeln und einzeln für sich besondere Stiele ausziehn. Eine genauere Beschreibung sowie die Abbildung dieser ganz neuen und interessanten Entwicklungsmodalität einer Siphonophore ist der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie eingesandt worden und wird wohl im vierten Hefte von dem fünfzehnten Bande abgedruckt werden.

*) Poggendorff's Annalen Bd. LXXXVI.

Digitized by Google

11. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie«, am 22. Mai 1866.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Die Untersuchungen über die Art, wie Localisation im Gesichtsfelde zu Stande kommt, haben den Vortragenden veranlasst, auch über die Ursprünge der allgemeinen Raumanschauung überhaupt nachzudenken. Es gibt hier zunächst eine Frage, deren Beantwortung jedenfalls in das Gebiet der exacten Wissenschaften gehört, nämlich die, welche Sätze der Geometrie Wahrheiten von thatsächlicher Bedeutung aussprechen, welche dagegen nur Definitionen oder Folgen von Definitionen und der besonderen gewählten Ausdrucksweise sind. Diese Untersuchung ist ganz unabhängig von der weiteren Frage, woher unsere Kenntniss der Sätze von thatsächlicher Bedeutung herstammt.. Die erstgenannte Frage ist deshalb nicht so leicht wie es wohl häufig geschieht, zu entscheiden, weil die Raumgebilde der Geometrie Ideale sind, denen sich die körperlichen Gebilde der wirklichen Welt immer nur nähern können, ohne jemals der Forderung des Begriffs vollständig zu genügen, und weil wir über die Unveränderlichkeit der Form, die Richtigkeit der Ebenen und geraden Linien, die wir an einem festen Körper finden, gerade mittels derselben geometrischen Sätze die Prüfung anstellen müssen, welche wir an dem betreffenden Beispiele etwa thatsächlich zu beweisen unternehmen wollten.

Andererseits kann man sich durch leichte Ueberlegungen überzeugen, dass, wie auch der weitere Verlauf dieses Vortrags zeigen wird, die Reihe der gewöhnlich in der elementaren Geometrie hingestellten geometrischen Axiome ungenügend ist; dass in der That stillschweigend noch eine Reihe von einigen weiteren Thatsachen vorausgesetzt wird. Man hat zwar in neueren Lehrbüchern die Axiome des Euclides noch zu ergänzen versucht, es fehlte aber ein Princip, mittels dessen man erkennen konnte, ob die Ergänzung vollständig sei. Da wir nämlich nur solche Raumverhältnisse uns anschaulich vorstellen können, welche im wirklichen Raume möglicher Weise darstellbar sind, so verführt uns diese Anschaulichkeit leicht dazu etwas als selbstverständlich vorauszusetzen, was in Wahrheit eine besondere, und nicht selbstverständliche Eigenthümlichkeit der uns vorliegenden Aussenwelt ist.

Dieser Schwierigkeit überhebt uns die analytische Geometrie, welche mit reinen Grössenbegriffen rechnet, und zu ihren Beweisen keine Anschauung braucht. Es konnte also zur Entscheidung der erwähnten Frage der Weg betreten werden, nachzusuchen, welche analytischen Eigenschaften des Raumes und der Raumgrössen für die analytische Geometrie vorausgesetzt werden müssten, um deren Sätze vollständig von Anfang her zu begründen.

Der Vortragende hatte eine solche Untersuchung begonnen,

Digitized by Google

und auch der Hauptsache nach schon fertig gemacht, als die Habilitationsvorlesung von Riemann »über die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen« veröffentlicht wurde, in welcher die gleiche Untersuchung mit unwesentlich abweichender Fragestellung durchgeführt ist. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, dass auch Gauss sich mit demselben Thema beschäftigt hat, und dass seine berühmte Abhandlung über die Krümmung der Flächen der einzige veröffentlichte Theil dieser Untersuchung ist.

Riemann beginnt damit, dass er auseinandersetzt, wie die allgemeinen Eigenthümlichkeiten des Raums, seine Continuirlichkeit, die Vielfältigkeit seiner Dimensionen analytisch dadurch ausgedrückt werden können, dass jedes besondere Einzelne in der Mannigfaltigkeit, die er darbietet, dass heisst also jeder Punkt, bestimmt werden könne durch Abmessung von n continuirlich und unabhängig von einander veränderlichen Grössen (Coordinaten). Wenn n dergleichen nöthig sind, so ist der Raum eine, wie er es nennt, nfach ausgedehnte Mannigfaltigkeit, und wir schreiben ihm n Dimensionen zu.

Eine ähnliche, dreifach ausgedehnte Mannigfaltigkeit ist auch das System der Farben.

Nun ist im Raum jedes Linienelement, wie es auch gerichtet sein mag, der Grösse nach vergleichbar mit jedem andern. Sind u, v, w Abmessungen irgend welcher Art, welche die Lage eines Punktes bestimmen, und $u+du$, $v+dv$, $w+dw$ die eines benachbarten, so ist das Maass des Linienelementes ds in unserem wirklichen Raume jedenfalls die Quadratwurzel aus einer homogenen Function zweiten Grades der Grössen du, dv, dw, welches auch die Natur der Abmessungen u, v, w sein mag. Wir können diesen Satz als die allgemeinste Form des Pythagoräischen Lehrsatzes bezeichnen. Er bildet gleichsam den Angelpunkt der ganzen Untersuchung; er hat einen hohen Grad von Allgemeinheit, da er von der Festsetzung irgend eines besonderen Messungssystems ganz unabhängig ist.

Diesen Ausdruck für das Linienelement nimmt Riemann als Hypothese an, indem er nachweist, dass er die einfachste algebraische Form sei, die den Bedingungen der Aufgabe entspricht. Aber er erkennt dies ausdrücklich als Hypothese an und erwähnt die Möglichkeit, dass ds vielleicht auch als vierte Wurzel einer homogenen Function vierten Grades von du, dv und dw angesehen werden könne.

Der fernere Gang von Riemann's Untersuchung wird am anschaulichsten, wenn wir uns auf zwei Dimensionen beschränken. Dann folgt schon aus der Untersuchung von Gauss über die Krümmung der Flächen, dass die allgemeinste Form eines Raumes von zwei Dimensionen, in welchem für das Linienelement die erwähnte allgemeinste Form des Pythagoräischen Satzes gilt, eine beliebige krumme Fläche unseres factischen Raumes sei, in welcher die

Digitized by Google

Raumbestimmungen nach den gewöhnlichen Regeln der analytischen Geometrie gemacht werden.

Sollen Figuren von endlicher Grösse nach allen Theilen einer solchen Fläche ohne Veränderung ihrer in der Fläche selbst zu machenden Abmessungen beweglich sein und um jeden beliebigen Punkt gedreht werden können, so muss die Fläche in allen ihren Theilen constantes Krümmungsmaass haben, das heisst eine Kugelfläche sein, oder durch Biegung ohne Dehnung aus einer solchen entstanden sein.

Soll die Ausdehnung einer solchen Fläche unendlich sein, so muss sie eine Ebene sein, oder aus einer solchen durch Biegung ohne Dehnung erzeugt werden.

Diese Sätze erweitert nun Riemann auf beliebig viele Dimensionen, zeigt wie in diesem Falle das Krümmungsmaass zu bestimmen sei. Die allgemeinste Form eines Raumes von drei Dimensionen ist, wie aus dieser Untersuchung folgt, ein durch drei beliebige Gleichungen beschränktes Raumgebild im Raume von sechs Dimensionen.

Nachdem er die allgemeine Aufgabe gelöst, beschränkt er schliesslich die Lösung durch die hinzugefügte Forderung, dass endliche Raumgebilde ohne Formveränderung überall hin beweglich und in jeder Richtung drehbar seien. Dann muss das Krümmungsmaass eines solchen imaginären Raumes constant sein, und soll derselbe unendlich ausgedehnt sein, so muss jenes Maass gleich Null sein. Im letzteren Falle hat ein solcher Raum dieselben Attribute, wie unser wirklicher Raum, und kann den imaginären Räumen höherer Dimensionen gegenüber als eben bezeichnet werden.

Meine eigene Untersuchung mit ihren Resultaten ist grösstentheils implicite in der von Riemann schon enthalten. Nur in einer Beziehung fügt sie Neues hinzu, betreffs der Begründung nämlich des verallgemeinerten Pythagoräischen Satzes, wie Riemann ihn als Ausgangspunkt seiner Untersuchung gebraucht. Die Forderung nämlich, welche Riemann erst am Schlusse seiner Untersuchung einführt, dass Raumgebilde ohne Formveränderung denjenigen Grad von Beweglichkeit haben sollen, den die Geometrie voraussetzt, hatte ich von Anfang an eingeführt, und diese Forderung beschränkt dann die Möglichkeit der Hypothesen, die man für den Ausdruck des Linienelements machen kann, so weit, dass nur die von Riemann acceptirte Form mit Ausschluss aller übrigen übrig bleibt.

Mein Ausgangspunkt war der, dass alle ursprüngliche Raummessung auf Constatirung von Congruenz beruht, und dass also das System der Raummessung diejenigen Bedingungen voraussetzen muss, unter denen allein von Constatirung der Congruenz die Rede sein kann.

Die Voraussetzungen meiner Untersuchung sind:

1) Die Continuität und Dimensionen betreffend.

Digitized by Google

Im Raume von n Dimensionen ist der Ort jedes Punktes bestimmbar durch Abmessung von n continuirlich veränderlichen, von einander unabhängigen Grössen, so dass (mit eventueller Ausnahme gewisser Punkte, Linien, Flächen, oder allgemein, gewisser Gebilde von weniger als n Dimensionen) bei jeder Bewegung des Punktes sich diese als Coordinaten dienenden Grössen continuirlich verändern, und mindestens eine von ihnen nicht unverändert bleibt.

2) Die Existenz beweglicher und in sich fester Körper betreffend. Zwischen den 2n Coordinaten eines jeden Punktpaares eines in sich festen Körpers der bewegt wird, besteht eine Gleichung, welche für alle congruenten Punktpaare die gleiche ist.

Obgleich hier gar nichts weiter über die Art dieser Gleichung gesagt ist, ist sie doch in enge Grenzen eingeschlossen, weil nämlich für m Punkte $\frac{m(m-1)}{2}$ Gleichungen bestehen, in denen mn unbekannte Grössen enthalten sind, von denen wiederum noch $\frac{n(n-1)}{2}$ willkürlich veränderlich bleiben müssen, wegen des nächsten Postulats. Ist m also grösser als $(n+1)$, so bestehen mehr Gleichungen als Unbekannte, und da alle diese Gleichungen in analoger Art gebildet sein müssen, so ist dies eine Bedingung, die nur durch besondere Arten von Gleichungen erfüllt werden kann.

3) Die freie Beweglichkeit betreffend. Jeder Punkt kann auf continuirlichem Wege zu jedem andern übergehen. Für die verschiedenen Punkte eines und desselben in sich festen Systems bestehen nur die Einschränkungen der Bewegungen, welche durch die zwischen den Coordinaten von je zwei Punkten bestehenden Gleichungen bedingt sind.

Aus 2 und 3 folgt, dass wenn ein festes Punktsystem A in einer gewissen Lage mit einem zweiten B zur Congruenz gebracht werden kann, dasselbe auch in jeder andern Lage von A geschehen kann. — Denn auf demselben Wege, wie A in die zweite Lage geführt ist, kann auch B dahin geführt werden.

4) Die Unabhängigkeit der Form fester Körper von der Drehung betreffend. Wenn ein Körper sich so bewegt, dass n—1 seiner Punkte unbewegt bleiben, und diese so gewählt sind, dass jeder andere Punkt des Körpers nur noch eine Linie durchlaufen kann, so führt fortgesetzte Drehung ohne Umkehr in die Anfangslage zurück.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

(Schluss.)

Dieser letzte Satz, der, wie die Untersuchung zeigt, von den vorausgehenden nicht implicirt ist, entspricht der Eigenschaft, die wir bei Functionen complexer Grössen die Monodromie nennen.

Sobald diese vier Bedingungen erfüllt werden sollen, folgt auf rein analytischem Wege, dass eine homogene Function zweiten Grades der Grössen du, dv, dw existirt, welche bei der Drehung unverändert bleibt, und also ein von der Richtung unabhängiges Maass des Linienelements gibt.*)

Damit ist Riemann's Ausgangspunkt gewonnen, und es folgt auf dem von ihm betretenen Wege weiter, dass wenn die Zahl der Dimensionen auf drei festgestellt, und die unendliche Ausdehnung des Raumes gefordert wird, keine andere Geometrie möglich ist, als die von Euklides gelehrte.

Das erste Postulat, welches auch Riemann aufgestellt hat, ist nichts als die analytische Definition der Begriffe der Continuirlichkeit des Raumes und seiner mehrfachen Ausdehnung.

Die Postulate 2 bis 4 müssen offenbar als erfüllt vorausgesetzt werden, wenn überhaupt von Congruenz die Rede sein soll. Also sind diese Annahmen die Bedingungen für die Möglichkeit der Congruenz, und liegen, wenn auch meist nicht deutlich ausgesprochen, den elementaren Beweisen der Geometrie, die alle Raummessung auf Congruenz gründet, zu Grunde.

Das System dieser Postulate macht also keine Voraussetzungen, die die gewöhnliche Form der Geometrie nicht auch machte; es ist vollständig und genügend auch ohne die speziellen Axiome über die Existenz gerader Linien und Ebenen, und ohne das Axiom über die Parallellinien. In theoretischer Beziehung hat es den Vorzug, dass seine Vollständigkeit sich leichter controlliren lässt.

Hervorzuheben ist, dass hierbei deutlicher heraustritt, wie ein bestimmter Character der Festigkeit und ein besonderer Grad von Beweglichkeit der Naturkörper vorausgesetzt wird, damit ein solches Messungssystem wie das in der Geometrie gegebene überhaupt eine thatsächliche Bedeutung haben können. Die Unabhän-

*) Der mathematische Beweis wird zunächst in den Sitzungsberichten der Göttinger Königl. Gesellschaft ausführlich gegeben werden.

Digitized by Google

gigkeit der Congruenz fester Punktsysteme von Ort, Lage und relativer Drehung derselben ist die Thatsache, auf welche die Geometrie gegründet ist.

Das tritt noch deutlicher hervor, wenn wir den Raum vergleichen mit anderen mehrfach ausgedehnten Mannigfaltigkeiten, zum Beispiel dem Farbensystem. So lange wir in diesem keine andere Methode der Messung haben, als die durch das Mischungsgesetz gegebene, so besteht nicht wie im Raume zwischen je zwei Punkten eine Grössenbeziehung, die mit der zwischen zwei andern verglichen werden kann, sondern erst zwischen Gruppen von je drei Punkten, die noch dazu in gerader Linie liegen müssen, (d. h. zwischen Gruppen von je drei Farben, von denen eine aus den beiden andern mischbar ist.)

Eine andere Abweichung finden wir im Sehfelde je eines Auges, wo keine Drehungen möglich sind, so lange wir auf die natürlichen Augenbewegungen beschränkt bleiben. Welche eigenthümlichen Aenderungen daraus für die Abmessungen durch das Augenmaass sich ergeben, habe ich in meinem Handbuche der physiologischen Optik und in einem früher hier gehaltenen Vortrage (5. Mai 1865) auseinandergesetzt.

Wie jede physikalische Messung muss auch die des Raumes sich auf ein unveränderliches Gesetz der Gleichförmigkeit in den Naturerscheinungen stützen.

12. Vortrag des Herrn Dr. Ladenburg: »Ueber Siliziumverbindungen«, am 22. Mai 1868.

13. Demonstration eines neuen Verfahrens zur Aufbewahrung zarter zoologischer Gegenstände und Präparate in konservirenden Flüssigkeiten durch Herrn Prof. H. A. Pagenstecher, am 22. Mai 1868.

Der Vortragende zeigte zunächst wie man zum Aufstellen feiner Gegenstände in Alkohol oder anderen konservirenden Flüssigkeiten sich der Schweinsborsten als Träger bedienen können, besonders bei den Glocken von Siphonophoren und erläuterte dann die Anwendung von vollständig zugeschmolzenen Röhren, entweder ohne Fuss zur alleinigen Aufbewahrung oder mit Fuss zum Aufstellen in den Museen für zarte Gegenstände. Die absolute Aufhebung der Verdunstung gestattet, während sie zugleich grosse Sicherheit gewährt, die Verwendung schwacher Lösungen und sehr geringer Mengen der konservirenden Flüssigkeiten, durch letzteres aber sehr enger Gefässe, welche dann die Demonstration kleiner Objekte sehr erleichtern.

Eine ausführlichere Schilderung des Verfahrens nebst Abbildung der Röhrchen und Gefässe ist der Zeitschrift für wissen-

Digitized by Google

schaftliche Zoologie eingesandt worden und wird wohl im vierten Hefte von deren fünfzehntem Bande abgedruckt werden.

14. Vortrag des Herrn Geheimrath Helmholtz: »Ueber die unbewussten Schlüsse bei Sinneswahrnehmungen«, am 19. Juni 1868.

15. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber die Verschiedenheit der Leitungsfähigkeit und der Aufnahmsfähigkeit in pathologisch veränderten Nerven«, am 3. Juli 1868.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Es ist eine den Electrotherapeuten längst bekannte Thatsache, dass die willkührliche Bewegung in verschiedenen peripheren Muskeln vorhanden sein kann, ohne dass die betreffenden Muskeln mit sammt ihren Nerven gegen elektrische Ströme erregbar sind. Schon Duchenne hat solche Beobachtungen mehrfach gemacht. In neurer Zeit hat diese Thatsache vielfache Aufmerksamkeit gefunden und ist besonders bei jenen merkwürdigen Formen von Facialparalysen auf's Neue zur Discussion gekommen, bei welchen die faradische Erregbarkeit der Muskeln total erloschen, die galvanische dagegen erhalten und selbst gesteigert war. Hier machte man öfter die Erfahrung, dass die Wiederkehr der Motilität lange Zeit der Wiederkehr der faradischen Erregbarkeit vorausging. Diese Erscheinung hat immer für sehr sonderbar gegolten und man hat vielfach nach einer Erklärung für dieselbe gesucht. A. Eulenburg hat zuerst eine Hypothese aufgestellt, welche den »verständigenden Grundgedanken« für alle spätern Erklärungsversuche abgeben sollte. Er nimmt an, dass die motorischen Nerven 3 verschiedene specifische Energien (willkürliche, galvanische und faradische) besässen und dass diese in pathologischen Fällen einzeln verloren gehen könnten. Abgesehen davon, dass die nöthigen thatsächlichen Grundlagen für diese, an sich nicht unberechtigte Hypothese fehlen, erklärt dieselbe auch nichts; sie ist nur eine Umschreibung der Thatsachen. Ziemssen hat zuerst versucht, die Sache auf Ernährungsstörungen im Nerven zurückzuführen, wie sie nach Nervendurchschneidungen auftreten; meine Untersuchungen lehren, dass diese — damals noch hypothetischen Annahmen vollkommen gegründet waren.

Ich bin bei meinen Experimentaluntersuchungen an Thieren, welchen ich grössere Nervenstämme quetschte, derselben Erscheinung begegnet. Es stellte sich heraus, dass nach Wiederkehr der Motilität die electrische Erregbarkeit der gelähmten Nerven noch eine Zeit lang verschwunden blieb; es stellte sich aber ausserdem heraus, dass die Leitung eines im obern Nervenabschnitt erzeugten electrischen Erregungsvorgangs durch die Quetschungs-

Digitized by Google

stelle und das untere Nervenstück hindurch ebenfalls möglich war; es war somit klar, dass in diesem untern Abschnitt des Nerven die Leitungsfähigkeit vorhanden, dagegen die Aufnahmsfähigkeit für den electrischen Reiz ganz oder nahezu ganz verschwunden war. Da diese Thatsache die wichtige physiologische Frage von der Leitungs- und Aufnahmsfähigkeit als zwei auch an peripherischen Nerven getrennten Qualitäten auf's Innigste berührte; da überdiess zu hoffen war, dass vielleicht einige Aufschlüsse zu erhalten wären über diejenigen anatomischen Bestandtheile des Nerven, welche die Leitung besorgen und über jene, in welchen die electrische Erregung stattfindet, so unterwarf ich die Sache einer genaueren Prüfung und stellte zu diesem Zweck eine Reihe von Experimenten an.

Es ist bekannt, dass Schiff besonders diesen Unterschied zwischen Leitungsfähigkeit und Aufnahmsfähigkeit betonte und denselben ähnlich wie für die Leitungsbahnen im Rückenmark auch für die peripher. Nerven festgehalten wissen wollte. Erst im v. J. veröffentlichte er eine Thatsache, welche dieser Ansicht eine wesentliche Stütze zu sein scheint (Henle u. Pfeufer, Zeitschr. 3. Reihe, 39. Bd. S. 221). Ich glaube, im Folgenden einige weitere Beweise dafür beibringen zu können; auch ausserdem scheint mir einiges Mittheilenswerthe sich bei diesen Versuchen ergeben zu haben.

Ich will zuerst eine Skizze der Versuchsresultate geben. Es standen mir zunächst acht Froschnerven zu Gebot; leider nur an Winterfröschen, an welchen die hier in Frage kommenden Processe alle ungemein viel langsamer ablaufen. Die Operation bestand in einer Quetschung des Nerv. ischiadicus mit einer Pincette, ungefähr in der Mitte seines Verlaufs am Oberschenkel. Es wurde dann in regelmässigen Zwischenräumen die electrische Exploration vorgenommen, bis sich die ersten Spuren der Wiederherstellung der Leitung im Nerven zeigten. Dann wurden die Thiere decapitirt, das Rückenmark mit der Nadel zerstört, der Nerv unter Schonung der Blutgefässe blossgelegt, aber nicht herausgeschnitten und dann noch die Wadenmusculatur blossgelegt. Die Resultate der nachfolgenden Prüfung waren folgende: Die Zerstörung des Rückenmarks verursachte bei allen Fröschen ohne Ausnahme Tetanus der Wade.

Inducirter Strom: 2 feine drahtförmige Electroden, circa 2 Mm. von einander entfernt. Prüfung erst des oberen Nervenstücks, dann des untern (gewöhnlich an zwei Stellen: nahe der Quetschungsstelle und nahe dem Muskel, weil sich hier ebenfalls oft Differenzen zeigten) die zusammengestellten Resultate sind folgende (die Zahlen der 4 letzten Columnen geben den Rollenabstand eines grossen Schlittenapparats in Mm. an, bei welchem eine Minimalcontraction erfolgte:

Digitized by Google

Nr.	Zeit nach d. Quetschung	Oberhalb der Quetschungsst.	Unterhalb nahe d. Quetschung	Unterhalb nahe d. Muskel	directe Muskelr.
1.	140 Tage	220 Mm.	60 Mm.	—	240 Mm.
2.	134 »	280 »	60 »	—	250 »
3.	170 »	200 »	—20 »	—	250 »
4.	164 »	260 »	+20 »	—	—
5.	179 »	280 »	60 »	—	300 »
6.	173 »	280 »	70 »	30 Mm.	250 »
7.	197 »	300 »	80 »	60 »	300 »
8.	191 »	320 »	60 »	—	300 »

Es geht aus dieser Tabelle hervor, dass in solchen gequetschten Nerven zu einer gewissen Zeit das peripherische Nervenstück nur mit ganz unverhältnissmässig viel höheren Stromstärken erregt werden kann, als normale Nerven, während dagegen die Leitung eines selbst schwachen Erregungsvorgangs durch das peripherische Stück mit Leichtigkeit möglich war; die zur Erregung dieses letzteren an dem blossliegenden Nerven erforderlichen Stromstärken sind so beträchtliche, dass dieser Nervenabschnitt als nahezu unerregbar füglich bezeichnet werden kann. Es ergibt sich ferner, dass die Muskeln bei directer Reizung auf weit geringere Stromstärken reagiren, als der peripherische Nervenabschnitt.

Constanter Strom. Hier sind die Resultate weniger prägnant, da mir keine Hülfsmittel zur feineren Abstufung der Stromstärke zu Gebote standen; ich konnte den Strom immer nur um ganze Elemente verstärken. Es ergaben sich auch hier einige Besonderheiten. In der folgenden Tabelle sind die Elementenzahlen angegeben, bei welchen die Muskeln zuerst zuckten von den verschiedenen Stellen des Nerven aus:

Nr.	Tage seit der Quetschung	Oberhalb der Quetschungsst.	Unterhalb nahe d. Quetschung	Unterhalb nahe d. Muskel
1.	140 Tage	—	—	—
2.	134 »	1 El.	2 El.	4 El.
3.	170 »	1 »	2 »	—
4.	164 »	1 »	1 »	—
5.	179 »	1 »	2 »	4 El.
6.	173 »	1 »	2 »	1 »
7.	197 »	1 »	2 »	—
8.	191 »	1 »	2 »	—

Versuch Nr. 6 zeigte aber hier ein ganz besonderes Verhalten. Hier war der Nerv in der Nähe des Muskels wieder erregbarer als in der Nähe der Quetschungsstelle und es zeigte sich bei genauerer Untersuchung, dass er nur gegen constante Ströme von einer gewissen Dauer deutlich reagirte; schickte man durch geeignete Manipulationen am Unterbrechungsrad Ströme von ganz momentaner Dauer hindurch, so verschwand die Zuckung, während dieselbe

Digitized by Google

oberhalb der Quetschungsstelle auch durch momentane Ströme erzielt werden konnte; es ist dies ein ganz ähnliches Verhalten, wie es so vielfach schon an gelähmten Muskeln beobachtet worden ist. Auch in Versuch 7 wurde ein ähnliches Verhalten constatirt.

Abgesehen von diesem aussergewöhnlichen Verhalten, zeigt sich also auch hier regelmässig eine erhebliche Verminderung der galvanischen Erregbarkeit in dem peripherischen Nervenstück, während die Leitung erhalten ist. Die Resultate sind jedoch hier nicht so prägnant, aus den oben angegebenen Gründen.

Besonders interessant war aber das Verhalten der mechanischen Erregbarkeit. Es zeigte sich in allen Nerven ohne Ausnahme, dass mechanische Reize vom peripherischen Nervenstück aus ebenso lebhafte und manchmal sogar noch lebhaftere Contraction hervorriefen, als vom obern, gesunden Nervenstück aus. Und zwar waren es nicht bloss Quetschung oder Durchschneidung, welche diese Wirkung hatten, sondern ganz leichtes, kurzes Drücken mit einer feinen Pincette gab ganz dasselbe Resultat. Es wurde dabei nur ein so schwacher Druck angewendet, dass dadurch die Leitung des Nerven nicht gestört wurde, wie ich mich jedes Mal nachher durch besondere Versuche überzeugte.

Versuche mit chemischer und thermischer Reizung ergaben bis jetzt keine befriedigenden Resultate, doch wäre von bessern Methoden auch hier Manches zu erwarten.

Unmittelbar nach dieser Prüfung wurde an den noch ganz frischen Nerven die microscopische Untersuchung vorgenommen. Dieselbe zeigte an der Quetschungsstelle regelmässig hochgradigen fettigen Zerfall des Nervenmarks, dazwischen mehr oder weniger zahlreiche schmale, fein doppeltcontourirte Fasern, die ich als regenerirte Fasern auffassen muss. Weiter nach abwärts war der Zerfall noch sehr wenig fortgeschritten, die Fasern noch alle breit, das Mark in grobe Schollen zerfallen, wenig feine Fettkörnchen vorhanden; keine Spur von regenerirten Fasern. Es ist offenbar, dass hier bei den Winterfröschen die Vorgänge ungemein langsam ablaufen, vielleicht gar nie so weit sich entwickeln wie bei Sommerfröschen.

Es standen mir weiterhin 4 Kaninchennerven zu Gebote. Auch diese waren gequetscht worden; es wurde dann die Wiederkehr der ersten willkürlichen Bewegungen abgewartet, dann an dem mit Morphium narcotisirten Thier die Nerven mit den dazugehörigen Muskeln blossgelegt und untersucht.

Inducirter Strom. Versuchsanordnung wie bei den Fröschen. Die Resultate in der folgenden Tabelle zusammengestellt, mit derselben Bedeutung der Zahlen wie oben:

Digitized by Google

Nr.	Zeit seit d. Quetsch.	Reizg. oberh. d. Quetschst.	Unterh. nahe d. Quetsch.	Unterh. nahe d. Muskel	directe Muskelr.
1.	26 Tage	380 Mm.	150 Mm.	100 Mm.	180 Mm.
2.	24 »	310 »	100 »	40 »	180 »
3.	25 »	450 »	130 »	80 »	160 »
4.	23 »	400 »	200 » (?)	—	180 »

(In Nr. 4 waren einige Fasern erhalten geblieben, daher das Resultat nicht so auffallend.) Also auch hier und in noch höherem Grade als bei Fröschen eine sehr beträchtliche Herabsetzung der Aufnahmsfähigkeit im untern Nervenabschnitt, während die Leitung für minimale Erregungen schon vorhanden ist. Die Differenz der Rollenabstände geht hier bis über 300 Mm. In den Muskeln sehr erhebliche Verminderung der Erregbarkeit, (normale Muskeln reagiren bei 300 Mm.) aber nicht so hochgradig wie im untern Nervenabschnitt.

Die Prüfung mit dem constanten Strom ergibt analoge Resultate:

Nr.	Zeit seit d. Quetsch.	Oberhalb d. Quetschst.	Unterhalb nahe d. Quetsch.	Unterhalb nahe d. Muskel	directe Muskelr.
1.	26 Tage	1 El.	4 El.	6 El. (?)	1 El.
2.	24 »	2 »	6 » nichts	6 » nichts	1 »
3.	25 »	1 »	4 » (?)	4 » (?)	1 »
4.	23 »	1 »	2 »	2 »	1 »

In den mit Fragezeichen versehenen Nummern war es zweifelhaft, ob die Zuckung nicht durch Stromschleifen in den sehr erregbaren Muskeln erzeugt waren. — Es zeigt sich hier viel entschiedener als in den Froschnerven eine sehr erhebliche Herabsetzung der Erregbarkeit im peripherischen Nervenstück. In Nr. 2 scheint vollkommen Unerregbarkeit vorhanden gewesen zu sein, denn 6 El., die schon sehr lebhafte Electrolyse hervorrufen, erzeugten nicht eine Spur von Zuckung.

Mechanische Reizung (leichtes Kneipen mit der Pincette) erregte in allen 4 Nerven von unterhalb der Quetschungsstelle ebenso lebhafte Zuckung wie von oberhalb derselben. Um den Verdacht zu beseitigen, dass es sich hier um Reflexbewegungen handele, wurden die Nerven höher oben durchschnitten und dann die mechanische Reizung mit demselben Resultate wiederholt.

Die microscopische Untersuchung der Kaninchennerven lehrte Folgendes: An der Quetschungsstelle neben sehr vielem feinkörnigen Fett und zerfallendem Mark äusserst zahlreiche schmale, regenerirte Fasern, deren Zusammenhang einerseits mit den breiten erhaltenen Fasern des centralen Nervenabschnittes, andrerseits mit den in den Fasern des peripherischen Stücks persistirenden Axencylindern wiederholt nachgewiesen werden konnte. Weiter abwärts, nahe dem Muskel treten die regenerirten Fasern an Zahl etwas

Digitized by Google

mehr zurück; sie sind schmaler und haben feinere Contouren; dagegen überwiegen hier neben reichlichen Fett- und Markmassen die Nervenfasern in den letzten Stadien der Degeneration (Axencylinder, von der Primitivscheide umhüllt, hie und da Fettkörnchen mit eingeschlossen).

Aus den mitgetheilten Versuchsergebnissen lassen sich zunächst folgende Schlüsse ziehen:

1) Es gibt pathologische Zustände im Nerven, wo die Leitung des electrischen Erregungsvorgangs und der Willenserregung zum Muskel vollkommen erhalten ist, während die electrische Erregbarkeit bedeutend herabgesetzt, fast auf Null gesunken ist. (Die Stromstärken, welche sich als zur Erregung des peripherischen Nervenstücks erforderlich gezeigt haben, sind für blossgelegte Nerven so beträchtliche, dass man wohl nahezu von Unerregbarkeit sprechen kann, besonders wenn man die in der Electrotherapie gebräuchlichen Stromstärken zum Vergleich im Auge behält.)

2) Die mechanische Erregbarkeit dieser, für den inducirten Strom nahezu unerregbaren Nerven ist erhalten und in manchen Fällen, wie es scheint, sogar grösser als in normalen Nerven.

Wenn man diese für die Erregbarkeit genommenen Sätze zusammenhält mit den Ergebnissen der microscopischen Untersuchung solcher Nervenabschnitte, so ergeben sich wieder einige interessante Schlussfolgerungen.

Die Untersuchung zeigte, dass in dem peripherischen Nervenabschnitt der Axencylinder erhalten bleibt, dass dagegen das Nervenmark erhebliche Veränderungen eingeht. Bei Fröschen fanden wir dasselbe geronnen, in grobe Schollen zerfallen; bei Kaninchen dagegen fettig zerfallen, grösstentheils schon resorbirt; nur in Spuren, in ganz dünner Schichte ist es an den regenerirten Fasern vorhanden; es ist also in beiden Fällen das Mark in einer für seine normale Function höchst ungenügenden Weise vorhanden. In diesem selben peripherischen Nervenabschnitt ist aber die Leitungsfähigkeit und die mechanische Erregbarkeit erhalten, die faradische und galvanische Erregbarkeit erheblich herabgesetzt oder fast verschwunden. Es scheint sich daraus einfach zu ergeben:

1) Dass die Leitung des Erregungsvorganges ausschliesslich durch den Axencylinder geschieht. Es ist nur dieser in dem peripherischen Nervenabschnitt erhalten; das mehr oder weniger degenerirte Mark und die Spuren desselben in den regenerirten Fasern können wohl nicht für die Leitung in Anspruch genommen werden. Sobald also an der Quetschungsstelle selbst die Verbindung mit dem persistirenden Axencylinder wieder hergestellt ist, geht die Leitung ungehindert fort bis zum Muskel. — Es wird durch diese Thatsachen ein neuer Beweis für die von den Physiologen schon vielfach geäusserte Ansicht geliefert,

Digitized by Google

dass der Axencylinder allein genüge zur Fortleitung des Erregungsvorgangs im Nerven.

2) Die electrische Erregung des Nerven geschieht wahrscheinlich in der Markscheide der Fasern. Dieser Satz wird begründet durch die Thatsache, dass mit der Degeneration und der Abnahme des Marks die Erregbarkeit in gleichem Maasse abnimmt. Die geringen Spuren von der electrischen Erregbarkeit, die noch vorhanden sind, lassen sich bei Fröschen wohl auf die noch ziemlich bedeutenden Mengen vorhandenen Marks beziehen (bei Winterfröschen geht offenbar die Veränderung des Marks äusserst langsam vor sich) bei Kaninchen wohl auf die geringen Mengen neugebildeten Marks an den regenerirten Fasern. Auch das an einzelnen Froschnerven beobachtete abnorme Verhalten gegen den galvanischen Strom möchte ich am liebsten auf die Langsamkeit und Abnormität der Vorgänge bei Winterfröschen beziehen, was nur weitere Versuche erweisen können.

3) Die mechanische Erregung findet (ausschliesslich oder auch) im Axencylinder statt. Sie kann also auch stattfinden, wenn das Mark degenerirt und verloren gegangen ist und nur der Axencylinder erhalten blieb.

Die beiden letzten Sätze bedürfen wohl noch weiterer Untersuchung und Beweisführung. Sollten sie sich als richtig herausstellen, so wäre das jedenfalls für die Theorie der Nervenerregung äusserst interessant.

Für die menschliche Pathologie können mit einigem Recht wohl nur die Resultate an Kaninchen verwerthet werden. Die Eingangs erwähnten beim Menschen zu verschiedenen Malen beobachteten Erscheinungen würden jetzt, wo die Leitungsfähigkeit und Aufnahmsfähigkeit als getrennt vorhandene Qualitäten erwiesen sind, so auszulegen sein, dass eben die Leitung in den gelähmten Nerven wiederhergestellt ist, während die Erregbarkeit derselben noch nicht wiederkehrte. Die Erklärung für diese Erscheinungen liegt dann darin, dass die Verbindung der persistirenden Axencylinder, in welchen die Leitung des Erregungsvorgangs geschieht, mit dem Centralorgan wieder hergestellt ist, während die Neubildung der Markscheide, in welcher die electrische Erregung stattfindet, noch nicht weit genug vorgeschritten ist. Dass dieselben anatomischen Veränderungen auch beim Menschen in geeigneten Fällen zu beobachten sein werden, kann keinem Zweifel unterliegen. — Die langsame Regeneration der Markscheide beruht wohl, wie ich gefunden habe, auf der Hypertrophie des Neurilem und seiner nachfolgenden narbigen Retraction bei solchen Lähmungen.

16. Vorstellung einer Kranken mit Sarcom der Ciliargegend durch Herrn Professor Knapp am 3. Juli 1868. Demonstration des exstirpirten Auges am 17. Juli 1868.

Digitized by Google

17. Vortrag des Herrn Professor Wundt: »Ueber Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Nervenerregung«, am 17. Juli 1868.

18. Vortrag des Herrn Dr. Erb: »Ueber die galvanische Reaction des nervösen Gehörapparats«, am 31. Juli 1868.

(Das Manuscript wurde sofort eingereicht.)

Die Ansichten der Physiologen über die Möglichkeit, die nervösen Theile des Gehörorgans mit electrischen Strömen zu reizen, sind getheilt; von Einigen wird diese Möglichkeit behauptet, von Andern geläugnet; die Meisten schenken der Sache keine weitere Beachtung. Eine bestimmte Anschauung über den Modus der Reaction dieser Theile konnte natürlich noch weniger sich allgemeine Geltung erringen. — Es ist jedenfalls ein grosses Verdienst von Dr. Brenner in Petersburg, jene Möglichkeit durch anhaltende und mühevolle Untersuchungen zur Evidenz nachgewiesen und zugleich eine bestimmte Formel für die Reactionsweise des Acusticus aufgestellt zu haben (vgl. dessen verschiedene Aufsätze in der Petersburger medic. Zeitschr. und in Virch. Archiv).

Brenner fand bei seinen Untersuchungen des Gehörorgans mittels des constanten galvanischen Stroms (bei welchen sich der eine Pol in dem mit Wasser gefüllten äussern Gehörgang, der andere an einer beliebigen Stelle der Körperoberfläche befindet). dass der Acusticus mit Klangreactionen (Pfeifen, Singen, Glockentönen, Wassersieden u. dgl.) auf die galvanische Reizung antwortet und zwar nach einer bestimmten, constant im normalen Nerven wiederkehrenden Formel, die sich in folgender Weise darstellt.

Ka S K′ = Kathode im Ohr, Schliessung: Klang.
Ka D K > = — während des Geschlossenseins: Klang allmälig abnehmend und verschwindend.
Ka O — = Ka., Oeffnung: keine Reaction.
An S — = Anode im Ohr: Schliessung: keine Reaction.
An D — = — Dauer: keine Reaction.
An O K = — Oeffnung: kurzer Klang, schwächer als bei der Ka S. —

Diese Formel ist, wie man sieht, in Uebereinstimmung mit dem Pflüger'schen Zuckungsgesetz und mit der von Pflüger zuerst aufgestellten, von v. Bezold weiter entwickelten Theorie der Polwirkungen.

Nach dieser Theorie soll der Erregungsvorgang im Nerven beim Schliessen und während des Geschlossenseins der Kette einzig und allein an der Kathode stattfinden; beim Oeffnen dagegen allein an der Anode. Wir sehen, dass nach dieser Formel auch im

Digitized by Google

Acusticus nur Schliessungsklang und Klang während des Geschlossenseins der Kette stattfindet, wenn die Kathode sich im Ohr befindet, während nur Oeffnungsklang entsteht, wenn die Anode sich im Ohr befindet. Dies wäre die physiologische Formel des Acusticus.

Brenner hat aber auch nachgewiesen, dass unter pathologischen Verhältnissen, besonders bei sogen. nervösen Ohrenleiden, sich Zustände des Gehörnerven finden, in welchen derselbe nach einer pathologischen Formel auf den galvanischen Strom reagirt; solcher Formeln hat er verschiedene aufgestellt und zugleich gezeigt, wie man durch eine geschickte Handhabung des galvanischen Stroms die abnorme Erregbarkeit des Hörnerven beseitigen und damit zugleich in manchen Fällen Gehörstörungen, besonders das so lästige Ohrensausen beseitigen kann.

Brenner hat — unerfreulicher Weise — mit diesen Angaben bisher nicht sonderlich Glück gehabt. Sie wurden z. Th. geradezu negirt, von Wenigen nur in sachgemässer Weise geprüft, nur von Einzelnen (bes. von Hagen in Leipzig) bestätigt. Selbst die neuen Lehrbücher der Electrotherapie haben diesen Angaben nicht die verdiente Würdigung widerfahren lassen. Noch in allerneuester Zeit hat Dr. Sycyanko aus Charkow im deutsch. Arch. für klin. Medicin. Bd. III. p. 605 nach zahlreichen Versuchen an sich selbst und Andern behauptet, dass die Einwirkung des galvanischen Stroms auf den Nerv. acusticus gar keine rein subjectiven Gehörsensationen hervorrufe. Da vor wenigen Tagen eine Erwiederung Brenner's auf diese Negation erschien, welche alle seine früheren Angaben aufrecht erhält und die Resultate Sycyanko's zu erklären sucht, kann ich mir hier ein näheres Eingehen auf dessen Versuche ersparen. — Auch Bettelheim in Wien ist es nicht gelungen die Reaction des Acusticus in deutlicher und characteristischer Weise zu erhalten.

Da die Sache von grosser physiologischer Wichtigkeit und zugleich wie es scheint von grosser Tragweite für die Diagnose und Behandlung gewisser nervöser Ohrenleiden ist, so wird jede Bestätigung der Angaben Brenner's von Werth sein, umsomehr wenn dieselbe von unbetheiligter Seite kommt. Nur in diesem Sinne — denn die Beschäftigung mit Ohrenkrankheiten liegt meiner gegenwärtigen Thätigkeit sehr fern — erlaube ich mir, hier Mittheilung von einem Falle zu machen, in welchem ich zufällig eine der pathologischen Reactionsformeln des N. acusticus auffand und in welchem dieselbe jederzeit mit grösster Leichtigkeit darstellbar ist.

Dieser Fall betrifft einen 55jährigen, sehr verständigen und nicht schwerhörigen Mann, den ich wegen einer Lähmung der Nackenmuskeln und wegen paretischer Erscheinungen in den Schlund- und Kaumuskeln u. s. w. in galvanische Behandlung nahm. Da der Sitz des Leidens mit grösster Wahrscheinlichkeit in den Schädel verlegt werden musste, galvanisirte ich den Patienten durch den

Digitized by Google

Kopf, zunächst quer durch die Proc. mastoid. — Die Anode sass am linken Ohr; als ich die Kette öffnete, gab Patient, ohne befragt zu sein, an, dass er ein Pfeifen, vergleichbar dem Ton, welcher durch das Schwirren einer Mücke vor dem Ohr hervorgebracht wird, im linken Ohre vernehme. Wiederholtes Schliessen mit der Anode brachte das Geräusch sofort zum Verschwinden, beim Oeffnen erschien es sofort wieder, um dann erst ganz allmälig, nach $^1/_2$—1 Minuten und länger, von selbst zu verschwinden. Brachte ich die Kathode auf die linke Seite, so entstand derselbe Ton, nur etwas lauter, schon beim Schliessen der Kette, dauerte an, so lange die Schliessung dauerte und verschwand sofort beim Oeffnen. Derselbe Cyclus der Erscheinungen wiederholte sich ganz constant bei allen Prüfungen. Ich habe die Untersuchung unzählige Male wiederholt, allein und im Beisein von Collegen, allein nie hat Patient eine Angabe gemacht, welche nicht in vollkommenster Uebereinstimmung mit dem ersten Befund und damit auch mit der Brenner'schen Formel gewesen wäre. — Die genauere Prüfung nach der Brenner'schen Methode (Ohrelectrode in den mit Wasser gefüllten äussern Gehörgang eingeführt, andere Electrode im Nacken an der gleichen Seite) ergab zunächst am linken Ohr bei 10 El. folgende Formel:

10 El. KaSK', Klang sehr lebhaft.
KaDK' ∞, während der ganzen Dauer des Geschlossenseins anhaltend.
KaO —, sofort verschwindend.
AnS —
AnD —
AnOK>, allmälig abnehmend und verschwindend.

Dieselbe Formel entstand auch in der genau gleichen Weise bei 12 und 14—16 El. — Wenn ich dann mit der Stromstärke wieder zurückging, entstand bei viel geringeren Elementenzahlen noch deutliche Klangreartion und es stellten sich dann nach folgende Formeln heraus:

6 El.		4 El.	
KaSK'		KaSK	
KaDK ∞		KaDK>,	bald verschwindend.
KaO —		KaO —	
AnS —		AnS —	
AnD —		AnD —	
AnOK>		AnOk,	kurz und schwach.

Also selbst bei 6 El. zeigte das linke Ohr noch dieselbe Formel und erst bei 4 El. kehrte dieselbe wieder zur Norm zurück.

Das rechte Ohr zeigt dagegen wesentlich andere, nämlich die normalen Verhältnisse. Hier gelingt es erst, bei 16 Elementen die ersten Klangreactionen zu erhalten und diese stellen sich hier

Digitized by Google

in der physiologischen Formel dar; auch auf dieser Seite gibt Pat. den Klang als »Mückenschwirren« an. Es stellen sich dann im weitern Verlauf folgende Formeln heraus:

16—20 El. KaSK'	14—12 El. KaSK
—DK>	—DK>
—O—	—O—
AnS—	AnS—
—D—	—D—
—Ok	—O—

Bei schwächeren Strömen sieht man also die Anodenöffnungsreaction zuerst verschwinden, bei 10 El. tritt nur noch mit der Kathode ganz schwacher Schliessungsklang ein.

Der in Folge dieser Befunde genauer befragte Pat. gibt an, dass er seit 4—5 Jahren an Sausen im linken Ohr leide; eine sonstige Ohrkrankheit will er nie gehabt haben. Die Hörweite ist links vermindert, für meine Taschenuhr auf ca 4″, rechts normal, für die Uhr ca 2′. — Die objective Untersuchung, welche Herr Prof. Moos anzustellen so gütig war, zeigte das rechte Ohr normal; links leichte Hyperämie des Hammergriffs, der etwas stärker nach innen gezogen ist. Concavität des Trommelfells vermehrt, besonders vorn; im vordern untern Quadranten, der Stelle des Lichtflecks entsprechend eine etwa linsengrosse, unter das Niveau der übrigen Membran eingesunkene Stelle, an deren Grund ein kleiner Lichtfleck sich findet. (Atrophie des Trommelfells? Geheilte Perforation?)

Die pathologische Formel, welche bei der Galvanisation des linken Ohres bei diesem Pat. entsteht, entspricht der Formel der »einfachen Hyperästhesie« wie sie von Brenner aufgestellt worden ist. Für dieselbe ist characteristisch, dass sie bei viel geringeren Stromstärken eintritt, als die normale Formel und dass die einzelnen Klangreactionen verstärkt und verlängert werden. Wir sehen in unserm Fall die Formel links schon bei 4 El., rechts erst bei 14—16 El. deutlich darstellbar; wir sehen verhältnissmässig frühes Auftreten der Reaction auf Anode Oeffnung; wir sehen die KaD Reaction sich verlängern bis zur Oeffnung der Kette, wir sehen die An O Reaction sehr lange erhalten und nur ganz allmälig verschwinden. — Die gesteigerte Erregbarkeit kann hier wohl nicht auf eine etwa vorhandene Perforation des Trommelfells bezogen werden (die man nach Brenner ebenfalls durch Verminderung der zur Reizung erforderlichen Elementenzahl diagnosticiren kann) da auch bei Aufsetzen der Electroden auf die Warzenfortsätze die Reaction links viel früher eintritt als rechts.

Die mitgetheilten Untersuchungsresultate bieten wohl eine unzweifelhafte Bestätigung für die Ansicht, dass der nervöse Gehörapparat wirklich durch galvanische Ströme ge-

Digitized by Google

reizt werden kann, und dass er dies in einer ganz bestimmten, characteristischen Weise thut. Es muss allerdings dabei unentschieden bleiben, ob die Reizwirkung zu Stande kommt bloss in dem Stamm des Nerv. acusticus, oder in den Endausbreitungen desselben in den Ampullen und in der Schnecke und in den dort vorhandenen Endapparaten. Bemerkenswerth ist vielleicht, dass bei der galvanischen Reizung vorwiegend hohe Töne zur Beobachtung kommen.

Sehr frappant ist jedenfalls die Uebereinstimmung in der Art und Weise der Acusticusreaction mit dem Pflüger'schen Zuckungsgesetz und mit den theoretischen Ansichten über die Reizwirkung der Kathode und der Anode. Bei der Reizung des Gehörorgans gibt die Ka nur Klang bei der Schliessung und während des Geschlossenseins der Kette, die Anode gibt ausschliesslich Oeffnungsklang.

Es ist ebenfalls Brenner, der schon vor einer Reihe von Jahren behauptet hat (Petersb. med. Zeitschr. Bd. III. 1862), dass die Wirkungen des constanten Stroms am lebenden Menschen wesentlich polare sind und dass sich nur die Wirkungen der einzelnen Pole an den lebenden Nerven mit Sicherheit darstellen lassen. Darnach erscheint im Bereich der Ka immer nur die dieser entsprechende Wirkung (Erregung bei der Schliessung und während des Geschlossenseins der Kette) im Bereich der An immer nur die ihr eigenthümliche Wirkung (Erregung bei der Oeffnung). Es scheint keinen Nerven im menschlichen Körper zu geben, in welchem sich diese Polwirkungen mit solcher Sicherheit und Deutlichkeit darstellen lassen, wie im Nerv. acust. mit seinen Endapparaten.

Ob dabei allerdings die Stromesrichtung für das Entstehen der Reaction so gleichgültig ist, wie Brenner glaubt, scheint mir nicht ganz festzustehen. Der Strom wird, wenn er überhaupt zu den nervösen Theilen des Gehörorgans kommen soll, immer wesentlich in einer der Längsaxe des Felsenbeins ungefähr entsprechender Richtung fliessen müssen. Wenn also die Ka im Ohre sich befindet, wird der Strom den Nerven in absteigender, bei der Anode im Ohr aber in aufsteigender Richtung durchfliessen müssen. Ich habe schon früher (Galvanother. Mittheil. Deutsch: Arch. f. klin. Medicin. Band III. 1867) darauf hingewiesen, dass gerade diese Stromesrichtungen für die Erzielung und Prüfung der entsprechenden Polwirkungen die günstigsten sind. Es erklärt sich daraus vielleicht z. Th. die Leichtigkeit und Prägnanz, mit welcher die Polwirkungen gerade am Gehörnerven auftreten.

Digitized by Google

19. Vortrag des Herrn Professor H. Knapp: »Ueber Impfungen von Gliomgewebe vom Menschen auf Kaninchen und Hunde«, am 13. Juli 1868.

(Das Manuscript wurde am 20. Sept. eingereicht.)

Um die Uebertragbarkeit des Glioms vom Menschen auf Thiere zu prüfen, machte ich zwei Reihen von Untersuchungen, deren Ergebnisse dieselben waren und desshalb gemeinschaftlich angegeben werden können.

In der ersten Reihe der Fälle war der Impfstoff hergenommen von weichen metastaischen Gliomgeschwülsten in dem Schädelknochen eines Kindes, welches an beiderseitigen angeborenen Retinalgliom litt. In die weiche Geschwülst des Schädels wurde bei Lebzeiten des Kindes ein Trokart eingestossen, die zähbreiige Gliommasse durch die Canäle ausgepresst und davon sogleich mit einer Pravaz'schen Spritze ein oder einige Tropfen in den Glaskörperraum und unter die Haut von Kaninchen und Hunden eingespritzt.

In der zweiten Reihe der Fälle nahm ich den Impfstoff von einem Gliomrecidiv in der Orbita. Den abgeschabten noch warmen Saft spritzte ich mit einer Pravaz'schen Spritze einer Anzahl Kaninchen und Hunde unter die Haut, in den Glaskörperraum, und auch drei Hunden in die blosgelegte Vena cruralis.

Die Einspritzungen unter die Haut brachten gar keine Folgeerscheinungen hervor; die Stellen verhielten sich Tags darauf, wie wenn gar nichts vorgenommen worden wäre.

Von den Hunden, welchen Gliommasse in die V. cruralis eingespritzt worden war, bekam einer eine viertel Stunde darauf bedeutende Erstickungserscheinungen. Er schnappte nach Luft, und fiel häufig um, erholte sich jedoch allmälig wieder binnen einer halben Stunde. Diese Symptome waren offenbar die Folge von Embolien in Zweigen der Lungenarterien, denn die eingespritzte Masse betrug reichlich zwei drittel Gramme. Die beiden andern Hunde ertrugen die Injektion in die Vene ohne Beschwerde. Alle drei erfreuten sich vier Monate lang des besten Wohlseins, bis einer von ihnen im Kampfe todt gebissen wurde. Bei der Sektion zeigte sich weder an der Vene, in welche die Einspritzung gemacht worden war, noch in den Lungen, noch irgend wo anders, eine Abweichung vom Gesunden.

Die andern beiden tödtete ich sieben Monate später und auch bei ihnen erwies die Sektion nichts Abnormes.

Nicht so verhielt es sich mit den Thieren, welchen Flüssigkeit in den Glaskörper eingespritzt worden war. Die Masse hing in demselben am ersten Tage deutlich suspendirt. Vom nächsten Tage folgten Entzündungserscheinungen, die bei der ersten Gruppe nach 4—5 Tagen rückgängig wurden und nach Klärung des Kammerwassers und der Pupille einen vorgeschobenen weissen, nicht schillernden Augengrund sehen liessen. Die mikroskopische

Digitized by Google

Untersuchung solcher Augen zeigte Zerstörung der Netzhaut, Anfüllung des Glaskörpers mit lymphoiden Zellen, welche auch reichlich in die Choroides infiltrirt waren.

Bei der zweiten Gruppe schritten die Entzündungserscheinungen fort, der Augapfel wurde grösser, gespannter und bekam Skleralektasien. Die vordere Kammer füllte sich mit einer gelbweissen Masse. Die Untersuchung solcher Augen erwies vollständigen Untergang der Netzhaut; Ausfüllung des ganzen Augapfels mit weissem, körnigem Brei (lymphoide Körper) und dieselbe Infiltration der Aderhaut.

Die dritte Gruppe zeigte denselben Fortgang der Entzündung jedoch mit Ausbildung einer äusserst zierlichen parenchymatös-vaskulären Keratitis. Die Gefässe erweisen sich an einigen Augen, die ich injizirte, als sämmtlich von den Conjunctival- und Episkleralgefässen herstammend und lagen in den vorderen zwei Drittheilen der Hornhautdicke. Ich konnte nämlich die ganze gefässhaltige Lage von der tieferen Schicht abziehen, wobei sich zeigte, dass die Gefässe alle in die Episkleral- und Bindehautgefässe übergingen. Nach deren Entfernung blieb die vollkommen gefässlose Sklera mit der tiefen Hornhautschicht in Zusammenhang.

Bei der vierten Gruppe nahm die Entzündung denselben Verlauf, führte aber nach mehreren Wochen zum Durchbruch der Hornhaut oder Sklera, worauf dauernde Phthisis bulbi, die ich monatelang beobachtete, eintrat. Damit war die Krankheit abgelaufen.

Ueberblicke ich sämmtliche Versuche (etwa 14), so hat das Krankheitsbild wohl Aehnlichkeit mit dem des Netzhautglioms, auch waren die Elemente der gelbweissen, breiigen Masse makroskopisch und mikroskopisch der Art, wie man sie im Retinalgliom sieht; doch kann das Ganze auch als eitrige Panophthalmitis gedeutet werden. Entschieden zu Gunsten dieser letzteren ist das dauernde Endstadium in Phthisis bulbi, welches nach der Perforation beobachtet wurde und beim Retinalgliom des Menschen entweder nie oder nur vorübergehend vorkommt, wenigstens soweit man sich auf die Beobachtungen in der Literatur verlassen kann.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Verhandlungen des naturhistorisch-medizinischen Vereins zu Heidelberg.

Geschäftliche Mittheilungen.

Als ordentliche Mitglieder wurden in den Verein aufgenommen die Herren Dr. Münchmeyer, Dr. Ehrenburg, Prof. Gustav Simon, Dr. F. Aug. Pagenstecher, Herr Coutts Trotter, M. a. aus Cambridge.

Von solchen verlor der Verein durch Austritt: Herrn Dr. Hartwig und Herrn Dr. Lüroth, durch Wegzug nach New-York Herrn Prof. H. Knapp.

In der am 30. Oktober 1868 vorgenommenen Vorstandswahl wurden für das kommende Vereinsjahr die bisherigen Mitglieder wieder ernannt, nämlich:

Herr Geheimrath Prof. Helmholtz zum ersten Vorsteher.
Herr Geheimer Hofrath Prof. Kopp zum zweiten Vorsteher.
Herr Prof. H. A. Pagenstecher zum ersten Schriftführer.
Herr Dr. Fr. Eisenlohr zum zweiten Schriftführer.
Herr Prof. Nuhn zum Rechner.

An der deutschen Nordpolexpedition des Jahres 1868 betheiligte sich der Verein durch eine Gabe von hundert Gulden aus der Vereinskasse, wie auch durch Beiträge einzelner Mitglieder.

Man bittet wie bisher alle Zusendungen an den ersten Schriftführer zu richten und im Nachfolgenden die Empfangsbescheinigung für die zuletzt eingegangenen empfangen zu wollen. Mehrfachen Anfragen gegenüber müssen wir mit Bedauern mittheilen, dass die Verhandlungen des Vereins nur vom zweiten Hefte des dritten Bandes an nachgeliefert werden können.

Verzeichniss

der vom 1. Januar bis 30. October 1868 an den Verein eingegangenen Druckschriften.

Verhandlungen der kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Wien. 1868, 1—20.

Digitized by Google

Correspondenzblatt des Zoolog. Mineralog. Vereins zu Regensburg. 1867. XXI.
Verzeichniss der Sammlungen desselben.
Sitzungsberichte der kön. Academie d. Wissenschaften zu München. 1867. II 2—4; 1868. I 1—4.
Von derselben Th. L. W. Bischoff: Resultate des Rekrutirungsgeschäftes.
Jahresbericht der Naturforsch. Gesellschaft Graubündens. N. F. 1867. XII.
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux.
Von der kön. Norweg. Universität zu Christiania:
Forhandlinger i Videnskabs Selskabet i Christiania 1865, 1866.
Generalberetning fra Gaustad Sindssygeasyl.
Norges officielle Statistik: Tabellen over de Spedalske i Norge 1865, 1866.
Beretning om Sundhedstilstanden og Medizinalforholdene i Norge 1864.
Etudes sur les affinités chimiques par Gudberg et Waage.
Verhandlungen des Naturforsch. Vereins in Brünn V, 1866.
Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1867.
Verhandlungen der kön. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1866, 4 u. 5, 1867, 1 u. 2.
Lotos XVII. 1867.
Sitzungsberichte der Naturw. Gesellschaft Isis in Dresden 1866, 7—9.
Ludeking: Topographie von Agam.
Von der Naturh. Gesellsch. zu Hannover: Jahresbericht XV—XVII.
Das Staatsbudget u. d. Bedürfniss für Kunst u. Wissenschaft im Königreich Hannover.
Meyer: Die Veränderungen in dem Bestande d. Hannov. Flora seit 1780.
Hinüber: Verzeichniss der im Sollinge wachsenden Gefässpflanzen. Nachtrag dazu.
Jahresbericht des Physik. Vereins zu Frankfurt a. M. 1866—67.
Achter Bericht des Offenbacher Vereins für Naturkunde 1866—67.
Proceedings of the natural history society of Dublin, Vol. IV. part. III.
Bulletin de la Société Impér. des naturalistes de Moscou. 1867. II, III, IV.
Jahrbücher des Nass. Vereins für Naturkunde, Heft 19 u. 20.
Verhandlungen des Naturh. Vereins der Preuss. Rheinlande u. Westphalens XXIV, 1 u. 2.
Sitzungsberichte der Gesellschaft für Natur u. Heilkunde in Dresden 1867. Januar bis Mai.

Digitized by Google

War Department, Surgeon generals office, Washington: Circular Nr. 7. Catalogue of the united states army medical museum.
Giornale di scienze naturali ed economiche del istituto tecnico di Palermo. III fasc. IV.
Meteorolog. Beobachtungen in Dorpat 1867 von A. v. Oettingen.
Bulletins de la société des sciences médicales du Grand Duché de Luxembourg 1868.
Verhandlungen d. Physik. Medizin. Gesellschaft in Würzburg. Neue Folge I. 1.
Abhandlungen des Naturw. Vereins in Bremen I. 3.
Von der Académie Royale de Belgique: Bulletins. 36 Année. 2 Série. T. XXIV. 1867.
Annuaire 1868.
Sitzungsbericht der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften in Marburg 1867.
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux V.
Statistische Mittheilung über den Civilstand der Stadt Frankfurt a. M. 1867.
Vierter Jahresbericht des Naturh. Vereins in Zweibrücken 1866—67.
Lortet: Passage des Leucocystes à travers les membranes organiques.
Bulletin de l'académie Impér. de St. Pétersbourg. XII 7—37.
Schriften der Naturf. Gesellschaft zu Danzig. N. F. II, 1.
Bail: Ueber die Hauptgebiete seiner entwicklungsgeschichtlichen Arbeiten. Abdruck ars der Hedvigia 1867, 12.
Sitzungsberichte des Vereins der Aerzte in Steyermark V.
Die deutsche Nordpolexpedition, Bericht. 24. Mai bis 10. Juni.
Sulzfluh, Excursion der Section Rhaetia.
Jahresbericht der Naturf. Gesellschaft Graubündens N. F. XIII.
Reale Istituto Lombardo: Temi del Concorso.
Mémoires de la société des sciences physiques et naturelles de Bordeaux V 3.
Bericht über die Senkenbergische Naturf. Gesellschaft zu Frankfurt a. M. 1867—68.
Erster Jahresbericht des Annaberg Buchholzer Vereins für Naturkunde 1868.
53ster Jahresbericht der naturf. Gesellschaft in Emden 1867.
Bericht über die Sitzungen der naturforsch. Gesellschaft zu Halle 1867.
Annuario della Società dei naturalisti in Modena III.
Archivio per la Zoologia, l'Anatomia e la Fisiologia del Prof. Giovanni Canestrini. IV. 1.
Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur:
Abhandlungen: Philosoph. Histor.: 1867. 1868. Heft 1.
Naturwiss. u. Medizin. 1867—68.
Jahresbericht XXXXV. 1867.
Verzeichniss: 1804—1863.

Digitized by Google

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 21. Jahrg. 1868.
Reale Istituto Lombardo: Rendi Conti (mat. e natur.) 1866, III Dez., 1867, IV.
Rendi Conti: Ser. II. 1868 I, 1—10.
Register I—IV.
Jahresbericht über die Verwaltung des Medizinalwesens der freien Stadt Frankfurt 1865. IX.
Denkschrift der Gesellschaft für Natur und Heilkunde zu Dresden, Festgabe 1868.
Berichte über die Verhandl. der naturf. Gesellschaft zu Freiburg i. B. IV. 1867. Heft 4.
War Department of Washington: Epidemic cholera and yellon fever during 1867.
Von der naturforsch. Gesellschaft zu Emden:
Dr. Prestel: Die Winde über der deutschen Nordseeküste.
Annual Report of Smithsonian Society for 1866.
Von der Boston Society of natural history:
Memoirs Vol. I. part. 3.
Proceedings Vol. XI. 7 bis Ende.
Annual Reports 1867 and 1868.
Condition and doings 1868.

Der Bundehesh. Zum ersten Male herausgegeben, transcribirt, übersetzt und mit Glossar versehen von Ferd. Justi. Leipzig 1868. XXXIII. 288 und 118 S. Lexiconoctav.

Die spärlichen Ueberreste, welche uns ein günstiges Geschick noch aus der Literatur der Erânier vor dem Islam gerettet hat, fallen, wie die Geschichte Erâns selbst, in zwei Perioden auseinander. Während der Glanz des Achämenidenreiches lange Zeit hindurch der Schrecken und die Bewunderung der Völker gewesen war, konnte die Dynastie der Sâsâniden, trotz der Tüchtigkeit Einzelner ihrer Mitglieder, unter der durchaus veränderten Weltlage weder jenen Glanz noch die Macht jener alten Zeit wiedergewinnen, welche ihr als leuchtendes Vorbild vorschwebte. Die Literatur beider Perioden zeigt ähnliche Verhältnisse wie die politische Geschichte. Auch die Literatur der Sâsânidenperiode bleibt weit zurück hinter der älteren Zeit, nur diese letztere bestimmt eigentlich den Charakter der êränischen Literatur. Die Schriften der älteren Periode gelten für heilig und die der neueren Zeit richten ihre Bestrebungen nicht sowohl darauf mit der alten heiligen Literatur zu wetteifern als vielmehr dieselbe zu erklären und von verschiedenen Gesichtspunkten aus für die veränderte Zeitlage nutzbar zu machen. Eines der wichtigsten Werke nun, welche uns aus

Digitized by Google

dieser zweiten Periode éränischen Geisteslebens erhalten sind, ist das vorliegende, das uns hier zum ersten Male in einem gereinigten Texte geboten wird, versehen mit einem reichen kritischen Apparate, einer deutschen Uebersetzung und einem ausführlichen Glossare, kurz mit Allem was man nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft von einer Ausgabe verlangen kann. Es gibt verschiedene Gründe, welche den Bundehesh vor allen übrigen Werken der zweiten Periode des Parsismus der Herausgabe würdig machen. Der Stil des Werkes ist einfach und für uns leicht verständlich, theils weil er sich sehr den uns bekannten Mustern der neupersischen Literatur nähert, theils aber auch weil der Stoff des Buches eine schlichte Erzählung möglich macht. Aus diesen Gründen eignet sich das Werk zur ersten Lectüre in der bei uns noch so wenig bekannten Huzvâreschliteratur und darum musste es sich dem éränischen Philologen vor Allem empfehlen. Es gibt aber noch weitere Gründe, welche für die Veröffentlichung des Bundehesh sprechen und wir wünschen aufrichtig, dass die Wirksamkeit unseres Buches nicht auf die Philologen von Fach beschränkt bleibe, sondern dass die Uebersetzung und das Glossar auch von Geographen und Alterthumsforschern jeder Art beachtet werden möge. Es lässt sich eine Fülle von Belehrung über die éränischen Anschauungen vor dem Islam aus dem Buche gewinnen, Belehrungen, die nicht blos dazu dienen Land und Leute des Alterthums uns immer lebendiger vor Augen treten zu lassen, sondern auch solche, die sich in ihren Folgerungen weit über den Kreis Erâns hinauserstrecken und in verschiedener Hinsicht die Cultur Erâns mit den westlichen Literaturen in Berührung setzen. Die Wichtigkeit des Buches hat man schon längst geahnt und darum hat bereits Anquetil du Perron versucht den Bundehesh ins Französische zu übersetzen; bei dem damaligen Zustande der Sprachwissenschaft musste dieser erste Versuch ein unvollkommener bleiben, ausgedehnte Verbesserungen an Anquetils Uebersetzung waren aber erst möglich, wenn der Text selbst vorlag. Nachdem im Jahr 1851 durch Westergaard eine genaue Nachbildung der so wichtigen alten copenhagener Handschrift besorgt worden war, hat sich Ref. und vor Allem Windischmann bemüht eine genauere Uebersetzung des Buches herzustellen, aber diesen Bemühungen traten die zahlreichen und augenscheinlichen Verderbnisse des Textes hindernd entgegen, weshalb sich eine kritische Ausgabe des Grundtextes als unabweisliches Bedürfniss herausstellte.

Beginnen wir nun unsere Wanderung durch diese neue Ausgabe des Bundehesh mit dem Texte, so hatte der Herausgeber hier eine doppelte Aufgabe zu lösen. Vor Allem mussten die verschiedenen in europäischen Bibliotheken zugänglichen Handschriften untersucht und verglichen, endlich mit ihrer Hülfe ein lesbarer Text hergestellt werden. Diess ist nun geschehen und die Resultate dieser Vergleichung liegen uns in dem ausführlichen Variantenver-

Digitized by Google

zeichnisse (p. 85—118 des Textes) vor, einen kurzen Ueberblick der Ergebnisse hat uns Herr Justi selbst (p. XII ff.) gegeben. Dieses Ergebniss ist ein solches, wie man es nach der Analogie anderer Parsenschriften im Voraus vermuthen konnte. Es scheint, dass die indischen Parsen, bei ihrer Uebersiedelung nach Indien nur wenige Bücher mit sich genommen haben, meistens nur ein oder zwei Exemplare eines Werkes und aus diesen wenigen Exemplaren stammen so ziemlich alle die Abschriften her, die in Indien vorhanden sind. Eine Folge dieser Verhältnisse ist, dass so ziemlich alle Handschriften denselben Text geben und selbst die Fehler meistens überall wiederkehren. Herr Justi theilt seine Handschriften in zwei Gruppen, an der Spitze der einen steht der alte copenhagener Codex, der eine jener Grundschriften zu sein scheint, welche die Parsen mit sich nach Indien brachten, an ihn schliesst sich die Pariser Handschrift an, die offenbar aus der copenhagener geflossen ist und zwar zu einer Zeit als diese schon beschädigt war. An der Spitze der zweiten Gruppe steht der Oxforder Codex (Ousely 121), der einzige vollständige Codex dieser Gruppe, von der sich im brittischen Museum nur noch ein Bruchstück vorfindet. Allein, obgleich diese zweite Gruppe von der ersten nicht nur in einzelnen Lesarten, sondern selbst in der Anordnung der Capitel abweicht, so erhält man doch die Ueberzeugung, dass auch diese zweite Gruppe ursprünglich aus derselben Quelle stamme wie die erste. An diese zweite Gruppe schliessen sich nun auch die beiden Pârsi-Uebersetzungen des Werkes an, welche Herr Justi mit Recht zu seinem handschriftlichen Apparate zählt, da sie nach Ansicht der Parsen selbst nichts Anderes sein sollen als eine Umschreibung des Textes in eine bequemere Schriftart. Die verschiedenen Lesarten, welche die zweite Gruppe von der ersten trennen, mögen allerdings, wie Herr Justi (p. XXII) selbst vermuthet, aus einem später aus Erân gebrachten Codex stammen. Dieser Zustand der Dinge zeigt, wie wenig wir von den uns zugänglichen Handschriften erwarten dürfen. Es würde aller Wahrscheinlichkeit nach sehr wenig genützt haben, wenn Herr Justi noch mehr Handschriften hätte vergleichen können, sie würden wahrscheinlich immer wieder denselben Text, dieselben Fehler wiederholen wie die vorliegenden. Für künftige Verbesserungen werden wir unsere Hoffnung auf zwei Dinge setzen müssen: auf die Auffindung einer Handschrift die älter wäre als die copenhagener — freilich ein ziemlich unwahrscheinlicher Fall, dann auf die in Yezd und Kirmân geschriebenen Handschriften. Copien des Bundehesh, die nicht aus Indien stammen, werden wahrscheinlich ergiebige Ausbeute liefern, selbst wenn sie jung sein sollten, weil sie auf andere Quellen zurückgehen. Mögen unsere Reisenden in Erân ihr Augenmerk auf die Sammlung solcher Handschriften richten, ehe es dazu zu spät ist. — Trotz dieser Uebelstände, die in der Beschaffenheit der Handschriften liegen, wollen wir mit Nichten behaupten, dass die Ver-

Digitized by Google

gleichung Herrn Justi's eine vergebliche oder unnöthige gewesen sei. Der Text ist weit reiner geworden als früher. Viele Fehler der copenhagener Handschrift erweisen sich zwar sofort als blose Schreibfehler, falsche Worttrennungen u. s. w. und liessen sich zur Noth auch ohne Beiziehung von Handschriften mit Sicherheit corrigiren, andere konnten durch Vergleichung von Parallelstellen verbessert werden. Es bleibt aber nach Abzug von diesem Allen noch ein bedeutender Rest wirklicher Textverbesserungen, die wir nur den Handschriften verdanken und von denen wir hier als Beispiele nur einige der wichtigeren anführen wollen. Wir rechnen dahin das gleich am Anfange des Werkes beigesetzte mn, so wie 1, ult. die Verwandlung von aknâromand in das Gegentheil knâromand. Wichtige Zusätze zur copenhagener Handschrift finden sich 5, 5 und 8, 14. Wichtig scheint uns auch die Lesart akhtarmârân (16, 4), die Veränderuug der Zahl 1000 in 30 (35, 10), die Einsetzung der richtigen Lesart arang (49, 11 und sonst) statt des fehlerhaften arg. Wichtig ist ferner die Verwandlung des bisher unverständlichen gopestân in kup-i-gorjestân (51, ult.); statt des unbrauchbaren spût-rût ist jetzt (52, 11) das richtige spét rût aufgenommen und 75, 8 ist neksunand gewiss die richtige Lesart, ebenso wird 76, 17 durch die jetzt aufgefundene Lesart sholman der Text um Vieles klarer. Einzelnes möchte Ref. auch jetzt noch, zum Theil gegen die Handschriften, verbessern. Ein bloses Versehen ist es wohl wenn 3, pen. in unserm vorliegenden Texte vzâresn geschrieben ist, statt vcâresn, wie die copenhagener Handschrift liest, ebenso scheint uns 9, 16 das Wort mâr nicht fehlen zu dürfen, das die copenhagener Handschrift vor humânâk beisetzt; 32, 11 möchten wir statt vîrâk, wie die Handschriften geben, vîr-sûr gelesen wissen cf. Vd. 13, 108. In 33, 9 ist wohl karpis mit O und einer Pârsi-Uebersetzung zu lesen cf. auch 33, ult. An den beiden Stellen 45, 12 und 56, 20 scheint mir aivak gusania ein alter Fehler statt ahokinasn zu sein; wer die Huzvâreschschrift kennt, der weiss dass diese Aenderung eine sehr leichte ist, welche nur die Zusetzung eines kleinen Häckchens und die Verbindung der getrennten Theile voraussetzt. Auch 48, 1 möchte Ref. das unverständliche sûr der Handschrift ohne Weiteres in sûrâk corrigiren, 51, pen. ist rût einmal zu streichen, 69, 18 scheint uns entschieden bnâ statt gbnâ zu lesen 71, 8 die Lesart pskhu der jüngern pâskhu vorzuziehen (cf. Vd. 9, 34. 18, 19. und Yç. 9, 11).

Die zweite Aufgabe, welcher sich Herr Justi als Herausgeber des Textes zu stellen hatte, war die Umschreibung desselben in eine andere Schriftart, und auch diese Aufgabe hat er auf befriedigende Art gelöst. Die vielbeklagte Schwierigkeit der Huzvâreschsprache besteht bekanntlich vorzugsweise oder fast ausschliesslich in ihrer vieldeutigen Schrift. Kenner des Neupersischen, welche sich dem Studium des Huzvâresch zuwenden (und es ist sehr zu wünschen, dass Niemand ohne genügende Kenntniss des Neupersi-

Digitized by Google

schen das Huzvâresch studire), werden erstaunt sein über die grosse Aehnlichkeit des êrânischen Theiles dieser Sprache mit dem Neupersischen. Eine Abweichung ist es allerdings, dass man für gewöhnlich keinen arabische Wörter zwischen die êrânischen gemengt findet, wie in den meisten neupersischen Schriften, sondern dass dafür aramäische gebraucht werden, natürlich ist aber auch dieses Hinderniss kein unübersteigliches. Die Hauptschwierigkeit ist, wie gesagt, die Schrift, welche nicht nur die für uns Indogermanen so lästige Sitte der Semiten beibehält, keine Vocale zu schreiben, sondern die auch mehrere Buchstaben ohne diakritische Zeichen zusammenfallen lässt und Buchstabengruppen durch vieldeutige Ligaturen ausdrückt. Eine genügende Umschreibung des Huzvâreschtextes ist darum mehr als das halbe Verständniss desselben. Der Herr Herausgeber hat nun die sehr dankenswerthe Veranstaltung getroffen, dass die Umschreibung dem Originaltexte gegenüber gestellt werden kann; über die Grundsätze, die ihn bei der Umschreibung geleitet haben, hat er selbst (p. XXVIII ff.) geredet. Es scheint uns durchaus nöthig, dass zur Umschreibung des Huzvâresch, wie die Sache jetzt liegt, eine semitische Schriftart gewählt werde, eine Umschrift in lateinische Schrift billigen wir darum weniger, weil sie nichts nützt, wenn man zu den Consonanten nicht auch die Vocale beifügt, diese letztere enthält nun kein Huzvâreschtext, der Herausgeber muss sie aus eigenen Mitteln zusetzen. Die semitische Schrift, sei es nun die hebräische oder arabische, welche die Vocalzeichen oberhalb oder unterhalb der Linie beisetzt, gewährt die Möglichkeit, die Zuthat des Herausgebers reinlich von dem Bestande der Urschrift abzuscheiden, während in der lateinischen Schrift Beides mit einander vermengt wird. Herr Justi hat bei seiner Umschreibung das persisch-arabische Alphabet gewählt, statt des bisher bei dieser Gelegenheit gewöhnlich gebrauchten hebräischen und wir wollen darüber mit ihm nicht rechten, jede der beiden Schriftarten hat ihre eigenthümlichen Vortheile und Nachtheile; in der hebräischen Schrift nehmen sich die aramäischen Bestandtheile des Huzvâresch wenig fremdartig aus, um so mehr die êrânischen, bei der neupersischen Umschreibung tritt der umgekehrte Fall ein. Leser, welche mit der Sachlage nicht vertraut sind, mögen vielleicht glauben eine solche Umschrift des Huzvâreschtextes könne keine sonderlichen Schwierigkeiten haben, wenn uns, wie im vorliegenden Falle, Pârsi-Uebersetzungen vorliegen. In Wahrheit verhält sich die Sache anders, auf die traditionelle Lesung des Huzvâresch ist nur wenig zu geben und sie lässt uns gewöhnlich in den Fällen im Stiche, wo wir ihre Hülfe am nothwendigsten brauchten. Herr Justi hat auch in diesem Theile seiner Arbeit die Sache gefördert und seine Verbesserungen kommen in vielen Fällen nicht blos dem Bundehesh, sondern dem Huzvâresch überhaupt zu Gute. Zu den wichtigsten Verbesserungen in dieser Hinsicht rechnen wir die richtige Lesung der Abstractendung snih.

Digitized by Google

Man hatte dieselbe früher snis gelesen, wobei man annehmen musste, die Abstractendung sei zweimal angesetzt, Andere lasen snia, aber hier war bedenklich, an rein indogermanischen Abstracten eine semitische Endung zu finden. Die Lesung -suih (mit stummem h am Ende) ist gewiss die richtige und schliesst diese Formen sehr gut an die Pârsiformen auf esni an. Auch die Thatsache, dass die Schreibung von i und ia nicht selten dazu bestimmt ist unser kurzes e auszudrücken, ist Herrn Justi nicht entgangen und man darf, wie Ref. glaubt, in der Anwendung dieser Regel noch viel weiter gehen als man bisher gegangen ist. Ich bezweifle durchaus nicht, dass Wörter wie besria (Fleisch), damia (Blut), asria (zehn), geradezu besre, dme, esre zu lesen seien, ebenso indogermanische resk, damestân, vtertan, nicht risk, damistân vtîrtan. Diese Regel greift auch tief in die Grammatik ein und lehrt uns die 3 ps. sg. praes. nicht it zu lesen, sondern et (also vteret, oftet, nicht vtîrit, oftit), ebenso die 3 ps. pl. end, nicht ind oder inend. Wie man sieht, wird das Huzvâresch durch diese Aenderung dem Neupersischen einerseits und dem Aramäischen andererseits noch bedeutend ähnlicher. Auch in der Lesung einzelner Wörter hat Herr Justi viele glückliche Verbesserungen vorgeschlagen, dahin rechnen wir z. B p. 3, 1 farrihi statt paris, 6, 7 karcang statt des früheren karpuk, 14, 11 und sonst; khorverân statt orverân, endlich 14, 18 und sonst ardob, 24, 6 liest er sehr gut Gunabed statt des früheren Govant, ebenso ist 26, 6 gudâkhtak erst jetzt richtig gelesen; 46, ult ist larcend entschieden das Richtige, 49, 16 ist ptîsâr zum ersten Male richtig erklärt, ebenso 52, 6 qajand und wahrscheinlich auch 52, 15 zahâvi, endlich ist 71, 3 Herrn Justi's Lesung esre (zehn) entschieden das Richtige, hin und wieder gibt es natürlich auch Stellen wo wir mit dem Verfasser rechten möchten. So punktiren wir 3, 13, sowie 4, 2 und 12, 18 hanmanét als 2 ps. pl. in der höflicheren Anrede statt der 2 ps. sg. gebraucht wie unser Sie (vergl. auch 72, 13.). Diese Sitte, die bekanntlich auch im Neupersischen gilt, kann um so weniger auffallen, als der Bundehesh auch nach Herrn Justi's Meinung ein junges Buch ist. In der Stelle 41, 9 möchte Ref. statt gadman (Glanz) einmal iadman (Hand) punktiren, es würde daher zu übersetzen sein: »als Yima zersägt wurde, da wurde die Majestät des Yima von der Hand des Dahâka und dem Feuer Froba an sich genommen.« Der Sache wegen ist wohl Yt. 19, 46 ff. zu vergleichen; p. 45, 16 möchten wir statt srîn lieber srgn punktiren und dieses Wort für gleichbedeutend mit dem neupers. sargîn halten, so dass also in Uebereinstimmung mit der Guzerati-Uebersetzung, das Wort durch »Excremente« zu übersetzen wäre. P. 50, 16 lesen wir dudigar statt dairad also: man nennt ihn den zweiten Vehrût.

Auch für die Erklärung des Textes ist Herr Justi bemüht gewesen traditionelles Material zu sammeln, über welches er p. XXI —XXVI nähere Nachricht gibt, leider hat die Hoffnung aus den

Digitized by Google

einheimischen Uebersetzungen der Parsen wichtige Aufschlüsse zu gewinnen vollkommen getäuscht. Da sind zuerst die Pârsiumschreibungen des Textes, welche, wenn sie mit der erforderlichen Sorgfalt gearbeitet wären, einer neupersischen Uebersetzung so ziemlich gleichkommen würden, daneben fand sich noch eine paraphrasirende Guzerati-Uebersetzung, welche im Jahr 1819 zu Bombay gedruckt wurde. Allein die Pârsiübersetzer haben weder die für ihre Aufgabe nöthigen Sprachkenntnisse gehabt, noch sind sie bei ihrer Arbeit mit der erforderlichen Sorgfalt verfahren und man muss daher selbst an leichteren Stellen diese Uebersetzungen mit grosser Vorsicht gebrauchen, an schwierigen Stellen leisten sie so gut wie gar keine Hülfe, sie begnügen sich meist mit ganz sinnlosen Umschreibungen des Grundtextes, welche dem Erklärer keine Anhaltspunkte geben. Noch weniger ist die Guzerati-Uebersetzung (cf. p. XXIV ff.) für das Verständniss des Textes zu gebrauchen. Trotz ihrer breiten Ausführungen ist sie voller Fehler und unzuverlässig, sobald es sich darum handelt ein bestimmtes Wort im Guzerati wiederzugeben. Unter diesen Umständen hat sich Hr. J. gezwungen gesehen, meistens seine europäischen Vorgänger nachzuahmen und den Text mit den Mitteln zu übersetzen, welche die europäische Wissenschaft an die Hand gibt, ohne Rücksicht auf die einheimischen Erklärungen. Nach dem, was wir oben über den von Herrn Justi hergestellten Text bemerkt haben, versteht es sich ohnehin, dass auch seine Uebersetzung an Correctheit denen seiner Vorgänger vorzuziehen ist. Wir können es füglich umgehen, solche Stellen hier anzuführen, in denen Herr Justi das Richtige gefunden hat, und wollen hier nur einige Stellen besprechen, in deren Auffassung wir nicht mit ihm übereinstimmen. Im dritten Capitel (p. 5 der Uebers.) heisst es, als Ahriman zum Kampfe gegen die Lichtwelt auszog: »er erblickte den Himmel, sie brachten aus neidischer Begierde Bedrängniss, er nahm vom Innern des Himmels ein Drittheil ein; dann sprang er nach Art einer Schlange vom Himmel unter die Erde etc.« Der Sinn dieser Stelle stimmt nicht zu den gewöhnlichen Ansichten der Parsen, nach denen zwar die irdische Welt der Vermischung mit dem Bösen ausgesetzt ist, die Geisterwelt dagegen sich vollkommen rein erhalten hat. Ich übersetze: »er erblickte den Himmel, dann begaben sie sich aus neidischer Begierde ganz nahe hin und stand vom Inneren des Himmels um ein Drittheil (einer Parasange) ab. Dann sprang er etc.« Also nicht bis in den Himmel, sondern nur bis an die unmittelbare Nähe desselben ist Ahriman gekommen. Was der Bundehesh hier am Ende des dritten Capitel kurz erzählt, das führt er nach seiner Art in den folgenden Capiteln weitläufiger aus, und unseren eben angeführten Worten entspricht wieder das sechste Capitel, aus dem man auch sieht, dass die Fravashis es sind, welche den Ahriman vom Eindringen in den Himmel abhielten, nachdem dieser eine Zeitlang allein widerstanden hatte. Die Fravashis halten aber

Digitized by Google

nicht nur den Ahriman ab in den Himmel einzudringen, sie versperren ihm auch nach dem Bundehesh den Rückweg zur tiefsten Finsterniss, so dass er gezwungen wird auf Erden zu bleiben und den Kampf mit Ormuzd fortzusetzen. Beiläufig wollen wir hierbei erwähnen, dass nicht im Texte steht, dass die Fravashis hinter dem Bollwerke Wache halten, sondern nur, dass sie das Bollwerk bewahren. Aus dem Umstande, dass es heisst sie stehen um den Himmel wie die Haare um das Haupt, möchten wir sogar folgern, dass sie vor dem Bollwerke stehend gedacht wurden. — Eine zweite Stelle, auf die wir aufmerksam machen wollen, findet sich im siebenten Capitel. Durch eine grosse Wasserfluth werden die schädlichen Geschöpfe getödtet die Ahriman auf der Erde geschaffen hat und ihre Leiber in die Höhlen der Erde geschwemmt. Weiter heisst es (p. 9 der Uebers.): »Der himmlische Wind, da er nicht (wie die Erde und das Wasser durch schädliche Thiere) befleckt war, wie sich das Leben im Leibe bewegt — dieser Wind die Atmosphäre bewegte; er führte das ganze Wasser hinweg und brachte es an die Enden der Erde.« Mit einer etwas verschiedenen Vertheilung der Wörter möchten wir übersetzen: »Der himmlische Wind, da er nicht befleckt war, bewegte die Atmosphäre, wie die Lebenskraft den Leib bewegt und führte das ganze Wasser hinweg und führte es an die Enden der Erde.« — Eine sehr schwierige Stelle, über welche Ref. gleichfalls eine von Hrn. Justi abweichende Ansicht hat, findet sich gegen das Ende des fünfzehnten Capitels. Nachdem gesagt wurde, dass nach Verlauf von neun Monaten ein Kinderpaar von Meshia und Meshiâna geboren wurde, heisst es nach Herrn Justi's Uebersetzung (p. 21): »Wegen der Rötheln der Kinder (sich entsetzend) verliess die Mutter das eine, der Vater das andere (die Eltern überliessen die Kinder ihrem Schicksal, aus Schrecken über den ungewohnten Anblick der Krankheit). Nachher nahm Ahura Mazda die Rötheln der Kinder wieder von ihnen, damit sie selbst Kinder erzögen (erzeugten) und Kinder blieben (das Menschengeschlecht bestehen bliebe). Referent übersetzt: »Wegen der Süssigkeit der Kinder verbanden sie sich, das eine als Mutter, das andere als Vater; dann nahm Ormuzd die Süssigkeit der Kinder wieder von ihnen hinweg, während die Nachkommenschaft heranwächst und bleibt.« Sinn der dunklen Stelle ist nach unserer Ansicht, dass die Liebe und Zärtlichkeit, welche die Aeltern gegen ihre neugebornen Kinder hegen, den Meshia und die Meshiâna bewegen sich als Vater und Mutter zur Erziehung der zarten Kinder zu verbinden, dass aber diese Zärtlichkeit und Zuneigung erlosch, als die Kinder herangewachsen waren. Die Verschiedenheit zwischen Herrn Justi's Uebersetzung und der des Ref. entsteht dadurch, dass wir 37, 5 yût statt dût lesen und shîrînî in der gewöhnlichen Bedeutung »Süssigkeit« auffassen, nicht »Rötheln« wie neup. shîrîna.

Digitized by Google

Doch genug dieser Einzelnheiten, welche den Werth der Uebersetzung im Ganzen nicht beeinträchtigen sollen. Eine weitere werthvolle Zugabe der Justi'schen Ausgabe besteht in dem vollständigen Glossar, in welchem man neben der Erklärung des Wortes in den meisten Fällen auch die nöthigen Angaben über die traditionellen Uebersetzungen zusammengestellt findet. Wir hoffen, dass dieser Theil des Werkes nicht blos von den êrânischen Philologen, sondern auch von den Linguisten fleissig benützt werden wird. Je wichtiger die Stellung ist, welche die êrânischen Sprachen im Kreise der indogermanischen Völkerfamilie einnehmen, um so mehr liegt es dem Linguisten ob, die Lücke zu ergänzen, welche sich bis jetzt in dieser Beziehung in seinen Kenntnissen fand. Ein grosser Theil des Sprachschatzes des Huzvâresch findet sich hier zugänglich gemacht, und zwar in einer Weise, dass man nicht über Unverständlichkeit klagen kann; zudem sind die Vergleichungen mit den êrânischen und aramäischen Sprachen meist sehr zweckmässig und zutreffend. Aber auch Geschichtschreiber und Geographen werden dieses Glossar nicht ohne Nutzen lesen, denn der Verf. hat demselben bei Gelegenheit der geographischen Bezeichnungen und Eigennamen öfter ziemlich ausführliche geographische und geschichtliche Erörterungen einverleibt. In einigen Einzelnheiten möchte Ref. auch hier abweichen, so z. B. wenn Herr Justi den Kançu für den Hâmûnsee erklärt. Wir verkennen nicht, dass diese Ansicht namentlich im Avesta einen bedeutenden Halt hat, für den Bundehesh steht aber nach unserer Ansicht der Umstand im Wege, dass das Wasser des Kançu salzig sein soll, vom Hâmûn aber wissen wir durch Khanikof bestimmt, dass er süsses Wasser hat, wie er denn ja vorzugsweise dem Wasser des Hilmendstroms seinen Ursprung verdankt, der gleichfalls süsses Wasser hat. Dagegen wissen wir von dem kleinen Abistâdesee durch Masson zuverlässig, dass sein Wasser salzig ist und darum ziehen wir es vor, unter dem Kançu den Abistâde der heutigen Erânier zu verstehen. Auch den undeutlichen Namen Ruman ruj möchten wir nicht mit Herrn Justi aus dem Arabischen erklären, sondern einen Fehler in unseren Texten vermuthen. Vielleicht ist Ruyin diz zu verbessern; unter diesem Namen kommt eine berühmte Festung, die im Besitze der Turanier war, wirklich vor. — Hinsichtlich des Endergebnisses unseres Buches stimmen wir mit Herrn Justi vollkommen überein. Auch wir halten dasselbe für spät, erst nach der Entstehung des Islam geschrieben, auch wir leugnen nicht, dass arabische Wörter in demselben vorkommen, welche deutlicher als alles Andere diesen späten Ursprung bezeugen. Gleichwohl möchten wir Hrn. Justi nicht in allen Fällen beistimmen, wo er aus dem Arabischen zu erklären sucht. Wir können uns z. B. nicht entschliessen statt der hergebrachten Lesung aebagat ein arabisches khiabet zu setzen, obwohl wir das Wort aebagat nicht zu erklären vermögen; es kommt nämlich dieses Wort auch in anderen Parsenschriften vor,

Digitized by Google

welche sonst keine arabischen Wörter einmischen. Auch den Namen des Berges Madufriât erklären wir bloss: er kam zur Hülfe und nehmen das Arabische nicht zum Beistand. Der Name ist desswegen ganz passend, weil der Berg wirklich den fliehenden Eräniern zu Hülfe kam, als ihnen das turanische Heer nachsetzte, denn auf ihm vermochten sie sich zu verschanzen und zu halten bis Isfendiar ihnen Erlösung brachte. — Wenn nun auch der Bundehesh nicht zu den ältesten Erzeugnissen der Huzvâreschliteratur gehört, so hüte man sich zu glauben, dass er desswegen weniger zuverlässig sei. Es ist längst anerkannt, dass sich der Verfasser des Werkes streng an alte Quellen hielt, und wir sind überzeugt, dass Niemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen wird, für dessen gelungene Ausgabe wir Hrn. Justi den besten Dank sagen.

Fr. Spiegel.

---

* * * *Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte, der Baukunst, Bildhauerei, Malerei und Musik. Mit 86 Illustrationen. Stuttgart 1868.*

Seit langer Zeit ist auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur kein Leitfaden erschienen, der, indem er noch ohne Concurrenz dasteht, so unbestritten neu, und da der Mangel an einem Leitfaden dieser Art seither sich immer fühlbarer machte, so unbedingt willkommen geheissen werden darf, wie jener obenerwähnte. Was darin an Unterrichtsmaterial geboten wird, ist in Allem auf dem Titel angegeben. Wie es gegeben ist, und anlässlich des Einzelnen, das ganz dem Standpunkte eines Leitfadens entsprechend übersichtlich gehalten ist, kurz Folgendes!

Die Baukunst, welche den ersten Abschnitt darin bildet, ist unter einem Dutzend historischer Gesichtspunkte von den Zeiten ältester Denkmäler bis in unser Jahrhundert herab in Uebersichten und in Bildern vorgeführt. Das indische, ägyptische und das asiatische Alterthum ist kürzer behandelt, zu Gunsten der Architektur der Griechen, die wie hier, so auch in dem Abschnitt über Bildhauerei billigerweise die breiteste Berücksichtigung finden. Es ist hier vorzugsweise der Tempelbau, um den sich die Darstellung des Leitfadens bewegt. Die Elemente der Säulenordnung werden detaillirt zum Verständnisse gebracht, und ihr Zusammenhang mit dem Tempelganzen an der Ansicht des Theseustempels geprüft. Die römische Architektur, die zunächst an den Capitälen gezeigt wird, ist mit der Durchschnittsansicht des Pantheons und einer Ansicht des Constantin-Bogens eigentlich etwas schwach bedacht. Selbst ein Leitfaden mit so enggezogenen Grenzen hätte mindestens noch den Unterschied der einthorigen und dreithorigen Bogen, sowie auch einen Circus zur Anschauung bringen dürfen. Dass er gerade das

Digitized by Google

Flavische Amphitheater im Bilde zeigen soll, wird hiermit nicht verlangt, es müsste denn sein, dass diesem Bilde eine ganze Octavseite eingeräumt würde. Die altchristliche Architekur scheint nur zu objektiv beschrieben zu werden. Hier würde Gelegenheit sein, die Erklärung für den Basilikenstil der Kirche durch die Entwicklung aus der forensischen Basilika im alten Rom zu erläutern. Die Wahl des »Innern von S. Paolo« zur Veranschaulichung der kirchlichen Architektur ist recht passend. Eine ansprechende Berücksichtigung haben die romanische und die gothische Architektur gefunden, deren Ergebnisse freilich nur flüchtig angedeutet werden konnten, sollte der Leitfaden nicht sein Mass überschreiten. Auch dagegen ist Nichts einzuwenden, dass für die Baukunst des 19. Jahrhunderts auf Berlin und München nur einfach verwiesen und Reiseerfahrungen nicht vorgegriffen wird. So hält sich der Leitfaden in den Grenzen der Anregung.

Im zweiten Abschnitt, der sich mit der Bildnerei (Sculptur) befasst, hat besonders die griechische Abtheilung durch Epochenunterscheidung die richtige didaktische Behandlung erfahren. Die Behandlung der römischen Sculptur scheint uns im Vergleich mit der griechischen etwas kurz ausgefallen zu sein. Auch würden noch die etruskischen Vasen zweckmässig durch eine Abbildung vertreten werden. Für die Grenzen des Leitfadens hinreichend ausführlich sind die Abtheilungen des romanischen und des gothischen Zeitalters, sowie die Renaissancezeit gehalten.

Die Zeichnungen sind in diesen beiden Abschnitten durchgehends gelungen zu nennen. Nur können wir uns nicht enthalten, an dem Bilde des Moses (S. 87) unsere Ausstellung zu machen. Das Unschöne des linken Arms dürfte keine hohe Vorstellung von der Kunst des Michelangelo erwecken, wenn der Fehler hier nicht wirklich blos an der Zeichnung läge.

Mit dem dritten Abschnitte geht der Leitfaden zu einem Gebiete der Kunst über, das nach seiner höchsten Entfaltung erst der neuern Zeit angehört. Die italienischen und die nordischen Schulen wetteifern im 16. Jahrh. um die Palme des Vorzugs, je nach der Eigenthümlichkeit ihrer Gebiete. Im 17. und im 18. Jahrh. bedingen die verschiedenen Staaten Europa's den Massstab der an ihre Bedeutung für die Kunst gelegt wird. Die Betheiligung derselben ist kurz von dem Leitfaden gewürdigt, und durch eine reiche Auswahl von Nachbildungen unterstützt. In dieser Abtheilung entfaltet der Leitfaden eine reichhaltige Uebersicht über die künstlerischen Leistungen, soweit sie sich mit der Bestimmung desselben verträgt. Doch würde in der Abtheilung über Musik das Princip der katalogischen Vollständigkeit weniger Einfluss auf seine Haltung haben, und dem Unterrichte hierüber weniger die Absicht unterschoben sein dürfen, das Verständniss für die Bedeutung dieses Kunstgebietes im Gebiete der Völkercultur mit dem katalogischen Wissen zu vertauschen.

Digitized by Google

Obwohl es der Arten von Unterrichtsanstalten viele gibt, denen wir diesen Leitfaden empfohlen haben möchten, so kann hier doch der Gedanke an kein Institut so nahe liegen, wie an das Gymnasium. Der Unterricht in der Kunstanschauung, mit dem Geschichtsunterricht in Verbindung gesetzt, möchte dem letzteren sehr förderlich sein, und das Verständniss der Geschichte den plastischen Hintergrund, der anders für sie nicht zu haben ist, dadurch ersetzt erhalten.

Kein Kunststil ist beispielsweise charakteristischer als der byzantinische, da in ihm das System der Centralisirung aller Staatsgewalten so unmittelbar reflectirt ist, wie es die Kaiserzeit des alten Roms, in den Antecedentien des republicanischen, und der Glanzzeit des republicanischen Athens befangen, nicht zu Stande gebracht hatte.

Unseres Erachtens möchte der vorliegende Leitfaden die beiden letzten Jahre des Gymnasialcursus bei einer Wochenstunde erhebend ausfüllen, indem für jedes der behandelten vier Kunstgebiete (Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik) ein halbjähriger Cursus berechnet ist.

Möchte es sich zeigen dass der glückliche Griff, den Verfasser und Verleger mit diesem Leitfaden gethan haben, seine Früchte trägt! Möchte besonders dadurch der um sich greifenden formalistischen Richtung des sprachlichen Unterrichts ein ebenbürtiges Unterrichtselement an die Seite gestellt werden! Dann wird auch der Gymnasialunterricht, wie er unter dem Einflusse des heutigen Standpunktes in der classischen Philologie über seine Vergangenheit hinausgewachsen ist, so in dieser anderen Beziehung der pädagogischen Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts würdig werden!

Heidelberg, Oktober. **H. Doergens.**

Syntaxis Lucretianae Lineamenta. Scripsit Fr. Guilelmus Holtze. Lipsiae. Otto Holtze. 1868. 204 S. in gr. 8.

Unwillkührlich wird man bei dieser Schrift an das früher (Leipzig 1861) in zwei Bänden erschienene grössere Werk des Verfassers erinnert: »Syntaxis priscorum scriptorum Latinorum usque ad Terentium«, indem das vorliegende, das einen kleinen Kreis sich gesteckt hat, in der Anlage wie in der Ausführung ganz gleich gehalten ist. Wie in jenem eine Zusammenstellung der einzelnen, von dem späteren Sprachgebrauch mehr oder minder abweichenden Erscheinungen und Eigenthümlichkeiten der älteren Dichter Rom's gegeben ist, so finden sich in dieser Schrift alle Eigenthümlichkeiten der Redeweise des Lucretius zusammengestellt und zwar in einer eben so wohlgeordneten Weise. Demgemäss behandelt die erste Sectio die Syntaxis der Substantive, der Präpositionen und

Digitized by Google

Pronomina; insbesondere ist es der Gebrauch der Casus, über welchen hier Alles über die Art und Weise, wie sie bei Lucretius vorkommen, zusammengestellt ist, zuerst über den Nominativ, dann über den Ablativ, Accusativ, Dativ und Genetiv; bei dem Ablativ (S. 4—29) und zwar bei dem der Qualität werden auch die Adverbien herangezogen, welche nach Form wie Bedeutung hierher einschlagen. Auf die Casus lässt der Verf. die Präpositionen (cp. IV. S. 52—102) folgen, ein äusserst reichhaltiger Abschnitt, der für Lexicographie wie für Grammatik Manches neue und Beachtenswerthe enthält; zuerst kommen die Präpositionen, die mit dem Ablativ, dann die, welche mit dem Accusativ und zuletzt die, welche mit beiden Casus verbunden werden. Die zweite Section befasst das Verbum; Alles Bemerkenswerthe, was Lucretius in dem Gebrauch des Infinitivs (S. 122—133), des Gerundiums und Gerundivum's, der Tempora und Modi bietet, findet sich zusammengestellt, insbesondere auch der Gebrauch des Conjunctivs nach Partikeln, wie ut, quin, cum, dum u. s. w. Nun folgt die Syntax des Adjectivs, und in der dritten Section (S. 153 ff.) das, was in Bezug auf die Perioden, auf Partikeln, Adverbien und Conjunctionen Eigenthümliches und Beachtenswerthes bei Lucretius vorkommt; wir können auch hier nur an die Zusammenstellung über den Gebrauch von nec wie von et erinnern. Ein Index der behandelten Worte beschliesst das Ganze.

Bei der Ausarbeitung hat der Verf. sorgsam Alles benutzt, was von den Gelehrten, welche in neuester Zeit in exegetischer wie kritischer Hinsicht sich mit Lucretius beschäftigt haben, für die genauere Kunde des Sprachgebrauchs geleistet worden ist; dass er insbesondere auch auf Lachmann dabei Rücksicht genommen und manche Bemerkung desselben in seine Darstellung aufgenommen hat, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung; namentlich hat er diess auch in solchen Fällen gethan, wo die Lesart bestritten oder schwankend erscheint. Wir glauben übrigens, dass gerade diese genaue und erschöpfende Zusammenstellung des gesammten Sprachgebrauchs in manchen noch bestrittenen Stellen dazu dienen wird, uns auf das Richtige zu führen. Die grosse Mühe und Sorgfalt, welche der Verf. auf sein Werk verwendet hat, wird gewiss nur dankbare Anerkennung finden, und selbst den Wunsch gerechtfertigt erscheinen lassen, dass ähnliche Arbeiten auch über andere Schriftsteller Rom's erscheinen möchten. Die äussere Ausstattung in Druck und Papier ist gleich befriedigend.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Polybii Historia. Edidit Ludovicus Dindorfius. Vol. IV. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXVIII. XVI und 235 S. 8.

Diodori Bibliotheca Historica. Ex recensione et cum annotationibus Ludovici Dindorfii. Vol. V. Lipsiae (wie vorher) XXXI und 639 S. 8.

Joannis Zonarae Epitome Historiarum cum Caroli Ducangii suisque annotationibus edidit Ludovicus Dindorfius. Vol. I. Lipsiae (wie vorher). XXXIV und 402 S. 8.

Simeonis Sethi Syntagma de alimentorum facultatibus edidit Bernhardus Langkavel. Lipsiae (wie oben). IX und 155 S. 8.

Macrobius. Franciscus Eyssenhardt recognovit. Lipsiae (wie oben). VI und 665 S. 8.

Die hier aufgeführten neuen Ausgaben bringen theils die Vollendung der schon früher angefangenen, wie diess bei Polybius und Diodorus der Fall ist, theils aber auch bringen sie Schriftsteller, die, wie diess freilich auch bei den beiden oben genannten der Fall ist, in keiner unmittelbaren Beziehung zur Schule stehen, wohl aber in andern Beziehungen für den gelehrten Forscher des Alterthums, welcher von ihnen Gebrauch zu machen hat und vielfach auf sie gewiesen ist, eine Wichtigkeit und Bedeutung besitzen, welche erneuerte und berichtigte Abdrücke, wie sie hier uns geboten werden, nicht blos wünschenswerth, sondern selbst nothwendig gemacht hat, und darum die Freunde der Wissenschaft zum gerechten Dank gegen die Verlagshandlung auffordern muss, die auch solche Schriftsteller, die an und für sich ein geringeres Publikum haben und bisher nur in grösseren, weniger zugänglichen Ausgaben vorhanden waren, durch diese sorgfältig revidirten Abdrücke weiteren Leserkreisen zugänglich gemacht hat. Es ist darauf schon früher in diesen Blättern hingewiesen worden: die hier aufgeführten Ausgaben bieten dazu eine erneuerte Gelegenheit.

Was zuvörderst die beiden, mit den oben angezeigten Bänden nun vollendeten Ausgaben des Polybius und Diodorus betrifft, so ist über die Anlage und den Charakter derselben schon bei der Anzeige der früheren Bände das Nöthige bemerkt worden; der

Digitized by Google

vierte Band des Polybius enthält Buch XXXI—XL, d. h. was davon noch durch die Constantinischen Excerpte erhalten ist, in Verbindung mit den bei andern Schriftstellern vorfindlichen Fragmenten, welche am gehörigen Orte eingereiht sind, und eben so ist auch dem griechischen Text ein Abdruck der betreffenden lateinischen Argumenta (S. XVII bis XXIV) vorangestellt und darauf folgen einige Addenda, so wie die übrigen Fragmente, welche meist von geringerem Umfang, bei den Grammatikern, wie Suidas, Hesychius, Athenäus u. A. ohne Angabe des Buches, zu dem sie gehören, vorkommen, wobei der Herausgeber sich jedoch auf diejenigen beschränkt hat, von welchen es sicher ist, dass sie wirklich dem Polybius angehören, also mit Auslassung mancher, irrthümlich dem Polybius beigelegten: durch die beigefügten Erörterungen, namentlich in den Noten unter dem Text, hat der letztere manche Berichtigung erfahren, und sind die geschichtlichen Beziehungen dieser Bruchstücke erläutert: weiter ist auch noch durch die S. 174 ff. gegebene vergleichende Zusammenstellung der Ordnung der Fragmente der Schweighäuser'schen Ausgabe mit dieser gesorgt. Fast die andere Hälfte des Bandes nimmt der ausführliche Index historicus et geographicus ein, welcher aus Schweighäuser's Ausgabe entnommen, unter doppelten Columnen auf jeder Seite von S. 177—235 reicht und so zu der ganzen Ausgabe eine sehr willkommene und selbst nothwendige Zugabe bildet. In der Praefatio (pag. I — XVI) dieses Bandes ist der Herausgeber, wie diess auch bei den beiden ersten Bänden der Fall war (siehe diese Blätter Jahrgang 1867. S. 230 ff.), auf die Kritik des Textes und die Behandlung desselben bei diesem Schriftsteller wieder zurückgekommen und hat Derselbe in Folge dessen auch noch eine namhafte Zahl von einzelnen Stellen besprochen, deren fehlerhafte Lesung berichtigt wird. Insbesondere hat der Herausgeber wiederholt darauf hingewiesen, wie bei dem Verderbniss der handschriftlichen Ueberlieferung zur Wiederherstellung des Textes zu beachten ist: »ipsius Polybii omnis dicendi mos et consuetudo. Quae non solum in singulorum usu vocabulorum eorumque formis sed etiam in omni orationis conformatione tanto accuratius est indaganda, quanto magis supparis aetatis scriptorum comparatione destituimur quoque majorem ipse etiam minutis in rebus ei impendisse videtur diligentiam, quandoquidem quo ipse vivebat seculo rhetorum grammaticorumque scholae omnes etiam ad (?) majorem quam ipsos veteres scriptores instituebant accurationem.« Und als Beweis, wie genau Polybius selbst in scheinbar geringfügigen Dingen verfahren, wird das Vermeiden eines Zusammentreffens zweier Vokale angeführt, dessen Nichtbeachtung durch die Abschreiber eine Verbesserung so mancher Stellen nothwendig macht: und es beziehen sich darauf meistens die nun kritisch besprochenen Stellen. Und dasselbe gilt auch von andern constant gleichmässig gehaltenen Formen, wovon noch einige weitere Proben

Digitized by Google

vorgelegt werden. Allerdings ist der Sprachgebrauch des Polybius bis jetzt noch wenig Gegenstand eingehender Forschung geworden, namentlich auch im Vergleich mit den Schriftstellern der älteren classischen Zeit Griechenlands, zur näheren und sicheren Feststellung der hier hervortretenden Unterschiede, und noch weniger ist man bisher darauf eingegangen, die einzelnen Formen und die dabei beobachteten Normen zu ermitteln und festzustellen: man wird sich daher dem Wunsche des Herausgebers nach derartigen Untersuchungen, zu welchen akademische Inauguralschriften oder Gymnasialprogramme gut verwendet werden könnten, gerne anschliessen. Ueber die Ausgabe des Diodorus, welche mit diesem fünften Bande abgeschlossen ist, wurde schon früher in diesen Blättern Jahrgang 1867. S. 626 ff. 346 berichtet. Auch bei diesem Bande bringt die Vorrede noch eine kritische Besprechung einer Anzahl von Stellen, deren fehlerhafte Fassung berichtigt wird; sie gehören zum Theil den früheren Bänden an; Anderes hat der Herausgeber sich noch vorbehalten auf eine andere Zeit, die, wir wünschen es wenigstens, möglichst bald uns diess bringen möchte. Denn dass bei Diodorus, dessen Handschriften so grosse Verderbnisse zeigen, noch Manches zu bessern ist, hat Jeder erfahren, welcher in eingehender Weise mit diesem Schriftsteller sich beschäftigt hat, oder denselben zu gelehrten Forschungen zu benützen in der Lage war. Aber dazu ist in dieser Ausgabe nun eine sichere Grundlage gegeben. Der vorliegende fünfte und letzte Band derselben enthält zuerst die lateinischen Argumenta zu den in diesem Bande enthaltenen Büchern XXXI—XL oder vielmehr zu den meist durch die Constantinische Sammlung uns noch davon erhaltenen Fragmente, worauf die Fragmenta sedis incertae folgen und einige dubia, im Ganzen von geringerem Belang (S. 187—189). Dann kommt, aus der Zweibrücker Ausgabe wieder abgedruckt die seiner Zeit von F. N. Eyring verfasste Oeconomia bibliothecae historicae Diodori S. 190 ff. und die von demselben Eyring ins Lateinische übersetzte und der Zweibrücker Ausgabe beigefügte Abhandlung Gatterer's: Quaestio de operis historici a Diodoro compositi genere ac virtutibus S. 297 ff. Aus derselben Ausgabe ist auch weiter hier aufgenommen S. 322 ff. Henrici Stephani brevis tractatus de Diodoro et ejus scriptis; so dass, da auch Heyne's Abhandlung De fontibus hist. schon früher abgedruckt war, Nichts von dem vermisst wird, was in der Zweibrücker Ausgabe sich findet. Den Beschluss macht C. Müller's Index nominum et rerum, welcher, ebenfalls mit doppelten Columnen über 300 Seiten füllt (S. 334—639) und durch Vollständigkeit wie Genauigkeit sich empfiehlt, eben dessbalb eine sehr brauchbare Zugabe dieser Ausgabe bildet.

Diesen beiden jetzt vollendeten Ausgaben, welche zwei für uns so wichtige Geschichtschreiber Griechenlands in gereinigten und lesbaren Texten bringen und durch ihren billigen Preis Jedem nun

Digitized by Google

zugänglich sind, schliesst sich die oben angeführte Ausgabe des Zonaras an, eines freilich viel jüngern Schriftstellers der byzantinischen Zeit, aus den ersten Decennien des zwölften Jahrhunderts, der aber doch eine gewisse Bedeutung ansprechen kann, weil er für manche Partien der alten Geschichte, zumal der römischen, eine wesentliche und nicht zu verachtende Quelle unserer Kunde bildet, in Folge der grossen Verluste, die wir auf dem Gebiete der älteren Literatur hier erlitten haben. Denn bekanntlich ist die unter seinem Namen auf uns gekommene Ἐπιτομὴ ἱστοριῶν eigentlich Nichts weiter als ein manchmal selbst gedankenlos gemachter Auszug aus älteren Schriftstellern, eine Zusammenstellung von Excerpten, welche aus älteren geschichtlichen Quellen gemacht sind und selbst da, wo diese noch vorhanden sind, wie z. B. bei Xenophon, Beachtung verdienen in Bezug auf einzelne Lesarten u. dgl. m., während sie da, wo diese Quellen untergegangen, uns also nicht mehr zugänglich sind, wie diess namentlich bei den verlorenen Theilen von dem Werke des Dio Cassius der Fall ist, uns dafür gewissermassen einen Ersatz jetzt bieten müssen, wenn auch gleich eine Benutzung dieser von Zonaras zusammengefügten Excerpten zu historischen und andern Zwecken immerhin eine gewisse Vorsicht erheischt, aus gar manchen Gründen, welche zum Theil in der Natur solcher Excepte überhaupt liegen, zum Theil aber auch in der geistigen Beschaffenheit dieses Autor's, der übrigens daran wohl gethan hat, dass er seine oft in eigener Mischung aneinandergereihten Excerpte fast wörtlich wiedergibt, und dadurch eine grössere Bedeutung beansprucht. Eben darum steht aber auch das Erforderniss eines sichern Textes in erster Reihe, und diesem Erforderniss zu genügen, ist der Zweck dieser Ausgabe, die, nachdem der Herausgeber den Text des Dio Cassius in ähnlicher Weise herausgegeben hatte, als ein nächstes Bedürfniss vorlag, um so mehr, als die letzte (Bonner) Ausgabe weder vollständig ist, indem die sechs letzten Bücher fehlen, noch eine consequent durchgeführte, allerdings nothwendige Revision des Textes gebracht hat. Der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe hat sich nun, unter den verschiedenen Handschriften des Zonaras, welche in den Bibliotheken zu Paris, Wien, München und Rom sich vorfinden, zunächst an die Pariser Handschrift Nr. 1715 aus dem Jahre 1289 (wie die Unterschrift bezeugt) gehalten, weil sie durch manche bessere Lesart, die sie bringt, den Vorzug vor den übrigen Handschriften verdient, die allerdings hier und dort zu ihrer Berichtigung oder Vervollständigung beitragen, zumal sie nicht auf diese Pariser, als ihre Quelle sich zurückführen lassen. Indessen empfiehlt unser Herausgeber mit gutem Grund Vorsicht in der Behandlung des Textes, damit wir nicht Manches für einen zu verbessernden Fehler ansehen, was am Ende der byzantinischen Schreib- und Redeweise des zwölften Jahrhunderts zufällt, oder in einzelnen Formen Aenderungen, die auf einen gleichmässigen Gebrauch einer bestimmten Form zurückführen, vorneh-

Digitized by Google

men, da wo der Autor selbst zu schwanken scheint und die erforderliche Genauigkeit vermissen lässt. Auf der andern Seite kommen in den Excerpten aus noch vorhandenen Schriftstellern, wie bei Xenophon, Josephus, Polybius Stellen vor, in welchen der ursprüngliche Text reiner und besser erhalten scheint, als in den uns noch zugänglichen Handschriften dieser Autoren, wiewohl es auch nicht an Stellen fehlt, wo aus der von Zonaras benutzten Handschrift eine fehlerhafte Lesart auch in sein Excerpt herübergenommen erscheint.

Von diesen Rücksichten geleitet, ist der Herausgeber an sein Werk geschritten, von dem uns hier der erste Band mit den fünf ersten Büchern vorliegt, demnach wohl noch ein oder zwei weitere Bände zu erwarten sind; am Ende des Ganzen sollen die Noten von Ducange in Verbindung mit einigen Noten Wolf's und mit den auf die Kritik des Textes zunächst bezüglichen des Herausgebers folgen; bis dahin wird man sein Urtheil über einzelne der von dem Herausgeber vorgenommenen Aenderungen wohl zurückzuhalten haben, da dem Vorwort desselben keine Zusammenstellung des kritischen Apparats oder der neu eingeführten Lesarten beigegeben ist, und unter dem Texte selbst nur die Citate der Schriftsteller, aus welchen Zonaras sein Excerpt genommen hat, sich bemerkt finden. Dagegen ist die allerdings beachtenswerthe Praefatio von Ducange, nur mit Weglassung einiger nicht zur Ausgabe selbst gehörigen Punkte am Eingang, wörtlich hier abgedruckt nebst den dazu an einigen Stellen von Pinder gemachten Anmerkungen, und den eigenen Zusätzen und vielfachen weiteren Nachweisungen des Herausgebers, eben so Einiges aus der Vorrede von Wolf, und eine Bemerkung aus der Abhandlung von H. C. Michaelis (Quaestionn. de bello Punico primo), welche zunächst darthun soll, dass die Darstellung des ersten punischen Kriegs bei Zonaras fast ganz aus Dio genommen, der selbst hier wieder hauptsächlich dem Fabius Pictor gefolgt ist. Für den Gebrauch dieser Ausgabe ist weiter auch dadurch gesorgt, dass am Rande des Textes die Seitenzahlen der Ausgaben von Wolf (1557), wie der Pariser von Ducange (1686), nach welchen bisher meist citirt worden ist, beigefügt sind.

Die oben aufgeführte Schrift des Simeon nimmt unter den Quellen der alten Botanik und Medicin eine nahmhafte Stelle ein, und verdiente schon darum einen erneuerten Abdruck, als ausser der seltenen Editio princeps dieses Werkchens vom Jahre 1538 zu Basel, nur Eine Ausgabe vorhanden ist, welche den griechischen Text in einem Abdruck liefert, der Manches zu wünschen übrig lässt, die gleichfalls seltene Pariser des Martin Bogdanus vom Jahr 1658, überdem die Bemühungen zweier anderen Gelehrten, J. A. van der Linden und G. H. Velsch, welche beabsichtigt hatten, eine neue Ausgabe zu veranstalten, nicht zur Ausführung gelangt sind. Aber der von den eben genannten Gelehrten

Digitized by Google

gesammelte Apparat, der die Vergleichung mehrerer Handschriften enthält, und zwar, wie sich später unser Herausgeber durch eigene Einsicht überzeugte, eine ganz genaue, war auf die Hamburger Stadtbibliothek gekommen, und wurde von da aus dem Herausgeber bereitwilligst mitgetheilt, der auf diese Weise sich in den Stand gesetzt sah, seiner neuen Ausgabe auch die nöthige handschriftliche Unterlage zu verschaffen. Diese hat allerdings zur Verbesserung von nicht wenigen Stellen beigetragen, während andere fehlerhafte Stellen vom Herausgeber unter Beznguahme auf die älteren Quellen, aus welchen das ganze Werk zusammengetragen erscheint, bei seiner umfassenden Kenntniss dieses ganzen Zweiges der Literatur, berichtigt worden sind, so dass allerdings das Ganze nun lesbar geworden ist, obwohl es an zahlreichen Verderbnissen, Interpolationen nicht fehlt und die Schrift überhaupt in einer so verdorbenen Gestalt auf uns gekommen ist, dass der Herausgeber bezweifelt, »num ullus alius scriptor similem in modum a genuina et primitiva specie mutatus ad nostram aetatem pervenerit.« Es wird daher um so mehr Anerkennung verdienen, dass es den Bemühungen des Herausgebers gelungen ist, dieser Schrift eine ungleich bessere Gestalt zu verleihen, in der sie lesbarer geworden ist: denn sie verdient diess allerdings durch ihren Inhalt, welcher eine Zusammenstellung der verschiedenen Nahrungsmittel des Menschen in alphabetischer Ordnung liefert, und erstreckt sich diese Zusammenstellung eben so auf thierische, wie vegetabilische, welche hier nicht von einander getrennt sind, wie denn neben Gewürzen, Aromen u. dgl. selbst Brechmittel vorkommen, indem das Ganze einen medicinischen Zweck hat, demgemäss die einzelnen Nahrungsstoffe genau beschrieben, ihre Kräfte wie ihre Wirkungen angegeben, und ihre Anwendung gezeigt wird. Der Verfasser versichert uns, aus Allem dem, was über diesen Gegenstand nicht blos griechische Aerzte, sondern auch Perser, Agarener (d. i. Araber, aus deren Schriften z. B. das über den Moschus Gesagte stammt) und Inder (daher Beckmann das Ganze selbst für eine griechische Uebersetzung indischer Weisheit halten wollte) geschrieben, das Schönste und der Wahrheit am nächsten Kommende (*τὰ κάλλιστα καὶ τὰ τῆς ἀληθείας ἐχόμενα*) ausgewählt zu haben, weil er eine solche Darstellung für die Erhaltung der menschlichen Gesundheit nothwendig hielt (*ἀναγκαίας οὔσης τῆς τοιαύτης πραγματείας, ὡς τὰ μέγιστα πρὸς τὴν τῆς ὑγείας σωτήρησιν ἐπιτελούσης, ἧς οὐδὲν τῶν βιωτικῶν τιμιώτερον*). Diese Angabe über die Quellen hat allerdings seine Richtigkeit, und hat der Herausgeber deshalb mit grosser Sorgfalt zu jedem einzelnen Abschnitt die entsprechenden Abschnitte anderer älterer Schriftsteller zusammengestellt, was zur Vergleichung, selbst in Bezug auf die Textesgestaltung sehr ersprieslich ist, und kann diese Zusammenstellung, welche auf die Vorrede mit gedrängter Schrift folgt, eine verdienstliche genannt werden, zumal auch manche weitere Nachweisungen aus der

Digitized by Google

neueren Literatur damit verbunden sind. Unter dem griechischen Text selbst sind die abweichenden Lesarten der früheren Ausgaben wie der zu der vorliegenden benutzten Handschriften aufgeführt und ist damit auch die nöthige Rechenschaftsablage gewissermassen gegeben. Aus einer Augsburger Handschrift ist noch Einiges Aehnliche als Anhang S. 126 ff. hinzugekommen. Als eine schätzbare Zugabe sind weiter die beiden Iudices anzusehen, ein Index nominum (über Namen und Personen) und ein Index verborum, welcher den Sprachschatz dieses Büchleins in alphabetischer Ordnung zusammenstellt. Ueber den Verfasser dieser Schrift hat sich der Herausgeber nicht weiter eingelassen, wohl aber hat er auf das, was von Andern darüber bemerkt worden ist, verwiesen; wir zweifeln auch, ob ausser dem, was aus der Aufschrift des Büchleins und aus seinem Inhalt sich ergibt, noch Weiteres darüber mit Sicherheit sich berichten lässt; aus der ersteren, wornach die Schrift dem Kaiser Michael VII., der 1071—1078 regirte, gewidmet ist, lässt sich wenigstens das Zeitalter dieses Schriftstellers entnehmen, so wie seine Heimath Antiochia (*συγγραφὲν παρὰ Συμεῶνος μαγίστρου ἀντιοχένου τοῦ Σηθί*); der Beiname *Σηθί*, den er führt, wird aber ungewiss und unsicher bleiben, wie noch Manches Andere, soweit es nicht schon von Leo Allatius in seiner Schrift De Simeonibus (Paris 1664. 4.) p. 181 sicher gestellt ist.

Die neue Ausgabe des Macrobius wird Allen denen erwünscht sein, die bei ihren Forschungen, welcher Art sie auch sind, auf diesen Schriftsteller angewiesen sind, der durch die vielen Notizen, die er aus älteren, verlorenen Schriftwerken bringt, und durch die vielen Anführungen von Schriftstellern, die uns fast gar nicht oder doch nur wenig bekannt sind, insbesondere für alle die Forschungen, welche auf die Geschichte der Literatur oder auf das weite Feld der sogenannten Antiquitäten sich beziehen, von grossem Belang und unleugbarer Wichtigkeit ist. Nachdem die grössere Ausgabe von v. Jan den Text dieses Schriftstellers in einer vielfach berichtigten, auf die urkundliche Grundlage zurückgeführten Gestalt vorgelegt und den nöthigen kritischen Apparat beigefügt hatte, liess der neue Herausgeber es sich angelegen sein, eine Revision des Textes zu geben, welche sich auf die älteste handschriftliche Ueberlieferung, so weit wir sie kennen, stützt, um so demjenigen, der auf diesen Text sich beruft, die nöthige Sicherheit zu bieten. Zunächst kommt nun hier in Betracht die Pariser Handschrift des eilften Jahrhunderts, welche sämmtliche Schriften des Macrobius enthält (Nr. 6371) und dann eine leider verstümmelte, nur die beiden ersten Bücher der Saturnalien und einen Theil des dritten Buches enthaltende Bamberger Handschrift des achten Jahrhunderts, nebst einer andern ebenfalls verstümmelten Bamberger aus dem Ende des eilften Jahrhunderts; die Varianten dieser von dem Herausgeber selbst verglichenen Handschriften sind unter dem

Digitized by Google

Texte sorgfältig angemerkt; von dem kritischen Apparate der v. Jan'schen Ausgabe ist nur an im Ganzen wenigen Stellen Gebrauch gemacht durch einzelne Anführungen: es ist diess im Ganzen nur ausnahmsweise geschehen, da der Herausgeber alle anderen Handschriften bei Seite gelassen hat, wodurch allerdings seine Aufgabe wesentlich erleichtert ward: um so mehr war er bemüht, jede Abweichung der oben genannten Handschriften unter dem Texte zu verzeichnen. Es bildet diese Zusammenstellung den einen Theil der unter den Text gesetzten Annotatio, welche, da sie sich blos auf die genannten Handschriften beschränkt, auch nicht so umfangreich ist, um nicht ganz gut unter dem Text selbst einen Platz zu finden, was für den, welcher die Ausgabe gebraucht, jedenfalls bequemer ist, als wenn dieselbe der Praefatio angehängt wäre. Oberhalb dieser kritischen Annotatio und von dieser getrennt, finden sich die Nachweisungen der im Text des Macrobius citirten Stellen von noch vorhandenen Autoren. Zuerst kommen die Saturnalien, dann der Commentar zu dem Somnium Scipionis, dessen Text selbst, wie er auch in den Handschriften in einer besondern Zusammenstellung auf den Commentar folgt, auch hier angereiht ist, mit Angabe der Abweichungen, welche die Pariser und Bamberger Handschrift bietet. Die kleine Schrift De differentiis, eine Art von Auszug aus einer grösseren des Macrobius, ist weggefallen, was bei der verhältnissmässig geringeren Bedeutung, die sie anspricht, auch füglich geschehen konnte. Dafür aber ist aus v. Jan's Ausgabe der Index Auctorum beigefügt, bei der Bedeutung des Macrobius für die Geschichte der Literatur und seine öfteren Berufungen auf ältere Schriftsteller eine gewiss nützliche, wo nicht nothwendige Zugabe. — Der Druck des Ganzen empfiehlt sich durch Deutlichkeit der Lettern wie grosse Correctheit; im Uebrigen ist Alles gleichmässig den andern Ausgaben der Bibliotheca Teubneriana gehalten.

Platons Laches. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Christian Cron, Prof. an dem k. Gymnasium bei St. Anna in Augsburg. Zweite Auflage. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. VIII und 74 S. (Auch mit dem Titel: Platons ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Christian Cron und Julius Deuschle. Dritter Theil. Laches etc.)

Das anerkennende Urtheil, das in diesen Blättern (Jahrgang 1860. S. 466) über die erste Auflage dieser Bearbeitung des Platonischen Laches ausgesprochen ward, kann auch eben so auf diese zweite übertragen werden, welche in der ganzen Anlage und Einrichtung, wie sie zunächst das Bedürfniss der Schule erheischt, von der ersten sich nicht entfernt, wohl aber im Einzelnen durch-

Digitized by Google

weg Zeugniss ablegt von der Sorge des Herausgebers, das Ganze seinem Zweck entsprechender zu gestalten und den Gebrauch dieser Ausgabe nützlicher zu machen, weshalb auch den an verschiedenen Orten gemachten Bemerkungen über Einzelnes in der ersten Ausgabe gebührende Berücksichtigung gezollt ward. Der Herausgeber hatte selbst in dem fünften Supplementband der Jahrbücher für Philologie eine Reihe von Stellen des Laches, die in der Ausgabe selbst nur kurz behandelt werden konnten, von kritischer Seite aus näher besprochen, und hat darauf in dieser neuen Ausgabe mehrfach verwiesen, wenn er auch dadurch in der Gestaltung des Textes sich nicht völlig binden liess. Dass bei dieser die conservative Richtung vorherrscht, wird man bald wahrnehmen, auch in einer für die Jugend bestimmten Ausgabe nur billigen können, da diese einen zwar möglichst correcten, aber doch von allen nicht völlig sicher gestellten Vermuthungen frei gehaltenen Text zu bringen, und überhaupt auf Kritik meist nur da Rücksicht zu nehmen hat, wo die Erklärung und die richtige Auffassung der Stelle im Zusammenhang damit steht, und deshalb die Kritik nicht umgangen werden kann. Daher auch bei der erneuerten Ausgabe das Augenmerk des Herausgebers auf dieses Ziel eines richtigen Verständnisses gerichtet war: will man sich der Mühe einer Vergleichung beider Ausgaben mit einander unterziehen, so wird man sich bald von zahlreichen Veränderungen überzeugen, die in so fern meist für Verbesserungen anzusehen sind, als die Erklärung meist schärfer und bestimmter gefasst, oder klarer und deutlicher gegeben ist, und wenn an manchen Orten an die Stelle der Frage eine bestimmte Erklärung oder doch ein bestimmter Wink auf dieselbe dem Schüler wie selbst dem Lehrer gegeben ist, so wird man bei näherer Betrachtung der einzelnen Stellen auch darin einen Vorzug der neuen Ausgabe erkennen. So z. B., um einen Fall der Art anzuführen, war Cap. 2 bei *ὑπαισχυνόμεθα* in der ersten Auflage bemerkt: »Welche Bedeutung hat *ὑπό* in der Zusammensetzung?« und darauf folgten die Stellen aus Protagoras 312 A (*ὑπέφαινέ*) und Xen. Anab. VII, 3, 20 (*ὑποπεπωκώς*) und IV, 1, 8 (*ὑποφειδόμενοι*). In der neuen Ausgabe heisst es: »die Bedeutung des *ὑπό* in der Zusammensetzung zeigen Stellen wie« und nun folgen dieselben Stellen, aber so, dass den betreffenden Worten in Parenthese die deutsche Uebersetzung beigefügt ist, zu *ὑπέφαινέ* »es fing schon etwas an zu tagen«, zu *ὑποπεπωκώς* »er hatte ein wenig getrunken, war angetrunken« u. s. w. Dasselbe Verfahren ist auch an andern Orten angewendet, und gewiss nicht zum Nachtheil des Ganzen. So z. B. cap. 1 ist von *οὕτω* (*παρελάβομεν ἐπὶ τὴν συμβουλὴν κ. τ. λ.*) eine gewiss genauere Erklärung gegeben, indem es dargestellt wird als auf das Vorhergehende zurückweisend und damit die Umstände hervorhebend, welche auf den Entschluss eingewirkt haben. Auch zu dem gleich nachfolgenden *ἐπειδὴ μειράκια γέγονεν, ἀνεῖναι αὐτοὺς οτι βούλονται ποιεῖν* wird, im

Digitized by Google

Vergleich mit dem, was in der ersten Ausgabe bemerkt war, eine schärfere Erklärung gegeben und dabei auch *ἀνεῖναι* berücksichtigt.

Dass in der Kritik des Herausgebers eine mehr conservative d. h. an die Handschriften sich anschliessende Tendenz sich kund gibt, wie wir oben bemerkt, zeigen manche Stellen deutlich. So z. B. cp. 7. p. 183 E., wo wir in der ersten Ausgabe lesen: *ἐπεὶ δὲ δὴ παρημείβετο ἡ ναῦς τὴν ναῦν καὶ ἐπέσπα αὐτὸν τοῦ δόρατος ἐχόμενον, ἠφίει τὸ δόρυ διὰ τῆς χειρὸς, ἕως ἄκρου τοῦ στύρακος ἀντελάβετο.*« In der zweiten Ausgabe ist die alte Lesart des Stephanus *ἐφίει* aufgenommen statt *ἠφίει*, was die Zürcher und Hermann haben, dessen Text der Herausgeber sonst sich meistens anschloss, und statt *κατηφίει*, was Bekker aufnahm. Der Herausgeber erklärt *ἐφίει* nach dem Ausdruck *ἐφιέναι τὰς ἡνίας* und nimmt es in dem Sinne von nachgeben, indem er den Speerschaft durch die Hand laufen lässt. Selbst Stallbaum, der Bekker's Lesart aufgenommen, erklärt: »hastam coepit per manum dimittere usque dum extremam fere cuspidem eius teneret« In der vielbesprochenen Stelle zu Anfang des cp. XIII lautete der Text in der früheren Ausgabe: »*οὐ μοι δοκεῖς εἰδέναι ὅτι ὃς ἂν ἐγγύτατα Σωκράτους ἴῃ [λόγῳ, ὥσπερ γένει] καὶ πλησιάζῃ διαλεγόμενος, ἀνάγκη αὐτῷ, ἐὰν ἄρα καὶ περὶ ἄλλου του πρότερον ἄρξηται διαλέγεσθαι*« etc. In der neuen Ausgabe ist statt der früher aufgenommenen Conjectur *ἴῃ* das handschriftliche *ᾖ* hergestellt, die in Klammern eingeschlossenen Worte *λόγῳ ὥσπερ γένει* sind ganz aus dem Texte entfernt, indem sie nach des Herausgebers Vermuthung aus einer Randerklärung stammen. Was das erstere betrifft, so wird man wohl an der Herstellung des handschriftlichen *ᾖ* keinen Anstand nehmen, und *ἐγγύς τινος εἶναι* in dem Sinne nehmen, in dem es der Herausgeber nimmt: »in Berührung mit einem kommen«, was bei der Unbestimmtheit des Ausdruckes durch das nachfolgende *καὶ πλησιάζῃ* erklärt werde. Aber die gänzliche Entfernung der Worte *λόγῳ ὥσπερ γένει* erscheint kaum gerechtfertigt, so wenig wir auch die verschiedenen hier vorgeschlagenen Aenderungen billigen, am wenigsten die von Hommel gemachte und von Hermann sogar aufgenommene Aenderung *ὥσπερ γυναικὶ εἰ πληριάζοι*, was wir nicht für richtig halten können. Wir nehmen an *λόγῳ* keinen Anstand, und würden nur *ὥσπερ γένει* als eine Glosse betrachten, verweisen aber im Uebrigen auf die ausführliche Besprechung dieser Stelle an dem o. a. O. Zu den Verbesserungen der neuen Auflage werden wir wohl auch die cp. 17 zu den Worten: *καὶ Ὅμηρός που ἐπαινῶν κ. τ. λ.* gegebene Erklärung rechnen dürfen, welche die Ausdrücke *φέβεσθαι* und *φόβος* und damit die ganze Stelle besser erklärt, als diess in der ersten Auflage mit der Aufnahme der von Döderlein Hom. Gloss. III, S. 342 gegebenen Erklärung der Fall war. Belassen ist auch die handschriftliche Lesart *προσήκει* in den Schlussworten des cp. 23 (*μάντει ἂν οἶει προσήκειν τὰ δεινὰ γιγνώσκειν καὶ τὰ θαρραλέα*), wo allerdings

Digitized by Google

für die Aenderung *προσήκειν* Manches spricht; geändert dagegen ist cp. 26 die Stelle, welche in der ersten Ausgabe also gegeben war: »*μηδέ γε εἴπῃς, ὦ Δάχης· καὶ γάρ μοι δοκεῖς οὐδὲ μὴ ἠσθῆσθαι οτι ὅδε ταύτην τὴν σοφίαν — παρείληφεν* etc.; in der neuen Ausgabe ist statt *οὐδὲ* gesetzt *τόνδε*, wie Hermann änderte, und *ὅδε*, das in den meisten Codd. fehlt, ganz weggelassen; dass *οὐδέ* hierher nicht passt, dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen; ob aber *τόνδε*? Dass *ὅδε* weggefallen, erscheint gerechtfertigt, und ist die Stelle doch immerhin jetzt so gefasst, dass sie einen guten Sinn gibt; denn, wie das richtig erklärte *καὶ γάρ* andeutet, soll hier noch ein weiterer Grund, der gleichfalls in Betracht zu ziehen ist, angereiht werden, nemlich der, »dass Nicias, was du wohl gar nicht weisst, in die Weisheit des Damon und Prodikos eingeweiht ist«, wie der Herausgeber in der ausführlichen Besprechung der Stelle am oben a. O. sie jetzt auffasst.

Dass die Einleitung, in welcher der Gegenstand dieses Dialogs, die künstlerische Behandlung desselben, Gang und Gliederung, wie letzter Zweck desselben näher erörtert wird, nicht weggefallen, bedarf keiner besondern Erwähnung: was die Zeit betrifft, in welche das Gespräch verlegt wird, so hat sich der Verf., wie überhaupt bei den in dieser Einleitung behandelten Gegenständen, von seiner früheren Ansicht nicht entfernt. Und es war auch dazu kein Grund vorhanden.

Philonea, inedita altera, altera nunc demum recte ex vetere scriptura eruta. Edidit Const. Tischendorf, Dr. Theol. et Phil. Prof. P. O. etc. etc. Cum duabus tabulis. Lipsiae. Giesecke et Devrient. 1868. XX und 155 S. kl. 4.

Der Herausgeber dieser Schriften Philo's hat bei seinen ausgedehnten, mit so grossem Erfolg gekrönten Nachforschungen über den Text der biblischen Schriften und der verwandten Literatur auch die Schriften der nahe liegenden griechischen Literatur nie aus den Augen verloren, und schon aus diesem Grunde wird es nicht befremden, ihn hier als Herausgeber einiger Schriften des Philo zu erblicken, welche durch seine Bemühungen in einer vielfach berichtigten wie vervollständigten Gestalt in dieser Ausgabe vorliegen. Eine nähere Veranlassung dazu hatte schon früher der verstorbene College des Herausgebers, Professor Grossmann gegeben, welcher selbst auf eine neue Ausgabe des Philo bedacht, von Herrn Tischendorf mit reichlichen Mittheilungen kritischer Art, wie sie aus der Vergleichung der zu Paris und in den Bibliotheken Italiens befindlichen Handschriften des Philo hervorgegangen, erfreut worden war, aber durch seinen bald darauf erfolgten Tod von diesem Apparat keinen Gebrauch mehr machen konnte. So fiel Herrn Tischendorf selbst die Aufgabe zu, die Ergebnisse seiner Be-

Digitized by Google

mühungen um Philo zu veröffentlichen in einer neuen kritischen Ausgabe der hier in Betracht kommenden Schriften Philo's, auf welche zunächst der aus diesen Vergleichungen erwachsene Gewinn sich bezieht. Zwei Handschriften kommen dabei insbesondere in Betracht und werden darum auch in der Praefatio näher beschrieben mit aller der Genauigkeit, an die man bei dem Herausgeber gewöhnt ist.

Die eine Handschrift ist die zu Florenz befindliche, aus welcher schon im Jahr 1818 Angelo Mai einige in den bisherigen Ausgaben fehlende Stücke Philo's herausgegeben hatte, aber, wie hier im Einzelnen (s. p. IX ff.) nachgewiesen wird, in einer Weise, welche einen nochmaligen Einblick in die Handschrift, und eine getreu an dieselbe sich anschliessende Veröffentlichung des Textes zu einer wahren Nothwendigkeit gemacht hat, zumal Mai manche Abbreviaturen der in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fallenden Handschrift, von der ein getreues Facsimile hier beigefügt ist, irrig aufgefasst hat, wiewohl die Handschrift, die allerdings von Abbreviaturen wimmelt, sonst nicht so schwer zu lesen ist. Nach dieser Handschrift erscheint nun hier an erster Stelle die Philonische Schrift über die Gesetze des Dekalogs (*περὶ τῶν ἀναφερομένων ἐν εἴδει νόμων εἰς τρία γένη τῶν δέκα λόγων τὸ περὶ εὐορκίας καὶ σεβασμοῦ τῆς ἱερᾶς ἑβδομάδος καὶ γονέων τιμῆς* lautet die Aufschrift in dieser Handschrift) zum erstenmal ganz vollständig abgedruckt in der Weise, dass der Text genau an die Handschrift sich anschliesst, ohne jedoch die nöthigen Verbesserungen und Berichtigungen auszuschliessen, zu welchen fehlerhaft in dieser Handschrift geschriebene Worte u. dgl. den Herausgeber nöthigten, der übrigens jede derartige Abweichung sorgsam unter dem Texte angemerkt hat, und auch in den schon früher bekannten Abschnitten dieser Schrift gleichfalls die abweichenden Lesarten der früheren Herausgeber bemerkt und berücksichtigt hat. So erscheint nun in vier und dreissig Abschnitten, von welchen jeder seine besondere, auf den Inhalt bezügliche Aufschrift trägt, das Ganze nicht blos in einem vielfach verbesserten und berichtigten, sondern auch mehrfach vervollständigten Texte, indem mehrere dieser Abschnitte hier zum erstenmal im Druck vorliegen, mithin als wahre Inedita zu betrachten sind, wie z. B. cp. 19 *περὶ κλήρων διαδόχων*, cp. 20 *περὶ παρθένων ἀπολειφθεισῶν ἀνεκδότων*, cp. 21 *περὶ κληρονομίας πρωτοτόκου υἱοῦ*; eben so vervollständigt erscheinen andere Abschnitte, welche bisher nur in einer abgekürzten Fassung bekannt waren (wie z. B. cp. 29 *περὶ ἑρομηνίας*) oder nur in wenigen Worten, so dass die Abschnitte 22—24, 26—28, 30 gleichfalls zum grossen Theile als inedita zu betrachten sind; die von Mai erstmals durch den Druck veröffentlichen Abschnitte erscheinen hier in einer mehrfach berichtigten Fassung.

An zweiter Stelle S. 92 ff. folgt die erstmals in Mangey's Ausgabe gedruckt erschienene Schrift über die Abkömmlinge des übermüthigen Kain und wie er aussieht (*περὶ τῶν τοῦ δοκησισό-*

Digitized by Google

φον ἐγγόνων καὶ ὡς μετανάστης γίνεται), die eine mystische Auseinandersetzung zu Genesis IV, 16—26 enthält, und sich den ähnlichen Auseinandersetzungen über Kain zu andern Versen desselben Capitels der Genesis anreiht. Diese Schrift Philo's scheint schon im Alterthum selten gewesen zu sein, da weder Eusebius, noch Hieronymus, weder Suidas noch Photius in ihren Angaben Philonischer Schriften dieselbe nennen, indess kann über ihre Aechtheit kein Zweifel sein. Mangey hatte dieselbe nach einer ihm zugekommenen Abschrift der Vatikaner Handschrift Nr. 381, welche ins vierzehnte Jahrhundert gehört, abdrucken lassen: es zeigte sich aber schon damals, dass diese Abschrift eine sehr fehlerhafte war, und daher Mangey zu manchen Aenderungen sich genöthigt sah; die genaue Vergleichung, die unser Herausgeber mit der Handschrift selbst vornahm, stellte aber bald noch eine weitere nahmhafte Zahl solcher Fehler heraus, und machte eine neue Herausgabe des Textes allerdings um so nöthiger: in der vorliegenden Ausgabe erhalten wir nun einen Abdruck, der nicht blos frei gehalten ist von allen den Fehlern, die in den ersten Abdruck sich eingeschlichen hatten, sondern auch an zahlreichen Stellen auf die jetzt erst erkannte richtige Lesart zurückgeführt, an vielen auch berichtigt erscheint. Es ist keine Seite, die nicht solche Verbesserungen nachweist, oder auch andere Verbesserungen in Vorschlag bringt, welche der Herausgeber im Widerspruch mit der Handschrift noch nicht in den Text zu setzen gewagt hat, so ansprechend dieselben auch in der That alle mehr oder minder sind; offenbare Fehler der Handschrift sind geradezu berichtigt. So ist freilich diese Schrift durch diesen erneuerten Abdruck eigentlich erst lesbar geworden; und da die unter den Text gestellten Noten über Alles, was die Gestaltung des Textes betrifft, über die nothwendigen Aenderungen u. dgl. den nöthigen Nachweis bringen, und damit den kritischen Apparat vorlegen, so ist man vollkommen in den Stand gesetzt, aller Orten das Verfahren des Herausgebers zu prüfen. Wenn wir uns hier nicht entschliessen können, in eine solche Prüfung einzugehen, so geschieht es aus dem einfachen Grunde, weil Jeder, der die Ausgabe in die Hand nimmt, leicht und bequem eine solche vornehmen und zu einem andern Resultate nicht gelangen kann, als dem von uns eben ausgesprochenen. Man wird in der That nur wenige Stellen finden, in welchen die aufgenommene Lesart ein Bedenken oder einen Zweifel noch erregen könnte, man wird eher versucht sein, manche Vorschläge zu Verbesserungen, die, in den Noten niedergelegt, noch keine Aufnahme in den Text gefunden haben, in diesen aufzunehmen, wiewohl das vorsichtige Verfahren des Herausgebers, das sich manche jüngere Kritiker bei der Herausgabe von Schriften des classischen Alterthums zum Muster nehmen sollten, am wenigsten einem Tadel unterliegen kann. Noch bemerken wir, dass auch von dieser Vatikaner Handschrift, so wie von der Florentiner, ein getreues Facsimile

Digitized by Google

beigegeben ist, und sind noch zwei andere Facsimile's hinzugekommen von zwei Münchner Handschriften Nr. 117 (oder 113? so steht auf dem Blatte mit dem Facsimile), nach welcher Hoeschel 1604 die Schrift De septenario herausgab, die aber der Florentiner Handschrift sehr nachsteht, und Nr. 459 aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welche ebenfalls Hoeschel bei den drei von ihm 1587 herausgegebenen Schriften des Philo benutzte: beide Handschriften sind neueren Ursprungs, und ist zumal die erstere sehr leserlich geschrieben, und ohne die vielen Abbreviaturen, welche das Lesen der beiden Handschriften, besonders der Florentiner, erschweren, und daher auch manche Irrthümer in der Lesung bei Mai hervorgerufen haben.

An dritter Stelle erscheinen einige, vom Herausgeber schon früher (1843) in einer andern Vaticanischen Handschrift (Nr. 379) aufgefundene, von ihm an Grossmann mitgetheilte und von diesem in einem akademischen Programm des Jahres 1856 herausgegebene Stücke über die Cherubin aus einer ähnlichen Schrift Philo's über die Exodus (*ἐκ τῶν ἐν ἐξόδῳ ἤτοι ἐξαγωγὴ ζητημάτων καὶ λύσεων*), welche schon früher (1826) in einer armenischen Uebersetzung entdeckt und durch Aucher veröffentlicht worden waren. Der griechische Text erscheint, wenn wir von jenem Programm Grossmanns absehen, hier zum erstenmal, und zwar ebenfalls in einer mehrfach vom Herausgeber verbesserten Gestalt und mit Hinzufügung der von Aucher dem armenischen Text beigegebenen lateinischen Uebersetzung. Den Beschluss macht ein aus einer Vatikaner Handschrift (Nr. 746) hervorgezogenes Scholion, und eine Anzahl von Sprüchen Philo's, welche in einer andern Handschrift des zwölften Jahrhunderts schon früher von dem Herausgeber gefunden und zum Theil auch veröffentlicht worden waren.

So ist durch diese Schrift eine Bereicherung der Philonischen Literatur uns zu Theil geworden, durch welche auch die in neuerer Zeit wieder mehrfach hervorgezogenen Studien der Philonischen Philosophie, so wie seiner ganzen Sinn- und Denkweise ein neues Material erhalten; die Schwierigkeiten, die eine fehlerhafte handschriftliche Ueberlieferung dem Verständniss bietet, sind hier meist gehoben und das Ganze dadurch zugänglich gemacht. Die vorzügliche äussere Ausstatung, welche dieser Bekanntmachung in Druck und Papier zu Theil geworden ist, verdient alle Anerkennung. Es gilt diess namentlich auch von den beiden lithographirten Tafeln, welche die Facsimile's der oben erwähnten Handschriften enthalten.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Siebenhundert und sieben Themata zu deutschen Aufsätzen den Schülern der ersten Gymnasialklasse ertheilt von Dr. H. K. Brandes, Prof. und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung 1868. 134 S. in 8.

Diese Zusammenstellung ist hervorgegangen aus der Leitung des Unterrichts in der deutschen Sprache, mit welchem der Herausgeber an seiner Anstalt fast vierzig Jahre lang betraut war. Und dass Derselbe die Bedeutung und die Wichtigkeit dieses Unterrichtszweiges stets gehörig erkannt und gewürdigt hat, ersehen wir aus den einleitenden Bemerkungen, welche der Angabe der einzelnen Themata vorausgehen und den wohl erfahrenen Schulmann in Allem bekunden. Wir freuen uns dessen um so mehr, als man gerade in neuerer Zeit mehrfach Klagen vernommen hat, wie auf unseren zum akademischen Studium vorbereitenden Schulen gerade diesem Zweige des Unterrichts nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet werde und die daraus entlassenen Schüler, bei aller sonstigen Fertigkeit im Lateinischen Ausdruck, oftmals nicht im Stande seien, einen gut stilisirten deutschen Aufsatz zu fertigen. Man ist dann gar zu gern bereit, diesen Mangel auf eine vermeintliche Bevorzugung des lateinischen und griechischen Unterrichts zu werfen, ohne zu erwägen, dass Derjenige, welcher einen guten lateinischen Styl schreibt, im Deutschen darin nicht zurückbleiben wird, weil, wie schon Niebuhr schrieb, das Lateinschreiben die beste Schule für die Bildung des deutschen Styles ist. Freilich gehört aber auch dazu ein tüchtiger Lehrer, welcher den Gegenstand zu behandeln versteht und keine Mühe und Zeit scheut, durch öftere Uebung in der Abfassung deutscher Aufsätze und genauer Correctur derselben, den Schüler weiter zu führen. Dazu gehört dann aber auch vornehmlich eine richtige Auswahl und Behandlung des Stoffs zu solchen Aufsätzen, wie diess hier S. 6 ganz richtig ausgeführt wird; auch darin wird man dem Verf. vollkommen beizustimmen haben, wenn er (S. 7) verlangt, dass die Ertheilung dieses Unterrichts zunächst in die Hände des Hauptlehrers der Klasse, der auch den Unterricht im Lateinischen und Griechischen zu leiten hat, gelegt werde; und dass ein solcher Lehrer die ihm anvertraute Jugend auch hier an eine strenge Ordnung anhalte und gewöhne, wie sie hier insbesonders nöthig erscheint, um alle Bequemlichkeit und alles träumerische Wesen, das sich so leicht einschleicht, und mit der Bequemlichkeit gleichen Schritt hält, fern zu halten. Eine gleiche Beachtung wird daher auch das finden, was über die Anlage einer Rede oder eines Aufsatzes, die sogenannte Disposition, hier bemerkt und unter wörtlicher Anführung der Stellen des Quintilianus, die auch jetzt noch eben so mustergiltig sind und auch jetzt noch die gleiche Bedeutung haben, gelehrt wird. Wenn bei der Anordnung der Beweise bemerkt wird, dass man die stärkeren an die Spitze und das Ende, die schwä-

Digitized by Google

cheren in die Mitte stelle, wie einst Napoleon I. in Aegypten commandirt: »Les savants et les ânes au milieu«, so möchte das gewählte Beispiel, näher betrachtet, doch nicht ganz passend erscheinen, um so passender aber die Mahnung des Verfassers: »Den Hauptbeweis behandle man am ausführlichsten und öffne ihm durch kräftige Ausdrücke, angemessenen Schmuck und anschauliche Darstellung die Thür zu den Herzen der Zuhörer« (S. 14).

Was nun die einzelnen, hier zusammengestellten Themata betrifft, welche zur Abfassung von schriftlichen Aufätzen dienen sollen, so sind dieselben bald kürzer, bald ausführlicher gefasst, letzteres da, wo in Bezug auf die Ausführung weitere Winke beigefügt sind, Stellen aus griechischen wie römischen Schriftstellern, wie z. B. zu Nr. 54 eine längere Stelle über die Lobrede, aus Cicero De oratore, oder zu Nr. 151 aus Seneca, zu 598 oder zu 677 über das Gedächtniss aus Quintilian u. dgl. m.; manchmal sind auch auch Dispositionen beigefügt, wie zu Nr. 63 über das Thema, wie von Manchen die in der Noth geleistete Hülfe so schnell vergessen werde; eben so zu Nr. 153 über die Gründe, welche Menschen und Völker zur Auswanderung bewegen, oder zu Nr. 173 über die Eisenbahnen, oder zu 602 der Wald. Immerhin wird die grosse Zahl der hier mitgetheilten Themata eine gute Auswahl gestatten und dem mit dem deutschen Unterricht betrauten Lehrer eine weitere Anregung geben, wie er insbesondere die Abfassung deutscher Aufsätze, welche ein so wesentliches Glied in diesem Unterricht bildet, einzuleiten hat, um dieselbe fruchtbringend und nützlich zu machen. Auch die Mannigfaltigkeit in den Gegenständen dieser Themata, so wie die dadurch gebotene, verschiedenartige Behandlung wird dazu mitwirken; und es wird dadurch ein tüchtiger Lehrer im Stande sein, jenes Vorurtheil zu widerlegen, als wenn auf unsern Gymnasien die Bildung im deutschen Styl dem lateinischen Styl nachstehe; es wird ihm vielmehr gelingen, thatsächlich zu beweisen, dass diejenigen Schüler, welche den lateinischen Styl sorgsam pflegen, auch in der Muttersprache darin nicht zurückbleiben.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis academiae litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. III Pars I. S. Thasci Caecili Cypriani opera omnia ex recensione Guilelmi Hartelii. Wien, C. Gerold's Sohn, 1868. 461 S. gr. 8.

Der vorliegende erste Theil der akademischen Ausgabe des Cyprian, welche von Dr. W. Hartel, Privatdocent an der Wiener Universität, besorgt wird, ist Vahlen gewidmet und enthält die grösste Zahl der cyprianischen Schriften mit Ausnahme hauptsächlich der Epipistolae, welche dem zweiten Theile vorbehalten sind. Da auch die Prolegomena und Indices erst in diesem, der sich jedoch schon unter der Presse befinden soll, erscheinen werden, so ist ein abschliessendes Urtheil über das kritische Verfahren des Herausgebers zwar noch nicht in allen Punkten möglich, so viel aber lässt sich mit Sicherheit sagen, und soll weiter unten mit Beweisen belegt werden, dass die von der Akademie befolgte bewährte philologische Methode auch in diesem Bande treffliche Früchte getragen hat. Er enthält die Schriften I. Ad Donatum (der Zusatz De gratia dei entbehrt der Beglaubigung), II. Quod idola dii non sint (diesen Titel gab Hartel mit C [s. u.], während alle anderen z. Th. ebenso alten Hdsch. ihn in eine Länge fortsetzen, die anzeigt, dass wir es hier nur mit Rubricirungen von Abschreibern zu thun haben; auch Hieronymus ep. 84 führt diese Worte nur als Bezeichnung des Inhalts, nicht als Titel an; die Vulgata De idolorum vanitate ist unbeglaubigt; kurz: der ächte Titel dieser Schrift ist uns verloren gegangen), III. Ad Quirinum (durch Hartel richtig eruirter Titel; gewöhnlich als Testimoniorum libri tres adversus Judaeos bezeichnet), IV. De habitu virginum (so die Hdschrr. und Augustin; allerdings hat der uralte Veronensis: De disciplina et habitu faeminarum), V. De catholicae (catolica bemerkenswerthe Lesart der ältesten Hdschr.) ecclesiae unitate, VI. De lapsis, VII. De dominica oratione, VIII. De mortalitate, IX. Ad Fortunatum (de exhortatione martyrii fügt nur ein codex zweiten Ranges, B, hinzu), X. Ad Demetrianum, XI. De opere et eleemosynis, XII. De bono patientiae, XIII. De zelo et livore, XIV. Sententiae episcoporum numero LXXXVII de haereticis baptizandis. — Die Handschriften gehen für Cyprian wie für viele der christlichen Autoren in ein höchst beträchtliches Alter zurück. Den ersten Rang nimmt der Parisinus 10592 olim Seguierianus (S) aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert ein, welcher ausser II. III. XIII. alle Schriften, wenn auch

Digitized by Google

nicht alle vollständig enthält; gleichalterig sind die Turiner Fragmente aus Bobbio (F) saeculi VI (vgl. Peyron Cic. orr. fragm. p. 163) für XI und der Aurelianensis 131 olim Floriacensis (O) saeculi VII für VIII. Von dem trefflichen Veronensis (V) saec. VII, welcher sämmtliche vierzehn Schriften enthielt, war der Herausgeber leider auf die unvollständigen Mittheilungen seiner Vorgänger, sowie auf eine in Göttingen vorhandene Collation beschränkt, da diese Hdschr. jetzt verloren ist. Die Handschrift der bibliotheca Sessoriana (A) dagegen (für III), welche Mai in's siebente Jahrhundert gerückt hatte, gehört nach Reifferscheid's Urtheil vielmehr dem achten oder neunten an. Aus dieser Zeit stammt auch (W) der Wirceburgensis (warum Würzeburgensis?), der ebenfalls ausser II und XIV sämmtliche Schriften enthält, fälschlich ins 7. Jahrhundert angesetzt wurde und unter den erhaltenen Hdschr. im Ganzen dem Range nach gleich auf S folgt. Im neunten Jahrhundert nimmt die Zahl der Hdschr., wie überhaupt, so auch für Cyprian sehr zu: Hartel benutzt fünf (C Paris. 12126, L Vindobon. 962, D Paris. 13047, R Reginensis 116 und G Sangall. 89), die er dem neunten, einen Monacensis 208, den er dem neunten bis zehnten, einen Paris. 1647a und Reginensis 118, die er dem zehnten, endlich einen Bambergensis 476, den er dem eilften Jahrhunderte zuschreibt; doch enthalten diese alle nur eine oder einige Schriften; am meisten noch der Monacensis, nämlich acht. Ueber alle diese hoffen wir aus den Prolegomensis nähere Auskunft zu erhalten. Noch ist anzuführen, dass Minucius Felix in II, Augustinus de baptismo contra Donatistas in XIV für die Textesgestaltung benutzt wurden. In spätere Zeiten herabzugehen, war nutzlos und auch gegen den Plan der Akademie. Schon in den benutzten Handschriften zeigt sich, dass die ältesten, wenn auch natürlich wie alle jener Jahrhunderte in orthographischer Beziehung vielfach sehr verwahrlost und wenn auch mit manchem leichten Fehler behaftet der in den späteren wieder wegfiel, dennoch die sicherste, ja eigentlich fast die genügende Grundlage des Textes darbieten. Insbesondere hat Hartel Recht gethan, M und B (Monac. und Bamberg.) nur als sekundäre Quellen zu benutzen, d. h. sie im Allgemeinen nur zur Recension der in S fehlenden Theile zu verwenden. In M ist auch die Interpolation eingedrungen; und in dieser Beziehung ist es höchst erfreulich und auch über das unmittelbare Interesse hinaus von Bedeutung, dass in einer wichtigen und von den Herausgebern sehr verschieden, aber man möchte wohl sagen mehr in confessionellem als in philologischem Sinne behandelten Stelle jetzt endlich der historische Hergang klar vorliegt. Ich meine de cathol. eccl. unit. c. 4. Es ist jetzt klar, dass die Zusätze, welche hier viele Ausgaben bieten, in keiner von sämmtlichen alten Handschriften zu finden sind ausser in M (B hat diese Schrift nicht), wo sie z. Th. einige Zeilen weiter oben als in den Ausgaben stehen: im S V W R G fehlen diese Einschaltungen. Und es ist klar, dass der Sinn durch

Digitized by Google

dieselben bedeutend und zwar absichtlich geändert wird. Ohne dieselben ist Cyprians Meinung, dass darum der Herr durch jene bekannten Worte zu Petrus (Matth 16, 18 f.) 'super unum aedificat ecclesiam', damit 'exordium ab unitate proficiscitur, ut ecclesia Christi una monstretur'. Es ist ihm, wie besonders die weitere Entwickelung zeigt, Petrus das Symbol der Einheit, die sich insbesondere als Einheit der Lehre zeigen soll; er verkennt dabei keineswegs, dass 'hoc erant utique et ceteri apostoli quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis'. Ganz dagegen Widersprechen des enthalten die Zusätze; da heisst es 'primatus Petro datur', er ist also nicht mehr nur das Symbol der Einheit, sondern hat eine höhere Macht als die andern Apostel, da ist von einer 'cathedra Petri' mehrfach die Rede, 'super quam fundata est ecclesia': hier kann natürlich nur der römische Stuhl verstanden werden, während in den ächten Stellen jenes leichte hinübergleitende Identificiren von 'Petrus' und den 'Nachfolgern Petri' noch keineswegs ausgeübt wird. Man sieht, wie Wichtiges sich aus dieser jetzt erst methodisch sicheren Textesgestaltung ergibt. Ueberhaupt war Cyprian keineswegs ein Anhänger der römischen cathedra Petri. 'Quando habeat omnis episcopus ... arbitrium proprium tamque iudicari ab alio non possit quam nec ipse possit alterum iudicare', sagt er sent. epp praef. p. 436 Hartel mit deutlichen Worten. Wie es mit einigen Stellen seiner Briefe sich verhält, die man nebst der besprochenen Interpolation als Zeugniss seiner römischen Gesinnung ausgegeben, darüber erwarten wir begierig die philologische Grundlage der Erkenntniss im zweiten Bande und vermuthen einstweilen, ihn auch dort als Anhänger der episcopalen Gleichheit ohne höhere äussere Instanz wiederzufinden, so streng er auch anderseits die Einheit in der Lehre fordert. Hervorzuheben ist dabei, dass jene Zusätze sich zuerst in einer Handschrift etwa aus der Zeit der Abfassung der Pseudo-Isidorischen Dekretalen vorfinden!

Um zu zeigen, wie sich die neue Ausgabe von den früheren durch die consequente Befolgung der ältesten Handschriften unterscheidet, wählen wir beispielsweise die ersten Capitel der oben angeführten Schrift de cath. eccl. un. (p. 209 ff.). Gleich p. 209, 7 wo S V richtig induimus, W G M R dagegen induimur bieten, beweist übrigens, wie auch unter den Hdschr. wieder die des VI. bis VII. Jahrhunderts um eine Stufe besser sind als die des VIII. bis IX. Dasselbe zeigt sich z. B. auch 210, 11: immortalitatem S V, immortalitate W G M R und die Ausgaben. Erstres wird richtig sein, wenn es auch auffällt, dass unmittelbar nach einander potiri mit dem abl. und dann mit dem acc. verbunden erscheint. S allein gibt das richtige in dem Citat aus Matthäus p. 212, 11 dabo tibi, die andere tibi dabo, die Ausgaben et tibi dabo. Den Gewinn, welcher für die Kritik der alten von Cyprian benutzten lateinischen Bibelübersetzung aus dieser Ausgabe erwachsen wird, vermag übri-

Digitized by Google

gens Referent jetzt nicht genauer zu verfolgen (die Stellen sind unter dem Texte stets genau angegeben). Eine einleuchtende Besserung ergibt ferner S p. 213, 17: fidem veritatis, wo die andern Hdschr. (nur dass V an dieser wie an so mancher andern Stelle unbekannt geblieben) und die Ausgaben fidei veritatem geben. Dass S auch seine Irrthümer hat, ist natürlich, z. B. 210, 14 quoad für quod; 212, 1 praetecto für praetexto; ib. 6 tracto für tractatu*); 213, 4 das vulgäre mostretur für monstretur; sie sind aber alle nicht der Art, dass sie das Vertrauen zu seiner Leitung im wesentlichen schmälern können, wenn auch die Hdschr. zweiten Rangs da bisweilen gut ergänzend eintreten. Bedenklicher ist, aber in V, fieri 211, 1 für facere. Doch ich will kurz und übersichtlich den Gewinn gegen die bisherigen Ausgaben zusammenstellen: 209, 9 dei servis Ausgaben] servis dei die Hdschr., Hartel. — 209, 12 metuendus] timendus. — 210, 3 rudes animas die meisten Hdschr., Ausgaben. rude anima S. unbekannt V. rudem animam Hartel. Ich wage nicht zu entscheiden, ob hier nicht der Plural geeigneter wäre. — 210, 7 atque] adque wie überall. — ib. 14 (cap. 2) quae mando und dicam die Ausgaben (in Matth. 19, 17)] quod mando und dico die Hdschr. — ib. 20 f. supra und venerunt und flaverunt (Matth. 7, 24 f.)] super und advenerunt und venerunt. Nur W liest supra. — 211, 6 (cap. 3) fratres dilectissimi fehlt in den Hdschr. — ib. 11 deum] dominum. Nur G hat deum. — ib. 11 oculos suos]. Mit Recht lässt S und Hartel suos weg. — ib. 12 claudi] clodi geben die Hdschr. ausser W; sollte Cyprian wirklich diese archaische und vulgare Form gebraucht haben? — 14: ac] et S. — 18: ueteris] S hat tieteris, welche Corruptel wohl darauf hindeutet, dass das Original dieser Hdschr. bereits in Uncialen geschrieben war: U = TI; aus V konnte TI gewiss nicht entstehen. — 212, 1: praetextu] praetexto Hdschr. und Hartel, (praetecto S). — ib. 4: magistri] so auch W R G. Dagegen S magisteri, was auf das in V und M wirklich erhaltene richtige magisterii schliessen lässt. — ib. 14: super illum unum] illum fehlt den Hdschr. Das folgende grosse Einschiebsel ist oben besprochen. — 213, 14: firmiter tenere] tenere firmiter u. s. w. Man erkennt, wie manche Verbesserung diese Ausgabe schon auf wenigen Seiten dem Schriftsteller zu Theil werden lässt. Die Namen der 87 afrikanischen Bischofssitze im vierzehnten Werke sind, was ich zum Schlusse erwähnen will, nach dem Zeugniss des S geschrieben, mit folgenden Ausnahmen: 3 Hadrumeto] Hadrimeto S. 4 Thamogade] Thomagade. 6 Lambese] Lambes. 9 Segermis] Secermis. 10 Girba] Girha. 12 Bagai] Bacai. 34 Muzulensis] Mozulensis. 42 Germaniciana] Germaciana. 43 Rucuma] Rucuna. 50 Ausuaga] Ausuago. 51 Victori-

*) Vielleicht könnte tractu longo im Sinne von „Ausführlichkeit", den dieses Wort bisweilen schon bei Cicero hat, sogar das Richtige sein; im Gegensatz dazu steht compendio in der folgenden Zeile.

Digitized by Google

ana] Victorina. 52 Tucca] Tucga. (53—67 fehlen in S) 69 Capse] Capsede. 70 Rusiccade] Succade. 73 Ausafa] Ausura. 75 Lamasba] Labama. 76 Gazaufala] Cazauphala. 79 Mascula] Massula. 80 Thambis] Thanbis. Zu 81 ist die Angabe mangelhaft. 84 Sabratensis] Gabratesis. 86 Neapoli] Niopali. 87 Cartagine ohne h. Es scheint mir, dass in einigen dieser Namen, die gegen die früheren Ausgaben gehalten sehr verbessert erscheinen, noch näherer Anschluss an S wünschenswerth gewesen wäre. **A. Riese.**

Archäologische Studien zu Lucian von Hugo Blümner. Breslau. Verlag von Max Mälzer. 1867. 100 S. in gr. 8.

Bei der Bedeutung, welche die unter dem Namen des Lucian auf uns gekommenen Schriften für die Geschichte der alten Kunst einnehmen, da dieser Schriftsteller jede Gelegenheit benutzt, um über bildende Kunst sich auszulassen, seine Gleichnisse, seine Parallelen und Beispiele meist aus der Geschichte der Künstler, oder aus einzelnen Werken der Kunst genommen hat, war es allerdings ein erspriessliches Unternehmen, alle die Stellen dieses Schriftstellers, welche auf Kunst, Künstler und Kunstwerke sich beziehen, zu sammeln, nach den verschiedenen Gesichtspunkten zu ordnen und dann näher zu besprechen, um daraus den Standpunkt des Lucian und sein künstlerisches Urtheil zu erkennen. Diess ist die Aufgabe, welche der Verfasser in vorliegender Schrift sich gestellt und in folgender Weise durchgeführt hat.

Das erste Kapitel, welches die Aufschrift trägt: »Lucian's Urtheile über Kunst, Künstler und Kunstwerke« und eine Umarbeitung der das Jahr zuvor von dem Verf im Druck erschienenen Dissertation: De locis Luciani ad artem spectantibus Part. I enthält, führt in §. 1 alle die Bildhauer auf, welcher in den verschiedenen Schriften des Lucian vorkommen, und bespricht die einzelnen Stellen näher, mit Bezug auf die darin ausgesprochenen Ansichten und Urtheile des Lucian über diese Künstler und ihre Werke, woran sich §. 2 eine ähnliche Zusammenstellung der Maler schliesst, welche in den Schriften Lucian's genannt werden. Im Ganzen erzielt sich aus beiden Abschnitten das gleiche Resultat, welches in Lucian einen strengen aber gerechten Kunstrichter uns erkennen lehrt. »Lucian, so lässt sich der Verf. S. 45 in Bezug auf die von ihm besprochenen Maler aus, erweist sich auch hier als ein eifriger Anhänger der alten Schule, der dem alten, von den Zeitgenossen Lucian's wenig gekannten und geschätzten Polygnot die schuldige Ehrerbietung zollt, und wie in der Plastik dem Phidias, so in der Malerei dem Apelles die Palme zuerkennt: ausser ihnen sind nur Wenige, die es verdienen, neben den Meistern genannt zu werden. Mit Alexander dem Grossen hört die Kunstgeschichte für ihn auf und in den fünf Jahrhunderten, die zwischen

Digitized by Google

ihm und jener Zeit liegen, ist kein Künstler, der es wagen dürfte, mit jenen zu wetteifern. Von einer Nachblüthe der Kunst, die auch nur nähernd an die Periode jener beiden grossen Meister erinnern, kann nach Lucian nicht die Rede sein.« Dieses Resultat erscheint allerdings durch die Art und Weise, in der sich Lucian in einzelnen Stellen, die eben desshalb hier näher durchgangen werden, über die einzelnen Künstler ausspricht, hinreichend begründet. Im folgenden §. 3 hat es der Verf. versucht, von »Lucian als Kunstkenner überhaupt« ein Bild aufzustellen, das allerdings günstig ausfällt und diesen Schriftsteller als einen der ersten, wo nicht der bedeutendsten unter den Kunstkennern und Kunstschriftstellern des Alterthums hinstellt, dessen Schilderungen von einzelnen Werken der Kunst für wahre Muster archäologischer Beschreibungen und für bei weitem als das Beste erklärt werden, was uns in dieser Art bei den alten Schriftstellern erhalten sei, und selbst vor den ähnlichen Schilderungen des Pausanias den Vorzug verdiene, in so fern diese meist entweder zu dürftig oder so nachlässig und unklar gehalten seien, dass es nur selten möglich sei, das beschriebene Bild im Geiste zu reconstruiren, während die Beschreibungen des Lucian so lichtvoll und scharf seien, dass sie fast als Ersatz für die verloren gegangenen Kunstwerke selbst (?) dienen könnten. Denn — so schliesst der Verf. seine Darstellung — er beschreibt nichts, als was er sieht, und enthält sich eben so sehr aller überflüssigen Worte, als die Philostrate, deren Beschreibungen überhaupt mit den Lucianischen den schärfsten Contrast bilden, von diesem störenden Ballast mehr als zuviel bieten« (S. 52). Wobei wir freilich zu erwägen haben, ob denn die Philostrateischen Beschreibungen auch für Beschreibungen wirklich vorhandener Bildwerke zu halten sind, und nicht vielmehr für rhetorische Schilderungen, zunächst nach einzelnen Stellen und Beschreibungen älterer Dichter entworfen und ausgeführt, anzusehen sind, wie diess noch unlängst von Friederichs ausgeführt, und wie wir wenigstens glauben, auch nachgewiesen worden ist. Was den Lucian betrifft, so wird gewiss Niemand, der mit diesem Schriftsteller sich näher bekannt gemacht hat, den gesunden und richtigen Blick desselben, seine Bildung und seinen guten Geschmack, ja die Schärfe seines Urtheils auch in der Darstellung und Beurtheilung von Werken der bildenden Kunst verkennen, da ja auch auf andern Gebieten sich das Gleiche erkennen lässt: ob man indessen darin so weit wird gehen wollen, wie die oben angeführten Urtheile aussprechen, welche den Lucian in dieser Beziehung selbst über Pausanias stellen, möchten wir doch bezweifeln.

Das zweite Kapitel (S. 53—87) verbreitet sich »über die bei Lucian beschriebenen oder erwähnten Kunstwerke«, und zwar §. 1 »über die Schrift *περὶ τοῦ οἴκου* und die in derselben beschriebenen Gemälde.« Auf die Frage nach der allerdings bestrittenen Aechtheit dieser Schrift hat sich der Verfasser nicht weiter ein-

Digitized by Google

gelassen; er scheint indess zu zweifeln, ob die wider die Aechtheit vorgebrachten Gründe hinreichen, die andern Schriften Lucian's allerdings in Manchem nahe stehende Schrift Demselben abzusprechen: den Gegenstand seiner Erörterung bildet vielmehr die in dieser Schrift enthaltene Beschreibung der in einem schönen Saal befindlichen und zu dessen Ausschmückung dienenden Gemälde, welche als Copien nach älteren Meisterwerken betrachtet werden, die auch in keinem innern Zusammenhang mit einander stehen. §. 2 werden Lucian's Götter- und Seegespräche in gleicher Weise behandelt, um zu zeigen, wie Lucian in diesen Schriften, da wo er irgend eine Situation oder mythologische Handlung ausführlicher beschreibt, auf bestimmte, wirklich vorhandene Kunstdenkmale stets Bezug nimmt und nach denselben seine Beschreibung anlegt; es werden die betreffenden Stellen, welche in diesen Schriften vorkommen, und zwar die wichtigeren derselben näher besprochen, und mit den uns erhaltenen Kunstdenkmalen verglichen. Am Schluss wird noch die Frage aufgeworfen, aus welchen besondern Gründen Lucian in diesen Gesprächen bei seinen Beschreibungen sich stets an die Kunstwerke angelehnt; ob aber die Vermuthung, dass dieser Schriftsteller auch hier seinem natürlichen Hang folge, der ihn treibt über schlechte Künstler und über die herabgekommene Zeit überhaupt seinen Tadel und Spott ergehen zu lassen (S. 87), dazu einen genügenden Grund bietet, erscheint zweifelhaft; §. 3 verbreitet sich in derselben Weise und in derselben Tendenz über andere in andern Schriften Lucian's vorkommende Stellen, bei welchen, wie der Verf. glaubt, bestimmte Kunstwerke dem Lucian in seinen Schilderungen vorschwebten. Das dritte Kapitel (S. 88—100): »Aphorismen über die bildende Kunst zur Zeit des Lucian« enthält eine Reihe von einzelnen Bemerkungen über den Stand der Kunst, insbesondere auch der Malerei in jener Zeit und bespricht auch hier manche einzelne Stellen des Lucian so wie anderer Schriftsteller, welche auf diesen Gegenstand sich beziehen. So bietet diese Schrift allerdings manchen Beitrag zur richtigen Auffassung und Erklärung der Schriften des Lucian und wird daher auch von Allen Denen zu beachten sein, welche mit Lucian's Schriften in exegetischer und selbst kritischer Hinsicht sich beschäftigen.

Athenae Christianae. Scripsit Augustus Mommsen. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. VIII und 167 S. in gr. 8.

Während die Topographie des alten, classischen Athens schon in Folge des Zusammenhangs, in welchem dieselbe mit der Erklärung der alten Schriftsteller und mit dem Studium des classischen

Digitized by Google

Alterthums überhaupt steht, mehrfach ein Gegenstand der Forschung neuerer Zeit geworden ist, und bei so manchen controversen Punkten, noch fortwährend ist, war das christliche Athen bisher minder beachtet worden, obwohl schon der natürliche Zusammenhang, in welchem dasselbe mit dem altgriechischen steht, dazu eine hinreichende Veranlassung geben konnte. Wir haben es daher mit doppeltem Dank anzuerkennen, dass in dem vorliegenden Werke mit der genauen Aufzählung und Beschreibung der christlichen Kirchen, welche in der christlichen, d. h. byzantinischen Zeit bis auf unsere Zeit herab, d. h. bis auf die Zeit der Räumung Athens durch die Türken, in Athen vorkommen, ein Anfang zu einer Topographie des christlichen Athens gemacht wird, zumal bei der Bedeutung, welche in dieser Beziehung Kirchen und kirchliche Denkmäler überhaupt einnehmen, die, weil sie so oft an die Stelle hervorragender Stätten des Alterthums getreten sind, auch für dessen Kenntniss von Wichtigkeit sind. Es kommt dazu noch der weitere Umstand, dass nach der Befreiung Athen's von türkischer Herrschaft die damals zerstörten Kirchen nicht alle wieder aufgebaut oder wieder hergestellt wurden, sondern in Folge eines vor dem Jahre 1840 erlassenen Decretes die Zahl der Kirchen auf zwölf, und der zum kirchlichen Dienst berufenen Geistlichen auf drei und zwanzig beschränkt ward, mithin mehr als siebenzig Kirchen zum Abbruch versteigert wurden, um dadurch zugleich ein Material für die Anlage der neuen Stadt zu gewinnen. So ist die Mehrzahl der früheren Kirchen oder Kapellen jetzt fast verschwunden, von manchen stehen nur noch einzelne Mauerreste u. dgl. nur wenige sind geblieben oder haben eine angemessene Erneuerung und Wiederherstellung erhalten. Dadurch wird die Untersuchung über diese Gebäude nicht wenig erschwert, man ist genöthigt, auf ältere Beschreibungen und Pläne zurückzugehen, so weit sie sich noch vorfinden, namentlich auf Stuart's Forschungen, die bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehen, und in so fern eine sichere Grundlage für neuere Forschungen bieten, daher auch Stuart von dem Verfasser mit Grund als »parens et conditor topographiae Athenarum« bezeichnet wird. Unser Verf. hat sich sorgfältig umgesehen in Allem dem, was als Quelle für seine Darstellung zu benutzen war, und eine genaue Aufzählung dieses ganzen Apparates S. 7 ff. gegeben; es erscheint darunter ein bei der Wiederanlage der Stadt, nach Vertreibung der Türken von Ed. Schaubert und Cleanthes angelegter, grösserer, im Ministerium des Innern befindlicher Plan, (1833), und ein lithographirter zu Athen in dem Anfange der dreissiger Jahre erschienener Plan, welcher am oberen Rand die Aufschrift enthält: »Plan d'Athènes en 1820«, am untern Rand die Worte »lithographie Royale«: die Kirchen und Moscheen Athen's sind darauf ziemlich vollständig und sorgfältig verzeichnet, jedoch die Namen derselben nicht hinzugesetzt. Dieser Plan, welchen der Verfasser bei einem Aufenthalte zu Athen im Winter 1865—1866

Digitized by Google

bei einem dortigen Buchhändler kaufte, erregte um seiner Vollständigkeit wie um der Genauigkeit willen, mit Recht seine Aufmerksamkeit, und er war bemüht, denselben nicht blos mit dem grossen, eben erwähnten Stadtplan und andern Dokumenten der Art zu vergleichen, sondern auch an Ort und Stelle selbst Alles näher zu untersuchen, mit allen Ortskundigen sich darüber in Verbindung zu setzen, und eben so auch die betreffende Literatur (z. B. die Schriften von Pittakis) zu Rathe zu ziehen. So gelang es ihm die ausgelassenen Namen wieder aufzufinden und auf die Karte einzutragen, welche zunächst nach dieser Lithographie veranstaltet, dieser Schrift beigefügt ist, welche in ihrem Text eigentlich die zu diesem Plan gehörige Erklärung liefert. Es ist aber diese Angabe oder vielmehr dieser Plan in vorzüglicher Weise ausgeführt; alle Strassen und Wege, alle irgend wie bemerkenswerthen Punkte sind darauf unter Beisetzung des Namens angegeben, eben so alle Kirchen und Kapellen, mit beigesetzten Nummern, welche sich auf die in dem Buche enthaltene Erklärung beziehen: wir haben auf diese Weise das neuere Athen vor uns, wie es vor dem Jahre 1821 sich darstellte: die dem classischen Alterthum angehörigen Gegenstände und Denkmale sind mit rother Farbe bezeichnet und dadurch hervorgehoben; mit blauer Farbe eingetragen sind die neueren Bezeichnungen der Wege und Strassen, so wie einige neuere bemerkenswerthe Punkte. Und da zu diesem Plan noch ein anderer, eben so vorzüglich ausgeführter, hinzugekommen ist, welcher das jetzige bedeutend erweiterte und veränderte Athen mit allen seinen Wegen, Strassen und Bauten bis ins Einzelste darstellt, so hat der Gelehrte, der das byzantinische und türkische Athen kennen lernen will, einen sicheren Führer gewonnen, wie ihn andere Hülfsmittel der Art nicht bieten. Der Text des Buches selbst bildet also gewissermassen die Erklärung oder den Commentar zu dem erst genannten Plane. Die bei Aufzählung der einzelnen Kirchen und sonstigen Lokalitäten befolgte Ordnung ist die geographische, in welcher von cap. III bis XIX incl. nach den correspondirenden Nummern — es sind in Allem hundert ein und achtzig — jede einzelne Kirche oder Kapelle aufgeführt, ihre Lage möglichst genau angegeben, und Anderes, was über ihre Verhältnisse und über ihre Geschichte zu ermitteln war, beigefügt ist. Die Genauigkeit und Sorgfalt, womit diese ganze Beschreibung geführt ist, hat selbst zu mancher Berichtigung irrthümlicher Angaben, sowohl in dem zu Grund gelegten lithograghirten Plan, als in dem grossen, im Ministerium des Innern niedergelegten Plan von Schaubert geführt; jedenfalls bietet die hier geführte Untersuchung das, was aus sicheren Quellen und Daten über jeden einzelnen Punkt zu erforschen möglich war: denn dass es hier an Lücken nicht fehlt, die über einzelne Bauten und Kirchen uns in Ungewissheit lassen, wird Niemanden auffallen. Bei der Beziehung aber, in welche nicht wenige dieser Kirchen zu dem Alterthum stehen, sowohl was

Digitized by Google

einzelne Kunstwerke, als insbesondere was die Inschriften betrifft, wird diese ganze Erörterung selbst für den Forscher des classischen Alterthums von Belang und dient zur Aufklärung oder Sicherstellung mancher Punkte. Wir setzen, um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, nur die Aufschriften der einzelnen Capitel hier bei: Caput III und IV enthält die am Fusse der Burg nach der Stadt zu und nach Sonnenaufgang gelegenen Kirchen, (27 Nummern) cp. V die Regio Theatri, d. h. die von der Burg südwärts gelegenen, das Odeum des Herodes und das Theater des Bacchus befassenden Räume, wo unter andern die jetzt eingefallene Kirche der *Παναγία χρυσοσπηλιώτισσα* oder *σπηλιώτισσα* (von *σπηλιά* Höhle, Grotte) sich befindet, die an die Stelle eines alten Tempels getreten ist Cap. VI befasst die Burg und den Areopag, mit einer genauen, den Panthenon in seiner Verwendung zum christlichen Cult betreffenden Erörterung (Nr. 36 p. 33 ff.); Cap. VII. Ecclesiae suburbanae ad occidentem versus sitae; Cap. VIII. Ecclesiae prope Ilissum sitae; Cap. IX. Ecclesiae prope monumentum Lysicratis et arcum Hadriani sitae; Cap. X. S. Nicodemi ecclesia et quae e regione sitae sunt aut fuerunt aedes; Cap. XI. aedificia circa turrim Ventorum sita; Cap. XII. Quae circa Portam Fori sunt aut fuerunt aedificia; Cap. XIII. Loca inter S. Apostolos et Theseum sita (wobei das in eine christliche, dem heiligen Georg geweihete Kirche verwandelte, sogenannte Theseion besonders berücksichtigt ist (Nr. 116. S. 99); Cap. XIV. Pars urbis inter S. Asomati aedem et puteum *κάτω Συντριβάνι* sita; Cap. XV. Media pars urbis a porticu Hadriani ad orientem spectans; Cap. XVI. Metropolis (minor) cum aedibus propinquis; Cap. XVII. Pars urbis inter ecclesiam S. Georgii Carytsis et Capnicaraeam interjecta; Cap. XVIII. Regio urbis circa puteum Psyri sita; Cap. XIX. Ecclesiae ad septemtriones sitae. Daran reiht sich noch Cap. XX mit einem Verzeichniss der (christlichen) Festtage, und mit Bezugnahme auf die vorher angeführten Kirchen. Dreifache Indices, darunter einer über die griechischen, ein anderer über die lateinischen Ausdrücke und Namen, so wie das vorgesetzte Inhaltsverzeichniss, das alle einzelnen Kirchen aufzählt, erleichtern die Benutzung des Werkes, das auch durch eine vorzügliche äussere Ausstattung sich empfiehlt.

Verzeichniss von verkäuflichen Mineralien, Gebirgsarten, Versteinerungen (Petrefacten), Gypsmodellen seltener Fossilien und Krystallmodellen in Ahornholz im Rheinischen Mineralien-Comptoir des Dr. A. Krantz in Bonn. IX. Aufl. Bonn 1868. 8. S. 51.

Durch seine rastlose Thätigkeit, grosse Umsicht und ausgedehnte Verbindungen in allen Weltgegenden hat Dr. Krantz seine Anstalt auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht. Die-

Digitized by Google

selbe wurde bekanntlich im Jahr 1833 zu Freiberg gegründet, von 1837 bis 1850 in Berlin fortgesetzt und besteht seitdem — in besonders für den Zweck gebauten Localitäten — sehr erweitert in Bonn unter dem Namen »Rheinisches Mineralien-Comptoir.«

Ein Blick in das vorliegende Verzeichniss gibt Kunde von der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Vorräthe, die in nachfolgender Ordnung aufgeführt sind.

I. Mineralien. Ein vollständiges Verzeichniss aller bekannten Mineralien (welche in einzelnen Exemplaren zu haben sind); ein und dieselbe Species ist nur einmal und zwar unter dem verbreitesten Namen aufgeführt. Sämmtliche in den letzten Jahren entdeckten, neuen Mineralien findet man hier vertreten.

II. Gebirgsarten. Krystallinische, sedimentäre, Trümmer-Gesteine u. s. w. in grosser Auswahl und von verschiedenem Format.

III. Petrefacten. Die zur Zeit vorräthigen, sorgfältig bestimmten Species betragen 40,000. Es werden hier geboten: 1) Allgemeine Petrefacten-Sammlungen, zusammengestellt nach der Altersfolge der Formationen in denen sie vorkommen, von je 100 bis zu 10000 Stück. 2) Nach speciellen Classen zusammengestellte Sammlungen von Petrefacten, d. h. zoologisch geordnete. 3) Nach den Formationen zusammengestellte Sammlungen von besonders characteristischen Petrefacten (Leitfossilien). Endlich 4) Petrefacten-Sammlungen von verschiedenen speciellen Localitäten.

IV. Gypsmodelle von Fossilien, den ausgezeichnetsten Originalien treu nachgebildet und colorirt; sowohl für Privatstudien als auch zumal für Unterrichts-Anstalten in hohem Grad geeignet, da sie meist eine bessere Anschauung und für den Anfänger schnelleres Verständniss gewähren, wie schlecht erhaltene oder unvollständige Exemplare von fossilen Resten.

V. Verschiedene Sammlungen, für wissenschaftliche wie für technische Zwecke zusammengestellt. Unter diesen heben wir besonders hervor: Löthrohr-Sammlungen; zum ersten Unterricht und für Anfänger sich besonders eignende, systematisch geordnete Sammlungen von 100 Mineralien, 100 Gebirgsarten und 100 Petrefacten; ferner Sammlungen von Mineralien die als Gemengtheile von Felsarten auftreten; technische Sammlungen für Gewerbeschulen, metallurgische so wie Edelstein-Sammlungen; endlich Sammlungen für Architecten und solche für Landwirthe.

VI. Krystall-Modell-Sammlungen, in verschiedenster Zahl und Auswahl; die Formen sind mit vorzüglicher Genauigkeit in Ahornholz geschnitten und besitzen eine durchschnittliche Grösse von 5 Centimeter. Wir können solche nicht genug empfehlen, da sie auch den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen genügen.

G. Leonhard.

Digitized by Google

Neunte Plenar-Versammlung
der
historischen Commission bei der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Secretariats.*)

München im October 1868. In den Tagen vom 30. September bis 5. October dieses Jahres hielt die historische Commission ihre statutenmässige Plenar-Versammlung, zu welcher sämmtliche ordentliche Mitglieder mit Ausnahme des Hofraths und Archivdirectors Ritter v. Arneth aus Wien und des Professors Droysen aus Berlin sich eingefunden hatten.

In der Eröffnungsrede wies der Vorsitzende Geheimer Regierungsrath v. Ranke aus Berlin auf Janssens jüngst erschienene Schrift: Joh. Friedrich Böhmers Leben und Briefe hin und legte dar, wie sich dieser um das Studium der deutschen Geschichte hochverdiente Gelehrte unter den Einflüssen seiner Zeit entwickelte, indem zugleich der wissenschaftliche Standpunkt desselben vom Redner einer eingehenden Beurtheilung unterworfen wurde. Ueber die Geschäfte des abgelaufenen Jahrs erstattete sodann Professor v. Giesebrecht als Secretär den statutenmässigen Bericht. Nach demselben waren im Laufe des Jahres in den Buchhandel gekommen:

1) K. Hegel, Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis 16. Jahrhundert Bd. VI., der erste Theil der von L. Hänselmann bearbeiteten Braunschweiger Chroniken.
2) R. v. Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13 bis 16. Jahrhundert. Bd. III.
3) Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Vierte Lieferung, enthaltend Geschichte der Aesthetik von H. Lotze.
4) Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. VIII.

Ausserdem waren im Druck vollendet, so dass die Ausgabe in den nächsten Tagen erfolgen kann:

5) Deutsche Reichstagsacten. Bd. I. enthaltend: Deutsche Reichstagsacten unter König Wenzel. Erete Abtheilung 1376—1387. Herausgegeben von J. Weizsäcker.
7) Bayrisches Wörterbuch von J. Andreas Schmeller. Zweite mit den Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. K. Frommann. Lieferung I.

Mit besonderer Freude nahm die Commission die ersten Exemplare dieser neuesten Publicationen entgegen, da mit ihnen Unter-

*) Nach dem Wunsche der historischen Commission bei der kgl. bair. Akademie der Wissenschaften abgedruckt. D. Red.

Digitized by Google

nehmungen in das Leben traten, welche sie von ihren Anfängen an vorzugsweise in das Auge gefasst hat und die einem tiefempfundenen wissenschaftlichen Bedürfniss Abhülfe gewähren.

Die Berichte, welche dann im Laufe der Verhandlungen von den Leitern der einzelnen Unternehmungen erstattet wurden, zeigten den rüstigen Fortgang der Arbeiten nach allen Seiten und gaben die Sicherheit, dass einzelne Hemmnisse derselben in kurzer Zeit zu überwinden sein werden. Die hiesigen und auswärtigen Behörden, wie die Verwaltungen der Archive und Bibliotheken fahren fort mit nicht genug zu rühmender Liberalität alle Bestrebungen der Commission zu unterstützen und tragen dadurch wesentlich zur Förderung der Arbeiten bei.

Von der Geschichte der Wissenschaften ist eine neue Abtheilung, die Geschichte der Sprachwissenschaft von Professor Benfey in Göttingen, unter der Presse. Der Wunsch, gleichzeitig noch andere Abtheilungen dieses grossen Werks dem Drucke zu übergeben, war leider nicht zur Ausführung zu bringen, da mehrere Mitarbeiter nicht zu der festgestellten Zeit ihre Handschriften einreichten. Die Bearbeitung der Geschichte der Rechtswissenschaft hat Professor v. Stintzing in Erlangen, die der Geschichte der Astronomie Prof. Rud. Wolf, Director der Sternwarte in Zürich, übernommen.

Die Arbeiten für die Herausgabe der deutschen Städtechroniken sind nach verschiedenen Seiten fortgesetzt worden. Der Druck der Magdeburger Schöppenchronik in der Bearbeitung des Archivsecretärs Dr. Janicke ist soweit vorgeschritten, dass die Publication in wenigen Wochen erfolgen kann. Die Strassburger Chroniken von Closener und Königshofen, deren Bearbeitung Professor Hegel selbst übernommen hat, werden voraussichtlich zwei Bände füllen, von denen der erste im Herbst 1869, wie man hofft, erscheinen wird. Professor v. Kern ist mit der Bearbeitung der Nürnberg'schen Chronik von Deichsler ununterbrochen beschäftigt, so dass auch der vierte Band der Nürnberger Chroniken bald in die Presse gelangen kann. Ein zweiter Band der Braunschweiger Chroniken wird später folgen, wie die Lübeck'schen Chroniken, für welche Professor Mantels die Arbeiten fortführt.

Der erste, nun vollständig gedruckte Band der Reichstagsacten zeigt, mit wie ausserordentlichen Hülfsmitteln und grosser Sorgfalt dieses monumentale Werk, welches der deutschen Geschichtswissenschaft unberechenbaren Gewinn verheisst, unternommen wurde. Nachdem die Schwierigkeiten, welche von den Anfängen eines so bedeutenden Werks untrennbar sind, glücklich besiegt wurden, lässt sich eine ununterbrochene Fortführung desselben erwarten. Für den zweiten Band sind nur noch wenige Nachträge zu machen, um dann auch ihn der Presse zu übergeben. Professor Weizsäcker ist in seinen mühevollen archivalischen Arbeiten für dieses Unternehmen durch den Bibliothekar Dr. Kerler in Erlangen und den

Digitized by Google

hiesigen Reichsarchivpraktikanten Dr. Schäffler mit dem grössten Eifer unterstützt worden.

Von den Jahrbüchern des deutschen Reichs lagen mehrere neue Abtheilungen vor. Dr. Breysig in Culm hat seine Geschichte Karl Martells zum Abschluss gebracht, welche demnächst zu veröffentlichen ist. Auch die Geschichte K. Pippins von Dr. Oelsner in Frankfurt, welche nur noch einige Ergänzungen bedarf, wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres publicirt werden können. Von den weit vorgeschrittenen Arbeiten des Dr. Steindorff in Göttingen über die Geschichte K. Heinrichs III. wurde der Commission Mittheilung gemacht. Die Geschichte Philipps von Schwaben und König Otto's IV. ist zur Bearbeitung dem Hofrath Winkelmann in Dorpat übertragen worden.

Der Druck des vierten Bandes der historischen Volkslieder der Deutschen wird demnächst beginnen. Voraussichtlich wird derselbe mit dem in Bearbeitung stehenden Supplementband bis zum nächsten Herbst dem Publikum übergeben werden und so ein Unternehmen, welches die allgemeinste Anerkennung gefunden hat, zum raschen Abschluss gedeihen.

Auch der Schlussband der Weisthümer ist in der Redaction so weit vorgeschritten, dass dem baldigen Druck kein Hinderniss im Wege steht. Durch eine grössere Anzahl neu aufgefundener Stücke, welche man besonders dem hiesigen Reichsarchiv verdankt, dürfte der Band einen solchen Umfang gewinnen, dass die wichtigen Sachregister wahrscheinlich für einen besonderen Supplementband werden zurückgelegt werden müssen.

Die Herausgabe der Hanserecesse hat eine sehr bedauerliche Verzögerung dadurch erlitten, dass Professor Frensdorff sich wegen anderer Geschäfte die übernommenen Redactionsarbeiten aufzugeben genöthigt sah. Die Commission hofft jedoch auch dieses neue Hemmniss, welches dem durch Lappenbergs und Junghans Tod schon so lange gestörten Unternehmen erwachsen ist, bald heben und für die Arbeiten, welche zur Drucklegung des Werks noch erforderlich sind, in Dr. Koppmann zu Hamburg einen geeigneten Gelehrten gewinnen zu können.

Die Zeitschrift: Forschungen zur deutschen Geschichte wird, da sie sich mehr und mehr als ein Bedürfniss für die Wissenschaft zeigt, in der bisherigen Weise fortgeführt werden.

Die ausgedehnten Arbeiten für die Herausgabe der Wittelsbach'schen Correspondenz haben zu neuen erwünschten Ergebnissen geführt. Der Druck des zweiten Bandes der Correspondenz Churfürst Friedrich's III. von der Pfalz hat sich nicht, wie in Aussicht stand, im Laufe des verflossenen Jahres bewerkstelligen lassen, weil das Material sich noch in letzter Zeit so mächtig ansammelte, dass eine neue Redaktion nothwendig wurde, um das gesetzte Maas nicht zu weit zu überschreiten. Die Arbeit ist indessen so weit gediehen, dass der Druck jetzt beginnen wird. Für die ältere

Digitized by Google

bayerische Abtheilung, welche unter Leitung des Reichsarchivdirectors v. Löher bearbeitet wird, haben die Nachforschungen des Dr. v. Druffel in den hiesigen und Wiener Archiven den reichsten Ertrag geboten; die Sammlung des Materials für den Briefwechsel Herzog Albrechts V. aus den Jahren 1550 bis 1555 kann jetzt als abgeschlossen betrachtet und die Publication des diesen Briefwechsel umfassenden Bandes vorbereitet werden. Für die jüngere pfälzische Abtheilung, welche unter Leitung des Professors Cornelius steht, hat Dr. Ritter die Arbeiten in den hiesigen Archiven und in Paris fortgeführt, überdies die Einleitung zum ersten Bande, welche die Geschichte der Unionspolitik in dem Jahrzent vor dem Beginn der mitzutheilenden Actenstücke darstellt, in der Handschrift vollendet. Dem Drucke des ersten Bandes dieser Abtheilung steht von Seiten der Redaction nun kein Hinderniss mehr entgegen. Für die jüngere bayerische Abtheilung, welche ebenfalls unter der Leitung des Professors Cornelius steht, ist besonders neben demselben Dr. Stieve thätig gewesen. Mit seiner Hülfe hat der Herausgeber das Bernburger Archiv für die Jahre 1612 bis 1616 ausgebeutet und in Paris die Beziehungen Frankreichs zu Pfalz, Bayern und dem Reich zu erforschen begonnen.

Die regelmässige Fortsetzung der neuen Ausgabe von Schmellers Wörterbuch ist gesichert. Dr. Frommann, der in rühmlichster Weise seine Aufgabe erfüllt, hofft in etwa vier Jahren das ganze Werk zu veröffentlichen; durchschnittlich werden drei Lieferungen im Jahre erscheinen.

Die Geschichte der Grafen von Spanheim, bearbeitet vom Pfarrer J. G. Lehmann in Nussdorf, zu deren Herausgabe auf den Antrag der Commission Seine Majestät der König eine Unterstützung aus der Dotation der Commission bewilligt hatte, ist der Presse übergeben und wird in zwei Bänden im Laufe des nächsten Jahres in die Oeffentlichkeit treten.

Bei dem gedeihlichen Stande der Arbeiten, welche die Commission in den letzten Jahren beschäftigt haben, glaubte sie auch einige neue Unternehmungen, welche an früher vorgelegte Pläne anknüpfen, jetzt bestimmter in das Auge fassen zu sollen.

Unter den Vorschlägen, welche Jakob Grimm der ersten Plenarversammlung machte, stand in erster Linie eine Zusammenstellung des historischen Inhalts der mittelhochdeutschen Dichtungen. Die Commission ging auf diesen Vorschlag ein, stiess aber in der Ausführung auf so grosse Hindernisse, dass sie von dem Unternehmen endlich Abstand nehmen musste. Professor W. Wackernagel nahm, als er nach Grimm's Tode in die Commission trat, sogleich den Gedanken seines Vorgängers auf, beschränkte aber dabei den Plan auf eine Sammlung der historischen Gedichte der deutschen Lyriker im 13. Jahrhundert. Nach den Mittheilungen, welche Professor Wackernagel der diesjährigen Plenarversammlung machte, würde die Sammlung, welche den vollständigen Text der

Digitized by Google

Gedichte mit geeigneten Commentaren enthalten soll, nur zwei Bände umfassen und in wenigen Jahren zu vollenden sein; Prof. Wackernagel stellte überdies seine eigene Mitwirkung bei der Bearbeitung in Aussicht. Die Commission, erfreut so einen Gedanken Jakob Grimm's aufnehmen zu können und zugleich eine höchst werthvolle Ergänzung der Liliencron'schen Sammlung zu gewinnen, beschloss die zur Einleitung des Unternehmens erforderlichen Anträge an Seine Majestät den König zu stellen.

Einen weit grösseren Umfang beansprucht ein anderes Unternehmen, welches Geheimer Rath v. Ranke schon seit den Anfängen der Commission vielfach angeregt hat, dessen Durchführung aber früher kaum thunlich erschien. Ein Werk, welches die Lebensbeschreibungen aller namhaften Deutschen in lexikalischer Reihenfolge bietet, fehlt unsrer Literatur, und diese Lücke wird allseitig empfunden. Es steht ausser Frage, dass einer solchen allgemeinen deutschen Biographie die lebhafteste Theilnahme entgegenkommen würde; die Ausführung, wenn sie auf kritisch gesicherter Grundlage erfolgen soll, wird aber nur unter der Mitwirkung eines gelehrten Vereins, wie ihn die historische Commission darstellt, sich ermöglichen lassen. Der Vorsitzende erneuerte deshalb seinen früheren Antrag auf die Herausgabe einer allgemeinen deutschen Biographie durch die Commission, und der Versammlung schienen jetzt alle Vorbedingungen vorhanden, um mit Aussicht auf günstigen Erfolg Hand an dieses grosse nationale Werk zu legen. Sie beschloss allerhöchsten Ortes die Erlaubniss zur Einleitung auch dieses Unternehmens zu beantragen.

Es ist jetzt gerade ein Jahrzehnt, seit König Maximilian II. die ersten Schritte that, um die historische Commission in das Leben zu rufen, und die ausgeführten und vorbereiteten Arbeiten innerhalb dieses Zeitraums erweisen, dass der königliche Gedanke für die Geschichtswissenschaft und das gesammte Geistesleben der deutschen Nation ein überaus fruchtbarer gewesen ist. Was aber die Commission bisher durch vereinte Kraft geleistet hat oder noch leisten wird, hat Deutschland im letzten Grunde König Maximilian II., dem hochherzigen Stifter, und König Ludwig II., dem huldreichen Erhalter der Commission, zu danken.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geognostische Beschreibung des Königreiches Bayern. Zweite Abtheilung. Geognostische Beschreibung des ostbayerischen Grenzgebirges oder des bayerischen und oberpfälzer Waldgebirges. Herausgegeben auf Befehl des k. bayerischen Staatsministeriums der Finanzen. Ausgearbeitet nach den im dienstlichen Auftrage vorgenommenen geognostischen Untersuchungen von Dr. C. W. Gümbel, königl. Bergrath, Professor u. Akademiker. Mit 5 Blättern einer geognostischen Karte und 1 Blatt Gebirgs-Ansichten. Im Texte 16 Ansichten und zahlreiche Holzschnitte. Gotha. Verlag von Justus Perthes. 1868. gr. 8. S. 968.

In dem Berichte über die erste Abtheilung (»geognostische Beschreibung des bayerischen Alpengebirges und seines Vorlandes«) haben wir bereits auf die grossartige, die höchste Anerkennung verdienende Unternehmung der bayerischen Regierung aufmerksam gemacht und der trefflichen Darstellung Gümbels unser Lob gezollt. Seitdem sind sechs Jahre verflossen und bereits liegt die zweite Abtheilung des umfassenden Werkes vor und es ist erstaunlich was in derselben in verhältnissmässig kurzer Zeit geleistet worden. Der unermüdliche Verfasser bewegt sich hier auf einem ganz anderen Felde; wenn er im ersten Bande bei Gelegenheit der Schilderung der Sedimentär-Formationen des bayerischen Alpengebirges mit ihren zahllosen organischen Resten seine Sicherheit und ausgebreiteten Kenntnisse auf diesem Gebiete zur Genüge bewährt hat, so zeigt er nun in vorliegendem zweiten Bande, dass er in gleicher Weise auch in dem »Urgebirge« zu Hause ist. Ein neuer Beweis von dem ungewöhnlichen Talente und der Vielseitigkeit Gümbels, welche die Wahl der bayerischen Regierung rechtfertigen: die Leitung ihres Unternehmens in die Hand eines tüchtigen und thätigen Geologen zu geben.

Bei dem Raum, der uns hier vergönnt, ist eine nur einigermassen eingehende Besprechung des Gümbel'schen Werkes unmöglich. Wir müssen uns darauf beschränken die Eintheilung und Inhalts-Uebersicht anzugeben, dabei die Hauptaufgabe, die Schilderung des aus Urgebirgs-Felsarten bestehenden Waldgebirges etwas näher zu betrachten und endlich die Resultate, zu welchen Gümbel gelangte, hervorheben.

Das ganze zerfällt in drei Abschnitte. Erster Abschnitt. Topographische Verhältnisse. Der Verf. bezeichnet hier das untersuchte Gebiet. Bekanntlich dehnt sich längs der Ostgrenze Bayerns von der Donau an nordwärts ein breiter Höhenzug der

Digitized by Google

im Ganzen (d. h. einschliesslich der österreichischen Antheile) Böhmer Wald oder bayerisch-böhmisches Waldgebirge heisst. Der bayerische Antheil dieses Gebirges wird folgendermassen unterschieden: im Norden als Fichtelgebirge, in der Mitte als oberpfälzer Wald und im Süden als bayerischer Wald. Nur die beiden letzten Gebirgsglieder, das sog. ostbayerische Grenzgebirge auch der Wald schlechtweg genannt fallen hier in Betracht. Indess war es, mit Rücksicht auf die geologischen Karten, nicht möglich, gewisse angrenzende Gebiete aus der Beschreibung gänzlich auszuschliessen, so zumal einige Theile der fränkischen Alb und die zwischen beiden Gebirgen ausgebreiteten Niederungen der Naab. Der Flächenraum des auf 5 Karten dargestellten Gebietes umfasst etwa 230 Quadratmeilen. Davon treffen 181 auf das Urgebirgsgebiet und 24 auf das Zwischenland zwischen Urgebirge und fränkischer Alb. — Mit scharfen Zügen zeichnet der Verf. im ersten Abschnitt (Kap. 3), nachdem er dessen Verhältniss zum herzynischen Gebirgs System erläutert, das ostbayerische Grenzgebirge in seiner äusseren Gestalt. Es bewahrt den Character eines welligen Berglandes, dessen in zahllose einzelne Rücken und Kuppen zertheilte Oberfläche stets in abgerundeter Form erscheint. Indem die rückenartig ausgestreckten Gebirgstheile sich aneinander schliessen, bilden sie Gebirgsketten, welche — obschon oft abgesetzt und von wechselnder Höhe — die Hauptrichtung des Gebirges andeuten. Der Wald — so sagt Gümbel — ist ein Haufwerk von langgezogenen, rundlichen Bergen, die sich so dicht und gleichförmig aneinanderschliessen, dass das ganze Land das Aussehen eines erstarrten, welligen Meeres gewinnt. Selten gewahrt man einen seine Umgebung beherrschenden Gipfelpunkt, der uns eine Rundsicht, einen Ueberblick über seine Nachbarschaft zu geben verspricht. Haben wir endlich nach langem Suchen den höchsten Punkt erreicht, wo oben auf der fast ebenen Bergfläche der Gipfel sich wölbt, dann versperrt uns der nächste, nur um Weniges niedrigere runde Kopf die Aussicht in der einen Richtung und ein zweiter und dritter Rücken setzen nach einer anderen Gegend hin dem Blicke enge Schranken. Selbst die höchsten Bergspitzen, der Arber, der Rachel, Lusen, Plöckenstein und Fahrenberg gewähren eine verhältnissmässig beschränkte und einseitige Fernsicht. Der Wald ist in sich selbst verschlossen und abgeschlossen. Er lässt nicht aus der Ferne in sich hinein blicken und schaut nur wenig aus sich heraus. Diese Einförmigkeit, welche durch die stets wiederkehrenden rundlichen Formen aller Berge und Hügel selbst als Charakter dem Ganzen sich aufdrängt, dieser Abschluss nach Aussen, welcher durch die sein Gebiet rings umziehenden Niederungen verstärkt wird, geben dem Walde den Grundton seiner Eigenthümlichkeit, die beschauliche Ruhe, die fast melancholische Stille. Dieser Charakter des Bodens spiegelt sich auch in dem ganzen Bereiche der belebten Natur, in Pflanzen und Thieren, selbst in sei-

Digitized by Google

nen Bewohnern gewissermassen ab. — An die Bemerkungen über äussere Gestalt des Waldes reihen sich solche über dessen innere Gliederung in den nördlich liegenden oberpfälzer Wald und in den südlich liegenden bayerischen Wald; die Gebirgs-Verhältnisse beider werden ausführlich erörtert. Hierauf folgen Mittheilungen über die Oberflächen-Beschaffenheit der das ostbayerische Grenzgebirge zunächst umgebenden Bezirke, über Relief-Verhältnisse des ostbayerischen Grenzgebirges, über Wasser-Vertheilung und Thalbildung; sodann über die fränkische Alb im Anschluss an das ostbayerische Grenzgebirge und es schliesst der erste Abschnitt mit einem ausführlichen Höhen-Verzeichniss. Aus letzterem heben wir nur die höchsten, obengenannten Punkte des Waldes hervor, nämlich: Gipfel des grossen Arber 4476 P. F.; grosser Rachel 4500 P. F., und Lusen 4243 P. F.

Der zweite Abschnitt behandelt die geognostischen Verhältnisse des bayerischen Waldes. Der allgemeinen geognostischen Uebersicht der vorkommenden Felsarten schickt Gümbel eine sehr interessante und klare Darstellung der verschiedenenen unter den Geologen herrschenden Ansichten über die Bildung Gneiss- und Granit-artiger Gesteine voraus, in welcher er sich — und wohl mit Recht — zu Gunsten der Theorie von einer gleichzeitigen Zusammenwirkung des Wassers und Feuers bei Entstehung dieser Gesteine erklärt und auf solche Weise auch den weniger mit der Wissenschaft vertrauten Leser in den Standt setzt seiner vortrefflichen Schilderung eines der merkwürdigsten Urgebirgs-Districte Europas, bisher nur wenig bekannt, zu folgen. — Die allgemeinste Wahrnehmung welche die geognostische Untersuchung des Waldgebirges ergab, ist, dass innerhalb desselben grosse Districte vorhanden, welche nur aus Gneiss und ihm untergeordneten Gesteinen bestehen, andere aber nur aus Glimmerschiefer nebst Quarzitschiefer, noch andere nur aus Urthonschiefer und Phyllit; die Verbindung dieser verschiedenen Gesteins-Zonen ist die nämliche wie bei Gliedern der Sedimentär-Formationen, d. h. ihre Schichten-Systeme folgen sich bei annähernd gleicher Richtung des Streichens in gleichmässiger Lagerung über- oder hintereinander, so dass die Gneiss-Zone die tiefste oder hinterste, die des Glimmerschiefers die mittlere, die des Urthonschiefers die oberste oder äusserste Lage einnimmt. Auf seine Beobachtungen gestützt unterscheidet demnach Gümbel im Wald drei grosse Urgebirgs-Formationen, nämlich: 1) die älteste, sog. hercynische nebst der etwas jüngeren bojischen Gneiss-Bildung; 2) die hercynische Glimmerschiefer-Formation und 3) die hercynische Phyllit- oder Urthonschiefer-Formation.

Das zweite, sehr Inhalt-reiche Capitel des zweiten Abschnittes ist der Gesteins-Beschreibung gewidmet und bildet einen sehr werthvollen Beitrag zur Petrographie. Der Verf. unterscheidet

Digitized by Google

die mannigfachen Gesteine nach ihren Gesammt-Eigenthümlichkeiten, d. h. unter gleichzeitiger Berücksichtigung ihrer chemischen Elementar-Zusammensetzung, des Auftretens verschiedener Mineralien als konstituirender Bestandtheile und als accessorische Beimengungen, der Structur-Verhältnisse und der Beziehungen der Gesteine zu einander. Es werden folgende, dem eigentlichen Urgebirge angehörige Gesteine nebst ihren Abänderungen sehr ausführlich, unter Mittheilung vieler Analysen beschrieben. (Diese Analysen wurden meist im Auftrag und auf Kosten der geognostischen Untersuchung des Königreiches von Prof. Wittstein in München ausgeführt.)

I. Gneiss. 1) Bunter Gneiss (rother Gneiss) und Pfahlgneiss; sehr verbreitet, enthält neben Orthoklas noch Oligoklas, wenig Quarz, zweierlei Glimmer, von körnig-streifiger Structur. 2) Winzer-Gneiss, von grünlicher Farbe, ausser Orthoklas einen andern Feldspath (Saussurit?) enthaltend, nicht sehr häufig, besonders bei Winzer auftretend. 3) Schuppengneiss; flaserig, Glimmer-reich; durch das Vorkommen von Nigrin oder Titanhaltiger Mineralien ausgezeichnet; gehört zu den jüngsten Gneissen. 4) Körnelgneiss, mit vorwaltendem Feldspath, erscheint namentlich auf den Gipfeln der höchsten Berge des Waldes, so auf dem Arber; es ist ein körnigstreifiges Gestein mit abwechselnden Schichtenlagen fein- und grobkörniger Gemenge, oft granitähnlich. 5) Dichroit-Gneiss, eine im Walde weit verbreitete, durch die Beimengung von Dichroit characterisirte Gebirgsart, welche noch durch ihre oft intensiv grün gefärbten Feldspathe (worunter der schöne Oligoklas von Bodenmais) merkwürdig, nicht minder aber durch die Graphit-Lager und die Vorkommnisse von Kiesen, die ganz analog den Fallbändern Norwegens auftreten. 6) Syenitgneiss oder Hornblende enthaltender Gneiss; von beschränkter Verbreitung, den Uebergang in Hornblende vermittelnd. — An die chemisch-mineralogische Betrachtung der Gneisse knüpft Gümbel zwei wichtige Bemerkungen. Es bestätigt sich nämlich im bayerischen Walde unzweideutig, was Müller für das sächsische Erzgebirge erkannte, dass die Gneiss-Arten von den oberen Tiefen der Erdoberfläche, welche nach ihrer petrographischen Beschaffenheit, nach Lagerungs-Verhältnissen und Verbreitung als ein geognostisch zusammengehöriger Gesteins-Complex betrachtet werden müssen, nicht durchgängig mit den nach dem verschiedenen Gehalt an Kieselsäure gemachten Abtheilungen zusammenfallen und dass daher gewisse grössere Gruppen von geognostisch eng verbundenen Gneiss-Bildungen durchaus nicht einer ursprünglich homogen zusammengesetzten Masse — wie sie bei den Eruptiv-Gesteinen erscheint — entsprechen, sondern grössere Analogie mit solchen Sedimentär-Schichten besitzen die aus abwechselnden Lagen verschiedener Gesteine bestehen. Ferner belehrt die chemische Untersuchung der einander geognostisch nahe stehenden Gneisse, dass sie uns kein Mittel an die Hand zu geben scheinen

Digitized by Google

aus der langen Reihe zum Gneiss zählender Gesteine gewisse Gruppen in Uebereinstimmung mit ihren geognostischen Verhältnissen mit Sicherheit abzuscheiden.

II. Granit und granitartige Gesteine. Der Verfasser unterscheidet nach ihrem Auftreten: A. Lagergranite, d. h. solche die in vorherrschend konkordant lagerförmiger Verbindung mit Gneiss erschienen. 1) Bunter Granit; stets an den bunten Gneiss geknüpft, lässt sich als gleichförmig gemischter, bankartig gesonderter, nicht dünngeschichteter bunter Gneiss betrachten. In chemischer Beziehung findet kein Unterschied statt. 2) Winzer Granit; verhält sich zum Winzer Gneiss wie der bunte Granit zum bunten Gneiss. 3) Waldlagergranit; mittelkörnig, hellfarbig, mit zweierlei Glimmer; der meist untergeordnete, aber nie fehlende Kaliglimmer stellt sich in kleinen, zerrissen aussehenden, am Rande ausgefranzten Blättchen ein. Tritt eingelagert im Schuppen- und im Körnelgneiss auf. 4) Lager-Syenitgranit; entspricht dem Hornblende-Gneiss. B. Stockgranite; in gewaltigen Stöcken im Gebiet der krystallinischen Schiefer auftretend. 1) Waldgranit, mit vorwaltendem Orthoklas, etwas Oligoklas, grauem Quarz, schwarzem und wenig weissem Glimmer; meist grobkörnig, häufig porphyrartig. Gümbel unterscheidet hier noch als weitere Abänderungen: a) Krystallgranit, die porphyrartigen, mit Zwillingen von Orthoklas, sehr ausgezeichnet bei Tirschenreuth. b) Steinwald-Granit, ohne Orthoklas-Krystalle; im Steinwalde verbreitet c) Passauer Granit; feinkörnig. C) Ganggranite. Obwohl auf geringe Räume beschränkt, gewinnen sie durch ihre petrographische Beschaffenheit, durch den Reichthum an accessorischen Gemengtheilen grosse Bedeutung. 1) Pegmatit; darunter werden alle grobkörnigen Granite verstanden, bestehend aus Orthoklas (wenig Oligoklas), Quarz und weissem Glimmer, zuweilen als sogen. Schriftgranite ausgebildet. Unter der grossen Zahl der unwesentlichen Gemengtheile spielt schwarzer Turmalin (Schörl) die Hauptrolle; seine Krystalle vom Hörlberge bei Bodenmais, von Rabenstein und Zwiesel sind allen Mineralogen bekannt. Nicht weniger ausgezeichnet ist das Vorkommen des Beryll, zumal am Hühnerkobel bei Rabenstein. 2) Steinachgranit, nach dem Fundort Warmensteinach bei Fichtelberg benannt. Hierher gehört der sogen. Eisengranit, ein Eisenglimmer führender Granit. 3) Epidotgranit, ein Epidot haltiges Ganggestein.

III. Granulit. Es lassen sich zwei Varietäten unterscheiden, je nachdem den beiden Hauptbestandtheilen, Feldspath und Quarz, noch Granat oder Schörl beigesellt.

IV. Amphibolit, bald von körniger Structur, als sogen. Hornblendegestein, bald schieferig, als Hornblendeschiefer ausgebildet, stets als entschiedene Einlagerung, namentlich im Gneiss-Gebiete.

Digitized by Google

V. Diorit, dessen feldspathiger Gemengtheil meist Oligoklas, erscheint unter ähnlichen Verhältnissen wie Amphibolit.

VI. Nadeldiorit. Dies eigenthümliche Gestein zeigt in dichter graulichgrüner Grundmasse zahlreiche Nadeln von Hornblende und kleine Partien eines feldspathigen Minerals; gewöhnlich in Gesellschaft von Hornblende-Gesteinen auftretend, so zumal bei Regen unfern Rohrbach.

VII. Gabbro-artiger Diorit und Enstatit- oder Schillerfels, auf wenig Punkte beschränkte Gesteine.

VIII. Syenit, von geringer Verbreitung, aber durch zwei Einschlüsse, Graphit und Porzellanspath wichtig.

IX. Serpentin, gewöhnlich an Amphibolite oder chloritische Schiefer geknüpft, in dünnen Bänken oder Stöcken auftretend; durch seine Neigung zur Felsbildung ausgezeichnet, so am Föhrenbühl bei Erbendorf.

X. Talkschiefer und XI. Chloritschiefer auf kleine Verbreitungsgebiete beschränkt.

XII. Quarzige Gesteine spielen im Walde, ungeachtet der Einfachheit ihrer Zusammensetzung, durch petrographisches Verhalten und Lagerungs-Weise eine wichtige Rolle. Nicht nur dass durch Grösse des Kornes Abänderungen bedingt werden, so noch mehr durch Beimengungen verschiedener Mineralien, wonach sich Glimmerquarzite, Feldsteinquarzite und Chloritquarzite unterscheiden lassen. Was Verbreitung der quarzigen Gesteine betrifft, so verdient als bekanntes und merkwürdiges Vorkommen der sogen. Pfahl Erwähnung, eine aus der Gegend von Schwarzenfeld an der Naab bis zur österreichischen Grenze am Klafferstrass auf etwa 40 Stunden zu verfolgende Quarzfels-Masse, die entschieden als Lagergestein aufzufassen.

XIII. Glimmerschiefer gewinnt nur stellenweise eine grosse Verbreitung, begründet aber hiedurch die Selbstständigkeit einer besonderen Urgebirgs-Formation, welche sowohl in Bezug auf Gesteins-Beschaffenheit, wie nach Lagerung die Mitte hält zwischen der älteren Gneiss- und der jüngeren Urthonschiefer-Formation. Der Verf. unterscheidet: 1) typischen Glimmerschiefer, aus weissem und braunem Glimmer und aus Quarz zusammengesetzte Schiefer; 2) Quarzglimmerschiefer, mit vorwaltendem Quarz; 3) Phyllitglimmerschiefer als Uebergangsform zum Urthonschiefer und 4) Gneissglimmerschiefer, den Uebergang in Gneiss vermittelnd. Chlorit erscheint so häufig neben den Glimmern, dass er fast als wesentlicher Bestandtheil zu betrachten. Ebenso Granat, bald in kleinen, bald in grossen Krystallen sehr häufig; zuweilen, wie bei Waldsassen, dass das Gestein einem Conglomerat von Granaten gleicht.

XIV. Urthonschiefer (Phyllit). Alle Urthonschiefer des Gebietes bestehen, nach den Analysen aus drei verschiedenen Bestandtheilen: aus Chlorit oder einem Chloritähnlichen Mineral; aus

Digitized by Google

einem gewässerten Thonerdesilicat und aus Quarz; sie lassen sich als glimmerige Urthonschiefer oder Phyllite und als erdige Urthonschiefer oder Schistite unterscheiden.

XV. Körniger Kalk oder Urkalk, eine sehr häufige Einlagerung im Schiefergebirge, mit verschiedenen Beimengungen, zumal Graphit und Glimmer.

Dies sind die Gesteine, welche sich wesentlich an der Zusammensetzung des eigentlichen Urgebirges betheiligen. Von jüngeren Eruptivmassen erscheinen noch: 1) Porphyre; es sind theils sog. Quarzporphyre auf den Rand des oberpfälzer Waldes beschränkt, theils Pinitporphyre, von Granit-ähnlichem Aussehen im Granitgebiete auftretend. 2) Basalte von Tuffen begleitet, bilden ausgedehnte Eruptions-Massen in der Spaltungs-Richtung des Erzgebirges und vereinzelte Kegelberge an dem Westrande des Urgebirges auf der hercynischen Spalte. Wie so oft anderwärts sind sie auch hier von Mineralquellen begleitet. — Unter den an das Urgebirge anstossenden Formationen sind noch zu nennen: Schichten der Steinkohlen-Formation in geringer Mächtigkeit bei Erbendorf; mehr entwickelt ist das Rothliegende in den buchtenartigen Einschnitten der krystallinischen Gesteine. Auch die Triasformation ist vertreten; der Buntsandstein mit massenhaften Ausscheidungen von rothem Hornstein; Muschelkalk und Dolomit so wie Keupersandstein und Mergel. Aus der Reihe der jurassischen Formationen erscheint der Lias, vorherrschend mit Kalksteinen, die zum Theil durch ihren, von Gümbel entdeckten Gehalt an phosphorsauren Kalk merkwürdig. Die der Kreide-Formation angehörigen Gesteine sind theils sand-kieselige, theils kalkig-mergelige Massen, oft Glaukonit enthaltend. — Unter den tertiären Bildungen verdienen die Eisenerze von Amberg mit ihren Vorkommnissen von Phosphorit Erwähnung.

An das zweite Kapitel des zweiten Abschnittes — das ausführlichste (S. 213—473) des ganzen Werkes — reiht der Verf. nun die eigentliche geognostische Schilderung des krystallinischen Gebirges, in welcher er mit ausserordentlicher Klarheit die Lagerungs- und Altersverhältnisse der Formationen im ostbayerischen Urgebirgs-Districte erörtert, und es gewinnt die lichtvolle Darstellung noch besonderes Interesse durch die vielen dem Texte eingedruckten Profile. Der uns in diesen Blättern gestattete Raum erlaubt aber kein näheres Eingehen; wir müssen uns auf Andeutung des Inhalts beschränken. In Kap. 3 gibt der Verf. eine allgemeine Uebersicht und Eintheilung des Stoffes. Diese ist folgende. Kap. 4. Grundgneiss-Formation des ostbayerischen Grenzgebirges. I. Bojisches Gneiss-Stockwerk. Kap. 5. II. Hercynisches Gneiss-Stockwerk. Dem Porzellanerde- und Graphit-Vorkommen bei Passau wird eine genaue Beschreibung zu Theil. Kap. 6. Hercynische Glimmerschiefer-Formation

Digitized by Google

im ostbayerischen Grenzgebirge. Kap. 7. Hercynische Phyllit-Formation. Kap. 8. Granitgebiete. Eines der interessantesten und lehrreichsten Kapitel, in welchem Gümbel nicht allein die Beziehungen schildert in welchen die einzelnen Granitstöcke zu den sie rings umgebenden Gebirgsgliedern stehen, die Formen, unter welchen sie an die Oberfläche auftreten (durch viele Abbildungen erläutert), sondern auch die gegenseitigen Altersverhältnisse der Granite, die Pegmatit-Gänge im Granit.

Kap. 9 enthält die geognostische Beschreibung der dem krystallinischen Gebirge angeschlossenen jüngeren Bildungen. Der Verf. zeigt, dass, obwohl die Hauptmasse des ostbayerischen Grundgebirges während langer Zeiträume Festland war oder zur Bildung von Ablagerungen keine passenden Verhältnisse bot, es dennoch, namentlich an Rändern und einschneidenden Buchten einzelne Stellen gab, die zeitweise von Wasserfluthen bedeckt wurden und gewissen, aus diesen Gewässern sich bildenden Niederschlägen zum Untergrunde dienten. Während nordwärts und ostwärts die Gesteins-Bildung ununterbrochen vom krystallinischen Urthonschiefer in den primordialen und silurischen fortging, bestand kein solches Verhältniss gegen Westen in dem Grenzgebirge. Gümbel glaubt, dass das Urgebirge sich hier westwärts rasch mit steilen Rändern zu einem tiefen Meerbusen eingesenkt habe; es erscheinen daher die an diesem Westfusse des westbayerischen Grenzgebirges abgesetzten Schichtgesteine mit jener eigenthümlichen Beschaffenheit, welche ihnen den Stempel von Ablagerungen längs steiler Ufer, zum Theil von Strand-Bildungen aufdrückt. Die vielen Abweichungen in Gesteins-Beschaffenheit und in Fauna jener Ablagerungen werden hiedurch erklärt. Während der Kohlen-Periode fanden am Westrande die ersten schwachen Neubildungen von einem grösseren Becken aus statt. Die Ablagerungen der productiven Steinkohlen-Formation beschränken sich auf schmale Streifen in Buchten am Westrande des Urgebirges; es sind Abkömmlinge der am Südrande des Fichtelgebirges verbreiteten jüngsten Steinkohlen-Bildung, wie die den Schiefern zahlreichen Pflanzen-Abdrücke mit Sicherheit darthun. — In grösserer Ausdehnung und Mächtigkeit erscheint das Rothliegende, in beckenförmigen Ablagerungen bei Weiden und Erbendorf, aus Conglomeraten, Schiefer- und Sandsteinen bestehend in Verbindung mit Porphyren. Die Glieder der Trias-Formation, Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper lehnen sich — wo keine älteren Schichten vorhanden — an den Westabfall des bayerischen Grenzgebirges. Es tragen die hier vorkommenden Keuper-Schichten einen ganz eigenthümlichen, von der Entwickelung im nachbarlichen Franken abweichenden Charakter, der sich als eine Folge ihrer Entstehung an zum Theil steilen Küsten oder doch

Digitized by Google

in der Nähe der Meeres-Ufer zu erkennen gibt. Ein Gleiches gilt von den in unserem Gebiete auftretenden jurassischen Ablagerungen; auch sie verrathen sich als Ufer- und Strand-Bildungen, wodurch ihre Verschiedenheit von den in grösserer Entfernung vom Rande des Urgebirges vorhandenen, gleichalterigen Schichten erklärt wird. — Mit besonderer Ausführlichkeit werden die Ablagerungen der oberen Kreide (oder Procän-Formation wie sie Gümbel nennt) behandelt und in der That verdienen sie die Beachtung des Geologen in vielfacher Beziehung. Zunächst das merkwürdige Resultat: dass die gleichzeitigen Procän-Bildungen in den nördlichen Alpen und am Rande unseres ostbayerischen Urgebirges — wie es die gegenwärtige Oberflächen-Gestaltung vermuthen lässt, da kein trennendes Gebirge vorhanden — nicht als Sedimente eines gemeinschaftlichen Meeres betrachtet werden dürfen, die sich nur an verschiedenen Küstenstrichen gebildet; sondern dass diese Niederschläge zwei wesentlich verschiedenen, durch einen jetzt in der Tiefe der Donau-Ebene versenkten und verhüllten Gebirgszug geschiedenen Meeren angehören. — Gümbel theilt zunächst eine von ihm entworfene Uebersichtstafel der verwandten und gleichzeitigen Schichten-Reihen des oberen Procän-Stockwerkes der verschiedensten Verbreitungs-Gebiete mit. (Eine ähnliche Tabelle findet sich im ersten Bande des vorliegenden Werkes für die Tertiär-Bildungen). — Die Eintheilung der in unserem Gebiete auftretenden Glieder der Procän-Formation ist aber nach Gümbel's umfassenden Untersuchungen folgende (in ansteigender Ordnung): I. Unterpläner. (Cenoman-Bildung). 1) Schutzfelsschichten; entweder weisse Sandsteine mit Zwischenlagen Pflanzen führenden Thones oder Conglomerate mit *Ostrea diluviana*. 2) Regensburger Grünsandstein; glaukonitischer Grünsandstein mit *Pecten asper, Ostrea columba, Inoceramus striatus, Ammonites navicularis*. 3) Eybrunner Mergel, weicher, grauer Mergel mit *Ostrea vesicularis*. — II. Mittelpläner. (Turon-Bildung.) 4) Reinhausener Schichten; Sandstein mit *Inoceramus labiatus, Pecten notabilis*. 5) Winzerberg-Schichten; Sandstein mit *Inoceramus Brongniarti, Rhynchonella Cuvieri*. 6) Kagerhöh-Schichten, mit a) Eisbuckel-Schichten, glaukonitischer Mergelkalk mit *Rhynchonella alata, Magas Geinitzi, Ostrea columba, Ammonites peramplus, A. Woolgarei*. b) Pulverthurm-Schichten; Kieselgestein mit *Scaphites Geinitzi, Klylia Leachi, Terebratulina striatula, T. rigida*. c) Calianassa-Schichten; glaukonitischer und plattiger Kalk mit *Calianassa antiqua, Trigonia limbata, Pholadomya caudata*. — III. Oberpläner. (Senon-Bildung.) 6) Grossberg-Schichten, a) Marterberg-Mergel; glaukonitischer Mergel mit *Baculites anceps, Inoceramus Cuvieri, Micraster cor anguinum*. b) Grossberg-Sandstein; Platten-Sandstein und loser Sandstein mit *Ostrea vesicularis, Ostrea laciniata*. — An

Digitized by Google

diese detaillirte und genau beschriebene Schichten-Folge reiht sich ein Verzeichniss der in der Procän-Formation aufgefundenen organischen Ueberreste. Aus derselben ist ersichtlich, dass Fische (Fischzähne) besonders häufig. Einige neue Species von Petrefacten sind beschrieben und abgebildet. — Die vereinzelt vorkommenden Tertiär-Ablagerungen gehören verschiedenen sog. Tertiär-Becken an. Unter ihnen verdienen Erwähnung: Braunkohlen führende Schichten, dann der Süsswasser-Quarz und Hornstein von Egelsen bei Burglengenfeld, ein Analogon der Cyprisschiefer von Krottensee unfern Eger. — Basalte und basaltische Bildungen erscheinen in nicht unbeträchtlichen Massen in einem, zwischen dem Centralstock des Fichtelgebirges und dem oberpfälzer Wald eingeschobenen Mittelgebirge, im sog. Reichsforste. Sie bilden aus der Tiefe aufragende Kegel und gewaltige Platten; nicht immer vermochten die Zerstörungen von Jahrtausenden die Analogien basaltischer mit vulkanischer Bildung zu vernichten, wie der (durch eine instructive Abbildung veranschaulicht) Eisenbühl bei Boden bezeugt. Die Basalte sind von, theils Pflanzenreste führenden Tuffen begleitet und dürften vor und während der Ablagerung der Braunkohlenschichten heraufgedrungen sein. — Die Quartär-Formationen treten hauptsächlich in der zwiefachen Form von Geröll und Lehm auf. Unter den Novärgebilden, d. h. den Ablagerungen der Neuzeit verdienen besonders die verschiedenen Bodenarten und deren Analysen Beachtung, so wie die zahlreichen Torfbildungen, die stets den Charakter der Hochmoore tragen.

Dritter Abschnitt. Geognostische Folgerungen. Kap. 1 beginnt mit allgemeinen Betrachtungen über Oberflächen-Gestaltung, dem sich in Kap. 2 speciell über den Aufbau des ostbayerischen Grenzgebirges anreihen; Material und Gesetze des Aufbaues werden besprochen, endlich die Bildungsweise der Urgebirgsgesteine, über welche bereits so viele Hypothesen aufgestellt worden sind. Wir erlauben uns auf das was hier gesagt wird, besonders aufmerksam zu machen, da es nach unserem Dafürhalten die Beachtung aller Geologen verdient und zwar um so mehr, als sich der Verf. sein Urtheil nicht einzig im Studirzimmer gegründet, sondern durch langjährige Anschauung der Gesteine und ihrer gegenseitigen Verhältnisse in der Natur. Wir nehmen — sagt Gümbel — für die Gneiss-Bildung unseres Gebirges die Mitwirkung des Wassers in Anspruch. Darauf weisen die Beschaffenheit, die Eigenschaften und das Gesammt-Verhalten aller Gemengtheile, so wie die Absonderung des Gesteins in Schichten hin. Diese Gneiss-Schichten sind eine ursprüngliche Bildung, die älteste und erste die wir kennen. Sie müssen daher in einer Zeit entstanden sein, wo neben dem Wasser noch andere Kräfte auf der Erdoberfläche thätig waren. Wir wissen, dass die Stoffe, aus welchen der Gneiss und die ihn in untergeordneten Lagen begleitenden Gesteine

Digitized by Google

bestehen, nur in kleinen Mengen im Wasser unter gewöhnlichen Verhältnissen löslich sind; dass diese Löslichkeit jedoch um ein Namhaftes bei erhöhtem Drucke und bei erhöhter Temperatur vergrössert wird. Es ist hier nicht nöthig an enorm grosse Druckkräfte, an sehr hohe Hitzegrade zu denken; es genügt eine bescheidene Verstärkung vollständig, um gesteigerte Lösungs-Verhältnisse zu bewirken. Aus solchen Lösungen können, wie die Experimente nachweisen, Ausscheidungen von Quarz und feldspathigen Theilen oder doch von einem Magma, welches die Elemente für diese enthält, statt finden. Es ist daher Grund vorhanden anzunehmen, dass die Gneiss-Bildung in jener frühesten Zeit der Erdbildung statt fand oder eintrat, wo Wasser mit erhöhtem Drucke und erhöhter Temperatur zusammenwirkte, um die zur Gneiss-Bildung erforderlichen Stoffe in Lösung zu bringen. Die Lösung war eine successiv fortschreitende, periodische, wie die Niederschläge, die sich erzeugen. Wir finden daher in diesen Niederschlägen periodenweise Aenderungen des Materials, wie des Absatz-Processes selbst in dem Wechsel der Mineral-Zusammensetzung der verschiedenen Lagen und in der Schichtung. — Die nämlichen Gesetze gelten für die Glimmerschiefer- und Urthonschiefer-Bildung; die in diesen beiden jüngeren Schiefer-Formationen so häufigen Zwischenlagen von besonderer petrographischer Beschaffenheit (Hornblendeschiefer, körniger Kalk u. s. w.) legen, wie beim Gneiss der Vorstellung der Metamorphose bedeutende Schwierigkeiten in den Weg. Beachtung verdient auch die Wiederholung von Gneiss-ähnlichen Bildungen im Gebiete der jüngeren Schiefer; sie bezeugt, dass die Feldspath-Bildung während der Glimmerschiefer- und Urthonschieferzeit noch nicht erloschen, sondern nur geschwächt erscheint; allmählige Aenderungen der Bildungs-Bedingungen geben sich hiedurch zu erkennen. Demnach machen alle die sog. krystallinischen Schiefer, vom Gneiss mit seinen untergeordneten Gebirgsgliedern, durch den Glimmerschiefer und den Urthonschiefer hindurch in unserem Gebirge eine fortlaufende Reihe von Sedimentschichten aus, deren von jüngeren Sedimentär-Gesteinen abweichender Charakter in einer mit dem Alter der verschiedenen krystallinischen Schiefer zunehmend gesteigerten Verschiedenheit des Bildungs-Materials und der äusseren, in den frühesten Erdbildungs-Perioden ganz besonderen Bedingungen, unter welchen erhöhter Druck und erhöhte Wärme vorzüglich wirksam gesucht werden dürfte. — Hinsichtlich der Entstehungsart der granitischen Gesteine, so ist zunächst der vom Verf. als Lagergranit bezeichnete — welcher sich schon durch seine Lagerungs-Verhältnisse als ein Glied des Urgebirges herausstellt — nichts Anderes, als eine massenhafte Anhäufung von Gneiss-Material, im Uebrigen wie dieses selbst entstanden. Anders verhält sich mit den sog. Stockgraniten. Der grossartige mechanische Einfluss, welchen sie auf ihre Umgebung ausübten, ist zu augenfällig, um verkannt zu wer-

Digitized by Google

den; es beweist die bewegende Kraft, welche mit der Eruption der Granitmasse in Verbindung stand; es beweisen dies die gangartigen Ausläufer, die vielfach eine aufwärts gewendete Richtung eingeschlagen haben, einem Druck von unten das Wort reden. Alle Verhältnisse deuten darauf hin: dass der Stockgranit als ursprünglich weiche Masse entstanden, durch Eruptionen in Folge von Druck an den Ort seiner Lagerung gebracht wurde, wo er seinen Gesteins-Character erst nach und nach durch Festwerden erhielt. Bei den sog. Ganggraniten spricht die Gleichförmigkeit der Mineral-Vertheilung für eine rasche Ausfüllung des Gangraumes, gleichsam in einem Guss und mit einer vollständig ausfüllenden Magmamasse in welcher ganz nach Art der sonstigen Granit-Bildung erst nach und nach die Ausscheidung der einzelnen Gemengtheile vor sich ging. Eine denkwürdige Thatsache ist das in so vielen Gegenden der Welt nachgewiesene Vorkommen gewisser accessorischer Gemengtheile in den Granitgängen, zumal in den Pegmatiten. Wenn wir es auch nicht zu erklären vermögen, so beweist solches doch: dass die Bildung der Urgebirge auf dem ganzen Erdenrund allenthalben eine einheitliche und gleiche war.

Den Schluss des Werkes bilden Betrachtungen über die Verhältnisse des ostbayerischen Gebirges zum organischen Reiche. Der Verf. macht unter anderen hier darauf aufmerksam wie in unserem Gebirge die Vertheilung der Quellen eine höchst unregelmässige und sporadische; denn es mangeln dem Walde eigentliche, regelmässige Wasserhorizonte, auf welchen, wie in den aus geschichteten Gesteinsarten mit wechselnd Wasser durchlassenden und Wasser zurückhaltenden Lagen bestehenden Gebirgen, in bestimmtem geognostischen Niveau die von oben nach unten niedersetzenden und auf einer Wasser-dichten Schicht gesammelten Wasser als Quellen zu Tage treten. — In Bezug auf die Pflanzendecke bemerkt der Verf., dass der allgemeine Character der Flora des ostbayerischen Gebirges der einer verhältnissmässig an Arten armen Kiesel-Flora eines Mittelgebirges mit der Annäherung an das Subalpine ist. Auch die Fauna ist einförmig und arm.

Schätze der Tiefe, des Mineralreiches, geeignet industrielle Thätigkeit, merkantilische Bewegung hervorzurufen sind im Waldgebiete eben nicht in Fülle vorhanden. Es ist eigenthümlich, dass gerade die Gewinnung der zwei Hauptstoffe, welche der Wald in seinem Untergrunde birgt — des Graphits und der Porzellanerde — in den Gegenden wo die Vortheile ihrer Benutzung nicht Wenig zur allgemeinen Wohlhabenheit beitragen, nur eine Nebenbeschäftigung neben dem Betrieb der Landwirthschaft ausmacht. Die Glashütten im Süden, die Eisenhütten im Norden repräsentiren eigentlich allein die Mineralstoffe verarbeitende Industrie des Waldes.

Digitized by Google

Die Ausstattung des vorliegenden Werkes ist eine vorzügliche, wie sie eben nur die rühmlichst bekannte Anstalt eines Justus Perthes zu liefern vermag. Die zahlreichen Holzschnitte sind vortrefflich und die zwanzig Ansichten führen uns eine Reihe geologisch interessanter Localitäten vor Augen, wie z. B. den Hühnerkobel bei Rabenstein, den Föhrenbühl bei Erbendorf, den Pfahl, den Silberberg bei Bodenmais u. a.

Die fünf Karten-Blätter sind in gleichem Massstabe, wie die den ersten Band begleitenden ausgeführt, d. h. 1 : 100,000. Wie in dem Werke selbst, so bildet auf ihnen den Glanzpunkt der Darstellung das Urgebirge; nicht weniger denn 33 Gesteine (wie wir sie oben aufführten) sind hier durch besondere Farben vertreten. Die jüngeren Eruptivmassen und Sedimentär-Gebilde werden durch 47 unterschieden.

Wir schliessen unseren lang gewordenen Bericht mit Worten des Dankes an die einsichtsvollen Männer, welche das grosse Unternehmen ins Leben riefen, der Bewunderung an den Verfasser für seine umfassenden Leistungen und mit dem Wunsche, dass es Diesem vergönnt sein möge unter der Aegide Jener das Ganze zu vollenden.

G. Leonhard.

Das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. In zwei Bänden. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch). 1868. 8. Erster Band. Mit 43 Holzschnitten. S. 530. Zweiter Band. Mit den Berichtigungen und Zusätzen des Verfassers zur zweiten englischen Auflage und mit einem Register. S. 639.

Seit undenklich langen Zeiten hat der Mensch in allen Theilen der Erde eine grosse Anzahl von Thieren und Pflanzen der Domestication oder Cultur unterworfen. Besitzt auch der Mensch nicht die Macht die absoluten Bedingungen des Lebens, das Klima eines Landes zu ändern, so kann er hingegen ein Thier oder eine Pflanze aus einem Klima in ein anders versetzen, so dass sie unter Verhältnissen fortexistiren unter denen sie im Naturzustande nicht lebten. Unabsichtlich setzt so der Mensch Thiere und Pflanzen verschiedenen Lebens-Bedingungen aus; die Variabilität erscheint, ohne dass er es ändern oder aufhalten kann. Er versucht daher ein Experiment im grossartigsten Massstabe — ein Experiment, welches die Natur selbst im langen Verlaufe der Zeiten unablässig versucht hat. Demnach unterliegt es keinem Zweifel, dass die Grundsätze der Domestication von grosser Bedeutung für uns sind. Das hauptsächlichste Resultat ist: dass so behandelte organische Wesen beträchtlich variirt haben und dass die Variationen vererbt

Digitized by Google

worden sind. Es scheint dies eine der wichtigsten Ursachen der schon längst von einigen Naturforschern gehegten Ansicht: dass die Arten auch im Naturzustande der Veränderung unterliegen.

Charles Darwin bespricht nun in vorliegendem Werke mit Ausführlichkeit das ganze Capitel der Variation im Zustande der Domestication. Wir können hoffen — so bemerkt Derselbe — auf diese Weise irgend ein, wenn auch schwaches Licht zu erlangen über die Ursachen der Variabilität, über die Gesetze welche sie beherrschen, wie die directe Wirkung von Klima und Nahrung, die Wirkungen von Gebrauch und Nichtgebrauch und von Correlation des Wachsthums und über den Betrag der Veränderungen, denen domesticirte Organismen ausgesetzt sind. Wir werden etwas von den Gesetzen der Vererbung, von den Wirkungen der Kreuzung verschiedener Rassen und von jener Unfruchtbarkeit erfahren, die oft auftritt, wenn organische Wesen aus ihren natürlichen Lebens-Bedingungen entfernt, in gleicher Weise wenn sie einer zu strengen Inzucht ausgesetzt werden. Im Verlaufe dieser Untersuchung zeigt sich: dass das Princip der Zuchtwahl von grosser Bedeutung ist. Kann der Mensch auch Variabilität weder verursachen, noch verhindern, so mag er doch die ihm von der Natur gebotenen Variationen auszuwählen, zu erhalten und zu häufen. Der Mensch kann jede auf einander folgende Variation in der Absicht: die Brut zu verbessern und zu verändern zur Zucht auswählen und erhalten; er bewirkt hiedurch, indem er Variationen anhäuft die der unerfahrene Blick kaum bemerkt, die merkwürdigsten Veränderungen und Verbesserungen. Ja, es lässt sich deutlich nachweisen, wie der Mensch nur dadurch, dass er in jeder Generation diejenigen Individuen, die er am höchsten schätzt, erhält, langsam aber sicher ausserordentliche Veränderungen herbeiführt. Da hiebei der Wille des Menschen mit in das Spiel kommt, so ist ersichtlich, weshalb domesticirte Rassen sich seinen Bedürfnissen anpassen und warum domesticirte Rassen von Thieren und cultivirte von Pflanzen verglichen mit den natürlichen Arten oft einen abnormen Charakter zeigen: sie sind nicht zu ihrem eigenen Nutzen, sondern zu dem des Menschen modificirt worden.

Der Verfasser hat in vorliegendem Werke keineswegs alle die vielen Rassen von Thieren, welche vom Menschen domesticirt worden sind, noch alle die Pflanzen, welche derselbe cultivirt hat, beschrieben. Er hat sich vielmehr darauf beschränkt bei jeder Art nur solche Thatsachen zu geben, welche den Betrag und die Natur der Veränderungen erläutern, welche Thiere und Pflanzen — seit sie unter der Herrschaft des Menschen stehen — erlitten haben, oder welche sich auf allgemeine Principien der Variation beziehen. In einem einzigen Falle gestattet Darwin sich eine Ausnahme, nämlich bei der Haustaube; hier werden alle Hauptrassen, ihre Geschichte, Betrag und Natur ihrer Verschiedenheiten, so wie die

Digitized by Google

wahrscheinlichen Schritte, auf welchen sie sich gebildet haben, ausführlich beschrieben.

Das sehr reichhaltige Material, welches der berühmte englische Naturforscher theils durch umfassende, langjährige Studien, theils auf seinen früheren, grossen Reisen zu sammeln Gelegenheit hatte, ist in den beiden Bänden des vorliegenden Werkes in folgender Weise vertheilt. Der erste Band enthält in den Capiteln 1 bis 5 die Beobachtungen über vierfüssige Thiere, besonders Hausbunde, Katzen, Pferde, Esel, Schweine, Rind, Ziege, Schaaf nnd Kaninchen. Cap. 5 bis 8 werden die Vögel, zumal Tauben und Hühner ausführlich besprochen; die Cap. 9 bis 12 betreffen die cultivirten Pflanzen, Cerealien, Küchengewächse und Zierpflanzen nebst allgemeinen Bemerkungen über Knospen-Variation und über gewisse Reproductions- und Variations-Arten. — Im zweiten Bande wendet sich Darwin (in den Cap. 12 bis 18) zu den so wichtigen Momenten der Vererbung und Kreuzung, erörtert (Cap. 18 bis 20) die Vortheile und Nachtheile veränderter Lebensbedingungen, in den Cap. 21 bis 28 die Zuchtwahl des Menschen, Ursachen und Gesetze der Variation. Das letzte, 28. Cap. bringt eine Zusammenfassung der wichtigsten abgehandelten Gegenstände und daraus gezogene Folgerungen.

Die Ausstattung des vorliegenden Werkes, die Ausführung der Holzschnitte ist eine vortreffliche. Wir zweifeln nicht, dass auch die deutsche Uebersetzung bald einer neuen Auflage sich erfreuen werde.

G. Leonhard.

Fragmentum de jure fisci. Edidit Paulus Krueger. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVIII. 22 S. in gr. 8. mit zwei Tafeln.

Das Fragment, welches hier in einem erneuerten Abdruck erscheint, ward bekanntlich erstmals zugleich mit den Institutionen des Gajus an's Licht gezogen, aus einer andern ebenfalls zu Verona befindlichen Handschrift: es ist seitdem mehrfach abgedruckt worden, zuletzt noch in der auch in diesen Blättern besprochenen Jurisprudentia Antejustiniana von Huschke (in der zweiten Ausgabe S. 536 ff.) hinter den Resten Ulpian's, welchem nach der Vermuthung dieses Gelehrten auch diese Fragment zuzuweisen wäre. Wenn es nun hier in einem erneuerten Abdruck erscheint, so lag dazu allerdings Grund genug vor, insofern die nochmalige höchst genaue Vergleichung der Handschrift selbst, wie sie von dem Herausgeber an Ort und Stelle selbst vorgenommen ist, eine wesentliche Verschiedenheit des Textes in gar vielen Stellen mit dem bisher bekanntgewordenen herausgestellt hat. Das Ganze besteht freilich nur aus zwei Blättern, die Schrift ist jedenfalls eine sehr

Digitized by Google

alte, die eher vor das siebente Jahrhundert als nach demselben zu setzen ist; leider ist aber der Zustand dieser Blätter von der Art, dass der Zusammenhang mehrfach unterbrochen ist, und kleinere wie grössere Lücken hervortreten, deren Ausfüllung einen ziemlichen Spielraum bietet. Um so nöthiger ist es darum, das ganze Fragment in dem Zustand, in welchem es auf uns gekommen ist, vor sich zu haben, und einen in Allem getreuen und verlässigen Abdruck zu erhalten, weil davon jede Verbesserung, jede Ausfüllung, durch welche das Ganze in Zusammenhang gebracht und in Allem lesbar werden soll, abhängig ist. Und dafür ist nun durch die vorliegende Ausgabe gesorgt, welche auf die sorgfältigste und genaueste Untersuchung des Manuscripts gestützt, dieses selbst, so zu sagen, uns in dem Abdruck vorlegt, ohne alle weitere Ergänzung oder Ausfüllung der Lücken, mit Ausnahme einzelner leicht und sicher zu ergänzenden Buchstaben, welche keinen Zweifel übrig lassen, überdem auch cursiv gedruckt sind, während der Raum der fehlenden Worte und Buchstaben genau angegeben ist, um dadurch einer zu bestimmenden Ergänzung einen sichern Anhaltspunkt zu geben. Ausserdem ist aber auch auf zwei beigefügten Tafeln ein Abbild der Handschrift selbst gegeben und damit einem Jeden die Controle möglich, die freilich nur dazu führen wird, zu zeigen, mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Herausgeber seiner Aufgabe nachgekommen ist. Der hiernach entnommene Text ist S. 12—19 abgedruckt, wir haben ihn mit den bisher bekanntgewordenen Texten verglichen und sind hier allerdings auf wesentliche Verschiedenheiten gestossen, welche wir nicht vermuthet hatten. Man vergleiche z. B. auf dem ersten Blatt nur §. 6 oder §. 11 oder §. 16 oder §. 18 und man wird sich überzeugen, dass wir nicht zu Viel gesagt haben: der vorliegende Abdruck wird aber das Recht beanspruchen, als derjenige Text zu gelten, welcher als allein gültig erscheint, und daher jedem weiteren Besserungs- oder Ausfüllungsversuch zu Grund zu legen ist. Auf Weiteres einzugehen ist hier der Ort nicht; nur der vorzüglichen typographischen Ausführung haben wir noch zu erwähnen, welche dem Abdruck dieser Reste zu Theil geworden ist, und auf jeder Seite unter dem Text die kritische Annotatio bietet, so wie die Verweisung auf andere den gleichen Gegenstand behandelnde Rechtsquellen. Eine genaue Beschreibung der beiden Blätter selbst, der Schreibweise u. dgl. bringt die Vorrede. Neu war uns hier S. 6 die Form cohaeruisse, die wir für einen Druckfehler zu halten versucht waren, wenn wir nicht einige Zeilen zuvor cohaeruerint gelesen, und dann wieder S. 9 dieselbe Form gefunden hätten.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Mongolische Märchen. Die neun Nachtrags-Erzählungen des Siddhi-kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Eine Fortsetzung zu den „Kalmükischen Märchen." Aus dem Mongolischen übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Bernhard Jülg. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. XVI und 132 Seiten Gross-Octav.

Es ist noch nicht sehr lange her, dass Linguisten und Märchenforscher dem Innsbrucker Gelehrten für eine höchst wichtige Arbeit zu danken hatten, und schon liegt eine neue vor, welche jene frühere zu vervollständigen und fortzuführen bestimmt ist. Sie enthält nämlich die dort fehlenden Erzählungen, so wie noch ein anderes Märchenwerk und ist eine Sonderausgabe aus der gleichzeitig in dem nämlichen Verlag erscheinenden »Mongolischen Märchensammlung. Die neun Märchen des Siddhi-kür nach der ausführlichern Redaction und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Mongolisch mit deutscher Uebersetzung und kritischen Anmerkungen herausgegeben von B. J. (Mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien).« Aus dem Ardschi-Bordschi hat Jülg bereits im vorigen Jahre eine Probe des Urtextes nebst der Uebersetzung erscheinen lassen und in der Besprechung dieser wie in der des Siddhi-kür (Heidelb. Jahrb. 1867 S. 865 ff. 934 ff.) hatte ich schon Gelegenheit zu erwähnen, warum Jülg die sämmtlichen Erzählungen des letztern nicht zusammen herausgegeben, indem nämlich der jetzt erscheinende Theil derselben zur Zeit nur mongolisch (aber nicht kalmükisch) erreichbar ist und deshalb in linguistischer Beziehung sich mehr dem Ardschi-Bordschi anschliesst. Die hervorragende Stelle, welche letzterer so wie der Siddhi-kür auf dem betreffenden Gebiete einnehmen, hier ausführlich darzulegen, kann ich um so eher unterlassen, als dieselbe bereits mehrfach nachgewiesen worden und ich selbst auch a. a. O. darauf des nähern eingegangen bin. Nur Einen Umstand will ich nicht mit Stillschweigen übergehen; ganz ebenso nämlich wie trotz der schon früher vorhandenen aber sehr mangelhaften Uebersetzung des Siddhi-kür durch Bergmann die Arbeit Jülgs gleichwohl nicht nur nicht überflüssig, sondern der nothwendigen Treue und Genauigkeit wegen auch im höchsten Grade willkommen war (vergl. Heidelb. Jahrb. 1866. S. 865 ff.), ganz ebenso verhält es sich, abgesehen von den jetzt zum ersten Mal übertragenen neun Erzählungen jener Sammlung, auch mit Jülgs gegenwärtiger Uebersetzung des Ardschi-Bordschi im Vergleich zu der russischen, bezüglich

Digitized by Google

deren Jülg in der Einleitung bemerkt: »Seit der Herausgabe meines Siddhi-kür ist noch als opus postumum Galsang Gombojew's, von Schiefner herausgegeben, erschienen eine russische Uebersetzung des ganzen Siddhi-kür. ..... Die ersten 13 Erzählungen sind nach einer mongolischen Handschrift der gewöhnlichen Recension übersetzt, die Nachtragserzählungen aber natürlich nach derselben Handschrift, deren Text ich gegeben. Schon früher hatte Galsang Gombojew eine Uebersetzung des Ardschi-Bordschi geliefert, ebenfalls nach der von mir benutzten Handschrift in dem St. Petersburger Journal »Obschtschesanimateljnjii Wästnikj« 1868, No. 1, welche auch besonders abgedruckt ist. ... Beide Uebersetzungen sind aber sehr häufig eine blosse Paraphrase; ganze Satzglieder sind eingefügt, von denen im Original keine Spur; anderes hinwiederum ist unübersetzt geblieben. Treuer und richtiger ist jedenfalls der Siddhikür denn der Ardschi-Bordschi. Eine treue Wiedergabe von Galsang Gombojew's russischer Uebersetzung des Ardschi-Bordschi ist Benfey's deutsche Uebertragung derselben im »Ausland« 1858. No. 34. 35. 36. Eine nur oberflächliche Vergleichung mit meiner Uebersetzung wird den Unterschied sofort erkennen lassen.« Jülg's Verfahren in Bezug auf den Ardschi-Bordschi ist nämlich ganz dasselbe wie das bei der Uebertragung des Siddhi-kür von ihm beobachtete: möglichst enger Anschluss an das Original und Beibehaltung des ursprünglichen Colorits. Dass er es aber gleichwohl versteht, die, wie er darthut, so sehr bedeutenden Schwierigkeiten ohne Einbusse für den deutschen Ausdruck zu überwinden, hat er bereits bei der Uebersetzung des Siddhi-kür bewiesen und beweist es jetzt auf's neue, weshalb sich recht wohl begreifen lässt, dass »auch diesmal eine unverhältnissmässige Zeit aufgewendet worden, um die ungelenke und spröde Masse der Urschrift nur einigermassen geschmeidig und für uns geniessbar zu machen.« Jülg hat aber mehr erreicht als er glaubt; denn die Arbeit liest sich leicht und fliessend.

Indem ich nun zu einer nähern Besprechung einzelner Märchen der vorliegenden Sammlung übergehe, will ich auf die im Siddhikür enthaltenen, insoweit ich sie in meiner früheren Anzeige bereits erwähnt, nicht weiter zurückkommen, obwohl sich hier und da mancherlei Ergänzungen hinzufügen liessen; nur einige dort ganz übergangene will ich kürzlich nachholen; nämlich die vierte Erzählung (der Zaubermeister); s. Benfey im Orient u. Occident 1, 374 ff.; — die fünfte Erzählung (Die missgünstige Stiefmutter); s. Hylten-Cavallius och George Stephens, Svenska Folk-Sagor och Äfventyr 1, 483, wo die S. 57 ff. gegebenen Nachweisungen zu dem Märchen No. 5 »De begge Fosterbröderna« mehrfach vervollständigt werden; darunter ist auch das vorliegende kalmükische Märchen nach Kletke Märchensaal 3, 13 ff. angeführt; — die vierzehnte Erzählung (Die Knotennase); siehe Pauli Schimpf und Ernst ed. Oesterley (Bibliothek des littter. Vereins)

Digitized by Google

c. 489 »Zwen wetteten mit einander« und dazu die Anmerk. (wo S. 530 Z. 1 statt Wolbach l. Molbech); — die fünfzehnte Erzählung (Abaraschika); sie erinnert sehr an die Kraniche des Ibykos, zumal wenn man annimmt, dass die auf dem Baume nistenden Vögel (S. 14) das Wort »Abaraschika«, welches der sterbende Königssohn ausruft, und wodurch sein Mörder sich später verräth, gleichfalls gehört haben; sie sind jedenfalls die Veranlassung, dass letzterer bestraft wird; — die achtzehnte Erzählung (Die verrätherische Trompete), hierzu verweist Jülg auf meinen Aufsatz im Orient und Occident 1, 116 ff. und dazu Benfey S. 136 ff.; s. auch noch meinen Nachtrag ebend. 2, 544 ff., wo ich die mythologische Grundlage des vorliegenden Märchens glaube wahrscheinlich gemacht zu haben, — endlich die drei und zwanzigste und letzte Erzählung (Der tanzende Goldfrosch u. s. w.); ich habe dieselbe zwar bereits in meiner frühern Anzeige des Siddhikür erwähnt, jedoch einen darin vorkommenden Zug im Zusammenhang mit andern Märchen ausführlicher besprochen in Pfeiffer's Germania 12, 81 ff. »Tristan und Jolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau.« Zu dem dort behandelten ägyptischen Märchen, worin, ähnlich wie in dem mongolischen, die auf dem Fluss schwimmende Haarflechte eine so bedeutende Rolle spielt, vergleiche man ferner folgende Stelle aus des Philosophen Damaskios *Βίος Ἰσιδώρου* bei Phot. Bibl. ed. Bekker p. 342 b, 20—26: »Isidoros, so wie auch Asklepiades, behauptete in dem Nilflusse eine an Grösse und Schönheit wunderbare Locke gesehen zu haben. Und wiederum zu einer andern Zeit als beide am Nil einen Schmaus hielten (unser Philosoph war aber gleichfalls als dritter gegenwärtig), kam aus dem Flusse eine dem Anschein nach fünf Ellen lange Locke empor.« Es ist sehr zu bedauern, dass diese Stelle bei Photius so ganz aus dem Zusammenhang gerissen erscheint, doch liegt offenbar eine uralte Sage oder Mythe vor.

Ich komme nun zu dem Ardschi-Bordschi, zu welchem Jülg selbst bereits einige Nachweise gegeben hat. Zu der Einleitung (S. 68 ff. »Die zwei gleichen Brüder«) s. auch noch Benfey Pantschat. 1, 115 ff. — In dem ersten Abschnitt (»Vikramâditja's Geburt« S. 73 ff.) heisst es, dass des Königs Gandharba Gemalin Üdsesskülengtu-Goa, die des Kindersegens entbehrt, auf den Rath eines wunderkräftigen Einsiedlers einen gewissen Brei bereitet und geniesst, in Folge dessen sie schwanger wird und Vikramâditja gebiert; den Bodensatz jenes Breies hatte aber ein Mädchen aufgegessen (S. 75). In dem zweiten Abschnitt (Vikramâditja's Jugend S. 79 ff.) bringt dann dieses Mädchen in Folge des verzehrten Breies und ohne Zuthun eines Mannes einen Knaben zur Welt, welcher unter dem Namen Schalû der treue Geführte Vikramâditja's wird (S. 81 ff.). Diese ganze Erzählung findet sich in den Hauptzügen mehrfach wieder; so z. B. bei Basile, Pentam. No. 9 (Die bezauberte Hirschkuh), wo eine kinderlose Königin nach

Digitized by Google

dem Rathe eines Einsiedlers das Herz eines Meerdrachen kochen lässt und durch den Genuss desselben schwanger geworden, einen Sohn zur Welt bringt, während der blosse Dampf auf das Mädchen, die jenes Herz gekocht, gleiche Wirkung ausübt. Man bemerke hierbei, dass der Gegensatz von Gericht und Dampf dem Brei und seinem Bodensatz in dem mongolischen Märchen entsprechen; von dem Fischherzen selbst und dem Brei wird der Höhere (Prinz Alfons und Vikramâditja), von dem Dampf und dem Bodensatz dagegen der Niedere (Canneloro und Schalû) geboren. In dem hierhergehörigen Märchenkreise (über welchen vergleiche meine Anzeige von Schneller's Märchen und Sagen aus Wälschtirol« in den Heidelb. Jahrb. 1868. S. 309 zu Nr. 28 »Die drei Fischersöhne«) finden sich vielfache wunderbare Geburten, mehr oder minder genau mit den in Rede stehenden übereinstimmend; so in dem Märchen vom Wasserpeter und Wasserpaul (Grimm, K.-M. 3^3, 103); Hyltén-Cavallius Nr. 5 (Silfverhwit och Lillwacker und Wattu-man och Wattu-sin) u. s. w. Die in all diesen Märchen vorkommenden Kämpfe des oder der Hauptheldeu gegen wilde Thiere, Drachen u. dgl. entsprechen denen Vikramâditja's gegen die Schimnus. Was die von letzterm dabei angewandte List betrifft, indem er die Dämonen durch aufgestellte Gefässe voll Branntwein sich zu berauschen verlockt und sie dann erschlägt, siehe Benfey im Ausland 1858 No. 34 (wiederholt im Orient und Occident 1, 346) und meine Anzeige von Schneller a. a. O. S. 311 ff. Das vorliegende Märchen von Vikramâditja und Schalû erinnert aber auch, wie Jülg (S. 128) anmerkt, an Romulus und Remus, wobei er wohl besonders die Auferziehung Schalû's durch Wölfe im Auge hat und deshalb auf die bedeutungsvolle Rolle hinweist, die der Wolf auch in den Stammsagen der Mongolen spielte, deren Fürstenreihe er beginnt. Vgl. meinen Aufsatz »Zur Sage von Romulus und den Wölfen« in Pfeiffer's Germ. 11, 166 ff., welcher zwar noch mehrfacher Erweiterung fähig wäre, doch beschränke ich mich hier nur auf die Mittheilung folgender Sage. »The Tonkawas (westlich vom Mississippi) believe that the original progenitor of their tribe was brought into the world through the agency of wolves, and to this day they perpetuate the tradition by the mystic and solemn ceremony of a dance in which a number of warriors, disguised as wolves, make a feint of unearthing a live Tonkawa, who has been previously interred for the purpose and present him with a bow and arrows to provide himself with food and clothing, informing him, that he may wander about from place to place like the wolves, but that he must never build a house to cultivate the soil; that if he does, he will surely die. This injunction, the chief said, had always been strictly adhered to by the Tonkawas.« Spectator 1866. p. 1116 nach Thirty Years of Army-Life an the Border. By Colonel R. B. Marcy. U. S. A. London 1866). — Was endlich die in diesem Abschnitte des Ardschi-Bordschi vorkommende Verbrennung der

Digitized by Google

Körperhülle Gandharba's betrifft, so verweise ich zunächst auf Benfey's Pantschat. 1, 260 ff. — Das in dem dritten Abschnitt (Vikramâditja besteigt als Bettler den Thron u. s. w. S. 95 ff.) vorkommende Märchen von der »hölzernen Frau« will ich hier etwas ausführlicher besprechen und beginne damit die verschiedenen Formen desselben, so weit sie mir bei sehr beschränkten litterarischen Mitteln direct oder indirect bekannt geworden, auszugsweise mitzutheilen. In Pantschat. V, 4 (Benfey 2, 332 ff.) wird erzählt, dass drei Brahmanensöhne die Gebeine eines todten Löwen wiederbeleben, um einen Beweis ihrer Wissenschaft zu geben; der eine fügt die Knochen zusammen, der zweite liefert Fell, Fleisch und Blut und der dritte belebt sie trotz der Warnung des vierten, der zwar ungelehrt aber verständiger als jene ist und sich auf einen Baum rettet, während die andern von dem lebendig gemachten Löwen umgebracht werden. — In der Vetâlapantschavinçati ist (nach Benfey 1, 489) die Darstellung noch nicht so vollendet wie im Pantschatantra; es betheiligen sich in ihr alle vier an der Belebung eines Tigers und kommen sämmtlich um. — In Tuti-Nameh (Rosen 1, 151. Iken 5, 37) schnitzt ein Zimmermann aus einem von ihm gefällten Baum eine Frauenfigur, ein Goldschmied verfertigt Schmucksachen und legt sie ihr an, ein Schneider bekleidet sie mit prächtigen von ihm gemachten Gewändern, ein Mönch endlich erlangt für sie durch sein Gebet Seele und Leben. Sie streiten hierauf, wem die Frau gehöre, und alle Richter, an die sie sich nach und nach wenden, beanspruchen die wunderschöne Frau gleichfalls unter allerlei falschen Vorwänden. Endlich wird auf den Rath der verständigern Zuschauer beschlossen, Gott um Entscheidung anzuflehen und so geschieht es denn, dass ein Baum, an den die Frau sich zufällig anlehnt, auseinanderklafft, sie in sich aufnimmt und sich dann wieder schliesst. (Bei Kadiri wird ein Baum zur Entscheidung angerufen; dieser öffnet sich, die Frau läuft hinein und ist wieder Holz). — Im Ardschi-Bordschi (Jülg S. 101 ff.) bringt Vikramâditja die schweigsame Dâkini Naran dadurch zweimal zum Sprechen, dass er ihr zwei Geschichten erzählt, wovon die erste so lautet: Von vier Hirten macht einer eine weibliche Figur aus Holz, der zweite färbt sie gelb, der dritte gibt ihr die charakteristischen Zeichen und der vierte haucht ihr Leben ein. Da nun alle vier um die Frau streiten, so frägt es sich, wer sie besitzen solle. Dâkini Naran äussert hierauf: »Derjenige, der die Figur zuerst gemacht, ist der Vater; der die Farbe aufgetragen, ist die Mutter; der die charakteristischen Zeichen hinzugefügt hat, ist der Lama (der geistliche Vater); der ihr das Leben einhauchte, wie sollte der nicht ihr Mann sein?« In Folge des gebrochenen Schweigens wird Dâkini Naran dann die Frau Vikramâditja's. — In einem böhmischen Märchen, welches sich genau an das vorhergehende anschliesst (Benfey, Pantschat. 1, 491 ff.), wird eine seit mehren Jahren in Folge eines Zaubers schweigende Königstochter

Digitized by Google

demjenigen zur Frau versprochen, der sie zum Reden bringe. Dies bewirkt ein Goldschmied an drei hinter einander folgenden Tagen dadurch, dass er an ihr Bild die Frage richtet: »Der Bildhauer hat eine Jungfrau geformt, der Schneider ihr Kleider genäht, aber der Sprecher ihr die Sprache gegeben; wem also soll die Jungfrau angehören?« Da nun die in der Nähe sitzende Prinzessin, dies hörend, ihr Schweigen bricht und sagt, dass die Jungfrau dem Sprecher, der ihr die Sprache gegeben, gehören sollte, so wird sie die Frau des Goldschmieds. — Ein birmanisches Märchen, welches ich in Ebert's Zeitschrift für romanische und englische Litter. 2, 123 ff. mitgetheilt, erzählt, dass bei dem Tode eines Mädchens der Eine Liebhaber ihre Leiche verbrennt, der zweite ihre Asche sammelt und begräbt, der dritte aber dieselbe auf dem Friedhofe bewacht. Ein vorüberziehender Zauberer (Jagee) macht sie jedoch wieder lebendig, und die als Schiedsrichterin erwählte Prinzessin Thoo-dhamna Isari spricht sie dem dritten Liebhaber zu, weil er trotz der einen Friedhofwächter treffenden Herabwürdigung dennoch ihre Gebeine bewachte und sie überdies während seiner Wache ins Leben zurückkehrte, da er sie also im Tode nicht verlassen, solle er auch im Leben ihr Ehegenosse sein. — Endlich wird in einem zweiten Märchen des Tuti-Nameh (Rosen 2, 53 ff.) berichtet, dass zu dem Grabe der Djemile sich am Abend des Begräbnisstages ihre drei Freier begeben, von denen der eine, um sie noch einmal zu sehen, die Leiche wieder aus der Erde hervorholt, der zweite, ein Arzt, noch Spuren von Leben in ihr entdeckt und dies durch heftige Schläge wieder ganz zu erwecken vermöchte, wenn er es über's Herz brächte, einen so zarten Leib zu schlagen, und der dritte sie durch dies heroische Mittel wirklich wieder belebt. Alle drei Freier wollen sie nun besitzen und machen ihre Ansprüche geltend, Djemile aber weist sie sämmtlich ab und geht in's Kloster. — Die hier ausgezogenen Märchen nun sondern sich trotz ihres innern Zusammenhanges dennoch ganz deutlich in drei Gruppen; in den ersten beiden nämlich (Pantschatantra und Vetalapantschavinçati) handelt es sich von einer Thierbelebung, in den folgenden dreien (erstes Märchen aus dem Tuti-Nameh, Ardschi-Bordschi und böhmisches Märchen) wird eine hölzerne Frau gemacht und belebt, der von ihren Verfertigern aber erhobene Anspruch durch ein Urtheil entschieden; in den letzten zweien endlich (birmanisches Märchen und das zweite aus dem Tuti-Nameh) erhält ein Mädchen auch nach dem Tode von seinen Freiern noch Beweise der Zuneigung, und auch hier entscheidet (wenigstens in dem birmanischen Märchen) ein Urtheilspruch über die relative Stärke jener Beweise. Hier entsteht nun die Frage, welches die älteste dieser drei verschiedenen Gruppen ist, und Benfey, bei welchem jedoch die dritte nicht erscheint, äussert sich (Pantschat. 1, 493) dahin, dass in dem Märchen von der lebendig gemachten hölzernen Jungfrau die Art der Verfertigung derselben entschieden

Digitized by Google

zeige, dass es nur eine Umgestaltung der Erzählung in der Vetalapantschavinçati ist und fährt dann fort: »Die indische Erzählung beruht auf dem Glauben an eine Wissenschaft, vermöge deren man Todte beleben könne, die jîvanî vidyâ, Mahabharata, I (I, 117) V. 3241; vielleicht selbst auf einem ältern gemeinsamen mythischen Grunde der indogermanischen Völker (vgl. Mannhardt, Germanische Mythenforschungen, S. 57 ff.).« Diesen älteren gemeinsamen Grund nun nehme auch ich an, aber so, dass ich nicht die Thierbelebung, sondern die Menschenbildung aus einem Baume für die älteste Version des in Rede stehenden Märchenkreises halte, indem ich dabei an die wohlbekannten derartigen Menschenschöpfungen denke, wie sie in den Mythologien zahlreicher Völker vorkommen, und zwar sind es namentlich in der nordischen drei Asen, Odhin, Hönir und Lodr, welche aus zwei Bäumen die ersten Menschen (Mann und Frau) schaffen, so dass Odhin Seele, Hönir Sinn, Lodr aber Blut und schöne Farbe (auch Sprache) gibt, welche Farbenverleihung sich noch in dem Ardschi-Bordschi besonders hervorgehoben findet. Dass übrigens auch in den orientalischen Märchen ursprünglich drei, nicht vier Verfertiger des hölzernen Weibes genannt waren, erhellt aus der böhmischen und zweiten persischen Version so wie aus dem Pantschatantra, wo der vierte Brahmane an der Wiederbelebung des Löwen keinen Theil nimmt. Auch in dem birmanischen Märchen hat der Jagee früher gewiss eine andere Stelle eingenommen. Uebrigens mag in dem vorliegenden Märchenkreis die Form eines Streites darüber, wem das grösste Verdienst unter den drei Bildnern zukomme, schon früh Eingang gefunden haben, und so war es natürlich, dass auch ein Richter zur Entscheidung desselben auftreten musste, der dann zuweilen in einen vierten Theilnehmer an der Menschenschöpfung überging, in Folge dessen wiederum neue Richter herbeigezogen wurden. — Noch bemerke ich, dass sich zunächst an die zweite und älteste Gruppe (die von der hölzernen Frau) jene andere Märchenreihe auf das engste anschliesst, welche Benfey im Ausland, 1857 Nr. 41—45 (vgl. Pantschat. 1, 159 ff.) behandelt hat, worin gleichfalls mehrere Freier (oft sind es deren drei) ihr Anrecht auf ein Mädchen geltend machen und der Streit durch ein Urtheil entschieden wird; vielleicht ist auch dieser ganze Kreis aus jenem ältern hervorgegangen, zu welchem auch noch etwa ein serbisches Volkslied (»Der Ring«) gehört bei Talvj 2, 188 ff. (2. Aufl.), wo gleichfalls ein Richter über die Ansprüche dreier Freier entscheidet. Mit der dritten Gruppe (treue Liebe selbst nach dem Tode) ist dem Inhalt nach verwandt der Erzählungskreis von dem Manne und den drei Freunden (über welchen siehe Gödeke Every Man, Homulus etc. Hannover 1865. S. 1 ff.), wie ich dies bereits in Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Litteratur 2, 332 ff. hervorgehoben und zu jenem Kreise gehören dann wiederum eine Reihe von Volksliedern, auf die ich in Pfeiffer's German. 13, 169 ff. (in meinem

Digitized by Google

Aufsatz »Die Todten von Lustnau«) hingewiesen. — Das gleichfalls in dem dritten Abschnitte des Ardschi-Bordschi (S. 103 ff.) vorkommende Märchen »Bestrafte Untreue« bespricht im Zusammenhang mit andern Benfey Pantschat. 1, 441 ff. 2, 545 ff. — Der vierte und letzte Abschnitt (Vikramâditja's Gemalin Tsetsen Büdschiktschi u. s. w. S. 106 ff.) enthält die Märchen »Der weise Papagai«, s. hierüber Benfey a. a. O. 1, 246—250 und »Der falsche Eid« (S. 111 ff.), worüber s. ausser Jülgs Anm. auch noch Pauli Schimpf und Ernst c. 206 und dazu Oesterley so wie meine Anzeige dieses Buches in den Heidelb. Jahrb. 1867 S. 69 ff.

Die vorstehenden wenigen Bemerkungen, die sich keineswegs auf alle Märchen und sonstigen anziehenden Punkte in der vorliegenden Sammlung erstrecken, werden gleichwohl die Wichtigkeit derselben, wie sie auch schon von andern Forschern erkannt und hervorgehoben worden, durch einige neue Umstände noch weiter erkennen und den innigen Dank, den der unermüdliche, gelehrte Herausgeber und Uebersetzer sich in vielfacher Beziehung wiederum erworben, als einen wohlverdienten erscheinen lassen. Andererseits tritt aber auch an die betreffenden Kreise die Pflicht heran, den preiswürdigen Eifer, den der ehrenvolle Chef der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung zu Innsbruck (Herr Anton Schumacher) im Interesse der Wissenschaft fortwährend an den Tag legt, nicht nur auf das vollständigste anzuerkennen, sondern auch die nicht unbedeutenden pecuniären Opfer, die er bei Herstellung eines Werkes wie das vorliegende gebracht haben muss, nach Kräften mindern zu helfen; zum Ruhm der deutschen Typographie hat seine Officin hier wieder ein Meisterwerk geschaffen, auf welches wir stolz sein können; wir sehen hier auf das glänzendste verwirklicht, was die früher erschienene Probe dieser zur Ehre deutscher Gelehrsamkeit unternommenen und ausgeführten Arbeit erwarten liess.

Lüttich. **Felix Liebrecht.**

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benützung der neueren geschichtlichen Forschungen für die gebildeten Stände bearbeitet von Dr. Georg Weber, Professor und Schuldirektor in Heidelberg. Siebenter Band. Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann. 1868. 918 S. 8.

Der erste Band dieses ausgezeichneten Werkes erschien im Jahre 1857. Gegenwärtig liegt dem Refer. der siebente Band desselben zur Anzeige vor. Er ist zugleich der dritte Band der Geschichte des Mittelalters. Der sechste Band des ganzen Werkes, beziehungsweise zweite Band der Geschichte des Mittelalters, enthält die erste Abtheilung des Zeitalters der

Digitized by Google

Kreuzzüge und Hohenstaufen, welche mit dem Tode des deutschen Kaisers Heinrich's VI. (28. Sept. 1197) endigt. Der um die geschichtliche Wissenschaft hochverdiente Herr Verf. fügt dem Ausgange Heinrich's VI. die treffenden Worte des Mönch's Otto von St. Blasien bei: »Alle Stämme Deutschlands werden in Ewigkeit den Tod des Kaisers Heinrich beklagen; denn er hat sie berühmt gemacht und gefürchtet bei allen Völkern im Umkreis durch kriegerische Tapferkeit; hätte er länger gelebt, so würde er durch seine Kraft und Beharrlichkeit dem deutschen Kaiserreich den alten Glanz wiedergegeben und es über alle Nationen erhöht haben.«

Wir treten so mit dem siebenten Bande einer Zeit des Verfalles der deutschen kaiserlichen Macht, des Glanzes der höchsten päpstlichen Machtvollkommenheit, der Opposition gegen die letztere, der allmäligen Abnahme der Lehensverfassung und pontificalen Gewaltherrschaft, der Entwicklung ständischer Verfassung entgegen. Die Periode des Glanzpunktes der geistlichen Herrschaft enthält auch die Keime ihres Unterganges, welche sich im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert mit Macht entfalten und die Gestaltung der Neuzeit bedingen. Das Alte muss untergehen, wenn sich das Neue gestalten soll. Nur allmälig entwickelt sich der Geist vom Princip des unbedingten, blinden Auctoritätsglaubens zum Princip des Selbstdenkens und Selbsterforschens in Religion und Wissenschaft, nur allmälig geht er von dem Vasallenthum und der Herrscherwillkür zu einer den Rechten und Freiheiten des Volkes wahrhaft entsprechenden politischen Verfassung über.

Der vorliegende siebente Band beginnt mit der zweiten Abtheilung des Zeitalters der Kreuzzüge und der Hohenstaufen (S. 1—524), welche die Zeit von der Gährung in Italien bei Heinrich's VI. Tod und Philipp's Königwahl (6. März 1198) bis zu Konradin's Ende (1268), der nachfolgenden Gewaltherrschaft Karl's, der sicilianischen Vesper und dem Ausgange des Kampfes in Neapel und Sicilien (1302) enthält. Die Hauptabtheilungen des ersten Abschnittes dieses Bandes (Zeitalter der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, zweite Abtheilung) sind 1) das Reich unter den Königen Philipp und Otto (die Parteien und ihre Häupter, Papst Innocenz III. und die Vorgänge in Italien, Einmischung des Papstes in den deutschen Thronstreit, Philipp's Sieg und Ende, König Otto's IV. Herstellung der Reichseinheit, Romfahrt und Kaiserkrönung, der Kaiser in Bann, Friedrich II. in Deutschland und Otto's IV. Ausgang); 2) die Kirche in ihrer Machtstellung und die religiöse Opposition (Papstthum und Hierarchie, die religiöse Opposition der Paulicianer und Bogomilen, der Katharer, Waldenser, Albigenser und Stedinger mit den Albigenserkriegen, der Inquisition und dem Inquisitor Konrad von Marburg, die Bettelorden, die kirchliche Wissenschaft oder die Scholastik in der Blüthe und in der Abnahme und die Anfänge der Mystik, der vierte Kreuzzug und das lateinische Kaiserthum, die Kreuzfahrer

Digitized by Google

in Konstantinopel, das lateinische und das griechische Kaiserthum im Osten, die Lage der Dinge in Syrien und die Kreuzfahrer vor Damiette); 3) Kaiser Friedrich II. und seine Zeit (die Vorgänge in Deutschland, Friedrich's organisatorische Thätigkeit im sicilischen Reich, die Jahre der diplomatischen Freundschaft zwischen Kaiser und Papst, der Kaiser zum zweitenmal im Bann, Friedrich II. und Papst Innocenz IV.); 4) Untergang der Hohenstaufen und das deutsche Interregnum (Deutschland und Italien bis zum Tode Konrad's IV., das deutsche Reich unter Wilhelm von Holland, Manfred und Ezelino, Karl von Anjou und Manfred's Herrschaft und Ausgang, Deutschland in der kaiserlosen Zeit und Ottokar's Machtstellung, Konradin's Feldzug und Ende, Karl's Gewaltherrschaft und die sicilianische Vesper, Ausgang des Kampfes in Neapel und Sicilien); 5) das Morgenland und seine Kreuzzüge (die mohammedanischen Reiche im Osten und die Mongolen, Ausgang der Kreuzzüge und ihre Folgen); 6) Culturleben und Bildungszustand im dreizehnten Jahrhundert (Entwicklungsgang der Kunst im Allgemeinen, der Poësie, Tonkunst, Architektur und bildenden Kunst, die mittelalterliche Dichtkunst und die historische Literatur im Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge). Die mittelalterliche Dichtkunst umfasst die Dichtungen romanischer Zunge zunächst in Frankreich und die deutsche Dichtung im Zeitalter der Kreuzzüge. Die ersteren werden nach lyrischer Poësie, bretonisch-französischer Romantik und nach der Dichtung in den Niederlanden und der Thiersage geschieden. Bei der lyrischen Poësie werden die fürstlichen Gönner, die Perioden und Hauptdichter im Allgemeinen, die formale Ausbildung und die Gattungen der Lyrik vorausgeschickt, sodann folgen die Minnelieder, die Sirventes oder Dienstlieder mit Bertran von Born, die Tenzone und Pastourelle, die nordfranzösische Lyrik mit Thibaut von Champagne. Bei der bretonisch-französischen Romantik geht die Kennzeichnung des epischen Gesanges in den Händen der Spielleute oder wandernden Sänger voraus. Sodann folgen die geistlichen Dichtungen, die romantischen Dichtungen aus dem karolingischen Sagenkreis, die Artusromane mit der Entstehung der Arthursagen und ihrer Erweiterung, der Inhalt der bretonisch-französischen Arthur- und Gralsage mit den Erzählungen von Lanzelot, Tristan, Parcival, Lohengrin, dem grossen fränkischen Epos Perceforest, den allegorischen Dichtungen, aus denen besonders der allegorisch-didaktische Roman von der Rose von Wilhelm de Lorris (gest. um 1260) und Jean de Meung (geb. 1280) hervortritt, die Contes und Fabliaux. Was die niederländische Poësie betrifft, so wird nach einer Schilderung im Allgemeinen als Vater derselben Jacob von Maerlant aus Damme, der Hafenstadt von Brügge (1235—1300) erwähnt, besonders aber die Thiersage hervorgehoben und als die »poëtische Hauptthat des niederländischen Volkes« das Thierepos von Reinecke Fuchs be-

Digitized by Google

zeichnet. Besonders eingehend ist die Darstellung der deutschen Dichtung im Zeitalter der Kreuzzüge. Sie umfasst den Entwicklungsgang der deutschen Poësie im Allgemeinen, sodann die Legendendichtung mit den Legenden- und Heiligengeschichten, dem Annolied und der Kaiserchronik, die Karls- und Alexandersage, das Rolandslied, den Uebergang zur weltlichen Poësie mit Heinrich von Veldeke, Herbort von Fritzlar und der Umdichtung älterer Sagenstoffe und den lyrischen Minnegesang, die lyrischen Minnesänger, die Entwicklung der Minnepoësie, ihren Charakter auf deutschschem Boden, die Mannichfaltigkeit der Formen und Tonweisen, die niedere Minne, Nithart, Tannhäuser, das Kreuzlied, die Spruchpoësie, sodann im Einzelnen Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strassburg, den Charakter und Inhalt des Nibelungenliedes und die Nibelungenfrage. Die Ansichten über die Entstehung des Nibelungenliedes von Lachmann, A. Holtzmann, Franz Pfeiffer und L. Bartsch werden mitgetheilt und zum Schlusse auf die Kudrun, die »Nebensonne der Nibelungen«, hingewiesen. Hierauf folgen die didaktischen Dichtungen (Uebergang zum Lehrgedicht, Thomasin Tirkler oder Zerkläre aus Friaul (1216) in seinem »wälschen Gast«, das Spruchgedicht: Freidank's Bescheidenheit, die Warnungen und Belehrungen: Winsbeke und Cato, die Lehrdichtung in den Städten, Gottfried's und Wolfram's Dichterschule mit der Aventiure Krone von Heinrich von Türlin (um 1220), dem Gedichte: Flore und Blancheflur von Konrad Fleck, ferner der »fruchtbarste Dichter unter den Epigonen der ritterlichen Poësie«, Konrad von Würzburg (gest. 1285), die aus Wolfram's Schule hervorgegangenen Gedichte: Titurel und Lohengrin und die komische Erzählung vom Pfaffen Amis vom österreichischen Dichter »der Stricker«, dem Ueberarbeiter des Rolandsliedes und dem Verfasser des seinen Stoff aus dem Sagenkreise der Artusritterschaft nehmenden Romans: Daniel von Blumenthal. Den Schluss der deutschen Poësie bilden die Heiligengeschichten und Reimchroniken. Nach der allgemeinen Schilderung des Ueberganges zur geistlichen Dichtung werden Konrad von Würzburg, Rudolph von Ems, Reinbot von Durne, Hugo von Langenstein und einzelne Reimchroniken erwähnt. Die historische Literatur im Zeitalter der Hohenstaufen und der Kreuzzüge wird mit dem Charakter der Geschichtschreibung eröffnet. Diese wird nach den Ländern als Geschichtschreibung in England, Frankreich (Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, Geschichtsbücher in der Landessprache) und in Deutschland unterschieden und endigt mit den zur Kreuzzugsliteratur gehörigen Schriften. Daran schliessen sich die »exacten Wissenschaften« im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Es wird hier der Einfluss der arabischen und griechischen Wissenschaft auf ihre Entwicklung berührt und im Einzelnen Albertus Magnus (gest. 1280) und Roger Baco (1214—1294) behandelt. Die Darstellung wird mit dem Entstehen der 1252 ver-

Digitized by Google

fassten, für die damalige Astronomie wichtigen »Alfonsinischen Tafeln« beendigt. Sie wurden von jüdischen und arabischen Gelehrten unter Alphons II. von Kastilien verfertigt. Es sollten durch sie die Fehler der alten Astronomie berichtigt werden. Sie enthalten ungeachtet einer »sehr complicirten und fast absurden Theorie der Bewegung der Himmelskörper« eine »Fülle von höchst fruchtbaren Beobachtungen für die Wissenschaft.« Der gelehrte Herr Verf. schliesst diesen Abschnitt mit den Worten: »Man erzählt, dass Alphons selbst, durch die unnatürlichen und künstlichen Voraussetzungen seiner Gelehrten betroffen, geäussert habe, wenn Gott ihn bei der Weltschöpfung zu Rathe gezogen hätte, so würden die Dinge wesentlich besser und einfacher eingerichtet worden sein. Auch im übrigen Europa fanden die Ansichten der Alfonsinischen Gelehrten heftige Gegner, welche dieselben sogar zwangen, eine Revision und Verbesserung ihrer Tafeln vorzunehmen. So regte sich bereits in dieser Zeit das Bedürfniss und das Streben nach einer einfacheren und richtigeren Erklärung der scheinbar so complicirten Vorgänge am Sternenhimmel, ein Bedürfniss, dessen Befriedigung allerdings noch fast drei Jahrhunderte auf sich warten liess« (S. 524).

Der zweite Abschnitt des vorliegenden Bandes enthält den Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontificats und die Herausbildung ständischer Verfassungen (S. 525—918). Voraus gehen die Quellen und Hülfsmittel. Die hierher gehörige historische Literatur wurde grossentheils schon in früheren Abschnitten (Bd. IV, S. 728 und Bd. V, S. 666 für England, Bd. V, S. 1 und Bd. VI, S. 460 für Spanien, Bd. V, S. 276 und Bd. VI, S. 460 für Frankreich) angeführt. Ausser den daselbst genannten Werken werden als Nachträge aufgezählt für Spanien und Portugal Andreas Schott's Hispania illustrata (1603), ferner die Werke von Mariana, Zurita, Ferreras, als besonders bedeutend die Arbeiten von Lafuente und die noch nicht vollendete Geschichte Spaniens von St. Hilaire. Noch wird auf Gervinus, Schmidt, Eschbach, Schäfer, die Chronik des edeln En Ramon Muntaner (deutsch von Lanz) hingewiesen. Zur Geschichte Englands dienen, als nachträglich aufgeführt, die grösseren Sammelwerke von Gale und Camden, das Geschichtswerk von Rapin de Thoyras, wichtige Actenstücke in Rymer, foedera et acta publica (1745). Hülfsschriften sind die Arbeiten von Gneist. Für die Geschichte von Schottland wurden gebraucht Buchanan, besonders Fraser Tytler, für Irland Leland in seiner englisch geschriebenen Geschichte Irlands u. Lappenberg in Ersch und Gruber's Encyklopädie (Sect. II. Bd. 24). Des Hrn. Verf. eigenes Werk: Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Grossbritanien, in zweiter Auflage erschienen, ist ein Hülfsmittel für die Darstellung der kirchlichen Streitigkeiten in England. Zu den Quellen der französischen Geschichte werden hinzugefügt die Sammelwerke von Duchesne, von Buchon, die collection

Digitized by Google

universelle des mémoires particuliers relatifs à l'histoire de France (1785), die collections de documents inédits sur l'histoire de France (1841), les olim ou registres des arrêts u. s. w. von Beugnot (1839), zu den Hülfsmitteln die neueren Werke von Henri Martin, M. C. Dareste, über Kirchliches Flathe (Geschichte der Vorläufer der Reformation), über die Templer ein Aufsatz von Soldan in Raumers histor. Taschenbuch, Jahrgang 1845.

Der zweite Hauptabschnitt dieses Bandes enthält den Verfall der Lehensmonarchie und des Pontificates und die Herausbildung ständischer Verfassungen. Der ganze Zeitraum umfasst vier Hauptgeschichtspunkte: 1) das christliche und mohammedanische Spanien (S. 526—557); 2) die Geschichte von England (S. 557—703); 3) die Geschichte von Frankreich bis zu den Erbfolgekriegen der Valois (S. 703—756); 4) das deutsche Reich nach dem Interregnum (S. 756—918). Die Darstellung des christlichen und mohammedanischen Spaniens begreift Christenthum und Islam im fortdauernden Kampf, die Ausbreitung der christlichen Herrschaft in Castilien, Arragonien, Catalonien und Portugal und die Zustände im Innern. In der Geschichte Englands werden die Epigonen der Eroberung (England unter den Söhnen Wilhelms des Eroberers und die Thronkämpfe unter König Stephan), das Haus Plantagenet mit den Königen Heinrich II., Richard I., Johann, Heinrich III. und den drei Eduarden und die Zustände und Kämpfe unter diesen Königen geschildert. Die Geschichte von Frankreich bis zu den Erbfolgekriegen der Valois stellt die Mehrung der Königsmacht unter Philipp II. und Ludwig VIII., die französische Lehensmonarchie bis zum Tode Ludwigs IX., Frankreich im Wendepunkt des Jahrhunderts mit Philipp III. und Philipp's IV. Anfängen, Philipp IV. und Papst Bonifazius VIII., Papst Clemens V., das Aufstreben des Bürgerthums und den Fall des Templerordens, Philipp's IV. Ausgang, die Resultate seiner Regierung und die Uebergangszeit bis zu den französisch-englischen Erbfolgekriegen dar. Zu dem deutschen Reich nach dem Interregnum gehören die Wahl Rudolph's von Habsburg und die Stellung des neuen Königthums, Rudolph von Habsburg und Ottokar von Böhmen (die Markgrafen von Baden und die Markgrafen von Brandenburg aus dem Hause Anhalt), die Gründung der Habsburger Hausmacht, Rudolph's Reichsregierung und Ausgang, Adolph von Nassau und Albrecht von Oesterreich, König Heinrich VII. (Heinrich's Stellung im Reich, dessen Romfahrt und die Parteikämpfe in Italien, Italiens Cultur- und Geistesleben im 14. Jahrhundert), Kaiser Ludwig, der Baier, (Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich, die Entstehung der Eidgenossenschaft, König Ludwig im Kampf mit dem Papste, der Römerzug Ludwig's, des Baiern, dessen Waltung im Reiche und Ausgang). Zur Darstellung von Italiens Cultur- und Geistesleben wurden ausser

Digitized by Google

den grössern literar-geschichtlichen Werken von Tiraboschi und Ginguené die Werke von Ruth, Frz. X. Wegele, H. Grieben, Kannegiesser, K. Förster, Uebersetzungen italienischer Dichtungen und Gervinus' historische Schriften (Frankf. 1833) benutzt. Treffend schildert der Herr Verf. den allgemeinen Bildungsstand in Italien. Wir geben die darauf sich beziehende Stelle S. 858 u. 859 zugleich als Probe der gelungenen Form der Darstellung. »Der tragische Ausgang des edeln Kaisers Heinrich's VII., heisst es daselbst, zerstörte alle Hoffnungen des grossen Florentiners Dante, wie ein nächtlicher Frost im Frühling die aufspriessenden Frühlingsknospen. Fortan lebte er nur im Gedanken, »das Menschengeschlecht aus dem Elende der Gegenwart in glückliche Zustände hinüberzuführen.« Dieser Gedanke erhielt seinen tiefsinnigen Ausdruck in der grossartigen Dichtung »die göttliche Commedia«, dem erhabenen Spiegelbilde der Zeit in allen Ausstrahlungen und Erscheinungen. Wie trostlos auch nach unsern Begriffen von Ordnung, Gesetz und Frieden die öffentlichen Zustände Italiens in der Periode erscheinen müssen, welche die obigen Blätter vorgeführt, da die furchtbarste Parteierregung das ganze sociale Leben durchdrang und zerwühlte, da nichts mehr feststand in dem allgemeinen Strudel der Verwilderung; so ist dennoch auch jenes Geschlecht nicht leer ausgegangen an Erdenglück, so hat doch auch in jenen sturmbewegten Zeiten das himmlische Sonnenlicht Früchte gezeitigt, welche der Mit- und Nachwelt Speise des ewigen Lebens brachten. Das aufgeregte Staats- und Parteileben des 13. und 14. Jahrhunderts hat nicht blos zerstörend gewirkt, es hat auch alle Kräfte und Anlagen zur raschen Entwicklung geführt. Galt es doch die kurze Spanne des Daseins recht auszunutzen, die sonnigen Momente, zu verwerthen, ehe das wandelnde Geschick sie verscheuchte. Und so sehen wir denn in allen Gebieten, wo der Menschengeist zu wirken und zu schaffen vermag, eine wunderbare Blüthe sich entfalten. Nicht nur, dass das Industrie- und Verkehrsleben, das während der Kreuzzugszeit so schwungreich aufgeblüht, sich immer grossartiger gestaltete, dass in den reichen und mächtigen Republiken des oberen und mittleren Italiens, in Genua und Venedig, in Mailand, Pisa und Florenz das Handels- und Wechselwesen und alle Geldgeschäfte zugleich praktisch betrieben und theoretisch ausgebildet wurden, dass eine regsame Manufacturthätigkeit sich in den verschiedenartigsten Erzeugnissen, in Wolle- und Seidewaaren, in künstlicher Verarbeitung von Gold und Silber, in eleganten Glasgefässen und Spiegelbereitung kund gab; auch die Wissenschaften, die gelehrten Kenntnisse, die schönen Künste empfingen belebende Impulse. Wir wissen, mit welchem Eifer und Erfolg in Padua und Bologna die Rechtsstudien gepflegt wurden; seitdem hatten sich in Florenz und Lucca, in Ferrara und Modena, in Vercelli und Piacenza, in Rom und Neapel hohe Schulen erhoben, die den ältern Anstalten nachzustreben sich bemühten; und

Digitized by Google

welchen mächtigen Aufschwung die Architektur und die bildende Kunst gewonnen, wurde früher dargethan (S. 432). Schon im äusseren Anblick machten die Städte einen vornehmen Eindruck. Die Ausbildung der Bürgerschaften durch Uebersiedelung des Adels, wie wir sie oben in der Entstehung kennen gelernt (VI, S. 717), hatte sich bereits vollzogen; aus der Vermischung der verburgrechteten Geschlechter mit den angesehenen Familien der Kaufherren, der Grosshändler, der Inhaber von Wechselbanken und Industriegeschäften war ein aristokratischer Bürger- oder Patrizierstand hervorgegangen, welchem eine niedere Bürgerschaft der Zünfte als Gemeinde gegenüberstand, bald fügsam und gehorchend, bald mit wachsendem Selbstgefühl nach einer Theilnahme an der Regierung, an der Leitung der Geschäfte in der Stadt und im Staat strebend. Feste burgenähnliche Wohnhäuser und Thüren bezeichneten die Macht und den trotzigen Sinn dieser Bürgeraristokratie, aus deren Mitte jene Parteiführer und Feldhauptleute hervorgingen, die nicht selten dynastische Herrschaften in ihrem Gemeinwesen gründeten. Und wie diese bethürmten und ummauerten Paläste von dem Glanz, der Grösse und dem Reichthum der dominirenden Geschlechter Zeugniss gaben, so waren die öffentlichen Gebäude, insbesondere die Kirchen, die Rathhäuser, die städtischen Anstalten, die mit Kunstwerken geschmückten Märkte und Plätze der Ausdruck des Stolzes und Selbstgefühls der Stadtbürgerschaft, der Commune. Vor Allem gab sich der hohe Bildungsstand dieser Periode in dem Aufschwung der Dichtkunst zu erkennen, die gleich jener Göttin der Fabel vollendet und gerüstet aus dem Haupte eines schöpferischen Genius hervorsprang.« Die besondere Darstellung selbst umfasst die provenzalische Poësie in Italien mit Sordello, Ciullo d'Alcamo, Brunetto Latini, die nationale Richtung in der Dichtkunst mit Guinicelli (gest. 1275) und Guido Cavalcanti, die Historiographie mit den Florentinern Ricordan Malespini (gest. 1281), Dino Campagni (gest. 1323), Giovanni Villani (gest. 1348), Matteo Villani (gest. 1364), Donato Velluti (geb. 1313), Buoninsegni, Goro Dati, Morelli und Coppo Stefani. Auf diese vorbereitende Culturentwicklung folgt die ausführliche, sehr gelungene Entwicklung von Dante Alighieri's Leben und Wirken. Seine erste Entwicklung, »das neue Leben«, das Jubeljahr in Rom (1300), Dante's Gesandtschaft und Verbannung (1302), »das Gastmahl«, die Schrift »von der Volkssprache«, Dante's Politik, die Schrift von »der Monarchie«, Dante nach Heinrich's VII. Tod, Dante's Ausgang, die »göttliche Commedia«, die Wirkung der Dante'schen Poësie werden von S. 864—871 dargestellt. Es folgen Petrarca (1304—1374) und Giovanni Boccaccio (1313—1375). Beigegeben sind diesem Bande: 1) die Stammtafel des Hauses Habsburg (nach Voigtel, Stammtafeln, herausgegeben von Cohn); 2) die Stammtafel des Hauses Wittelsbach. Ein näheres Interesse für unser Land hat die Grün-

Digitized by Google

dung der Markgrafschaft Baden (S. 771, vergleiche Bd. VI, S. 648).

Auch in dem vorliegenden Bande, wie in allen vorausgegangenen, wurde der einem tief gefühlten Bedürfnisse entgegenkommende Gesichtspunkt geschichtlicher Auffassung und Darstellung nirgends ausser Acht gelassen. Es ist, wie das kleine und grössere, in vielen Auflagen verbreitete Lehrbuch der Weltgeschichte unseres Herren Verfassers, nicht allein für die Zwecke der Schule, des Lehrers und Schülers geschrieben, es ist ein alle wichtigen politischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen und socialen Entwicklungen der Menschheit in allen geschichtlich bekannten Zeiten auf Grundlage der Quellen und der ältern und neuesten Hülfsmittel in schöner, fliessender Form darstellendes Geschichtswerk, welches für die gebildeten Stände des deutschen Volkes bestimmt ist. Die Bestrebungen und Errungenschaften der Culturvölker werden ohne Parteitendenzen und Nebenzwecke dargestellt. Mit Recht sind diejenigen Völker in dem Entwicklungsgange der Menschheit hervorgehoben worden, welche auf den Bildungsgang und die Anschauungen der späteren Zeit den grössten Einfluss äusserten. Darum wurde in der alten Welt die Entwicklung der Hellenen als der hervorragendste Punkt betrachtet und als solcher behandelt. Aus gleichem Grunde werden im Mittelalter und in der neuern Geschichte die Thaten, Schicksale und das Geistesleben des deutschen Volkes an den ersten Platz gestellt, ohne dass dabei die andern Völker im Mittelalter, wie in der alten Zeit, übersehen oder geringschätzig oder oberflächlich behandelt wurden. Das Werk strebt darnach, allen Nationen und ihren körperlichen und geistigen Thaten gerecht zu sein und sucht und findet »die wahre Humanität« in der Gerechtigkeit gegen »jede aufrichtige Bestrebung.« Seine Anschauungsweise vom Alterthume und dem Mittelalter ist die richtige; denn in der That ist das Alterthum vorzugsweise vom Geiste und Wesen der Hellenen getragen und das deutsche Volk bildet, sich zum Ganzen eines grossen Reiches gestaltend, den Haltpunkt, an welchen sich alle andern Nationen in der geschichtlichen Entwicklung anlehnen, den Mittelpunkt des geschichtlichen Lebens im Mittelalter und im Reformationszeitalter. Dabei ist überall die geschichtliche Behandlung und Darstellung objectiv gehalten.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Weber: Weltgeschichte. Bd. VII.

(Schluss.)

Freilich ist diese Objectivität nicht der Art, dass sie nach dem Maasstabe politischer und religiöser Gesinnungslosigkeit den Grad der Unparteilichkeit misst, sie stellt sich nicht die Aufgabe, Charaktere, deren Handlungsweise in der Geschichte, dem wahren Weltgerichte, für alle Zeiten gebrandmarkt ist, mit so genannten »Ehrenrettungen« herauszuputzen oder gleich dem Zoilothersites das Grade schief, das Schiefe grad, das Hohe tief, das Tiefe hoch zu machen. Nirgends zeigt sich der Einfluss einer politischen oder confessionellen Orthodoxie; nicht die Anschauungen und Zwecke der Gegenwart, nicht eine vorübergehende Zeitströmung entscheidet, sondern überall wird mit möglichster geistiger Unabhängigkeit die Auffassung der Völker, ihrer Schicksale, Thaten und ihres geistigen Lebens erstrebt. Die Weltgeschichte wird hier nicht das, wozu sie leider viele Geschichtschreiber in alten und neuen Zeiten gemacht haben, und wovon man mit Göthe sagen kann:

Mein Freund! Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heisst,
Das ist der Herren eig'ner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

In früheren Jahrhunderten beherrschte das deutsche Volk das geschichtliche Leben und griff überall mächtig in die Schicksale anderer Völker ein. Seine politischen Thaten waren vorherrschend. »Jetzt ist ihm, schreibt der Herr Verf. im Jahre 1864, der, wenn auch unscheinbare, doch immerhin ehrenvolle Beruf zugefallen, das geschichtliche Leben zu beobachten und die eigenen wie die fremden Errungenschaften genau und gewissenhaft im grossen Grundbuch aufzuzeichnen.« »Keinem Volke, sagt der Herr Verf. von den Deutschen in der Vorrede zum fünften Bande dieses vorzüglichen Geschichtswerkes, dürfte ein so unbefangener und vorurtheilsfreier Sinn, eine so gerechte Anerkennung und Würdigung fremder Natur und Eigenthümlichkeiten innewohnen, als dem deutschen. Ich bin daher der Ansicht, dass das deutsche Volk vor allen andern berufen sei, der Weltgeschichte ihre echte Gestalt und Ausbildung zu geben. Seine Stellung in der Mitte von Europa, sein Streben

Digitized by Google

nach universaler Bildung, sein angeborner kosmopolitischer Hang, der auch an das Fremde und Feindliche den Maassstab der Humanität, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe anlegt, scheinen es besonders zum Hüter und Verwalter der historischen Schätze zu befähigen.« Alle diese Vorzüge, sie stammen aus einer ungewöhnlich grossen geistigen Kraft, welche dem deutschen Volke eigen ist. Eine solche fortdauernde, von allen gebildeten Völkern anerkannte Kraft wird und kann auch dem deutschen Volke nicht nur im Reiche des Geistes, sondern auch im politischen Leben der Völker diejenige bevorzugte Stellung geben, die überall, wo wahre Bildung und Gesittung herrschen, der geistesfreiesten Anschauung gebührt. Zwei Jahre waren seit jenen Worten des Herrn Verf. verflossen und im Jahre 1866 bewies ein lebens- und geisteskräftiger Stamm des deutschen Volkes, dass dasselbe nicht nur als »Hüter und Bewahrer historischer Schätze«, sondern auch als einer der bedeutendsten Mitwirker auf dem Gebiete der neuesten Geschichte im »grossen Grundbuche« zu verzeichnen ist. Möge das Errungene bewahrt und zu gedeihlicher Entwicklung gepflegt werden, möge das deutsche Volk auf diesem Wege, dem letzten Ziele wahrer Volksthümlichkeit, der Einheit und Freiheit, entgegengehen!

v. Reichlin-Meldegg.

Forster G. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich im April, Mai und Juni 1790; mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Wilhelm Buchner. 2. Thl. I. S. XXVIII und 226.; II. S. VIII u. 204. Leipzig 1868. 8. (XIII u. XIV. Bd. der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts).

Der unermüdlich eifrige und um die deutsche Literatur hochverdiente Verleger F. A. Brockhaus in Leipzig hat, wie eine Sammlung der Klassiker früherer Zeiten, so auch eine Sammlung der vorzüglichsten Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts veranstaltet, was nicht nur im Allgemeinen zu loben ist, sondern auch in Bezug auf manche Schriftsteller nothwendig gewesen war; nur hätten wir gewünscht, dass, wie der Verleger die Dichter des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in zwei besondere Sammlungen schied, auch hier mehrere Sammlungen wären veranstaltet worden, damit z. B. nicht neben einander stehen Klopstock und Musäus, Schulze und Lessing. Dies wäre auch, wiewohl die Bände einzeln zu haben sind, für die Käufer angenehmer wenn in fortlaufender Zahl einmal die grossen Klassiker des vorigen Jahrhunderts, dann die übrigen Dichter, weiter die Prosaiker u. s. w. neben und nach einander gestellt wären. Doch freuen wir

Digitized by Google

uns immer des Gegebenen, indem bisher nur Schönes und Verdientes aufgenommen ist. Da die Werke Einleitungen und Anmerkungen erhalten sollen, so hat der Verleger eine namhafte Zahl jetziger Gelehrten und Literaten hiezu gewonnen und diese haben für die 25 Bände die bisher erschienen sind, meist gutes und vorzügliches geleistet. Dies wenige im Allgemeinen über diese Brockhaus'sche Bibliothek.

In dieselbe ist nun auch aufgenommen ein Werk G. Forster's, nämlich seine Ansichten vom Niederrhein u. s. w., ein Werk, welches bei seinem Erscheinen im Jahr 1791 ziemliches Aufsehen erregte, indem es sogleich damals ganz verschiedene Beurtheilung fand. Wir wünschten, darauf wäre hingewiesen worden, indem es immer nicht ohne Interesse ist zu wissen, wie das Buch, das jetzt in neuer Auflage erscheint, bei seinem Eintritt in die Welt aufgenommen wurde. Der Verfasser selbst, Forster, tadelt es nicht wenig: »das Buch (der erste Band der bisher für den schönsten gehalten wurde) hat seine Fehler, seine Mängel — sowohl was Stoff als Einkleidung und Stil betrifft; aber ein schlechtes Buch ist es doch nicht — — die Fehler machen den ersten Band so ungenies bar für Viele u. s. w.« Und Körner schreibt damals an Schiller: »Forster's Ansichten machen mir trotz des Guten, was darin enthalten ist, grösstentheils unangenehme Empfindung; ich hasse den anmassenden dictatorischen Ton, die Trockenheit ohne Gründlichkeit, die gesuchte Sprache; die Grazien sind leider ausgeblieben u. s. w.« Aehnlich Forster's Schwiegervater, Heyne, der treffliche Beurtheiler literarischer Werke. Diese Urtheile sind hier ganz übergangen, aber wohl bemerkt (S. XVI) das Lob, das Lichtenberg den Ansichten spendet, wobei aber nicht bemerkt wird, dass diess nur in einem Briefe an Forster selbst geschieht, und dass Lichtenberg niemals eine Recension oder öffentliches Lob über die Ansichten ergehen liess, wiewohl er dies versprochen hatte und mehrmals daran erinnert wurde; daher kam mir Lichtenberg's Lob fast wie Ironie vor. Doch sei dies nicht gesagt, um Forster's Rheinansichten herabzudrücken oder sie aus dem Gedächtnisse zu entfernen; sie verdienten eine neue Auflage, obgleich, wie der Herausgeber selbst zugesteht, manche Ansicht einseitig, manche veraltet, anderes kleinfügig ist oder seine Bedeutsamkeit nun verloren hat. Es ist nun nicht zu erwarten, dass der Herausgeber auf all diese Dinge aufmerksam machte — wer kann auch dies? ohne so vielseitig zu sein wie Forster selbst —, dagegen hat er dem Ende jeden Bandes Anmerkungen beigefügt, worin er kurze Notizen gibt über Künstler, Gelehrte und andere Männer, deren in den Ansichten Erwähnung geschieht, über einzelne Vorfälle, falsche Namen, Schreibfehler besonders von Wörtern aus fremden Sprachen und andere Fehler mehr, deren sich viele Forster hat zu Schulden kommen lassen u. s. w. Bei diesen Anmerkungen bewunderten wir oft den Fleiss und die vielen Kenntnisse des Herausgebers; denn

Digitized by Google

es kostet wahrhaftig viele Mühe und vieles Studium den grossen und vielen Fehlern Forster's nachzuspüren, indem dieser schnell und flüchtig und auch leichtsinnig arbeitete und in der Jugend keine klassische Bildung gewonnen hatte. Zu den Anmerkungen wollen wir nur eine kleine Berichtigung geben (II, S. 215): Sömmerring ging nämlich nicht nach der Aufhebung der Mainzer Universität nach Frankfurt, sondern mehrere Jahre vor derselben.

Wenn wir aber mit der neuen Ausgabe der Rheinansichten und den Anmerkungen dazu im Ganzen einverstanden sein können, so können wir dies nicht mit der Biographie Forster's, welche der Herausgeber Buchner auf 20 Seiten dem ersten Bande vorausschickt. Zwar ist dieselbe nicht mehr so überschwänglich und des Lobes voll, wie der Herausgeber sich früher einigemal über Forster geäussert hat. Man sieht, dass die Darstellung seines Lebens und Benehmens in Mainz einige Berücksichtigung bei dem Herausgeber gefunden hat; aber zu einer richtigen und wahren Beurtheilung Forster's ist derselbe noch nicht gelangt. Zwar hofft er S. XVII: »da die wohlmeinende Schönfärberei, mit welcher der Liberalismus der vierziger Jahre Forster's Verhalten als berechtigt vertheidigte, die bausbackige Lobpreisung der radikalen Demokratie und die schroffe Verdammung der neuesten Schriften über ihn einander unvereinbar gegenüberstehe, dass es ihm vielleicht möglich sei eine Vermittelung zu finden.« Er fand sie aber nicht, weil er den Schriftsteller Forster nicht unterschied von dem Bürger oder Politiker Forster; als jener ist er hoch zu stellen, als dieser ist er so tief zu setzen wie kaum ein anderer Deutscher. Wir wollen Einzelnes, worauf der Verfasser und andere besonderes Gewicht legten, kurz betrachten, und anderes, was hier übergangen ist, aber zur Beurtheilung Forster's nothwendig erscheint, einfügen. Man will den Forster entschuldigen oder gar loben, dass er beim Einzuge der Franzosen in Mainz nicht fortging; ich halte dies ganz für gleichgültig: er that was seine Pflicht war und blieb in seinem Amt, wie die meisten Angestellten und fast alle Professoren. Auch will ich nicht einmal tadeln, dass er zu den Franzosen überging, wiewohl von allen Universitätsangestellten nicht viel mehr als sechs Professoren den Franzosen sogleich sich anschlossen. Forster zögerte länger als diese, nicht aber weil er fort wollte — denn er hatte hiezu keine Aussicht — nicht auch weil Heyne ihn warnte — denn er achtete keine Warnungen mehr —, sondern weil er von Preussen Geld erwartete. Da dieses nicht kam und Dorsch ihm eine Administrationsstelle versprach, ging er über und bereute es schier, als ein paar Tage darauf ihm Geld von Berlin angeboten wurde. Also Mittellosigkeit war, wie der Verf. richtig bemerkt, der Hauptbeweggrund seines Uebertritts; nicht aber, wie derselbe auch meint, darf man ihn auch desshalb entschuldigen, weil »der Begriff der Nationalität damals erst in seinen schwächsten Anfängen vorhanden war«, oder gar, wie auch Andere

Digitized by Google

meinen, »weil er auf polnischem Grunde geboren war.« Was das erste betrifft, so weiss doch jeder, dass man schon damals die Nationalität der Deutschen, namentlich von der der Franzosen streng schied, und dass Kosmopolitismus viel weniger galt als jetzt, wie auch viele Schriften jener Zeit den Patriotismus, wie er den Deutschen geziemt, zum Gegenstand ihrer Betrachtung nahmen. Und so hat auch, was das zweite betrifft, Forster gedacht, indem er ein paar Jahre vorher dem Mainzer Kurfürsten öffentlich dankte, »dass er ihm sein Vaterland (Deutschland) wieder schenkte.« Gleichwohl, wie schon gesagt, tadeln wir sein Bleiben, sein Anschliessen an die Franzosen nicht. Zu entschuldigen ist aber nicht, dass er als französischer Angestellter Geld von den Preussen annahm; daher übergeht dies der Verfasser; Forster aber fürchtete noch nach einem Jahre »dessbalb an der Kehle gekitzelt zu werden«, d. h. die Franzosen hätten ihn mit dem Tode bestraft. Der Verfasser sucht überhaupt zu verbergen und verdecken, was ihm zur Schuld liegt. Oder er meint gar, wahr wäre, was Forster einmal sagt: »das Unglück ist das Werk meiner Grundsätze nicht meiner Leidenschaften.« Ist das sein Grundsatz: als kurfürstlicher Beamter Gehalt zu beziehen, als französischer Administrator sich bezahlen zu lassen, und von den Preussen Geld anzunehmen, und dies alles in einem Monate (November 1792)? Daher hat wohl Recht ein früherer Biograph Forster's, auch ehemals sein grosser Bewunderer, wenn er nun meint: Forster käme ihm fast vor wie ein jetziger Literat, der für's Geld alles schreibt und thut.

So wie aber sein Bleiben nicht gerade Lob verdient, so kann man viele seiner nachherigen Handlungen in Mainz nicht entschuldigen; auch der Verfasser gibt zu, dass diese »allezeit ein Fleck auf dem strahlenden Namen G. Forster's bleiben werden.« Wenn ich auch gegen das Beiwort »strahlend« nichts einwenden will — wiewohl ich nicht weiss, warum er so heisst; etwa weil er die Rheinansichten schreibt? weil er schöne Worte macht? — so ist doch viel zu schwach, wenn man es nur einen Fleck nennt, dass Forster zu Mord und Todschlag der Fürsten das Volk in Grünstadt aufforderte — was der Verfasser sehr gelind ausdrückt: »er ging mit offener Gewalt gegen die Grafen Leiningen zu Grünstadt vor«; wenn er einen ganzen Landstrich von Deutschland wegriss, und so viel an ihm lag den Franzosen übermachte, wie der Verfasser auch erzählt, was doch Hochverrath ist, von dem Niemand ihn freisprechen kann.

Bei dieser Schilderung seines Benehmens in Mainz ist Vieles bei dem Verfasser ausgelassen, was gerade seinen Charakter zeichnet, d. h. ihn zum gewöhnlichen Literaten oder Zeitungsschreiber stempelt. So nennt er den Kurfürsten, dem er früher öffentlich schmeichelte, nunmehr »Mordbrenner«, so schmäht er die ganze Stadt Frankfurt, weil er jetzt dem Custine schmeichelte und die Stadt die Brandschatzung desselben abzulehnen suchte, was ein

Digitized by Google

Jahr später Forster selbst tadelte. Er wird wegen seiner Uneigennützigkeit gelobt, ohne Zweifel nur in Vergleich mit seinen deutschen und französischen Freunden, die sich durch Geldgier und Raubsucht auszeichneten; auch wird er gelobt, weil er sich des Vermögens der Universität u. s. w. annahm; aber zuletzt meinte er: »dass das Vermögen der Ausgewanderten oder Ausgewiesenen den Kindern nicht sollte verabfolgt werden.« Auch der Zeitung die er schrieb, gedenkt der Verfasser kaum, auch nicht der Reden, der deutschen oder französischen, die er hier hielt und drucken liess; wie überhaupt der Biographie kein Verzeichniss von Forster's Schriften beigefügt ist, was um so nothwendiger erscheinen konnte, da Forster seinen Ruf mehr seinen Schriften als seinen Thaten zu verdanken hat — was der Verfasser vielleicht nicht meint.

Anderes ist in der Biographie ungenau oder auch falsch, wovon wir einiges ausheben. Er war nicht im Club zweiter Vorsitzender, sondern Präsident (im Januar). Therese hat sich nicht mit Huber im December in die Schweiz begeben; sondern sie reiste damals allein mit den Kindern ab, und Huber kam erst im April nach. Wie hier wiederum Vieles fehlt, brauchen wir nicht zu wiederholen. Dass er seine Frau an Huber abtrat, entzieht ihm das Beiwort edel, wenn wir es ihm sonst geben wollten; er hätte sich sollen scheiden lassen. Dass sonst Therese wenig Beachtung fand, wollen wir loben; sie verdient keine und würde noch übler dastehn, wenn Briefe, die in Frankfurt liegen, dürften veröffentlicht werden; auch manche Handlungen Forster's würden dann deutlicher aber nicht besser hervortreten. Diese zu erhalten sollte sich der Verfasser bemühen; vielleicht gelingt ihm, was mir nicht gelungen ist.

Ehe wir zum Schlusse kommen, müssen wir noch mit Bedauern bemerken, dass der Verfasser die Rheinansichten, die er doch mit Anmerkungen versehen, also genau gelesen hat, nicht benutzte um hie und da bei der Biographie auf sie hinzuweisen. Wir wollen Einiges andeuten. Wenn der Verfasser Forster's Wahlspruch anführt, »frei leben oder sterben«, so findet sich Aehnliches schon Rheinansichten I. S. 205: »Besser ist es die Waffen für eine gute Sache nicht ergreifen, als wenn man sie ergriffen hat nicht lieber mit den Waffen in der Hand zu siegen oder zu sterben.« Wenn der Verfasser von Forster's Zwangsmassregeln in Mainz spricht: so konnte er sich erinnern, was er eben daselbst S. 204 schrieb: »Die Beistimmung der Welt zu unsern Grundsätzen können wir nicht erzwingen«, welches wahre Wort Forster's an den Mainzern sich erprobte. Ebenso schreibt er S. 118: »Gegen den Landesherrn sich auflehnen ist Empörung — — Jeder unruhige Kopf kann die verletzten Rechte des Bürgers zum Vorwande nehmen, um einen Aufstand zu erregen und seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen.« Diese und ähnliche Worte wünschten wir, hätte der Verfasser hie und da berücksichtigt, damit er zeige, dass Forster sich vielfach

Digitized by Google

von augenblicklicher Eingebung und nicht von Grundsätzen leiten lasse. Und wenn endlich der Verfasser von dem »aus Freigeisterei, Pfafferei und Genusssucht gemischten Mainz« redet (S. XIX), so konnte er sich erinnern, dass Forster (Ansichten I. 34) von »unserm aufgeklärten Mainz« spricht, dass er sogar die Proselytenmacherei der Geistlichen öffentlich vertheidigte, überhaupt auf seine neue Heimath gut zu sprechen war, bis er fast nur vom Zufalle geleitet zu den Franzosen überging.

Zuletzt sucht der Verfasser, wiewohl es ihm sichtbar schwer wird, seinen Liebling zu vertheidigen, oder da dies nicht geht, zu entschuldigen und unser Mitleid für ihn zu erbitten. Hier haben wir auch manches zu bemerken. Zuerst möchte ich seinen Vater nicht »einen plumpen Polterer« nennen, weil er erklärte, »es sollte ihn freuen seinen Sohn am Galgen zu sehen.« Ich rühme wegen dieses Ausdrucks, so hart er im Munde eines Vaters, ihn, den alten Forster und vergleiche ihn mit Brutus, der seine Söhne hinrichtete, die doch nur das Vaterland verrathen wollten, nicht verrathen haben. Auch nenne ich Schillers Xenien keine Brandmarkung Forster's, sondern Entrüstung und Wahrheit. Wenn Göthe's Wort, weil er nur von Forster's Irrthum spricht, als das schönste Wort für Forster's Grabstein erklärt wird, so mögen wir unsertwegen nichts dagegen haben, besonders da sein Grab nicht in Deutschland, sondern in Paris ist, wo natürlich über seine Handlungen ganz anders geurtheilt wird. Dass aber der Verfasser fortfährt ihm beständig das Beiwort »edel« zu geben, kann ich nicht begreifen und er geräth mit sich nicht wenig in Widerspruch, wenn er in einer Zeile schreibt: »er war bei allen seinen Schwächen eine wackere sittliche Natur; er war schwach, verblendet, verrannt.« Wie kann ein also geschildeter noch edel heissen! Somit können wir mit dem letzten Satze der Biographie uns nicht befreunden, wo es heisst: »Erkennen wir ehrlich diese Irrthümer eines bedeutenden und von den besten Zeitgenossen hochgeachteten Mannes an, um desto herzlicher uns seiner schönen und edlen Seiten erfreuen zu können.« Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir es machen wie alle seine Zeitgenossen und seine Freunde und Verwandten, die seine Bekanntschaft, einen Briefwechsel mit ihm früher suchten, weil er im Umgang liebenswürdig war und schöne und bedeutungsvolle Briefe schrieb, die aber alle später seine Handlungen verwarfen und ihn verschmähten und verdammten, und einsahen, dass die schönen und edlen (?) Seiten, die sie früher an ihm wahrzunehmen glaubten, nur eine Täuschung waren oder sich so umkehrten, dass das Beiwort »edel« ihm auch früher mit Recht nicht gebührte. Also fort mit der Bewunderung von Forster's Edelsinn! Der war niemals in ihm. Seine Schriften mögen wir lieben; seine Handlungsweise können wir nimmer loben, nicht einmal vertheidigen; er bleibt einer der wenigen Deutschen, dem der Vaterlandsverrath nachgewiesen ist; und einen solchen will Herr

Digitized by Google

Buchner noch edel nennen? Dass passt sich weder für einen Lehrer der Jugend noch für den, der ein so schönes Buch berühmter Deutschen veröffentlicht hat. Moleschott mag es thun, kein denkender Deutscher darf ihm nachsprechen. **Klein.**

Aufgaben zu Lateinischen Stilübungen für die obersten Klassen deutscher Mittelschulen. Nebst einer Beigabe von Themata zu lateinischen Aufsätzen und Reden. Herausgegeben von Karl Friedrich Süpfle, Grossherzogl. Bad. Hofrath. Dritter Theil des ganzen Werkes. Fünfte verbesserte Auflage. Karlsruhe 1868. Druck und Verlag von Ch. Th. Groos. VI und 397 S. in gr. 8.

In dieser neuen Auflage wird man wohl ein erfreuliches Zeichen für die Brauchbarkeit und den Nutzen dieses der Förderung des lateinischen Unterrichts gewidmeten Werkes anzuerkennen haben, dessen erster Theil (für untere und mittlere Classen) bereits die vierzehnte, dessen zweiter Theil (für obere Classen) die zwölfte Auflage erlebt hat; andererseits aber vermag die neue Auflage auch Zeugniss zu geben von der unermüdeten Thätigkeit des Verfassers, der bei jeder neuen Auflage sein Werk einer genauen Durchsicht unterzogen, überall nachgesehen und jedes Wort und jeden Ausdruck, wie jeden Satz und jede Redewendung von Neuem geprüft hat, um, wenn sich ein anderer Ausdruck oder eine andere Wendung des Satzes als besser und dem Zweck des Ganzen entsprechender ergab, diess an die Stelle des früher Gebrauchten zu setzen, dadurch aber das Ganze immer mehr zu vervollkommnen. Die Anlage des Buches hat keine Veränderung erlitten, die Aufgaben sind dieselben geblieben, und selbst die Seitenzahl ist in möglichster Uebereinstimmung mit der vorausgehenden Auflage gehalten, so dass der Gebrauch beider Auflagen neben einander in dem Unterricht keine Störung veranlasst. Die Aenderungen beziehen sich vielmehr auf das, was im Text in einzelnen Ausdrücken und Wendungen geändert, oder vielmehr verbessert worden ist, so wie auf die in den Anmerkungen vorgenommenen Aenderungen, die man eben so als Berichtigungen betrachten kann, zumal der Verfasser hier vielfach auf seine inzwischen erschienene praktische Anleitung zum Lateinschreiben (s. diese Blätter Jhrgg. 1865 S. 744 ff.) verweisen konnte. Dankbar erwähnt der Verf. der Bemerkungen, die ihm von einem gelehrten Freunde, dem Herrn Director Jordan zu Soest, mitgetheilt worden waren, wie sie sich bei dem fortgesetzten Gebrauch des Buches in der Schule sich ihm ergeben hatten: sie konnten, wie der Verf. versichert, ihm selbst nur als eine Aufforderung erschienen, auch seinerseits auf gleiche Weise im Einzelnen nachzubessern, und in dieser Weise das Ganze, wie bemerkt,

Digitized by Google

zu vervollkommnen. Zu den in drei Abtheilungen gebrachten Aufgaben, von welchen die der ersten Abtheilung geschichtlichen, die der andern gemischten und die der dritten rednerischen Inhalts sind, kommen auch hier noch hinzu die in einen Anhang gestellten Themata zu lateinischen Aufsätzen und Reden — in Allem hundert und vierzig; dass sie wohl ausgewählt und durchaus passend sind, bedarf kaum einer besondern Erwähnung. Auf diese folgt das Register zu den Anmerkungen, welches bei dem reichen Inhalt dieser Anmerkungen in Bezug auf Grammatik, zunächst Syntax, wie auch Sprachgebrauch gewiss wünschenswerth war, und der Benützung des Werkes förderlich erscheint. Man wird daher dieser neuen Auflage nur dieselbe günstige Aufnahme, wie den vorausgegangenen und eine immer weitere Verbreitung wünschen können, insofern die Nothwendigkeit solcher stilischen Uebungen sich nicht in Abrede stellen lässt, und auch unser Verfasser mit gutem Grunde sich dahin ausspricht, wie »die Ueberzeugung von dem grossen Gewinn gut geleiteter Compositionen sich mir je länger je mehr befestigt und ihren vollsten Ausdruck in dem Satze findet: die lateinischen Compositionen bieten für die Schüler, und zwar in der ganzen Gymnasialzeit denjenigen Uebungsstoff, der in seinem vielseitigen Nutzen für didaktische und pädagogische Zwecke durch Anderes nicht wohl zu ersetzen wäre.« So haben freilich einsichtsvolle Schulmänner aller Orten und Zeiten immer geurtheilt, da ohne diese Art der Uebung kein Erfolg in dem Studium der lateinischen Sprache abzusehen ist; so hat auch Niebuhr geurtheilt, als er in den Uebungen im lateinischen Stil die beste Vorbereitung für jeden guten Stil erkannte, und bei dieser Erkenntniss wird man auch unverrückt da bleiben, wo Zweck und Ziel des gesammten Unterrichts und der höheren geistigen Bildung richtig erkannt ist, und wird man sich darin auch nicht beirren lassen durch die hier und dort auftauchende Neuerungssucht, die unter dem täuschenden Namen einer Reform an die Stelle des lang Bewährten die eigenen Phantasiegebilde, die nur auf Täuschung des grossen Haufens berechnet sind, zu setzen sucht. Nur durch solche stilistische Uebungen wird der Schüler zur klaren und vollen Erkenntniss der lateinischen Sprache gelangen, und die hier gewonnene Fertigkeit wird ihn auch zu einem richtigen Verständniss der Schriftdenkmale des römischen Alterthums führen; ein lässiger Betrieb dieser Uebungen wird, um mit unserm Verfasser zu reden, den Schüler nur zur Gedankenlosigkeit, Halbheit und Selbsttäuschung verleiten: dass diess aber vor Allem bei dem Unterricht der Jugend zu vermeiden ist, wird doch wahrhaftig Niemand in Abrede stellen wollen.

Wir glauben, mit der Anzeige dieser neuen Auflage noch eine andere, dem gleichen Zwecke bestimmte Schrift des Verfassers verbinden zu können, und empfehlen dieselbe aus gleichem Grunde Allen denen, welche den lateinischen Unterricht in unseren höheren Bildungsanstalten zu leiten haben:

Digitized by Google

Uebungsschule der lateinischen Syntax. Sammlung von Uebungsbeispielen und zusammenhängenden Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische in unmittelbarem Anschluss an die Syntax. Herausgegeben von Karl Friedr. Süpfle, Grossh. Bad. Hofrath. Karlsruhe. Druck und Verlag von Ch. Th. Groos. 1868. VI und 252 S. gr. 8.

In dieser Uebungsschule ist ein Separatabdruck der Uebungsbeispiele enthalten, welche in der eben erwähnten »Praktischen Anleitung zum Lateinschreiben« zu den einzelnen Lehren der Syntax, so wie in den zusammenhängenden Aufgaben gegeben sind. Es sind dadurch diese Aufgaben einem grösseren Kreise von Schülern zugänglich gemacht, welchen der Lehrer, indem er die einzelnen Regeln der Syntax nach der Anleitung selbst vorträgt, nun diese Aufgaben zur Einübung vorlegen kann. Man wird darin gewiss nur eine weitere, erfreuliche Förderung der Zwecke erkennen, welche der Verfasser mit der Herausgabe jener Anleitung verband, und darum ihre Aufnahme und Verbreitung auf unsern Bildungsanstalten, im Interesse eines gründlichen lateinischen Unterrichts nur wünschen können. Uebrigens ist der Verf. nicht bei einem blossen Wiederabdruck stehen geblieben, sondern er hat das ganze hier vorliegende Material einer nochmaligen Revision unterworfen und überhaupt dem Buche eine den Zwecken der Schule mehr entsprechende Einrichtung zu geben gesucht. Demzufolge »wurden erstens die einzelnen Nummern der Uebungsbeispiele gleichmässiger abgetheilt, um sie in ihrem äusseren Umfange unter sich übereinstimmender zu machen. Zu diesem Zwecke wurden nicht nur manche der Uebungsbeispiele umgestellt, und einige aus einer Nummer in eine andere hinübergenommen, sondern es wurden auch neue hinzugefügt, so dass also z. B. vier frühere Nummern eines Abschnittes sich nunmehr zu fünf oder sechs erweiterten. Zweitens wurden für diejenigen Abschnitte der Syntax, für welche bisher »Zusammenhängende Aufgaben« gefehlt hatten, neu verfasste nachgetragen (vgl. S. 15 und 16 und 172—179 des neuen Werkes), so dass jetzt die Zahl der umfangreichen Nummern der Uebungsbeispiele 107, die der Aufgaben 147 beträgt.« Dass auf diese Weise »eine allseitige und erschöpfende Einübung der Syntax«, deren sämmtliche Theile je nach ihrer Bedeutsamkeit hier vertreten sind, möglich geworden, und ein Stoff geboten ist, welcher für mehrere Jahrescurse hinreichende Abwechslung gewährt, wird man dem Verfasser nicht streitig machen können; es ist aber dieser Stoff durchweg aus dem Alterthum entnommen und dabei, ausser dem Inhalt, auch auf eine entsprechende Form desselben stets gebührende Rücksicht genommen. Die Anordnung des Stoffs und die Reihenfolge der einzelnen Aufgaben ist natürlich dieselbe, wie in dem grösseren Werke, und daher auch das Ganze in dieselben zwei Theile der praktischen Anleitung abgetheilt, von welchen der erste den einfachen Satz,

Digitized by Google

der andere den zusammengesetzten (verbundenen, mehrgliedrigen) Satz befasst, also die coordinirten wie die subordinirten Sätze (Relativsätze, Vergleichungssätze, Fragesätze, Zeit-, Causal-, Conditional- und Concessivsätze), so wie die Oratio obliqua und die Participialsätze, während der erste Theil alle die Aufgaben enthält, welche auf Subject und Prädicat, Attribut, Apposition, die Lehre von dem Casus und vom Verbum (Modi, Tempora u. dgl.) sich beziehen; die betreffenden Paragraphen der Anleitung sind überall beigefügt. Es war diess naturgemäss die Ordnung, die der Verfasser befolgen musste: sie wird aber darum nicht hinderlich sein, den hier gebotenen Uebersetzungsstoff auch da zu verwenden, wo ein anderes Lehrbuch der Syntax eingeführt ist. Auch darin wird man einen Vorzug dieses Uebungsbuches erblicken, welchem wir nochmals Einführung und Verbreitung an allen den Anstalten wünschen, welche sich die Förderung des lateinischen Unterrichts angelegen sein lassen. **Chr. Bähr.**

Flores et Fructus Latini. Puerorum in usum legit et obtulit Carolus Wagner, phil. Dr. prof. a consiliis in Hassia scholasticis. Editio altera, auctior et emendatior. Lipsiae. Sumptus fecit et venumdat E. Fleischer (R. Hentschel). MDCCCLXVIII VIII und 213 S. in 8.

Was wir unter vorstehendem Titel erhalten, ist eigentlich eine für die unteren und mittleren Classen unserer Gymnasien bestimmte lateinische Chrestomathie, welche durch die Verbindung poetischer und prosaischer Stücke, so wie durch die Berücksichtigung des in der Schullectüre einzuhaltenden Stufengangs sich allerdings empfiehlt, zumal sie auch für mehrere Classen ausreicht, und bei der Auswahl der einzelnen Stücke eben so sehr auf den Inhalt derselben, wie auf die Form, d. h. die Sprache Rücksicht genommen ist. Nach der Versicherung des Verfassers liegt dem Ganzen eine ähnliche, dem Refer. nicht näher bekannte Arbeit eines Engländers Valpy zu Grunde: es hat aber die deutsche Bearbeitung doch dem Ganzen eine etwas veränderte, unsern Verhältnissen entsprechendere Gestalt gegeben, in so fern Anlage und Plan allerdings auf das fremde Werk zurückführt, im Einzelnen dagegen eine Umarbeitung stattgefunden hat, welche nicht Weniges gestrichen, und eben so gar Vieles Eigene hinzugefügt, und Alles dem Zweck der Schule, und der Absicht des Herausgebers besser anzupassen gesucht hat. »Quae enim schola pueris impertit, ea dos et dux totius vitae sunto«, schreibt der Herausgeber mit gutem Grunde S. VIII des Vorworts. Und darauf bezieht sich insbesondere die Rücksicht, welche bei der Auswahl der mitzutheilenden Lesestücke denselben geleitet hat. Nicht blos sprachlich soll der Schüler gebildet wer-

Digitized by Google

den, um in die Erkenntniss der Sprache einzudringen, die den Grund aller gelehrten und wissenschaftlichen Bildung enthält, sondern auch der Inhalt dieser Lesestücke soll so beschaffen sein, dass er die Jugend anzieht, ihr Etwas Geist- und Herzstärkendes bietet, das für das ganze folgende Leben bleibend sich erweist. Und dass das römische Alterthum gerade für diesen Zweck so Viel Herrliches uns bietet, weiss Jedermann, der sich mit demselben nur einigermassen beschäftigt hat: aus den Schätzen der römischen Literatur ist hier eine Auswahl getroffen, welche die Spruchweisheit des alten Rom's darlegt, und selbst den historischen Stoff, der in dieser Sammlung geboten ist, durchdringt: die Schriftsteller, aus welchen die einzelnen Stücke entnommen sind, werden S. 157 ff. genau citirt. So bieten diese »Flores et fructus Latini« — ein durch den Inhalt der Lesestücke gerechtfertigter Titel — eine wahre Blumenlese, in welcher es an Abwechslung der Form wie des Inhalts nicht fehlt, so dass dem Lehrer ein reiche Auswahl zum Gebrauch in der Schule zu Gebote steht. Auch erwächst dadurch ein weiterer Vortheil, dass der Schüler nicht nur Einen Autor, sondern fast alle die bedeutenderen Autoren kennen lernt, und dann besser vorbereitet an die Lectüre dieser Autoren selbst in den oberen Classen gelangen kann. Uebrigens ist doch hier zu beachten, dass z. B. die meisten prosaischen Stücke aus Cicero ausgewählt sind, was Niemand tadeln wird; was z. B. aus Tacitus genommen ist, wird in Bezug auf Sprache und Ausdruck keine Schwierigkeit verursachen. Für die untern Classen ist die Prolusio berechnet (S. 1—25), welche meist ganz kurze Sätze und Sprüche enthält; für den weiteren Unterricht dient der andere Theil: »graviorum sententiarum et rerum longior series«, welcher einen bei weitem grösseren Umfang hat, und reichlichen Stoff in prosaischen wie poetischen Stücken von S. 26—156 bringt. Alle Anmerkungen unter dem Text, welche das Englische, oben genannte Schulbuch enthält, sind weggefallen, gewiss mit vollem Recht, dagegen ist am Schluss S. 165 ff. ein Wörterbuch, zunächst für die ersten hundert Seiten beigefügt. So ist von Seite des Herausgeber's nichts unterlassen, um diesem Schulbuch eine gute Aufnahme auf unsern Anstalten zuzuwenden, zur Föderung des lateinischen Unterrichts und zum Gedeihen der Schule.

Digitized by Google

Lateinische Vorschule, nach der von J. C. Schmitt-Blank und Aug. Schmidt verfassten lateinischen Parallelgrammatik bearbeitet von J. C. Schmitt-Blank. V und 89 S. 8. Mannheim, Verlag von Tobias Loeffler 1868.

Es ist eine unumstössliche Thatsache, dass die Schule nur mit der grössten Vorsicht die Resultate der neueren Sprachforschung zu verwenden hat; ebenso wahr ist es aber auch, dass sie dasjenige, was einmal feststeht, ohne Bedenken für sich zu verwerthen und so mit der Wissenschaft fortzuschreiten verpflichtet ist. Zu dem unerschütterlich Feststehenden gehört aber vor Allem die Richtigkeit der Methode selbst, nach der die Sprachforschung verfährt, und die allgemeinen Gesetze, die sie in der Sprachbildung vorgefunden und aufgedeckt hat. Nachdem nun seit Curtius für die griechische Schulgrammatik die eben angedeutete genetische Methode mehrfach angewendet worden ist, während die Schulwerke für das Lateinische fast alle*) — eine Ausnahme machen die lat. Grammatik von Lattmann und Müller, die übrigens besagte Methode nicht strict-genug durchführt, sowie die Möller'sche, für die Schule weniger passend erscheinende lateinische Formenlehre (Friedberg 1868) — noch auf dem alten Standpunkte der empirischen Methode stehen, tritt uns in der »latein. Vorschule von Schmitt-Blank« in erfreulicher und wohlgelungener Weise ein Versuch entgegen, schon auf der ersten Stufe des Jugendunterrichts den Grund zu ächter Wissenschaftlichkeit zu legen.

Was zunächst die Grundsätze betrifft, welche der Verfasser in der Vorrede aufstellt, so erklären wir uns, abgesehen von der eben besprochenen Methode, mit ihnen vollständig einverstanden, besonders in Beziehung auf die Anlehnung des Lateinunterrichts an das Deutsche. (Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die deutsche Parallelgrammatik der beiden Herrn Schmitt-Blank und Schmidt (1865.)) Der Werth des Büchleins selbst nun ist begründet 1) in der präcisen wissenschaftlichen Strenge, 2) in der praktischen Gewandtheit des Verfassers, die den erfahrenen Schulmann verräth. Das Büchlein, für die zwei ersten Jahrescurse berechnet, theilt seinen Stoff in 4 Hauptabtheilungen: 1) Flexion des Nomens und Pronomens, 2) Flexion des Verbums, 3) Adverbien (zu denen richtiger Weise auch Präpositionen und Conjunctionen gerechnet sind), 4) Weiteres aus der Syntax; den zwei ersten Abschnitten ist entsprechend »Syntactisches« beigegeben. Die wissenschaftliche Strenge zeigt sich sowohl im durchaus rationell bearbeiteten Inhalt als besonders in der bündigen, präcisen Form. Nur die Form kann gemeint sein, wenn man der Anwendung der

*) Die im Ganzen beibehaltene empirische Methode mit einer Dosis Stammtheorie zu versetzen — wie dies in der Seyffert'schen Schulgrammatik geschehen ist —, erscheint sehr bedenklich.

Digitized by Google

Sprachforschungsresultate für die Schule den Stein in den Weg wirft, es ergäben sich dadurch zu grosse Schwierigkeiten für das Verständniss der Jugend und gar der Jugend einer Prima und Secunda (Sexta und Quinta). Dem ist aber nicht so. Wer irgendwie mit Ernst und Eifer Versuche in dieser Sache macht, wird finden, dass, abgesehen von dem allgemein bildenden Einfluss der principiellen Wissenschaftlichkeit, die betreffende Regel oder der kurze bündige Ausdruck, nachdem er von Seiten des Lehrers passend erläutert und durch Beispiele versinnlicht ist, viel sicherer haftet, als wenn nach der empirischen Methode viele Worte gemacht werden; und zwar hat das seinen Grund darin, dass, je jünger der Knabe ist, es ihm desto mehr Freude macht, eine Regel oder einen Ausdruck, der ihm beim ersten Male, da er ihn zu Gesichte bekam, unbegreiflich schien, zu verstehen, und sich die Sache in der Folge oft nur mit einem einzigen terminus technicus ins Gedächniss zurückzurufen (cf. z. B. p. 31 objectiver und partitiver Genetiv). Was die Modificirung des Inhalts eines Schulbuches durch die strenge Wissenschaftlichkeit betrifft, so kann hierin von Niemand eine wesentliche Erleichterung des Erlernens im Gegensatze zu dem früheren Standpunkte geläugnet werden (cf. unter vielem Anderen pronominale Declination p. 30. Behandlung der persönlichen Pronomina ebendaselbst etc.).

Neben dieser präcisen Wissenschaftlichkeit tritt, natürlich Hand in Hand mit ihr oder durch sie bedingt, die praktische Seite des Büchleins vortheilhaft an's Licht. In dieser Hinsicht ist besonders zu loben, dass als Uebungsvocabeln zu den einzelnen Declinationen und Conjugationen lauter häufig vorkommende und im Ideenkreis der Jugend liegende Wörter gewählt sind; ich hätte höchstens bei den Neutris der O-Declination statt votum signum gewünscht. Ferner sind die syntaktischen Beispiele — die deutsche Uebersetzung ist richtig je nach Bedürfniss beigesetzt oder weggelassen — sehr zahlreich und trefflichst ausgesucht, indem nicht allein auf die Auffassungsgabe der Jugend allenthalben Rücksicht genommen ist, sondern auch viele den Lehrer veranlassen, auf Lebensverhältnisse etc. der Alten kurze Streiflichter zu werfen. Ein weiterer praktischer Vorzug des Büchleins — von der steten Hinweisung auf's Deutsche (cf. Anmerkung zu 1. auf S. 5, §. 140 etc.) abgesehen — besteht in der Fassung der Regeln mit Rücksicht auf leichter Weise beim Knaben sich einstellende Verwechslungen und Zweifel, wobei auch die nöthige Modification im Drucke gehandhabt ist; ich verweise in dieser Beziehung nur auf p. 4 und 5 (über Vocativ der O-Declination), p. 36 b, omnia-quae etc. Ausserdem ist der Verfasser durch stete Quantitäts- und öftere Accentangabe, so wie durch Memorirverse dem Bedürfniss der Schule gerecht geworden. Endlich tritt das Practische in vielen andern Dingen hervor, die wir nicht besonders rubriciren wollen, wir nennen blos die Zusammenstellung der lateinischen Beispiele am

Digitized by Google

Schlusse der Pronominallehre, die Darstellung der Conjugation von fero, die Vergleichung von velim mit sim, die Verwendung von morior als Uebungsbeispiel für capio, die Tabelle der Pronominaladverbien auf S. 75 und 76 etc.

Nachdem wir die Vorzüge des Buches, so weit das der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt, namhaft gemacht, erwähnen wir auch die Versehen, die uns aufgefallen sind. p. 4 wäre, um ein Missverständniss zu vermeiden, »dazu noch die auf -ger und -fer« besser eingeklammert, um dem Lehrer anzudeuten, dass dies erst gelernt werden kann, wenn der Knabe gero und fero kennt. S. 10 ist sedes entschieden zu streichen; sein gen. plur. heisst sedum. S. 12 hätten wir den leidigen domus-Spruch gerne vermisst; ebendaselbst hätte die sehr lobenswerthe Zusammenhaltung der Adjectiva mit den gleichstammigen Substantiven weiter durchgeführt werden sollen, also auch für memor (arbor), pauper (anser), vetus (opus) etc.; es hätte sich dadurch die Regel vom gen. plur. der consonantischen Adjectivstämme gewiss übersichtlicher herausgestellt. Ebendaselbst ist das neutr. pl. ditia vergessen. S. 32 wäre eine Darlegung von der Entstehung der Formen von hic, haec, hoc, die sich sehr einfach vortragen lässt, nicht ungeeignet. S. 41, bzw. S. 44 fehlt die deutsche Uebersetzung einer Supinform. S. 31 ist sese auf se-pse (cf. ipse = is-pse) zurückzuführen und so ein Pendant für tĕ und met (das, wie richtig bemerkt ist, auch für 2. und 3. Person gilt) gewonnen. S. 63 ist saepio, nicht sepio zu schreiben; (in allem Uebrigen ist die neuere Orthographie, v abgerechnet, befolgt).

An Druckfehlern haben wir bemerkt: p. 7, Z. 3 vultŭris; p. 9, Z. 7 v. unten, crimen Verbrecher; p. 11, Z. 8, im Nom. u. Abl. Plur. (statt Acc. Pl.); p. 21, §. 34, im Lateinischen gibt es aber nur zwei Casus, der Accusativ und der Ablativ. Unbedeutende Druckversehen sind p. 6, unten, entsteht statt entsteht), p. 25, Mitte, Possitiv; p. 52, §. 78 ist das zweite e von losen abgesprungen, ebenso p. 68 Note 2 oben der Punkt von Compp. p. 71, Zeile 4 von unten, fehlt ein Komma zwischen habuit und quantumcumque. Im Uebrigen ist die typographische Ausstattung sehr gefällig und für den Gebrauch der Schule höchst zweckmässig eingerichtet.

Wir gestehen, dass das besprochene Büchlein unsere Begierde, recht bald die grössere, nach des Verfassers Angabe (s. Vorr.) ihrem Druckabschluss nahe (Parallel-)Grammatik, in Händen zu haben, gesteigert hat; es hat uns einen Vorgeschmack von der geschulten strengwissenschaftlichen Taktik gegeben, mit der der Verfasser das gesammte Gebäude der lateinischen Grammatik vor unseren Augen kunst- und stilgerecht aufbauen wird. Und so sei denn dieser Vorbote Schule und Lehrern auf's Wärmste empfohlen.

Digitized by Google

Geschichtstabellen zum Auswendiglernen von Arnold Schäfer, o. ö. Professor an der rhein. Friedrich-Wilhelms-Universität. Eilfte verbesserte und bis auf die Gegenwart fortgesetzte Auflage. Mit Geschlechtstafeln. Leipzig. Arnoldische Buchhandlung 1868. IV und 66 S. gr. 8.

Wir haben die zehnte Auflage dieser Geschichtstabellen in diesen Jahrbb. 1866 S. 958 angezeigt, und freuen uns schon so bald das Erscheinen einer neuen Auflage, der eilften, anzeigen zu können, die als ein neuer Beweis der Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieses Büchleins für den geschichtlichen Unterricht wohl angesehen werden kann und die Empfehlung, die auch wir in diesen Blättern demselben haben angedeihen lassen, in vollem Grade zu rechtfertigen vermag. Eine weitere Empfehlung wird es daher kaum bei einem solchen Schulbuch bedürfen, das in einem Zeitraum von circa zwanzig Jahren (der erste Abdruck erschien im Jahr 1847) es bis zur eilften Auflage gebracht hat, welche sich mit Recht auf dem Titel als eine »verbesserte und bis auf die Gegenwart fortgesetzte« bezeichnet. Die gefährliche Klippe, welche dem Verf. sich bei jeder neuen Auflage darbot, wir meinen, die Erweiterung des Stoffes, hat Derselbe glücklich zu vermeiden gewusst, indem er aller derartigen Versuchung widerstanden, an dem bewährten Grundsatz festgehalten hat, »in gedrängter Kürze, mit besonderer Hervorhebung des für Deutschland Bedeutenden, den chronologischen Umriss der Geschichte als Leitfaden für die Wiederholung hinzustellen«, womit eine Vermehrung des Stoffes durch weitere Zusätze nicht vereinbar war, ohne den Zweck und die Bestimmung des Ganzen zu gefährden. Um so mehr aber war er bedacht, jeden Abschnitt und jede Zeile, bei jeder neuen Auflage wiederholt zu prüfen und da, wo es nöthig schien, nachzubessern. Und davon gibt auch diese neue Auflage Zeugniss, welche, an ihre nächste Vorgängerin sich anschliessend, diese noch bis auf die neueste Zeit herabgeführt, und auch der Culturgeschichte, die wir als eine durchaus nöthige Zugabe schon früher betrachtet haben, die gleiche Berücksichtigung zugewendet hat. Und so möge auch diese eilfte Auflage der gleichen Aufnahme und Verbreitung wie die vorausgegangenen sich erfreuen!

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ebers, Dr. Georg, Aegypten und die Bücher Mose's. Sachlicher Commentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis und Exodus. I. Band. Mit 89 Holzschnitten. Leipzig. Wilhelm Engelmann. 1868. 8. XVI. 360.

Der Hausrath einer perfecten Hausfrau war zu allen Zeiten vollständig; nur waren früher Nadel und Pfriem von Fischgrat, als Schaufel diente irgend ein abgenagter Achselknochen (scapula angels. shovel) und als Löffel (spoon) irgend ein Span. Wurden auch allmälig die Teller aus Wedgewood und Becher aus Glas, so sieht doch das Paradebett der Königin Elisabeth, das man heute noch zeigt, nicht viel besser aus als das Bett jeder Bauernmagd von heute.

Eben so vollständig aber auch, eben so perfectibel war von jeher das Geräthe und Hülfsmaterial jeder ordentlichen Wissenschaft. Die Kriegskunst hatte von jeher ihre Mechanik, ihre eigene Justiz und Moral. Die Theologie hat zu allen Zeiten ihre vollständige Chronologie, ihre Antiquitäten und Geologie gehabt. Es war aber auch darnach. Ihre Geologie — es ist diess noch nicht sehr lange her — zeigte in Haarlem ein Gerüst von Salamanderknochen als den homo diluvii testis: ein fünfpfündiger Salamanderzahn wurde in Wien vorgewiesen als ein Zahn des Königs Og von Basan*). Und vollends über die ägyptischen Antiquitäten blieben die Herren Kircher und Hengstenberg keine Antwort schuldig, lange ehe die Hieroglyphen entziffert waren; Hengstenberg wusste es sogar besser als die entzifferten Hieroglyphen. Nachdem dieselben seit 1824**) der Wahrhaftigkeit des Manetho das überraschendste Zeugniss gaben, erklärte er noch 1841***) denselben für einen Betrüger und erinnerte damit an die Inschrift auf einer schlechten Uhr: Solem audet dicere falsum. Die Willkür mit welcher Seyffarth die »Theologischen Schriften der Aegypter« componirte, gleicht dem Verfahren der Häuser von Birmingham, welche bronzene Götzen für Indien und ditto antike Statuetten für Pompeji und Herculanum fabriciren.

War das Schuld der Theologie? So wenig als eine Hausfrau dafür kann, wenn für sie falsche Zeuge fabricirt werden. Ihr Be-

*) Abgebildet in Lambecii Commentarii de Bibliotheca Caesariana. Tom. VIII. p. 652: de dente Gigantis Og, Regis Basan.

**) Champollion Précis. 1824.

***) Hengstenberg, die Bücher Mose's und Aegypten. 1841.

Digitized by Google

darf ist verhanden, ihre Nachfrage aufrichtig, ihre Kenntniss mangelhaft. Bisher befanden sich ihre Exegeten in demselben Fall, wie der grosse Archäolog Raoul-Rochette. Als er im Vorsaal des Museum Gregorianum die vorliegenden Vasengemälde seiner Umgebung weitläufig und gelehrt erläutert hatte, richtete sich unter den Zuhörern ein Italiener hoch auf und rief: Adesso andiamo ai antichi: lasst uns jetzt zu den antiken gehen; denn der Akademiker hatte sich in der That nur an Nachbildungen ereifert. Ebenso waren es nur Nachbildungen ägyptischer Worte, durch den trefflichen Jablonsky und andere aus dem Koptischen fabricirt, welche bis jetzt in der Exegese als Aequivalente der in der Bibel vorkommenden ägyptischen Worte auftraten. Einige derselben werden jetzt durch die Sprache der Hieroglyphen bestätigt, andere nicht. Jetzt aber sind wir durch den Hieroglyphenschlüssel wie durch eine ergiebige Ausgrabung in den Besitz eines reichen, wirklich antiken Materials gekommen; stückweise erkennen wir darin dasselbe, von dem uns das alte Testament sprach; wo aber die Aehnlichkeit nicht ganz zutrifft, entsteht die Versuchung zu restauriren, eine edle Kunst, der es aber doch schon begegnet ist, auf den schönen Leib eines Apollo den Kopf eines heiligen Sebastian zu setzen. Das ist der Standpunkt des vorliegenden Buches: ächtes, treffliches Material mit kundiger, fleissiger, glücklicher Hand gesammelt auf dem ganzen Gebiet der neuesten Aegyptologie; aber zuweilen restaurirt ebenfalls mit ächtem Material.

Hier ein paar Beispiele.

1) Die zweisprachige Inschrift von Kanopus übersetzt *Φοινίκη* mit ägyptisch KFT. Ein prächtiger Fund für die, welche das Vaterland der Philister: Kaphtor suchen (Gen. 10, 14). Man restaurirt also, indem man in das Innere des Wortes ein a einsetzt und an sein Ende ein or anhängt. Beides sehr erlaubt, denn hundertmal ist a nicht plene geschrieben und uor heisst auf ägyptisch gross. So erhalten wir ein Grosskaft, welches sich sprachlich zu Phönizien etwa verhält wie Grossgriechenland zu Griechenland; sachlich ist es das Delta, weil den Kasluchim benachbart, die man an den mons Casius setzt. Diese Restauration hat vor den Vorschlägen anderer Gelehrten, welche Kaphtor ebenfalls im Delta suchten, den Vorzug, dass sie aus einem hieroglyphischen Volksnamen gebildet ist und nicht blos nachgebildet aus dem Koptischen, wie durch Uhlemann Kah Ptah, Land des Ptah, durch Dietrich Kah pet Hor, Land des Horus, durch Scheuchzer Kah set ior, Land des Nil.

Nimmt man von KaFTor das or wieder weg und setzt hingegen vorn die Sylbe ai Insel (Jerem. 47. 4 אִי כַּפְתּוֹר) an, so erhält man ai KFT *Αἰγυπτ-ος*, nachweislich für die Jonier vor Herodot der Name des Delta, dessen Bezeichnung als Insel niemand befremden kann. Und wie so die Griechen das ganze Land nach dem ihnen zugekehrten Theil (pars pro toto) benannten,

Digitized by Google

ebenso nach Verf. die Juden, deren Mizraim sich zunächst nur auf die Befestigungsmauer (מָצוֹר) bezog, welche die Ostgränze Aegyptens von Pelusium über Heliopolis bis nach Suez abschloss.

Ein zweites Beispiel. In der Völkertafel Gen. X, 13 heisst die zweite Gruppe der Söhne Mizraims Anamim, ein Wort, dem der ägyptische Pluralis Anamu entsprechen würde. Nun findet sich auf einem ägyptischen Wandgemälde aus der Zeit des Abraham die Einwanderung einer ganzen Familie von 35 Köpfen, semitischen Charakters dargestellt. Nach der hieroglyphischen Beischrift heissen sie AAMU, wobei sich's so sowohl an das hebr. עַם Volk (aus Asien) als an das koptische ameu Rinderhirten denken lässt. Um daraus die verlangten Anamu zu gewinnen, setzt unser Verf. die Sylbe an, kopt. en proficisci vor, also anAMU nomadische Rinderhirten. Dass »sie gewiss die Erlaubniss erhalten, sich mit ihren Heerden in den Weidegegenden des Delta niederzulassen« sehe ich zwar nirgends bezeugt, wohl aber sprachen die Aegypter gern von Hirten wie von Fremden, auch hiess früher die Mündung von Damiette τὸ *βουκολικὸν στόμα* und spricht Strabo von *βουκόλοι*, denen ursprünglich das Gebiet von Alexandria gehörte. Daher versetzt Verf. die Anamu in die Marschen am bukolischen Arm und in einen Strich Mittelägyptens zwischen der arabischen Bergkette und dem rothen Meer, wo allerdings Brugsch in dem heutigen Namen ph uoh n ameu mansio bubulcorum ein Andenken an jene Aamu erkennen will.

Ein drittes Beispiel. Zwei von den Specereien, welche jene Ismaëliten, die nebenbei den Knaben Joseph erhandelt, nach Aegypten brachten, erkennt der Verf. wieder in einem der Recepte köstlichen Rauchwerks, welche man neulich im »Kräuterzimmer« des Tempels von Edfu entdeckt hat, nämlich נְכֹאת als nekpat und צֳרִי als tarama denn die letztere Sylbe des letzteren, ma gehöre nicht zum Namen dieses Ingrediens, sondern »wir halten das ma für ein die Dosis anzeigendes Determinativum.« Die Identification des Nekpat halte ich für richtig, die Restauration des Zari aber durch Amputation von tarama beruht auf einer Zerstreutheit des Verf., der das Recept offenbar nur aus dem Gedächtnisse citirt. Denn in demselben steht hinter dem tarama zunächst als Determinatif eine Blume, um das tarama als ein Vegetabil, wahrscheinlich das kopt. *σλημι*, Sauerampfer zu charakterisiren und erst hinter der Blume kommt die Angabe der Dosis: 2 outen, d. h. 200 Gramm.

Ein viertes Beispiel, wobei aber die Restauration nicht an dem ägyptischen, sondern an dem zu erklärenden biblischen Wort vorgenommen wird. — Wer immer von Hebron nach Aegypten ziehend endlich die vierzigtägige Wüste hinter sich hatte, war freudig erstaunt über die blühenden Fluren des tanitischen Gaus, den er nun betrat und dessen Hauptstadt Zoan, nach ihren neugefundenen Trümmern zu schliessen, eine stattliche Residenz der

Digitized by Google

Semiten gewesen ist. Moses that seine Wunder in Zoan Ps. 78. 12. Nun lesen wir Gen. 13, 10. Lot hob seine Augen auf und besahe die ganze Aue des Jordan. Denn ehe der Herr Sodom und Gomorrha verderbete, war sie wasserreich wie ein Garten Gottes, wie das Land Aegypten bis man gen Zoar kommt. Nach dem Vorgang des Syrers und Uhlemanns liest Herr Ebers Zoan — sehr ansprechend, während es anderseits wahrscheinlich ist, dass dem alttestamentlichen Schreiber, als er von Sodom und Gomorrha schrieb, auch unwillkürlich das benachbarte Zoar in die Feder kam, das hier keinen passenden Sinn gibt. Oder sollte der Verf. diese Aenderung nur darum machen, um von den interessanten Funden in Tanis-Zoan reden zu können? Ich glaube nicht, und einen Beweis der Mässigung in dieser Richtung gibt er dadurch, dass er nicht, wie lange Zeit Sitte war, die Hethiter (Gen. 10, 15) mit den Cheta identificirt, und dass er also auf die interessante Rede verzichtet, die er hier aus ägyptischen Quellen hätte halten können nach der Weise der »fortlaufenden« Commentare, die bei schwierigen Gegenständen wenigstens de quibusdam aliis zu reden wissen. Meinerseits habe ich die Deutung der Cheta durch die Hethiter noch nicht ganz aufgegeben. Denn wenn auch der so zuverlässige Chabas nachweist, dass die Kriegsberichte der Ramses die Sitze der Cheta hoch in den Norden, d. h. an den Orontes verlegen, während ja Abraham mit den Hethitern im Süden, in Hebron verkehrt, so ist wohl hier an jene allgemeine Bewegung der Söhne Canaans nach Norden zu denken, vermögen deren die in der Völkertafel (v. 18) als südlich von Sidon genannten Arki, Sini, Arvadi, Zemari in späterer Zeit nördlich von dieser Stadt wohnen, eine Bewegung — vielleicht ein Stoss von Süden — durch welche wohl auch die Hethiter nach Norden fortgetrieben wurden.

Ein fünftes Beispiel. In der Völkertafel erscheinen in der vierten Stelle der Söhne Mizraims die Naphtuchim, an der fünften die Patrusim. Die letztern erkannte man längst als die Oberägypter, es lag also nahe in den erstern die Unterägypter zu suchen. Unser Verf. findet sie durch eine einfache Restauration. Er setzt die Sylbe na (der ägypt. Artikel *ó τοῦ, οἱ τοῦ*) vor den Namen des Hauptgottes jener Gegend, Ptah, dessen semitische Umschreibung Ptach in dem inschriftlichen Namen eines Phöniziers עבדפתח vorkommt. So erhält er na Ptach-im die dem Ptah gehörigen im Gegensatz zu Pa Hatrus-im die der Hathor gehörigen.

Wir haben diese Proben der restaurirenden Methode des Verf. absichtlich der Völkertafel entnommen, weil er über jene ehrwürdige Urkunde auch noch auf andere Weise Licht zu verbreiten hofft, so zwar, dass die blosse Reihenfololge der Völkernamen auch über deren geographische Lage Aufschluss gäbe, wie das in der That in den Nomoslisten der Aegypter der Fall ist, deren wir aus verschiedenen Tempeln nun schon mehr als dreissig besitzen. Die 36 Nomen des Pharaonenlandes werden da immer von Süden nach

Digitized by Google

Norden hergezählt und dann innerhalb jedes Nomos eine Anzahl von Städten und Districten namhaft gemacht, über deren Reihenfolge und Bedeutung aber die Aegyptologen weder unter sich einig sind noch Herr Ebers mit ihnen. Gerade diese streitige innere Untereintheilung der Nomos aber, wie er sie versteht, und wofür er die Beweise »an einer andern Stelle« zu geben verspricht, hat der Verf., obwohl das »kaum statthaft« (p. 94), auf diesen Theil der Völkertafel als Darstellung des ganzen ägyptischen Reiches übergetragen. Allein auch dieses zugegeben — in dubiis libertas — so wird als Haupteinwurf doch immer der bestehen, dass ein ächter ägyptischer Geograph niemals Memphis vor Theben aufzählen würde, die Naphtuchim vor den Patrusim, den Norden vor dem Süden, wie hier geschieht. — Für die drei ersten Söhne Mizraim's hält der Verf. sich nicht an die Nomoslisten, sondern an die sogenannte Liste der vier Menschenraçen, welche sich zweimal in den Königsgräbern befindet und die Völker nach Farben unterscheidet. In der Ueberzeugung, dass die Reihenfolge, obwohl nicht mehr topographisch, als fester Rahmen von dem ägyptischen Schema auf das mosaische übertragen sei, übersetzt Verfasser die hebräischen Namen durch die ihnen in der Reihe entsprechenden ägyptischen, wie wenigstens die Aegyptologen letztere verstehen:

	Aegyptische Raçenliste		Mosaische Tafel
1) Braune Menschen	Rutu od. Lutu,	Aegypter.	Ludim, Aegypter.
2) Röthliche »	Aamu	Bubulci.	Anamim, asiatische Nomaden.
3) Schwarze »	Nehasu	Neger.	(Kuschiten)
4) Weisse »	Tembu	Nordafrik.	Lehabim. Libyer.

Gewiss ein glücklicher Griff. Denn fehlt auch Num. 3 in der mosaischen Tafel (Gen. X, 13) die den Negern entsprechende Gruppe, so kann man sich mit der Erklärung des Verf. begnügen, dass dieselbe unter den Kuschiten begriffen sei, welche Vers 6 schon unter Ham genannt sind. So streng nämlich die Aegypter zwischen Negern und Kuschiten unterschieden, so wenig thaten es die Hebräer. Auch ohne das mag Einige die ungeheure Ausdehnung des Landes Kusch befremden, wie sie der Verf. annimmt — vom Südosten des rothen Meeres bis nach Indien, umströmt von dem Fluss Gihon, dessen oberer Lauf der Indus-Ganges bilde, den mittleren der (fliessende) Oceanus, den untern der Nil. Allein es freut uns, diese Ansicht auf einem ganz anderen Gebiet durch einen namhaften Gelehrten bestätigt zu sehen, durch Welker nämlich, welcher bei Gelegenheit der Aethiopis des Arctinus dieselbe Ausdehnung für das Vaterland des Aethiopen Memnon, der ein Perser gewesen sei, beansprucht und aus derselben Nachricht Aelians, dass die Soldaten Alexanders den Indus für den Nil genommen ganz wie Ewald und Ebers das Phantasiebild eines Stromes (*Αἰθιοψ*) folgert, der unserm Gihon entspräche, welcher (Gen. II, 13) »das ganze Land Kusch umfloss.« Höher hinauf als bis Aeschylus

Digitized by Google

(Prometh. 809) lässt sich wohl aber diese Fiction nicht verfolgen, denn Hecataeus (Schol. Apoll. Rhod. IV, 259) und Ilias XXI, 195), indem sie alle Ströme aus dem Ocean herleiten, beweisen zu viel.

Von den formalen Mitteln und Schlüsseln, mit denen der Verf. operirt, übergehend zu den materiellen Resultaten, die er aus der Aegyptologie herübernimmt, erwähnen wir seine glänzende Rechtfertigung der biblischen Antwort auf folgende Frage: Gehörten die alten Aegypter der kaukasischen oder der äthiopischen Raçe an; sind sie, wie Herodot und andere Classiker angeben, von Süden her aus dem Herzen Africa's, oder, wie die Bibel will, aus dem benachbarten Asien an den untern Nil gekommen? Durch die Betrachtung von 500 altägyptischen Schädeln, welche nach Fundorten und Dynastien wohl geordnet auf dem Marsfelde im Ausstellungsgebäude zu Paris zu sehen waren, hat Verf. sich überzeugt, und gibt seine Beweise dafür: »Die Aegypter gehörten recht eigentlich zu den Kaukasiern und trübten ihr Blut einigermassen durch häufige Vermischung mit den Urvölkern des continentalen Africa.« Für mich erhellt wenigstens so viel, dass sie keine Neger waren.

Jene sinnreichen Restaurationen dienen ihm nur als Ueberschriften reichhaltiger Paragraphen, in denen er sachlich das bloss etymologisch Gewonnene erhärtet, wie z. B. bei Gelegenheit von KaFTor, ai KFT = *Αἴγυπτος*, KoPTen, KoBTos er den Spuren der Phönizier zunächst im Delta, dann aber auch im Oberlande, in Koptos, Chemmis u. s. w. nachgeht. Waren die eigentlichen Aegypter aus Asien über Bab el Mandeb eingewandert oder über Pelusium den östlichsten Nilarm entlang, so gelangten dieselben in das Herz des Landes, wo sie zu This (Abydos) in Mittelägypten ihre erste Dynastie aufrichteten. Der Sumpf des Delta blieb noch ein unzugängliches Röhricht, das als erste Pioniere die Phönizier besiedelten, wahrscheinlich von der Küste aus, die sie von ihren Cederschiffen aus betraten. Erstaunt über den Reichthum an Fischen, Salz und üppigem Ackergrund errichteten sie hier Fischereien (Sidon), Pöckeleien, Salinen*) und Plantagen. Obwohl eigentlich Wasserratten entging ihrem Scharfblick auch im Binnenlande in Oberägypten die vortheilhafte Lage von Koptos (Kbt erinnert an unser KFT) nicht, wo sich vom Nil die Carawanenstrasse nach dem rothen Meer, d. h. nach Arabien und Indien abzweigt. Sie waren dort die rothen Männer *πυῤῥοὶ* (Plut. Is. et Os. c. 30) des Fremdenquatieres, die von den Aegyptern verhöhnt jenen rothen Typhon verehrten, welcher einst von Osiris geschlagen durch die Wüste floh und dann den Juda und Jerusalem erzeugte (Plut. ib.

*) Als „Salinenmänner" erkennt Verf. denselben Volksstamm an demselben Meeresstrand (zwischen Pelusium und el Arisch) in den *Χασμονίταις* (von ägypt. Hasmon Natron), der LXX, ein Volk, welches schon Knobel und Ritter wegen seines andern Namens Kasluchim hieher an den Berg Kasios versetzt haben, vermittelst der Nachbildung aus dem koptischen kas Berg lokh der Dürre.

Digitized by Google

31).*) Sie wohnten wahrscheinlich auch im obern Chemmis als Verehrer des räthselhaften Perseus, dem auch eine Warte im Delta (Herod. Strabo) gewidmet war. Möge hier die Bemerkung meines Freundes Scheuchzer Platz finden, dass die Jahrzahl der Vertreibung der semitischen Hyksos gerade dieselbe ist, unter welcher (nach Kephalion bei Eusebius) Perseus von Bakehus (Osiris) geschlagen, mit 100 Schiffen an der syrischen Küste landete. Phönizier wohnten und mehrten sich in »Grosskaft« im Delta, der vagina gentium, wo Verf. viele Cultusstätten semitischer Gottheiten nachweist: des Baal-Set in Avaris und Tanis, der Astarte in Memphis, des Adonis in Rhakotis (Alexandria) des hieroglyphischen Urchelt d. h. *Ἀλδήμιος* (*Ἀλδήμιος ὁ Ζεύς, ὃς ἐν Γάζῃ τῆς Συρίας τιμᾶται* Etym. M.) im dortigen Sichem (Latopolis). Er glaubt, sie seien also gewachsen, dass sie schon als Dyn. IX (von Heracleopolis) sich der Herrschaft über Aegypten bemächtigt. Sicher ist, dass als nun »hoch zu Ross«**) die arabischen Hyksos zu ihnen stiessen, sie die Pharaonen nach Aethiopien vertrieben und 511 Jahr lang herrschten, bis sie ihrerseits ausgejagt die Keime ägyptischer Cultur nach dem ganzen Westen vertrugen z. B. die Buchstabenschrift, die sie, die Phönizier nachweislich der hieratischen der Aegypter nachgebildet haben. Aber auch nach dieser Katastrophe blieben zahlreiche Semiten im Delta zurück. Schon Lepsius war bei Behandlung des Stammbaumes jenes Sisak (Dyn. XXII), welcher unter Rehabeam Jerusalem einnahm, betroffen von den semitischen Anklängen in den Namen der Ahnen dieses Königs von Bubastis, ja er dachte, es möchten darunter Abkömmlinge der Juden aus dem Lande Gosen sein. Später zeigte der Fund der Stele des Pianchi, dass Fürsten mit denselben semitischen Namen Hupot, Osorkon (Sargon) u. s. w. kurz vor den Psametichen in einzelnen Städten des Delta herrschten [die Dodekarchie!], Rossebändiger von denen Nimrod zur Freude des frommen Eroberers Pianchi sich (nach der Weise der Syrer) vom Essen der Fische enthielt. — Sei es, dass aus dem übervölkerten Delta eine regelmässige Colonie nach Sardinien abging, wie Verf. annimmt, sei es, dass diese Insel für einen Theil der aus »Grosskaft« schliesslich vertriebenen Semiten ein Unterschlauf wurde: eine uralte Beziehung dieser Insel zu Unterägypten erhellt aus dem Einfall der Sardinier, Sicilier und Tyrrhener (Turscc), den in Unterägypten

*) Wir haben nichts gegen den Gott Min-Horus in Koptos. Dass aber diesem zu Liebe der Gott Mentu (*Μανδουλις*) ganz verschwinden solle, ist viel verlangt, vollends aber eine Uebereilung des Verf. ist es, wenn die Stele von Kuban (lin. 3. lies 5) in Bezug auf „Min in seiner Eigenschaft als Schutzgott der phönizischen Colonisten" besagen soll: „Die Furcht vor ihm erreicht Sicilien." Es ist dort lediglich von der Furcht vor Ramses II. die Rede.

**) Eben so fein als treffend bemerkt der Verf., dass erst seit dieser Zeit die Pferde zahlreich in den Hieroglyphen auftreten. Hingegen würde, glaub ich, Strepsiades protestiren, dass bei dieser Gelegenheit sein Goldsohn Pseudippides genannt wird.

Digitized by Google

Pharao Menephta zurückschlug, nachdem schon sein Grossvater Seti besiegte Sardinier in seine Dienste genommen; erhellt aus zahlreichen phöniko-ägyptischen Gräberfunden in Sardinien; erhellt für den Verf. aus dem phöniko-ägyptischen (?) Sonnensymbol, das ein sardinischer Leibgardist des Seti als Helmzier trägt; — ein Sardinier, sagt er, der dies Symbol im 15. Jahrh. als Abzeichen seiner Herkunft [?] trägt, beweist, dass seine Insel schon sehr früh von Aegyptischen Colonisten (?) manches angenommen hatte — erhellt für mich aus der Betrachtung der Scarabaeen welche, aus Gräbern von Tarros Neigebaur*) veröffentlicht hat. Nicht nur sind es lauter ächt ägyptische Götterscenen, welche eine fremdländische Künstlerhand in diese Carneole eingegraben hat, sondern ich erkenne auch auf fünf von neunzehn Stücken den Gott und Beherrscher von Unterägypten, den Horus mit der rothen Krone. Im Allgemeinen einverstanden mit dem Satz des Verf., würde ich also denselben auf andere Art beweisen; denn jenes Symbol der Helmzier des Sardiniers, welches er als phönikisch nachweisen will, weil es sich zweimal auf einem Sardonyx neben dem Bild des Königs Abibal befinde, findet sich darauf nach der Abbildung nicht, die er selber citirt**); es ist dort zweimal deutlich etwas anderes, nämlich ein Auge; auch trägt dort der König keineswegs ein Pschent.

Doch was wird Dame Theologie zu diesem Excurs sagen? Verf. gesteht selbst, dass er etwas lang gerathen ist. Dass wir aber sein Buch trotz so allerlei wenn und aber dennoch der Theologie warm empfehlen, kommt daher, dass es wirklich die Quintessenz der neuen Aegyptologie enthält, auch — was Aegypten betrifft — meist nur mit soliden Werthen operirt, und, wenn mit zweifelhaften, wenigstens jedem die Beurtheilung der Operation freistellt. Würde ein Banquier seine Briefe durch einen Lehrling schreiben lassen, der leidlich aber nicht fehlerlos schreiben und lesen kann? Dieser Lehrling ist zur Stunde noch die Aegyptologie. Wer ihre Aussprüche auf das Buch der Bücher anwenden will, der muss sich bewusst bleiben, dass auf Infallibilität niemand weniger Anspruch macht als sie. Aber doch nur ein Thor könnte sich ganz ihrem Zeugniss verschliessen, das mit ganz eigener Majestät aus fernen Jahrtausenden zu uns herübertönt und jenes Buch gegen seine Widersacher rechtfertigt. Wo sind sie nun, die auf eine Stelle des Hecataeus gestützt den Gebrauch des Weines in Aegypten läugneten, um in der Geschichte des Joseph ein Makel zu finden? Mögen sie ägyptische Becher, Trauben, ja eine Weinlaube aus der Zeit des Abraham in den hübschen Holzschnitten dieses Buches abgebildet sehen und ebenda aus der Hofbäckerei Ramses III., des reichen Rhampsinit das Bild eines Bäckers, der seine Waare auf

*) Neigebaur, die Insel Sardinien herausgegeben durch Joh. Minckwitz. 1853.

**) Gori gemmae antiquae ex Thesauro Mediceo Pl. XXII (lies XXIII.)

Digitized by Google

einem Brett auf dem Kopfe trägt, eine leichte Beute der Vögel. Es wäre dem Verf. ein Leichtes gewesen, statt dem Bild jenes Sardiniers das eines Philisters zu geben. Er theilt auch das Stück eines ägyptischen Romans mit, in dem man eine Aehnlichkeit mit der Geschichte Josephs hat finden wollen. Der Name Pharao, des Potiphar, der Name der frohnenden Hebräer*), nebst andern im A. T. als ägyptisch gegebenen Namen, wie Achu, Jaro, Ham, Kusch, Kanaan sind hier nach den Monumenten in Hieroglyphen zu sehen, eine Schrift, zu deren Lesung die Einleitung dieses Werkes genügenden Unterricht gibt. Jeder Theologe kann sich also persönlich von dem Werth dieser neuen Quelle überzeugen und wird nach dem Studium dieses so anziehend geschriebenen Commentars, einigermassen im Stande sein auch anderswie den bedeutenden Fortschritten jener jungen Disciplin zu folgen. Für den Aegyptologen selbst gewährt das Buch manche collegialische Notiz, wie z. B. dass die Nase der grossen Sphinx darum so platt ist, weil sie lange Zeit der Artillerie Mehmed Alis bei ihren Uebungen zur Zielscheibe diente — gewährt es das Vergnügen eines Ausflugs im theologischen Fahrwasser längs der wohlbekannten ägyptischen Küste hin; die Aspecte stellen sich da von einer neuen Seite dar, in verändertem Licht und gleichsam durch ein semitisches Glas gesehen. Unser Commentar reicht einstweilen bis Gen. 41, 32, wir sehen mit Vergnügen dem Erscheinen des zweiten Bandes im Lauf des nächsten Jahres und seinen Aufschlüssen über Moses entgegen und wünschen den Theologen Glück, sie im Rathe der Aegyptologen durch einen Tribunus plebis vertreten zu sehen, der ihre Interessen so allseitig und gewissenhaft wahrnimmt wie Herr Ebers.

Bern, Dezember 1868. **J. Zündel.**

Ed. Laboulaye, Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Erster Band: Die Colonien vor der Revolution. Heidelberg, 1868.

Der vorliegende Band ist die Uebersetzung eines französischen Werks *(Histoire des Etats-Unis).* †) Wenn wir es in deutschem Gewande hier vorführen, so ist nicht der Gedanke leitend, dass der Tausch nichts verschlage, was ja den Liebhaber des Originals wundern müsste, sondern der Wunsch, vor der Wissenschaft das Bedürfniss einer Uebersetzung gerechtfertigt sehen zu können.

---

*) Seitdem Herr Chabas bald im Steinbruch zu Hamamat, bald am Bau eines Apollotempels zu Ramses, bald anderswo diese frohnenden Aperiu, die den עִבְרִים entsprechen, nachgewiesen, wird mir erlaubt sein, auch in dem ägyptischen Ort *Ἀήβρις* des Hecataeus (bei Steph. Byz) an dasselbe Volk zu denken.

†) Im Original erschien er im Jahr 1855. Mehr als ein Decennium war verflossen, als der zweite und dritte Band herauskamen (1866).

Digitized by Google

Die deutsche Literatur wird nach den erschienenen Originalwerken über die Geschichte der überseeischen Staatenrepublik die Laboulaye'sche Darstellung trotz der originalen Anschauungen, die sie durchwehen, doch zuerst mit der Nüchternheit empfangen, wie sie einem orientirten Standpunkt eigen ist. Diese Nüchternheit wird aber vor den Vorzügen der Darstellung weichen; natürlich käme, vom Standpunkte der deutschen Uebersetzung so geurtheilt, ein Urtheil des Lobes der letzteren selbst zu gut. Aber es bedarf der Ausdehnung der Anerkennung auf die Uebersetzung nicht. Bleiben wir bei dem Verfasser. Das Bedürfniss der Uebersetzung soll gerechtfertigt, dagegen die Versuchung zu einer *oratio pro domo* gemieden werden.

Die Darstellung hat ein Publicum im Sinne, das Andeutungen versteht, dem man nicht Alles zu geben braucht, das erleuchtet genug ist, dem Verfasser die Mühe zu schenken, noch einmal und öffentlich die Grubenarbeit der Quellenforschung zu wiederholen.

Der Verfasser ist in der Lage, ein hörendes Publicum dieser Art zu finden, in Deutschland wendet man sich mit derartigen Erwartungen an ein lesendes. Diese Art der Darstellung würde in Deutschland eine Gefahr für den Credit des Verfassers noch sein, wenn nicht auch hier der Essayistenstil von Tag zu Tag mehr durchschlüge; in Frankreich erlaubt der akademischerseits monopolisirte Stilgeschmack nie andere Erwartungen von einer Darstellung.

Den Geist der Laboulaye'schen Darstellung anlangend, so bedarf das von dem Verfasser geäusserte Motiv auch deutscherseits keiner Rechtfertigung. Es fällt mit der Bedeutung des Gegenstandes zusammen, und bei diesem in die Schule zu gehen, ist der Gegenwart gegenüber, und zum Besten der Zukunft kein nutzloses Werk, sich darnach zu richten, freilich eines der schwierigsten Probleme für europäische Staatsmänner.

Wir befinden uns einstweilen nicht im Falle der Letzteren, und haben nur vom fachhistorischen Standpunkte ein Interesse daran, die didaktische Bedeutung des Gegenstandes für die Erkenntniss beider Geschichtsgebiete zu behaupten, der Geschichte der Union und der gewisser Staaten Europa's; aber der Verfasser befindet sich in jenem Falle.

Betrachten wir die Geschichte z. B. England's von Anfang an. Zuerst ist es das römische Culturelement, womit sich der britische Kelte durchdringen musste, dann das dänische, beide ihm verwandter, als das erstgenannte, doch nicht aus der Höhe desselben zu beurtheilen, endlich das normannisch französische, eine Art Rückfall zum romanischen Wesen, dem die Nachfolge der Plantagenets fortfuhr, in seiner Befestigung behülflich zu sein. Individuell aufgefasst, ist dies das Leben eines Volks bei successiver Abfolge verschiedener Einflüsse, die der Abklärung allmählich sich aufdringenden Grundanschauungen günstig ist. Man hat sich gewöhnt, in diesen Ideen die Gesetze von Particulargeschichten zu sehen.

Digitized by Google

Wie es mit den successivgewonnenen Ideen der englischen Geschichte, ähnlich verhält es sich mit den Ideen der holländischen, der französischen, und der spanischen Geschichte. Ich mache diese namhaft, weil sie im Dienste meiner Vergleichung stehen.

Treten wir an die Geschichte der Vereinigten Staaten heran, so finden wir, dass sie, was die Entstehung derselben angeht, nicht durch eine Succession, sondern gewissermassen durch einen Compromiss zwischen den mit den Einwandrern nebeneinander herübergewanderten socialen Ideen geschaffen wurde. Man möchte sagen, die Geschichte der Vereinigten Staaten ist ein Protest gegen die Annahme, dass aus den europäischen Staaten, wenn sie durch das gemeinsame Band einer und derselben Verfassung in einen Staat vereinigt werden sollten, etwas der nordamerikanischen Union Aehnliches entstehen könne. Das in einem Königreich untergegangene Ideal der Union der Niederlande, nach welchem die Vereinigten Staaten sich gebildet, ist nach einer anderen Erde ausgewandert.

Diesem erweiterten Gesichtspunkte für eine Geschichte der Vereinigten Staaten kann der Massstab für eine europäische Parallele nicht in die Hand gegeben werden.

Noch weniger kann es sich fragen, ob das, was Amerika erreicht hat, von Frankreich noch nach der Departementalverfassung von 1791 und trotz derselben anstrebbar ist, trotzdem dass der Verfasser wie einer höheren Inspiration, dieser Voraussetzung die Anregung zu seinem Werke verdankt.

Man mag es dem Historiker und dem Politiker nicht verübeln, in der Geschichte der Vereinigten Staaten einen gelungenen Beleg für ein Experiment mit nationalgetrennten Ideen zu Gunsten eines und desselben neuen Staatsgedankens zu sehen. Thatsächlich wird die grosse Kleinigkeit, dass das englisch-germanische Element sich wie ein Keil zwischen die Species der romanischen Gesammtrace, die französischen und die spanischen, einschob, der correcten Begünstigung der rückwirkenden Erwartung entgegen sein. Die Umstände, die, zunächst England, dann aber auch den anderen europäischen Staaten zum Trotz, die von einem und demselben Dränger heimgesuchten disparaten Elemente auf dem Boden zwischen dem Meere und den Alleghanys sich zu einer Union vereinigen und den Grund zu einem grossen Reiche legen liess, sind in Europa nicht vorhanden, sollte selbst die Nachahmung die grösste Zugkraft haben.

Sind sie in Frankreich vorhanden? Giebt es überhaupt disparate Elemente hier, denen man jene Umstände wünschen möchte? Man erlasse mir die unmittelbare Antwort. Welcher Vortheil soll Frankreich damit gewährt werden, dass die Geschichte der Vereinigten Staaten ihm vorgehalten wird? Das Vorbild der englischen Verfassung, wenn man in diesem strikten Sinne reden darf, mit dem man in den dreissiger Jahren seinen Cultus trieb, war verbraucht; nun sollen die Franzosen sich in einem radicaleren spiegeln. Die politische Physiognomie des Landes wird auch dadurch

Digitized by Google

nur galvanisirt, nicht umgeschaffen, selbst wenn das Land sich wiedergegeben würde.

Zugegeben einen Augenblick, dass der Verfasser mit seiner Tendenz den richtigen Griff gethan, so kann er eigentlich nur Dies sagen wollen: »Franzosen! Fangt eure Geschichte seit 1789 noch einmal an. Damals hattet ihr Herzogthümer und Grafschaften und was sonst noch.*) Thut, wie die Amerikaner, gebt diesen kleinen Staaten, meinetwegen auch Departements, ihre eigene Regierung zurück, und bindet sie nur in dem, was Alle zu einem grossen Reiche verbunden halten soll.«

Mit einer solchen Weisung würde er seine Franzosen vielleicht geärgert haben. Im Worte hat er sie gemieden, aber durch die That hat er sie nichts desto weniger an sie adressirt.

Sollte aber bei dieser Redintegration der Geschichte seit 1789, worauf zu dringen eine Grausamkeit wäre, die Nachahmung der Staatenverfassung in Frankreich eine Möglichkeit sein, so mögen die Franzosen beherzigen, was der Verfasser in der zehnten Vorlesung von dem Schicksale der spanischen Colonien sagt: »die spanischen Colonien haben den Vereinigten Staaten ihre Verfassung entnommen; für sie ist dieselbe das Nessusgewand, welches sie verzehrt.« (Uebers. S. 205)!

Ich glaube von der Tendenz genug gesagt zu haben. Kommen wir zum Inhalte unseres Bandes!

Nach der Erörterung der ersten Colonisirungsversuche, die dem Verfasser eine Geschichte Virginia's in die Feder dictirt (vierte und fünfte Vorlesung), behandelt er in den Vorlesungen VI bis IX die Geschichte der Colonien von Neu-England (Neu-Plymouth, Massachusetts, Providence, Rhode-Island, Connecticut und New-Haven, New-Hampshire und Maine).

Der Verfasser hat sich die Wichtigkeit, welche dem Studium dieser einzelnen Colonien zukommt, um daraus einen Standpunkt der Beurtheilung des allgemeinen Charakters von Neu-England zu gewinnen (vgl. die zehnte und die folgende Vorlesung bei ihm), nicht verhehlt. Wiewohl er die Ergebnisse Bancroft's in ihren Grundzügen sich zu eigen macht, so hat es ihm doch daran gelegen, die Specialmonographen zu befragen. Ich halte es an diesem Orte für meine Pflicht, eine Zusammenstellung der auf die Vereinigten Staaten bezüglichen Quellen der unverdienten Vergessenheit zu entreissen. Ich meine die zweite Abtheilung der »Geschichtlichen Studien« von Karl Türk (Rostock 1843).

Hier finden wir auch die einzelnen Colonien, die schon anlässlich der Laboulaye'schen Darstellung namhaft gemachten, so wie die von diesem kundigen Franzosen noch ferner behandelten Specialgeschichten der Colonien der Mitte und des Südens in einen lehrbaren Ueberblick zusammengerückt. (Vgl. Türk, l. l. drittes Kapitel S. 52 ff.) Was den deutschen Professor gemahnt hat, im häus-

*) Damals trat das Edikt von Nantes wieder in Kraft.

Digitized by Google

lichen Conversatorium zu verwerthen, das hat sich bei dem französischen Politiker zu einer sittlichen Waffe verkörpert, die erst mittelst der Kenntniss der Specialmonographien freilich als geschärftere Feder arbeitet.

Nach jenen nördlichen Colonien behandelte Laboulaye die Colonien der Mitte, die, wie er bemerkt (Eingangs der XII. Vorlesg.), zwar bei der Gründung der Colonien keine bedeutende Rolle gespielt haben, die aber durch die Verfassung zu der nämlichen Berechtigung berufen wurden. Maryland, New-York, Delaware, Pennsylvanien, heute Staaten, ehemals Colonien geheissen, stehen den oben genannten nicht nach an Rechten und Gerechtsamen.

Der südliche Theil der Vereinigten Staaten mit seinen Landgebieten, welche einen Theil des ursprünglichen Carolina gebildet haben, ist einer von den anerkannt ältesten Theilen. Diese Colonien des Südens (Carolina und Georgia) werden ihrer geschichtlichen Entwicklung nach in den Vorlesungen XV und XVI behandelt. Mit den später hinzugekommenen Staaten theilen selbst diese (vierzehn) alten Staaten die nämlichen Rechte ohne für sich ein Vorrecht in Anspruch zu nehmen, was auch heissen würde, die Erfahrungen des römischen Reiches wiederholen. So lang diese Harmonie der Rechte zwischen alten und jüngeren Staaten erhalten bleibt, von der decentralisirten Verwaltung und Regierung abgesehen, sind die Vereinigten Staaten das erste geschichtliche Beispiel einer wahrhaften Republik, also solche in ihrem Bestande verbürgt.

Könnte ein Franzose seinem Vaterlande zu einer Verfassung Glück wünschen, wie der Verfasser (in der XVII. Vorlesung) sie den Colonien, deren Geschichte er uns vorgeführt hat, nachrühmt, so würde er sich mit derselben in die Zeit vor Ludwig XIV. begeben, und etwa in die grossartige Zeit eines Heinrich IV., wo ein Edict von Nantes (1598) möglich war, also in die erste Zeit der Bourbonen zurückversetzen. Der Unterschied wäre nur der, der auch zwischen den Colonien und ihrem Mutterlande bestand, die Colonien hatten nie Lehnswesen noch Aristokratie. Aber Frankreich hatte dieses gerade, und war noch Monarchie dazu. Und doch war ein Edikt von Nantes möglich, was das gleichzeitige und spätere England, das England der Elisabeth bis Karl II. herab, die Republik eingeschlossen, hätte beschämen müssen.

Wenn ein Theil der Amerikaner, die der High Church gegenüber Nonconformisten waren, die Religionsfreiheit daheim nur für sich wollte, so stand er sogar hinter dem Frankreich Heinrich's IV. zurück. Aber den Unabhängigkeitssinn, der Bevormundung gegenüber, haben sämmtliche Colonisten erweitert und vervollkommnet.

Nehmen wir die Gleichheit im Genuss der Rechte und in der Erfüllung der bürgerlichen Pflichten, wie sie sich in den Colonien entwickelte (siehe die XVIII. Vorlesung u. folg.), hinzu, so können wir das Resultat nicht verkennen, welches die Colonien aus ihrem siegreichen Kampfe gegen England davongetragen haben.

Digitized by Google

Auch klingt in diesem Sinne die Darstellung des Verfassers aus. England hat heute die Freiheit, aber nicht die Gleichheit, Frankreich die Gleichheit, aber nicht die Freiheit. In den Vereinigten Staaten war die Freiheit Geschenk, denn sie brachten sie mit; die Gleichheit entwickelte sich selbst, sie war Selbsterwerb, zunächst natürlich auch wieder im Namen einer bevorzugten Race. In diesem Punkte war Amerika vor England voraus, und Frankreich, das sie gleichfalls erkämpfte, ihm ebenbürtig.

Die Art, wie der Verfasser von dem englischen Monopol des Grundbesitzes spricht, ist von einer ebenso grossen Achtung gegen das Nachbarland eingegeben, wie das Lob auf die der Anhäufung des Grundbesitzes ungünstigen amerikanischen Gesetze von der Ueberzeugung, dass diese Verhinderung die Dauer der Gleichheit und Freiheit bedingt. (Vgl. die XIX. Vorlesung.)

Dieser erste Band, bei dessen Ende wir angekommen sind, führt die Geschichte der Colonien bis zu der Zeit, wo sie unter die Oberhoheit des Parlaments kamen d. h. bis zum Jahr 1688. Die Geschichte des zweiten oder letzten Jahrhunderts der englischen Herrschaft ist dem zweiten Bande vorbehalten. (Vgl. die II. Vorl.)

Ich komme erst zum Schluss auf die erste Vorlesung zu reden, um durch sie genauer zu bestimmen, wie der Verfasser bei seiner Tendenz beurtheilt werden will. Er selbst lehnt es ab, zu fragen, ob Frankreich hätte 1848, wo die Demokratie unbedingt Herrin war (S. 33), jenes heroische System annehmen können, welches den Bürgern die Vertheidigung der Grenzen und die Erhaltung des Friedens anvertraut. Er leitet vielmehr die Aufmerksamkeit auf die Concurrenz, die Amerika Frankreich und Europa zu bereiten droht. Diese Concurrenz möchte er beschwören (S. 25). Und welches wäre das Beschwörungsmittel?

Die Herabsetzung der Militärbudgets *resp.* die Annahme des amerikanischen Princips, welches den Frieden zur Grundlage der Politik macht.

Da nun alle gegenwärtigen Staatenbudgets von Lissabon bis Moskau, von Rom bis Stockholm unter den Ausgaben für den Krieg, der vielleicht geführt werden muss, zusammenbrechen, so möchte von diesem Standpunkte des Verfassers seine *Histoire des Etats-Unis* nicht blos eine Uebersetzung ins Deutsche, wie die vorliegende, sondern auch Uebersetzungen in andere Sprachen rechtfertigen.

Heidelberg im November. **H. Doergens.**

Uebungsbuch zum Studium der höheren Analysis von Dr. Oscar Schlömilch. Erster Theil: Aufgaben aus der Differentialrechnung. Leipzig 1868.

Der Herr Verfasser des Compendiums der höheren Analysis, welches schon vor einiger Zeit in diesen Blättern besprochen wurde, hat eine wichtige Ergänzung zu diesem seinem Lehrbuch in der

Digitized by Google

vorliegenden Aufgabensammlung gegeben, die sowohl dem Lehrer als dem Lernenden in hohem Grade willkommen sein wird. Diese Aufgabensammlung, von der bis jetzt nur der erste Theil, enthaltend die Aufgaben aus der Differentialrechnung, vorliegt, welchem aber, wie versprochen ist, der zweite Theil, mit den Aufgaben aus der Integralrechnung bald nachfolgen soll, hält genau den Gang inne, welcher zur Begründung der Theorie in dem erwähnten Compendium vorgezeigt ist, und scheint dadurch besonders geeignet, die gemeinschaftliche Brauchbarkeit der beiden Werke zu erhöhen.

Es wird nicht nöthig sein, daran zu erinnern, wie vieler Uebung an wirklich ausgeführten concreten Beispielen, womöglich in ein geometrisches oder physikalisches Gewand gekleidet, erforderlich ist, bis die Sätze der höheren Analysis so zu sagen in Fleisch und Blut übergegangen sind. Denn von dem einfachen Verständniss der Lehrsätze bis zu einer selbständigen Anwendung, zu einer richtigen Einsicht in den Zweck und die wahre Natur dieser Sätze ist noch ein bedeutender Schritt, und dieser Schritt wird durch passend ausgewählte und in reicher Fülle zusammengestellte Uebungsbeispiele vermittelt.

Dass trotz mancher vorhandenen älteren Aufgabensammlung aus dem gleichen Gebiet, unter denen die von Sohnke hervorzuheben ist, des Verfassers Unternehmen ein nützliches und verdienstvolles ist, bedarf wohl kaum der Erwähnung; denn abgesehen davon, dass jede Bereicherung des Materials an passenden und interessanten Aufgaben willkommen sein muss, sind seit dem letzten Erscheinen von Sohnkes Buch nicht nur manche Begriffe genauer bestimmt und auf festere Grundlagen gestellt worden, sondern es sind ganze Gebiete in das Bereich des elementaren Unterrichts aufgenommen worden, welche, wie die älteren Lehrbücher zeigen, früher gar nicht, oder nur oberflächlich im Unterricht berührt wurden. Wir erinnern z. B. an die strenger begründete und allgemeiner durchgeführte Theorie der imaginären Grössen.

Ueber die Behandlung des Stoffes im Ganzen und die Anordnung im Einzelnen mögen hier noch einige Bemerkungen Platz finden.

Im Ganzen ist die Auswahl der Beispiele als eine sehr gelungene zu bezeichnen, indem meist solche Aufgaben gestellt sind, bei denen die Schwierigkeit nicht auf einer verwickelten Rechnung beruht, sondern eine richtige Auffassung der Grundsätze verlangen, oder die durch die Einfachheit des Resultats bemerkenswerth sind. In vielen Abschnitten ist darauf gesehen, den Beispielen ein geometrisches oder auch physikalisches Gewand zu geben, wodurch dieselben an Interesse und Anschaulichkeit gewinnen. Natürlich sind sämmtlichen Aufgaben die Resultate, häufig auch Andeutungen über den Weg der Auflösung beigefügt, wobei mit Umsicht auf die besten und einfachsten Methoden hingewiesen ist. Oft sind mehrere verschiedene Wege angedeutet, die zu demselben Ziele führen. An der Spitze der Capitel findet man kurz die Hauptsätze der anzuwendenden Theorie zusammengestellt.

Digitized by Google

In der Einleitung finden wir eine Reihe von Aufgaben über die Grenzbestimmung von Functionswerthen, die sich in unbestimmter Form darstellen, und welche ohne Anwendung der Differentialrechnung gefunden werden können, und daher besonders geeignet erscheinen zur Einführung in die eigenthümlichen Betrachtungsweisen der Infinitesimalrechnung. Die zwei folgenden Capitel enthalten eine ziemliche Fülle von Beispielen zur Differentiation entwickelter Functionen von einer Variablen, am Schluss namentlich einige interessante Beispiele für die allgemeinen Regeln zur Ermittlung der höheren Differentialquotienten zusammengesetzten Functionen. Die Anwendungen der Differentialquotienten auf die Geometrie, namentlich auf die Theorie der Curven ist durch eine grosse Zahl von Beispielen erläutert. Natürlich ist in diesem Theil dem Lehrer noch ein weiter Spielraum gelassen, nicht nur die Beispiele beliebig zu vermehren, sondern auch noch tiefer auf einzelne Fragen einzugehen, z. B. auf die Frage nach der Krümmung der Oberflächen, den Krümungskurven, der Fläche der Krümmungsmittelpunkte. Vielleicht wäre es für das Selbststudium nützlich gewesen, einige dieser interessanten Fragen in einigen Andeutungen zu berühren. Indessen wollen wir darüber mit dem Verfasser nicht rechten, da natürlich eine Beschränkung nothwendig ist in diesem weiten Gebiet.

Gut gewählt sind nach unserm Dafürhalten die Beispiele zur Bestimmung der Maxima und Minima von Functionen, die bei weitem grösste Zahl in anschaulicher geometrischer Einkleidung, darunter einige geometrisch wichtige Probleme, wie das Problem der Hauptaxen und der Normalen der Curven und Oberflächen zweiter Ordnung, durchgehend in eleganter Behandlung.

Das elfte Kapitel enthält Beispiele zur Theorie der unendlichen Reihen. Der Anfang ist gemacht mit Reihen, deren Summe auf elementarem Wege gefunden werden kann, es folgen dann Anwendungen der Regeln zur Untersuchung der Convergenz der Reihen und zur Bestimmung des Restes einer Reihe, dann Anwendungen des Taylor'schen und Mac'Laurinschen Satzes. Hieran schliessen sich eine Reihe interessanter Beispiele über die näherungsweise Darstellung transcendenter Functionen durch Interpolation, immer mit genauer Erörterung des dabei begangenen Fehlers, und endlich noch einige Anwendungen dieser Betrachtung auf die Auflösung transcendenter Gleichungen.

Den Schluss dieses ersten Theiles bilden einige Sätze aus der Theorie der Functionen complexer Variabalen, die natürlich ohne Hülfe der Integralrechnung auf das Einfachste beschränkt sein müssen.

Aus dieser kurzen Darlegung wird der Leser eine Vorstellung gewinnen über den Reichthum und Vollständigkeit des Inhaltes des vorliegenden Werkes. Es steht zu hoffen, dass diesem ersten Theil der zweite, enthaltend die Anwendungen der Integralrechnung bald folgen wird. Wir glauben, dass das Werk einem wirklichen Bedürfniss entgegenkommt. **H. Weber.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

1) *Atlas orbis antiqui. In usum scholarum edidit Arminius Rheinhard, Gymn. Stuttg. Prof. etc. Editio tertia emendata et aucta. Stuttgartiae. Sumptibus C. Hoffmann. in gr. 8.*

2) *Atlas zu Cäsar's Gallischem Krieg in 15 Karten und Plänen für Studierende und Militärs von Wilhelm Rüstow, Oberst-Brigadier. Stuttgart. Expedition der Freya (Carl Hoffmann) in gr. 8.*

3) *Gallia. C. Julii Caesaris tempp. edidit Herm. Rheinhard, gymn. Stuttg. Prof. Stuttgart. Sumptibus C. Hoffmann.*

4) *Athenae. In usum scholarum edidit Herm. Rheinhard, gymn. Stuttg. Prof. Stuttgart. Sumptibus C. Hoffmann.*

5) *Roma vetus. In usum scholarum edidit Herm. Reinhard, gymn. Stuttg. Prof. Stuttgart. Sumptibus C. Hoffmann.*

6) *Album des classischen Alterthums zur Anschauung für die Jugend, besonders zum Gebrauch in Gelehrtenschulen. Eine Gallerie von 72 Tafeln in Farbendruck nach der Natur und nach antiken Vorbildern mit beschreibendem Text herausgegeben von Hermann Rheinhard, Prof. am Gymnasium zu Stuttgart. Erste Lieferung. Verlag der Expedition der Freya (Carl Hoffmann) in Stuttgart 1869 in Querfolio.*

Die hier aufgeführten Gegenstände haben alle eine Beziehung auf die Schule und den Unterricht in den classischen Studien des Alterthums, wie in der Geschichte desselben und erscheinen nicht blos als brauchbare, sondern in gewisser Hinsicht als unentbehrliche Hülfsmittel bei diesem Unterricht, insofern sie durch die Art und Weise ihrer Anlage wie ihrer Ausführung dazu sich besonders eignen, und mit allem Grunde für die Zwecke, die durch sie gefördert werden sollen, zu empfehlen sind. Es sind dieselben aber nicht blos für die Schule geeignet, es sei der Schüler oder der Lehrer gemeint, sondern sie empfehlen sich auch Jedem Gebildeten, welcher über die Zustände des Alterthums, dessen Geschichte und Verhältnisse eine Belehrung durch unmittelbare Anschauung gewinnen will, wozu ihm die Beihülfe der Karten, Pläne, Landschaften, wie sie in den hier verzeichneten Werken enthalten sind, allerdings nothwendig ist, wenn er seine Zwecke erreichen soll.

Der hier unter Nr. 1 aufgeführte, in dritter, berichtigter Auflage erscheinende Atlas der alten Welt sollte allerdings bei keinem Schüler unserer Gymnasien vermisst werden: denn er reicht für die nächsten Bedürfnisse des Schüler's während der Zeit, die er auf dem Gymnasium zubringt, und selbst noch über diese Zeit

Digitized by Google

hinaus, vollkommen aus, und empfiehlt sich, auch abgesehen von dem äusserst billig gestellten Preise, durch eine zweckmässige Auswahl wie durch die äusserst nett und zierlich ausgeführten Tafeln, bei welchen durchweg die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der alten Geographie sich berücksichtigt, und in Anwendung gebracht finden. Es ward darauf bereits in diesen Blättern hingewiesen, bei der Besprechung der zweiten Auflage (s. Jhrgg. 1866. S. 171), auf welche schon so bald, kaum nach Verlauf von zwei Jahren diese dritte, »emendata et aucta«, wie sie sich mit Recht nennen kann, gefolgt ist. Zwölf Tafeln bilden das Ganze, und sind die Seitenräume jeder einzelnen Tafel benutzt, um kleine Pläne der hervorragenden und für die Geschichte wichtigen Städte und Gegenden darauf anzubringen. So bringt die zweite Tafel (die erste enthält einen Ueberblick der gesammten alten Welt), indem sie Aegypten und Palästina darlegt, einen Plan von Alexandrien und einen zwar kleinen, aber genau ausgeführten Plan von Jerusalem, und zwar aus der der Belagerung und Zerstörung durch Titus unmittelbar vorausgehenden Zeit. Auf der dritten Tafel, welche das Persisch-Macedonische Reich, wie es zur Zeit Alexander's des Grossen sich darstellt, befasst, ist der Zug Alexander's des Grossen eingezeichnet, was auch auf der vierten, welche Kleinasien, Syrien und Armenien enthält, geschehen ist; der Zug des Xerxes I. und der des jüngeren Cyrus und des Xenophon sind gleichfalls eingezeichnet, und wenn uns in dieser Hinsicht noch ein weiterer Wunsch gestattet ist, so würde auch die grosse Königsstrasse, die von dem alten Sardes aus nach Susa führte, von Herodot beschrieben und von Kiepert ganz gut hiernach aufgenommen worden ist, bei einer neuen Auflage darauf anzugeben sein. Die fünfte Tafel, welche das eigentliche Griechenland sammt den nördlich anstossenden Ländern, Epirus, Macedonien und Thracien, so wie die Inseln und die anstossende, mit griechischen Colonien bedeckte Küste Kleinasiens enthält, zeigt an den Seiten kleine Kärtchen, welche die Gegend von Korinth, Sparta, und von Athen und dessen Umgebung (mit besonderer Rücksicht auf die Schlacht bei Salamis), so wie die Trojanische Landschaft darstellen, auf welcher zu unserer Befriedigung das alte Troja (bei dem heutigen Bunarbaschi) und Neu-Ilium von einander geschieden sind. Dem eigentlichen Hellas im engeren Sinne des Wortes ist das nächste Blatt gewidmet: ein besonderes Kärtchen der Landschaft Attika, Pläne von Sparta, Mantinea und Olympia sind gleichfalls hinzugekommen. Die siebente Tafel enthält Spanien mit der gegenüberliegenden Afrikanischen, einst den Carthagern, dann den Römern unterworfenen Nordküste; die achte Gallien mit den ostwärts anstossenden deutschen Landstrichen und mit Britannien; der Zug Hannibals ist darauf eingezeichnet. Auf der neunten, welche das römische Reich im vierten christlichen Jahrhundert enthält, also Alles, was den Römern je unterworfen war, ist durch besondere Farben der Bestand der

Digitized by Google

römischen Herrschaft zur Zeit des ersten, wie zur Zeit nach dem dritten Punischen Krieg, zur Zeit des Cäsar, des Augustus und der nachfolgenden Kaiser bis auf Severus unterschieden: daran reiht sich noch eine zehnte Tafel, welche Italien besonders bringt, nebst einem Seitenkärtchen der Landschaft Latium und den Plänen von Syracus und Carthago. Die beiden letzten Tafeln enthalten genaue Pläne von den beiden allerdings wichtigsten Punkten der alten Welt, von Rom und Athen: wir werden darauf noch unten zurückkommen.

Der unter Nr. 2 aufgeführte Atlas verfolgt einen specielleren Zweck: er soll auf der einen Seite der Lectüre der Commentarien Cäsars über den Gallischen Krieg, wie sie auf allen unsern Schulen eingeführt ist, zur Seite stehen, diese fördern durch die richtige Einsicht in die von Cäsar gegebene Beschreibung seiner Züge, seiner Schlachten u. s. w., mittelst genauer und detaillirter Vorlage von Karten und Plänen der hier in Betracht kommenden Oertlichkeiten; auf der andern Seite aber soll er auch gebildeten Männern, insbesondere militärischen Standes, welche über Cäsar's Feldzüge in Gallien sich näher orientiren wollen, ein dazu nothwendiges Hülfsmittel bieten, ohne welches allerdings eine richtige Einsicht in diese Feldzüge, und damit ein richtiges Verständniss wie eine richtige Würdigung derselben nicht gewonnen werden kann; zumal in unsern Tagen eben in dem Nachbarlande, das der Schauplatz der glorreichen Unternehmungen Cäsar's war, diesem Gegenstande von oben her, wie bekannt, eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden ist. Dass diese beiden Zwecke nicht auseinanderliegen und bei Bestimmung der Anlage wie der Ausführung dieses Atlas sich wohl vereinigen liessen, bedarf kaum eines besonderen Nachweises. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Blatt von Italien, auf welchem die Strassenzüge bemerkt und überdem die Städte griechischer Gründung durch Striche, die unter dem Namen angebracht sind, kenntlich gemacht sind, eröffnet, wie billig, den Atlas; die übrigen vierzehn Tafeln fallen auf Gallien; die zweite bringt einen Umriss Galliens mit Einschluss der daran stossenden Germanischen Länder, und zwar von Vindelicien, Noricum und Pannonien, wobei durch Farben die einzelnen Länder und Landestheile unterschieden sind; auch Britannien ist beigefügt; die weiter folgenden Tafeln beziehen sich auf die einzelnen Züge und Schlachten Cäsar's, so die dritte Tafel auf den Feldzug des Jahres 696, die folgenden bringen Pläne des Schlachtfeldes an der Aisne und an der Sambre, eine Karte des Feldzugs gegen die Veneter und eine andere des Feldzugs vom J. 699: so lassen sich Cäsar's einzelne Feldzüge, seine Kämpfe mit Ariovist und den Helvetiern, mit den Nerviern wie mit den Venetern, und die Züge desselben in dem nordwestlichen Gallien, zur Unterwerfung dieser Landstriche ganz gut im Einzelnen verfolgen, zumal die Ausführung der Karten eine

Digitized by Google

solche zu nennen ist, die an Deutlichkeit und Klarheit Nichts zu wünschen übrig lässt; man vergleiche zum Beispiel nur das zum Feldzug wider die Veneter dienende Kärtchen. Aber auch von den übrigen noch anzuführenden Karten lässt sich das Gleiche versichern. Die achte Tafel gibt durch eine Abbildung der Rheinbrücke Cäsar's einen klaren Begriff und eine deutliche Vorstellung der Anlage dieses Werkes, wie wir sie aus den noch unlängst über diese viel bestrittene Frage erschienenen Streitschriften, von welchen auch in diesen Blättern die Rede war (siehe S. 149 ff.) nicht gewinnen. Die neunte Tafel gehört zu Cäsar's Uebergang nach Britannien von dem Portus Itius (Boulogne) aus; die folgenden Tafeln sind für die Feldzüge vom Jahre 702 und 703, in welchem mit der Eroberung von Uxellodunum der Krieg durch die Unterwerfung von ganz Gallien sein Ende erreichte, bestimmt; eine grössere Karte auf der neunten Tafel lässt uns den ganzen Feldzug des Jahres 703 verfolgen, und die hier hauptsächlich in Betracht kommenden Orte, Alesia (das vielbesprochene, hier richtig bei Alise Sainte Reine angesetzt) Avaricum (Bourges) und Gergovia nach ihrer Lage überschauen: es sind aber auch von diesen drei wichtigen Orten, so wie von Uxellodunum und dem Kampf mit den Bellovakern noch besondere Pläne gegeben, durch welche die strategischen Verhältnisse, die hier manche Schwierigkeit bieten, aufgeklärt werden; so wird z. B. der Plan von Alesia Jedem, der ihn mit Cäsar's Beschreibung der Lokalität wie des Kampfes vergleicht, eine gewisse Klarheit zur richtigen Auffassung aller hier in Betrachtung kommenden Punkte geben, was bei dieser Streitfrage um so mehr nöthig ist, als dieselbe durch die umfangreiche Literatur, welche über diese Frage sich nach und nach gebildet hat, an Klarheit wahrhaftig nicht gewonnen, sondern fast noch mehr verwirrt worden ist. Auch der Plan von Gergovia ist vorzüglich ausgefallen, und dürfte wohl vor einem früheren (Jahrbb. d. Philolog. Suppl. N. F. I. zu S. 198) den Vorzug verdienen.

Aus dieser einfachen Darlegung dessen, was in diesem Atlas enthalten ist, und was er für den oben bemerkten Zweck in beiderlei Beziehungen bietet, mag seine Nützlichkeit und Brauchbarkeit entnommen werden. Der Lehrer wie der Schüler wird bei der Lectüre Cäsar's mit bestem Erfolg dieses Hülfsmittel anwenden, da hier mit einer allgemeinen ganz Gallien in grösserem oder kleinerem Format darstellenden Karte nicht auszureichen ist, sondern Specialkarten und Pläne durchaus zur richtigen Auffassung aller Einzelnheiten nothwendig sind.

Wir reihen unmittelbar an die grosse unter Nr. 3 oben aufgeführte Karte von Gallien, welche die Bestimmung hat, an der Wand oder an der Tafel des Schulzimmers aufgehängt zu werden, und darum in grösseren Dimensionen von mehr als fünf Fuss in die Länge, wie gleichmässig in die Breite gefasst ist. Die Gebirge wie

Digitized by Google

die Flüsse und die Meeresgestade treten überall deutlich hervor, die Städte sind durch schwarze Punkte und grössere Schrift der alten, wie der (in Klammern eingeschlossenen) neuen Namen leicht erkennbar; durch dicke rothe Linien werden die Züge Cäsar's veranschaulicht und durch gekreuzte Schwerdter sind alle in dessen Feldzügen durch grössere oder kleinere Kämpfe nahmhaften Oertlichkeiten bezeichnet, so dass der Lehrer, welcher die Commentarien des Cäsar liest, leicht die Schüler auf die vor ihnen aufgehängte Karte bei jeder Gelegenheit verweisen kann, während sie selbst ihren kleinen Atlas vor sich haben und sich so in Alles bequem zurechtfinden können. Dass die grosse Karte in Allem, was die Bestimmung der einzelnen Orte betrifft, mit den kleineren Karten sich in Uebereinstimmung befindet, wird zu bemerken kaum nöthig sein. So steht beides in gegenseitiger Beziehung und Wechselwirkung zu einander, und es wird auf diese Weise gewiss der Schüler eine richtige Auffassung der betreffenden Lokalitäten gewinnen, welche ihn auch zu einer richtigen Auffassung der Berichte und Beschreibungen Cäsar's allein zu führen vermag. Die Rheinbrücke Cäsar's ist, wie auf Blatt 8 des eben erwähnten Atlas, auf einem freien Seitenplatz der grossen Tafel ebenfalls beigefügt.

Die beiden in gleicher Grösse, wie diese Karte von Gallien gefassten und zu dem gleichen Zwecke bestimmten Pläne von Athen wie von Rom sollten gleichfalls in keinem Schulzimmer fehlen, wo doch fast täglich bei der Lectüre der alten Schriftsteller, der griechischen wie der lateinischen, irgend ein Punkt, irgend eine Stätte des alten Athen oder des alten Rom zur Sprache kommt. Auch hier sind alle einzelnen Punkte, die hervorragenden Gebäude, Tempel u. dgl. mit aller Genauigkeit, aber auch Deutlichkeit eingetragen, und da die beigefügte Schrift durch grosse und fette Lettern sich auszeichnet, leicht erkennbar. Bei dem Plan von Athen tritt insbesondere die Acropolis als Mittelpunkt mit allen ihren Gebäuden hervor, aber auch was sonst von merkwürdigen Gebäuden, namentlich Tempeln in den verschiedenen Theilen der Stadt bei den Schriftstellern des Alterthums vorkommt, ist hier an dem gehörigen Orte eingetragen: in manchen Fällen, wo ausreichende Angaben mangeln, musste die grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit den Ausschlag bei der Bestimmung der Lokalität geben. Und in solchen Fällen ist durchweg mit grosser Vorsicht verfahren und keiner Willkür irgendwie Raum gestattet. Zur Darstellung der Häfen Athens dient ein an der Seite eingefügter Carton. Der grosse Römische Stadtplan zeigt die Stadt nach den vierzehn Regionen, welche durch verschiedene Farben kenntlich sind; auch hier sind alle nur einigermassen beachtenswerthen oder in den Schriften der Alten erwähnten Gegenstände auf das sorgfältigste eingetragen, wir machen insbesondere auf Regio IX, VIII (das Capitol) und X (mons Palatinus) aufmerksam, wo so viele bemerkenswerthe Bauten

Digitized by Google

sich gleichsam auf einander drängen, und man wird gewiss Ursache haben, mit dem hier Geleisteten zufrieden zu sein. Der freie Raum, den die Ecken übrig lassen, ist benützt zu Abbildungen merkwürdiger Gebäude, die sich noch mehr oder minder aus dem römischen Alterthum bis auf unsere Zeit erhalten haben, des Tempels der Vesta, des Forum Romanum, der Moles Hadriani (Castello San Angelo), des Amphitheatrum (Kolosseum), der Pyramide des Cestius, des Triumphbogens des Titus wie des Severus, des Theatrum Marcelli, der Tiberinsel, des Pantheon. Es darf wohl als selbstverständlich betrachtet werden, dass die Bestimmung der Lokalitäten bei diesen beiden grösseren, zum Aufhängen bestimmten Plänen allerdings in Uebereinstimmung mit den beiden kleineren oben erwähnten Plänen, welche der Atlas enthält, sich befindet, so dass der Lehrer auch hierauf überall verweisen kann und Eines das Andere ergänzt; dass auf den grossen Wandplänen in Folge des grösseren Raumes mehr Oertlichkeiten angegeben sind, als auf den kleinen, auf welchen nur die wichtigsten und bedeutendsten bemerkt sind, liegt in der Natur der Sache.

Endlich haben wir noch des Album's zu gedenken, welches zu den genannten bildlichen Darstellungen eine Ergänzung anderer Art zu liefern beabsichtigt. Jedermann weiss, wie durch die unmittelbare Anschauung eines Gegenstandes im Bilde, der Gegenstand selbst uns ungleich näher tritt und von uns in ganz anderer Weise erfasst wird, als durch das blosse Wort und eine wenn auch noch so genaue und getreue Beschreibung in wohlgelungener Rede. Es mag diess insbesondere von Allem dem gelten, was in den Bereich des Alterthums fällt, und es war, von diesem Standpunkt aus betrachtet, gewiss ein glücklicher Gedanke, die besonders bemerkenswerthen Stätten des Alterthum's, Tempel und andere Gebäude, wie einzelne Städte und Landschaften, Häuser und Grabesmale, einzelne Scenen des Cultus wie des Kriegswesens und selbst das Costüm der Alten in treu nach der Wirklichkeit genommenen Abbildungen der Jugend vorzulegen, und so ein Bilderwerk, wenn man es so nennen will, zu schaffen, in welchem das Alterthum nach seinen verschiedenen Seiten repräsentirt, zur klaren und unmittelbaren Anschauung gebracht wird, so dass die Jugend das, was sie in den Schriftstellern findet, welche sie in der Schule oder zu Hause liest, auch im Bilde dargestellt zu erkennen vermag und in der treuen Abbildung nicht blos den Gegenstand selbst besser auffasst, sondern auch mit desto grösserem Interesse dafür erfüllt wird.

Das Ganze soll aus zwei und siebenzig Tafeln bestehen, die in Farbendruck ausgeführt, demnach die wichtigsten Denkmäler der alten Welt der Jugend in wohlgelungener, künstlerischer Ausführung vor die Augen führen, und zwar in zwölf Lieferungen zu einem überaus billig gestellten Preise, der auch minder bemittel-

Digitized by Google

ten Anstalten wie Privaten die Anschaffung erleichtert (15 Silbergroschen oder 54 Kreuzer Südd.). Die vorliegende erste Lieferung bringt das Erechtheum zu Athen in seinem dermaligen Zustande, woran ein schönes Landschaftsbild von Sparta sich anreiht, welches besonders durch die Darstellung der grossartigen Gebirgswelt, an deren Fuss die Stadt sich ausbreitete, anziehend wird. Das folgende Blatt stellt die Tiberinsel zu Rom dar; ein weiteres das Theater zu Egesta, nach der von Strack gemachten Restauration, ganz geeignet, eine richtige Vorstellung des alten Theaterbau's nach allen seinen Details zu geben, ohne welche ein richtiges Verständniss des alten Drama's nicht möglich ist; die beiden übrigen Tafeln zeigen zwei verschiedene Seiten des antiken Lebens, eine Opferscene, und einen Sturm römischer Krieger auf die Mauern einer Stadt (nach den Bildern der Trajanischen Säule): an beides wird der jugendliche Leser so oft bei der Lectüre alter Schriftsteller erinnert; nach diesen antiken Bildern kann er sich nun einen richtigen Begriff davon machen. Die Abbildungen selbst sind mit aller Treue ausgeführt, ohne irgend welche Zusätze oder Verschönerungen: um so mehr werden sie dadurch ihre Bestimmung erfüllen. In dem, was nun weiter in den nächsten Lieferungen folgen soll, erscheint eine zweckmässige Auswahl getroffen, die gleichmässig das griechische wie das römische Alterthum berücksichigt. In erster Reihe sollen erscheinen Landschaften und Bauwerke, diese besonders aus der römischen Welt, die allerdings auch in den noch vorhandenen Resten zumal in Rom selbst, ungleich mehr bietet, als das griechische Alterthum: aus diesem haben wir Athen mit der Akropolis und dem Parthenon, die Propyläen, den Theseustempel wie den Jupitertempel u. s. w. zu erwarten, auch den Minervatempel auf Aegina, wie den Neptuntempel zu Pästum; aus der römischen Welt, ein Bild von Rom selbst vom Capitol aus, das Pantheon, Forum, Colosseum, die verschiedenen Triumphbogen und Säulen, Tempel u. dgl., auch eine Ansicht von Pompeji, sowie eine Abbildung des Aquaducts zu Nismes soll folgen. Mehrere das Haus in seinen Details betreffende Abbildungen werden diese Darstellungen vervollständigen, sie werden nach Pompeji'schen Originalen gegeben. Nicht minder ist auch das, was den Cultus, wie das Theater betrifft, bedacht in einer Reihe von Tafeln; dem Kriegswesen, von dem uns die erste Lieferung, wie bemerkt, bereits einen Beitrag bringt, sollen noch sechs weitere Tafeln gewidmet werden. Wir beschränken uns auf diese allgemeinen Angaben, da die einzelnen Tafeln sämmtlich auf dem ausgegebenen Prospectus verzeichnet sind; man wird aus dem, was wir angeführt, zur Genüge ersehen, wie keine Seite der antiken Welt hier unbeachtet gelassen ist, und so mag man wohl dem Unternehmen einen guten Fortgang wünschen, und eine Verbreitung, durch welche die Zwecke des Ganzen in erfreulicher Weise gefördert werden können.

Digitized by Google

Die Annalen des Tacitus. Schulausgabe von Dr. Anton Aug. Draeger, Oberlehrer am königl. Pädag. zu Pulbus. Erster Band. Buch I—VI. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. 285 S. 8.

In ähnlicher Weise wie bereits vor einer Reihe von Jahren eine Bearbeitung der Historien des Tacitus von Heräus begonnen ward, die aber bis jetzt nicht weiter fortgesetzt worden ist, erscheint hier eine neue für den Zweck der Schule unternommene Bearbeitnng der Annalen des Tacitus, und wenn der Herausgeber eine solche Schulausgabe mit entsprechendem deutschem Commentar auch nach der Ausgabe der Annalen von K. Nipperdey als ein Bedürfniss betrachtet, so dürfte er schwerlich auf Widerspruch stossen, da Nipperdey's Ausgabe fast mehr den Lehrer als den Schüler im Auge hat, bei der hier unternommenen Bearbeitung der Annalen aber vorzügsweise der Schüler und der Lernende ins Auge gefasst und das Ganze in einer Weise durchgeführt ist, die ihm selbst einen Vorzug vor der genannten Bearbeitung der Historien zukommen lässt. Dass es bei der Bestimmung einer solchen Ausgabe hauptsächlich auf die dem Text beizufügende Erklärung und das dabei einzuhaltende Verfahren ankommt, und die Kritik in so weit in den Hintergrund tritt, als es genügt, einen möglichst verlässigen und bereinigten Text zur Grundlage zu nehmen und diesen im Wesentlichen wiederzugeben, bedarf kaum einer besonderen Erörterung. Bei der vorliegenden Ausgabe ist daher (und man wird diess gewiss billigen) der Text von Halm zu Grunde gelegt, mit im Ganzen nur wenig zahlreichen Ausnahmen, welche in einem kritischen Anhang (S. 283—285) verzeichnet sind: wir werden darauf noch zurückkommen. Was die Anmerkungen betrifft, die das Verständniss des Einzelnen erleichtern und fördern sollen, so haben sich allerdings dieselben auf das zu beschränken, was der Zweck der Ausgabe erheischt, daher einen Jeden, welcher die Ausgabe gebraucht, auf eine richtige Auffassung des lateinischen Textes zu führen durch Erörterung Alles dessen, was in Bezug auf den Ausdruck und die Sprache, oder auch in Bezug auf die Sache grösseren Schwierigkeiten unterliegt und nicht so leicht aus Grammatik oder Lexicon aufgeklärt werden kann. Bei der sachlichen Erklärung wird man immerhin zu beachten haben, dass der Schüler, welcher den Tacitus liest, doch bereits mit der alten Geschichte und Geographie im Allgemeinen Bekanntschaft gemacht hat, und bei der vorausgegangenen Lectüre des Cäsar oder des Sallustius und selbst des Cicero aus dem Gebiete der sogenannten Antiquitäten Manches zum Verständniss mitbringt, mithin die Erklärung sich nur auf diejenigen Punkte, die ihm noch nicht bekannt sein können, auf einzelne Namen und Personen zu erstrecken, hier aber auf das unmittelbar Nothwendige sich zu beschränken hat. Der Bearbeiter der vorliegenden Ausgabe hat diesen Grundsatz auch in seinem

Digitized by Google

vollen Umfang anerkannt, und daher in der sachlichen Erklärung nur kurz aber bestimmt und klar angegeben, was dem Schüler zum vollen Verständniss der Stelle unumgänglich nothwendig ist. Was hingegen das Sprachliche betrifft, so erfordert diess allerdings mehr Beachtung bei einem Schriftsteller, welcher, wie Tacitus, so manche Abweichung von der Redeweise der classischen Zeit, von Cicero, Cäsar und anderen dem Schüler durch die Lectüre früher bekannt gewordenen Schriftsteller bietet: und dieser Anforderung ist der Herausgeber in anerkennenswerther Weise nachgekommen, da er auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache des Tacitus, seine Abweichungen von der Redeweise der früheren Zeit, seine Verschiedenheit, sowohl im Gebrauch einzelner Wörter als in grammatischen Dingen, von den Schriftstellern der classischen Zeit überall hinweist und dadurch den Schüler in das richtige Verständniss der Sprache und des Sprachgebrauchs des Tacitus einführt. Sorgfältig wird überall auf den Unterschied hingewiesen, welcher die Sprache des Tacitus von der eines Cicero und Anderer trennt, eben so auf den besondern Gebrauch einzelner Wörter, der Casus, der Präpositionen u. dgl., oder auf die veränderte Constructionsweise, und selbst auf das, was der Sprache der Dichter zufällt, insbesondere Aehnlichkeit mit der Redeweise des Virgilius erkennen lässt. Bei der Bedeutung, welche gerade diese Seite der Erklärung bei Tacitus einnimmt, hat es daher der Herausgeber für zweckmässig erachtet, aus seiner unlängst auch in diesen Blättern (S. 398 ff.) besprochenen Schrift über Syntax und Stil des Tacitus eine Uebersicht des Sprachgebrauchs desselben in einer kürzern Fassung, die sich auf die Hauptpunkte dessen beschränkt, worin Tacitus mehr oder minder von der gewöhnlichen Redeweise abweicht, hier (S. 4—34) beizufügen oder vielmehr dem Texte selbst vorausgehen zu lassen. Es ist dadurch auch eine Raumersparniss bei den Anmerkungen eingetreten, in so fern der Herausgeber auf diese vorausgeschickte Uebersicht in jedem einzelnen Fall sich berufen konnte. Wir können hier uns nicht auf das Einzelne einlassen, um so mehr als nur wenige Stellen sich finden, welche zu einem Bedenken Veranlassung geben können. Wir rechnen dahin die Stelle II, 46. (»quoniam tres vacuas legiones et ducem fraudis ignarum perfidia deceperit«), wo der Herausgeber statt vacuas seine Conjectur vagas aufgenommen in dem Sinne von »nicht concentrirt«, was nach unserem Ermessen vagas eben so wenig bedeuten kann als vacuas, wie es von Manchen genommen wird in dem Sinn von: herrenlos. Will man die handschriftliche Lesart beibehalten, zumal da bei Tacitus vacuus auch sonst ganz absolut angewendet vorkommt, wo das dazu zu denkende Wort aus dem Zusammenhang entnommen werden muss, so wird man noch am ersten der Erklärung Orelli's folgen (»post Vari mortem duce destitutas, qui insuper ipse fraudis fuerit ignarus«) und das Wort in dem Sinne von verlassen (von ihrem Führer),

Digitized by Google

sich selbst überlassen, zu nehmen haben. Auch I, 28 (»prospereque cessura quae pergerent«) sehen wir keinen genügenden Grund die handschriftliche Lesart pergerent zu verlassen in dem Sinne: was sie begönnen, betrieben; auch würden wir uns nicht getrauen, die Wendung quae pergerent geradezu für unlateinisch zu erklären, da sonst Manches Andere ähnlicher Art bei Tacitus gleichfalls für unlateinisch erklärt werden müsste, was es doch nicht ist. Der Herausgeber hat dafür pararent in den Text gesetzt, was allerdings unter den verschiedenen Aenderungsvorschlägen, auf welche Herausgeber und Erklärer hier verfallen sind, noch als das annehmbarste erscheint, und jedenfalls annehmbarer ist, als andere hier gemachte Aenderungen, die wir alle nicht für nothwendig halten können (vergl. Halm in den Jahrbüchern d. Philol. LV. S. 391); aber wir halten pararent nicht für nothwendig und glauben, dass die handschriftliche Lesart im Text selbst immerhin zu belassen ist. Eben so scheint uns die Aufnahme der Conjectur consultatoque I, 50 für das handschriftliche consultatque durch keine Nothwendigkeit herbeigeführt, da die handschriftliche Lesart einen ganz guten Sinn gibt, und wir dann mit den Worten: »delecta longiore via cetera adcelerantur« nicht den Nachsatz beginnen, sondern einen neuen Satz anfangen, der in der rasch fortschreitenden Erzählung hier ohne eine Verbindungspartikel angereiht wird, wie sonst auch bei Tacitus. Eben so billigen wir es aber auch, wenn III, 31 die handschriftliche Lesart: »nam biennio ante Germanici cum Tiberio idem honor etc.« belassen und nicht triennio für biennio gesetzt ist: »wenn Tacitus sich geirrt hat, so darf deshalb der Text nicht corrigirt werden« bemerkt der Herausgeber mit allem Recht. Dasselbe gilt auch III, 58 bei der Stelle: »duobus et septuaginta annis«, wo darum nicht quinque zu setzen ist. Eben so wenig hat der Herausgeber sich verleiten lassen IV, 34 von der handschriftlichen Lesart: »et uterque opibusque atque honoribus viguere« abzugehen und que zu streichen, wenn auch die Verbindung zweier Worte mit que-atque seltener vorkommt, hier aber noch aus besondern Gründen sich erklären und damit rechtfertigen lässt. Dasselbe ist auch der Fall III, 35 am Schluss, wo der Herausgeber die wenn auch nicht handschriftliche, so doch ihr am nächsten stehende Lesart beibehalten und auch richtig erklärt hat: »et consensu adulantium haud iutus est«, wofür man adjutus est gesetzt hat; die Handschrift selbst hat bekanntlich iustus für iutus. Aber III, 67 vermögen wir noch nicht, die Worte: »eo quod ipse creberrime interrogabat« für ein Glossem zu halten: im Gegentheil, sie erscheinen uns für den Zusammenhang des Ganzen und für das Verständniss nothwendig; wir billigen es daher auch, dass der Herausgeber sie nicht als verdächtig durch eckige Klammern bezeichnet hat. In der Stelle VI, 2 am Schluss hat der Herausgeber die Verbesserung von Döderlein auf-

Digitized by Google

genommen, indem er schreibt: haec adversus Togonium verbis moderans, neque ut ultra abolitionem sententiae suaderet«; denn suaderet hat die Mediceische Handschrift, so dass es am Ende sich blos um das Einschieben von ut handelt, das hier nicht gut zu entbehren ist; suadere, wie Andere gesetzt, wird schwerlich in befriedigender Weise zu erklären sein.

Wir wollen diese Besprechung einzelner Stellen nicht weiter fortsetzen, da wir es für unnöthig halten und Jeder durch eigene Einsicht sich bald und leicht überzeugen kann, dass diese Bearbeitung der Annalen dem vorgesetzten Zwecke entsprechend ausgefallen ist, und mit Erfolg von dem Schüler gebraucht werden kann, welcher in den Anmerkungen insbesondere Gelegenheit findet, sich mit dem Sprachgebrauch und der Redeweise des Tacitus näher bekannt zu machen, namentlich auch dieselbe im Gegensatz zu den Schriftwerken des classischen Zeitalters richtig zu erkennen. Darauf aber beruht die richtige Auffassung und das wahre Verständniss des Textes, zu welchem der Leser geführt werden soll. Noch glauben wir erwähnen zu müssen, dass der Herausgeber sich von trivialen Erklärungen, wie wir sie leider in manchen der mit deutschen Anmerkungen versehenen Schulausgaben antreffen, ziemlich fern gehalten hat; er mochte wohl einsehen, dass durch solche Erleichterungen der Schüler in seinen Studien nicht gefördert, wohl aber zur Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit angeleitet wird.

Ausgewählte Reden des Lysias. Für den Schulgebrauch erklärt von Herm. Frohberger. Zweites Bändchen. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. V und 188 S. in gr. 8.

Nachdem das erste Bändchen eine ausführliche und eingehende Besprechung in diesen Jahrbüchern erhalten hat, glauben wir uns über das zweite hier vorliegende kürzer fassen zu können, da es nach Anlage wie Ausführung dem ersten ganz gleich gehalten ist, wohl aber im Einzelnen selbst den Eindruck grösserer Reife und Vervollkommnung hinterlässt. Denn diese seinem Werke zu geben, war der Herausgeber in jeder Weise bemüht: der beigefügte Commentar gibt davon insbesondere Kunde. Fünf Reden sind in diesem Bändchen enthalten, nemlich die beiden Reden gegen Alkibiades (XIV und XV), die Rede gegen Theomnestos (X), gegen Diogeiton (XXXII) und die Rede über die Tödtung des Eratosthenes (I). Zu jeder dieser Reden wird eine sorgfältig ausgearbeitete Einleitung gegeben, welche Veranlassung, Gegenstand, Inhalt bespricht; bei den beiden ersten Reden, welche in neuester Zeit in ihrer Aechtheit als Produkte des Lysias bezweifelt worden sind, hat sich der Verf., und gewiss mit vollem Recht, für die Aecht-

Digitized by Google

heit ausgesprochen und hier an Rauchenstein sich angeschlossen; in gleichem Sinn hat er sich auch über die Rede gegen Theomnestos ausgesprochen (S. 58), worin ihm ebenfalls ein Jeder, der unbefangen an diese Rede geht, gern beistimmen wird. Was für die Texteskritik in neuerer Zeit irgendwie geleistet worden, ist mit aller Umsicht benutzt, so weit es der Zweck und die Tendenz der Ausgabe überhaupt gestattete, welche doch zunächst für die Schule bestimmt ist; das Hauptaugenmerk des Herausgebers war allerdings auf die Erklärung gerichtet, und diese ist in den unter dem Text gestellten Anmerkungen in so reichem Maasse und in solcher Fülle gegeben, dass wir Jeden, der mit Lysias und seiner Sprache sich näher bekannt zu machen wünscht, unbedingt auf die Lectüre der hier commentirten Reden verweisen möchten, da er daraus den Sprachgebrauch des Lysias am besten ersehen und auch näher kennen lernen kann, abgesehen von dem, was zur richtigen Auffassung und zum vollen Verständniss des Textes, auch in sachlicher Hinsicht, sich bemerkt findet. Es sind diess fast lauter Gegenstände, in welchen der Verfasser nicht leicht auf Widerspruch fallen wird. Und diese Fülle von sprachlichen Bemerkungen, die mit aller Schärfe und Präcision gegeben sind, dient zugleich auch dazu, den Sprachgebrauch anderer Schriftsteller, insonderheit der Redner, vielfach in's Licht zu setzen. Nur Weniges findet sich, was man weggelassen oder geändert sehen möchte, wie z. B. S. 88 in den Anmerkungen zur Rede gegen Diogeiton §. 3: εἰ δὲ μὴ »andernfalls, zu XII, 50.« Denn das, denken wir, sollte der Schüler, der diese Reden des Lysias liest, wohl wissen. Indessen wird man auf solche Dinge, worüber ohnehin nicht Alle gleich denken und urtheilen, keinen weiteren Werth legen wollen, da, wo in Allem Andern mit so grosser Genauigkeit und Sorgfalt verfahren ist, wie jede Seite dieses Commentar's zeigen kann, so dass es auch nicht weiter nöthig erscheint, besondere Belege daraus hier anzuführen. Dem jungen Studirenden der Philologie aber, der sich den Lysias zur Privatlectüre wählt, glauben wir diese Bearbeitung, als Führer, insbesondere empfehlen zu sollen, weil er daraus ausserordentlich Vieles in sprachlicher Hinsicht lernen kann, und zugleich in allen sachlichen Gegenständen, namentlich solchen, die auf das attische Recht sich beziehen, volle Befriedigung finden wird. Was nun noch den Text und dessen Gestaltung betrifft, so wird man gerne wahrnehmen, dass der Verfasser sich meist an die beglaubigten Lesarten der schriftlichen Ueberlieferung gehalten und nur da, wo es unumgänglich nöthig erschien, davon sich entfernt hat, überhaupt in Aufnahme der sogenannten Verbesserungen sehr vorsichtig gewesen ist, was man in einer für die Schule oder für die Privatlectüre bestimmten Ausgabe gewiss nur billigen wird. Diese Vorsicht hat ihn daher auch in verhältnissmässig nur wenigen Stellen, welche S. IV des Vorworts bemerkt sind, seinen eigenen Verbesserungsversuch in den Text

Digitized by Google

aufnehmen lassen. Wir können uns hier nicht auf die Besprechung dieser Stellen im Einzelnen einlassen, glauben aber, dass in der Mehrzahl derselben die Verbesserung als annehmbar und zulässig erscheint. Manches der Art ist auch in dem Anhang (S. 139—188) behandelt, den der Lehrer wenigstens, der diese Ausgabe gebraucht, nicht ausser Acht lassen darf: denn ausser der bemerkten kritischen Besprechung, die vielfach mit der Auffassung und Erklärung der betreffenden Stelle zusammenhängt, finden sich hier nicht wenige erklärende, wie insbesondere sprachliche Bemerkungen, welche den Sprachgebrauch und die Redeweise des Lysias in's Licht setzen und eben darum nicht zu übersehen sind. In der äusseren Einrichtung zeigt dieses Bändchen keine Verschiedenheit von dem ersten.

Es mag bei dieser Gelegenheit noch erinnert werden an einen andern werthvollen Beitrag zur Kritik des Lysias, und damit auch zu dem richtigen Verständniss einer Anzahl von Stellen, welche in einer offenbar verdorbenen Gestalt auf uns gekommen sind:

Conjecturae Lysiacae. Scripsit A. Th. Dryander. Halle 1868. (Programm) 31 S. in 4.

Es sind lauter schwierige Stellen, welche hier besprochen werden, um, da kein anderes Mittel zu Gebot steht, auf dem Wege der Conjecturalkritik geheilt und dadurch verständlich gemacht zu werden, und zwar aus den Reden VII. XIII. XIX. XXIV. XXVI. XXVII. XXVIII und XXXI, womit gelegentlich auch einige Stellen aus den neuentdeckten Resten des Hyperides verbunden sind. Man wird in den meisten Stellen kaum Bedenken tragen, die Verbesserungsvorschläge des Verfassers annehmbar zu finden, zumal er es an der nöthigen Begründung nicht hat fehlen lassen. Und so wird dieser Beitrag zur Kritik des Lysias allen Freunden des Redners bestens zur näheren Beachtung empfohlen werden können.

Einen anderen Beitrag zur Kritik des Lysias bringt noch folgende Schrift, auf die wir bei dieser Gelegenheit aufmerksam machen wollen:

Analecta critica ad Thucydidem, Lysiam, Sophoclem, Aristophanem et comicorum Graecorum fragmenta. Scripsit Henricus van Herwerden, in Acad. Rheno-Trajectina Litt. Prof. Trajecti ad Rhenum. Apud J. L. Beijers. MDCCCLXVIII. 55 S. in gr. 8.

In dem fünften Capitel S. 56 ff. wird eine Anzahl von Stellen aus verschiedenen Reden des Lysias kritisch behandelt, und Verbesserungsvorschläge angegeben, die zum Theil durch die kurz zu-

Digitized by Google

vor erschienenen Lectiones Lysiacae von Halbertsma veranlasst sind. Dasselbe ist der Fall mit einer Anzahl Stellen aus Thucydides im ersten, und aus Sophocles im zweiten Capitel, während im dritten Stellen aus griechischen Komikern, im vierten aus Aristophanes behandelt werden. Neue handschriftliche Hülfsmittel sind dabei nicht benutzt, es ist mehr oder minder die Conjecturalkritik, welche hier vorherrscht und in der Weise geführt wird, die uns auch aus andern ähnlichen Versuchen der neu-holländischen Schule der Philologie bekannt ist. Ob inzwischen der Verfasser mit seinen Vorschlägen überall durchdringen und für seine Aenderungen den Beifall der Fachgenossen erringen werde, wagen wir nicht zu behaupten, da auch uns manche Bedenken im Einzelnen aufgestossen sind: immerhin aber werden sie die Beachtung Derer verdienen, welche mit der Herausgabe dieser Autoren beschäftigt sind.

Molière-Studien. Ein Namenbuch zu Molière's Werken mit philologischen und historischen Erläuterungen von Hermann Fritsche, Oberlehrer an der städtischen Realschule zu Wohlau. Danzig. Verlag von Th. Bertling. 1868. XXXX und 154 S. in gr. 8.

Diese Schrift verdient als ein Beitrag zu der dem grossen Dichter Frankreichs gewidmeten Literatur gewiss unsere Beachtung, sie erscheint als die Frucht von gründlichen, diesem Gegenstande gewidmeten Studien. Niemand wird die Bedeutung verkennen, welche die in den Stücken Molière's vorkommenden Personennamen ansprechen, nicht blos in Bezug auf das richtige Verständniss der betreffenden Stücke im Einzelnen, sondern auch im Allgemeinen für die richtige Würdigung des Dichter's selbst in der Art und Weise seiner Behandlung des komischen Stoffes. Der Verf. hat es nun unternommen, in vorliegender Schrift eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung aller der in Molière's Stücken vorkommenden Eigennamen, insonderheit der Personennamen zu geben und jedem Namen, unter Anführung des Stückes und der Stelle, wo er darin vorkommt, die nöthige Erklärung beizufügen, die hier und dort zu einer umfassenden Erörterung angewachsen ist. Vorausgeschickt ist als erster Theil des Ganzen eine Einleitung, welche die allgemeinen Verhältnisse bespricht, die bei diesen Namen zu berücksichtigen sind, und hier insbesondere nachweist, mit welcher Vorliebe der Dichter die Namen seiner Personen aus dem Alterthum, und zwar besonders aus dem Griechischen — nicht weniger als achtzig — entnommen hat, andere, wenn auch in geringerer Zahl, aus dem Lateinischen, und wie er selbst dem Spanischen und Italienischen, auch dem populär Französischen viele Namen — im Ganzen etliche sechzig — entlehnt hat, während er aus dem

Digitized by Google

Deutschen gar keinen Namen nimmt, und auch aus dem Arabischen nur drei vorkommen. Wir können in das Einzelne dieser Erörterung nicht eingehen, und wollen hier nur Einen, allerdings wichtigen Punkt berühren, dessen Besprechung nicht zu übergehen war, nemlich die auch in Frankreich viel besprochene und in verschiedenem Sinne beantwortete Frage, in wie fern die in den Stücken Molière's dargestellten Charaktere und Personen, die mit fingirten Namen auftreten, einen wirklichen historischen Gehalt haben, d. h. auf bestimmte, wirkliche Personen aus Molière's Zeit sich beziehen lassen und diese darzustellen bestimmt sind, d. h. wie unser Verfasser sich ausdrückt, »ob und in welchem Maasse Molière seine Komödiennamen unter die Porträts wirklicher Personen gesetzt habe« (S. XXIX). Bekanntlich gehen die Ansichten der französischen Gelehrten über diesen Punkt sehr aus einander, indem die Einen, an deren Spitze Aimé-Martin steht, in Allem solche historische Beziehungen wittern, die Andern, wie namentlich Moland, dem wir die beste Ausgabe des Dichter's verdanken, die auch unser Verf. durchweg benutzt hat, diess gänzlich in Abrede stellen, und von dem Dichter jede bestimmte Absicht fern zu halten suchen. Der Verf. schliesst sich weder der einen noch der andern Richtung unbedingt an, er zeigt aus allgemeinen, und auch aus besondern Gründen, wie unvermeidlich es ist, dass ein Komödiendichter, der Bilder seiner Zeit, und zwar getreue und gewissermassen wirkliche vorführen will, auch darauf komme, persönlich in dieser Weise zu werden, und Leben und Sitten einzelner Personen seiner Zeit und seiner Umgebung auf die von ihm unter andern Namen freilich eingeführten Personen seiner Komödie zu übertragen. Schon das Leben in einem streng monarchischen Staate legte dem Dichter eine solche Schranke auf, die ihn verhinderte, alle Dinge und Personen mit ihrem wahren Namen zu benennen, wie es z. B. seiner Zeit die alt-attische Komödie in dem demokratischen Athen gethan hat, während in dem aristokratischen Rom diess nicht angieng; der Dichter war daher unwillkürlich genöthigt, in fingirten Personen die Wirklichkeit des Lebens darzustellen, wie es ja selbst auf andern Gebieten der Poesie jener Zeit eingeführt war, wirkliche Personen und Begebnisse unter fremdartigen Namen verhüllt, zu besprechen; nur glaubt der Verf., dürfe man hier nicht zu weit gehen, und nicht in Allem, was dem frei schaffenden Geiste des Dichters entfloss, solche bestimmte historische Beziehungen auf wirkliche Personen und Thatsachen wittern; es scheint der Verf. hier einen richtigen Mittelweg eingehalten zu haben, welcher dem Dichter keine Gewalt anthut, und von gezwungenen und gesuchten Deutungen sich fern zu halten sucht.

In dem Namenbuch selbst gibt der Verf. eine, wie bemerkt, alphabetische Zusammenstellung aller der in Molière's Stücken vorkommenden Eigennamen, der Orts- und Ländernamen, wie der Personennamen, mit beigefügter Erklärung, welche theils sprach-

Digitized by Google

lich-etymologischer Art ist, insofern sie Herkunft und Ableitung des Wortes erörtert und damit zugleich den Sinn und die Bedeutung desselben darlegt, indem sie die nöthige Erläuterung aus den Zeitverhältnissen, den Sitten und Einrichtungen wie Anschauungen jener Zeit beifügt, so dass in diesem Namenbuch eine vollständige Prosopographie vorliegt, die zum Verständniss des Einzelnen wie des Ganzen nicht wenig beiträgt. Was das erstere betrifft, so erinnern wir nur an die Erörterungen, wie sie z. B. bei dem Wort Arlequin oder bei dem Worte Tartuffe (S. 12 ff.) gegeben werden, welches mit dem Worte truffe in Zusammenhang gebracht wird, das eben so wohl Trüffel, wie Posse, Windbeutelei bedeute, und in der erweiterten Form tartoufle, tartufle einen Windbeutel, Betrüger, und in specie einen Heuchler bezeichne, der seine weltlichen, besonders fleischlichen Begierden unter der Maske des Frommen verstecke. Dass Zanobio, als süditalienische Form von Giannovio nur für eine Erweiterung von Gian d. i. Johann anzusehen sei, wie S. 148 angegeben ist, will uns noch nicht recht einleuchten. In Bezug auf die sachliche oder historische Erklärung erinnern wir nur an Namen, wie Vadius, einen fingirten Gelehrtennamen, mit welchem, wie auch wir glauben, kein anderer als Menage gemeint sein kann S. 143; eben so Philaminte in den Femmes savantes S. 112, oder Célimène S. 29 ff., worüber die Deutung allerdings schwankt, Alceste S. 2 ff. Wie Molière über Cicero und Aristoteles spottet, wird unter den betreffenden Artikeln gezeigt, insbesondere aber verweisen wir auf S. 41 Descartes, wo näher gezeigt wird, in welcher Weise und warum Molière, ein Schüler Gassendi's und ein Anhänger der Epicureischen Lehre, diesen Philosophen verspottet, und eben so als Gegner der aristotelischen, d. h. scholastischen Philosophie sich zeigt. Die Darlegung der philosophischen und ästhetischen Ansichten Molière's, die nach S. 12 der Verfasser einer besondern Abhandlung vorbehalten hat, wird gewiss erwünscht sein. Endlich, um noch ein ganz verschiedenes Beispiel anzuführen, S. 104 ff. unter Paris wird man alle die Beziehungen und einzelnen Lokalitäten dieser Stadt, welche bei Molière erwähnt werden, besprochen finden.

Wir beschränken uns auf diese leicht noch weiter auszudehnenden Anführungen und schliessen mit dem Urtheil, dass der Verf. gelegentlich S. 64 über den grossen Dichter, dessen Werke den Gegenstand seiner Schrift bilden, ausgesprochen hat. »Molière erscheint überall als der vorurtheilslose Kritiker und wahrer Dichter, der in Geschmack und Urtheil uns, den Alten und Shakespear viel näher liegt als alle seine Zeitgenossen.«

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

C. Sallustii Crispi Catilina, Jugurtha, Historiarum reliquiae potiores. Accedunt epistulae ad Caesarem de republica. Henricus Jordanus recognovit. Berolini apud Weidmannos. MDCCCLXVI. VIII. 150. 8.

Gai Sallustii Crispi de Catilinae conjuratione et de bello Jugurthino. Accedunt orationes et epistulae ex historiis excerptae. Edidit Rudolphus Dietsch. Editio quarta emendatior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCCLXVII. XIV. 128. 8.

Henrici Jordani de Suasoriis ad Caesarem senem de re publica inscriptis Commentatio. Berolini apud Weidmannos A. MDCCCLXVIII. p. 32. 8.

Niemand wird in Abrede stellen wollen, dass, wie das Studium der römischen Literatur überhaupt, so auch die Texteskritik und die Erklärung der Werke Salust's in den letzten 45 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht habe. Dafür würde schon die grosse Zahl der Mitarbeiter einen Beweiss abgeben, welche seit der ersten Ausgabe des Unterzeichneten (Basel im Jahr 1823), durch welche diese Studien eine neue Anregung erhielten, für diesen Zweck thätig gewesen sind. Es genügt an die Namen Orelli, Kritz, Herzog, Fabri, Lange, Roth, Bojesen, Jacobs, Linker, Dietsch, Jordan zu erinnern, vieler Anderer, welche sich gelegentlich mit dem Schriftsteller beschäftigt haben, gar nicht zu gedenken. Allerdings war diese mannigfaltige Thätigkeit gerechtfertigt durch die Schwierigkeit des Gegenstandes. Die grosse Zahl der Handschriften, die weit über die Zahl von 200 hinausgeht, und die erst nach und nach zur allgemeinen Kenntniss kamen; die verschiedenen Urtheile der Grammatiker, deren Aufmerksamkeit der Schriftsteller schon früh auf sich gezogen hatte; ferner der unverkennbare Archaismus, für dessen Umfang ein sicherer Maassstab erst gewonnen werden musste, endlich die eigenthümliche Gedankenwelt mit der angemessenen Form, waren eben so viele Probleme, für deren Lösung die gewöhnliche lateinische Sprachkenntniss nicht ausreichte. Die Handschriften mussten genauer untersucht und nach ihrer Geltung bestimmt werden; für den archaistischen Ausdruck mussten die Gränzen schärfer bestimmt, die Urtheile der Grammatiker auf ihren wahren Werth zurückgeführt und für die Charakteristik der Eigenthümlichkeit das richtige Verständniss gesucht werden. Dass in dieser Hinsicht ein Tag den andern lehrt, und dass bei beharrlichem und unausgesetztem Studium die verschiedenen Ansichten sich berichtigen und mehr und mehr eine klare Gesammtanschauung vorbereiten, liegt in der Natur

Digitized by Google

der Sache. Eine wiederholte und immer erneuerte Betrachtung des Gegenstandes wird hier am meisten fördern. Der Unterzeichnete hat in seinen verschiedenen Bearbeitungen in den Jahren 1823. 1832. 1852 und 1856 wenigstens den Beweis geleistet, dass er seit 40 Jahren den Schriftsteller nicht aus dem Gesichte verloren hat. Durch seine fortgesetzten Forschungen war er zum dem Ergebniss gelangt, dass von der zahllosen Menge der Handschriften nur wenige für die definitive Feststellung des Textes maassgebend wären, weil bei der Besonderheit des Ausdrucks für viele Abschreiber die Verführung zu gross war, das Seltene mit dem Gewöhnlichen zu vertauschen; wiewohl es auch nicht an Versuchen des Gegentheils gefehlt hat.

Welche Handschriften nun hier vor Allen genannt werden müssen, kann nach den bisherigen Untersuchungen nicht zweifelhaft sein; es sind der Basiliensis I, die beiden Pariser X. Z., der Einsidelensis, und für die Reden und Briefe der Vaticanus 3864, welche sämmtlich erst durch den Unterzeichneten zu ihrer wahren Geltung gekommen sind. In zweiter Linie reihen sich an die erstern an der Turicensis, der Guelpherbitanus V, der Vimariensis II, der Leidensis C, der Fabricianus I, und Havniensis, Tegernseensis und Erlangensis. Die 3. Stelle nehmen unter den genauer bekannten der Genevensis und Basiliensis IV ein. Uebrigens enthalten noch manche Handschriften, die sonst nicht zu den zuverlässigen gezählt werden, hier und da Bestätigungen sehr guter Lesarten, weil eben unter vielen Verderbnissen manches Gute stehen blieb. Im Ganzen wird aber die Vergleichung der meisten Vulgärhandschriften nur eine Wiederholung des Bekannten darbieten. Diess hat indessen Herr Dietsch nicht abgeschreckt, noch einmal den Text mit einer massenhaften Farrago von Varianten auszustatten in seiner Ausgabe von 1859, worauf auch im Wesentlichen der Text der vorliegenden basirt ist; ein Unternehmen, welches, abgesehen von dem Vorwurf der Ungenauigkeit, die bei dieser Art von Bearbeitung fast unvermeidlich ist, die klare Uebersicht des Richtigen ungemein erschwert und auf keinen Fall so verdienstlich als mühevoll ist. Herr Jordan hingegen, der sich der Ueberzeugung nicht verschliessen konnte, dass nur wenige Handschriften als Basis eines berichtigten Textes angesehen werden können, hat darin einen neuen Weg eingeschlagen, dass er den Codex X (Sorbon. 500) zum Grunde legt mit Benutzung der manus altera (p); die übrigen Codices primae familiae omnes vel aliquot hat er mit C bezeichnet, die Codd. interpolati vel omnes vel aliquot unter den Buchstaben z begriffen, darunter den Monacensis 14477 und den Vaticanus 3325 für cap. 103—106, und 103—112 benutzt, endlich den Codex Vaticanus 3864 für die Reden und Briefe. Es dürfte einigermaassen schwer fallen, dieses Verfahren denjenigen gegenüber zu vertheidigen, welche einige Kenntniss von dem Verhältniss der betreffenden Handschriften haben. Wo wären wir hingerathen, wenn jeder die

Digitized by Google

Handschrift, die ihm etwa genauer kennen zu lernen vergönnt war, dem Text zum Grunde legen und die übrigen nur accessorisch mit erwähnen wollte? Eine genauere Prüfung der Handschriften Bas. 1. X und Z würde Herrn Jordan überzeugt haben, dass dieselben einer gemeinsamen Quelle entstammen und nur durch die grössere oder geringere Nachlässigkeit der Abschreiber, namentlich aber durch die Verbesserungen der manus altera sich unterscheiden. In Beziehung auf den Codex Z (P^1 bei Dietsch) hat diess, wenn es noch des Beweises bedurfte, neulich nachgewiesen Herr Joh. Caspar Wirz: de fide atque auctoritate Codicis Salustiani, qui Parisiis in bibliotheca imperiali asservatur (1576) Commentatio. Accedit Varietas scripturae ex eodem Codice itemque ex Einsidelensi et Turicensi conscripta. pag. 20. 4to., womit sich der junge Mann viel unnöthige Mühe gemacht hat. In Beziehung auf das Verhältniss des Cod. B zu dem Cod. X wird die unten folgende Zusammenstellung den nöthigen Aufschluss geben und auf jeden Fall den Beweis herstellen, dass der letztere nicht den Vorzug vor dem erstern verdient. Wenn es nun überhaupt unstatthaft ist, da, wo mehrere gute Handschriften vorliegen, welche der gleichen Quelle entstammen und dem innern Werthe nach nicht sehr verschieden sind, eine derselben ausschliessend zum Grunde zu legen, so ist diess bei dem Cod. X um so weniger zulässig, weil derselbe trotz seines Alters (er gehört wahrscheinlich dem 10. Jahrhundert an) so viele Verschreibungen und Auslassungen hat, dass ohne die Correkturen und die manus altera derselbe eine sehr tiefe Stelle einnehmen würde. Ist nun also die Grundlage falsch, so wird auch das Verhältniss zu den übrigen guten Handschriften verrückt. Oder ist es nicht gerade lächerlich, wenn man statt der angenommenen Grundlage in sehr vielen Fällen die als niedriger taxirten Handschriften zu Hülfe ziehen muss. Dann fragt man mit Recht, welches sind dem Herrn Jordan die ceteri primae familiae Codices vel omnes vel aliquot? Oder was lernt man aus Anführungen, wie z. B. praelio P C bello C magis quam C magis om. P C und dergleichen. Endlich, welches sind die Codices interpolati? Kennt Herr Jordan einen einzigen Codex, der nicht einzelne Interpolationen enthält. Schon Dr. Roth hatte einen unglücklichen Versuch gemacht, eine Art Genealogie der Sallustianischen Handschriften festzustellen und dieselben nach Familien zu scheiden, ohne irgend Jemand von der Richtigkeit seiner Annahme zu überzeugen, aber diese Art der Eintheilung, die Herr Jordan gemacht hat, wird noch viel weniger sich rechtfertigen lassen, und auf keinen Fall auf die Constituirung des Textes einen vortheilhaften Einfluss ausüben können.

Allerdings scheinen die Werke des Salustius, wenn sie schon gleich bei ihrem Erscheinen grosses Aufsehen erregten und sehr früh die Grammatiker beschäftigten, in Rücksicht auf die Erhaltung kein sehr günstiges Schicksal gehabt zu haben. Fast mögte

Digitized by Google

man glauben, dass keine Handschrift sämmtliche Werke des Sallustius vereinigt enthalten habe, sondern dass dieselben, wie sie zu verschiedenen Zeiten herausgegeben wurden, so auch getrennt abgeschrieben wurden. Nur dass der Catilina und Jugurtha, weil in ihnen das biographische Element überwiegt, häufig zusammen gestellt wurden. Von den Historien, von denen wir nicht einmal wissen, ob Sallustius sie nach seinem ursprünglichen Plane vollendet hinterlassen oder bis zu dem vorgesteckten Ziele fortgeführt hat, scheinen weniger Abschriften vorhanden gewesen zu sein, wiewohl sowohl die Kirchenväter als die Grammatiker dieselben nicht weniger oft angeführt haben. Indessen haben offenbar die Auszüge der Reden und Briefe, welche sich freilich auch auf den Catilina und Jugurtha beziehen, viel zu dem Untergang der Historien beigetragen, zumal diese Sitte Auszüge für rhetorische Zwecke zu machen schon im ersten Jahrhundert begonnen hat. So haben sich also zwei Arten von Handschriften erhalten, wovon die erste Classe den Catilina und Jugurtha, die zweite die Reden und Briefe sowohl aus dem Catilina und Jugurtha als aus den Historien erhielt. Beide Classen gehen bis auf's 10., vielleicht bis auf's 9. Jahrhundert zurück. Die ältesten Abschriften der ersten Classe sind die drei obengenannten, die der zweiten der Vaticanus 3864. Da nun aber jene ältesten Handschriften des Catilina und Jugurtha lückenhaft sind, und andere spätere den vollständigen Text bieten, so hat man einen zweiten Urcodex des Catilina und Jugurtha annehmen wollen, zumal noch mehrere Ergänzungen in den jüngern Handschriften vorkommen, die in den ältern fehlen. Aber bei den vielen Anzeigen, welche auf eine einheitliche Quelle hinweisen, lässt sich ein überzeugender Beweis dieser Behauptung nicht führen. Vielmehr geht aus der Beschaffenheit der besten Handschriften hervor, dass der Urcodex sehr übel zugerichtet und theilweise sehr schwer zu entziffern gewesen ist. Ja er muss durch Verschiebung der Blätter anfangs unvollständig gewesen sein. Die Blätter kamen später vielleicht im 11. oder 12. Jahrhundert, wie man aus dem Codex Turicensis schliessen kann, wieder zum Vorschein und wurden nun von den weniger unterrichteten Schreibern des 14. Jahrhunderts nachlässig abgeschrieben. Dieselben haben auch noch einige Lücken der ältern Handschriften ausgefüllt, die entweder früher waren übersehen worden, oder damals nicht hatten entziffert werden können: wie wir Aehnliches nicht nur bei den Palimpsesten, ja bei wiederholter Vergleichung aller Handschriften, tagtäglich erfahren, wo jede neue Collation Neues zu Tage fördert. Bei den Stellen »neque muniebantur und de controversiis etc.« ist es sehr wahrscheinlich, dass sie am Rande standen und als Glosseme betrachtet, und erst später eingetragen wurden, wie denn solche Glossen in den besten Handschriften vorkommen und nicht immer als solche erkannt werden. Was z. B. von der bekannten Stelle Catilina 6 gilt: ita brevi multitudo dispersa atque vaga concordia

Digitized by Google

civitas facta erat, welche Herr Dr. Roth und Herr Jordan in guter Treue in den Text aufgenommen haben, worüber zu vergleichen Praefatio Editionis stereotypae p. XI. Wenn nun schwerlich wird geläugnet werden können, dass der Text sämmtlicher Sallustianischen Manuscripte für Catilina und Jugurtha aus einer Quelle herzuleiten ist, und dass auch für die Excerpta nur die eine Vaticanische Handschrift maassgebend genannt werden kann, so entsteht nun die Frage, welche Grundsätze bei der Feststellung des Textes in Anwendung gebracht werden müssen?

Niemand kann darüber zweifelhaft sein, dass die Grundlage die drei besten und ältesten Handschriften bilden müssen, welche offenbar dem ursprünglichen Texte am nächsten kommen. Da aber im Fortgang der Zeit die sehr übel zugerichtete Handschrift theilweise besser entziffert wurde, so werden einzelne Ergänzungen auch aus jüngeren Handschriften nicht verschmäht werden dürfen, welches für die grosse Lücke Jug. 103—112 eine absolute Nothwendigkeit ist. Schwerer ist das Verhältniss des Vaticanus für die aus dem Catilina und Jugurtha excerpirten Reden und Briefe zu bestimmen, in denen Herr Jordan vielleicht nicht ohne Grund eine schon ältere Redaction erkannt hat, welche schon Spuren willkürlicher Aenderungen trägt, daher sie keineswegs eine höhere Autorität als die ältesten Handschriften in Anspruch nehmen darf, wenn auch einige Lesarten unbedingt den Vorzug verdienen. Ehe wir indessen tiefer auf die Frage über die Gültigkeit der Handschriften eingehen, ist vor Allem das Verhältniss des Cod. Basiliensis zu dem Parisinus X (500 Sorbon.) festzustellen, welche sich am leichtesten ergeben wird, wenn wir nachweisen, worin sie mit einander übereinstimmen, und worin sie abweichen. Erstens will ich constatiren, dass, wenn schon der gleichen Quelle entstammend, dieselben nicht gleichzeitig abgeschrieben sind, wie schon der verschiedene Charakter der Schriftzüge lehrt, sondern dass der Basiliensis wahrscheinlich früher ist. Zweitens ist unverkennbar, dass der Abschreiber der Pariser Handschrift offenbar weit unwissender war, und öfters gar kein Verständniss des Abgeschriebenen besass, welches zum Theil aus der völlig grundsatzlosen Orthographie hervorgeht. Denn wenn auch keine Sallustianische Handschrift sich hierin ganz gleich bleibt, so überbietet doch der Cod. X alle Vorstellungen. Ich will nicht reden von der beständigen Verwechselung des c und t, der Vocale und Diphtongen ae, oe, e, der willkürlichen Zusetzung und Auslassung des h, der öftern Umänderung von e in i und umgekehrt, von der Vertauschung von u und i, von den vielen Auslassungen, welche eine bessernde Hand erst nachgetragen hat, so begegnen wir einer Menge Verschreibungen, welche nicht corrigirt sind v. c. diffretur für dis fretus, coactibus für coactis, Catilona, honere für honore, inbertiae, pernetiosa, aequitatus, forax für ferox, ples für pleps, suscaepi, nichilo, michi und unzählige Andere; so dass, wie gesagt, diese Handschrift erst durch die manus altera

Digitized by Google

ihren vollen Werth erhält. Die nahe Verwandtschaft mit dem Basiliensis kann sie indessen doch nicht verläugnen, welche unter andern auch dadurch einen äussern Beleg erhält, weil Johannes de Lapide, welchem die Basler Bibliothek dieselbe verdankt, sie von Paris nach Basel gebracht hat. Aber den eigentlichen Beweis gibt natürlich die Uebereinstimmung im Wesentlichen, wie das folgende Verzeichniss darthun wird. Cat. 3. transegere. 13. constrata. 19. in provinciam. 20. fortissimi — ipsos vend. — hortentur, utimini. 23. insolentia. 36. reatino. 37. ideo malum. 36. atque uti tabes. 31. patribus coepit. 39. rebus novandis. 52. saevior fuit. Jugurtha suam quique culpam. 4. suamet ipsum pecuniam. 25. ducta manu. 26. armatus obv. 30. eam dicam. 32. saepe indicendo — venderent. 38. clausum tenet. 40. Mamillus. 41. ipsam praecipitavit. 42. omnis civitatis. 49. Conspicitur — postremo cuiusque ingenio. 54. praetergressos. 53. fessi letique. 54. inimicum certamen sibi — interficit, iubet — ex inopia. 57. in proxumis. 61. ab se defecerant. 62. dum ipse. 64. primo latere. 54. primum com. . . mirari primum. 67. arcem oppidi — obtruncari. 71. ex perfugis cognovit. 74. vanus incertusque. 75. ibique plerique — quod Numidis. 79. pleraeque Africae. 80. incepto belli. 81. mox agitando — 84. consuerat 87. alia levia. 92. omnia natura — et frumenti — altis machinationibus — utrimque praecisae. 93. adversum proeliant. — est regressus — correpta. 94. per se inermes. 96. uti supra praedictum est. 95. pudet an pigeat. 97. cedere alios, alios obtruncare — incurrunt. 98. munimenta gerebant — fugere aut — vectigales — 99. portis erumpere iubet — 100. equites exauxiliarios — diffidentia futuri — excubitum in porta — ajebant quod (pars. om.). 102. aversum flecterent — in pectus dimitte. 103. jam a principio inopi visum. Ferner stimmen beide Codd. überein in den Auslassungen: Cat. 5. atque optuma. 10. ingentes. 60. Catilina. Jug. 27. Calpurnius. 42. alterum. 73. alta alia. — 73. alio atque. 92. deserta. Ferner in den bekannten Stellen J. c. 23. de controv. u. c. 44. neque muniebantur in der Lücke c. 73. Sed paulo etc. Diesen Stellen, welche leicht hätten vermehrt werden können, wenn wir uns nicht auf die bemerkenswertheesten hätten beschränken müssen, stehen denjenigen gegenüber, wo X eine von B abweichende Lesart enthält, welche in manchen Fällen nicht weniger empfehlenswerth scheint. Cat. 13. incendebant für acc. — in tanta tamque. 16. mala für multa. 17. plurimum audaciae. 21. tunc. 25. lubido für lubidine. 26. consulibus in campo cessere für concessere. 29. nullius. 31. restingnam — 35. solvere non possem. 43. constituerant. 51. villam — atque tela militaria. 52. convertat — pro certo habetote — misereamini. 54. illum adsequebatur. 58. iis maximum. Jug. 5. dehinc quia tunc. 7. quis rebus. 8. imperii. 9. litteris (ex. o.). 10. in regnum meum. 12. interim Hiempsal. 13. omni Numidia. 14. beneficia a p. r — ipse ego für ego ipse — primum plurima sint — ut illo (in marg. ne) — regnum sed fugam (o. tuum) — decessere. 25. senatus princeps —

Digitized by Google

— rapiebat — a Numidis rogati (für ab). 28. omnia venire — iisque uti illis — iique decrev. 30. incendebat. — 31. Me dehortantur — iussis nostris. 32. avaritiae animis (in om.). 35. profugus ex patria — cons. gerebat. 36. tum Albinus. 38. occupaverunt (f. vere). 49. belli melioribus. 50. die vesper. 51. praeceptum erat — plerisque. 63. egregius. 64. super fortunam — in contubernio — quia diuturnitate. 65. si Jurgurtha. 74. — Numidis — tuti sunt. 73. exagitare. 76. duobus locis. 79. mirabile. 75. pleraque Africa. 80. nulla — Boccho. 85. faciunt — falsi sunt — parvi id facio — incultis. 88. gravior accideret — excipitur. 89. quarum vis. 92. lacuna. 93. modo, modo eadem. 94. qui e centuriis erant — facilius escenderent. 96. a nullo. 97. misit. 101. Ita Jugurtham spes — dein Numida — paulum a fuga.

Hierzu kommen noch einige Lesarten, wo der Codex X sogar unbedingt den Vorzug verdienen mögte. Cat. 46. ex urbe prof. 49. exercebant — mobilitate. Jug. 20. intendit. 23. praemia modo, modo form. 31. viro flagit. 35. cons. gerebat. 38. diu noctuque — irrupere — plerique abj. für plerique foeda. 46. ipse paucis. 49. agmen constituit. 73. in majus celebrare. 76. semper boni. 81. adversa sint. 85. pluris sint aut mult. imag. 88. gravior accideret. 97. die reliqua. Diesen stehen nun freilich eine weit grössere Anzahl von Stellen gegenüber, wo der Codex B die bessere Lesart zeigt, wie denn auch in den obigen Fällen meistens nur Verschreibungen die Ursache des Irthums sind.

Catilina c. 14. molles etiam. 15. facinus maturandi. 19. qui ita dicant. — Sed Piso. 20. exspectata mihi forent (s. v. foret) — mente agitavi (c. glossa: frequenter mente versavi) stipendia petere. — 21. praeda [e erat] fuit. 22. amaverant für amov. 23. Namquae. 24. opportunis parere. 26. Sed in hiis — instrumento — objuaverat — multus lepus. 27. multa sibi moliri — quaestus. 28. fecerant. 30. servire bellum moveri — ii utrique — majores magistratus. 31. plauscia — ut sui expurgandi. luculentiam. 32. praecedebant. 35. salutem dicit Q. Catulo — 34. fortunae — caedere — proponore decrevi quaem. Jugurtha c. 2 omnia quae horta c. 3. fraudem iis fuit, uti tuti aut. 4. qui eas (s. v. ea) sustinent. 5. inicium expedio. 8. pecuniam. 13. praecepit. 14. victi amicitiam — necessa erant — familiae vestrae tab. 17. permixti sunt. 18. Gaetuli miscuere — 19. proximi Hispanias — 18. lateribus tecto. 24. incertum est. 25. in Africa mittendum. 24. a qua moveri. 27. alia quaeque. 30. monere p. r. ne lib. — incend. — 31. quo magis dedecus. 38. partium uti trans. 41. senatores fact. 42. parum disserere. 44. labore coeg. — 40. neglexisset. 61. Metellus postquam — clam (om). 63. diis [agere] t. m. 2 ad. — abunda erant — omnem pueritiam (per om.). 64. Igitur ubi Marius cum. — ambitionum — si sibi dimitteretur. 65. eorum more foret — imperatorum cum suo exercitu — multis a mortalibus petabatur. — 69. irae atque praedae spes. 72. placandi gratia cognovit. 73. frequentarentur Marium — 79. mirabile.

Digitized by Google

81. ibique Metellus — operae pertium. 85. praedicent falsa — egomet (für ego) meis — procul erant — nemo ignavia — omnibus que bonis — 89. id ubique. 92. paulo processerunt. 93. animum advertit — haud proeliantibus — difficilia faciundi — levare milites manu — extra vineas est regressus. 95. quod uti 97. quem ibi — quivit. 98. magna parte edita — non tam. [tam o.] 101. si qua in manus — apud primos erat — 100. habuisse — 101. proeliarentur — 100. nostrum frustra. 102. legati Bocchо — Sulla tutus fac. 112. in potestatem.

Wenn nun eine Handschrift mit derjenigen, welche bisher als die vorzüglichste anerkannt war, in etwa 84 charakteristischen Stellen übereinstimmt, dagegen in 190 abweicht und von diesen Abweichungen höchstens 30 die bessere Lesart erhalten haben, so ist doch wohl klar, dass eine solche Handschrift nicht kann dem verbesserten Texte zum Grunde gelegt werden. Eben so unzulässig ist es, die übrigen guten Handschriften unter dem Namen C zusammenzuwerfen, und damit die übrigen Codd. primae familiae vel omnes vel aliquot zu bezeichnen, wo es also sehr häufig vorkommt, dass C ganz verschiedene Lesarten beglaubigt v. c. sequitur P C sequatur C etc. Man wird auch hier wieder auf die genaue Absonderung der Codd. zurückgehen müssen, und den Werth jeder Lesart mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des jedesmaligen Zeugen zu beurtheilen haben. Daher es wahrhaft lächerlich ist, wenn wir lesen: »legitimas enim justasque artis, quae dicitur criticae regulas ita est secutus, ut fundamenta verae Sallustii orationis vel cognoscendae vel restituendae posita sint.« Ein Urtheil, welches als von einem Unberufenen ausgesprochen, freilich nichts mehr und nichts weniger als eine eitele Lobhudelei ist. Indessen ist das die Sitte der Epigonen, dass sie, um Platz für neue Verdienste zu schaffen, das frühere ignoriren, um die eigenen Leistungen admiriren zu können. Wenn nun also die neugewonnene Grundlage sich als unhaltbar erweisst, so wird man eben wieder zu dem frühern Verfahren zurückkehren und die Gesammtheit der guten Handschriften, welche sich gegenseitig ergänzen, als eigentliche Basis anzusehen haben. Damit fällt natürlich auch die künstliche Familien-Abtheilung, welche Herr Dr. Roth aufgestellt hatte, wie schon Herr Dietsch sehr wohl erkannt hatte. Denn dass die Handschriften des 15. Jahrhunderts, welche einige Ergänzungen der älteren Handschriften enthalten, eine von den übrigen verschiedene Handschriftenfamilie begründen sollten, gehört zu den Verirrungen, in welche diejenigen am ersten gerathen, welche so grossen Werth auf Aeusserlichkeiten legen.

Nächst den Handschriften verdienen die Anführungen der alten Grammatiker, Rhetoren und Scholiasten Berücksichtigung, welche theils aus dem Catilina und Jugurtha, theils aus den verlorenen Büchern der Historien mehr als 1000 Stellen citiren, allerdings mit vielen Wiederholungen und keineswegs immer mit diplomati-

Digitized by Google

scher Genauigkeit, welche aber dennoch nicht nur für den Catilina und Jugurtha zahlreiche Parallelstellen darbieten, sondern auch die über 500 ansteigende Fragmenten-Sammlung aus den Historien begründen. Da diese Anführungen der Grammatiker meistens Besonderheiten der Sprache, sei es in formeller, syntactischer oder rhetorischer Beziehung betreffen, so kann ihnen eine gewisse Bedeutung für die Constituirung des Sallustianischen Textes nicht abgesprochen werden, wiewohl sie mit grosser Vorsicht zu benutzen sind. Denn erstens laboriren alle diese vermeinten Zeugen an denselben Mängeln, wie die Handschriften des Schriftstellers, deren Autorität sie bestätigen oder zweifelhaft machen sollen. Zweitens widersprechen sie nicht selten sich einander selbst. Drittens sind viele der Citationen nicht als ursprünglich aus dem Schriftsteller entlehnt zu betrachten, sondern es tritt vielfach derselbe Fall ein, wie bei unsern Grammatikern, dass einer den andern ausschreibt. Auch wird selten die ganze Stelle des Schriftstellers als diplomatisch genau betrachtet werden können, sondern es ist gewöhnlich nur ein einzelnes Wort oder eine sprachliche Wendung, welche die Aufmerksamkeit des Grammatikers erregt hat, daher sehr häufig sein Zeugniss nur für dieses gilt, für das übrige um so weniger, weil sehr häufig nur aus dem Gedächtniss citirt wird. Daher bei der Benutzung dieser Anführungen für Feststellung der Lesart, besonders wenn sie mit den Handschriften in Widerspruch stehen, die grösste Vorsicht anzuwenden ist, zumal sich aus deutlichen Spuren nachweisen lässt, dass schon im 3. Jahrhundert Verschiedenheiten der Lesarten auftauchten, wie denn schon Gellius unter den Handschriften einen Unterschied macht und denen, welche er exesae vetustatis nennt, unbedingt den Vorzug giebt. Herr Jordan hat nun allerdings zuweilen die Autorität der Grammatiker mit Recht geltend gemacht, aber in andern Stellen denselben zu viel eingeräumt, wie sich bei der Betrachtung der einzelnen Stellen unschwer wird nachweisen lassen.

Ein weiteres Kriterium für den Text des Salustius würde sein Archaismus und namentlich sein vielfach bezeugter Anschluss an die Ausdrucksweise des Cato darbieten, wenn nicht durch den Verlust der historischen und oratorischen Werke des Cato die Vergleichung ausserordentlich erschwert und im höchsten Grade beschränkt würde. Einiges sehr brauchbare über diese Frage findet sich in der kleinen Schrift von Deltour de Sallustio Catonis imitatore. Parisiis 1839, aus welcher noch einzelne Bemerkungen über die kritische Behandlung des Salustius mit Erfolg konnten in Anwendung gebracht werden, im Allgemeinen aber bezieht sich die kleine Schrift mehr auf den allgemeinen Charakter der Darstellung als auf die Modification der Sprachgesetze im Einzelnen und Besonderen. Herr Jordan hat wenigstens in der Orthographie diesem Archaismus Rechnung getragen, indem er z. B. alle Gerundia ohne Ausnahme auf undus flectirt hat, welches indessen durch die Ma-

Digitized by Google

nuscripte in keiner Weise gerechtfertigt wird. Auch ist die Consequenz in dieser Beziehung keinesweges als ein richtiges Princip anzuerkennen, als wogegen sich die alten Grammatikern entschieden erklären. Gell. N. A XIII, 21 und Valerius Probus erklärte: »non esse sequendas perrancidas illas Grammaticorum finitiones« und Consentius p. 2040 P fügt hinzu: »Sed in hoc quoque sequenda euphonia: plerasque enim ex omnibus istis regulis consuetudine cernimus immutatas.«

Endlich von wesentlichem Einfluss auf die Kritik würde die richtige Einsicht und das Verständniss der Salustianischen Sprache und deren Eigenthümlichkeit sein. Denn dass trotz der vielfach erwähnten Abhängigkeit von der Ausdrucksweise des Cato Salustius auf eine Besonderheit schriftstellerischer Darstellung Anspruch machen darf, das wird Niemand in Abrede stellen wollen. Mag er sich dem Cato geistesverwandt gefühlt und seine Sprache für den richtigen Ausdruck seiner Lebensanschauung angesehen haben, so lebte Salust eben ein Jahrhundert später als Cato und mochte daher wohl seiner Sprache eine alterthümliche Färbung geben, aber im Ganzen hat er doch zu seinem Zeitalter geredet, dem er sich verständlich machen wollte. Es zeigt sich nämlich bei Salustius die eigenthümliche Erscheinung, dass er zugleich ein Bewunderer der Alterthümlichkeit war und zugleich novator verborum genannt wird, welches Quintilian sehr gut mit den Worten erklärt: verba a vitustate sumpla auctoritatem antiquitatis habent et quae intermissa sunt gratiam novitati similem parant Inst. Or. 1, 6, 39. Wie nun Cato selber seinen Zeitgenossen gegenüber als die Cassandra-Stimme des alten Staats erschien, so wurde auch Salustius angesehen als ein scriptor seriae illius et severae orationis, in cuius historia notationes censorias fieri atque exerceri videmus Gell. Or. A. XVII, 18. die durch ihre Alterthümlichkeit eben so wohl als durch die Strenge der ausgesprochenen Grundsätze die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregte. Dass die Rücksicht auf die sprachliche Besonderheit irgend eine Berücksichtigung bei Herrn Jordan gefunden habe, ist von mir nicht wahrgenommen worden, wiewohl bei der genauern Abwägung mancher sonst ganz gleichgültigen Worte und Wendungen diess allein den Ausschlag geben könnte. Denn wie Granius Licinianus richtig sagt: »Salustium non ut historicum sed ut oratorem legendum. Nam et tempora reprehendit sua, et delicta carpit, et convicia ingerit et dat in sensum loca, montes, flumina et hoc genus alia, et culpat et comparat disserendo.« Diese im höheren Sinne des Worts eminent subjective Auffassung der Thatsachen, welche nur hervorragenden Geistern gestattet ist, hat sich bis in die Schilderungen der Individualitäten hinein fühlbar gemacht, so dass die Reden Cato's und des Marius nicht weniger als die des Memmius und des Licinius Macer Ausdrücke Salustianischer Staatsgrundsätze sind.

Wenn wir nun nach diesen allgemeinen Betrachtungen uns

Digitized by Google

zur Prüfung des Einzelnen wenden, so haben wir an über Arbeit des Herrn Jordan erstens zu bemerken, dass er trotz seiner Lobpreisung des Cod. X dennoch denselben durchaus nicht als eigentliche Grundlage des Textes respectirt, sondern ohne Bedenken jede Lesart die ihm vorzüglicher scheint, ohne Rücksicht auf die Autorität der ältesten Handschrift, aufnimmt. Wenn ich ihm hierin Recht gebe, weil er innern Gründen mehr Gewicht beilegt, als einer von den ältesten Handschriften überlieferten Lesart, so muss man sich nur wundern, dass diess seinen Glauben an jene Autorität nicht erschüttert hat. Den Herrn Dietsch trifft dieser Vorwurf nicht, weil er das Vorurtheil von der unbedingten Vorzüglichkeit des Cod. X nicht theilt, sondern mehr durch die Uebereinstimmung der besten Handschriften sich bestimmen lässt, und man muss nur bedauern, dass er in vielen Punkten sich durch Herrn Jordan hat bestimmen lassen seine frühere Ansicht aufzugeben. Wir wollen nun einige der bezeichnendsten Stellen herausheben, um zu sehen, wie sich die Herausgeber gegenüber der Autorität der Handschriften verhalten. Cat. 3. scriptorem et actorem rerum, actorem ist in dem Bas. nicht nur corrigirt, sondern ausdrücklich von der ersten Hand an den Rand geschrieben, und wenn diese Correkturen nicht immer wirkliche Verbesserungen sind, so ist diess doch die Regel, und namentlich der Cod. X würde ohne diese Annahme fast ganz unbrauchbar. Aber ausserdem bestätigen die Lesart actor der Pariser Z, der Einsied. und Tur. von den Cortianis der Guelph. V, der Fabric. I und der Montepessulanus, den ich selber verglichen habe. Also handschriftlich ist die Lesart vollkommen gesichert. Daher Herr Dietsch sie mit vollem Recht beibehalten hat, auctor kann aber schon deswegen nicht stehen, weil es doppelsinnig ist, wie es denn die früheren Erklärer als synonym mit scriptor genommen haben, welches, wie sich von selbst versteht, baarer Unsinn ist. Denn es wird ein scharfer Gegensatz gegen scriptor wie in facere und dicere, gefordert. Aehnlich Cicero: orator verborum actor rerum. Cato dux auctor et actor rerum illarum fuit; hunc enim in omni procuratione rei publicae actorem auctoremque habebant Nep. Attic. 3. Wenn nun Gellius und Charisius dagegen die Lesart auctor bestätigen, so ist diess eben ein Beweis, dass die Varietas lectionis in eine weit frühere Zeit zurückgeht, und dass schon im 3. Jahrhundert manche Abweichungen von dem ursprünglichen Texte in den Abschriften vorkommen cfr. Gell. N. A. IV, 15, 2; Charis. p. 192 Sacerdos. p. 23. Endlicher. Daher Herr Dietsch sehr richtig auch Jugurtha 1 die Lesart actoris beibehalten hat, wo sie von Cod. X Z E und T. 2 und vielen andern Handschriften bestätigt wird; und nehme ich meine ad Jug. 1 geäusserten Zweifel zurück.

Ganz der gleiche Fall ist Cat. cap. 2 mit der Varietät transiere und transegere, wo wieder ausser der Mehrzahl der Handschriften Priscian II, 435. Nonius p. 419. Serv. Virg. Georg. I,

Digitized by Google

3 (bei Herr Jordan fälschlich für die andere Lesart citirt) die Lesart transiere bestätigen. Aber transegere haben B. Guelph. V. Fabric. I. Turic. Z m. 2. Havniensis Genev. Emmeran. Donat. ad Terent. 4, 2, 15; dass transiere an unserer Stelle nicht zulässig ist, hatte ich schon in der Ausgabe 1852 zu dieser Stelle dargethan. Da diess nicht überzeugt zu haben scheint, so will ich das Hauptsächlichste wiederholen. Dass erstens die Verwechselung von transiere und transegere in der Aussprache sehr leicht war, und dass diess bei dem Dictiren der Handschriften sich geltend machte, versteht sich von selbst, und eine Menge Verschreibungen lassen sich auf diese Weise erklären. Zweitens ist offenbar, dass die Zusammenstellung peregrinantes — transiere Abschreibern von gewöhnlichem Schlage sehr einleuchtend vorkam, denn für Reisende passt das transiere vortrefflich. Aber hier ist nicht von Reisenden die Rede, welche theilnahmlos viele Länder durchlaufen, welches überhaupt im Alterthum gar nicht als das charakteristische Merkmal der Reisenden angesehen wird, sondern peregrinari heisst nach Cicero pro Ligario ignarum esse disciplinae et consuetudinis nostrae. Acad. Quaest. I, 3 stehet dem peregrinari und errare gegenüber das domum deducere und de Or. 1, 50 heisst es: oratorem nulla in re tironem ac rudem nec peregrinum ac hospitem esse debere, so dass es also vollkommen dem indoctum atque incultum entspricht, wie auch das griech. ξένος gebraucht wird Soph. Oed. T. 218. Und in gleichem Sinne sagt Cicero de Off. 1, 34 peregrini et incolae officium est, nihil praeter suum negotium agere, nihil de alio anquirere minimeque in aliena republica esse curiosum. Und Plinius klagt mit Recht über die Candidaten von Aemtern, welche ihr Vaterland pro hospitio aut stabulo habent quasi peregrinantes. Diesem Vorwurf der Unkenntniss und Unbekümmertheit entspricht nun aber ein transigere, welches das abmachen und abthun ausdrückt, wie Tacitus in einer Stelle, welche unverkennbar der unsrigen nachgebildet ist, Germ. 19 plus per otium transigunt dediti somno ciboque. Also das Fröhnen der Sinnenlust, die Unwissenheit und Rohheit, und die Theilnahmlosigkeit sucht sich von allen Verpflichtungen los zu machen, um nur Alles möglichst schnell abzuthun, wie Cic. Div. in Verrem sagt: c. 13 transigere, expedire, absolvere oder Stat. Silv. IV, 2, 12; steriles transmisimus annos. Tac. Agric. 35 transigite cum expeditionibus. Während also der Sinnengenuss und die Unwissenheit, Rohheit und Gleichgültigkeit auf das Reisen gar keinen Bezug hat, entspricht die schnöde Selbstsucht ganz der Gesinnung, welche sich allen Pflichten gegen das Vaterland entzieht. Uebrigens bemerke ich, dass auch in der Beziehung der Cod. Bas. das Richtige hat, als er indocti atque inculti hat, erstens weil inculti eine Steigerung ist; zweitens weil Salust wie Cato diese Partikel mit Vorliebe gebraucht cfr. Antonin. ap. Fronton. Epist. II, 14. Deltour l. l. p. 25; drittens weil das Verhältniss von indocti incultique ganz

Digitized by Google

anders ist als Jug. 80 ferum incultumque und 18. asperi incultique wo das inculti nur Ergänzung eines stärkern ist, während es dem indocti gegenüber eine Steigerung enthält.

Eine andere, neuerlich vielbesprochene Stelle ist Cat. c. 22. atque eo dictitare fecisse, welche Herr Dietsch durch Klammern als unächt bezeichnet, Herr Jordan unberührt stehen lässt. Dass hier eine arge Corruption verborgen sei, liess sich aus der Rüge des Herrn Professor Ritschl entnehmen, der sich im Rheinischen Museum. Jahrgang XXI, 2. p. 317, also vernehmen lässt: »Es gränzt ans Unglaubliche, mit welchem nicht nur abenteuerlichen, sondern gerade absurden Kunststücken man die Worte atque eo dictitare fecisse zu vertheidigen und ihnen durch allerlei Flickworte aufzuhelfen unternommen hat.« Also nach Hrn. Ritschel sind diese Worte von einem Unberufenen eingeschoben, um anzudeuten, dass der mit quo beginnende Satz nicht zu dem unmittelbar vorhergehenden consilium aperuisse zu construiren war. Wenn nun aber gleichwohl eine Gefahr des Missverständnisses vorlag, so sollte man glauben, der Schriftsteller werde selber dieser Möglichkeit vorgebeugt haben, zumal die von Catilina gegebene Deutung denn doch nicht geradezu nothwendig war. Weil nun aber die ganze Erzählung nicht eigentlich als Thatsache, sondern nur als Aussage gewisser Personen hingestellt wird, so lag es dem Schriftsteller daran, diesen Umstand hervorzuheben, um sich aller Verantwortung zu entschlagen. Daher eine wiederholte Erklärung, dass wir es nur mit einer Tradition zu thun haben, nicht ganz ausser dem Plane des Schriftstellers liegen konnte. Wenn nun zufällig dictitabant oder dictitarunt stände, würde man wenigstens die Latinität nicht anfechten können, man würde höchstens die Ausdrucksweise als breitspurig stigmatisiren, wiewohl es nicht in Abrede zu stellen ist, dass zwischen fuerunt qui dicerent, und dictitare ein kleiner Unterschied besteht. Dieses dictitare ist nun in Guelph. 12 wirklich ausradirt, wovon Corte sagt: »facillimo in his turbis sensu, nisi quod illa facilitas, velut color quidam adscitius, merito suspecta sit et a genuina Sallustii manu ut reliqua commenta condemnetur.« Dass eine verstärkte Behauptung ausgedrückt werden sollte, scheint schon durch atque angedeutet zu sein, und die Wiederholung eines verstärkten verbum dicendi wird auch rhetorisch nicht geradezu als absurd bezeichnet werden können. Also aperuisse consilium suum — und quo etc. können nicht zusammen construirt werden. Gleichwohl ist eine Verbindung nach Auslassung (atque eo dictitare fecisse) nothwendig. Diese hätte ausgedrückt werden können durch die Worte »atque eo fecisse.« Weil aber der Begriff der Aussage weit entfernt war, wird derselbe in anderer Form wiederholt, denn so ganz natürlich war es denn doch nicht, dass er es gerade in dieser Absicht gethan; er hätte möglicher Weise in dem Trinken des Menschenblutes eine magische Kraft voraussetzen können, und daher

Digitized by Google

die Behauptung, er habe sie durch das Bewusstsein des gemeinsamen Verbrechens mehr binden wollen, als eine willkürliche Auslegung erscheint. Anstatt nun dicebant oder affirmabant zu setzen, hat er mit dem Inf. histor. abgewechselt wie Jug. 32 fuere qui traderent — alio — vendere — pars — agebant. Was ist nun da Absurdes, Ungereimtes, Unglaubliches? Was wird man sagen über Cicero pro Domo. ad pont. 34, 92; inducis sermonem urbanum et venustum, me dicere solere, esse me Jovem eundemque dictitare, Minervam esse sororem meam.« In diesem Falle wäre eine Berichtigung der Begriffe über die sogenannte Sallustiana brevit nicht überflüssig, wie denn ein fleissiges Lesen des Excurses von Corte zu dieser Stelle noch manche Irrthümer neuerer Interpreten berichtigen könnte, wenn sie schon lateinisch verstehen, den historischen Stil zu würdigen wissen und den Salust kennen. Einstweilen also behaupten wir die Unverdorbenheit des Salustianischen Textes an dieser Stelle und glauben, dass ein gewisser Unwille der kritischen Spürkraft einigen Eintrag gethan habe.

Aber noch weit mehr liegt eine andere Stelle im Argen, nämlich in cap. 53 die Worte: sicuti effeta parentum. Diese hat unsern Kritiker noch weit mehr in Harnisch gebracht, denn da heisst es im Rheinischen Museum XXI. S. 316. »Wer ein lebendiges Bild vor Augen haben will, was moderne Interpretirkunst in Ausstattung von Gedankenlosigkeiten, von sprachlichen Ungeheuerlichkeiten, von logischen Unmöglichkeiten zu leisten im Stande gewesen, der muss unsern Salust lesen. Ein Beispiel unter Dutzenden — man muss unwillkürlich an die Mommsischen Dutzendkönige denken — ist Catil. 53, 5: »ac sicuti effeta parentum, nullis tempestatibus haud suae quisquam Romae virtute magnus fuit.« Die Stelle wird dann durch ein eingesetztes vi corrigirt. Diesem Machtspruch hat sich dann Herr Dietsch gefügt, dagegen Herr Jordan hat effeta parente gewagt. Ob diess Verbesserungen des Salust sind, wollen wir sehen.

Salust hat nach einer sehr allgemein verbreiteten Anschauungsweise Rom mit einer Mutter verglichen. Wie die Mutter Kinder gebärt, so erzeugt die Stadt Bürger. Aber durch viele Geburten wird die Mutter geschwächt, und in der Stadt nehmen die grossen Männer ab. Also der Vergleich ist, wie wir bemerken, nicht ganz consequent durchgeführt, indem den Geburten die grossen Männer statt der Bürger gegenübergestellt werden. Die drei Glieder der Vergleichung sind nur in ausdrucksvoller Kürze zusammengezogen. Anstatt zu sagen: die Mutter nach vielen Geburten ist erschöpft, und die Stadt, nachdem sie viele grosse Männer erzeugt hatte, besass keine Kraft mehr, sagt er ganz kurz: wie zu den Müttern ein durch Geburten abgeschwächtes Weib sich verhält, so das spätere Rom zu dem frühern, nachdem es keine grossen Männer mehr erzeugte. Ich sehe in dieser Gegenüberstellung keinen Unsinn. Aber betrachten wir die obige Conjectur. Auffallend ist erstens der Plural parentum, welches mit Voreltern über-

Digitized by Google

setzt wird. Wir sehen nicht ein, was die Voreltern sollen, wodnrch das Bild der Mutter ganz verschwindet. Ebenso auffallend ist danu der Singular vi. Warum nicht viribus? Wenn nun aber der Vergleich verschwindet, so war ein sicuti gar nicht mehr nöthig, und es hätte vielmehr heissen sollen: effetis civitatis viribus. Der Schriftsteller aber, welcher sich bewusst war, eine sehr übliche Vergleichung angestellt zu haben, hat von den 3 Momenten nur das Endresultat hervorgehoben, indem er in den 2 Worten effeta parentum die ganze Begriffsreihe zusammenfasste und sie parallel der analogen Thatsache gegenüberstellte. Das Verschwinden der grossen Männer ist eine der Erschlaffung einer Mutter analoge Erscheinung. Diess wird sehr energisch dadurch ausgedrückt, dass das Resultat in beiden parallelen Satzgliedern als Subject in den Vordergrund gestellt, und die eigentliche Vergleichungs-Subjecte hier als Genetivus partitivus, dort als Gen. loci in den Hintergrund gestellt und herabgedrückt werden. Der Mangel grosser Männer in Rom wird unter dem Bilde von der Erschöpfung der Mutter zur klaren Anschauung gebracht. Uebrigens wird die Verbindung von Adjectiven mit dem Genetivus partitivus wohl nicht anstössig sein, nachdem Herr Nipperdey ad Annal. 3, 39 diess eine seit Livius übliche Ausdrucksweise genannt hat: ceterae rebellium civitates Tac. hist. 4, 70 leves cohortium Ann. 3, 39: sancti deorum Virg. Aen. 4, 576 praevalidi provincialium. Tac. Ann. 13 praecipui amicorum 15, 56; obvii servorum 14, 8; delecti und expediti militum, nulli hostium Germ. 44. Da nun also die Grammatik keine Einsprache erhebt, so müssen wir erwarten, dass die logische Unmöglichkeit und die sprachliche Ungeheuerlichkeit in einem weiteren Beweis zur allgemeinen Kenntniss gebracht wird; denn von den Conjecturen effeta vi parentum und sicut effeta parente können wir keinen Gebrauch machen und Sallustius wahrscheinlich auch nicht.

Die vielbesprochene Stelle Catil. c. 39 ceterosque judiciis terrere, quo plebem in magistratu placidius tractarent, wird von Herrn Dietsch nach Herrn Ritschls Anweisung Rhein. Mus. XXI, 2. 318 so gelesen: ceteros, qui plebem in magistratu placidius tractarent, iudiciis terrere. Also que wird getilgt, quo in qui verwandelt, und die Stellung des Satzes verrückt: Alles Aenderungen, die sich mit leichter Mühe vollziehen lassen, um einen uns bequemen Sinn herauszubringen. Da aber eine gesunde Kritik gebietet, die Lesarten der guten Handschriften wo möglich zu rechtfertigen, und erst, wenn der Beweis der Unmöglichkeit ihrer Beibehaltung geleistet ist, zu Conjecturen seine Zuflucht zu nehmen, so erlauben wir uns einstweilen diese Verbesserungen etwas näher zu beleuchten. Versetzungen der Satzglieder ist ein eben so bequemes als gefährliches Hülfsmittel und eben deshalb nur mit äusserster Vorsicht anzuwenden. Zuerst ist überhaupt zu bemerken, dass Sallustius diese Zeiten nicht ganz ohne Partheileidenschaft scheint aufgefasst zu haben. Dass der Senat so viel wie möglich von der

Digitized by Google

Sullanischen Verfassung zu retten suchte, versteht sich von selbst. Gleichwohl hatten Pompejus und Crassus als Consuln die Tribunicische Gewalt wieder hergestellt, und die Tribunen Gabinius und Manilius hatten es durchgesetzt, dass dem Pompejus zuerst der Oberbefehl im Seeräuber Krieg fast mit unumschränkter Vollmacht und später auch gegen Mithridates übertragen worden war. Also Sallust's Schilderung bezieht sich nur auf die wenigen Jahre zwischen 67—63. Also ist diese Schilderung auf jeden Fall übertrieben, wenn auch der Senat einige Versuche machte sein gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Siehe Edit. maj. a 1852 p. 458. Es fragt sich nur, wer die Ceteri sind, welche durch Gerichte geschreckt wurden. Man könnte es die auf Anklage des Catilina, des Autronius und des Sulla, des Manilius, des Gallius und des Bellienus beziehen, welche alle in dieser Zeit vor Gericht gestellt wurden. Es sind also Leute zu denken, welche, wenn auch nicht von der Parthei des Senats, doch Anwartschaft auf Staatsämter hatten. Diese sollten durch gerichtliche Untersuchungen geschreckt und wo möglich auch von der Bewerbung von Aemtern abgehalten werden, weil eine gerichtliche Anklage als ein Hinderniss betrachtet wurde, wie diess gerade Catilina erfahren hatte. Wenigstens wollten sie bewirken, dass, wenn sie auch zu Aemtern kamen, diese nicht zur Aufhetzung des Volks missbrauchten. Hier zeigt sich nun schon das Missliche jener Conjectur, denn nicht wurden diejenigen gerichtlich verfolgt, welche während ihrer Amtsführung glimpflicher mit dem Volke verfuhren, das hatte höchstens später geschehen können, in welchem Falle es tractassent oder tractarant hätte heissen müssen, wo es aber wenig genutzt hätte, weil ihnen die Amtsgewalt schon Gelegenheit gegeben hatte. Also die Maassregel hatte nur Sinn, wenn sie dem Missbrauch der Amtsgewalt vorbeugen oder sich selbst Ruhe sichern konnten. Wir müssen immer im Auge behalten, was Sallust unten cap. 38 sagt: homines adulescentes summam potestatem nancti, quibus aetas animusque ferox erat, coepere senatum criminando plebem exagitare, dein largiundo atque pollicitando magis incendere, ita ipsi clari potentesque fieri. Also diese Ehrgeizigen zu beseitigen, musste das Streben der Senatorischen Parthei sein. Wenn nun in magistratu nur auf die ceteri gehen kann, welche Aemter bekleiden wollten, so entsteht die Frage, was placidius tractarent heissen soll? Läse man: quo plebem in magistratu placidiorem haberent, so würde Niemand Anstoss nehmen. Liv. 3, 18. Accipiunt civitatem placidiorem. Jug. 41 lesen wir; senatus populusque placide modesteque inter se rempublicam tractabant und so noch einmal Cat. 51, 28 rempublicam tractare. Tacitus Annal. 3, 12 sagt: turbide et seditiose exercitus tractare, welches geradezu der Gegensatz zu unserer Stelle wäre, wo, wie schon plebem zeigt, offenbar die Volkstribunen gemeint sind.

(Schluss folgt.)

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sallustius. Ed. Jordan und Dietsch.

(Schluss.)

Dort ist ein aufrührerischer Feldherr gemeint, hier aufrührerische Tribunen, welche durch Androhung von gerichtlichen Untersuchungen zu grösserer Mässigung in Benutzung ihres Einflusses sollten bestimmt werden. cfr. Aen. 7, 46 Latinus urbes placidas in pace regebat. tractare plebem ist gerade wie tractare exercitus gesagt und bezeichnet die thätige Einwirkung und Leitung des Volks. Dass nur die Volkstribunen gemeint sind, lässt schon das Wort plebem errathen, und die oben citirte Stelle beseitigt jeden Zweifel. Es ist zu bedauern, dass Herr Dietsch, der das Richtige schon gesehen, sich durch Hrn. Ritschls erhobene Bedenklichkeiten hat irre machen lassen. Autoritäten für sich zu haben kann unter Umständen dem Buchhändler von Nutzen sein, wie denn Herr Mommsen der Jordanischen Ausgabe bereits seine hohe Protection zugesichert, aber eine ganz andere Frage ist, ob die Wahrheit dabei gewinnt. Im vorliegenden Fall hat sich Herr Dietsch ohne Weiteres durch Herrn Ritschls Machtspruch irre leiten lassen, dessen Conjectur nicht nur überflüssig und gewaltthätig, sondern geradezu falsch ist.

Eine andere vielbesprochene Stelle ist Catil. c. 57 utpote qui magno exercitu locis aequioribus expeditos in fuga sequeretur, welche Stelle auch bei Priscian II, 240 in ganz gleicher Fassung sich findet. Der Schriftsteller, der von dem Plane Catilinas über das Gebirge nach Gallien zu entfliehen, gesprochen, erzählt, welche Hindernisse der Ausführung dieses Planes entgegenstanden. Auf der einen Seite, von der Picenischen Mark her, bedrohte ihn Metellus, der am Fusse der Apenninen sich gelagert hatte, durch Etrurien zog Antonius heran um seine Flucht längs der Küste unmöglich zu machen, und war bereits bis Pistoja vorgedrungen, während Metellus vielleicht bei Bologna stand, so dass Catilina Gefahr lief eingeschlossen zu werden. Darum beschloss er ein Treffen zu wagen. Der Satz mit utpote etc. soll nun erklären, warum auch Antonius ihm nahe stand. Er zog durch die Ebene, hatte also keine Hindernisse des Marsches zu befürchten; zweitens hatte er ein grosses Heer, welches alle Ausgänge des Gebirgs versperren konnte, drittens war er, meint man, expeditus, er führte keinen Zug schweren Gepäcks mit sich, welches natürlich in Italien nicht nöthig war. Also ist keine Frage, dass expeditus von Antonius gesagt werden

Digitized by Google

konnte. Aber das ist die Frage, ob expediti nicht auch von den Catilinariern gesagt werden konnte. Allerdings nicht in dem Sinne, dass sie ein iter expeditum hatten wie Liv. sagt 42, 55, wohl aber weil sie sich nicht mit vielem Gepäck schleppten, was man allerdings als selbstverständlich annehmen kann, aber vielleicht gerade um des Gegensatzes willen gesagt ist. Antonius hatte den Vortheil eines grossen Heeres und die Ebene, die Catilinarier hatten für sich, dass sie leichtbeweglicher waren und auf der Flucht, wo sie nicht genöthigt waren Halt zu machen, um Stellung zu nehmen. So wären also nicht vier Gründe aufgeführt für die Annäherung des Antonius, sondern es wäre nur das Verhältniss von Antonius Heer zu dem Heer des Catilina näher beleuchtet. Da diese Ansicht keinen Beifall fand, hatte Lange früher expeditus impeditos conjecturirt, welches dann auch Herr Dietsch aufgenommen hatte in seiner Ausgabe von 1864. Diese wird nun wieder so weit belobt, als sie auf den rechten Weg zu führen im Stande ist und die neue Conjectur tardatos in fuga veranlasst, welche gemacht wurde, weil man doch gefühlt zu haben scheint, dass ein Accusativus erwünscht wäre. Dass nun Salust so geschrieben habe, wird wohl Niemand glauben, denn das würde Jedermann nur von einem Theile der Catilnarier verstehen, die Nachzügler, was bei expeditos nicht der Fall ist, welches eine allgemeine Bezeichnung ist. Herr Jordans Conjectur in fuga zu tilgen, ist eben so wenig befriedigend und verändert den Standpunkt der Sache nicht. Wenn aber ein Accusativ nothwendig war, so wiederhole ich, dass mir vor allen Conjecturen immer noch die Lesart der Handschriften den Vorzug zu verdienen scheint, sobald man nur den Gedanken aufgibt, Salust habe vier Gründe für die Annäherung des Antonius angeben wollen, sondern sich einfach auf die Angabe beschränkt, das Verhältniss des Heeres des Antonius zu den Catilinariern klar zu machen. Und wenn man von Wiederholung spricht, so mögte vielleicht gerade in den Worten expeditos in fuga eine Beziehung auf »magnis itineribus — profugere in Galliam« liegen. Denn die magna itinera konnten nur von expeditis ausgeführt werden. Somit wäre der Sinn ganz klar. Die Catilinarier suchten durch grosse Märsche, welche ihnen als einer leichtbeweglichen Truppe möglich waren, den Weg nach Gallien zu gewinnen. Antonius aber hatte den Vortheil in der Ebene zu marschiren und ein grosses Heer, das alle Ausgänge des Gebirges versperren konnte. Also auch in diesem Falle ist keine Nothwendigkeit die Lesart aller Handschriften zu ändern, ja es stellt sich sogar heraus, dass selbst diejenigen, welche ändern wollen, einen Accusativ einführen wollen, nur einen andern, weil sie den Sinn des Schriftstellers nicht richtig aufgefasst haben.

Catil. 13 in der Stelle »conpluribus subvorsos montis, maria constrata esse« haben beide Herausgeber die Lesart der bessern Handschriften constrata beibehalten, contracta hat Pal. 3, con-

Digitized by Google

stracta Pal. 7. sustracta Bern. 3. Dagegen constructa Tur. s. v. P. 3 u. 4 bei Dietsch. Bas. 4. Viele andere worunter Erl. u. Teg. endlich Schol. Lucan. VI, 56, welches offenbar allein richtig ist. Das Horatianische contracta, welches Dietsch früher aufgenommen, wäre möglich, ist aber mit Recht als poetisch von ihm aufgegeben worden. Es bezieht sich die Stelle auf den Luxus der römischen Grossen, welche besonders in der Umgegend von Bajae künstliche Bauplätze schufen und Fischteiche mit Meerwasser gefüllt zu gewinnen suchten, eine Unsitte, welche Horatius oft genug gerügt hat. Carm. II, 15 jam pauca aratro jugera regiae moles relinquent undique latius extenta visentur Lucrino stagna lacu.« Dieses extenta steht in B. und vielen andern Handschriften als Erklärung übergeschrieben II, 18 marisque Bajis obstrepentis urges summovere littora parum locuples continente ripa. III, 1 contracta pisces aequora sentiunt jactis in altum montibus III, 24 caementis licet occupes Tyrrhenum omne tuis et mare Apulicum. Damit ist zu vergleichen Seneca tranq. an. c. 3 incipiamus aedificia alia ponere, alia subvertere et mare summovere et aquas contra difficultates locorum ducere. Stat. Silv. II, 2, 54. Mons erat hic, ubi plana vides. Seneca Controv. 4, 5; navigabilia piscinarum freta. Varro R. R. 3, 7, piscinae magna pecunia aedificatae — Lucullus, postquam perfodisset montem, ac maritima flumina immisisset in piscinas, quae reciprocae tenerent etc. Tibull. II, 3, 45. Claudit et indomitum moles mare lentus ut intra negligat hibernas piscis adesse minas. Petron. bell. civ. 88 Expelluntur aquae saxis, mare nascitur arvis. Seneca Ep. 89 nec contenti solo, nisi quod manu feceritis, maria agitis introrsus. Aehnlich diesen künstlichen Fischteichen war die Anlage des portus Julius, von welchem Sueton. V. Aug. c. 16 portum Julium — immisso in Lucrinum et Arvernum lacum mari effecit. Alle diese Stellen nun, so wie der Gegensatz zu subversos montes, fordern die Worte maria constr. von der Anlegung künstlicher Fischteiche zu verstehen, welches nur durch constructa, (oben aedificare), manu fecere, aber niemals durch constrata kann ausgedrückt werden, wie auch Tacit. Annal. XII. 56 stagnocis Tiberin structo, und unten exstruendo mari c. 20, während gesagt wird constrata palus pontibus Hirt. b. G. VIII, 14 classibus aequor Liv. 35, 19 constratus navigiis amnis. Virg. Aen. 12, 543 late terram consternere tergo; straverunt aequora venti A 5, 763 stratum mare Virg. Ecl. IX. 59 ist die beruhigte See und so τὸ κῦμα ἑστρωτο Herod. VII, 193 und Homer Od. III, 158 ἐστόρεσεν δὲ θεὸς μεγακήτεα πόντον. Also kann unmöglich lateinisch gesagt werden mare construere für Gebäude darauf errichten, wie von einigen erklärt wird, oder das Meer mit Schutt überdecken. Man hätte von Herausgebern über die frühern Stellen eine sorgfältige Prüfung des Sprachgebrauchs erwarten dürfen, wo doch eine genaue Constituirung des Textes ohne diese Vorarbeit absolut unmöglich ist. Aber lieber zieht man eine Belegstelle c. 20

Digitized by Google

exstruendo mari in Zweifel als dass man eine vorgefasste irrige Neuerung aufgeben mag.

Catil. c. 35, 3; enthalten die fünf Basler Handschriften alle Varianten, welche hier vorkommen. Bas. 1. non quin (über der Zeile quia) non vor possem ausradirt, sed et aber sed als möglicher Weise unächt und aus dem folgenden sed heraufgenommen bezeichnet quia — non possem cum alien. B. 4 quod — non p. cum et B. 3 quia — non p. cum et alienis B. 2. cum. al. 5. Hr. Dietsch liest non quia — non p. cum scilicet. Hr. Jordan non quin — p. et alienis. Offenbar hat derselbe ganz Recht gethan quin beizubehalten, welches ohne Zweifel das ursprüngliche ist, während quia — non p. nur die Erklärung war. Die Hauptschwierigkeit blieb offenbar die Verbindung des zweiten Satzgliedes; wo eben die Frage entsteht, ob dasselbe auch noch von der Kraft des quin ergriffen, blos angereiht oder durch eine neue Verbindung in das richtige Verhältniss gebracht werden muss. In dieser Beziehung hat nun Herr Dietsch ohne Zweifel ein Uebriges gethan, wenn er sogar zwei Partikeln nöthig findet, um Zweideutigkeit zu vermeiden. Er wird sich schwerlich überreden, dass irgend Jemand diese Ergänzung billigen werde, welche unbedingt zu verwerfen ist. Etwas milder hat Herr Jordan verfahren, welcher einfach statt et lesen will ut nicht minder mit Verfehlung des Sinnes. Es ist gerade zu unbegreiflich, wie ihm eine so unlateinische Verbindung nur in den Sinn kommen konnte. Sondern entweder muss mit dem Tur. cum et oder mit Bas. 4 cum al. gelesen werden, wo der Widerspruch deutlich ausgedrückt wird, der zwischen der angenommenen Zahlungsunfähigkeit Catilina's und den geleisteten Zahlungen der Orestilla für fremde Gläubiger besteht, oder es wird blos et beibehalten, wo dann dieser zweite Satz als integrirender Theil des ersten Satzgliedes betrachtet wird, in dem Sinne der engsten Zusammengehörigkeit, wo es also heissen würde: nicht als wenn ich die unter meinem Namen gemachten Schulden nicht bezahlen und die unter fremden Namen contrahirten Schulden der Freigebigkeit der Orestilla nicht berichtigte. Wo voraus gesetzt wird, dass beides eine anerkannte Thatsache war. Eben weil diese Annahme Vielen eine etwas gewagte Zumuthung erschien, wurde cum eingefügt, wie andere sed, welches offenbar viel weniger zu rechtfertigen war; während vielleicht diejenigen die Stelle am richtigsten fasten, welche alle Partikeln, »et sed cum« entfernt wissen wollten, weil durch den unmittelbaren Gegensatz die Glieder am engsten sich verknüpften; nur müsste dann nothwendig auch possem nicht possim gelesen werden, damit die beiden Glieder auch der gleichen Zeitsphäre angehörten. In c. 44 in dem bekannten Briefe Catilina's lesen eine grosse Anzahl Manuscripte, darunter die vorzüglichsten B V Z X qui für quis; gleichwohl haben fast alle Herausgeber, auch die Herren Dietsch und Jordan fortwährend quis beibehalten, wahrscheinlich weil sie qui für einen gramma-

Digitized by Google

tischen Fehler hielten. Aber eben dieselben nehmen keinen Anstoss, dass bei Cicero III. Catil. 5, 12 der Brief mit qui si me anfängt; wollen wir nun annehmen, auch diess gehöre zu den Verschiedenheiten die bei dem Anführen aus dem Gedächtniss so leicht möglich sind? Schwerlich. Hat der grosse Grammatiker das allgemeine Zutrauen verloren, der, wie es scheint, nicht ohne guten Grund, die Vertauschung von qui und quis in der indirekten Frage für möglich erklärt hatte? Und scheint es bei folgendem s nicht schon durch das Gesetz der Euphonie begründet zu sein? Wie man dann jetzt ganz allgemein schreibt exul, expecto, exequor? cfr. Ter. Andr. III, 4, 7. Tandem cognosti qui siem? Cic. Div. in Caecil. 6, 20. Te non novimus, nescimus, qui sis? Accius ap. Non. XV, 5; qui sis, explica. Varro R R I, 69, 2 quem, qui esset, in turba animadvertere non potuisti. Ovid. Met. XI, 720 qui foret ignorans, quia naufragus etc. Eine Verschiedenheit der Bedeutung zwischen diesem substantivisch gebrauchten qui von quis wird sich schwerlich ausmitteln lassen; höchstens könnte man eine grössere Allgemeinheit der Frage voraussetzen, wenn mit quis gefragt wird, aber dass bei qui schon eine Hindeutung auf die Beschaffenheit der Person liege, lässt sich nicht beweisen. Es ist daher zu erwarten, dass wir in der fünften Ausgabe von Hrn. Dietsch und wenn Hr. Jordan fortfährt diesem Schriftsteller seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, künftighin qui si me lesen werden.

Catil. c. 8. Ita eorum, qui fecere haben beide Herausgeber auf höchst mangelhafte Indicien hin, sich veranlasst gefunden das pron. ea auszulassen, während dadurch geradezu der Sinn corrumpirt wird. Denn man wird hoffentlich uns nicht glauben machen wollen, qui fecere stehe schlechthin für actores. Und dann bedürfen wir nicht nur des allgemeinen Begriffs der Thäter, sondern es sollen eben die Vollbringer dieser Thaten bezeichnet werden, und nicht die Personen, sondern die Lobpreisung ihrer Thaten wird in Vergleichung zu ihrem wirklichen sittlichen Werthe gestellt. Zu dieser scharfen Scheidung der Begriffe ist das pronomen absolut nothwendig.

Catil. c. 14 eorum animi molles aetate et fluxi. Hier hat Hr. Jordan aetate geradezu gestrichen, Hr. Dietsch dasselbe wenigstens in Klammern eingeschlossen. Gleichwohl wird dasselbe durch die zwei besten Handschriften bestätigt, und wenn auch in einigen Codd. das et seine Stellung wechselt und in zwei Pariser X und P etiam für aetate verschrieben ist, so ist auch da aetate darüber geschrieben, so dass im Allgemeinen in die Uebereinstimmung der Handschriften kein Zweifel gesetzt werden kann. Es entsteht nun die Frage, ob der Zusatz überflüssig und ob er etwa nur auf eines von beiden Adjectiven zu beziehen ist.

Indessen stehe ich keinen Augenblick an beides zu verneinen. Sowohl molles als fluxi werden ohne weitern Zusatz beide meistens in malam partem gebraucht, weichlich und schlaff, hier soll aber

Digitized by Google

mehr die Beweglichkeit und Empfänglichkeit und der Mangel an Festigkeit ausgedrückt werden, der Gegensatz zu firmus und durus. Daher ist der Zusatz nothwendig eben um die Bedeutung auf das rechte Maass zurückzuführen, und weil die Beschränkung sich auf beide gleichmässig bezieht, ist aetate in die Mitte gestellt. So sagt Ovid. Herod. I, 111 molles anni. Tacit. Ann. 6, 38 fluxam senio aetatem. Tac. H. 2, 22 aevo fluxa cominus aggrede. Nun wird zwar auch durch die Versetzung molles et aetate fluxi die Bedeutung von molles gemässigt werden, aber schärfer und bestimmter geschieht diess doch, wenn aetate gleich zum ersten gestellt und dadurch die Deutung enervatus, effeminatus fern gehalten wird, weil ja eben durch das dolis capi angedeutet wird, dass sie mehr als empfänglich denn als verdorben sollen bezeichnet werden.

Catil. c. 31 sic uti jurgio lacessitus foret. Herr Prof. Linker hatte an dieser Stelle Anstoss genommen und sicubi statt sicuti empfohlen; diess machte auch dann Herrn Dietsch bedenklich, dass er die Conjectur sofort in den Text aufnahm, während Hr. Jordan durch si jurgio zu helfen suchte. Billig fragt man, was denn für eine bindende Nothwendigkeit vorhanden sei, um von der Lesart der Handschriften abzugehen? Wahrscheinlich weil man den Zusammenhang zwischen dissimulandi aut sui expurgandi causa mit sicuti jurgio lacessitus foret nicht erkannte. Der Sinn der Stelle ist folgender. Catilina, wiewohl er sah, dass allerlei Vorsichtsmaassregeln getroffen wurden und er selber schon einmal vor dem Verhörrichter hatte erscheinen müssen, kömmt nichts desto weniger in den Senat. Salust giebt zwei Ursachen als mögichen, entweder um durch Verstellung zu täuschen oder um sich zu entschuldigen, ganz so als wenn er durch einen Wortwechsel gereizt oder herausgefordert worden wäre. Herr Linker meint aber, er habe sich verstellen oder entschuldigen wollen, wenn er irgendwo durch Gezänk gereizt worden wäre. Nun konnte diess doch unmöglich wo anders als im Senat geschehen; man begreift also nicht, was da sicubi soll. Herr Jordan scheint ebenfalls zu glauben, die Entschuldigung hätte nicht stattfinden können, wenn er nicht vorher gereizt worden wäre. Als ob das angestellte Verhör nicht Grundes genug gewesen wäre. Uebrigens passt das Wort sich rein zu waschen oder sich zu rechtfertigen gar nicht zu lacessitus. Denn auf eine Schmähredo replicirt man wohl, aber ein expurgare wäre da ganz unpassend. Es ist diess also ein neuer Beweis, wie viele sogenannte Kritiker viel mehr lieben dem Schriftsteller ihre Gedanken unterzuschieben als sich die nöthige Mühe zu geben, in den Gedankengang des Schriftstellers einzudringen.

Mit mehr Recht könnten die neuern Herausgeber die Lesart sequitur Cat. 3 vertheidigen, wo zwar sehr viele Handschriften den Conjunctiv sequatur darbieten, aber doch auch sehr gute

Digitized by Google

Autoritäten den Indicativ bestätigen. Für den Conjunctiv zeugen ausser B. der Paris. Z s. v. der Turic. Nr. 2 Mon. Es ist daher der Mühe werth, da der Basil. im Text sequatur corrigirt hat und auch der Fabricianus und Havniensis und viele andere bei Dietsch die Lesart bestätigen, die Gründe für den Indicativ und Conjunctiv gegen einander abzuwägen und sich über den Gebrauch der sogenannten Concessivpartikeln weiter zu verbreiten. Nämlich licet, etsi, tametsi, etiamsi, quantumvis, quamlibet, quamquam, wenn schon sämmtlich Concessivpartikeln genannt, sind in Bedeutung und Gebrauch sehr verschieden. Die Concessiv-Bedeutung tritt am stärksten hervor in licet, quamvis, quamlibet, quantumvis, wo sie nämlich wirkliche Conjunctionen sind. Quamquam dagegen meistens einschränkend und berichtigend steht einer unbedingt ausgesprochenen Behauptung gegenüber und wird nur im silbernen Zeitalter concessiv gebraucht. In etsi, tametsi, etiamsi spricht sich mehr die Hervorhebung des Gegensatzes aus, was noch mehr in der alterthümlichen Form tamenetsi hervortritt. Bei etiamsi ist die Vermittelung, welche eben so oft der objectiven Gegenüberstellung als dem subjectiven Zugeständniss dienen muss. Eundem igitur esse creditote etiamsi nullum videbitis Cic. Aber auch bei den übrigen zeigen sich solche Uebergänge. Bekanntlich ist für quamquam und quamvis im silbernen Zeitalter eine Vertauschung eingetreten, so dass sie ihre Rollen gleichsam verwechselt haben, wovon der Anfang schon bei Nepos, Virgil und Livius zu bemerken ist. Erat inter eos dignitate regia, quamvis carebat nomine Liv. II, 40, 7; aber auch bei den übrigen kommen solche Vertauschungen vor. Liv. III, 8, 6; ubi etsi aliquid adjectum numero sit, magna certe caedes fuit. Tametsi schon bei Terenz Eunuch. II, 1, 10. Memini tametsi nullus moneas. Ferner Plaut. Aul. III, 2, 7; Pol.! etsi taceas, palam id quidem est. Capt. IV, 2, 76. Cupias facere sumptum, etsi ego nolim, so dass hier, sobald die subjective Auffassung überwiegend ist, der Conjunctiv eintritt. Ganz so wie im Griechischen, wo der von Gottfried Herrmann sehr scharfsinnig aufgestellte Unterschied zwischen καὶ εἰ und εἰ καὶ de Idiotism. L. Gr. p. 832 zuweilen wieder aufgehoben wird, wie diess der Wechsel der Moden, Indicativ, Conjunctiv und Optativ ausdrückt. Auch quanquam hat wenigstens Livius schon mehrmals mit dem Conjunctiv VI, 9, 6; XXIII, 29, 7. XLV, 14, 7; und so hat auch Madvig Liv. XXXVIII, 36 den Conjunctiv richtig hergestellt, wo das von Weissenborn beibehaltene quam et, wenn nicht gerade zu sinnlos doch durchaus unbegründet ist. Auch Cicero de Oratore I, 6, 21 hat der neueste Herausgeber gegen Bake und Ellendt, welcher letztere diesen Gebrauch bei Cicero, Livius und Caesar geleugnet hatte, richtig videatur aufgenommen. cfr. Kühner ad Cic. Tusc. V, 30, 85 und Madvig ad Quintil. prooem. 18, p. 15. Und so hat Cornelius Nepos XXV, 13, 6 quanquam mit dem Conjunctiv, wie umgekehrt. Quinctilian quamlibet mit dem

Digitized by Google

Indicativ. VIII, 6, 23; II, 10, 9. Wenn nun durch die bestimmte Aussage, dass etwas in Widerspruch steht, eine gewisse Schroffheit des Ausdrucks sich ausspricht, so gewinnt auf der andern Seite die Sprache an Intensivität, wenn die Behauptung durch die subjective Zustimmung Bestätigung erhält, wie denn sehr häufig die mildere Form einen stärkern Grad der Ueberzeugung ausdrückt als die entschiedenste Bejahung oder Verneinung. Cfr. Tac. hist. V. c. 21 et paucos post dies, quanquam periculum captivitatis evasisset, infamiam non vitavit. Ebenso Jugurtha 4 quanquam et possis et delicta corrigas. Diese Stelle, wenn schon die einzige bei Salust, ist gerade eine Bestätigung für unsere Stelle. Erstens weil Salust liebt selten gebrauchte Wörter und Structuren zu wiederholen, gleichsam um sie dadurch in die Sprache einzubürgern, welches auch mit vielen Gedanken der Fall ist, welches neulich ad absurdum durchgeführt worden ist von Dr. Eussner in Würzburg Exercitationes Sallustianae p. 179 sqq. Hier erhält nun die subjective Geltung eine Bestätigung durch haudquamquam endlich durch den Inhalt des Gedankens selber, dem, als allgemein angenommen Salust seine Zustimmung nicht versagen wollte. Da übrigens Gellius N. A. IV. 15; und Charisius p. 215. cfr. Paul. Sacerd. p. 23 Endlicher, den Indicativ sequitur haben, so gehört auch diese Stelle zu denjenigen, wo schon in früheren Zeitaltern die Lesart schwankte. Gewiss aber würde es keinem librarius in den Sinn kommen, wenn er den Indicativ vorfand, den Conjunctiv an dessen Stelle zu setzen. Die Herren Dietsch und Jordan haben den Indicativ beibehalten.

Wenden wir uns nun zum Jugurtha, um einige der bedeutendern Stellen zu besprechen, so tritt uns vor Allen die Veränderung in cap. 43 entgegen. Q. Metellus et M. Silanus Coss. designati, wo die Conjectur von Herrn Theodor Mommsen de senatus sententia solche Zustimmung gefunden, dass sie von den beiden Herrn Jordan und Dietsch mit dem Epithet palmaris bereits in den Text aufgenommen worden ist und die Lesart aller Handschriften verdrängt hat. Gleichwohl ist die Conjectur von Herrn Th. Mommsen erweisslich falsch, wie schon die folgenden Worte beweisen: Is ubi primum magistratum ingressus est, welche klar auf die consules designati hinweisen. Also Salust hat diese Worte auf jeden Fall geschrieben, wir wollen sehen, ob er darin geirrt hat. Die Wahl der Consuln war das ganze Jahr hindurch durch Tribunicische Streitigkeiten verhindert worden, 39. quae dissensio totius anni comitia impediebat. Also die Consuln waren erst im Anfang des nächsten Jahres gewählt worden, vielleicht erst im Februar. cfr. cap. 37 und 39. Der Consul Spurius Albinus führte einstweilen noch den Oberbefehl in Africa und selbst noch einen Theil des Sommers c. 39. Unterdessen waren aber die neuen Consuln ernannt worden, und diese hatten, ehe sie ihr Amt antraten, sich über die Geschäfte verständigt und dem Metellus

Digitized by Google

war die Führung des Kriegs in Afrika zugefallen. So nach der Erzählung des Salustius der Verlauf der Begebenheiten. Aber wie konnten die Consuln designati heissen? Denn dass, sagt Hr. Mommsen, wenn die Wahl der Consuln erst nach dem festgesetzten Antrittstag erfolgt, sie gar nicht erst designati wurden, sondern extemplo antraten, ist selbstverständlich und notorisch; quod erat demonstrandum. Dass der Senat den designirten Consuln befiehlt, sich über die Vertheilung der Provinzen zu verständigen, kommt nicht selten vor. Liv. 44, 17, 7; 27, 35, 5; 38, 42, 6; doch bedurfte es dazu immer eines Senatsbeschlusses (placuit, sortiri jussi, volebant). Ueber den Amtsantritt der ausserordentlicher Weise erwählten Consuln haben wir ein Beispiel bei Pompejus, dritten Consulat im Jahr 53, wo freilich Alles ausserordentlich war. Denn bei der allgemeinen Furcht vor Aufruhr und Empörung hatte Cato selbst darauf angetragen den Pompejus zum alleinigen Consul zu erwählen und demselben die unmittelbare Uebernahme des Amtes zur Pflicht zu machen, und so wurde derselbe am 5ten Februar durch den Interrex Servius Sulpicius gewählt und trat sofort sein Amt an. Asconius Pedian. p. 37 Ed. Baiter Plut. Pomp. 5. Dio Cass. 40, 50. Appian. B. civ. II, 23. Aber die damalige Lage war eine so ausserordentliche, indem allgemeine Gesetzlosigkeit herrschte, dass dieser einzelne Fall gerade eine Bestätigung der sonst bestehenden Ordnung war, nach welcher immer ein Senatsbeschluss den Amtsantritt bestimmte, wie es denn auch in der Natur der Sache liegt, dass eine durch Vermittelung des Senats durch den Interrex übertragene Gewalt, auch nach ihrer Dauer bestimmt werde, eben weil die Zeit durch das Gesetz nicht bestimmt war, daher denn auch ausdrücklich am Senatsbeschlusse, der dem Amtsantritt vorausging, erwähnt wird, Liv. V, 9, wo auch ausserordentliche Verhältnisse eintraten. Auch Liv. III, 19, 42, 27, 43, 11 weist auf einen Senatsbeschluss hin, während diess 3, 55 nicht ausdrücklich bemerkt wird und eben so wenig 6, 1. Denn dieser feierliche Amtsantritt war für den ganzen Wirkungskreis der Consuln von solcher Bedeutung, dass der Mangel einer förmlichen Bestimmung darüber das Amt selber in seiner Würde geschmälert hätte. Die Zeit zwischen der Wahl und dem Amtsantritt mochte noch so kurz sein — immer betrug sie einige Tage, schon wegen der Wahl der Prätoren — so hiessen die Consuln während dieser Zeit consules designati. Nehmen wir an, dass dieselben damals am Ende Februar gewählt worden sind, so wird man vielleicht auf die Iden des Märzes als ehemaligen Antrittstag zurückgekommen sein, weil die Römer ganz an dem einmal Ueblichen und Gebräuchlichen fest hielten und schwerlich Beispiele sich nachweisen lassen, dass der Amtsantritt anders als an den Iden oder Kalender stattgefunden. Die Verständigung über die Vertheilung der Provinzen wurde nun zwar immer auf Befehl des Senats vorgenommen. Siehe Liv. 37, 1; 41, 6; 42, 31. Senatus consultum factum est, natür-

Digitized by Google

lich weil der Senat früher selber diess Recht geübt hatte Liv. 37. 1, 9; cfr. Polyb. VI, 17, 5. Wenn übrigens Jemand behauptet, Salust hätte das Wort consules gebraucht, ohne daran zu denken, dass sie nicht Consuln waren, der könnte auch Nichts dagegen sagen, wenn einer für den Ausdruck Coss. designati dieselbe Entschuldigung geltend machen wollte. Dagegen werden wir niemals in Beziehung auf diese wichtige Befugniss die Formel de Senatus sententia finden: diese wird nur bei den magistratus minores und bei untergeordneten Fragen in Anwendung gebracht. Wenn aber die Consuln nicht als designati, sondern nach erfolgtem Amtsantritt die Vertheilung der Provinzen vornahmen, so war der Zusatz de senatus sententia gar nicht nöthig, weil wohl die Erlaubniss, dass eine Verständigung stattfinden sollte, einem Senatsbeschluss unterlag, aber die Art der Vertheilung den Consuln überlassen blieb. Auf jeden Fall war aber unter den damaligen Verhältnissen der Umstand, dass die Consuln designati sich schon mit dem Gegenstande beschäftigt hatten von viel grösserer Erheblichkeit, als dass der Senat seine Zustimmung gegeben. Denn diess war, wie wir aus den obigen Beispielen ersehen, in dringenden Fällen immer geschehen, aber der Zusatz designati consules beweist an unserer Stelle, wie dringend die Sache angesehen wurde. Ohnedem wäre der Satz is ubi primum consulatum ingressus est, ganz überflüssig, wenn schon oben Metellus und Silanus wären Consuln genannt worden; während sie auf die Lesart Consules designati eine bestimmte Zurückweisung enthalten.

Es kann daher die Ansicht unmöglich Billigung finden, dass Salust das Attribut Consules ganz ohne Nachdruck beigefügt habe, blos um dieselben als erwählte Consuln zu bezeichnen, ohne auch nur daran zu denken, dass dieselben auf eine ausserordentliche Weise nach der gesetzlichen Anstrittszeit erwählt worden wären. Also diese Gedankenlosigkeit muthet man dem Salustius zu, der kurz vorher c. 37 gesagt hat, dass die Wahlversammlungen während des ganzen Jahres waren verhindert worden: denn das wird Niemand als Stütze dieser Verneinung wollen geltend machen, dass er einigemal consul statt proconsul gesagt hat, c. 39 u. 47, 4. Dergleichen kommt auch bei Livius vor, z. B. 31, 49 und ist bei der häufigen Verlängerung des Oberbefehls vollkommen entschuldigt. Aber nun gar geltend machen zu wollen, dass Salust gesagt habe quae dissensio totius anni comitia impediebat, nicht impediverat, d. h. eine ganz in der Luft schwebende Vermuthung selbst noch verdächtigen zu wollen, wird durch die folgenden Worte c. 43 »post Auli foedus exercitusque nostri foedam fugam« widerlegt. Diese Flucht fand also im Monat Januar statt. Kam nun die Kunde davon im Februar nach Rom, so wird diess eben die Wahl der Consuln beschleunigt und eben den Beschluss des Senats veranlasst haben, dass die Consulus designati sich mit der Vertheilung der Provinzen beschäftigen sollten. So steht Alles

Digitized by Google

im natürlichen Zusammenhang, während durch die vorgeschlagene Aenderung Sallustius der Ungenauigkeit beschuldigt und eine Ausdrucksweise eingeführt wird, welche den Verhältnissen ganz unangemessen ist und für den vorliegenden Fall gar keinen Sinn hat.

Wir heben eine andere Stelle hervor Jugurtha 1, 5 wo Herr Dietsch nach Augustin Ep. LIV gegen alle Handschriften etiam periculosa ac perniciosa petunt liesst, während Herr Jordan den Zusatz weglässt, offenbar mit vollem Recht. Denn die Art zu citiren des Augustinus gibt durchaus keine Gewähr für die Gültigkeit jedes Ausdrucks, besonders in der Anführung kürzerer Stellen, wo er seinem Gedächtniss vertraut. Ganz der gleiche Fall scheint es mit Cat. 5 zu sein, wo derselbe Augustinus de Cic. D. II, 18 ex pulcherruma atque optima citirt mit dem Zusatz ut eiusdem historici verbis utar, so dass wohl nicht zu zweifeln ist, dass er die Worte in seiner Handschrift gelesen hat; aber eine andere Frage ist, ob diese Handschrift zu den guten gehörte. Der Parallelismus ist bei Salust noch gar nicht so allgemein, und der Begriff von pulcher ist so vielseitig und umfassend, dass er keineswegs zu seiner Ergänzung oder Vervollständigung eines Zusatzes bedarf, wie das griechische *καλὸς*; und selbst wenn wir den Fall setzen, Salust hätte mit einem gewissen Nachdruck die Epitheta gehäuft, so hätte pulcherrima als das allgemeinere nachstehen sollen, wie Cat. 20 maximum atque pulcherimum facinus. Daher wir auch hier die Autorität des Augustinus nicht als maassgebend anerkennen können, wiewohl die Herren Jordan und Dietsch demselben gefolgt sind. Noch viel weniger kann ich den Zusatz Cat. 6 ita brevi multitudo dispersa atque vaga concordia civitas facta erat, welchen Augustinus Epist. 138, 9 ohne den Salust zu nennen: apud eos (gentiles) ita legitur, erhalten hat. Es war wohl einer der schwächsten Gedanken des Herrn Prof. Roth, diese Worte als Salustianische einschwärzen zu wollen. Herr Dietsch hat diess erkannt, Herr Jordan nicht. Ich habe mich ausführlich und, wie ich glaube, für Unbefangene überzeugend, über das Unpassende dieses Zusatzes verbreitet Edit. stereop. Lipsiae 1856 Nr. XI. Mit dem dort gesagten mögen Andere vergleichen was Herr Jordan Hermes I, 2, p. 245 beigebracht hat, ohne die dort angeführten Gründe widerlegt zu haben.

Basel. **Gerlach.**

Digitized by Google

Wilhelm Scherer, Zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1868. S. XVI. 492.

Niemand wird bestreiten, dass das vorliegende Buch das wichtigste ist, das seit lange über die deutsche Grammatik erschienen ist. Es ist in jenem wissenschaftlichen Sinne geschrieben, welcher nicht nur die äussere Erscheinung klar und sicher aufzufassen und darzustellen sucht, sondern so tief wie möglich in die letzten Gründe einzudringen bestrebt ist. In diesem Streben dürfte es auch auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft ein bleibendes Verdienst beanspruchen, als ein Beitrag zu der Untersuchung über die Entstehung und Entwicklung der Sprache überhaupt. Um so erfreulicher ist es, dass nicht eine einzelne Erscheinung oder Erscheinungsgruppe den Gegenstand bildet, sondern der ganze Umkreis der Laut und Flexionslehre von Scherer neu und erfolgreich durchgearbeitet worden ist.

Indem der Ref. sich anschickt den Gang dieser Untersuchungen kurz zusammenzufassen, die darin neu aufgestellten Ansichten hervorzuheben, zu einigem auch, wie dies bei einem so grossartig aufgefassten und kühn durchgeführten Werke nicht anders sein kann, einige Bedenken vorzutragen, bemerkt er im voraus, dass er genöthigt ist, abgesehen von der Begründung der einzelnen Ansichten Scherers, selbst eine Anzahl seiner neuen und treffenden Bemerkungen zu übergehen, welche dem Buche als Beispiele oder sonst nebenbei eingefügt sind. Es wird hier hauptsächlich darauf ankommen, den Zusammenhang der zu einer festen Kette aneinandergeknüpften Bemerkungen hervortreten zu lassen.

Der erste Theil des Buches beschäftigt sich mit der Lautlehre und speciell den drei Gesetzen, welche man als die Haupteigenthümlichkeiten der deutschen Sprache bezeichnet hat, dem Ablaut, der Lautverschiebung, den Auslautsgesetzen. Ersterem bestreitet Scherer jedoch die specifische Eigenschaft, weil mehrere der arischen Schwestersprachen ihn ebenfalls, wenn auch in weit beschränkteren Umfang kennen: dies gilt freilich auch von der Lautverschiebung, der Senkung der Aspiraten zu den Medien, und wenigstens zu dem consonantischen Auslautsgesetz. Dass der Ablaut nicht auf inneren Gründen, auf der Vorliebe der ersten Bildner der germanischen Ursprache, wie J. Grimm wollte, sondern auf der Einwirkung der Flexions- und Bildungssilben beruht, ist jetzt bereits wol allgemein anerkannt. Scherer vereinigt die Erscheinungen des Ablauts in zwei Gruppen; die eine umfasst die Stämme mit a, die andere die mit i und u. Erstere nehmen mehrfach i und u an durch eine Vocalspaltung, welche Scherer nach Müllenhoff's Bemerkung durch die Vorstufen e und o hindurchgegangen sein lässt. Sie erhalten a, â oder nehmen langes o im Praeteritum an, weil der eigentliche Stammvocal in Folge der überwiegenden Betonung der Reduplication ausgefallen ist (p. 16). Den Ablaut der i und

Digitized by Google

n-Stämme, das nach den Sanskritgrammatikern sogenannte Guna erklärt Scherer vortrefflich, indem er die Analogie neuerer Sprachen, auch der neuhochdeutschen heranzieht, aus einer Auflösung der langen Vocale ī und ū, die so auf das a, den Indifferenzlaut des arischen und noch des germanischen Sprachzustandes zurückgeführt wurden (p. 19. 26). Endlich wird die Abweichung der a-Wurzeln, welche im Präs. den reinen Stammvokal zeigen, abgeleitet aus einer Verschiedenheit des Reduplicationsvocals, der nicht wie bei den übrigen e (gothisch ai), sondern a gewesen sei (p. 15).

Ausführlicher ist der zweite Abschnitt über Grimm's Gesetz von der Lautverschiebung. Hier zieht Scherer namentlich die Lautphysiologie, wie sie neuerdings durch Brücke's Forschungen eindringend und klar herausgestellt worden ist, zu Hilfe. Schon 1837 hatte R. v. Raumer die Frage vom Buchstabenwechsel zu der nach der Lautwandelung hinübergeleitet und hatte namentlich sehr glücklich erklärt, warum die Spiranten f und h der zweiten Verschiebung entgingen, während die Aspirate p sie erfuhr. Aber das Resultat Raumers, dass die Verschiebung auf zwei sich ergänzenden Erscheinungen berufe, dem Steigern der einfachen Stummlaute und dem Absterben nachfallender Hauchlaute, genügt Scherer nicht. Zu der an zweiter Stelle genannten Regel fügt er, zum Theil nach R. v. Raumers eigenen Untersuchungen die Bestimmung hinzu, dass die Aspirata vorher tönend gewesen sein müsse. Die erstere aber charakterisirt er dahin, dass einerseits die Medien, anstatt tönend, mit Flüsterstimme hervorgebracht worden seien, wofür mit demselben Rechte oder Unrechte als Buchstaben die Media (b g) bleiben oder durch die Tenuis (t) ersetzt werden konnte; andrerseits aber die Tenuis durch verzögerten Einsatz der tönenden Stimme zur Aspirata geworden sei. In allen diesen Vorgängen findet er Erleichterung der Aussprache. Sie seien unabhängig von einander eingetreten, daher zum Theil die Verschiebung unterblieben oder um eine Stufe zu weit geführt worden sei. Endlich bestimmt Scherer auch die arischen und germanischen Muten näher nach Brücke's System und findet, dass zum Theil Wechsel der Articulationsstelle mit der Verschiebung verbunden war (p. 75).

Nach dieser besonders schwierigen und, wie es Ref. scheint, nicht überall ganz überzeugend geführten Untersuchung geht Scherer zu den Auslautgesetzen über. Hier stellt er wieder eine auch sonst begründete Beobachtung Müllenhoff's in den Vordergrund, die Scheidung der germanischen Stämme in östliche (Skandinaven und Gothen) und westliche (Hochdeutsche, Sachsen, Angelsachsen). Auch auf die letztere Gruppe wird das von Westphalen zuerst fürs Gothische gefundene Auslautsgesetz angewandt; und zugleich für das Gothische eine bisher angenommene Ausnahme weggeschafft, indem das Hilfs-a des Acc. der Pronomina und Adjectiva und der III. Pl. Conj. der Verba im ersteren Falle, wie schon Holtzmann

Digitized by Google

wollte, als mit dem Pronominalstamm ami zusammenhängend, im zweiten gleich der griechischen Partikel ἄν aufgezeigt wird. Das consonantische Auslautsgesetz wird schliesslich dahin formulirt (p. 113): Nur r und tonloses s werden im Ostgermanischen, nur r und tönendes s im Westgermanischen am Wortende geduldet.

Noch wichtiger als das consonantische ist das dem Germanischen eigenthümliche vocalische Auslautsgesetz. Dieses bestimmt Scherer, nachdem er auch hier wieder bisherige Irrthümer beseitigt hat, folgendermassen (p. 121): Das germanische befehdet i und a als letzte Vocale des Wortes. Daher verlieren sich die einfachen Kürzen i, a gänzlich aus der Endsilbe und âi, ai, ii (i) werden zu â, a, i. Später verkürzen sich auch âa und â zu a. Hierauf schreitet er zur Aufspürung der Ursache, auf welcher die Ausnahme des u beruht. Er findet sie — hierbei auf den Forschungen von Helmholtz über den Eigenton der Vocale fussend — in der Tonerhöhung, welche die Stammsilbe in Folge des Accentes traf und in der daraus hervorgehenden Vertiefung, Verdumpfung der Endsilben. u, welches dieser Vertiefung entsprach, blieb unangetastet, während a und i schwanden. Während aber — was sehr schön ins Einzelne verfolgt wird — das nordische und angelsächsische das Accentprincip und die Tonerhöhung übertreibend die Reinheit der Vocale stören, hält sich das ahd. verhältnissmässig frei von dieser Trübung; besonders treten hier die consonantischen Einflüsse zurück. Der Umlaut erscheint erst später; er wird vortrefflich als eine Art Mouillierung aufgefasst: erst Consonantirung des i, dann Einfluss auf den Vocal der vorhergehenden Silbe (Scherer vergleicht franz. campagne, gesprochen kampajnj), dann Abfall des j. Die Vocalreinheit des althochdeutschen ward übrigens erkauft durch eine neue Erleichterung des Consonantensystems, durch die zweite Verschiebung.

Nach Beleuchtung aller dieser als Consequenzen der deutschen Accentuation nachgewiesenen Erscheinungen wendet sich Scherer zu diesem, zum Grundcharakter der germanischen Sprache selbst. Er führt diese Betonung der Stammsilbe zurück auf die innerste Sinnesart des Volkes selbst, auf seine tiefe Leidenschaft, die alles Interesse seines Geistes in einen Inhalt lege. Vielleicht ist es möglich eine weniger dem Widerstande ausgesetzte Bezeichnung dieses Grundzuges zu geben, etwa den Ernst, in dem Sinne, wie A. W. Schlegel diesen die Grundstimmung der Tragödie nennt, als die Richtung aller Seelenkräfte auf Einen Zweck. Auf jeden Fall ist gerade dieser Kern der Untersuchung sehr schön entwickelt und, wie Scherer in der Vorrede mit Recht hervorhebt, ein wahrhaft erhebendes Resultat.

Kaum aber ist es ein glücklicher Gedanke zu nennen, dass die germanische Betonung des Wortstammes noch an einen anderen, äusserlichen Anlass geknüpft wird. Die Buchstabenschrift ward

Digitized by Google

zuerst als geheimnissvoller Zauber, zum Losen verwandt. Der Anlaut des Wortes, der allein eingeritzt wurde, erhielt so ein besonderes Gewicht. Aber dass daher erst die Stammsilbe ihren Hauptton erhielt, kann Ref. nicht glauben; und der Verf. selbst nennt p. 161 die Stammsilbe dasjenige Element, »welches überdies wohl schon durch die Tonstärke sich vor den übrigen auszeichnete.« In der That, wäre das nicht der Fall gewesen, so hätte man gewiss in Compositis stets die erste Silbe, nicht, wie dies in gewissen Fällen geschieht, die erst später folgende Stammsilbe hervorgehoben. Auch ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass vor der Einführung des Loszaubers keine germanische Poesie bestanden haben soll; und welche andere Form wird diese gehabt haben als die der Alliteration?

Der zweite Theil dieses Buches beschäftigt sich mit der Formenlehre, zuerst die Conjugation, dann die Declination der Pronomina, insbesondere der Personalia, denen eine besonders sich eingehende, ausführliche Untersuchung gewidmet ist, endlich mit der Declination der Nomina und mit den aus nominalen Casus hervorgegangenen Adverbien.

Auf die Besprechung gerade des Abschnittes über die Pronomina Personalia und der sich daran anschliessenden Bemerkungen über die Urgeschichte der arischen Declination überhaupt muss Ref. jedoch verzichten, da seine eigenen sprachwissenschaftlichen Studien nicht weit genug reichen, um ihm hier über die nicht nur sämmtliche arischen, sondern auch ganz unverwandte Sprachen heranziehende Untersuchung eine selbständige Beurtheilung zu gestatten. Doch kann er nicht umhin die Grossartigkeit der hier schliesslich gestellten Aufgabe, einer Geschichte der arischen Ursprache anzuerkennen und den Versuch einer theilweisen Lösung dieser Aufgabe als eine bedeutende Leistung hervorzuheben.

Für die speciell germanische Grammatik dürften etwa folgendes die wichtigsten Ergebnisse des zweiten Theiles sein. In der Conjugation werden die althochdeutschen I Sg. Praes. Indic. auf m der schwachen Verba nicht als ursprünglich, sondern als durch Formübertragung nach Analogie von tôm und stêm gêm aufgefasst und die drei Charaktervocale i, ê, ô werden aus der sanskritischen Grundform aja nicht durch Schwund des ersten oder des zweiten a oder des j abgeleitet, sondern aus der nach Ausfall des j hergestellten Form aa (ô) durch Färbung des ersten (i) oder zweiten a (i); die Verschiedenheit der Behandlung des aa aber aus der Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Stämme erklärt. Bei der dann folgenden Uebersicht der Personalendungen werden die hochdeutschen I Personen Plur. auf mês wie griechisch μες und lateinisch mus zurückgeführt auf eine arische Endung mansi. Das gothische Medium wird auf Grund der Uppström'schen Revision der Handschriften beseitigt, mit Ausnahme der III Sg. Imper. adau,

Digitized by Google

die freilich active Bedeutung hat. Die Perfectbildung der schwachen Verba auf -da wird als periphrastische Zusammensetzung mit dem Aorist des Verbum dha aufgefasst, der unverkümmert im gothischen Sing. und im Notkerischen Plural tôn u. flg. erhalten sei, während im gothischen Plural und althochdeutschen Singular die falsche Analogie des eigentlichen Perfekts der Wurzel dha einwirkte.

In der Pronominalflexion ist von besonderem Interesse die Darstellung der schwachen oder N-Declination, welche p. 412 so erklärt wird, dass der Acc. des starken Adjectivums das Declinationsthema des schwachen ergeben hätte, pag. 435 aber in der Weise, dass die nicht mit dem Pronomen ja (dies die starke Form) flectirten Adjectiva im Gen. Pl. Fem. ânâm hatten und daraus wie die Substantiva Stämme auf N entwickelten. Das Capitel von der Nominalflexion ist namentlich durch die genaue Untersuchung dialektischer, altnordischer und anderer Formen und durch den Nachweis zahlreicher, hier Statt gefundener Formübertragungen von Wichtigkeit.

Endlich werden die Numeralia und Adjectiva durchgegangen, und um nur eines der hier gefundenen Resultate anzuführen, die Adverbia auf o nicht mehr, wie man bisher nach Grimm annahm, als Acc. Sg. n. des schwachen Adj., sondern als ablativisch = ursprünglich ât, griechisch ως aufgefasst.

Es möge zum Schlusse nochmals hervorgehoben werden, dass die hier aneinandergereihten Auszüge keineswegs auch nur den vollständigen Gewinn umfassen, den die auf das germanische Gebiet beschränkte Grammatik aus Scherer's Buch zieht; aber sie werden doch genügen, um seine hohe Wichtigkeit zu erweisen. Vielleicht noch bedeutender als die einzelnen Ergebnisse ist das hier zuerst in grösserem Umfange durchgeführte Prinzip der Heranziehung der allgemeinen Sprachforschung einerseits und andererseits der Lautphysiologie zur Aufhellung einer einzelnen Sprache: es leuchtet ein, dass auf diesem Wege, der freilich nicht Jedermann zugänglich oder ungefährlich sein dürfte, eine weit tiefere und sichere Einsicht in das Wesen unserer und jeder Sprache überhaupt gewonnen werden kann.

Freiburg. **Ernst Martin.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zeitschrift für deutsche Philologie, herausg. von Ernst Höpfner und Julius Zacher. Bd. I. Heft 1. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1868. 122 S.

Neben den bereits vorhandenen Organen der deutschen Alterthumswissenschaft, insbesondere der Haupt'schen Zeitschrift und der Pfeiffer'schen Germania nimmt die neue in Halle erscheinende Zeitschrift dadurch eine vollberechtigte Stellung ein, dass sie ein weiteres Gebiet des Stoffes und einen grösseren Kreis des Publicum's ins Auge fasst. Als letzteres werden nicht blos die gelehrten Fachgenossen betrachtet, sondern alle, die etwa durch akademische Vorlesungen die Grundlage der deutschen Philologie erhalten haben und von deren Fortschritten im Allgemeinen unterrichtet zu sein wünschen, ohne die ganze Literatur des Faches selbstständig zu verfolgen. Es sind daher ausser den Aufsätzen, welche Originalforschungen enthalten, auch solche zur Aufnahme bestimmt, die nur Berichte über seltene Werke, über schwerer zugängliche Arbeiten enthalten. Indem diese besonders auf Gebieten zu suchen sein werden, die nicht den Hauptgegenstand der deutschen Philologie ausmachen, ist der Bereich des Stoffes auch auf die Sprachen und Literaturen ausgedehnt, welche zur deutschen in irgend einem Verhältnisse der Einwirkung oder Verwandtschaft stehen, der altnordischen, altenglischen, mittelniederländischen, altfranzösischen. Insbesondere aber ist eine Seite ins Auge gefasst, die den Titel »für deutsche Philologie« in einem weiteren Sinne fasst als in dem der deutschen Alterthumswissenschaft gleichstehenden. Es soll auch die neuere deutsche Sprache und Literatur berücksichtigt werden. Die Arbeiten des einen Herausgebers, des Director Höpfner, sind auf diesem Gebiete bestens bekannt und anerkannt: seine Name vertritt diese Seite der Zeitschrift ebenso wie ihre Bestimmung für die Schule. Wenn also die besonderen Ziele der Zeitschrift vollberechtigt sind, so zeigt bereits das erste Heft, in welcher tüchtigen Weise sie denselben nachstrebt. B. Delbrück gibt zunächst eine Uebersicht der sicheren Beispiele der ersten, allgemein germanischen Lautverschiebung. Mit besonnenster Kritik werden die einzelnen Stämme mit den verwandten der arischen Schwestersprachen aufgezählt und reiche Nachweise über die Literatur dieser Vergleichungen beigefügt. Als Muster hat offenbar G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie gedient; ein Muster, das in jeder Beziehung nachahmungswürdig war. Nur weniges dürfte in der Zusammenstellung von Delbrück zweifelhaft sein; vielleicht

Digitized by Google

aber doch Nr. 79 Bansch mundartlich für Bauch; näher als dem altindischen bhansas liegt doch wol die Zurückführung auf das französische panse, lateinisch pantea, woran auch W. Grimm im deutschen Wörterbuch allein gedacht hat. Zu dem S. 19 angeführten huota ist gewiss κῦδος zu vergleichen, eine Vergleichung, die Ref. freilich auch sonst noch nicht gefunden hat.

Ausführlich ist noch besonders Konr. Maurers Bericht »Ueber die norwegische Auffassung der nordischen Literaturgeschichte.« R. Kayser u. a. hatten den Ruhm der altnordischen Literatur nicht den Isländern, die nur bereits vorhandenes aufgezeichnet hätten, sondern den Norwegern als den eigentlichen Dichtern und Erzählern zugeeignet. Maurer zeigt, dass diese Hypothese ungerechtfertigt und nur dem Patriotismus der jetzigen Norweger zu Gute zu halten ist.

Daran reiht sich als dritter grösserer Aufsatz von Ad. Kuhn »Der Schuss des wilden Jägers auf den Sonnenhirsch, ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen.« Urarische Mythen werden mit alten, zum Theil heute noch volksthümlichen Bräuchen in lichtvolle Verbindung gesetzt.

Unter den kleineren Beiträgen ist endlich besonders von K. Weinhold, »Der Tannewetzel und Bürzel« zu nennen, welche volksthümlichen Namen von Krankheiten des deutschen Mittelalters auf unsere heutige Grippe bezogen werden. Den würdigen Schluss bildet eine Recension Delbrück's über W. Scherer's Buch zur Geschichte der deutschen Sprache.

So möge denn die neue Zeitschrift insbesondere den Schulbibliotheken auf das angelegentlichste empfohlen sein!

Freiburg. **Ernst Martin.**

Der Freiheitsbegriff. Ein philosophischer Versuch von Dr. Ernst Kuhn. Berlin. M. Weber & Comp. 1868. 56 S. 8.

Der Herr Verf. gibt über den wichtigen, in alter und neuer Zeit so oft behandelten Gegenstand (Begriff der Freiheit) eine kurze Skizze. Er will die Momente dieses Begriffes darstellen und dessen Verhältniss zur Kosmologie und Ethik auf anthropologischer Grundlage kritisch untersuchen. Sein »philosophischer Versuch« besteht aus drei Theilen. Der erste Theil enthält die Ableitung des Freiheitsbegriffes (S. 5—34), der zweite Theil die Anwendung des Freiheitsbegriffes in der Kosmologie (S, 35—45), der dritte Theil die Bedeutung desselben für die Ethik (S. 46—56).

Die im ersten Theile (Ableitung des Freiheitsbegriffes) zur Sprache kommenden Gesichtspunkte sind die Orientirung, die makrokosmische und mikrokosmische Beziehung des Freiheitsbegriffes,

Digitized by Google

sein ausserwissenschaftlicher Gebrauch, die Voraussetzungen für die wissenschaftliche Definition, die Hauptdata aus der Geschichte des philosophischen Freiheitsbegriffes, die Permanenz des Problems und die Fassung desselben nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Der zweite Theil (Anwendung des Freiheitsbegriffes in der Kosmologie) behandelt die Unzulänglichkeit und Vertheidigung des anthropologischen Standortes für die Kosmologie, den Freiheitsbegriff und einige logische Kategorien und den Freiheitsbegriff als Princip der Kosmologie, der dritte Theil (Bedeutung des Freiheitsbegriffes für die Ethik) den Begriff der ethischen Theorie vom anthropologischen Standort, das Fundament und Princip der Ethik und den Freiheitsbegriff als metaphysischen Vorbegriff der Ethik.

Den Herren Verf. leitet »das Streben, feste Gesichtspunkte für die Begründung der ethischen Wissenschaft auf anthropologischer Grundlage zu gewinnen.« Aber der Versuch des Verständnisses der ethischen Probleme drängt ihn »von der Erscheinungs-Physiognomie des Menschen hinweg zu den verborgenen Lebensnerven«, welche den Menschen in »Rapport zum Innersten des Kosmos setzen.« Se erweitert sich die Prüfung des Freiheitsbegriffes »zu einer Fundamentaluntersuchung der Philosophie.« Es wird nach der Bedeutung und Ableitung des Freiheitsbegriffes, nach den wesentlichen und bleibenden Momenten desselben geforscht und damit der »Inhalt« und die »Methode« der Arbeit bezeichnet. Der »kritisch bearbeitete Boden der psychologischen Thatsachen« kann hier allein eine genügende Grundlage bieten. Der Herr Verf. will inductiv beginnen und dann erst zum deductiven Verfahren schreiten. Die Deduction soll eine doppelte Beziehung haben: 1) auf die Kosmologie, 2) auf die Ethik. Der gewöhnliche Begriff der Freiheit wird »meistens als Aushülfe« bei der Erklärung der »sittlichen und rechtlichen Verantwortlichkeit oder des Ursprunges von Welt und Sünde« gebraucht. Die einen Vertheidiger des Freiheitsbegriffes betrachten denselben als eine Eigenschaft des menschlichen Willens (der Herr Verf. führt beispielsweise die Definition von M. G. F. Bockshammer, 1821, und von Chalybäus, 1850, an); die anderen beziehen die Freiheit auf das Wesen Gottes (als Beispiel wird die Definition der Freiheit nach Stahl's Philosophie des Rechtes gegeben). Die Freiheit erhält hier eine negative Bedeutung als Unabhängigkeit von Zwang oder Nöthigung und eine positive als Selbstbestimmung. Nach diesem Sinne erscheint sie am prägnantesten in der »Thathandlung des Fichte'schen Ich's«, welches »sein eigenes Sein und das des Nichtich schafft oder setzt« (S. 9). Als Substrat dieses Freiheitsbegriffes wird die »geistige Persönlichkeit«, der »selbstbewusste Geist« bezeichnet. Entweder wird die Persönlichkeit individuell oder von Theologen und einigen Philosophen als »absolute Persönlichkeit«, »absolutes Ich« genommen.

»Wenn nun die Verbindung des Prädicates Freiheit mit dem Substrate der individuellen Persönlichkeit unmöglich und die Auf-

Digitized by Google

stellung der absoluten Persönlichkeit zum Subjectsbegriffe undenkbar wäre«, so entsteht die Frage, ob dann der Freiheitsbegriff als Prädicat aus der Wissenschaft zu verbannen, oder ob er bei vollständiger Erfassung seiner Momente an einem Substrate, das nicht individuell, geschweige persönlich wäre, »denknothwendig« sein könnte. So unterscheidet der Herr Verf. bei der von ihm aufgeworfenen Frage die makrokosmische und mikrokosmische Beziehung des Freiheitsbegriffes auf sein Substrat. Bei der makrokosmischen Beziehung kann das Substrat persönlich oder unpersönlich, bei der mikrokosmischen nur persönlich aufgefasst werden. Der Herr Verf. unterscheidet die populäre Auffassung des Freiheitsbegriffes oder den populären Sprachgebrauch, nach welchem Freiheit oder das Freisein von Etwas eine »Unbeschränktheit«, ein »Uneingeengtsein«, eine »Negation der Negation« ausdrückt, von der wissenschaftlichen Behandlung dieses Begriffes. Er geht von Voraussetzungen für die wissenschaftliche Definition aus, für welche er die Form von Thesen wählt. Dieser Thesen sind neun. Ref. deutet sie kurz an. 1) Die Skepsis ist ein unerlässliches Moment der Wissenschaft. Man zweifelt nicht des Zweifelns, sondern der Erkenntniss wegen. 2) Erkenntniss ist die »Auffassung von Verhältnissen, in denen die kosmischen Elemente unter einander stehen.« Sie ist soweit möglich, als das erkennende Subject selbst ein aus den kosmischen Elementen hervorgegangener Organismus ist. Die Erkenntnissfähigkeit hängt von der »Mischung und Durchdringung der Elemente im Organismus« ab. 3) Erkennen entsteht durch Reaction des Organismus in seiner »Totalität gegen die Eindrücke der kosmischen Phänomene.« »Die Continuität in der Unterscheidung dieser Reactionsfähigkeit von den Sollicitationen ist das Bewusstsein.« 4) Die Einheit des Bewusstseins gegenüber dem Wechsel seiner Sollicitationen« ist die subjective Grundlage des Causalitätsbegriffes (Wechselbeziehung subjectiver Erkenntnissgründe). 5) Die wissenschaftliche Erkenntniss »vertieft den Causalitätsbegriff objectiv zum System der kosmischen Ursachen (Realgründe).« 6) Die Wissenschaft geht durch Analyse oder Induction von den Erkenntnissgründen zu den »immanenten Ursachen der Phänomene« über. 7) Die Annahme eines Realgrundes »aus dem Vorhandensein von Erkenntnissgründen mittels eines Schlusses« ist »eine Hypothese« oder ein »Postulat.« 8) Postulate sind nur anwendbar, wenn sich ihre Erkenntnissgründe nicht widersprechen oder kein Realgrund ihnen entgegensteht. 9) Eine Wissenschaft als System von Realgründen ist »exact.« Was darüber hinausliegt, ist »Wahrscheinlichkeitsforschung« (S. 15 u. 16).

Der Herr Verf. geht nun zu den »Hauptdaten aus der Geschichte des Freiheitsbegriffes« über. Er beginnt mit den Griechen, stellt die Ansichten des Anaxagoras, Plato's, Aristoteles', der Stoiker, Epikurs auf, und sucht zu zeigen, dass bei den Griechen der Freiheitsbegriff nur eine makrokosmische Bedeutung hat. Er stellt

Digitized by Google

sodann die durch das Christenthum begünstigte mikrokosmische Bedeutung des Freiheitsbegriffes dar, und entwickelt die Ansichten der Philosophie der Neuzeit über diesen Gegenstand mit Hervorhebung von Cartesius, Spinoza, Leibnitz, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer, welchem letzteren er am meisten beistimmt. Das Resultat ist, dass die Freiheit eine makrokosmische Bedeutung und keinen persönlichen Charakter hat. Er stellt die Aufgabe, wie in einer Differentialrechnung von unendlicher Progression, »den Mikrokosmos zu begreifen als bestimmbare Resultante makrokosmischer Functionen« (S. 27). Da die Freiheit nach dem Herren Verf. nur eine makrokosmische und unpersönliche Bedeutung hat, so ist das »permanente Problem« der Wissenschaft, »die immer wiederkehrende Bewegung der Gedanken, in welcher der makrokosmische Freiheitsbegriff seiner wissenschaftlichen Gestaltung entgegengeführt wird« (S. 28). Die »exacte Wissenschaft« stellt inductiv als »die allgemeinsten Bedingungen der kosmischen Phänomene, von denen der Intellect nicht mehr abstrahiren kann«, auf 1) den Raum, 2) die Zeit, 3) die Materie, 4) die Bewegung (S. 29). Da diese »nicht negirt werden können, ohne dass in Wahrheit das negirende Subject sich selbst negirt«, sind sie »objective« Begriffe. »Der Intellect kann von seiner Subjectivität so weit abstrahiren, dass er selbst gleichsam nur als Kreuzungspunkt jener höchsten Begriffe erscheint, folglich blos dadurch fixirt ist, weil die vier Begriffe in ihm concidiren« (S. 29). Mit der Abstraction von »aller kosmischen Bestimmtheit, wobei Raum, Zeit, Bewegung und Materie allein übrig bleiben«, ist »der Causalnexus schlechthin verschwunden.« Man hat also für diese »keine Ursachen mehr.« Da man alles Bestimmte negiren kann, nur die vier genannten Begriffe nicht, so wird dadurch ihre »allgemeinste Positivität« anerkannt; sie sind »ausserhalb des Intellects unendliche, unbedingte, unentstandene, unbestimmte Realitäten«, die Bedingungen »alles und jedes bestimmten Realen.« Man sucht nun die »kosmischen concreten Realen« aus den »abstract ontologischen Urrealitäten« zu begreifen. Es fragt sich, welches Princip der Intellect als »Bestimmungsprincip" aufnehmen müsse, um die „abstracte Ontologie von Raum, Zeit, Bewegung und Materie sich darstellen zu sehen als überall concrete, gleichwohl in ihrer Totalität unendliche Kosmologie.« Das Suchen dieses Princips ist »das Problem der Freiheit« (S. 32). Auch das Problem des Freiheitsbegriffes nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft wird in der Form von Thesen angedeutet. 1) Der Freiheitsbegriff ist »denknothwendig«; denn nur durch ihn gewinnen wir die Einsicht in die Causalverknüpfung der kosmischen Phänomene und in die Anfangs- und Endlosigkeit der Causalität. 2) Das Substrat der Freiheit ist das »schlechthin gegebene, ursachlose Sein«, d. h. »die permanente, unendlich erfüllte ontologische Einheit von Raum, Materie, Zeit und Bewegung.« 3) Die Freiheit ist zu begreifen negativ als »Bedingungslosigkeit«

Digitized by Google

der »ontologischen Einheit« und als unendliche »Theilungs«- und »Variationsfähigkeit« »aller Momente« derselben Einheit; positiv als »permanente Evolution« der »unerschöpflich vielen Momente der ontologischen Einheit« und als »continuirliche Durchdringung der Evolutionen mit derselben Einheit.« 4) Die »makrokosmische Freiheit ist der Grund der Individuation und des totalen Causalnexus aller Phänomene.“ 5) Nur dann ist das Zurückgehen vom Individuum auf die Freiheit möglich, wenn man die Individualität nicht von der »unendlichen Totalität der Individuation«, mit welcher jene verknüpft ist, ablöst. 6) Der Freiheitsbegriff ist »denknothwendiges, ontologisch-kosmologisches Princip« und hat den Werth der »höchsten wissenschaftlichen Hypothese« (S. 33 u. 34).

Im zweiten Theile wird der Freiheitsbegriff nun auf die Kosmologie angewendet. Erkenntniss und Wissenschaft kommen nur durch den Intellect zu Stande, der Intellect aber nur »auf der Basis der »Individualität«, der Freiheitsbegriff ist also nur im »Makrokosmus« vorhanden. Daher ist die Wissenschaft nicht fertig und vollendet; sie hängt von den »individuativen (sic) Bedingungen zu mikrokosmischer Entwicklung« ab. Sie ist auf einen »relativ zugänglichen Kreis von Individuationsphänomenen« gerichtet. So ist der »anthropologische Standort« ein »nothwendiger« und doch zugleich »unzulänglicher.« Der Herr Verf. schickt dem Freiheitsbegriffe, wie er ihn vom »anthropologischen Standorte« gewinnen will, eine Untersuchung über die Begriffe der Möglichkeit, der Nothwendigkeit und des Zufalls voraus (S. 39—42). Mit dem Freiheitsbegriffe ist der Begriff »der ontologischen Möglichkeit« verwandt. Abstract oder ontologisch möglich nennt er »die bedingungslosen, schlechthin einer Ableitung unfähigen Grundbedingungen, die in Raum, Zeit, Materie und Bewegung, also in vierfacher Beziehung auf die ontologische Einheit latent sind.« Die Nothwendigkeit erscheint als der contradictorische Gegensatz des Freiheitsbegriffes. Den Zufall, welchen die Wissenschaft nicht kennt, nennt der Herr Verf. den »Götzen der Egoisten, den Vater des Leichtsinns, wie des Aberglaubens, den Antipoden des Verhängnisses und die Negation der Wissenschaft« (S. 42).

Die Freiheit ist das Princip, nach welchem wir den Kosmos als ewige Totalität und »ewiges Werden des Realen aus der ontologischen Möglichkeit begreifen.« Nach der doppelten Polarität der realen Welt, ausgesprochen im Makrokosmos und Mikrokosmos einerseits, im Dasein und Denken anderseits, ergibt sich eine vierfache Beziehung des Freiheitsbegriffes auf die Kosmologie und so ist der Freiheitsbegriff das Princip der Totalität, das Princip der Individuation und das Princip der Intellectualität. Weder Einheit in der Vielheit, die zur Totalität nothwendig ist, noch eine Theilsumme der Vielheit, noch Causalnexus, noch Intellectualität lassen sich ohne den Freiheitsbegriff als Princip denken. Diese »makro-

Digitized by Google

kosmische Freiheit« nennt der Herr Verf. in »prägnanter Kürze« Geist (S. 45).

Im dritten Theile wird die Bedeutung des Freiheitsbegriffes für die Ethik erörtert. Die richtige Bahn, auf welcher sich die Ethik »ohne Sprünge« entwickeln wird, haben nach dem Herrn Verf. Schopenhauer, Beneke und Herbart bezeichnet (S. 47). Pädagogik und Naturrecht sind »Corollar-Theorien der Ethik.« Doch lassen sie sich der Ethik nicht einverleiben; sie sind »noëtisch-praktische Disciplinen.« Sie vermitteln die praktischen Wissenschaften mit der Ethik. Doch ist die Ethik selbst nicht »in den Kreis der praktischen Disciplinen« zu stellen. Sie ist eine »rein noëtische Theorie.« Sie ist die Wissenschaft, »welche die Phänomene des gesammten menschlichen Handelns nach ihrem Ursprung und innersten Wesen, so wie nach ihrem immanenten Gesetze untersucht und zum begrifflichen Verständniss erhebt« (S. 48). Nach dem Begriffe der Ethik wird der Uebergang zu ihrem »Fundament und Princip« gemacht. Der Begriff der Freiheit in der »makrokosmischen Beziehung« lässt sich in der Ethik nicht verwenden. Hätte derselbe eine »mikrokosmische Bedeutung«, würde die »Freiheit des Menschen« angenommen, so wäre sie — das gesteht der Herr Verfasser selbst zu — das »Fundament der Ethik« (S. 49). Eine solche Annahme aber wird von dem Herren Verf. zurückgewiesen. Er findet in der persönlichen Willensfreiheit einen »verwirrenden Widerspruch« und kann weder dem »Willen«, noch dem »Intellect«, noch »kurz dem Ich« Freiheit zuerkennen (S. 50). Er gesteht zu, dass ohne den Begriff »der Verantwortlichkeit« »die ethische Qualität« nicht bestehen kann. Die Verantwortlichkeit hat ihr Fundament nur im »Ich oder der Selbstheit.« In der Natur des Ichs liegt aber »Selbsterhaltung« und »Gesellschaftsbewusstsein.« Das »Verantwortlichkeitsgefühl« ist das »Gewissen.« Vernichtung des Ich ist der »Widerspruch gegen das lebende Ich.« Daher der Schauer des Gewissens bei dieser Vernichtung. Das Gewissen ist die »jedem Ich eingeborne Achtung der Selbstheit in jedem Ich.« So ist das Gewissen die »formale Seite des ethischen Fundaments«, die »materiale« Seite ist der »Zweckbegriff.« Zwecke gibt es nur im »ethischen Bereich.« Der Zweck ist »die Bestimmung des Willens durch eine bewusste Vorstellung« (S. 51). Die Aufnahme bestimmter Vorstellungen in den Willen hängt weniger vom Intellect, als von dem »Charakter, d. h. der natürlich gegebenen Persönlichkeit« ab. Der Charakter ist »constant, individuell angeboren und unabänderlich.« Daher wird die Möglichkeit »freier Selbstbestimmung« zurückgewiesen. Nicht der Charakter, welcher unabänderlich ist, sondern die Entscheidungen des Willens, die Handlungen bestimmen »den ethischen Werth.« Der ethische Werth der Handlungen, sagt der Herr Verf. S. 52, »ist abhängig von der grösseren oder geringeren Bewusstheit, mit der die Vorstellungen gebildet werden, welche Motive des Willens werden

Digitized by Google

können. Ist nun das Bewusstsein von der eigenen Beschaffenheit des Charakters dem Menschen sicher und stets gegenwärtig, so hat er das Grundmotiv, die Bildung der Vorstellungsreihen zu beherrschen, aus denen die Motive seiner Handlungen hervorgehen können. Es ist die blosse Erkenntniss des Charakters allein von Gewissenszweifeln nicht begleitet; die Thaten haben aber die Kritik des Gewissens stets zum Geleit oder zum Gefolge. Der Charakter erfährt nur dann die Kritik des Gewissens, wenn er selbst als ableitbar aus ethisch commensurabeln Vorbedingungen gedacht wird. Leider ist die Wissenschaft noch zu weit entfernt von einer Theorie, welche die traducianische Bedingtheit der Charakter-Individualität in ihrer vollen Gesetzmässigkeit darstellen könnte. Deshalb ist auch die Zeugung nach ihrer wahren sittlichen Bedeutung noch wenig von der Ethik beachtet worden« (S. 52). Das Sittlich-Gute ist »die widerspruchslose Einheit der Gewissensäusserung und der Zwecksetzung.« Vernunft ist »die Gesammtbeschaffenheit des Ich, in welcher Gewissen und Willensentscheidung als besondere Momente des sittlichen Processes enthalten sind« Das Fundament der Ethik ist demnach »die Vernunft mit dem formalen Momente des Gewissens und dem materialen des Zwecks« (S. 53). Da dem Menschen als Individuum nach dem Herrn Verf., welcher sich in dieser Hinsicht Schopenhauer zuwendet, die Freiheit nicht zukommt, so liegt sie auch nicht im Kreise der logischen und ethischen Theorie, Logik und Ethik haben ein »anthropologisches Fundament, von welchem die Freiheit ausgeschlossen ist.« Der Freiheitsbegriff ist »makrokosmisch«, ist »kosmologisches Princip.« Die Freiheit im philosophischen Sinne »ist und bleibt nur ein kosmologisches, kein anthropologisches Postulat.« Der vorliegende Versuch schliesst mit den Worten: »Der persönliche Geist in seinem himmelangehenden Fluge, in dem fruchtbaren Weben seiner bildungsreichen Kraft — er ist die Freiheit nicht und schafft nicht frei: aber sein Leben stammt aus der Freiheit.«

Nach dem Herren Verfasser hat Freiheit keinen persönlichen Charakter, sondern nur eine makrokosmische Bedeutung. Die Verbindung des Prädicats: Freiheit ist nach ihm mit dem Substrate der individuellen Persönlichkeit unmöglich, die Aufstellung der absoluten Persönlichkeit zum Subjectsbegriffe undenkbar; die Freiheit ist nach ihm kosmisch und unpersönlich. Er will inductiv, also von den einzelnen psychischen Thatsachen ausgehen und dann erst deductiv zu seinem Ziele gelangen. Wir kommen aber auf dem Wege der Beobachtung gerade zu einem den Ansichten des Herrn Verf. entgegengesetzten Resultate. Nur, wo Vernunft ist, sprechen wir von Freiheit und nur, wo Persönlichkeit ist, von Vernunft. Wir legen darum auch nur der menschlichen Persönlichkeit, dem Geiste Freiheit bei, während überall *das*, was wir Materie oder Stoff nennen, den mechanischen Gesetzen der Nothwendigkeit gehorcht. Wir sprechen darum weder den unorganischen Körpern der Erde,

Digitized by Google

noch den kosmischen Elementen, noch im Gebiete des Organischen Pflanzen und Thieren irgendwie Freiheit zu. Der Herr Verf. nennt selbst die Freiheit, welche ihm das Princip der Kosmologie ist, »Geist« (S. 45). Es gehört aber die Personifikation durchaus zum Wesen des Geistes. Denn das ist es ja, was den Geist macht, dass er sich von Andern unterscheidet, dass er denkt, dass er Selbstbewusstsein hat und somit Persönlichkeit ist. Sagt doch der Herr Verf. selbst S. 53: »Der Begriff der Vernunft hat den der Unpersönlichkeit zum allgemeinsten Gegensatze.« Also ist nach ihm selbst die Vernunft persönlich. Kann man aber die Freiheit irgend anderswo suchen und finden, als eben in der Vernunft? Denn der Wille ist ja wieder nur die Vernunft in ihrem Streben von Innen nach Aussen.

Als die »allgemeinsten Bedingungen der kosmischen Phänomene« werden Raum, Zeit, Materie und Bewegung bezeichnet, weil sie »nicht negirt werden können, ohne dass in Wahrheit das negirende Subject sich selbst negirt.« Nach des Herrn Verf. Dafürhalten kann der Intellect von seiner Subjectivität »so weit abstrahiren«, dass er nur noch »der Kreuzungspunkt«, der Punkt ist, in welchem die vier Begriffe »coincidiren.« Sollte man doch wirklich glauben, dass auf diese Art Raum, Zeit, Bewegung und Materie der Geist seien, und doch kommen diese als die allgemeinsten Begriffe auch im Geistlosen, im Steine, in der Pflanze, in dem Thiere, in jedem tellurischen und kosmischen Elemente zusammen, und doch sind diese vier Begriffe die allgemeinen Begriffe für alle diese genannten Erscheinungen. Es ist noch etwas Anderes, welches wir an unserer Subjectivität nicht wegdenken können. Dies ist das Denken selbst. Nur, weil ich denke, spreche ich von Raum, Zeit, Bewegung und Materie. Diese Begriffe sind für mich so lange da, als ich sie denke. Mit meinem Verschwinden verschwinden auch sie. Es gehört also auch noch ein anderer allgemeiner Begriff zu den vier genannten, der Begriff: Geist oder Denken. Man kann wohl die Materie ausserhalb des Intellects eine »unendliche, unbedingte, unentstandene, unbestimmte Realität« nennen, nicht aber diese Benennung auch dem Raum, der Zeit und Bewegung zutheilen. Die Bewegung, Raum und Zeit sind ohne Materie keine Realitäten. Nur, wo ein Stoffliches ist, gibt es in Wahrheit Raum, Zeit und Bewegung. Sie sind also von der Materie abhängige und nicht unbedingte, für sich allein existirende Realitäten. Viel eher könnte man Stoff und Kraft als die beiden allgemeinsten Begriffe bezeichnen. Zum Stoff gehört Raum, der weder ein besonderes Ding noch eine Eigenschaft des Dinges, sondern ein Verhältniss der Dinge ist, zur Kraft Zeit und die Verbindung des Stoffes mit der Kraft stellt die Vereinigung des Raumes und der Zeit dar. Seit Kant hat eine gewisse speculative Richtung dasjenige verlassen, was man allein erkennen kann, und was der grosse Denker auch als allein erkennbar bezeichnet, das Ding in der Erscheinung und

Digitized by Google

als Aufgabe der Philosophie die Erkenntniss des Dinges an sich festgestellt. Fichte nennt das Ding an sich das absolute Ich, Schelling das Absolute, Hegel die absolute Idee, Schopenhauer den Willen. Der Herr Verf. gibt uns eine neue Gestalt des Dinges an sich, es ist die kosmische und unpersönliche »Freiheit.« Wäre es nicht besser, den Begriff der Freiheit da festzuhalten, wo er uns auf dem Wege psychischer Beobachtung allein vorkommt, im Menschen und hier zu untersuchen, als über die aller menschlichen Natur gezogenen Grenzen hinauszuschreiten und für den letzten Lebens- und Entwicklungsgrund in Form einer »Hypothese«, eines »prennirenden Problems« nach dem »gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft« die kosmische, unpersönliche Freiheit zu erklären? Unerwiesene Thesen können hier nicht als Belege gelten. Sollen Voraussetzungen durch Voraussetzungen bewiesen werden?

Der Herr Verf. gesteht selbst zu, dass die Freiheit das Fundament der Ethik sein müsste, wenn sie wirklich eine Eigenschaft des Menschen wäre. Sonderbar! Da, wo wir die Freiheit allein als Begriff antreffen und wo wir sie allein praktisch anwenden können, im Menschen wird sie negirt und da, wo sie allein nach unserer Beobachtung nicht angetroffen wird, im Sein und Werden des Kosmos soll sie das Sein- und Werdeprincip sein. Wir behaupten nicht nur mit dem Herrn Verf. dass, wie die Freiheit im Menschen angenommen wird, diese nothwendig das Fundament der Ethik sein muss, sondern, dass mit Hinwegnahme der Freiheit die Ethik alles und jedes Fundament verliert. Die Freiheit im Menschen ist keine »Ursachlosigkeit«, kein Widerspruch, weil sie Selbstbestimmungsfähigkeit ist. Wir nehmen keine absolute Freiheit im Menschen an; denn Erziehung, Unterricht, Umgebungen, Temperament, Anlagen, Klima, Rassen- und Volkscharakter wirken auf die Bildung des Charakters. Wir behaupten nur, dass der Menschengeist mit seinem bestimmten individuellen Charakter nicht allein ein Product der äussern Factoren ist, dass es wahr ist, was ihm sein Bewusstsein sagt, dass er die äusseren Einwirkungen, nachdem er sie einmal zum klaren Bewusstsein gebracht hat, annehmen oder ihnen widerstreben kann, dass er so der Schöpfer seiner eigenen That ist. Der Herr Verf. will selbst mit der Schopenhauerschen Schule, welcher er sich in diesem Punkte ganz zuwendet, ungeachtet der Verwerfung des persönlichen moralischen Freiheitsbegriffs den Begriff der »Verantwortlichkeit« festhalten, was ohne Freiheit unmöglich ist und auch dem grössten dialektischen Kunststücke nicht gelingt. Wie kann ich das verantworten, was ich thun muss? Macht man das Raubthier dafür verantwortlich, dass es ein anderes Thier verschlingt? Gewiss nicht.« Warum? Weil es dieses seiner Natur nach thun muss. Kann man einen Menschen zur Verantwortung ziehen, wenn er vermöge seines Charakters morden muss? Ja, sagt man, er ist für seinen Charakter verantwortlich, er sollte einen andern Charakter haben. Das heisst: das eine

Digitized by Google

Müssen auf ein anderes, zweites Müssen zurückschieben. Denn nach Schopenhauer und dem Herrn Verf. ist der Charakter »angeboren, constant, unveränderlich.« Dem Löwen ist eben der Raubthiercharakter angeboren und darum machen wir ihn für das Rauben nicht verantwortlich. Dem Menschen ist sein Charakter angeboren; vermöge dieses Charakters muss er unter verschiedenen Motiven, ungeachtet er vor der Handlung scheinbar unter ihnen wählen kann, dieses und kein anderes Motiv wählen und so und nicht anders handeln. Bessern kann er sich nicht, anders handeln kann er nicht; denn sein angeborener Charakter ist ja »constant und unveränderlich.« Das hiesse: Man macht eine Uhr dafür verantwortlich, dass sie schlecht geht. Man beseitigt die Raubthiere, man beseitigt die Mörder, weil sie gefährlich, der menschlichen Gesellschaft schädlich sind, aber »sittlich verantwortlich« kann man sie dafür nicht machen. Wenn uns unser Gewissen Vorwürfe macht, so erscheint es nach dieser Ansicht als eine Thorheit. Wir können es nur bedauern, wenn wir krumme Glieder oder einen »unveränderlichen, angeborenen schlechten Charakter« haben; aber uns darüber Vorwürfe machen ist lächerlich. Wie können wir uns sagen: Du hättest anders handeln sollen, wenn wir wissen, dass wir nicht anders handeln können? Der Schauer des Gewissens ist etwas anderes, als der Schauer bei der »Vernichtung des Ichs.« Auch der Gewissenlose kann einen solchen Schauer haben. Ist das Gewissen die »jedem Ich angeborene Achtung der Selbstheit in jedem Ich«; so würde erst nachgewiesen werden müssen, dass das »Gesellschaftsbewusstsein« im Gewissen liegt und es würde zuletzt, wenn man von der Achtung der Selbstheit des Ichs ausgeht, eher die Selbstsucht, als das Bekämpfen der letzteren zur Grundlage der Ethik gemacht. Wie können die »Handlungen« einen »ethischen Werth« haben, wenn der Charakter diesen Werth »nicht hat«? Wie kann der Mensch »die Bildung der Vorstellungsreihen beherrschen«, wenn der Charakter »angeboren« und »unabänderlich« ist? Eine Kritik des Gewissens ohne Freiheit erscheint als eine durchaus überflüssige, unnöthige Sache. Und doch ist die Stimme des Gewissens unabweislich und in ihr liegt, was Kant entwickelte, die Gewissheit der Freiheit. Wenn, wie der Herr Verf. sagt, das Leben des persönlichen Geistes »aus der Freiheit stammt«, so liegt dieses nur darin, dass die Freiheit im Menschengeiste nicht in einem aussermenschlichen, unpersönlichen Sein ihren Grund hat.

v. Reichlin-Meldegg.

Preuss, Theod., Kaiser Diocletian und seine Zeit. Leipzig 1869. VIII und 182 S.

Für Solche, denen es um ihren Nachruhm in der Geschichte zu thun war, war es immer ein Unglück, in einer Zeitperiode, für

Digitized by Google

welche ihre geistigen Anlagen nicht passten, Staatsgeschäfte treiben und ein Reich regieren zu müssen. Die Geschichte kennt dergleichen Beispiele, wo Zeit und Personen einander verkannten. Ein grösseres Unglück aber ist jenes, wo in Bezug auf den Staat der Mann Zeit und Bedürfnisse erkannte, jedoch nicht die seinen Nachruhm bedingende religiöse Strömung. Zu den Männern der letzteren Art gehörte Diocletian. Dieser Kaiser, der in staatspolitischer Hinsicht die Forderungen seiner Zeit so klar begriffen, und so energisch zu befriedigen verstanden, hatte zu seinem Unglücke kein Verständniss für die Richtung der religiösen Strömung in derselben.

Beides gesondert zu untersuchen, ist eine Hauptaufgabe dessen, der über Diocletian schreiben will. Der Verf. der vorgemerkten Schrift zeigt durch die Art seiner Bearbeitung, dass diese Aufgabe auch ihm die erste Aufgabe war. Er bewundert in Diocletian den einsichtsvollen Staatsmann, ohne bei ihm den Mangel an Einsicht in die religiöse Strömung seiner Zeit zu verhüllen.

Es hatte zum Ruhme Diocletian's gehören sollen, jenes Dilemma, vor das ihn der Verf. S. 141 treten lässt, entweder christlich zu werden, oder die Kirche zu bekämpfen, jenes Dilemma im ersteren Sinne zu lösen.*) Und wer möchte nicht wünschen, dass er dieses Ausserordentliche geleistet und diesen Lorbeer sich vor der Geschichte umgelegt hätte! Fast nirgendwo ist die geschichtliche Nothwendigkeit so exemplarisch dringend gewesen, als bei Diocletian. Das Wenigste, was von ihm verlangt wurde, war die Aufrechthaltung der von Gallienus anerkannten Duldung des Christuscultus. Das Exemplarische liegt darin, dass das Verfolgungs-Edikt den Ruhm seiner Verdienste zu verwischen und die Aufmerksamkeit von seinen Reformen abzulenken vermocht hat. Mit Diocletian verglichen, besass anerkanntermassen Constantin weder die Humanität seines Wesens noch die Wurfkraft seines schöpferischen Geistes. Und doch durfte Letzterer den Ruhm Diocletian's benachtheiligen, weil die Nachwelt nur ein Gedächtniss für den haben wollte, der den religiösen Bedürfnissen Rechnung getragen hatte.

Beide gehören in Rücksicht auf Rom zu einander, Diocletian als politischer Reformator, und Constantin, weil er herausfand, worin Diocletian es hatte fehlen lassen, als Vollender des Reformwerkes.

Das Schicksal, was Diocletian sich durch seine Edikte aufgeladen hatte, entsprang dem alten Gedanken, wodurch Augustus entschuldigt vor der Geschichte dasteht, den Thron auf die Religion zu stützen, bis aus diesem Gedanken die Verfolgungen entsprangen. Seitdem hätte der Staatsorganismus sich aus der Abhängigkeit von den Staatspriestern losmachen müssen. Bei seiner Abhängigkeit musste er und Namens seiner der Staatschef zuletzt vor jenem Dilemma anlangen.

*) Das Problem eines religiös indifferenten Staates wäre freilich ein dritter Weg gewesen! Denn er hätte seine Beobachtungen corrigirt.

Digitized by Google

Es liegt etwas Tieftragisches darin, dass mindestens die Duldung des Christuscultus hatte nicht blos seinen Nachruhm, sondern sogar seine persönliche Kraft und sein persönliches Glück bedingen sollen. Denn letztere beide verliessen den Diocletian in demselben Jahre, da er das Edikt in Nikomedien anschlagen liess (24. Februar 303), am Tage nach den Terminalien.

Das hatte sein böser Engel, der Cäsar Galerius an ihm verbrochen, der selbst nachher, als er den Tod kommen sah, aus Angst vor dem Christengott, durch ein Edikt die Verfolgungen der Christen wieder abstellte (April 311).

Wenn die Nachwelt nicht auch hieraus einen Schluss zu ziehen hätte, so wären diese acht Jahre vergebliche und Verlust zu nennen. Aber man sehe sich die Massregeln Julian's doch an, für den Diocletian's Täuschungen am Abende seines Lebens noch keine Warnung enthalten zu haben, ja nicht vorhanden gewesen zu sein schienen! Dem 19. Jahrh., das sich über Constantin's Charakter trotz des dem Christenthum geleisteten Vorschubs nicht täuscht, war es vorbehalten, der Wahrheit über Diocletian's Verdienste um die römische Staatsordnung gerecht zu werden. Hatte nur dies Eine gefehlt, dass Diocletian, statt in die ausgetretene Bahn des Staatsgötterglaubens zurück, zu der Anerkennung des Christengottes vorging, um im Namen Roms den Dank eines Salomo zu ernten, so müssen wir das Schicksal des Regenten beklagen, und die Gewohnheit, dass sie solche Macht über den Willen hatte, aus dem wohl hätte die bessere Wahl entspringen können.

Dasselbe 19. Jahrhundert geht nur manchmal wieder zu weit, wo es an dem christlichen Programm der Menschenbeglückung in irgend einer Periode irre wird. Das Christenthum hatte einen individuellen Auftrag, nicht den, einen Gegenstaat zu bilden, in die Welt mitgebracht. Und überall, wo die priesterliche Macht politische Ziele verfolgte, wird die Ueberschrift prangen, dem Kaiser Diocletian wird es an jenem Tage besser ergehen, als manchem Papste und christlichen Könige!

Uebrigens hat dem Verf. kein anderer Standpunkt die ernsten Schlussworte über Diocletian in die Feder dictirt: »Er und sein Haus wurden verworfen und ein Anderer erwählt, sein Werk zu vollenden« (S. 171).

Auf drei Capiteln ruht die Entscheidung seines Buches und über sein Buch, auf dem dritten, vierten und fünften. Die Schwierigkeit der übersichtlichen Darstellung, die ihm im erstbezeichneten begegnete, hat er erfolgreich besiegt. Ich will dem Gedanken, der den Kaiser Diocletian zur Theilung der höchsten Gewalt führte (284), noch einige Worte leihen. Man darf nicht die Erinnerung an Caracalla hierbei vernachlässigen. Seitdem dass durch seine Constitutio vom J. 215 die Provinzen, alle ohne Ausnahme, der ältesten ebenbürtig geworden waren, und Alles dem einen Herrn in Rom unmittelbar unterstellt war, reichte seine Kraft, die auf jedem

Digitized by Google

Punkte des weiten Reichs in jedem Momente event. gegenwärtig sein musste, und concentrirt sollte wirken können, nicht mehr aus. Kein Kaiser hatte noch dafür ein Verständniss gehabt, oder, wenn das, etwa den Nachtheilen praktische Abhülfe zu verschaffen gewusst. Daher die Verwirrung in der Zeit zwischen Valerian und Aurelian durch das gleichzeitige Auftreten von mehr als einem Dutzend Gegenkaisern. Mithin war bisher Alles gegen Rom möglich, und wäre Alles zugleich seitens Rom nöthig gewesen. Das begriff und erfasste zugleich praktisch Diocletian. Das Geheimniss des grossen Erfolgs, trotz der Theilung des Reichs zwischen sich und Maximian der persönliche Ausdruck der Staatseinheit zu bleiben, ruht neben seiner geistigen Ueberlegenheit über den andern Augustus besonders in der Selbsteinschränkung auf eine bestimmte Hälfte. Vgl. S. 31 ff. Somit darf man nicht sowohl von einer Theilung des Reichs reden, als vielmehr von einer Theilung der Regierungsarbeit, die er noch durch Adoption zweier Cäsares, am 1. März des J. 293 verzweigte, vgl. S. 51, das Ergebniss seiner geheimen Berathungen mit Maximian in Mailand (im Juli 290).

Jedem unter den vier Genannten ist der Verf. vor der Geschichte gerecht geworden, Maximian wegen seiner Erfolge gegen die Bagauden, die Burgundionen und Alemannen, die Franken, Constantius wegen seiner Expedition gegen Britannien; vor Allem hebt sich die Thätigkeit Diocletian's zuerst in Aegypten, vgl. S. 69 ff., dann als Feldherr gegen Persien heraus, vgl. S. 76 ff.

So sind wir zum vierten Capitel bei ihm gekommen: Das Reich hat Frieden und Diocletian sonach Zeit, an die Verwirklichung seiner Reorganisationspläne zu gehen. Die interessanteste Partie des Buches ist diese, wo er den Kaiser als Organisator und Administrator darstellt.

Wir haben schon von der Theilung der Gewalt gehört, wobei wir uns die vier Kaiser als eine Familie vorstellen müssen, die solidarisch für einander haftbar sind. Collegialische Berathung fand nichts desto weniger nicht statt, auch wo eine Akte die Ueberschrift der vier Kaiser verlangte, z. B. gegen die Christen. S. 91.

Als zweiten Punkt nennt der Verf. die Vermehrung der Zahl der Provinzen, und mithin, weil sie daraus folgt, die Verkleinerung der einzelnen Regierungsbezirke, S. 92 ff., sowie die Vermehrung der Beamten, S. 99. Verf. führt auch die Ordnung des Titelwesens, sowie die officielle Feststellung der Etiquette an, S. 100 ff., wie Diocletian nicht weniger in der Tracht vom persischen Hofe den überladenen Schmuck entlehnte. Hier muss ich auf eine dem Verf. eigenthümliche Stelle aufmerksam machen, die den Kaiser davon freisprechen will, eitel auf den Prunk gewesen zu sein. Er meint, der Kaiser sei zu klug gewesen. »Auch verhehlte er sich nicht, sagt der Verf., welche Uebelstände die Absperrung des Fürsten vom Volke mit sich führe. Man hörte ihn sagen, dass nichts schwieriger sei, als gut regieren; »»der gütigste, der vorsichtigste, der beste Kaiser werde verkauft««, müsse wider Willen eigennützigen Interessen

Digitized by Google

dienen. Es verbinden sich vier oder fünf aus seiner Umgebung und machen einen gemeinsamen Plan zur Täuschung des Fürsten. Der Kaiser, abgeschlossen im Palaste, kennt die Wahrheit nicht, erfährt nur das, was jene wollen, stellt unwürdige Beamte an, setzt würdige ab.« So der Verf. S. 103.

Die Consequenzen aus dem politischen System des Kaisers, der Rückfall des Senats aus dem durch Probus wiedererlangten Vorrang in das Nichts sind dem Verf. nicht entgangen. Sehr gut ist angedeutet, wie die Umgehung Rom's bei Diocletian z. B. 291 hiermit im Zusammenhang gestanden habe. Wenn auch Maximian es mied, so weiss man, dass er sich hierin nach seinem Meister richtete.

Der Verf. bemerkt, Rom sollte sich entwöhnen, sich als die Herrin der Welt zu betrachten. Allerdings richtig! Das römische Volk, als Princip und Angelpunkt einer vielhundertjährigen Geschichte gekannt, gehasst und gefürchtet, von Völkern und Einzelnen, fand endlich seinen Meister in dem Inhaber der Macht, der es nur noch den Namen gab.

Der dritte Punkt war die Verminderung der prätorianischen Besatzung in Rom, bez. die Errichtung zweier neuer aus Illyrien gebildeter Legionen (Martiobarbuli). S. 106. Der Tyrannei der Prätorianer, die nahezu drei Jahrhunderte geblüht hatte, war dadurch das Handwerk gelegt; freilich durfte im October des J. 306 noch ein letztes Mal ihre alte Macht sich fühlbar machen, um mit der Niederlage ihres Wahlkaisers unterzugehen.

Unter den Einflüssen, denen Diocletian den Weg zu bahnen wusste, musste die Geschichte ein anderes Gesicht annehmen. Ohne dass besonders darauf Gewicht gelegt wird, macht sich als vierter Punkt die Cabinetsregierung fühlbar. Indem die administrativen Neuerungen mit der Vermehrung der Beamtenstellen Aenderungen in der Finanz-Verwaltung bedingten, ereilte auch Italien eine späte Gerechtigkeit. Diese bevorzugte Provinz wurde jetzt nach fünftehalb Jahrhunderten wieder zum Tributum herangezogen. Der Verf. vertheidigt die seitherige Bevorzugung, weil Italien habe das Militär stellen müssen. Nun, dann bleibt die Eroberungssucht die erste Sünde, an der es Theil gehabt, und in Verbindung mit ihr hat die Aussaugung der Provinzen schon vor Cäsar bewiesen, dass die politische Ungleichheit der Länder einen Widerspruch gegen das bedeuten, was das römische Weltreich in seiner Gesammtheit darzustellen versprach, eine freie Republik!

Als fünfte unter den Reformen meint der Verfasser die durch Diocletian verfügte Regelung des Münzwesens. Dass trotz der Aufbesserung des Münzfusses Theuerung entstehen konnte, das verursachten Misserndten im Orient. Aus dem *Edictum ad provinciales de pretiis rerum venalium*, das dadurch hervorgerufen wurde, schliesst der Verf., dass der Follis die Münzeinheit gewesen sei. S. 116.

Zuletzt handelt es sich bei ihm, S. 122, um die Successionsordnung. Nach ihm hat Diocletian die viergetheilte Kaiserregierung

Digitized by Google

ohne Erblichkeit gewollt. Ich will, was die politische Kritik betrifft, den Verf. selbst reden lassen: „Die Mängel dieses Systems aufzuzeigen, sagt er, ist nicht schwer, nachdem der Erfolg es verurtheilt und die Geschichte des neueren Europa über das Wahlkönigthum und die verschiedensten Verfassungsformen reiche Erfahrungen gesammelt hat. Auch sind diese Mängel dem Scharfblick des Begründers selbst schwerlich entgangen. Die Hauptsache ist, es liegt ein innerer Widerspruch darin, die persönliche Souveränetät, die ihrem Wesen nach unverträglich ist, theilen zu wollen« S. 124. Der Verf. glaubt schon bei Diocletian selbst zu sehen, dass dies System nicht halten konnte; derselbe hatte praktisch zwar die harmonische Einheit einer Vierheit dargethan, aber die Einheit des Arbeitens. Dennoch war der Meister er. »Wenn aber erst zwei Kaiser, ahnt der Verf. mit Recht, neben einander traten, deren Gewalt von gleichem Ursprung und gleichem Alter war, wenn dann ungestättigter Ehrgeiz und getäuschte Erwartung ins Spiel kamen, wenn endlich die mächtigsten der menschlichen Leidenschaften, schrankenlose Herrschsucht mit geistiger Ueberlegenheit in einem Kopfe sich zusammenfand, so folgte Verwirrung und Auflösung.« Ein theoretisches Nachfolgerecht konnte von einer Vierherrschaft keinen Gebrauch machen. Wenn nun aber, als die Krone des Gebäudes mit Diocletian dahin war, letzteres selbst in seinen neugelegten Fundamenten sich fest und solide erwies, so kann dies nur hohe Vorstellung von dem, der es gelegt, erwecken.

Bei der Prüfung des gegenwärtigen Buches war die Aufmerksamkeit auch auf die Einleitung gerichtet. Gewöhnlich erfährt, wenn eine geschichtliche Persönlichkeit, Kaiser, Feldherr, Staatsmann u. s. w. monographisch behandelt wird, die Vergangenheit das Schicksal, zum Schemel des Helden sich herzugeben. Sollte darnach ein Erzbild gegossen werden, so würde sie auf den Feldern des Piedestals in Medaillons figuriren. So zeigte sich's bei der *Histoire de Jules César*, wo gar sechs Jahrhunderte als Unterlage herhalten müssen. Ich rede nicht von Culturromanen, deren Helden-Dichter, Künstler u. s. w. sind. Hier ist diese Verbrämung schon nicht mehr von dem Genre zu trennen. Anlässlich des vorliegenden Buches müssen wir gestehen, dass das Mass, was vernünftigerweise der Einleitung eingeräumt werden muss, mit den 18 Seiten nicht überschritten ist.

Geschickt angelegt, ist die Biographie zugleich gründlich gearbeitet, und füllt somit würdig ihren Platz aus. Eine sorgfältige Interpretation der Panegyriker ist dem Verf. besonders hülfreich gewesen. Davon hat man Gelegenheit sich im Laufe des Buches, und noch zuletzt im zweiten Anhange zu überzeugen.

So werden wir uns über den Verlust der Biographie Diocletian's aus der Feder seines Geheimschreibers Claudius Eusthemius mehr und mehr hinwegtrösten können.

Heidelberg, im December. **H. Doergens.**

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Sophokles. Deutsch in den Versmassen der Urschrift von J. J. C. Donner. Sechste verbesserte Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung. 1868. Zwei Bände. 355 und 230 S. in 8.

Die fünfte Auflage dieses Meisterwerkes erschien Ende des Jahres 1863 und ward in diesen Blättern (Jahrgg. 1864. S. 44 ff.) angezeigt; durch eine vergleichende Zusammenstellung einer Reihe von einzelnen Stellen ward nachgewiesen, wie diese neue Auflage zu der zunächst vorausgegangenen und damit überhaupt zu den früheren Auflagen sich verhält, namentlich welche Verbesserungen im Einzelnen dieselbe vor den früheren aufzuweisen hat. Auch bei der neuen sechsten Auflage, die wir jetzt anzeigen, hat der rastlos thätige Verfasser dieser Pflicht erneuerter Durchsicht und Nachbesserung des Einzelnen sich nicht entzogen, so wenig auch sonst in der Anlage des Ganzen eine Veränderung eingetreten, vielmehr dasselbe seinen Charakter durchaus bewahrt hat, demzufolge auch in der neuen Auflage, wie in den vorausgegangenen, ein Werk vor uns liegt, das bei aller Treue und Hingebung an das griechische Original doch nirgends den deutschen Genius verläugnet, und sich dadurch als eine so gelungene Nachbildung des fremden Originals darstellt, wie eine solche kaum eine andere Nation aufzuweisen hat. Es liegt aber in diesem Charakter des Werkes auch sein unbestreitbarer Vorzug, darin auch der natürliche Grund, warum man bei der in unserer Zeit erneuerten Darstellung Sophocleischer Dramen auf der Bühne vorzugsweise nach dieser Uebersetzung griff, ja unwillkürlich auf dieselbe hingewiesen war. Schon zwei Jahre nach dem ersten Erscheinen des Werkes im Jahre 1839, im Jahre 1841 wurden zwei Stücke des Sophocles in Potsdam erstmals nach dieser Uebersetzung aufgeführt, an die man sich auch bei allen den später auf die Bühnen von Berlin, München und andern Orten gebrachten Aufführungen von Stücken des Sophocles, namentlich bei der so oft aufgeführten Antigone gehalten hat, eben weil keine andere deutsche Uebersetzung des Sophocles sich so für diesen Zweck empfahl, welcher, indem er die Meisterwerke des alten Drama auch solchen Kreisen vorzuführen beabsichtigte, welche der althellenischen Welt ferne standen, und ihnen einen Begriff davon zu geben versuchte, dazu nur eine Uebertragung wählen konnte, die durch eine vorzügliche Form, durch eine würdevolle, aber auch ächt deutsche Sprache, auf das Publikum einen Eindruck hervorzubringen geeignet war. Das hat auch Böckh, als er selbst eine deutsche

Digitized by Google

Bearbeitung der Antigone im Jahre 1843 erscheinen liess, nach welcher jedoch keine Aufführung vorgenommen ward, in dem Vorwort dazu S. III anerkannt, indem er Donner's Uebersetzung als die geschmackvollste, lesbarste und metrisch vollkommenste bezeichnete, und der Monarch, welcher es sich so angelegen sein liess, die Dramen des Sophocles und damit die althellenische Tragödie unserer Zeit wieder näher zu bringen, wohl gefühlt, als er in dem neuen Palais zu Potsdam im Jahre 1841 nach dieser Uebersetzung in unveränderter Gestalt die Antigone und den Oedipus von Kolonos mit der von Mendelssohn dazu componirten Musik aufführen liess. Wir glauben darauf um so mehr aufmerksam machen zu dürfen, als das Verdienst, das sich der Verfasser auch in dieser Beziehung erworben hat, mehrfach verkannt oder unbeachtet gelassen worden ist. Dass aber andere deutsche Uebersetzungen des Sophocles, wie wir deren mehrere besitzen, sich zu einem solchen Zwecke weniger eignen, wird man bei aller Anerkennung, die man diesen Versuchen von anderem Standpunkte aus bereitwillig zollt, nicht wohl in Abrede stellen können: wer die Mühe der Vergleichung nicht scheut, wird sich am ersten davon überzeugen können.

Auch die vorliegende sechste Auflage wird diesem Zweck, gleich ihren Vorgängern, bestens entsprechen. Sie ist, wie schon bemerkt, diesen im Allgemeinen gleichgehalten, in der treuen und würdevollen Weise, in der sie das althellenische Drama in deutschem Gewande vorlegt; aber im Einzelnen ist doch manche Verbesserung angebracht, welche, ohne dem deutschen Genius irgendwie Etwas zu vergeben, doch die Uebersetzung noch näher dem griechischen Original anschliesst, oder da, wo die Wendung minder gut deutsch erschien, eine bessere deutsche an deren Stelle zu setzen bemüht ist. Und dass diess, insonderheit bei Beibehaltung des alten Metrum's, keine Kleinigkeit ist, wird wohl einer weiteren Ausführung nicht bedürfen. Der Verf. hat Alles aufgeboten, diese Uebersetzung jetzt in einer möglichst vollendeten Gestalt uns vorzulegen; wir glauben diess nicht besser beweisen zu können, als wenn wir, in Folge der Vergleichung, die wir mit der zunächst vorausgegangenen fünften Auflage vorgenommen, einige Proben aus dieser sechsten mittheilen, soweit der beschränkte Raum dieser Blätter es gestattet. Wir wählen den Oedipus auf Kolonos, und wollen aus seiner Ansprache an den Chor nur den Schluss derselben Vs. 270 ff. hierhersetzen:

Drum fleh' ich euch, o Freunde, bei den Göttern an:
Wie ihr mich triebt von dannen, also schützt mich auch;
Und wenn ihr dort die Götter ehrt, missachtet hier
Auch nicht die Macht der Götter, und vergesset nie:
Sie sehen, wo sich fromm bewährt ein Sterblicher,
Sie seh'n das Thun der Bösen, und für Frevler ja
Gab's auf der weiten Erde kein Entrinnen noch.

Digitized by Google

Sie denn verehrend, schände nicht den stolzen Ruhm
Athen's, indem du gottvergess'nen Frevel übst.
Nein, wie du mich, den Fleh'nden, dir vertrauend fandst,
So schirme mich und rette, nicht verachte mich,
Anschauend hier mein graunerregend Angesicht.
Denn fromm und heilig nah' ich euch und bringe Heil
Und Segen diesem Volke*). Wenn der Herr erscheint,
Der über euch gebietet, wer er immer sei,
Dann wirst du Alles hören und versteh'n; indess
Bevor er anlangt, zeige dich nicht ungetreu.

worauf der Chor der Greise erwiedert:

O Greis, die Worte, die du mir zum Herzen sprachst,
Wohl muss ich sie verehren; denn du legtest sie
In nicht gemeiner Rede dar: doch mir genügt,
Wenn meines Landes Herrschern hievon Kunde wird.«

In der fünften Auflage lautet der letzte Vers:

Wenn meines Landes Herrscher hier entscheiden mag;

gewiss minder genau und richtig, wenn man das griechische Original zur Hand nimmt, welches lautet: *τοὺς δὲ τῇσδε γῆς ἄνακτας ἀρχεῖ ταῦτά μοι διειδέναι.* Und wenn auf die nun folgende Frage des Oedipus:

Und wo verweilt, o Freunde, dieses Landes Herr?

dann der Chor antwortet:

Er wohnt in seiner Ahnen Burg; ein Wächter, der
Auch mich hierher beschieden, ging zu rufen ihn.

so entspricht der Ausdruck beschieden gewiss besser dem Griechischen *ἔπεμπε*, als der in der fünften Auflage gebrauchte Ausdruck gewiesen. Es mag diess als Beweis dienen, wie selbst in solchen Dingen, die Manchem als Kleinigkeiten erscheinen, was sie aber, näher betrachtet, doch nicht sind, die sorgsam nachbessernde Hand nichts übersehen hat.

Oder wir nehmen die Ansprache des Kreon Vs. 724 ff., welche in der neuen Auflage also lautet:

O Männer, edle Bürger ihr aus diesem Land,
Wohl hat, ich seh' es, über mein Erscheinen hier
Der Ueberraschung Schrecken euch das Aug' erfüllt;
Doch fürchtet mich nicht, bietet mir kein böses Wort.
Ich komme nicht, euch irgend Uebles anzuthun;

*) In der fünften Auflage hiess es: und dieser Stadt Bewohnern Segen bringend; im Originaltext: *ἥκω γὰρ ἱερὸς εὐσεβής τε καὶ φέρων ὄνησιν ἀστοῖς. τοῖσδ'.*

Digitized by Google

Ein Greis ja bin ich und gelangt' in diese Stadt,
Die, wenn in Hellas Eine, stark und mächtig ist.
Ich Alter ward gesendet, dass ich diesen Mann
Bestimmte mir zu folgen in der Theber Land;
Nicht Einer hat mich abgeschickt, die ganze Stadt
Hat mir's geboten, weil mir mehr, denn Allen sonst,
Als Anverwandtem seine Noth zu klagen ziemt u. s. w.

Hier lautet in der fünften Auflage der vierte Vers:

Doch weder fürchtet, weder sprecht ein böses Wort!

gewiss minder genau, wenn man den griechischen Text *ὃν μήτ' ὀκνεῖτε, μήτ' ἀφῆτ' ἔπος κακόν* zur Hand nimmt; eben so Vs. 8 ff. die in der fünften Auflage lauten:

Ich ward gesandt nur, diesen armen schwachen Greis
Durch Ueberredung heimzuzieh'n in Kadmos' Stadt;
Nicht Einer hat mich abgeschickt, das ganze Volk
Hat mich gesendet, weil ich mehr denn Alle sonst,
Als Anverwandter seine Noth beklagen muss.

Vergleichen wir nun die Worte des griechischen Originals:

ἄλλ ἄνδρα τόνδε τηλικόνδ' ἀπεστάλην
πείσων ἕπεσθαι πρὸς τὸ Καδμείων πέδον
οὐκ ἐξ ἑνὸς στείλαντος, ἀλλ' ἀνδρῶν ὕπο
πάντων κελευσθείς, οὕνεχ' ἥκέ μοι γένει
τὰ τοῦδε πενθεῖν πήματ' εἰς πλεῖστον πόλεως.

so wird die grössere Genauigkeit der neuen Uebersetzung um so mehr einleuchten, als der harmonische Fluss der Rede und des Verses darunter nicht gelitten hat.

Wir versagen es ungern, noch weitere Proben der Art vorzulegen, die ohne Mühe auch aus andern Stücken gegeben werden könnten, wenn solches überhaupt nöthig erscheinen wird bei einem Werke, das der allgemeinsten Anerkennung sich mit allem Recht erfreut; wir wollen lieber, zum Schluss noch eine weitere Stelle hier beifügen, die dem Uebersetzer keine geringe Schwierigkeiten darbietet, hier aber mit gleicher Meisterschaft ins Deutsche übertragen erscheint, wir meinen die Worte, welche der Dichter dem Ajas in den Mund gelegt hat, ehe er sich entfernt, um in sein Schwerdt sich zu stürzen Vs. 780 ff.

Da steht der Mordstahl, meine Brust am sichersten
Zu treffen, wenn mir Musse noch zum Prüfen blieb,
Die Gabe Hektors, der im Fremdlingsvolke mir
Verhasst vor Allen und zu seh'n ein Gräuel war.
In Feindeserde steht er hier, im Troerland,

Digitized by Google

Am Steine frisch geschliffen, der das Eisen schärft:
Wohl zugerichtet hab' ich ihn und eingebohrt,
Den treusten Helfer meiner Brust zu jähem Tod.
So wär' ich wohlbereit! Und nun leihe du,
O Zeus, vor Allen Hülfe mir, wie's billig ist!
Doch nicht um grosse Gaben fleh' ich, Herr, dich an:
Nur einen Boten sende, der das Trauerwort
Zu Teukros bringe, dass er mich zuerst erhebt,
Nachdem ich sank in dieses blutgetränkte Schwert,
Auf dass der Feinde keiner mich zuvor erspäht,
Und Vögeln oder Hunden hin zum Raube wirft.
Nur dieses Eine fleh' ich, Zeus! Auch ruf' ich dir,
Dem Todtenführer Hermes, bette du mich sanft,
Nachdem ich, raschen Sprunges, ohne Zuckungen,
Den Mörderstahl in meine Seiten eingebohrt.
Als Helferinnen ruf' ich an die ewigen
Jungfrau'n, die ewig alle Noth der Erde schaun,
Die hehren Rachgöttinnen, die weitschreitend nah'n,
Zu seh'n, wie Atreus' Söhne schnöd mich mordeten!
O mögt ihr schlimm die Schlimmen, Allverderblichen,
Mit euch entraffen! Wie sie mich vom eignen Schwert
Hinsinken sehen, mögen sie gemordet selbst
Von ihres eignen Stammes Hand zu Grunde gehn!
Ja, kommt, Erinnen, racheschwer, mit schnellem Schritt,
Uebt keine Schonung, sättigt euch am ganzen Heer!
Du, der am hohem Himmel hin den Wagen führt,
Erblickst du meiner Ahnen Land, o Helios,
So ziehe schnell die goldgesäumten Zügel an,
Und meine Qualen melde dort und meinen Tod
Dem greisen Vater und der armen Pflegerin!
Die Jammervolle, wenn sie diese Kunde hört,
Füllt wohl mit lautem Klageruf die ganze Stadt.
Doch gilt es nicht ein thatenloses Trauern hier;
Nein, angegriffen sei das Werk in raschem Muth!
O Tod, o Tod, erscheine, wend' auf mich den Blick!
Doch dich begrüss' ich drunten noch, mit dir vereint.
Dich aber, lichten Tages Glanz, der heute strahlt,
Und Helios, den Wagenlenker, ruf' ich an
Zum letztenmale, künftighin nie wieder mehr!
O Licht, o Heimaterde, dich, geweihtes Land
Von Salamis, o meines Vaterherdes Sitz,
Dich, Burg Athene's, dich Geschlecht, mit mir genährt,
Euch Flüsse hier und Quellen, euch ihr troischen
Gefilde, ruf' ich, meine Pfleger, lebet wohl!
Dies Wort, sein allerletztes, ruft euch Ajas zu;
Das Andre sag' ich jenen dort in Hades' Haus.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Novus Avianus. Herausgegeben von Emil Grosse. Königsberg in Pr. 1868. X und 26 S. in gr. 4. (Programm des königl. Friedrichs-Collegiums.)

Ref. hat in der neuesten (vierten) Auflage seiner Geschichte der römischen Literatur, bei Besprechung der Fabeln des Avianus §. 170, S. 676 hingewiesen auf die unter dem gleichen Namen in den Zeiten des Mittelalters entstandenen Dichtungen, eben als ein Zeichen der Verbreitung der Fabeln des Avianus in späteren Zeiten: was ihm darüber aus den desfalsigen Angaben von Docen und Edelestand du Méril bekannt geworden war, hat er angeführt; er kann es daher nur bedauern, dass es ihm damals nicht möglich war, der Herausgabe dieses Novus Avianus zu gedenken, wie sie seitdem in der oben angeführten Publikation erfolgt ist, welche wir den Bemühungen desselben Gelehrten verdanken, der auch unlängst eine Reihe von bisher grossentheils unbekannten Gedichten eines karolingischen Dichters Sedulius aus Brüsseler Handschriften veröffentlicht hat; s. diese Jahrb. 1868. Nr. 34. Was die vorliegende Publikation betrifft, so ist diese erfolgt, nach den von dem eben genannten Gelehrten angegebenen Handschriften, welche hier sorgfältig nach eigener Einsicht und Untersuchung beschrieben worden; es ist zunächst eine Münchener Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts (dies scheint auch uns das Richtige zu sein) und eine Brüsseler, aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, in welcher das Stück, welches den Novus Avianus enthält, nach Edel. du Meril in das Ende des zwölften Jahrhunderts gehört; dazu kommt noch eine dritte Handschrift zu Brüssel aus dem zwölften Jahrhundert, welche von geringerer Bedeutung erscheint, auch von dem Herausgeber nicht eingesehen werden konnte. Unter den beiden andern Handschriften ist die Münchener die vorzüglichere, sie ward daher auch zur Grundlage des Textes genommen, und hier ohne Noth nicht verlassen: aber es ist jede Abweichung von der anderen Brüsseler Handschrift mit aller Sorgfalt unter dem Text aufgeführt, und kann hiernach das kritische Verfahren des Herausgebers geprüft werden, welche Prüfung übrigens nach unserer Ueberzeugung nur zu seinen Gunsten ausfallen kann.

Die lateinische Dichtung selbst, die hier erstmals veröffentlicht wird, ist ähnlicher Art, wie der Novus Avianus des Alexander Neckam aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, woraus einige Gedichte durch Edélestand du Méril und neuerdings durch Fröhner (bei seiner Ausgabe der Fabeln des Avianus Lips. 1862 S. 55 ff.) bekannt geworden sind; die Dichtungen dieses Novus Avianus sind gleichfalls in Distichen gehalten, und zeigen mit den eben erwähnten allerdings eine gewisse Aehnlichkeit und eine gleiche Tendenz, welche in fingirten Erzählungen aus der Thierwelt moralische Lehren und Wahrheiten darzulegen sucht: so erscheint Novus Avianus als eine allgemeine Bezeichnung solcher

Digitized by Google

in jenen Zeiten des Mittelalters beliebten Dichtungen, die, für die Schulen, aber auch (wie Vs. 6 der Anrufung angibt: „ut mundus ipsa legat") für die Lectüre bestimmt, darum auf die Sprache und den Ausdruck wie auf Metrum und Versbau besondern Werth legen mussten; der hier veröffentlichte Novus Avianus hat sogar die heidnische Einkleidung in der Anrufung des Phoebus in dem Eingangsgedicht, so wie der Musen, im Allgemeinen wie im Einzelnen, in den einzelnen Dichtungen beibehalten; wie denn eine solche Einkleidung in den Dichtungen des früheren Mittelalters vielfach vorkommt. Die ganze Sammlung, wie sie hier vorliegt, ist in drei Bücher abgetheilt, welche 17, 16 und 9 einzelne Gedichte (ungerechnet das Eingangsgedicht oder die Anrufung an Phöbus) in Allem enthalten: jedes Gedicht hat in beiden Handschriften seine besondere, den Gegenstand desselben bezeichnende Aufschrift; in der Münchener Handschrift sind diese Aufschriften im zweiten Buch von erster, in den beiden andern Büchern von zweiter Hand hinzugekommen: der Herausgeber scheint (eben so wie Fröhner in der Ausgabe des alten Avianus) hiernach diese Aufschriften für einen späteren Zusatz zu halten (wovon wir uns noch nicht recht haben überzeugen können), und hat sie demgemäss aus dem Texte, den er gibt, weggelassen, aber in der Varia lectio unter dem Texte stets die Aufschrift bemerkt. Die Tendenz des Ganzen ist in dem Eingangsgedicht an Phöbus ausgesprochen, wo es unter Anderm Nr. 7 heist:

arte mea fantur, licet illis verba negantur,
bos, lupus, ursa, caper, simia, pardus, aper,
exemplo quorum capias, homo, commoda morum
et sic devites, quae nocitura vides.

Und eben so lesen wir in dem nun folgenden ersten Gedicht des ersten Buchs (der einundvierzigsten Fabel des Avianus), auf die Anrufung der Muse die Worte:

vatis in astensis sic sit tua copia mensis,
quidquid ut incipiat carmine perficiat.
ad pacis cultum, gentes, advertite vultum,
quod sumptum pigeat sumere ne libeat;
contra majorem nemo praesumat honorem,
id fore proficuum denegat olla suum etc.

Darauf folgt die Fabel des Avianus 41, freilich in völlig veränderter Form, und am Schluss die Moral:

Nemo sibi rapiat quae sua non sapiat.

Es besteht nemlich das Ganze dieses Novus Avianus in einer Umarbeitung der zweiundvierzig Fabeln des älteren Avianus, wobei aber nicht die gleiche Ordnung und Folge eingehalten ist, indem

Digitized by Google

z. B. die erste Fabel des Avianus hier am Anfang des dritten Buchs erscheint, und, wie wir eben gesehen, die Fabel 41 hier an erster Stelle erscheint. Es ist daher sehr zweckmässig, dass der Herausgeber bei jedem einzelnen Gedicht des Novus Avianus auf die Stelle hingewiesen, welche dieselbe Fabel bei dem älteren Avianus einnimmt. So kann man mit Leichtigkeit die Vergleichung der alten Fabel mit der späteren Umbildung in dem Novus Avianus vornehmen, und es ist interessant hier die Art und Weise der Umarbeitung und Umschreibung zu erkennen, so wie auch die moralische Tendenz in der Nutzanwendung am Schlusse jeder Fabel noch bestimmter hervortritt. So z. B. I, 5, welches Gedicht in 38 Versen eine Umschreibung der kaum achtzehn Verse (mit Einschluss der vier verdächtigen zu Anfang) zählenden fünften Fabel des Avianus enthält, lautet die Nutzanwendung am Schluss in vier Versen:

Vivere sub meta lex praecipit atque propheta,
transiliensque modum destruit omne bonum,
per proprias laudes jungi coelestibus audes,
qui capit alterius [cupit ulterius?], decidit inferius.

Der christliche Dichter, der uns hier an „lex atque propheta" erinnert, hat aber darum doch am Eingange seines Gedichtes die Muse, hier die Euterpe, angerufen, wie diess auch bei den meisten andern Gedichten der Fall ist, wo schon in den Eingangsversen die Tendenz des Gedichtes angegeben ist. Wenn der Stoff selbst aus dem älteren Avianus entnommen ist, so ist doch die Ausführung fast ganz das Eigenthum des Novus Avianus zu nennen, welcher auch in einer im Ganzen noch fliessenden Sprache sich bewegt, und nach älteren Mustern der classischen Zeit sich auszudrücken gefällt, wobei freilich auch Manches unterläuft, was an die spätere Zeit erinnert, wie z. B. in dem oben angeführten Verse die Worte licet — negantur, was sich übrigens aus dem vorausgehenden fantur erklärt und aus dem in diesen Gedichten durchweg vorherrschenden Streben des Dichters, die beiden Hälften des Hexameters wie des Pentameters mit gleichlautenden Ausgängen zu bilden, bald von einer, bald von zwei Silben; wenn auch nicht immer rein, wie das oben ebenfalls angeführte devites und vides zeigen kann. Der Herausgeber hat der Erörterung dieser metrischen Verhältnisse besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und namentlich die Art und Weise der Anwendung des Reimes in diesen Gedichten S. VII und VIII in eingehender Weise besprochen, worauf wir auch aus andern Gründen verweisen: denn aus derartigen metrischen und sprachlichen Verhältnissen wird sich am Ende auch noch eher eine Andeutung gewinnen lassen über die Zeit des Dichters selbst und über seine Person, worüber uns allerdings alle sonstigen Angaben fehlen. Dass der Dichter aus Asti (im heutigen Piemont) war, hat er selbst in dem oben schon angeführten Verse:

[illegible]vatis in astensis sic sit tua copia mensis

Digitized by Google

angedeutet, in welchem wir in auf mensis beziehen, ohne dass es uns freilich ganz klar ist, was mit dem „in mensis vatis astensis" eigentlich gemeint sein soll, vorausgesetzt, dass die Stelle nicht verdorben, demnach eine Aenderung nöthig ist; denn allerdings treten an nicht wenigen Stellen Verderbnisse der Handschriften hervor. So z. B. wissen wir in den Eingangsversen von I, 7 (Umschreibung der Fabel 13 des Avianus)

Plurima scire iuvat, si, qui scit, dicere curat,
scire suum vilet, qui sapit atque silet.
ergo dicamus quod posse placere putamus,
cur quod scire libet dicere, Musa, piget?

in der That nicht, was wir mit vilet, welches dem silet in der andern Hälfte des Verses entspricht anfangen sollen, wenn wir nicht eine Form vileo in dem Sinne von vilesco annehmen, das allerdings bei Schriftstellern der späteren Zeit, in der Bedeutung von geringschätzen vorkommt, wozu scire suum dann als Object gehört („sein Wissen"); freilich kommt eine solche Form vileo, so weit wir wissen, in den uns bekannten Schriftstellern der älteren und selbst der späteren Zeit nicht vor: Ducange führt ein einziges Beispiel aus einem Elogium Milonis bei Mabillon Anall. Bened. V. 670 an. Und so liesse sich noch Manches Andere anführen. Um auf die Person des Dichters zurückzukommen, so hat Derselbe sonst kaum nähere Andeutungen darüber in diesen Gedichten gegeben, in welchem nur zwei Flüsschen vorkommen, Burbur, der Asti vorbeifliessende Borbo, und Versa im Mailändischen; wenn er III, 1, welches eine Umschreibung der bei dem älteren Avianus an erster Stelle gesetzten Fabel liefert, beginnt mit den Worten:

Auxilio Phoebi jam carmina multa peregi,
quae sunt digna foro Maeonidumque choro etc.

so kann dieser Hinweis auf die in den beiden ersten Büchern enthaltenen Gedichte — denn darauf sind wohl die carmina multa zu beziehen — uns nur zeigen, wie der Dichter sich keineswegs an die ursprüngliche Ordnung und Reihenfolge seines Musters gehalten, sondern nach und nach einzelne Fabeln sich ausgewählt und umgearbeitet, bis es ihm mit sämmtlichen Fabeln gelungen, und sein Novus Avianus auf diese Weise vollständig geworden war; daher am Schluss des Ganzen die Verse in ähnlicher heidnischer Einkleidung, wie der Eingang:

Carmine completo favisti, Phoebe, faveto,
et dabo pro voto debita tura foco.
finis adest artis, Musae, jam parcite chartis,
carmina digna legi detis ubique vobi.

Digitized by Google

In diesen Schlussversen betrachtet also der Dichter sein Werk als ein Werk der Kunst (artis), und darum wohl auch spricht er sich am Eingang von III, 8 wider bestimmte, wie es scheint, Gegner aus, die vielleicht nicht den Werth auf sein Kunstproduct legten, den er ihm selbst beizulegen zu können glaubt:

Invidia sordeat, si qui mea dicta remordent,
aut non invideant aut penitus sileant.

Ein näherer Schluss auf die Lebenszeit des Dichters und damit auch auf die Zeit der Fertigung dieser Gedichte lässt sich aus diesen Andeutungen nicht entnehmen; wenn in den Worten, welche III, 2. 5 vorkommen:

„dantur dona Getae, nihil est nisi fama poetae,
pro fama solum da, mea Clio, sonum.

unter Geta ein lateinisches Gedicht der mittleren Zeit verstanden werden soll, so hat dagegen der Herausgeber richtig bemerkt, dass, wenn die Stelle einen Sinn haben soll, von einem Gedichte darin die Rede nicht sein kann: das war aber auch schwerlich die Meinung von Docen, der selbst schon bemerkt hatte, dass in der Münchener Handschrift über Getae geschrieben stehe i. e. ioculatori, wie auch unser Herausgeber in der Note bemerkt. Diese Glosse scheint aber keineswegs unrichtig oder müssig: unwillkürlich werden wir erinnert an das Gedicht des gegen Ende des zwölften Jahrhunderts lebenden Vitalis von Blois, welches in Handschriften unter der Bezeichnung Geta vorkommt, an dessen Stelle Osann jetzt das richtige Amphitryon gesetzt hat. In diesem Gedichte sind die beiden Hauptrollen zwei aus der alten Komödie bekannten Sclavennamen Geta und Byrrhia zugetheilt, von welchen der letztere die Rolle eines plumpen Bauern, Geta aber die des gebildeten, abgefeimten Gelehrten („philosopho et tres habile en argumentations scolastiques" s. Hist. Lit. de la Franc. XXII, S. 43) spielt, und in so fern auch die hervorragendere Rolle: und Osann scheint uns Recht zu haben, wenn er in seiner Ausgabe dieses Gedichtes S. XVI darüber sich also auslässt: „principale poetae consilium fuit, Getae sub persona philosopborum sui temporis dogmatis saepe ineptis irridendi: dialecticorum enim controversias permulta in Getae sermonibus ita redolent, ut quaedam ex scholis eorum utique deprompta suspicere. V. vs. 259. 229. 409 sq. His et aliis locis videor mihi Getam tanquam de cathedra syllogismos scholasticorum explicantem audire. Ac quod Geta vs. 235 auguratur se mox magistrum appellatum iri, magnaque conservos suos in popina edocturum esse, id vix dubitare potest, quin ad perfricandam doctorum aequalium vanitatem et arrogantiam dictum sit." Ein solcher marktschreierischer Gelehrter und eitler Philosoph ist wohl auch unter dem Geta des Novus Avianus zu verstehen, und es wird dann die Klage des Dichters verständlich; es liegt dann auch nahe,

Digitized by Google

in ihm einen Zeitgenossen des Vitalis von Blois oder doch einen Kenner seines Geta oder Amphitryon zu vermuthen, so dass der Dichter des Novus Avianus in das Ende des zwölften oder in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu verlegen wäre; also in eine Zeit, wo die lateinische Fabeldichtung im Abendlande sehr verbreitet war (vgl. Meine Gesch. der röm. Lit. §. 171 S. 678 ff. der vierten Ausgabe), und Aehnliches aufzuweisen hat, was aber auch nur als Umarbeitung des alten Stoffes sich darstellt. Auch die ganze Fassung des Gedichts hat keinen andern Eindruck auf uns gemacht: einer früheren Periode, etwa dem karolingischen Zeitalter diese Poesien zuzuschreiben, scheint uns unzulässig. Wir sind in dieser Ansicht bestärkt worden durch das unlängst von Dr. Hagen aus einer Berner Handschrift in den Jahrbb. der Philologie XCVII S. 718 ff. veröffentlichte Gedicht, das wir keineswegs für eine antike Dichtung, wenn auch aus noch so später Zeit (des vierten bis sechsten Jahrhunderts) halten können, sondern ungefähr der gleichen Zeitperiode, wie diesen Novus Avianus zutheilen möchten, eben so sehr nach der ganzen Fassung und Haltung dieses Gedichts, als insbesondere auch aus den von L. Müller (ebendaselbst S. 731 ff.) angeführten metrischen Gründen, welcher Gelehrte ebenfalls an das zwölfte Jahrhundert, wie wir glauben, mit vollkommenem Rechte denkt.

Wie man nun auch über die Zeit der Abfassung denken mag, immerhin bilden diese Dichtungen einen merkwürdigen Beleg der Umbildung und Umarbeitung altclassischer Dichtungen zu den Zwecken und Bedürfnissen der Schule wie der Zeit überhaupt in der späteren Periode des beginnenden Mittelalters, und der Herausgeber verdient gewiss allen Dank nicht blos für die Veröffentlichung dieser Dichtungen, sondern auch für die kritische Sorgfalt und Genauigkeit, welche er auf diese Veröffentlichung durch den Druck verwendet hat, um diese Poesien nicht blos in einer getreuen, sondern auch in einer lesbaren Gestalt weiteren Kreisen zugänglich zu machen. **Chr. Bähr.**

Etudes critiques et exégétiques sur les Perses d'Eschyle par Charles Prince, Dr. et Prof. Neufchatel. Librairie générale de J. Sandoz. (Paris A. Delagrave et Comp. 78 rue des Ecoles. Berlin. Stilke et van Muyden 21 unter den Linden) 1868. XXIX und 183 S. in gr. 8.

Die in dieser Schrift enthaltenen Beiträge zur Kritik wie zur Erklärung eines der mit Recht gefeierten Dramen des Aeschylus mögen als ein erfreuliches Zeichen der Theilnahme angesehen werden, welche man ausserhalb Deutschland den Dramen dieses Dichters und ihrer Lectüre zuwendet: denn sie sind hervorgegangen aus Vorlesungen, welche der Verfasser über dieses Stück gehalten hat,

Digitized by Google

und haben, abgesehen von den allgemeinen Erörterungen über Anlage und Zweck des Stückes, eine nahmhafte Anzahl von Stellen, zumeist aus Chorgesängen, zum Gegenstand, indem sie die verdorbene Lesart zu berichtigen und den Text lesbar oder mittelst der Erklärung verständlich zu machen suchen.

Der Verf. der mit der deutschen Literatur des Aeschylus wohl vertraut ist, bespricht zuerst den Plan und die Anlage des Stückes, wie die Verbindung desselben mit zwei andern in eine Trilogie und Tetralogie, worüber freilich, ausser der am Schluss der alten ὑπόθεσις befindlichen Angabe, welche die Zusammensetzung aus einem Phineus, den Persern, dem Glaukos Potnieus und Prometheus angibt, kaum Etwas Näheres sich ermitteln lässt, da von den genannten Stücken nur unbedeutende Fragmente sich erhalten haben, daher auch der Verf., nachdem er verschiedene Ansichten darüber angeführt, sich eines weiteren Eingehens in diese Frage entschlägt, zumal daraus kaum weitere Aufklärung für das Verständniss der Perser selbst sich gewinnen lasse. Nachdem Phrynichus drei oder vier Jahre nach der Schlacht bei Salamis diesen Gegenstand auf die Bühne gebracht und durch die glanzvolle Darstellung dieses Sieges der Athener über die Perser so grossen Beifall eingeerndtet hatte, lag es für einen Dichter, wie Aeschylus, wahrhaftig nicht so fern, den gleichen Gegenstand auf die Bühne zu bringen, und zwar in einer noch grossartigeren und ausgedehnteren Weise, wobei er eben so wohl von dem politischen wie religiösen Standpunkt ausging. War der erstere darauf gerichtet, durch die erhabene Darstellung der Heldenkämpfe das Nationalgefühl zu heben und zu stärken, und die jüngere Generation zu gleicher Thatkraft und gleichem Patriotismus zu entzünden, so musste wohl, zur Erreichung dieses Zieles, auch das Ganze dieses Kampfes in die Darstellung hereingezogen werden, und war die trilogische Form einer solchen Ausdehnung nur günstig. Hatte, so denken wir uns die Sache, Phrynichus blos den Sieg bei Salamis in seinen Phönissen dem Athenischen Volke vorgeführt, so brachte Aeschylus den gesammten Kampf der Hellenen mit der Persischen Uebermacht, die mit der schmählichen und gänzlichen Niederlage der Perser sein Ende erreichte, in dieser Trilogie zur Darstellung, und wenn die Perser, mit der Beschreibung des Sieges bei Salamis und der Flucht des Xerxes das Mittelstück bildeten, so war in dem vorausgegangenen ersten Stück eine Darstellung der früheren Kämpfe mit Darius, des Sieges bei Marathon und der darauf folgenden Rüstungen zu erwarten, etwa auch des darauf erfolgten Zuges des Xerxes, insofern selbst eine Stelle in den Persern auf derartige Dinge hinzuweisen scheint (Vs. 475 ff.); in dem dritten auf die Perser folgenden Stück war dann eine ähnliche Darstellung der Kämpfe bei Mykale und Platää gegeben, und diese Darstellung geknüpft an den an der Küste Böotiens zu Anthedon hausenden See- und Meeresdämon Glaukos. So aufgefasst erhält das Ganze einen gewissen inneren Zu-

Digitized by Google

sammenhang, wobei wir wohl auch der weiteren Vermuthung Raum geben dürfen, dass unter den drei in Eine Trilogie verknüpften Stücken allerdings die Perser das ausgezeichnetste und hervorragendste gewesen, das darum auch in die aus der Gesammtmasse Aeschyleischer Dramen in der Byzantinischen Zeit gemachte Auswahl Aufnahme fand, wodurch allein die noch vorhandenen Stücke des Aeschylus uns erhalten worden sind.

Was den Zweck betrifft, welchen der Dichter sich bei diesem Drama vorgesetzt hatte, so hat der Verf. auch diese Frage in nähere Untersuchung genommen, welche S. XXVIII, vgl. S. 160, zu folgendem Resultat gelangt: „le sujet des Perses est, au fond, une glorification de la marine athénienne et du service, qu'elle a rendu à la Grèce." Es kann uns nicht einfallen, diese Behauptung für eine unrichtige zu halten, insofern eine Darstellung des Sieges der Athener bei Salamis und ihres heldenmüthigen Kampfes. zum Zweck der Hebung und Stärkung des Nationalgefühls gewiss in der Absicht des Dichters lag, als er diesen Gegenstand zur dramatischen Behandlung wählte. Aber wir glauben, dass diess nur die eine Seite ist, und dass neben dieser politischen Tendenz, auch noch eine andere, religiöse Tendenz zu beachten ist, welche in diesem Siege der Athener zugleich ein Strafgericht der Götter erkennt, welche sich der Athener als Werkzeuge gegen die Perser bedienen, um deren strafbaren Uebermuth in die gehörigen Schranken zurückzuweisen und an diesem Beispiele zu zeigen, wie die Gottheit unerbittlich jeden Uebermuth, jede Ueberhebung straft; und so wollte der Dichter, beide Zwecke vor Augen habend, auf sein Athenisches Publikum, eben so sehr erhebend und stärkend, als warnend und mahnend vor jeder Ueberhebung, vor jedem Unrecht, einwirken.

Was den Haupttheil dieser Schrift betrifft, oder die kritischen und exegetischen Erörterungen, in welchen der Verf. einzelne Abschnitte und Verse dieses Drama behandelt, so ist dazu allerdings in der Art und Weise, wie uns das Stück handschriftlich aus dem Alterthum überliefert ist, ein reichlicher Stoff geboten: eben deshalb kann es auch hier nicht unsere Aufgabe sein, alle diese einzelnen Stellen, welche von dem Verf. behandelt werden, näher zu bezeichnen und daran weitergehende Bemerkungen zu knüpfen, zu welchen wir ohnehin mehr Raum in Anspruch nehmen müssten, als uns hier zugemessen ist; aber ein Jeder, der mit diesem Aeschyleischen Stück sich beschäftigt, wird auf diese Erörterungen zu verweisen sein: er wird, auch bei manchen Bedenken, bei manchem Zweifel in einzelnen Fällen, doch dankbar das hier Geleistete anerkennen und schätzbare Beiträge zum Verständniss und zur richtigen Auffassung mancher Stellen darin wahrnehmen, zumal der Verfasser nicht jener Neuerungssucht huldigt, die in willkürlicher Textesänderung sich gefällt, im Gegentheil die handschriftliche Ueberlieferung, da wo sie einen befriedigenden Sinn gibt und damit

Digitized by Google

ausreichend erscheint, in Schutz zu nehmen bemüht ist. Wir wollen davon einige Proben vorlegen. Vs. 740 ff. lässt der Dichter den Darius folgende Worte ausrufen:

φεῦ· ταχεῖά γ' ἦλθε χρεσμῶν πρᾶξις ἐς δὲ παῖδ' ἐμὸν
Ζεὺς ἀπέσκηψεν τελευτὴν θεσφάτων· ἐγὼ δέ που,
διὰ μακροῦ χρόνου τάδ' ηὔχουν ἐκτελευτήσειν θεούς.
ἀλλ' ὅταν σπεύδῃ τις αὐτὸς χὠ θεὸς συνάπτεται.
νῦν κακῶν ἔοικε πηγὴ πᾶσιν ηὐρῆσθαι φίλοις·
παῖς δ' ἐμὸς τάδ' οὐ κατειδὼς ἤνυσεν νέῳ θράσει· etc.

Hier wird, und gewiss mit gutem Grund, der Verbesserungsvorschlag von Blomfield u. A., *ταχεῖ' ἄρ'* an die Stelle von *ταχεῖά γε* zu setzen, abgelehnt, als durchaus unnütz, und zugleich auf die Beziehung des *γε* zu dem folgenden *ἐγὼ δέ που* hingewiesen; warum aber im folgenden Vers *ἀπέσκηψεν*, das die Autorität des Mediceus allerdings für sich hat, besser sein soll als *ἐπέσκηψεν*, »designant mieux Xerxes comme le but definitif du trait lancé, dont la portée semblait devoir être plus lointaine«, vermögen wir nicht recht einzusehen, während der Sprachgebrauch entschieden für das schon zuvor Vs. 105 (vgl. auch Prometh. 664. Eumenid. 482) in gleichem Sinne angewendete *ἐπέσπεψεν* spricht, wo Blomfield in dem Glossarium noch weitere Nachweisungen über dieses Wort gibt, während *ἀποσκήπτειν* einen etwas veränderten Sinn gibt, wenigstens nach Stellen wie Herodot. I, 120. VII, 10 §. 5, um nicht ein Mehreres anzuführen; weder bei Aeschylus noch bei Sophocles kommt sonst das Wort vor; vgl. Ellendt Lex. Sophocl. I. p. 658 über *ἐπισκήπτειν*. Die in den beiden letzten oben angeführten Versen verschiedentlich vorgeschlagenen Aenderungen und Umstellungen werden mit gutem Grunde abgelehnt, insbesondere auch die allzu willkürliche Aenderung des Wortes *ἤνυσεν* in *νήπιος*, die Stelle selbst aber richtig in folgender Weise erklärt: »C'est maintenant, on le voit, qu'une source de maux s'est ouverte pour tous nos amis. Mais mon fils n'ayant pas saisi le sens de ces dispositions fatales, en a précipité l'accomplissement, lui qui« etc. Eben so wird man dem Verf. beistimmen, wenn er in den Schlussworten dieser Ansprache des Darius

δέδοικα μὴ πολὺς πλούτου πόνος
οὑμὸς ἀνθρώποις γένηται τοῦ φθάσαντος ἁρπαγή

die Lesart *πόνος* festhält (für *πόρος*), zumal in der Beziehung zu *ἁρπαγή*; »du reste, schreibt er, *πόνος* est aussi légitime que *ἁρπαγή*, raptus, qui ne signifie praeda que par la même métonymie: ce qui a été pour moi l'oeuvre d'une vie longue et laborieuse deviendra l'objet d'un coup de main hardi, l'affaire d'un moment: ce qui a été pour moi un *πολὺς πόνος* ne sera pour l'usurpateur qu'une *ἁρπαγή*.«

Digitized by Google

Die darauf weiter folgenden, nur durch die Erwiederung der Atossa unterbrochenen Worte des Darius, in welchen er gleichsam eine geschichtliche Uebersicht der früheren Herrscher Asiens gibt, haben bekanntlich vielfach Anstoss erregt, insofern diese Angaben nicht mit den uns durch Herodot überlieferten Nachrichten über Person und Namen der Herrscher harmoniren; namentlich die beiden Verse 766 und 767:

Μῆδος γὰρ ἦν ὁ πρῶτος ἡγεμὼν στρατοῦ·
ἄλλος δ', ἐκείνου παῖς τόδ' ἔργον ἤνυσεν.

Der Verf. versucht eine Aufklärung zu geben, indem er diese Worte auf Phraortes und auf Cyaxares, dessen Sohn bezieht; auf Phraortes, weil von Dejoces nicht die Rede sein könne, welcher nach Herodot I, 161 »rassembla tous les Mèdes en un seul corps et ne regna que sur eux«, während Phraortes, sein Sohn sich nicht mit der Herrschaft über die Meder begnügt, sondern die Perser zuerst angegriffen und unterworfen, und dann die übrigen Völker Asiens gleichfalls seiner Herrschaft unterworfen, also, wie unser Verfasser anzunehmen scheint, als der erste Herrscher Asiens (der Persischen Macht) von Darius hier wohl bezeichnet werden könne. Wir wollen hier nur gleich bemerken, dass in der Herodoteischen Stelle I, 101 das nicht steht, was der Verf. daraus entnimmt; denn es heisst dort *Δηϊόκης μέν νυν τὸ Μηδικὸν ἔθνος συνέστρεψε μοῦνον καὶ τούτου ἦρξε*: wo *μοῦνον* offenbar auf den Gegensatz sich bezieht zu der alsbald folgenden Erzählung von Phraortes, dem es nicht genügte, über die Meder allein zu herrschen (*οὐκ ἀπεχρᾶτο μούνων ἄρχειν τῶν Μήδων*), sondern der auch zur Unterjochung der Perser und anderer Völker Asiens weiter schritt. Den Cyaxares, dessen Sohn, betrachtet dann der Verf. (nach Herodot I, 103. 106) als denjenigen Herrscher, der das Werk des Vaters, die Unterwerfung Asiens unter die Medische Herrschaft, vollendet und in diesem Sinne auch von Darius hier an zweiter Stelle genannt werde. Wenn es nun weiter bei Aeschylus heisst:

τρίτος δ' ἀπ' αὐτοῦ Κῦρος, εὐδαίμων ἀνήρ,
ἄρξας ἔθηκε πᾶσιν εἰρήνην φίλοις etc.

so versteht diess der Verf. in der Weise, dass er *ἀπ' αὐτοῦ* auf den im unmittelbar vorher genannten Verse als zweiten Herrscher bezeichneten Cyaxares bezieht, und Cyrus als den dritten Nachfolger desselben nimmt, insofern, (nach Xenophon's Darstellung) ein Astyages und dessen Sohn Cyaxares (II) als die nächsten (hier verschwiegenen) Nachfolger zu fassen sind, auf welche dann als dritter Herrscher Cyrus folgt, welcher die Herrschaft von den Medern auf die Perser brachte. Auf diese Weise, theilweise an Herodotus, theilweise an Xenophon sich anschliessend, glaubt der Verf. die richtige Deutung der Stelle gefunden zu haben, welche, wenn man der Herodoteischen Ueberlieferung folgt, sich kaum wird

Digitized by Google

erklären lassen, während die Xenophonteische Darstellung schwerlich als geschichtliche Ueberlieferung gelten und daher wohl auch kaum zur Erklärung dessen, was Aeschylus dem Darius in den Mund gelegt, benutzt werden kann. Will man aber dem Xenophon folgen, so wird man bei den beiden vorausgenannten Herrschern nicht an Phraortes und Cyaxares (II) zu denken haben; was uns jedoch sehr misslich und bedenklich erscheint. Aber es scheint uns überhaupt bedenklich, von einem Dichter wie Aeschylus zu verlangen, dass er in solchen Dingen mit aller Strenge und Genauigkeit an die historische Tradition auch in allen Einzelheiten derselben sich halte und auf alle Freiheit, wie sie ihm als Dichter in der Behandlung derartiger Gegenstände zustösst, verzichte: im Allgemeinen hat er sich von dem, was uns als geschichtliche Ueberlieferung erscheint, nicht zu sehr entfernt, um Tadel zu verdienen; zumal in der Hervorhebung des Cyrus, des eigentlichen Gründers der Persischen Monarchie, die nur als eine Fortsetzung der Medischen zu betrachten ist, als ein Personenwechsel in der herrschenden Dynastie, der freilich nicht ohne gewaltsame Erschütterungen und Kämpfe eingetreten war. An den beiden vorausgehenden Herrschern, die auch hier nicht einmal mit Namen genannt werden, lag ihm wohl weniger, und so wird es auch wohl für uns von geringerem Belang sein, ob wir Dejoces und Phraortes, oder Phraortes und Cyaxares hier zu verstehen haben: denn an Astiages, den Cyrus stürzte, ist wohl hier nicht zu denken: dieser scheint absichtlich von Aeschylus übergangen, welcher insoweit also von der Herodoteischen Tradition sich nicht zu weit entfernt hat, wie diess selbst unser Verf. anerkannt hat S. 135 wo er schreibt: »Quoi qu'il en soit, ce ne peut être le texte même d'Herodote, qui a servi de source à Eschyle (den Herodoteischen Text hat gewiss Aeschylus nicht gekannt, oder vielmehr konnte er ihn nicht kennen); mais rien n'empêche qu'une tradition commune ait instruit le poète, aussi bien que l'historien dans le recit non interrompu qu'il donne de la fondation de la monarchie méde-perse, dans les chapitres 96—106 de son premier Livre.«

Wir unterlassen es, diese Besprechung einzelner Stellen noch weiter fortzusetzen, so wenig es auch an Veranlassung dazu fehlt; wir glauben vielmehr das hier bemerkte werde genügen, auch deutsche Gelehrte aufmerksam zu machen auf das, was sie in dieser Schrift zu erwarten haben, so wie überhaupt auf die Art und Weise, wie der Verf. seinen Gegenstand aufgefasst und behandelt hat. Die äussere Ausstattung der Schrift ist eine vorzügliche zu nennen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Der Oedipus Coloneus des Sophocles. Beiträge zur inneren und äusseren Kritik des Stückes nebst einem Anhang philologischer Miscellen (zur Antholog. Graeca, zu Calpurnius und Nemesianus) von J. Mähly. Basel. Hugo Richter. 1868. VIII und 132 S. in gr. 8.

Diese Schrift zerfällt, wie auch der Titel andeutet, ihrem Inhalt nach in zwei Theile nebst einem Anhang: Hauptgegenstand derselben ist der Sophocleische Oedipus Coloneus, indem der eine Theil allgemeine auf dieses Stück bezüglichen Erörterungen enthält (S. 1—39), der andere Theil (S. 40—97) aber kritischen Inhalts ist, über einzelne Stellen des Stückes und deren Lesung sich verbreitend. In dem bemerkten ersten Theile dreht sich die Untersuchung zunächst um zwei Punkte: um den Nachweis, dass dieses Stück keiner sogenannten Trilogie angehört, und dass es von Sophocles in hohem Alter gedichtet worden: in beidem ist die Beweisführung von der Art, dass wohl kaum noch ein weiterer Zweifel über die Richtigkeit der von dem Verf. anfgestellten und auch bewiesenen Behauptung obwalten kann. Auch findet Beides schon in dem Wenigen, was aus dem Alterthum über dieses Stück uns zugekommen, seinen Anhaltspunkt. An eine Trilogie hat im Alterthum, so weit wir wissen, Niemand gedacht: erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, mit einer solchen Ansicht aufzutreten, deren Ungereimtheit in dieser Schrift mit vollkommen befriedigenden Gründen nachgewiesen ist. Auch die Angabe, dass Sophocles dieses Drama in den späteren Lebensjahren gedichtet, findet sich in mehr als einer Angabe des Alterthums, hier freilich meist in Verbindung gebracht mit einer anderen Angabe von einem Process des alten Sophocles mit seinem Sohne Jophon, wobei der Vater, um den Richtern zu zeigen, dass er im Alter nicht den Verstand verloren, dieses Stück den Richtern vorgelesen habe. Dass dasselbe, wie die Didascalien angeben, vier Jahre nach dem Tode des Dichters aufgeführt worden, lässt sich deshalb nicht bezweifeln, und lässt eben so sehr dieser Umstand schon von vorneherein auf eine Abfassung desselben in den letzten Lebensjahren, im hohen Greisenalter, kurz vor des Sophocles Tod schliessen. Der Verf. hat es sich nun angelegen sein lassen, auch die inneren Gründe, die aus dem Inhalt und der Fassung des Stückes sich ergeben, mit Inbegriff der metrischen und rhythmischen hervorzuheben, um daraus diese späte Abfassungszeit zur vollen Evidenz zu bringen, und damit auch zugleich die Ansichten derer zu entkräften, welche für dieses Stück

Digitized by Google

eine frühere Entstehungszeit in Anspruch nehmen (vgl. S. 13 ff.). »Im Ganzen und Grossen, heisst es S. 21, und in seiner Art ist der Coloneus eine hervorragende Leistung, Poesie im eigentlichsten Sinne, aber die Poesie eines stillen, verklärten Abends, wo Alles noch duftet und blüht, aber dennoch die Krone mit leiser Senkung dem Westen zuneigt, nicht der schmetternde Gesang eines jubelerfüllten, Leben und Bewegung athmenden, sonndurchglühten Morgens. Molissimum carmen nennt sie Cicero mit völlig gerechter, entsprechender Würdigung« u. s. w. Dass an diesen Nachweis der späteren Abfassung des Stückes auch noch Manches Anderes sich knüpft, was zur richtigen Auffassung und Würdigung desselben dient, bedarf wohl kaum noch einer besonderen Erwähnung. Was insbesondere die eben erwähnte Nachricht von dem Process zwischen Vater und Sohn betrifft, so ist auch diesem Gegenstand eine nähere Erörterung von S. 29—39 zu Theil geworden, in deren Einzelheiten wir hier natürlich nicht eingehen können. Die verschiedenen darüber vorfindlichen Nachrichten der Alten, die in dem Einzelnen der Erzählung theilweise von einander abweichen, werden näher untersucht, um daraus den Beweis zu führen, dass die ganze Angabe auf einer Fiction beruhe, die Satyros (unter dessen Namen in dem *βίος Σοφοκλ.* diese Nachricht mitgetheilt wird) vielleicht erfunden, jedenfalls aber mit dem gehörigen Apparat in Scene gesetzt habe (S. 36); wie diess zugegangen, sucht der Verfasser auf dem Wege der Vermuthung nachzuweisen, und hiernach auch den allerdings verdorbenen und unsichern Text in dem *βίος Σοφοκλ.* zu verbessern. Ob hier indessen der Verf. eben so sehr auf unbedingte Zustimmung rechnen kann, als diess bei der Frage nach der Abfassungszeit des Stückes der Fall ist, möchten wir nicht behaupten.

Auf diese Erörterung folgen nun unter der Aufschrift: Zur Texteskritik, Besprechungen einer nahmhaften Anzahl von Stellen dieses Sophocleischen Stückes, in welchen die Lesart unsicher ist; es werden unter Berücksichtigung der von andern Gelehrten gemachten Vorschläge, neue Vorschläge gemacht, durch welche der Text auf das, was dem Verf. als das richtige erscheint, zurückgeführt wird. Man wird in diesen Besprechungen gewiss einen dankenswerthen Beitrag zur Kritik wie zum Verständniss des Stückes anzuerkennen haben, auch wenn man nicht in Allem mit den Aenderungen, wie sie der Verf. vorschlägt, einverstanden, und Manches, wie z. B. in der Stelle 707 ff. (nicht 207, wie S. 59 steht) zu kühn finden sollte. In dem Anhang werden Stellen aus den Eclogen des Calpurnius und Nemesianus besprochen, und zwar solche, in welchen bei der Verdorbenheit der handschriftlichen Ueberlieferung nur durch Anwendung der Conjecturalkritik eine Heilung möglich werden kann. Den Schluss bildet die Besprechung einiger Stellen der griechischen Anthologie (VII, 396. VII, 41. VII, 8 und 9. VII, 17 und 411), in welchen ebenfalls der fehler-

Digitized by Google

hafte Text auf dem Wege der Conjectur zu berichtigen versucht wird. Im Ganzen erscheinen die derartigen Verbesserungsvorschläge ansprechend: ob sie indess auf allgemeine Anerkennung rechnen können, wagen wir nicht auszusprechen.

Beiträge zur Vorgeschichte Italiens von Joseph Rubino. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1868. VIII u. 268 S. in gr. 8.

Diese Beiträge, nach dem Hinscheiden des Verfassers durch einen Freund und Anverwandten (Prof. Büdinger) der Oeffentlichkeit übergeben, bestehen aus einer Reihe von Untersuchungen, welche die älteste und ursprüngliche Bevölkerung Latium's, und die daraus hervorgegangene Gründung Rom's betreffen; sie suchen über diese dunkeln und schwierigen Verhältnisse zu einer gewissen Klarheit und Sicherheit zu gelangen, so weit diess nur immer nach dem, was aus dem Alterthum selbst zu unserer Kunde gelangt ist, möglich sein kann. Wir wollen es versuchen die Hauptergebnisse, zu welchen der Verfasser gelangt ist, in der Kürze mitzutheilen, ohne uns weiter in eine nähere Prüfung derselben einzulassen, wozu es hier an dem nothwendigen Raum gebricht; wir glauben aber damit unserer Verpflichtung nachzukommen, die Männer des Fachs auf diese Untersuchungen aufmerksam zu machen, die eine in unsern Tagen so viel besprochene und bestrittene Frage zum Gegenstand haben. Denn die Frage, um die sich eben hier Alles dreht, ist die nach der ältesten und ursprünglichen Bevölkerung Mittel-Italiens, aus welcher Rom hervorgegangen ist. Nach einer einleitenden Erörterung über die Ursprünge des altrömischen Geldwesens (Sicilische Kupferwährung und Sicilisches Duodecimalsystem im Feldmaasse), auf welche übrigens im Verfolge keine weitere Rücksicht genommen worden ist, wendet sich der Verf. sofort zu der Frage nach der Latiner Herkunft und nach dem Volksstamm, welcher der latinischen Nation den Ursprung und den vorherrschenden Bestandtheil gegeben hat, den sogenannten Aborigines, welche einst im reatinischen Hochland, in der Nachbarschaft der Sikeler oder Sikuler gewohnt, diese dann theils verdrängt, theils mit sich verbunden, und darauf bleibend in der Landschaft Latium sich niedergelassen, von da an aber den Namen der Latiner erhalten. Der Verfasser bespricht ausführlich die Ableitung des Wortes Aborigines und die daraus sich ergebende Bedeutung des Wortes: nach Verwerfung der verschiedenen in alter und neuer Zeit vorgebrachten Ableitungsversuche wagt er selbst einen eigenen, welcher nach der Endsilbe die Bedeutung Bewohner, und nach den drei andern Silben ab (Thalgrund zwischen Höhen), or (Berg für ὄρος) und ig (Spitze, Gipfel) in Ἀβοριγῖνες den Sinn: »Thalberghöhebewohner«

Digitized by Google

oder »die Bewohner der Thalgründe im Hochgebirge« herausfindet. »Die Aboriginer, (fährt der Verf. dann S. 51 fort) deren Namen den römischen Forschern in der Reatina als dem älteren Sitze des Stammes begegnete, waren als Einwanderer und Eroberer dahin gelangt und zwar sicher im Ganzen genommen auf keinem andern Wege als welchen ihre Stammgenossen, die ihnen nachdrängenden Sabiner, späterhin einschlugen, sie waren demnach früher, etwa auch in der Gegend von Amiternum und Testrina, Bewohner des Hochgebirges und seiner Thalschluchten gewesen und hatten hievon die Benennung nicht nur bei ihren altgriechischen Nachbarn erhalten, sondern sich diese selbst angeeignet« u. s. w. In ähnlicher Weise wird S. 55 eine Deutung des Namens Latium aus dem Griechischen gegeben, welcher »das Steinland oder genauer Felsland« bezeichnet. Man wird nicht erwarten, dass wir dem Verf. in diese etymologischen Irrwege folgen, durch welche seine Ansichten eine Begründung erhalten sollen, welche, wie wir glauben, die sprachliche Forschung, wenn sie nicht in ein Spiel der Phantasie sich verlieren will, schwerlich je verleihen wird. Dieselbe Wurzel, auf welche das Wort Latium zurückgeführt wird, in ihrer Grundform lav, in einer ihrer Nebenformen lat oder las, woraus λᾶας wie λίθος hervorgegangen, wird auch in einer Reihe von andern Städte- oder Ortsnamen der Landschaft Latium gefunden, und selbst die Bezeichnung des Gewichtpfundes litra, das mit λίθος zusammenhänge, und von den Aborigines, die den Ausdruck vorgefunden, in libra umgewandelt worden, darauf zurückgeführt; die Umbri aber und Umbria (von den Alten mit ὄμβρος Regen in Zusammenhang gebracht) werden von amb abgeleitet, das im Sanscrit wie im Altgriechischen Wasser bedeute, so dass Umbria in den Appenninen im vollsten Sinne des Wortes die Benennung des Wasserlandes verdiene, als das Quellgebiet so vieler Flüsse, welche nach allen Seiten hin Mittelitalien bewässern u. s. w. Folgen wir dem Verf. weiter, so drangen die Aboriginer, nachdem sie den Anio überschritten und die Umgegend von Rom besetzt hatten, bis nach Laurentum vor, was nun seitdem die Aboriginerstadt im hervorragenden Sinne des Wortes ward und blieb, einer der bedeutendsten Mittelpunkte des ganzen Stammes und ein Ausgangspunkt für seine weiteren Unternehmungen, der eigentliche Sitz seiner Könige, Picus, Faunus und Latinus (S. 62). Diese Namen erkennt der Verf. allerdings für mythische, welche die Schutzgötter des Stammes bezeichnen, Picus als Krieger und Weissager, der Führer der geweiheten Schaaren, welche ausziehen, um eine neue Heimath sich zu erobern; Faunus, auf der einen Seite zwar auch Weissager, aber dann der Beschützer des Landes im Frieden, der das Gedeihen der Fluren, Wälder und Herden fördert; so dass also mit seiner Regierung die Zeit nach der Einnahme des Landes durch die Aborigines (wie die Einnahme durch Picus) angedeutet sei; die dritte Periode, in welcher die Vereinigung der Aborigines mit den andern

Digitized by Google

in der Landschaft ansässigen Stämmen zu Einem Ganzen und damit die Begründung eines dauernden politischen und religiösen Zustandes, also die eigentliche Stiftung der latinischen Nation vor sich geht, deren Mittelpunkt zunächst Lavinium, die Nachbarschaft von Laurentum wurde, wird dann durch Latinus bezeichnet. Lavinium wird dadurch zur Mutterstadt der Nation »weil bei der Stiftung« des Bündnisses nicht nur ihre eigenen Heiligthümer als gemeinsame des ganzen Volkes anerkannt worden waren, sondern weil sie in ihrer Mitte zugleich die Stammgötter und die vornehmsten Culte der Laurenter aufgenommen hatte, denen von nun an in gleicher Weise wie jenen die gesammte Nation ihre Verehrung widmete« (S. 71, 72). Die Bedeutung der Stadt wird weiter hervorgehoben, der Cultus der verschiedenen Gottheiten daselbst näher besprochen, insbesondere der der Aphrodite und des eng damit verbundenen Aeneas. Es folgen dann weitere Erörterungen über die Lavinische Feldmark, die Schenkung des Königs Latinus und die Landung des Aeneas, in Bezug auf welche zwei verschiedene Ansichten später in der römischen Welt hervortraten, von welchen die eine für einen Platz unweit des Flusses Numicius, also in der Nähe des von Aeneas gegründeten Lavinium sich aussprach (S. 132 f.), die andere dagegen die Landung des Aeneas an die Tiber verlegte (S. 144 ff.), und wird jene Ansicht als die einheimische Ueberlieferung von Lavinium betrachtet, die andere aber als römische Sage, welche mit der Ausbreitung der Herrschaft der Römer sich entwickelt und befestigt, und auch durch die griechischen Topographen weiter verbreitet worden, welche, wie Hellanicus von Lesbus, sogar den Aeneas zum Gründer von Rom machten, und selbst auf Römische Schriftsteller in der Art einwirkten, dass sie Romulus und Remus für Söhne oder Enkel des Aeneas erklärten; der Verf. bespricht darauf die Angaben der römischen Annalisten und des Cato, dann die des Virgilius, dessen Plan, namentlich in den sechs letzten Gesängen des Aeneas dahin gerichtet war, dieser Sage den Vorrang zu verschaffen (S. 156). Es kommen darauf weiter zur Sprache die Laurenter in Lavinium und Rom's Bund mit Lavinium, so wie die Sacra von Lavinium, wobei dann auch die Laren und Penaten, gleich den übrigen Göttern besprochen werden. Die Begriffe der Laren und Penaten, zwei den italischen Völkern eigenthümliche Namen und Begriffskreise, werden als einander nahe verwandt bezeichnet (S. 196 f.), daher auch Verwechslungen stattgefunden, obwohl beide an sich und ihrer Grundbedeutung nach verschieden seien. Was die Penaten betrifft, so hält sich der Verfasser an die Erklärung des Servius (zu Virgil's Aeneis II, 514): »penates sunt omnes dii, qui domi coluntur«, so dass ihr Kreis an sich unbeschränkt sei, »was sie zu Penaten macht (so heisst es S. 107), ist, dass sie in ein Haus oder in einen Tempel unter dessen Herdgottheiten aufgenommen sind, und wenn dieses bereits von den Vorfahren geschehen und erblich auf die Nach-

Digitized by Google

kommen übergegangen ist, so sind sie hierdurch angeerbte patrii penates geworden. Anders verhält es sich mit den Laren: diese sind niemals frei gewählt, sondern immer durch ein Naturverhältniss gegeben; sie sind verwachsen entweder mit einem Geschlechte als dessen Schutzgötter und insbesondere als die Geister seiner Ahnherrn, oder mit einer Gegend als die darin wallenden Erd- und Luftgeister. Die ersteren, welche im Privatleben die lares familiares genannt werden, gehören nothwendig zu den Herdgottheiten des von der Familie bewohnten Hauses und nehmen unter den Penaten desselben eine bevorzugte Stelle ein; unter ihnen wird häufig ein einzelner lar familiaris hervorgehoben, in welchem der Stifter und Patriarch des Geschlechtes erkannt werden darf, der in dieser Eigenschaft an der Spitze der ganzen Laren- und Penatenreihe steht. [Wie kann man wohl fragen, verhalten sich dazu Stellen, wie Sallust. Catil. 20 oder Cicero in der zweiten philipp. Rede cp. 30?] Auf die öffentlichen Heiligthümer übertragen, umfassen die penates publici alle Gottheiten, welche am Herde der Stadt oder der Nation in dem dazu bestimmten Gebäude verehrt werden; unter ihnen treten diejenigen hervor, welche als die Stammgötter des Volkes und zugleich als die Ahnherrn seines Fürstengeschlechts betrachtet wurden, die demnach die Laren desselben waren, und wenn sich unter diesen einer befand, welcher als der eigentliche Stifter der Nation und als der vornehmste unter den Ahnen ihres Herrscherhauses gefeiert wurde, so wurde dieser der Lar im eminenten Sinne genannt.« (S. 197.) Wir haben diese längere Stelle wörtlich mitgetheilt, weil sie gewissermassen die Grundlage der ganzen nun folgenden Erörterung bildet, in welcher dann die Anwendung auf die laurentischen Sacra in Lavinium gemacht wird, und um zugleich eine Probe zu geben, in welcher Weise der Verfasser Gegenstände, die in das Gebiet des Cultus und der Religion gehören und mit den hier behandelten Gegenständen so vielfach zusammenhängen, aufgefasst hat; wir sehen darum auch von weiteren Bemerkungen ab, zu welcher eine derartige Auffassung wohl Veranlassung geben kann. Wir unterlassen diess auch hinsichtlich der weiteren Erörterung, aus der wir nur das Eine hervorheben wollen, wie Picus und Faunus, als Penates patrii oder publici, und dann auch wieder als Lares publici bezeichnet und nicht nur als Geister des Erdbodens, sondern eben so sehr und eher noch als Geister der Luft bezeichnet worden, also als Schutzgeister, welche die Stadt sammt ihren Mauern bewachen und beschirmen; in dieser Beziehung gehören sie dem Götterkreise des Mars an, welcher als Naturwesen Gott der Winde war und wegen des Schnaubens, Tobens und Stürmens derselben (?) auch als Gott des Kriegs betrachtet wurde; als Herr der Winde bringt er böse und gute Witterung, führt Seuchen herbei und vertreibt sie wieder, macht Thiere und Menschen gesund oder krank, versengt die Saaten und Fluren durch seinen Glutbauch, verheert sie

Digitized by Google

durch seine Stürme oder bringt sie durch heilsame Lüfte zu fröhlichem Aufblühen und Wachsthum. So oft er aber als Naturgott Wohlthaten spendet, insbesondere dem latinischen Lande und Volke, sind Picus und Faunus seine Gehülfen und Werkzeuge, daher sie mit Lanzen dargestellt erscheinen und als seine Söhne, als Theilnehmer seines Wesens bezeichnet werden (S. 207—211). Wir übergehen den etymologischen, in ausführlichen Noten gelieferten Nachweis, der wohl manches Bedenken nicht fern zu halten vermag. An diese mythologische Erörterung ist noch eine Besprechung der Gründungssage von Rom geknüpft, welche, indem sie zugleich über die romulischen Götter und deren Dienst sich erstreckt und Lavinium als Vorbild Rom's vorführt, den Schluss des Ganzen bildet. Nach der Darstellung des Verfassers hatten die Aborigines den palatinischen Hügel einem altgriechischen Stamme, den Arkadern, überlassen, und selbst, obgleich sie auch über die verschiedenen nahen Hügel sich ausbreiteten, ihren Mittelpunkt auf dem Aventinus genommen, auf dessen oberster Felsenhöhe ein von ihnen befestigter und geheiligter Ort, Remuria oder Remoria sich befand; friedlich lebten die Bewohner der beiden Nachbarhügel längere Zeit neben einander und traten in eine nähere Verbindung, aber gerade in der Zeit, als eine Vereinigung aller in eine einzige Stadtgemeinde beschlossen war, trat eine Spaltung ein, da jeder der beiden Theile den Mittelpunkt des zu gründenden Staates für sich verlangte: und diese Spaltung und den daraus hervorgegangenen Streit findet der Verfasser in dem Kampfe zwischen Romulus und Remus dargestellt, und in der Ermordung des Remus erkennt er das Uebergewicht des Palatiums und der dortigen Heiligthümer, geknüpft an den Namen des Romulus. Wir beschränken uns auf diese Andeutungen, und verweisen, was die weiter daran geknüpfte Erörterung betrifft, auf die Schrift selbst, die, namentlich in den Noten, auch so viele mit dem Gegenstand näher oder ferner in Berührung stehende Punkte verhandelt mit der Gelehrsamkeit, die auch aus andern Schriften des Verf. zur Genüge bekannt ist. Wir haben versucht durch Hervorhebung der Hauptpunkte, so weit diess nur immer bei der Darstellungsweise des Verf. möglich ist, welche die Ergebnisse, zu welche seine Forschung gelangt, nicht immer mit der erforderlichen Klarheit und Bestimmtheit vorlegt, und immer wieder Neues daranreiht, unsere Leser einigermassen mit diesen gelehrten und reichhaltigen Untersuchungen bekannt zu machen und damit Veranlassung zu geben zu weiterer Besprechung derselben, wie sie wohl bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht ausbleiben kann, um ein historisch gesichertes Endergebniss zu gewinnen.

Digitized by Google

Gutenberg-Album, herausgegeben von Friedr. Wilh. Ruland in Mainz 1868; Photographien von B. Erdmann. Im Selbstverlage des Herausgebers. Alleinverkauf für Amerika durch P. Closmann. 23 Blätt. mit 25 Photographien. Fol.

Wir beeilen uns ein Prachtwerk, wie wenige bisher erschienen sind, den Lesern bekannt zu machen, indem dasselbe ein allgemeines Interesse erregen wird. In Mainz fühlte man längst das Bedürfniss, alles was auf den berühmten Erfinder der Buchdruckerkunst Bezug hat, in einem Werke zu sammeln und durch Photographien darzustellen. Dies geschah in vorliegendem Werke. Und so sind durch die Photographie dargestellt: Gutenberg's Brustbild nach einem Holzschnitt von 1579, Ansicht vom jetzigen Mainz (wir hätten lieber eine ältere Abbildung gewünscht), die hiesigen Gutenbergshäuser, nämlich Hof zum Gansfleisch (nun Weinhandlung Lauteren), Stammhaus seines Vaters, Hof zum Gutenberg, Stammhaus der Mutter (nun Casino), Hof zum Jungen (wo das erste Buch gedruckt wurde (nun Bierbrauerei), Schöfferhof und Hof zum Humbrecht, wo Fust und Schöffer druckten, der jetzige Kränzelmarkt, wo Gutenberg begraben liegt; dann die Denkmäler im Casino, auf dem Gutenbergsplatz mit den beiden Reliefs des Letzteren; ein altes Wappen im Schöfferhof; das Fragment der ersten Gutenbergs-Presse, das im Jahr 1856 im Hofe zum Jungen aufgefunden wurde; ferner zehn Photographien von den ersten Druckwerken, so dass man jetzt überall von den ältesten Buchstaben und Drucken klare Einsicht nehmen kann, was wir für besonders wichtig halten und dem Werke einen bleibenden Werth verschafft; endlich mehrere Münzen aus jener und der folgenden Zeit. Zu jedem dieser 25 Photographien ist eine Beschreibung in deutscher und englischer Sprache beigegeben, welche kurz aber klar den Gegenstand der Darstellung bespricht. Wir enthalten uns Weiteres zum Ruhme dieses Prachtwerkes anzufügen; keine Bibliothek wird dasselbe entbehren können, und so hören wir, dass die erste Auflage, die meist nach Amerika ging, schier vergriffen ist, und demnächst eine zweite veranstaltet wird. Dazu wollen wir einige Bemerkungen machen; man weiss nicht in welchem Jahre Gutenberg geboren ist, nicht auch in welchem Hause, wenn schon Inschriften dieses Jahrhunderts Haus und Jahr angeben. Auch wünschten wir eine eine kurze Biographie Gutenbergs, auch wohl seinen Stammbaum, da die Folioblätter vielen Platz geben. Im Kreuzgange der Stephanskirche und auch im Dom sind Wappen seiner Familie erhalten; damit kann man das Buch vermehren. Sonst können wir den Herausgeber nur loben und müssen dem Photographen Erdmann dahier das Zeugniss geben, dass seine Abbildungen scharf, klar und schön sind, was besonders bei den kleinen Buchstaben der ersten Druckwerke hervorleuchtet und dem Buche viele Freunde heranziehen wird. Der Preis ist ein sehr mässiger (25 Gulden).

Klein.

Digitized by Google

Roswitha und Conrad Celtes von Joseph Aschbach, wirkl. Mitglied der k. Akademie der Wissensch. zu Wien. Zweite vermehrte Auflage. Mit nachträglichen Untersuchungen über die Münchner Handschrift der Roswitha, über die Legende des hl. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus. Wien 1868. Wilh. Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler. VI und 113 S. in gr. 8.

Die Dichtungen der Roswitha, der Nonne von Gandersheim, zumal die sogenannten Komödien, haben, nachdem sie lange Zeit der Vergessenheit anheimgefallen zu sein schienen, in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit wieder auf sich gezogen; in Frankreich wie in Deutschland erfolgten neue Ausgaben und Bearbeitungen, dort von Magnin und von Vignon Retif de la Brétonne (mit Uebersetzung), hier von Bendixen und Barack: um so auffallender musste es erscheinen, als im Jahre 1867 Aschbach in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (histor. phil. Classe) mit einer Abhandlung auftrat, welche die dieser wohl gebildeten Nonne des zehnten Jahrhunderts zugeschriebenen Dichtungen als Fälschungen des gelehrten Conrad Celtes und seines Kreises aus dem Zeitalter des aufblühenden Humanismus, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts darzustellen suchte. So sehr auch die Sache Aufsehen erregte, so erkannte man doch bald das Missliche einer solchen Behauptung, sowohl nach innern wie selbst äussern Gründen, und der Widerspruch, der, um von Andern zu schweigen, insbesondere von Waitz in den Gött. Gel. Anz. (1868. S. 1261 ff.) dagegen erhoben worden war, fand überall Beifall. Dieser Umstand scheint den Herausgeber bewogen zu haben, nochmals mit seiner Behauptung vor die Welt zu treten in einer besondern Schrift, welche eine theilweise Umarbeitung und Erweiterung der früheren Abhandlung enthält, und zu gleicher Zeit, namentlich in den Nachträgen Veranlassung nimmt, die wider die frühere Behauptung geltend gemachten Gründe näher zu beleuchten und womöglich zu widerlegen. Es sind diess die auf dem Titel genannten nachträglichen Untersuchungen über die Handschrift der Roswitha, über die Legende des hl. Pelagius und den Ottonischen Panegyricus. Der Verf. nämlich hatte die Münchner ursprünglich St. Emmeraner Handschrift, die einzige, auf welche die Textesüberlieferung sich stützt, früher nicht eingesehen und fand sich erst später, durch die erhobenen Einwendungen, veranlasst, eine Einsicht dieser Handschrift zu nehmen, die nach seiner Meinung ein Product eben des Zeitalters ist, in welchem die Fälschung vor sich gegangen. Aber gerade hier ist der Punkt, der von vornherein jede Annahme einer Fälschung einer schon späteren Zeit als unglaublich erscheinen lässt; denn die Handschrift gehört keineswegs dem fünfzehnten Jahrhundert an, sondern dem zehnten, wie diess auch alle, die nur einigermassen mit Paläographie sich beschäftigt haben, anerkannt: hier ist mit sogenannt innern Grün-

Digitized by Google

den, die alle mehr oder minder trugvoll sind, nicht aufzukommen, und es wäre wahrhaftig arg, Männern, wie Pertz, Jaffé, Christ, Halm, um nur diese zu nennen, eine solche Unkenntniss der Handschrift zuzutrauen, dass sie eine Handschrift des fünfzehnten und eine des zehnten Jahrhunderts nicht zu unterscheiden vermöchten! Denn ein Jeder, der mit Handschriften sich abgegeben, wird wissen, welch' eine grosse Verschiedenheit die Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts von der des zehnten unterscheidet. Wenn demnach die Handschrift dieser Gedichte der Roswitha in das zehnte Jahrhundert fällt, und dass sie in diese Zeit fällt, ist auf dem Wege der Epigraphik constatirt, so wird jeder Zweifel an der Zeit der in der Handschrift enthaltenen Gedichte schwinden, die nicht zu einem gelehrten Fabrikat des fünfzehnten Jahrhunderts gemacht werden können. Wir übergehen Alles andere, was gegen eine so späte Abfassung aus dem Inhalt und der Beschaffenheit dieser Dichtungen selbst geltend gemacht werden kann; es ist diess noch unlängst in der Revue critique zu Paris No. 50 (1868) S. 373 ff. geschehen und kann nur dazu dienen, das, was faktisch und unbezweifelt äusserlich feststeht, auch innerlich noch zu bestätigen. Es ist übrigens anzuerkennen, dass diese zweite Auflage dem Verf. Veranlassung gegeben hat, über Celtes und seinen gelehrten Kreis uns Manches Interessante oder minder Bekannte mitzutheilen.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zweiter Band. Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Erster Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1868. XLIV u. 290 S. in 8. Dritter Band. Schauspiele u. s. w. Zweiter Theil. XXVIII u. 319 S. in 8. Auch unter dem weitern Titel: Schauspiele aus dem sechzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Julius Tittmann. Erster Theil. Nikolaus Manuel. Paul Rebhun. Lienhart Kulman. Jakob Funkelin. Sebastian Wild. Petrus Meckel. Zweiter Theil: Bartholomeus Krüger. Jakob Ayrer.

Ueber den Plan, die Anlage und Einrichtung dieses Unternehmens ist bei dem Erscheinen des ersten Bandes in diesen Jahrb. 1866. S. 927 ff. das Nöthige bemerkt worden und kann darauf füglich verwiesen werden. Der hier vorliegende zweite Band enthält eine Auswahl von Schauspielen der auf dem Titel genannten Dichter, eingeführt durch eine Einleitung, welche bis in die frühesten Zeiten zurückgreift, und bis dahin die Anfänge des Schauspiels verfolgt, indem sie zu zeigen sucht, wie selbst in den auf den Untergang des römischen Reichs folgenden Zeiten der Gründung neuer Reiche und der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums die

Digitized by Google

mehrfachen Verbote der christlichen Kirche gegen die aus dem Heidenthum mit herüber genommenen rohen Darstellungen und Spiele des gemeinen Volks den natürlichen Hang zu scenischer Darstellung nicht zu unterdrücken vermochten, bis man dieselbe in Verbindung mit dem Christenthum und der Kirche zu bringen verstand, indem man aus der heiligen Geschichte den Stoff nahm und die scenische Darstellung mit den christlichen Hauptfesten in einen Zusammenhang brachte, welcher zugleich zur Verherrlichung der letzteren diente. Wenn nun auch neben diesem geistlichen Drama sich noch die alte Volksbelustigung in der Darstellung weltlicher Gegenstände in einer ziemlich rohen Weise erhielt, so gelangten diese vereinzelten Versuche vor dem sechzehnten Jahrhundert zu keiner höheren und künstlerischen Ausbildung; in diese, allerdings späte Zeit ist die Entstehung des deutschen Schauspieles zu setzen, das, im innigen Zusammenhang mit der Zeit und ihren Strömungen, an die dieselbe bewegenden Gedanken und Richtungen sich anschloss und dadurch auch mit der Reformation in einen Zusammenhang trat, insofern die Verbreiter wie überhaupt die Leiter und Anhänger der reformatorischen Bestrebungen in dieser Gattung der Poesie ein wirksames Mittel zur Verbreitung ihrer Ansichten fanden, und so ein eigentliches, volksthümliches und nationales Schauspiel zu schaffen bemüht waren. In welcher Art und Weise diese Entwicklung stattgefunden, durch welche Mittel sie gefördert worden, wie die Aufführung selbst geschah, dieses und Anderes, was die Entstehung dieses Schauspieles begreifen, und den ganzen Charakter desselben, wie er in den ersten Erscheinungen der Art aus jener Zeit uns entgegentritt, erkennen und würdigen lässt, wird hier näher besprochen, und ist diese ganze Erörterung allerdings eine passende Einleitung zu den hier in erneuertem correcten Abdruck mitgetheilten Stücken; was die getroffene Auswahl betrifft, so geben die Worte des Herausgebers am Schluss der Einleitung darüber den besten Aufschluss:

»Bei der Aufnahme der chronologisch geordneten Stücke leitete uns die Absicht, die Hauptrichtungen der Schauspiele des 16. Jahrhunderts unsern Lesern vorzuführen, und zwar in solchen Erscheinungen, welche auch der Form nach Beachtung verdienen. In Manuel's »kleinem Fastnachtsspiel« stellt sich der beginnende Kampf für die Reformation der Kirche und des Lebens dar; die »Susanna« Rebhun's und Kulmann's »Wittfrau« sind Beispiele der Behandlung biblischer Stoffe; Funkelin's »Spiel von dem Streit der Venus und Pallas« und Wild's »Doctor mit dem Esel« stehen hier als Repräsentanten einer aus dem alten Fastnachtsspiel hervorgegangenen volksthümlichen dramatischen Gattung; Meckel's »Process Satans gegen das Menschengeschlecht« endlich, in welchem das Grunddogma des protestantischen Lehrbegriffs in aller Schärfe durchgeführt erscheint, bildet füglich den Schluss des vorliegenden Bandes. Der zweite wird in einer ferneren Auswahl hervorragen-

Digitized by Google

der Dichtungen den Uebergang zu einer durchaus veränderten Behandlung des Drama aufzeigen, die in Folge der oben angedeuteten Verhältnisse am Schluss des Jahrhunderts sich vorbereitete.«

Der Abdruck dieser sechs Spiele sechs verschiedener Dichter ist nach den erweislich ältesten Drucken mit aller Genauigkeit veranstaltet, schwierige deutsche Ausdrücke sind unter dem Text erklärt, auch am Schluss ein eigenes Verzeichniss solcher Wörter beigefügt; weiter ist aber einem jedem Stück noch eine besondere Einleitung vorausgeschickt, welche über die Person des Dichters und seine Leistungen sich verbreitet, dabei insbesondere den Standpunkt angibt, von welchem das hier mitgetheilte Gedicht aufzufassen und zu würdigen ist. Dass Manuel's Fastnachtsspiel aus dem Jahre 1522 (nach dem Druck des Jahres 1525) an die Spitze gestellt worden ist, rechtfertigt sich sowohl durch die Zeit seiner Entstehung, wie durch seine literarhistorische Bedeutung; das Urtheil, welches darüber (S. 8) gefällt wird, mag auch hier eine Stelle finden: »Der poetische Werth der Dichtung liegt in dem lebendigen, für das Volk berechneten Vortrage und in der volksmässigen Behandlung der Sprache, die, wenn auch nicht frei von Härte und Ungelenkigkeit, doch zum Herzen des Volkes redet. Die Form ist ebenfalls schwerfällig, Reim und Versbau so mangelhaft, aber Alles ist von tüchtiger Gesinnung und fester religiöser Ueberzeugung durchdrungen, welche auf der Kenntniss der Quellen der evangelischen Wahrheit beruht.« Es genügt in dieser Beziehung auf Grüneisen's besondere Schrift über diesen Maler und Dichter (Stuttgart 1837) zu verweisen. Weniger bekannt ist Paul Rebhuhn, der Verfasser des zweiten Spiels über die Susanna, einer der Haus und Tischgenossen Luther's zu Wittenberg, der wahrscheinlich als Pfarrer und Superintendant zu Oelsnitz im Jahre 1546 gestorben ist. In Bezug auf den Inhalt dieses 1535 zu Kassel unter des Verf. Leitung aufgeführten Spieles bemerkt der Herausgeber in seiner Einleitung mit Recht, wie die alttestamentliche Erzählung von einer unschuldig angeklagten, endlich aber durch Gottes Hand geretteten Frau, den Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt einen willkommenen Stoff für die dramatische Behandlung gab; »sie bot bei klarer, durchsichtiger Anlage und natürlich fortschreitender Handlung eine Fülle dramatischer Momente in sich selbst dar und die erbauliche Absicht derselben entsprach vollkommen der Richtung der Zeit.« Der Abdruck dieses Spiels ist hier veranstaltet nach dem ältesten Druck zu Zwickau 1536; bekanntlich ist in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart (Bd. 49) unlängst ein von H. Palm besorgter, neuer Abdruck aller Dramen dieses Dichters erfolgt. Merkwürdig ist, nachdem das Stück selbst mit folgenden Worten zum Schluss gebracht ist:

Digitized by Google

»Alle die ir habt meine Herren helfen klagen
und ob Frau Susannen herzlich mitleide tragen,
wollet euch auch frölich widerumb beweisen
und mit im den Herrn für seine woltat preisen.«

der darauf folgende »Beschluss«, der in hundert zwei und vierzig Versen die moralische Nutzanwendung des Ganzen nach den einzelnen darin auftretenden Personen darlegt und damit die religiös-sittliche Bedeutung des Ganzen erkennen lässt. Von der Hauptperson des Spiels heisst es Vs. 51 ff.

Die Frau Susanna gibt uns mer
vil christlicher und schöner ler;
denn erstlich ist's ein Spiegel klar,
darin sich solln beschauen gar
all frume Frauen, die da wolln
gern wandeln, wie sie wandeln solln,
und trachten auch nach tugnt und er;
die haben an ir eine feine ler
wie sie menner sollen ern
erkennen sie für ire hern
nach Gots gepot und in für alle
mit reiner lieb erst hangen an,
nicht volgen nach eim andern man
wie sie solln leren oft und vil
in kind und gsind den Gotteswill.
vors ander lerts uns all zugleich,
das man von Gots gepot nicht weich,
und keine sich lass verfüren davon,
ehe setz sein leib und leben dran.
vors dritt so gibts uns ler und trost,
das wir gewiss solln werdn erlost,
wenn wir gleich lign in höchster not,
so wir nur halten vest an Got
und unser Kreuz gedultig tragn,
das uns von Got wirt aufgeladn;
denn ehe uns Got verlassen kan,
so greift ers ehe mit wunder an,
wie ir itzt gesehen klar und hell,
das gschehen ist durch Daniel.«

Eine ähnliche moralisch-didaktische Tendenz zeigt das nächste Stück von Lienhart Kulman, ebenfalls einem Theologen, welcher 1562 als Pastor zu Bernstadt bei Ulm starb: »Ein schön Teutsch Geistlich Spiel, von der Widtfraw die Gott wunderbarlich durch den Propheten Elsia [Elisa] mit dem Oel von jrem Schuldherrn erlediget. Gezogen auss dem andern Theyl der Königen, am

Digitized by Google

4. Cap. Zu trost allen Widwen vnd Waisen«; in der Anlage und Durchführung ist hier schon eine grössere Kunst zu erkennen, auch hat das Stück wie das vorhergenannte, einen ähnlichen »Beschluss«, welcher die Nutzanwendung des ganzen Spiels darlegt. Jakob Funkelin's, wahrscheinlich eines Schweizers aus Biel, nun folgendes Stück, »der Streit Veneris und Palladis« (der Zucht und Tugend und der Wollust und Ueppigkeit, die zu Grund fällt) zeigt ähnliche moralische Tendenzen, »entfaltet aber bei allem Ernst des sittlichen Gehaltes vor den Augen der Zuschauer ein buntes und tolles Treiben, wie es einem Scherz zur fröhlichen Fastnacht wohl ansteht; denn in diesem Tone ist das Stück gehalten. Das Gemisch antiken und christlichen Wesens gibt Viel zu sehen und zu hören: Götter, Helden, Teufel mit Zeugenverhören, Preisaustheilung, Scheinkämpfen und allerlei Mummenschanz, Schimpf und Ernst neben gotteslästerlichen Reden, wohlmeinende christliche Betrachtungen und Sentenzen. Erfindung, Anordnung und Ausführung zeigen uns den Dichter als einen feinen und gewandten Kopf, dem auch die Behandlung der äussern Form nicht schwer wird« (S. 168). Eine vorherrschende didaktische Richtung hat auch das aus einer Sammlung von zwölf Stücken, die zu Augsburg 1566 erschien, ausgewählte Stück des Sebastian Wild vom Doctor und dem Esel mit lauter Personen, die in den höchsten Kreisen des Lebens und der Gesellschaft sich bewegen, wie denn hier es ein Kaiser ist, der über die Widersprüche in dem Urtheil der Welt durch ein schlagendes Beispiel belehrt werden soll. Den Schluss bildet ein Stück, das der nicht näher bekannte Verfasser Petrus Meckel selbst ein Gespräch nennt, das allerdings der äusseren dramatischen Mittel entbehrt, da es dem Verf. bei dieser Wahl einer mehr dialogischen als dramatischen Form zunächst auf lebendige Darstellung des didaktischen Gehalts ankam, was so besser als durch eine einfache Abhandlung oder Predigt zu erreichen war; es führt die Aufschrift: »Ein schön Gespreche, darinnen der Sathan Anklage des ganzen Menschlichen geschlechts, Gott der Vater Richter, Christus der Mittler vnd Vorsprech ist. Volgends wie der Sathan den Sünder zu verzweiflung begert zu bringen« aus dem Jahre 1571.

Der am Schlusse dieses Berichtes uns zugekommene dritte Band bringt noch weiter Schauspiele des sechzehnten Jahrhunderts von zwei gefeierten Dichtern jener Zeit und hat der Herausgeber dem Abdruck dieser Schauspiele genaue und ausführliche Einleitungen vorausgeschickt, in welchen neben der Person der Dichter auch Inhalt und Charakter ihrer Dichtungen näher besprochen und auf den Gang und die Entwicklung, den dieses deutsche Schauspiel genommen, hingewiesen wird. Das erste, längere Stück ist hier mitgetheilt nach einem im Jahre 1580 erschienenen Druck, welcher den Titel trägt: »Eine schöne und lustige newe Action, Von dem Anfang vnd Ende der Welt, darin die ganze Historia

Digitized by Google

unseres Herrn und Heylandes Jhesu Christi begriffen: Gemacht durch Bartholomeum Krüger von Spernbergk, Schreiber vnd Organisten zu Trebyn (mit dem Motto) Matth. 25 Cap. Darumb wachet, denn ir wisset weder Tag noch Stunde, in welcher des Menschen Sohn kommen wird.« Aus dem Prologus wie aus dem Epilogus dieses weitläufigen Drama's, dessen Abdruck bis zu S. 120 reicht, ersieht man, wie in demselben der Dichter die ganze christliche Heilslehre darstellen wollte, die er als eine Veranstaltung Gottes betrachtet wider das Streben der gefallenen Engel, die Herrschaft über das neu geschaffene Menschengeschlecht zu gewinnen, und den Sieg der christlichen Lehre zu bewahren in diesem Kampfe. So ist der Schauplatz abwechselnd im Himmel, Erde und Hölle; der Sturz der Engel und der Sündenfall der ersten Menschen wie der Rathschluss Gottes, das sündige Geschlecht aus der Gewalt des Bösen zu befreien und zu erlösen, die Geburt Christi, sein Tod und seine Auferstehung, sein Sieg über die Hölle und mit diesem Sieg das letzte Gericht wird hier vorgeführt: und lässt uns das Ganze einen Blick in das Leben und in die geistige Stimmung jener Zeit werfen, in welcher solche Erscheinungen auftauchen. Aehnlicher Art ist das, was weiter aus dem Opus Theatricum (Nürnb. 1618) des Jakob Ayrer von Nürnberg, aus dem letzten Jahrzehend des sechzehnten Jahrhunderts mitgetheilt wird. Zuerst: »Spiegel Weiblicher zucht vnd Ehe. Comedia Von der schönen Phaenicia vnd Graf Tymbri von Golison auss Arragonien, wie es ihnen in ihrer Ehelichen lieb gangen, biss sie Ehelich zusammenkommen, Mit 17 Personen, vnd hat 6 Actus.« S. 157 bis 243 und dann Comedia Von der schönen Sidea, wie es jhr biss zu jrer Verheuratung ergangen, Mit 16 Personen, Vnd hat 5 Actus.« bis S. 296. Ein kurzes drittes Stück macht den Schluss: »Ein schön singets Spil, der verlarft Franciscus, mit der Venedischen jungen Wittfrauen, mit vier Personen. In dess Rolands Thon.« Schwierige deutsche Ausdrücke sind auch hier unter dem Text erklärt und darüber sogar ein eigenes Wortregister beigefügt.

Die Wohnhäuser der Hellenen. Nach den Quellen und den neuesten Forschungen dargestellt von Arthur Winckler, Dr. phil. Berlin. S. Calvary et Comp. (G. H. Simon) 1868. 192 S. in gr. 8.

Diese Schrift verdient es in der That allen Forschern des Alterthums empfohlen zu werden: denn sie enthält eine durchaus gründliche Untersuchung über einen jedenfalls schwierigen und dunkeln Gegenstand, über den zwar Manches schon geschrieben worden, ohne dass derselbe zu der gewünschten Klarheit in Allem gelangt wäre. Die vorliegende Untersuchung bringt ihn zu demjeni-

Digitized by Google

gen Abschluss, der nach bei den alten Schriftstellern vorhandenen Angaben über einzelne Theile des Wohnhauses und den Beschreibungen des Vitruvius in Vergleich mit dem Wenigen, was von alten Bauresten selbst überhaupt noch vorhanden ist, erreicht werden kann, und zwar wird in dem ersten Abschnitt das Anaktenhaus (S. 14—60) behandelt, indem eine genaue Darstellung aller einzelnen Theile eines alten Herrscherhauses, mit besonderer Bezugnahme auf die homerischen Gedichte geliefert und durch einen beigefügten Plan anschaulich gemacht wird, welcher alle Bestandtheile eines solchen Hauses erkennen lässt. Dann folgt S. 61 ff. das städtische Wohnhaus, in ähnlicher Weise nach allen seinen einzelnen Bestandtheilen, mit Einschluss der Thüren, des Hofraumes und der Heiligthümer, erklärt und durch einen beigefügten Plan dargelegt. Wie viele einzelne, oft missverstandene Stellen alter Autoren aus dieser Erörterung erst ihr rechtes Licht und ihr wahres Verständniss gewinnen, wird kaum zu bemerken nöthig sein, zumal der Verfasser die Eigenschaften eines gründlich gebildeten Philologen, wie eines eben so wissenschaftlich gebildeten Architekten mit einander vereinigt, und, wie schon aus der S. 7 ff. gegebenen Zusammenstellung ersichtlich ist, mit der gesammten alten und neuen Literatur über diesen Gegenstand wohl bekannt ist, auch auf dieselbe im Einzelnen stets Rücksicht genommen hat. Dabei ist die äussere Ausstattung sehr befriedigend. Ist man dem Verfasser in alle Einzelheiten seiner Darstellung gefolgt, so wird man daraus auch die Ueberzeugung gewinnen, die der Verf. am Eingang seiner Schrift in den Worten ausgesprochen hat: »Nächst der Poesie weiss keine Kunst in ihren Schöpfungen so die geistige Bedeutung eines Volkes in einer Gesammtheit zu charakterisiren und keine das Ringen und Streben desselben nach Vollendung anschaulicher, dauernd für die Zukunft darzustellen als die Baukunst.«

Digitized by Google

Chronik der Universität Heidelberg für das Jahr 1868.

Am 23. November feierte die Universität in herkömmlicher Weise das Fest der Geburt des erlauchten Restaurators der Universität, des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich. Die von dem zeitigen Prorector, Hofrath und Professor Dr. Zeller gehaltene, seitdem im Druck erschienene Rede*) beschäftigte sich in ihrem wissenschaftlichen Theil mit der Frage über die Aufgabe der Philosophie und ihre Stellung zu den übrigen Wissenschaften. Nachdem der Redner in der Einleitung darauf hingewiesen hatte, wie ihm dieses Thema schon durch die Feier des Tages nahe gelegt sei, an dem alle Theile der Universität in der Vereinigung für einen würdigen Zweck ihre innere Zusammengehörigkeit auch äusserlich darstellen, warf er einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen der Philosophie und den übrigen Fächern. Er führte aus, dass die Philosophie ursprünglich, bei den Alten, alle wissenschaftlichen Bestrebungen in sich befasst habe, dass sie sodann, im Mittelalter, mit einem Theil ihrer Untersuchungen in den Dienst der Theologie gezogen, als selbständige Wissenschaft dagegen auf das Gebiet der weltlichen Dinge beschränkt worden sei; dass ihr endlich, nach ihrer Emancipation von der Theologie, in der Neuzeit die besonderen Wissenschaften in relativer Unabhängigkeit zur Seite getreten seien, und in Folge dessen die Frage nach ihrem Verhältniss zu jenen, ihren eigenthümlichen Aufgaben und Leistungen sich erhoben habe. Die Beantwortung dieser Frage ist nun, wie der Redner bemerkte, in erster Linie von den Bestimmungen über die Entstehung unserer Begriffe und die Bedingungen des philosophischen Erkennens abhängig. Wer ein apriorisches Wissen zugiebt, der kann auch eine apriorische Construction des Wirklichen versuchen, wie sie schon Plato verlangt, und in neuerer Zeit Hegel in der grossartigsten Weise unternommen hat; er kann die Philosophie als die apriorische Wissenschaft von allen andern, als den Erfahrungswissenschaften, unterscheiden.

*) Rede zum Geburtsfeste des höchstseligen Grossherzogs Karl Friedrich von Baden und zur akademischen Preisvertheilung am 23. November 1868 von Dr. E. Zeller, o. ö. Professor der Philosophie, dermaligem Prorector. Ueber die Aufgabe der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften. Heidelberg 1868. Buchdruckerei von G. Mohr. 30 S. in 4.

Digitized by Google

Wer dagegen der Ansicht ist, zu welcher der Redner sich bekannte, dass zwar die Entstehung und Beschaffenheit unserer Vorstellungen durch die inneren (apriorischen) Gesetze des Vorstellens bedingt sei, aber aller Inhalt derselben aus der inneren und äusseren Erfahrung herstamme, für den ist es weit schwieriger, die specifische Leistung der Philosophie aufzuzeigen, durch welche sie sich von allen andern Fächern unterscheidet, und auf welcher ihre Berechtigung als einer selbständigen Wissenschaft beruht. Um seinerseits dieser Aufgabe zu entsprechen, durchging der Redner das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit; er unterschied zunächst die praktischen Wissenschaften, welche nicht am wissenschaftlichen Erkennen rein als solchem, sondern an einer gewissen Einwirkung auf das menschliche Leben ihren letzten Zweck haben, von den theoretischen, und er zeigte am Beispiel der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Heilkunde, dass alle praktischen Fächer ohne Ausnahme ein theoretisches Wissen voraussetzen, welches um so tiefer und reicher sein müsse, je höher sie selbst stehen. Unter den rein theoretischen Fächern, welche auf unsern Universitäten vorzugsweise von der philosophischen Facultät vertreten sind, unterschied der Redner wieder drei Klassen: die naturwissenschaftlichen, die geschichtlichen und die philosophischen; und dass auch die letzteren als solche unentbehrlich seien, dafür berief er sich zunächst schon auf das Vorhandensein eines ihnen eigenthümlichen, unter keine andere Wissenschaft fallenden Gebietes. Der Gegenstand der Naturwissenschaften ist die Körperwelt und die Vorgänge in der Körperwelt; die Bewusstseinserscheinungen lassen sich, wie diess der Redner namentlich dem Materialismus gegenüber näher nachwies, weder auf körperliche Vorgänge zurückführen noch mit den der Naturwissenschaft eigenthümlichen Methoden erforschen; die Geisteswissenschaften bilden daher ein eigenthümliches, von der Naturwissenschaft verschiedenes Gebiet wissenschaftlicher Untersuchung. Innerhalb dieses Gebiets aber können wir uns nicht mit der blos geschichtlichen Kenntniss der Thatsachen begnügen, sondern zu den Geschichtswissenschaften muss die Philosophie als diejenige Wissenschaft hinzukommen, welche sich mit den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur, dem Wesen des menschlichen Geistes und den aus ihm sich erzeugenden stehenden Formen der menschlichen Thätigkeit und des menschlichen Gemeinlebens beschäftigt.

Neben den eigenthümlichen Aufgaben der verschiedenen Wissenschaften kommt aber auch das gemeinsame in ihrem Verfahren, ihren Voraussetzungen und ihrem Inhalt in Betracht. Die allgemeinen Gesetze des Denkens, die allgemeinen Formen und Regeln des wissenschaftlichen Verfahrens kann keine von den besondern Wissenschaften, sondern nur die Logik, als philosophische Wissenschaft, feststellen. Die Untersuchung der menschlichen Erkenntnisskräfte, die Erkenntnisstheorie, welche für die ganze Richtung

Digitized by Google

und Gestalt der wissenschaftlichen Thätigkeit diese durchgreifende Bedeutung hat, fällt ausschliesslich der Philosophie zu. Jene Begriffe, deren sich alle Wissenschaften gleichsehr bedienen, wie die Begriffe des Dinges, der Eigenschaft, der Ursache und Wirkung, der Kraft, der Veränderung u. s. w. können nur von der Philosophie, und näher von der Metaphysik, wissenschaftlich untersucht werden. Auch die Prüfung und Feststellung der eigenthümlichen Voraussetzungen, von welchen die besonderen Wissenschaften, jede in ihrer Sphäre, ausgehen, der jeder von ihnen zu Grunde liegenden Begriffe, geht über die Grenzen dieser Wissenschaften selbst hinaus, da sie theils durch die Vergleichung dieser bestimmten Gebiete mit allen andern, theils durch die Beobachtung der psychischen Vorgänge bedingt ist, durch welche jene Begriffe uns entstehen. Wenn uns endlich der Zusammenhang alles Seins auf die einheitliche Ursache der Welt hinweist, so zeigt sich an diesem Punkte gleichfalls die Nothwendigkeit einer umfassenden Untersuchung, und diese Untersuchung kann nur einer solchen Wissenschaft angehören, welche sich nicht mit einer besonderen Form des Seins, sondern mit der Gesammtheit des Seienden und ihren Gründen beschäftigt. So ist von den verschiedensten Seiten her die Philosophie, oder diejenige Wissenschaft gefordert, welche von der Beobachtung unserer inneren Thätigkeiten und Zustände ausgeht, um auf dieser Grundlage theils die formalen Bedingungen des Wissens und die Gesetze des wissenschaftlichen Verfahrens, theils die Natur, die Thätigkeiten und Aufgaben des menschlichen Geistes, theils das allgemeine Wesen und die allgemeinen Gründe des Wirklichen zu erforschen. Das Verhältniss dieser Wissenschaft zu allen andern ist das einer gegenseitigen Unterstützung und Ergänzung: einerseits hat sie von allen zu lernen und ihre Ergebnisse für sich zu verwendeu, andererseits reichen aber auch alle mit ihren Wurzeln in ihr Gebiet hinab, sie soll für alle den Grund legen und sie zur Einheit verknüpfen. Ihr liegt es daher vorzugsweise ob, den Zusammenhang aller Wissenschaften zum Bewusstsein und zur Geltung zu bringen.

»Auf dem Gedanken dieses Zusammenhangs« — so schloss der Redner diesen Theil seines Vortrags — »ruhen unsere Universitäten. Eine Universität ist mehr, als nur eine Sammlung von einzelnen Fachschulen; ihre Bedeutung beruht nicht blos auf dem Zusammen*sein*, sondern auf dem Zusammen*wirken* aller ihrer Mittel und Kräfte; darauf, dass jeder ihrer Lehrer den andern von seinem geistigen Besitz mitzutheilen, von den andern zu lernen, mit den andern für die gemeinschaftlichen Zwecke zusammenzuarbeiten bereit ist; dass andererseits ihre Schüler nicht blos die Vorkenntnisse für einen bestimmten Lebensberuf, sondern mit diesen Kenntnissen zugleich auch das höhere, die wissenschaftliche Ausbildung ihres Geistes auf ihr suchen, und für alles, was diesem Zweck dienen kann, sich die lebendige Empfänglichkeit bewahren. Je kräfti-

Digitized by Google

ger dieses Bewusstsein von der Zusammengehörigkeit alles Wissen die Lehrenden wie die Lernenden durchdringt, je fruchtbarer es sich in ihnen bethätigt, um so sicherer werden unsere Hochschulen das sein, was sie sein sollen: universitates litterarum, Bildungsstätten, welche das geistige Leben unserer Zeit und unseres Volkes in der Form des wissenschaftlichen Gedankens zusammenfassen, läutern, bereichern und fortpflanzen.«

An der Universität selbst fanden im Laufe des Jahres die folgenden Veränderungen statt:

Durch den Tod verlor die Universität keinen der ihr ausschliesslich angehörigen Lehrer: dagegen starb am 27. März der auch an ihr als Lehrer wirkende praktische Arzt, Medicinalrath und Bezirksarzt Dr. Gustav Mezger.

Aus dem Kreise der akademischen Lehrer schieden: Der ord. Professor der Mathematik, Dr. Otto Hesse, und der ausserordentl. Professor in der philosophischen Facultät, Dr. Emil Erlenmeyer, die einem Rufe an das Polytechnikum in München folgten; der ausserordentl. Professor in der philosophischen Facultät, Dr. Carl Mendelssohn-Bartholdy, der zum ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Freiburg, der Privatdocent in der philosophischen Facultät, Dr. Ernst Martin, der zum ausserordentl. Professor an derselben Universität ernannt wurde; dem ausserordentl. Professor in der medicinischen Facultät, Dr. Jacob Hermann Knapp, welcher von hier nach New-York übersiedelte, wurde die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst ertheilt; der Privatdocent der Philosophie, Dr. Jakob Richter, ist in Folge seiner mehrjährigen Abwesenheit aus der Zahl der hiesigen Docenten ausgetreten.

Es traten dagegen folgende Lehrer ein: Für den erledigten Lehrstuhl der Symbolik, Dogmatik, Ethik und Kirchengeschichte wurde der ordentl. Professor der Theologie in Giessen, Dr. Wilh. Gass, für die Professur des Criminalrechts und Criminalprocesses, sowie des Kirchenrechts, wurde unter Verleihung des Charakters als Geheimerath dritter Klasse der Geheime Justizrath Prof. Dr. Emil Herrmann in Göttingen ernannt. Der aus Rostock hieher berufene ordentl. Professor der Chirurgie und Director der chirurgischen Klinik, Dr. Gustav Simon, ist in sein hiesiges Amt eingetreten. Dem Privatdocenten Dr. Otto Becker in Wien wurde die ordentliche Professur für Augenheilkunde und die Leitung der neu errichteten Universitäts-Augenklinik übertragen, welche derselbe gleichfalls bereits angetreten hat. Als Privatdocenten habilitirten sich: bei der juristischen Facultät Dr. Gustav Adolf Schlayer, bei der philosophischen Facultät die Doctoren Heinr. Thorbecke, Albert Ladenburg, Adolph Mayer.

Digitized by Google

Von den Docenten unserer Universität wurden zu ausserordentl. Professoren befördert: bei der theologischen Facultät Lic. Friedrich Nippold; bei der juristischen Dr. Carl Richard Sonntag; bei der medicinischen Dr. Franz Knauff und Dr. Carl Heine; bei der philosophischen Facultät die Doctoren Emil Ruth, Carl Wilhelm Fuchs, Alexander Riese, Paul Du Bois-Reymond.

Professor Knauff ist die Stelle des hiesigen Bezirksarzts mit der Verpflichtung zu Vorlesungen über gerichtliche Medicin und Hygieine übertragen, Professor Köchly zum ausserordentlichen Mitglied des Oberschulrats für die Dauer von drei Jahren ernannt worden.

Den Geheimeräthen dritter Klasse, Bunsen, Bluntschli, und Helmholtz, wurde der Charakter als Geheimeräthe zweiter Klasse, dem Geheimen Hofrath Renaud der Charakter als Geheimerath dritter Klasse verliehen; Hofrath Kopp wurde zum Geheimen Hofrath, die Professoren Friedreich und Simon zu Hofräthen ernannt, dem Musiklehrer Boch die Eigenschaft eines akademischen Musikdirectors ertheilt. Geheimerath Helmholtz wurde durch das Commandeurkreuz zweiter Klasse des Zähringer Löwenordens, die Professoren Blum und Köchly durch das Ritterkreuz erster Klasse desselben Ordens ausgezeichnet; Geheimerath Bluntschli erhielt den königl. preussischen Kronenorden zweiter Klasse, Geheimerath Renaud das Ritterkreuz des königl. sächsischen Albrechtsordens. Dem Geheimerath Herrmann ist von der theologischen Facultät zu Bonn, dem gegenwärtigen Prorector von der hiesigen theologischen Facultät die Würde eines Doctors der Theologie verliehen worden.

Am 6. December feierte die Universität das 50jährige Jubiläum der Ernennung des Geh. Rath Rau zum ordentlichen Professor, damals an der Universität Erlangen, am 26. Dec. das gleiche Jubiläum des vor 50 Jahren an hiesiger Universität zum ordentlichen Professor der Rechte ernannten Geh. Rath Rosshirt.

Es fanden im Laufe des Jahres die folgenden Promotionen statt:

In der juristischen Facultät wurden zu Doctoren promovirt: Am 29. Jan.: Jean de Poliso aus Rumänien; am 3. März: Abrah. Christoph aus Ibersheim; am 5. März: E. S. Walace aus Amerika; am 10. März: Georg Dametresku aus Rumänien; am 17. Graf P. v. Tiesenhausen aus Esthland; am 20. März: Hermann Haag aus Frankfurt a. M.; am 21. März: Th. A. Roscher aus Hamburg; am 24. März: Gustav Adolph Saling aus Hamburg; am 27. März: August Carl Roller aus Illenau; am 4. April: Amtsrichter Babo aus Baden; am 28. Mai: Justus Richard Foesser aus Frankf. a. M. am 23. Juni: Alb. Orbanowski aus Danzig; am 11. Aug.: Wilh.

Digitized by Google

Foster aus New-York; am 13. Aug.: Paul Friedr. Theod. Flemming aus Hamburg; am 14. Aug.: Heinrich P. M. Oldenburg aus Hamburg; am 21. Aug.: Wilh. Farnam aus Amerika; am 22. Octob.: Sebastian Bier aus Cöln; am 27. Oct.: Joh. Leonard aus Amerika; am 12. Decbr.: Andreas Muss aus Bamberg; am 22. Decbr.: Otmar Mohl aus Heidelberg.

In der medicinischen Facultät: Am 14. Juli: Wilhelm Orange aus England; am 30. Juli: Joseph Kakrzewski aus Polen; am 22. Decbr.: Philipp Fritsch aus Friedberg im Grossh. Hessen.

In der philosophischen Facultät: Am 28. Febr.: Wilh. Pfl[illegible] aus Amerika; am 29. Febr.: Otto Hecht aus Zweibrücken; am [illegible]: Carl von Küster aus Petersburg; am 5. März: Max [illegible] Mannheim; am 6. März: Eugen A. Smith aus Alabama in Amerika; am 7. März: Wilh. Pöhn aus Darmstadt; am 8. März: Otto Pusch aus Minden; am 14. März: Ludwig Deurer aus Mannheim; am 22. April: Moritz Dessauer aus Kajür in Ungarn; am [illegible]. Mai: Friedrich Ratzel aus Carlsruhe; am 12. Juni: Joachim Menkes aus Lemberg in Galizien; am 13. Juni: Otto Olshausen aus Berlin; am 16. Juni: Friedrich Klock aus Breslau; am 13. Juli: Wilhelm Thölke aus Gastrup im Grossh. Oldenburg; am 30. Juli: Georg Thibaut aus Heidelberg; am 31. Juli: Theodor Grundmann aus Kattowitz in Preussen; am 3. August: Paul Schifferdecker aus Königsberg; am 5. Aug.: Gustav Lindenmeyer aus Ulm; am 16. Octob.: Johann Meyer aus Lübeck; am 20. Oct.: Eduard Breyns aus Petersburg; am 21. Oct.: Richard Stein aus Reval; am 27. Oct.: Paul Wilhelm Vogel aus Chemnitz; am 28. Octob.: Gustav Rosenthal aus Mannheim; am 30. Oct.: Wilh. Haager aus Undenheim in Rheinhessen; am 3. Nov.: Karl Klein aus Hanau; am 5. Nov.: Eduard Treiber aus Ratibor in Preussen; am 17. Novbr.: Hiram Sibley aus Amerika; am 5. Dec.: Louis Janke aus Strassburg in Preussen; am 15. Decbr.: Plutarchos Papajohannu aus Griechenland.

Ausserdem fanden die folgenden Ehrenpromotionen statt: In der theologischen Facultät wurden zu Doctoren der Theologie honoris causa am 27. November ernannt:

Hofrath und Professor Eduard Zeller an hiesiger Universität, »qui (so lautet das Diplom) ut philosophiae antiquae gnarissimus historiam ejus si quis hujus temporis acriter investigavit et accurate enarravit, sic theologiam quoque quam ab initio capessiverat, postea non deseruit verum historici et critici generis studiis atque eruditionibus magnopere auxit et locupletavit.«

Stadtpfarrer Oskar Schellenberg zu Mannheim, und zwar: »ob eruditionem insigni liberalium et sacrarum litterarum scientia nec non scriptis comprobatam, ob eloquentiam in rebus

Digitized by Google

divinis egregiam, ob libertatis demum christianae contra oppugnatores defendendae multos per annos exploratam constantiam.«

Gustav Lisco, Licentiat der Theologie und Prediger zu Berlin, »qui quum nihil omiserit quod virum pium eundemque litteris artibusque eruditum deceat tum in defendenda religionis veritate ac dignitate eximiam virtutem constantiam prudentiam comprobavit atque insignis rerum ecclesiasticarum promotor exstat.«

In der juristischen Facultät wurde dem Geh. Rath und Professor Dr. Ferdinand Walter zu Bonn die vor fünfzig Jahren hier erlangte Würde eines Doctors beider Rechte in einem Diplom unter dem 10. August erneuert; es heisst darin von demselben: »qui juvenis armis pro patriae libertate sumptis mox juris studiosus in hac academia jam decimo septimo hujus saeculi anno in certamine literarum palmam reportavit ac proximo anno post examen summa cum laude peractum summos in utroque jure honores obtinuit exhibita hac ipsa quae praemium tulit dissertatione de injuriis quae dicuntur reales ex principiis juris romani. Qui deinde privatim in nostra academia docens mox Bonnam vocatus professor Bonnensem academiam quinquaginta propemodum per annos docendo aeque ac scribendo illustravit; Qui varias juris disciplinas excoluit pluribus libris eximiae doctrinae conscriptis, egregie meritus tam de jure ecclesiastico, cujus doctrinam libro ter decies typis repetito semperque aucto et in plures linguas translato exposuit quam de jure romano et germanico cujus utriusque historiam alterius quoque doctrinam libris pluries repetitis et in alias linguas translatis tradidit juris naturalis denique et politiae praecepta atque leges institutaque Cambriae singularibus libris luculenter tractavit; Qui rerum publicarum conciliis quoque interfuit summoque patriae amore animi candore morum probitate ac pietate excellit.«

Eben so wurde dem Herrn Jacob Cornils aus Schlesswig-Holstein die vor fünfzig Jahren hier erlangte Würde eines Doctor's beider Rechte in einem Diplom unter dem 5. December erneuert.

In der philosophischen Facultät wurde am 6. December dem Geh. Rath Rau zur Feier seiner Ernennung zum ordentlichen Professor vor fünfzig Jahren eine Gratulationstafel überreicht, in welcher es heisst: »Qui de scientia oeconomiae politicae omnium meritissimus docendo scribendoque in nostra universitate quinquaginta ferme per annos inclaruit non nestor tantum a viris harum rerum in Germania peritis verum etiam princeps merito vocatus pieque cultus. Qui Germanicae scientiae laudem et nostrae universitatis gloriam ultra patriae fines ad exteras quoque gentes propagavit, quibus per discipulos atque libris in ipsarum linguam translatis innotuit; Qui integris et animi et corporis viribus florens omnibus collegis et carissimus et aestimatissimus non minus summa intelligentia et sagacitate quam candore humanitate pietate excellit.«

Eben so wurde dem Geh. Rath Ehrenberg zu Berlin zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums vom 5. Novbr. ein

Digitized by Google

Gratulationstafel überreicht, in welcher es heisst: Qui juvenis itinera longinqua et difficillima per Asiae et Africae regiones invias parumque cognitas impavidus suscepit indeque scientiam rerum naturalium multis novis inventis ita auxit et amplificavit, ut summis in hoc genere viris adscriberetur; Qui maximo ardore ductus cognoscendi ea, quae in rerum natura vel minima esse interque animalia et plantas fere fluctuare videantur, his accuratius examinandis summam curam tribuit et in intimos naturae secessus penetrans tenuibus modo praesidiis adjutus, qualia illa aetate suppetebant ab ipso dein magnopere augebantur, Infusoriorum doctrinam amplius excultam in justam disciplinae formam primus evexit eamque sic constituit ut reliquae rerem naturalium disciplinae plurima et incrementa et adjumenta inde caperent omnibusque manifestum fieret, quanta sit Infusoriorum vis et propagatio per omnem terram qualis nunc est, ubi tam in marium profunditate occulta latent quam per aerem ventis ubique feruntur et qualis fuit in qua vitam illa habuisse validis documentis ipsisque montibus permagnis quos formarunt adhuc constat; Qui haec ipsa rerum naturalium studia aliaque cum his conjuncta quae enumerare longum est ad senectutem usque indefesso labore coluit et in dies promovit multisque aliis rerum naturalium studiosis facem praetulit exemplumque proposuit, quod quidem sequerentur cum assequi illud non possent.«

Die Reihe der Universitätsinstitute ist durch die Errichtung einer (aus der früheren Knapp'schen Privatanstalt hervorgegangenen) Universitäts-Augenklinik um ein neues Glied vermehrt worden, das wir mit um so lebhafteren Wünschen und Hoffnungen für seine Zukunft begrüssen, je augenscheinlicher die Unentbehrlichkeit einer solchen Anstalt für einen wichtigen Theil des medicinischen Unterrichts ist. Auch die älteren Anstalten und Sammlungen haben, neben ihrer regelmässigen Dotation, noch mannigfache weitere Förderung erfahren. Auf den Antrag der akademischen Behörden ist für die Universitätszwecke ein geräumiges, in der nächsten Nähe des Universitätsgebäudes gelegenes Haus angekauft worden, in dessen Erdgeschoss zunächst das archäologische Institut ausreichende und würdige Räume für seine sich stetig vermehrenden Sammlungen zu finden hofft. Demselben Insitut ist auch in diesem Jahre von einem Verein akademischer Lehrer aus dem Ertrag der öffentlichen Vorträge im Museum ein beträchtliches Geldgeschenk zugeflossen, welches zur Anschaffung von Gypsabgüssen von Antiken verwendet wurde; mehrere weitere Geschenke an Büchern und Bildwerken, Gypsabgüssen und Münzen, hat es der antiquarischen Gesellschaft in Mannheim und verschiedenen Privatleuten zu verdanken; unter den letzteren dem verewigten Geheimerath Gerhard in Berlin, dem hochverdienten Kunstforscher, dessen In-

Digitized by Google

teresse für unsere Anstalt sich noch durch eine nach seinem Tode vollzogene Verfügung bethätigt hat. Die Universitätsbibliothek hatte sich einer namhaften Erhöhung ihrer Dotation und vielfacher, theilweise sehr werthvoller Büchergeschenke zu erfreuen, welche ihr theils von der hohen Staatsregierung, theils von Seiten der königlich preussischen, königlich italienischen und kaiserlich französischen Regierung, der schweizerischen Bundesbehörde, des königlich sächsischen statistischen Büreaus, des handelsstatistischen Büreaus zu Hamburg, ferner von den Akademieen zu Wien, München, Brüssel und St. Petersburg und der Smithsonian Institution zu Washington, von Mitgliedern der Universität und von anderen, hiesigen und auswärtigen, Gönnern und Freunden zukamen. Von dem hochseligen König Ludwig I. von Bayern ist ihr die Originalhandschrift eines Bandes seiner Gedichte testamentarisch vermacht worden. Die ihr im vorigen Jahre durch Stiftung gewidmeten Bibliotheken unserer unvergesslichen Collegen Mittermaier und Häusser haben inzwischen ihre Aufstellung erhalten, und wie sie einen werthvollen Bestandtheil unserer Büchersammlung bilden, so werden sie auch immer auf's neue an die Männer erinnern, welche sie zusammengebracht und im Dienste der Wissenschaft so treu benützt haben. Unter den naturwissenschaftlichen Sammlungen ist die mineralogische, neben verschiedenen andern Geschenken, von Herrn Med. Stud. Schaffner durch eine schöne Suite mexikanischer Mineralien und Gesteine bereichert worden; das zoologische Kabinet verdankt den Herrn Hofrath Kapp und Professor Hofmeister viele seltene Exemplare von Insekten, und seinem Vorstand, Herrn Professor Pagenstecher, die auf seinen diessjährigen Reisen gesammelten Stücke; im botanischen Garten wurde ein pflanzenphysiologisches Laboratorium eingerichtet und mit den nöthigen Instrumenten versehen; dem Herbarium der Universität hat der Director des botanischen Gartens, Herr Professor Hofmeister, seine Privatsammlung einverleibt, und dasselbe dadurch um mehr als das doppelte seines bisherigen Bestandes vermehrt; von Herrn Stud. Schaffner ist ihm eine ansehnliche Sammlung mexikanischer Pflanzen übergeben worden. Der Entbindungsanstalt wurde von Herrn Dr. v. Belina-Swiontkowski ein sehr zweckmässiger, nach seinen Angaben construirter, Transfussionsapparat geschenkt.

Von dem im verflossenen Jahre gestellten Preisaufgaben hatte die zweite der philosophischen Facultät einen Bewerber gefunden, über dessen, mit dem Motto: »Eine Theorie muss stets der Thatsachen eingedenkt sein, auf welche sie sich stützt« bezeichnete Arbeit die Facultät folgendes Urtheil abgab:

»Die Facultät hatte verlangt, dass der Pascal'sche Satz vom Hexagramma mysticum und dessen von Steiner, Kirkmann, Cayley

Digitized by Google

und Salmon gefundene Erweiterungen von einem gewissen, in der Aufgabe bezeichneten, Ausgangspunkte aus bewiesen werden. Der Verfasser der eingelieferten Arbeit hat dieser Forderung genügt; der von ihm gegebene Beweis ist richtig und auf klare Weise dargestellt. Zwar hätte dieser Beweis noch mehr, als es geschehen ist, auf analytischem Wege geführt werden können, wodurch er an Eleganz und Interesse gewonnen hätte; trotz dem aber zeugt die Arbeit von so vielem speculativem Talent und so grossem Fleisse ihres Verfassers, dass ihre Krönung gerechtfertigt erscheint.«

Bei Eröffnung des versiegelten Zettels ergab sich als Verfasser: Paul Moeller aus Königsberg, Studirender der Mathematik und Physik.

Für das kommende Jahr hat die theologische Facultät folgende Preisaufgabe gestellt:

»Pauli apostolo de fide justificante doctrina explicetur atque cum ea hac de re sententia comparetur, quae est in epistola Jacobi.«

Eine deutsche Bearbeitung dieser Frage ist gestattet.

Die juristische Facultät verlangt eine

»Untersuchung des Instituts der Verjährung zuerkannter Strafen«;

Die medicinische Facultät eine wissenschaftliche Arbeit

»Ueber die Bedingungen, unter welchen die Transplantation ganz getrennter Haut und anderer Körpertheile zu Stande kommt.«

Der philosophischen Facultät sind, ihren Anträgen entsprechend, von nun an für jedes Jahr drei Preise zur Verfügung gestellt, bei deren Vertheilung die verschiedenen in ihr vertretenen Fächer abwechslungsweise nach einer bestimmten Reihenfolge berücksichtigt werden sollen. Die drei von derselben für das nächste Jahr gestellten Aufgaben sind diese:

1. aus dem Gebiete der klassischen Philologie und der Archäologie:

»Quae exstant apud veteres poëtas inde ab Homero Hesiodoque imaginum in clipeis effictarum descriptiones accurate colligantur, inter se et cum artis monumentis ex antiquitate servatis comparentur, indeque demonstretur, quam rationem in hujusmodi rebus tractandis utrique artifices secuti sint«;

2. aus dem Gebiete der Staatswissenschaften:

»Monographische Darstellung der politischen und wirthschaftlichen Lehren des Johannes Mariana«;

3. aus dem Gebiete der Chemie und Mineralogie:

»Die stalaktitischen Formen der Mineralien ihrer Entstehung, ihrer inneren Struktur und Beschaffenheit nach zu betrachten und die Art ihres Vorkommens nachzuweisen, nebst Angabe der Mineralien, bei welchen solche Gestalten getroffen werden.«

Digitized by Google

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Ein und sechzigster Jahrgang, 1868.

	Seite
Anacreontis Carmm. ed. Rose	532
Anthologia lyrica. Ed. Bergk	467
Aristotelis Opera. Ed Langkavel	465
Aschbach: Roswitha und Celtes. 2. Aufl.	953
At-tha'libi lataifo-l-ma'arif ed. de Jong	59
Bachofen: Die Unsterblichkeitslehre der Orphischen Theologie	185
Baring-Gould: Myths of the Middle Ages	644
„ The Silver Store	313
Bartsch: Chrestomathie Provençale 2. ed.	203
„ Der saturnische Vers u. s. w.	371
Bericht der historischen Commission der Münchner Akademie	796
Bierens de Haan: Tables d'Intégrales définies	225
Blümner: Archäologische Studien zu Lucian	789
Brandes: Ausflug nach Neapel	541
„ Die deutschen Wörter aus der Fremde	542
„ Themata zu deutschen Aufsätzen	783
Brandl: Urkundenbuch der Familie Teufenbach	13
Bundehesh von Justi	756
Caffiaux: L'oraison funebre d'Hypéride	241
Cavriues: Esquisses des troubles des Pays bas	104
Chabas: L'inscription hierogl. de Rosette	49
„ Determination metrique de deux mesures etc.	49
Cicero's Rede gegen Verres V. von Richter	458
Cicero von der Weissagung von Kühner	556
v. Cohausen: Ueber Cäsar's Rheinbrücken	149
Comparetti: Il discorso d'Iperide	241
Comte: Cours de philosophie positive	489
Cypriani Opp. e rec. Guil. Hartelii	785
Darwin: Das Variiren der Thiere und Pflanzen von Carus	813
La novella di Meser Dianese etc.	449
Diodor. ed. Dindorf	769
Dixon: Neu Amerika, von Oberländer	709
Draeger: Syntax und Stil des Tacitus	398
Dryander: Lectt. Lysiacae	877
Ebers: Aegypten und die Bücher Mose's	849
Erb: Ueber die Verschiedenheit der Leitungsfähigkeit u. s. w.	739
„ Ueber die galvanische Reaktion des Gehörnerven	746
Erdmann: De Pindari usu syntactico	520
Euripidis Medea. Ed. Klotz	152

Digitized by Google

	Seite
Fabricius: Indices ad Huschkii Jurisprud. Antejust.	271
Forster: Ansichten vom Niederrhein von Buchner	834
Fritsch u. Reiss: Beschreibung von Tenerife	666
G. Fritsche: Molière-Studien	878
Frontonis Epist. Rec. Naber	26
Fuchs: Kritische Studien zum Pandektentexte	159
Gaston Paris: Grammaire hist. de la lang. française	566
Geiger: Ueber Melanthon's oratio Caprionis	477
H. Genthe: Scholia in Lucanum	452
Geologische Beschreibung von Lahr und Offenburg	206
Geologische Beschreibung von Möhringen und Mösskirch	443
Gerlach: Cornelius Scipio Africanus major	278
W. v. Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III.	1
Gödeke u. Tittmann: Deutsche Dichter des XVI. Jahrhunderts	954
Goldbacher: De Apulei Floridd.	156
W. Grimm: Die deutsche Heldensage. 4. Aufl.	142
Grünhagen: Regesten zur schlesischen Geschichte. I—III.	6
Guibal: Arnaud de Brescia et les Hohenstaufen	561
Gümbel: Geognostische Beschreibung von Bayern	801
Haacke: Wörterbuch zu Cornelius Nepos	543
Hamberger: Christenthum und moderne Cultur	657
Hankel: Theorie der complexen Zahlensysteme	420
Harland u. Wilkinson: Lankashire Folk-Lore	81
Heigel u. Riezler: Das Herzogthum Bayern etc.	4
Helmholtz: Ueber discontinuirliche Flüssigkeitsbewegungen	723
„ Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie	733
Henderson: Notes on the Folk-Lore etc.	81
Das Heraldische Pelzwerk	316
Hermens: Der Orden vom hl. Grab	417
van Herwerden: Analecta critica	877
Heyner: Frankfurt im Jahr 1796	518
Hoffmann: Philosophische Schriften. Bd. I.	662
Holtze: Syntaxis Lucretianeae Lineamenta	767
Homers Ilias von Ameis. I.	575
Homers Odyssee von Ameis. 2. Bd. 3. Aufl.	462
Homeri Odyssea. Ed. La Roche	670
Honegger: Allgemeine Culturgeschichte	389
Höpfner u. Zacher: Zeitschrift für deutsche Philologie	913
Horatius Oden von Nauck. 6. Aufl.	395
Hornstein: Basaltgesteine des unteren Mainthals	78
Hüffer: Oestreich und Preussen etc.	545
Jaffé: Bibliotheca Rerr. Germann Tom. IV.	10
J. Janssen: Johann Friedrich Böhmer's Leben	569
Jordani Comm. de Suasoriis etc.	881
Jülg: Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft	264
„ Mongolische Märchen	817
Justiniani Institutt. Ed. Huschke	471
Kant's Werke von Hartenstein. V. Bd.	133
Kant's sämmtliche Werke von Hartenstein. III. Bd.	295
Keck: Die Gudrunsage	108
Kern: Symbolae criticae	528
Kiepert: Atlas von Hellas	153
Kiessling: Zur Kritik des Dionysius von Hal.	673
Kirchmann: Aesthetik	679
Knapp: Ermittelung der Sterblichkeit	231
„ Ueber Impfung von Gliomgewebe	751
Krantz: Verzeichniss von Mineralien	794
Kreta und der Aufstand gegen die Türken	161
Krueger: Fragmentum de jure fisci	815

Digitized by Google

Seite

Kuhn: Der Freiheitsbegriff 914
R. Kühner: Elementar-Grammatik der lat. Sprache . . . 280
Kutzen: Das deutsche Land. 2. Aufl. 705
Laboulaye: Geschichte der Vereinigten Staaten. I. Bd. . . 857
Langenbeck: Die theoretische Philosophie Herbart's . . . 429
Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte . . . 765
Lepsius: Aelteste Texte des Todtenbuches 49
Lindemann: Bibliothek deutscher Classiker I. 1. 392
„ Bibliothek deutscher Classiker I. 2—4. . . . 544
Die Literatur über die Königinhofer Handschrift 580
Löffler: Die Opfer mangelhafter Justiz 654
Lorentz: Neueste Geschichte, von Bernhardt 717
Lotze: Geschichte der Aesthetik 212
Lüders: Chrestomathia Ciceroniana II. 629
Ausgewählte Reden des Lysias von Frohberger . . . 875
Macrobius. Rec. Eyssenhardt 775
Mähly: Der Oedipus Coloneus des Sophocles u. s. w. . . 945
Martin: Russie et l'Europe 139
Maugeri: Lezioni di filosofia razionale 601
A. v. Meiller: Ueber das Chronicon Austriacum . . . 567
Heinrich v. Melk von Heinzel 14
Menke: Bibelatlas 637
Menzel: Unsere Grenzen 513
Mezger: Disputatt. Pindaricae 520
W. Michael: De ratione, qua Livius etc. 151
Mittermaier: Karte von Madeira 142
Mommsen: Athenae christianae 791
Müller: Die Schlacht an der Trebia 151
Correspondenz Napoleon's I. von Kurz 479
Neidig: Geologische Elemente 211
Niess: Der Keuper im Steigerwald 204
Nordenskiöld: Geology of Spitzbergen 474
Novus Avianus von E. Grosse 934
Ovidii libri ex Ponto, emend. Korn 631
Pagenstecher: Ueber d. Schichtungsverhältnisse sedim. Gesteine 721
„ Ueber einen Entwicklungsmodus d. Siphonophoren 732
„ Neues Verf. z. Aufbewahrungsweise zool. Gegenst. 738
Palacky: Geschichte des Hussitenthums 374
Paschen: Denkschrift über den Erzherzog Ferd. Maximilian . 320
Perrot: L'île de Crète 161
Pfahlbauten bei Cäsar 107
Philonea ed. C. Tischendorff 779
Phaedri Fabb. ed. L. Müller 469
Platon's Laches von Cron. 2. Ausg. 776
Polybii Hist. Ed. L. Dindorf 769
Poetae Lyrici Graeci ed. Bergk 200
Preuss: Kaiser Diocletian und seine Zeit 923
Prevost: Sur le pont construit par César 149
Prince: Etudes sur les Perses d'Eschyle 939
Publications de la société de Luxembourg 261
Rabus: Logik und Metaphysik 103
Rauchbar: Leben des Fürsten Georg von Waldeck v. Kurtze . 158
v. Reumont: Geschichte der Stadt Rom. II. Bd. 401
Rheinhard: Atlas orbis antiqui 865
„ Gallia. Athenae. Roma vetus 868
„ Album des classischen Alterthums 870
Rittweger: Neuere Geschichte von Frankfurt 516
Robert: Les légions du Rhin 642
John S. Roberts: Legendary Ballades of England . . . 661

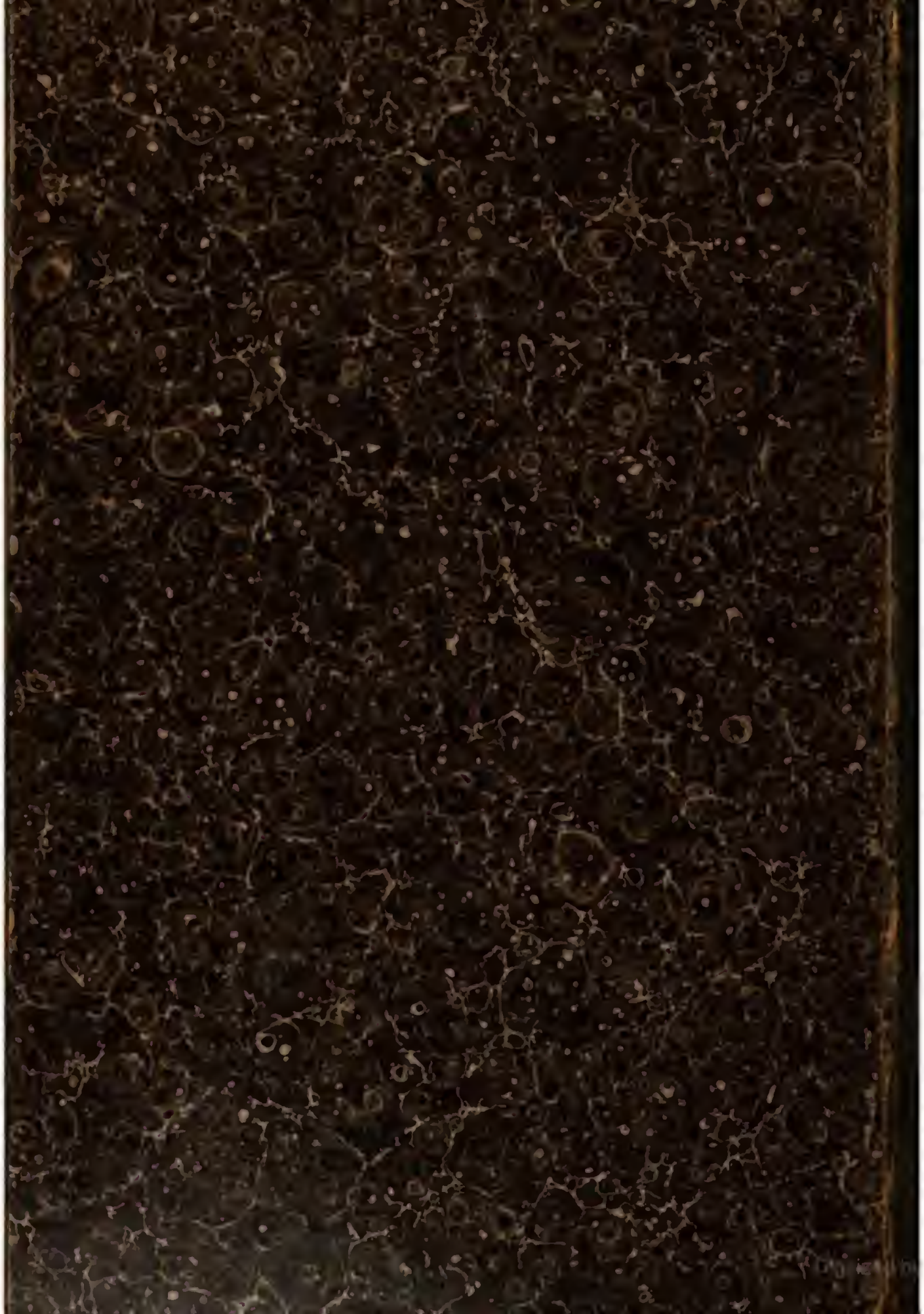
Digitized by Google

	Seite
Rochholz: Deutscher Glaube und Brauch	748
Em. de Rougé: Chrestomathie Egyptienne	49
Rubino: Beiträge zur Vorgeschichte Italiens	947
Ruland: Gutenberg-Album	952
Rüstow: Atlas zu Cäsar's gallischem Krieg	867
Sallustii Catilina etc. rec. Jordan	881
Sallustii Catilina etc. rec. Dietsch	881
Schäfer: Geschichtstabellen. Eilfte Auflage	848
Scherer: Geschichte der deutschen Sprache	908
Schiller's Schriften. I. II.	62
Schlömilch: Uebungsbuch zum Studium der höheren Analysis	862
Schmitt-Blank: Lateinische Vorschule	845
Schneller: Märchen und Sagen aus Welschtirol	307
Schnitzer: De Pindaro nuper. emendato	84
Tagebuch des E. v. Lassota von Schottin	387
Schrauf: Lehrbuch der physikalischen Mineralogie	668
Schröter: Mittheilungen des Vereins für Saarbrücken	263
Schuchardt: Der Vokalismus. Bd. III.	634
Schulte: Lehrbuch des Kirchenrechts	481
Schulz: Reimregister zu Wolfram von Eschenbach	77
Sedulii Carmm. ed. Grosse	538
Senft: Die krystallinischen Felsgemengtheile	210
Simeonis Sethi Syntagma. ed. Langkavel	773
Sophokles von Donner. 6. Aufl.	929
Sophoclis Tragoediae ed. Wunder (Oedipus Colon.)	394
Spratt: Travels in Creta.	161
Stadelmann: Byron's Hebräische Gesänge	446
" Aus Tibur und Teos	273
Stark: Die Kosenamen der Germanen	369
Studer et Escher: Carte géologique de la Suisse	265
Süpfle: Aufgaben zum latein. Styl. III. Fünfte Auflage	840
" Uebungsschule der lateinischen Syntax.	842
Annalen des Tacitus von Dräger	872
Teichmüller: Beiträge zur Poetik des Aristoteles	367
Die Brüder des Terenz von Geppert	393
Tschischwitz: Shakespeare-Forschungen.	284
Tyler: Ueber die Urgeschichte der Menschheit, von Müller	321
Ueberweg: Grundriss der Philosophie. 3. Theil	346
Urlichs: Vindiciae Plinianae	103
Vergili Opp. IV. (Appendix Verg.) Ed. Ribbeck	454
Voigtel: Stammtafeln zur Geschichte von Cohn	720
Wagner: Flores et Fructus Latini	843
Walter: Naturrecht und Politik	385
Walther: Die Hofbibliothek zu Darmstadt	129
Weber: Allgemeine Weltgeschichte. Bd. VII.	824
Weidner: Historisches Quellenbuch II. Drittes Heft	396
Whitney: Language and the study of language	17
Wilmovsky: Die römische Villa zu Nennig	257
Winckler: Die Wohnhäuser der Hellenen	959
Xenophon's Griech. Geschichte von Büchsenschütz. 2. Heft	656
Zacher: Pseudocallisthenes	97
Ziegenbalg: Die malabarischen Götter	145
Zonarae Epitom. Hist. ed. L. Dindorf	771

Digitized by Google

32101 064062050

Digitized by Google


Digitized by Google